Enc. 253 b - 9

Digitized by Google

<36605915850014

<36605915850014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Neunter Band.

Po — Ry.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln und Bonn,

Comptoir für Kunst und Literatur.

1828.

33 Gha/48/18

Digitized by Google

Enc. 253 b. / 9

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Po, der vornehmste Fluß Italiens, entspringt im Berge Viso in Piemont an Frankreichs Gränze, macht von Pavia an die Gränze des östreichischen Königreichs Lombardei und Venedig mit Sardinien, Parma, Modena und dem Kirchenstaat, und ergießt sich nach einem Lauf von 70 Meilen in den Meerbusen von Venedig durch 4 Ausflüsse. Er nimmt viele Flüsse, z. B. Dora riparia, Dora baltea, Orco, Sesia, Tanaro, mit Stura und Bormia, Taro, Reno, Tessino, Adda mit Serio und Oglio, Lambro, Trebia, Olona, Gogna, Mincio, Crostolo, Panaro, Semi ꝛc., ist gleich nach seinem Ursprung schiffbar, und muß gegen die aus den Alpengewässern im Sommer enstehenden Ueberschwemmungen durch kostbare Dämme gesichert werden. Er giebt nach Riccioli dem Meer in jeder Stunde 421.000.000 Kubikfuß Wasser. Von ihm hatten ein franz. und 2 Depart. des Königreichs Italien den Namen.

Pochwerke sind Maschinen, mit welchen das Scheide- oder Stufenerz in kleinere Stücke zermalmt, oder zu Pulver zerstampft wird. Jenes geschieht vermittelst eines eisernen Hammers mit der Hand; dieses vermittelst mehrerer Stampfen, die eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus (s. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemälden ausgeschmückt (vergl. Polygnotus). Auch Zeno der Stoiker lehrte hier und seine Schule hieß davon die stoische, weil der griechische Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken, Schutz- oder Kuhpocken, bleifarbene, sogenannte blav-Blattern, welche an den Eitern der jungen Kühe von selbsten entstehen und deren helle Feuchtigkeit (Lymphe) unter die Haut der Menschen durch Einschnitte gebracht, eben solche Pocken erzeugt, welche gegen die Menschenpocken sichern. Nach den Schleswig-Holstein. Provinz. Berichten d. J. 1815 ist die Vaccine eine deutsche Erfindung. Der Schullehrer Plett zu Sackendorf bei Kiel machte im J. 1790 die Erfahrung, daß wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit geblieben wäre. Er versuchte daher im J. 1791 zu Hasselberg absichtlich an drei Kindern die Impfung mit Kuhblattern. Sie gelang. Fünf Jahre später machte der Arzt Jenner in England dieselbe Entdeckung (sein Werk erschien 1796); er ward dadurch der Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts, und das Parlament bewilligte ihm ein Geschenk von 30.000 Pf. St. Durch seinen thätigen Eifer entstand das Schutzpocken-Institut in London, welches die Vaccination bis nach Persien, auf der Küste Coromandel, Jamaika und in andere Länder mehr verbreitet hat. Auf dem Cap und in Ceylon wurden dadurch die Menschenblattern gänzlich ausgerottet. Auch die königl. dänische Vaccinations-Commission, die Berliner-, die Mainzer-Impfanstalt, die Centralgesellschaft der Vaccine zu Paris und fast alle Regierungen haben die Einführung der Schutzblattern sehr befördert. Nach Beobachtungen von Pariser Aerzten leiden vaccinirte Kinder sehr selten an den Skropheln. Der Reiz der Schutzblattern entwickelt nämlich im Innern der thierischen Oekonomie eine solche Thätigkeit, daß dadurch oft langwierige Kränklichkeiten, welche von Fehlern der lymphatischen Gefäße abhingen, geheilt worden sind. Gilbert Blanc hat gefunden, daß die Bevölkerung von London in den ersten 10 Jahren nach Einführung der Schutzpocken um 100.000 M. zugenommen, die Zahl der Todten hingegen abgenommen habe. Indeß behauptet der

Digitized by Google

ilallen. Arzt Ruscont in seiner Schrift (1816) über die Kuhpocken in politischer Hinsicht, daß seit Einführung der Vaccine nicht weniger Kinder gestorben sind, als zuvor, wie aus den Todtenlisten von Pavia von 1801 bis 1815 folge. Die Bevölkerung gewinne also durch die an sich heilsamen Schutzpocken nichts, den sie hange einzig von der Vermehrung der Nahrungsmittel ab. Uebrigens beruht die jetzt mit Unrecht aufs Neue bezweifelte Wirksamkeit der Vaccine ganz auf der guten Beschaffenheit des Impfstoffs. Vergl. Krauß: die Schutzpocken-Impfung in ihrer endlichen Entscheidung als Angelegenheit des Staats, der Familien und des Einzelnen. Nürnb. 1818. Nach Jenner (s. d. Art.) hatte auch Bryce viel Verdienst um die Vaccination.

Pockels (Karl Friedr.), geboren 1757 zu Wörmlitz bei Halle, studirte in Halle besonders alte und neue Literatur und Philosophie, worin er sich theils Eberharden, theils Niemeyern näherte. Kaum 25 Jahr alt, ward er von dem bekannten Rochow dem damaligen Herzog von Braunschweig zum Erzieher seiner beiden Prinzen empfohlen. Der glücklichen Muße und Unabhängigkeit, deren er sich in dieser Stelle erfreute, verdankten mehrere psychologische Werke ihr entstehen, worunter besonders sein Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (1797 — 1802, und dann 1806, 2 Bde.), und der Mann (1805 — 1806, 4 Bde.) zu erwähnen sind. Eine Anstellung, die Johannes Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab ihm Herzog August wieder sein Haus; auch ward ihm die Censur übertragen. Seine Gesundheit erlag aber bald seinen unausgesetzten Arbeiten, und ein Schlagfluß endete im Jahr 1814 sein Leben. Seine Schriften zeichnen sich durch schöne Darstellung und durch die freien und wahren psychologischen Beobachtungen, die in ihnen niedergelegt sind, aus.

Pococke (Eduard), Professor der arabisch-n Sprache zu Oxfort, geboren daselbst 1604, reiste, um sich in den orientalischen Sprachen zu vervollkommen, nach der Levante, war einige Jahre Caplan einiger englischen Kaufleute zu Aleppo, wurde nach seiner Rückkehr 1636 Lehrer der arabischen Sprache zu Oxford durch Vermittelung des Erzbischofs Laud, der ihn schon im folgenden Jahre wieder nach Constantinopel sandte, um orientalische Manuscripte einzukaufen. Er wurde 1648 Professor und Canonikus und starb 1691. Er gab heraus: die Annalen des Patriarchen Eutychius von Alexandrien, Oxford 1659. 2 Bde. 4.; die Histor. dynastiar. orient. von Gregor Abulpharadsch oder Bar Hebräus, ebd. 1672. 2 Bde. 4.; eine syrische Uebersetzung des zweiten Briefes Petri, des zweiten und dritten von St. Johannes und den von St. Juda, 1630. 4.; eine Uebersetzung des Buches Porta Mosis, 1655. 4.; Commentarien über die Propheten Micha, Maleachi, Hoseas und Joel in englischer Sprache. 3 Bde. Fol.; Specimen historiae Arabum, 1650. 4. u. a. m. — 2) (Richard), Doktor der Theologie, ein Verwandter des Vorigen, geb. zu Southampton 1704, unternahm 1737 eine Reise nach dem Orient und kehrte 1742 nach England zurück, ward nach und nach Hauskaplan des Vice-Königs von Irland, Archidiakonus von Dublin, 1756 Bischof von Ossory, 1765 von Maath und starb im September desselben Jahres. Man hat von ihm: Description of the East and some other Countries, with an ilinarie in Europe, London 1743. 2 Bde. Fol.; Deutsch von C. E. von Windheim, Erlangen 1754 3 Thl. 4. mit Kpfrn., verbessert von J. F. Breyer und mit Anmerkungen erläutert von J. C. D. Schreber, ebend. 1774. 3 Th. 4.; mit einem neuen Titelblatte, ebd. 1790. Auszug im 1. Bde. der Berliner Sammlung von Reisebeschreibungen; franz., Paris 1772 und 1773. 7 Bde. 12.

Podagra (Arthritis Pedum), ist diejenige Art von Gicht, die sich durch einen heftigen, stechenden, langanhaltenden Schmerz in den Gelenken

Digitized by Google

des Fußes, besonders in der großen Fußzehe auszeichnet. Der Schmerz kann manchmal viele Wochen, ja ganze Monate anhalten; bei den meisten tritt er nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig ein. Gewöhnlich kommen die Anfälle des Jahres einmal, im Frühlinge oder im Herbste, bei manchen auch zweimal, selten öfters. Das Podagra ist eine sehr hartnäckige Krankheit; doch ist die Meinung, daß sie unheilbar sey, ungegründet und nachtheilig. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er nicht gefährlich; denn er giebt den Beweiß, daß die Natur noch so viel Kraft hat, den Gichtstoff gleichsam in die äußersten Gränzen des Organismus zu treiben und da auszuscheiden. Der Schmerz kann durch Abkürzung der Entzündungsperioden in kürzerer Zeit gelindert und in der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch Anwendung einfacher Mittel und Entfernung der veranlassenden Ursachen allmählig vermindert und endlich gehoben werden; aber wenn man diese Maßregeln zu nehmen vernachläßigt, nimmt die Krankheit einen gefährlichen Charakter an, die Gichtanfälle treten unregelmäßig ein, die Kraft wird schwächer, das Podagra schlägt zurück, wie man zu sagen pflegt, und der Kranke kommt immer in Lebengefahr. (S. Gicht.)

Poelenburg (Cornelius), Maler, geboren zu Utrecht 1580, bildete sich in Rom anfangs nach Elzheimer, dann nach Raphael, ahmte, in sein Vaterland zurückgekehrt, Rubens nach und starb in Utrecht 1760. Bronkhorst, Lenz, Morin u. A. haben nach ihm gearbeitet. Trefflich ist sein Helldunkel; seine meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Inkorrektheit wurden seine Gemälde von Liebhabern und Fürsten gesucht. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltener als seine Gemälde.

Poesie. Wiefern sich die Kunst der artikulirten Töne oder der Worte als willkürlicher Zeichen des Innern zur Darstellung des Aesthetisch-wohlgefälligen bedient, heißt sie Dichtkunst oder Poesie. Ein Wort zeigt einen Begriff an und beschäftigt als ein solches Zeichen den Verstand, indem es ihm etwas zu denken giebt. Wir nehmen aber das Wort Verstand hier im weitern Sinne, wo es auch die Vernunft unter sich befaßt, so daß auch das Wort Begriff die Idee als einen Vernunftbegriff unter sich befaßt. Wer daher Worte braucht, um sein Inneres darzustellen, wendet sich zunächst und unmittelbar an den Verstand derer, die seine Worte (hörend, oder wenn die Worte durch Schrift bezeichnet sind, lesend) annehmen. Allein dem Dichter, der in dem Zustande der Begeisterung sich durch seine Einbildungskraft eine eigene Weise macht, welches eben Dichten heißt und der Kunst auch ihren Namen gegeben hat, ist es nicht sowohl um Darstellung dessen, was er denkt, als vielmehr dessen, was er anschauet und empfindet, zu thun. Er will also auch nicht sowohl den Verstand, als vielmehr die Einbildungskraft, obwohl auf eine verständige Weise beschäftigen, mithin sie durch seine Worte aufregen, damit auch Andere mit ihm auf gleiche Weise anschauen und empfinden, mit ihm in derselben Welt der Dichtung leben. Daher nimmt auch seine Rede einen ganz eigenthümlichen Charakter an. Da er sie nämlich als Mittel einer ästhetischen, mithin sinnlichen Darstellung braucht, so wird er selbst sinnlich, und zwar zuerst innerlich, d. h. in Ansehung des Gebrauchs der Worte selbst, indem sie sich von dem Abstrakten möglichst entfernt und dem Konkreten möglichst nähert; die Aehnlichkeiten des Nichtsinnlichen mit dem Sinnlichen aufsuchte um jenes dadurch zu versinnlichen; daher die durchaus bildliche Rede, oder Bildersprache des Dichters, die Gleichnisse, die Tropen, die Figuren, die Nachahmung der unartikulirten Töne durch artikulirte u. s. w. als ursprüngliches Eigenthum der Dichterrede, dessen sich freilich auch die Prosa auf eine ihrem Charakter angemessene Weise zum Theil bemächtigen kann. Sie

Digitized by Google

wird aber auch zweitens äußerlich sinnlich, d. h. in Ansehung der Zusammenfügung der Worte, indem sie dabei einen Rhythmus, der dem musikalischen analog ist, annimmt und taktmäßig wird. Daher das Silbenmaß (metrum), um die Silben nach ihrer Länge und Kürze (Zeitdauer) gehörig zu verknüpfen, die Füße (pedes), die Verse (versus) und die beim innern Wechsel und Fortschritt dennoch äußerlich auf gleiche Weise wiederkehrende Rede (ratio vorsa s. versa, im Gegensatz der gerade fortlaufenden Rede, oratio prorsa s. prosa), die Einschnitte (caesurae) und selbst der Reim in solchen Sprachen, die dieses Mittel, der Rede auch durch wiederkehrende Gleichförmigkeit der Laute an gewissen Stellen einen eigenthümlichen Reiz und Wohlklang zu geben, vermöge ihrer ursprünglichen Bildung vertragen. Aber dieser äußern Bildungsmittel ungeachtet behält die Dichterrede ihre innere Freiheit unverletzt und genießt diese in einem weit höhern Grade, als die prosaische Rede, indem sie an den gemeinen Sprachgebrauch in der Stellung, Bedeutung und Bildung durch Wörter weit weniger als diese gebunden ist. Die Poesie ist demnach eine Kunst, welche ein freies Spiel der Einbildungskraft auf eine mit dem Verstande harmonirende Weise durch artikulirte Töne ausführt und dadurch ein ästhetisches Wohlgefallen erregt. Was übrigens die Dichtungsarten betrifft, deren Einige zwei (epische und dramatische), Andere drei (epische, dramatische und lyrische), noch Andere vier (epische, dramatische, lyrische und didaktische) oder noch mehrere annehmen, so lassen sich diese um so weniger durch feste Gränzlinien bestimmen, da der dichterische Geist sich keine Fesseln anlegen läßt, sondern mit Freiheit aus dem Epischen ins Dramatische oder Lyrische und umgekehrt übergehn, auch selbst die Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstellen und so durch Mischung des Nützlichen mit dem Süßen dichtend belehren kann. Wenn jedoch der Dichter die Belehrung selbst zu seinem unmittelbaren Zwecke macht und dadurch das freie Spiel der Einbildungskraft auf dem Gebiet der Poesie vernichtet, so übernimmt die Kunst nur eine untergeordnete Rolle, indem sie sich einem anderweiten Zweck unterwirft; sie erscheint also dann nicht als absolut, sondern bloß als relativ schöne Kunst. (S. Epische, Dramatische, Lyrische und Didaktische Poesie.) — Geschichte der Poesie. Der Ursprung der Poesie ist unmittelbar in der Natur des Menschen zu suchen. Jedes Volk, das sich zu irgend einer Kultur der Vernunft und der Empfindung heraufzuschwingen gewußt, hat seine Dichter gehabt, die keinen andern Beruf, keine andere Veranlassung gehabt, das was sie heller und wärmer als Andere gedacht und empfunden, unter sinnlichen Bildern und in harmonischen Reden ihnen vorzustellen, als die Begierde, die jede edle Seele fühlt, Andern das Gute, wovon sie durchdrungen ist, mitzutheilen. Die vollständige Geschichte der Poesie nur von einem einzigen Volke wäre ohne Zweifel zugleich die Geschichte dieser Kunst bei jeder andern Nation, und gewiß ein wichtiger Theil der allgemeinen Geschichte des menschlichen Genies; aber sie fehlt überall. Am meisten weiß man von dieser Geschichte, in sofern sie die Griechen betrifft. Man kann sie in vier Hauptzeiten eintheilen, nach eben so viel Gestalten, in denen sie sich gezeigt hat. Die erste Zeit, von welcher alle Nachrichten fehlen, ist die, worin sie angefangen hat, aufzukeimen, da ihre Werke, Sittensprüche, oder auch sehr kurze Aeußerungen irgend einer aufwallenden Leidenschaft gewesen, die tanzend gesungen worden sind. In dieser Zeit war sie noch keine Kunst; wer etwa bei einer Versammlung ein außerordentliches Feuer der Einbildungskraft fühlte, der reizte den Andern zu unförmlichen Gesang und Tanz, bei welchen der Gegenstand der Leidenschaft in hüpfenden Worten angezeigt wurde. So äußern sich gegenwärtig bei den noch nicht gesitteten Völkern in den neuentdeckten Welttheilen die ersten Versuche in Musik, Tanz und Poesie. Aristoteles scheint eben diesen Begriff vom Anfange der Kunst gehabt zu haben, und

Digitized by Google

nennt diese ersten Versuche Autochediasmata oder Werke, die aus Instinkt, ohne Absicht entstanden sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in dieser Zeit die poetischen Versuche Spuren von dem verschiedenen Charakter der drei Hauptgattungen, des lyrischen, des epischen und dramatischen Gedichts, gezeigt haben. Der Karren des Thesbis ist noch nicht sehr weit von den rohen Gestalten der entstehenden Dichtkunst entfernt; dennoch versichert Platon, daß die ersten dramatischen Versuche sehr weit über die Zeiten des Thesbis heraufsteigen. Die lyrische scheint natürlicher Weise die älteste Gattung zu seyn, da sie durch den Ausbruch der Leidenschaften verursacht worden, und die Lustbarkeiten, die jedes wilde Volk nach einem glücklichen Streite anstellt, könnten auch Spuren der nachher entstandenen epischen Poesie gezeigt haben. Auf diese erste Zeit folgte, vermuthlich nach einer langen Reihe von Jahren, die zweite, in welcher die scharfsinnigsten unter den Autochediasmatisten oder durch Instinkt geleiteten Poeten, über die Form und Wirkung der ersten Versuche nachgedacht, und nun aus Absichten, entweder sich ein Ansehen unter dem Volke zu geben, oder dasselbe nach ihrem Willen zu lenken, oder wirklich aus väterlicher Zuneigung ihm Kenntniß und Sitten beizubringen, sowohl den Inhalt als den Vortrag nach überlegten Regeln eingerichtet haben. Die Dichter dieses zweiten Zeitabschnittes scheinen Lehrer, Gesetzgeber, Häupter und Führer der Völker gewesen zu seyn. In diese Zeit mochte man, wiewohl schon etwas spät herunter, die ersten Dichter setzen, die von den Griechen namhaft gemacht werden und deren Gesänge unter der Nation aufbehalten worden. Aus dieser Zeit haben sich verschiedene Werke unter den Griechen lange Zeit erhalten, sind aber nicht bis zu uns gekommen. Die dritte Zeit der griechischen Poesie ist die, da sie anfing, als eine zu einer besondern Lebensart gehörige Kunst angesehen zu werden. Die Sänger sangen an den Höfen der Häupter der damaligen Völkerschaften bei festlichen Zusammenkünften Lieder von allegorischem Inhalt über die Göttergeschichte, oder von heroischem über die Thaten der Helden. Sie scheinen zugleich die Freunde und Rathgeber der Großen, die sie unterhielten, gewesen zu seyn. An das Ende dieser Zeit oder allenfalls an den Anfang der folgenden setzen wir den Homer. Die vierte Zeit ist die, da die meisten Stämme der Griechen eine republikanische Verfassung annahmen. Die Sänger hörten nun auf, einen besondern Stand auszumachen. Sie faßten die durch Nachdenken erlangte Weisheit in Gedichten, die sie, ohne andern Beruf, der Welt mittheilten, wie Hesiod, Solon, Epimenides, Simonides u. A., oder auf Veranlassung des Staates bei feierlichen Gelegenheiten verfertigten, wie Aeschylos, Sophokles, Euripides, Pindar ꝛc. Diese haben die Dichtkunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Andere, wie Sappho, Anakreon, Alkäus, haben die Dichtkunst zuerst bloß zum Vergnügen, zur Belustigung der Einbildungskraft und des Witzes angewendet. So lange Griechenland seine Freiheit genoß, erhielt sich die Dichtkunst auf ihrer Höhe. Als aber mit der Freiheit auch die großen Empfindungen der bürgerlichen Tugend unterdrückt wurden, mußte nothwendig auch die Dichtkunst ihre beste Kraft verlieren. Sie kam allmählig in Verfall, und sank immer tiefer, wiewohl sie noch bis zu den Zeiten der röm. Kaiser Reste ihrer ehemaligen Schönheit behalten hat. Von den Griechen gehen wir zu den Römern, ihren Nachahmern, über. Die Poesie war in Rom überhaupt nicht einheimisch, und erst späterhin, da sich das ursprüngliche Rom durch Nachahmung fremder Sitten der Auflösung näherte, wurde ihr eine künstliche Pflege zu Theil. Die lateinische Sprache bildete sich durchaus nach den gramatischen und metrischen Formen der griechischen, anfangs auf eine gewaltsame Weise, und es entstand ein harter poetischer Styl. Erst den Dichtern im Zeitalter des Augustus gelang es, auf eine gefällige Weise das Einheimische mit dem Fremden zu verschmelzen, und eine bessere Zeit der röm.

Poesie herbeizuführen. Doch diese war nur von sehr kurzer Dauer, nach Augustus und Tiberius Regierung verfiel die römische Poesie bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Unter dem Einfluß des Christenthums und der nordischen Eroberer begann sich nun eine eigentliche Poesie zu bilden, der man im Gegensatze mit der antiken oder klassischen Poesie den Namen der romantischen gegeben hat (s. Romantisch). Anfangs sahen wir noch die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewandt und umgewandelt, später (im 9. u. 10. Jahrh.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie. Unter den neueuropäischen Völkern bildete sich zuerst bei den Franzosen eine eigenthümliche Poesie seit den Provenzalen und Troubadours vom 10. Jahrh. an. Ritterthum, Tapferkeit, Andacht und Liebe waren der Inhalt ihrer Gesänge. Die Blüthenzeit dieser Poesie dauerte nur bis zum Anfange des 13. Jahrh. Unter Franz I. fing die französische Poesie an, sich wieder von ihrem Verfall zu erheben, und unter Ludwigs XIV. glänzende Regierung wird ihr goldnes Zeitalter gesetzt. Die Franzosen rechnen sich besonders die Nachahmung der Alten zum Verdienst an; allein sie haben nicht selten mehr die äußere Zufälligkeiten als den wahren Geist der antiken Muster aufgefaßt. Die neue italienische Poesie ging von der Provenza poesie aus, nahm vom 13. bis zum 15. Jahrh. von Dante und Petrarka bis auf Ariost und Tasso einen höhern eigenthümlichen Schwung, und sank bald darauf zu Nachahmungen besonders franz. Muster herab. Die spanische Poesie, ursprünglich eine Schwester der provenzalischen, begann sich seit dem 13. Jahrh. eigenthümlich zu entwickeln, hob sich unter Karls V. Regierung immer höher und fiel von Philipp IV. an von ihrer Höhe wieder herab. Gleichzeitig mit ihr und verwandt blühte die portugiesische Poesie. Religionsgefühl, biederer Heldenmuth, Ehre und Liebe, die Grundlage der romantischen Poesie, nahmen auf der pyrenäischen Halbinsel den höchsten Schwung. Die deutsche Poesie hat zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Tendenzen geblüht, am herrlichsten aber dann, als sie sich frei machte vom Joche eines fremden Geschmacks. Sie ist die formenreichste von allen; denn sie hat fast alle Formen der antiken und modernen Poesie in sich aufgenommen. Die Geschichte der englischen und schottische Poesie verliert sich, wie die deutsche, in das Dunkel der Bardenzeit, ihre Blüthe fällt unter die Regierung der Königin Elisabeth; ihr Charakter ist gedankenvoller, kühner Ernst und Humor. Diese sind die wichtigsten Völker, welche in der Poesie etwas Eigenthümliches und Bedeutendes geleistet haben. Ausführlicher findet man die Geschichte der Poesie der einzelnen Völker in den besond. Artikeln. Eine alles umfassende Geschichte der Poesie fehlt uns noch gänzlich; man hat sie bisher auf dasjenige beschränkt, was auf die heutige Bildung Europa's nahen oder entfernten Einfluß gehabt hat; also auf die Werke der Griechen und Römer, und dann diejenigen unter den neueuropäischen Völkern, welche am frühesten und bedeutendsten in diesem Fache thätig waren. Sie wird erst vollständiger und klarer werden, wenn sie nicht nur die Poesie der asiatischen Völker, sondern auch die Poesie derjenigen europäischen, deren Dichtkunst nur kurz oder nicht eigenthümlich geblüht hat, mit in ihren Kreis zieht. Hartmann hat einen Versuch zu einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an (Leipz. 1797 — 98 in 2 Bde.) gemacht, der aber unvollendet geblieben ist.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß vor Zeiten ein mit einem Lorbeerkranz öffentlich gekrönter Dichter. Schon bei den Griechen war es Sitte, Dichter in den musikalischen Wettkämpfen zu krönen. Von da ging diese Sitte zu den Römern über; so wird gemeldet, daß der Kaiser Domitian bei den von ihm eingeführten capitolinischen Spielen Dichter und Redner mit eigener

Hand gekrönt habe. Im Mittelalter kam sie zuerst im 13ten Jahrh. in Italien auf; später in Deutschland, wo anfangs die Kaiser das Recht der Dichterkrönung ausübten, das sie in der Folge den Pfalzgrafen übertrugen. Gegenwärtig ist diese Sitte gänzlich veraltet.

Poetik, die Theorie der Poesie, ist einestheils ein Zweig der Aesthetik oder der allgemeinen Theorie der Künste, anderntheils ein Zweig der praktischen Sprachwissenschaften. In der erstern Hinsicht bestimmt sie den eigenthümlichen Charakter der Poesie, wodurch sie eine besondere Kunst wird, so wie die Mittel, die sie anwendet, den allgemeinen Zweck der Künste zu erreichen; betrachtet im Allgemeinen die verschiedenen Gattungen der Poesie, setzt den besondern Charakter einer jeden Gattung fest und bestimmt die jeder Dichtungsart vorzüglich angemessenen Materie, die geschicktesten Formen in den wahren Ton. Als ein Zweig der poetischen Sprachwissenschaften ist sie die Theorie des poetischen Styles und die eigentliche Technik der Poesie wozu auch die Metrik und die Theorie des Reims gehört. Die Poetik ist weit früher ausgebildet worden, als die Theorie der schönen Künste überhaupt; diese ist erst allmählig aus ihr hervorgegangen (s. d. A. Aesthetik). Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in seinem Buche περι ποιητικης, welches wir nur im Bruchstücke besitzen (die beste Ausgabe von Gottfr. Hermann), abgesondert; Horaz, in seiner sogenannten ars poetica oder vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Torquat Tasso und viele andere Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäs. Scaliger, Geh. Voß, L. Racine, d'Alembert, Marmontel, Alex. Gottl. Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in seiner Theorie der Dichtkunst), Engel (in seinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter, in seiner Vorschule der Aesthetik (neue Aufl. 1814) und Clodius (in seinem Entwurfe einer systematischen Poetik, 1804). Außerdem ist die ästhetische Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aesthetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Ramler, Sulzer (allgemeine Theorie der schönen Künste), Schubart, J. A. Eberhart, Eschenburg, Herdenreich, Bouterweck, Pölitz, Schreiber, Ast, Luden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, so wie durch Kritiken in den Literaturzeitungen ausgebildet worden. Ueber Verskunst und Prosodie, s. d. bes. Art.

Poetische Lizenzen sind Freiheiten, deren sich die Dichter, durch das Versmaß oder den Reim gezwungen, auf Kosten der Sprachrichtigkeit zuweilen erlauben. So z. B. die Trennung des zusammengesetzten Wortes septemtrioni, welches sich nicht anders in das hexametrische Versmaaß fügt, bei Virgil:

Et Boreae regio sep tem supjecta trioni.

Der Dichter darf von den poetischen Lizenzen nur einen sehr sparsamen Gebrauch mit Bedacht machen, wenn nicht die erlaubte Freiheit in Unfug ausarten soll.

Poinsinet (Ant. Alex. Henr.), geb. zu Fontainebleau 1735, widmete sich früh der Literatur. Er schrieb hauptsächlich für die komische Oper und mit Hülfe der Musik haben einige seiner Stücke Beifall gefunden. Der Dialog ist in ihnen natürlich und die Verse eignen sich zum Gesange. Seine übrigen Werke sind der Erwähnung nicht würdig, ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, für dessen Verfasser ihn jedoch Einige nicht anerkennen wollen. Poinsinet war ein Freund vom Reisen; 1760 besuchte er

Italien, und 1769 ertrank er auf einer Reise nach Spanien im Guadalquiver. Er war einer jener kleinen wunderlichen Figuren in der Gesellschaft wie in der Literatur, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu und vordringlich sind, und indem sie leicht von Jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod nimmt nichts von dem lächerlichen Eindrucke, den sein Leben machte, hinweg. Monnet hat den ganzen zweiten Band seiner Memoiren den Streichen gewidmet, die dem armen Poinsinet durch die pariser Spottvögel gespielt wurden.

Poitiers (Pictavium), die Hauptstadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptstadt im Departement der Vienne. Sie liegt am Einfluß der Boisne in den Clain, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkisch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häusern nur 20,000 Menschen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der ehemals mit einer Bildsäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigsten Gebäude sind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Hauptkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge andrer Kirchen, Kapellen und Klöster). Die von Carl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revolution ein; statt derselben befindet sich hier eine Akademie mit zwei Fakultäten und ein Lyceum; auch sind daselbst eine öffentliche Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Ackerbaugesellschaft. Die Gewerbe beschränken sich vorzüglich auf Fabriken in wollnen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man sieht hier verschiedne Ueberreste römischer Alterthümer. — Poitiers (Schlacht bei). Das salische Gesetz, welches in Frankreich die weibliche Linie von der Erbschaft des Landes und der Krone ausschloß, war die Ursache zu einer Menge blutiger Kriege zwischen Frankreich und England, dessen Könige theils aus Frankreich herstammten, theils durch Verheirathung mit französischen Königstöchtern Ansprüche herleiteten. In diesen Kriegen, die mehr als 200 Jahre fortdauerten, wo nur immer kurze Zeiträume des Friedens neue Kraft zum Kampfe gewähren sollten, kommen mehrere Schlachten vor, die Frankreich oft an dem Rand des Verderbens brachten. Namentlich gehört dahin die bei Poitiers, auf dem nahen Felde Maupertuis, vom schwarzen Prinzen, wie man den Sohn des englischen Königs, Eduard III., wegen seiner schwarzen Rüstung nannte, am 19. Sept. 1356 gelieferte Schlacht. Das engl. Heer war 8000, und das französische 30.000 Mann stark. Doch erfocht hier Feldherrntalent, Ordnung und Tapferkeit einen glänzenden Sieg über die Ueberzahl; die Franzosen wurden in die Flucht geschlagen und der König selbst gefangen, um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte der franz. König dem König Eduard nach Verlauf vier Jahre eine Menge Provinzen abtreten, und sich mit einer großen Geldsumme lösen.

Poitiers, ſ Diana v. Poitiers.

Pol. Alle Weltkörper scheinen (indem sich die Erde wirklich um ihre Axe von Abend gegen Morgen dreht) eine gemeinschaftliche tägliche Bewegung von Morgen gegen Abend zu haben. Die Kreisbogen dieser Bewegung werden nach Norden und Süden hin immer kleiner, bis endlich die Sterne gar nicht mehr untergehn, sondern volle Kreise am Himmel beschreiben, die um einen Punkt laufen, an welchem der Polarstern beinahe unbeweglich steht. Von diesem Punkte bis zu dem gegenüber liegenden Punkte des Himmels, der in unsern Gegenden nie sichtbar ist, denkt man sich eine gerade Linie, die man die Axe des Himmels nennt. Die Endpunkte dieser Axe (s. d. Art.) heißen Pole; der bei uns sichtbare ist der Nordpol oder arktische Pol, von dem nahen Sternbild Arktos oder Bär so genannt; der entgegengesetzte ist

der Südpol oder antarktische Pol. Geographisch sind beide Polgegenden auf der Erde noch nicht entdeckt. S. Nordpolexpeditionen.

Polhöhe ist die Entfernung eines Orts der Oberfläche der Erde vom Aequator, nach einem der beiden Pole zu.

Polareis, das Eis, welches in ungeheuern Massen um den Nord- und Südpol gelagert ist, nie schmilzt, und alle Versuche, bis zu den Polen vorzudringen, bisher vereitelt hat. Ueber die neuesten Versuche der Art vergl. man den Art. Nordpolexpeditionen.

Polarität heißt in der Physik die Kraft gewisser Körper, die sich nur in einzelnen einander entgegengesetzten Punkten vorzüglich stark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets (s. d. Art.), der Elektrität, der galvanischen Säule.

Polarkreis, s. Erdstrich.

Polarstern, s. Nordstern.

Polemik, überhaupt die wissenschaftliche Streitkunst. Insonderheit nennt man so denjenigen Theil der theoretischen Religionswissenschaft, der den Zweck hat, ein gewisses Glaubenssystem gegen die Gründe der Gegner zu vertheidigen. Entweder des ganzen Christenthums gegen Heiden, Juden und Muhamedaner, oder das System der einen Parthei gegen das der andern, z. B. das katholische gegen das System der Lutheraner, Reformirten ꝛc. Die Polemik hat viel von ihrem Ansehn dadurch verloren, daß sich die Streiter oft unerlaubter Fechterkünste bedienten, die eignen Schwächen des Systems heimtückisch zu verbergen, und die Gründe der Gegner nicht in ihrer ganzen Stärke darzustellen. Der Polemik ist die Irenik, gleichsam als Friedensvermittlerin, zur Festsetzung der Vergleichungspunkte, entgegengesetzt. Mit beiden ist bisher noch nicht viel ausgerichtet worden, weil die menschlichen Leidenschaften immer mehr zum Streit, als zum Frieden geneigt sind.

Polen, ein russisches Königreich (Czarthum). liegt 31 — 42° L. 50° 2′ — 55° 8′ B., gränzt im Norden an Preußen und Rußland, im Osten an Rußland, im Süden an Galizien, die freie Stadt Krakau und Preußen, im Westen an Preußen, und ist 2191 Quadratmeilen groß. Der Boden ist bis an die Pelika und den Wieprz fast durchaus eben und fruchtbar. Im Süden ist ein Zweig des karpatischen Gebirgs; die höchsten Berge sind der 1920 Fuß hohe Lysa und der 2000 Fuß hohe Katharinenberg. Die Gegenden bei Chelm, Plock ꝛc. haben sumpfige, bruchartige Niederungen. Das Klima ist gesund und gleich; doch mit heftigen Wintern, besonders im Nordosten. Eine diesem Lande eigene Krankheit ist der Weichselzopf, der im 14. Jahrh. in Polen einheimisch ward. Die wichtigsten Flüsse sind: die Weichsel mit der Pelika, Bug, Brahe ꝛc., die Warte mit der Prosna, Obra, Nez und Netze; der Niemen ꝛc. Unter den vielen Landseen sind der Duza- und Augustower-See und die wigrischen Seen besonders merkwürdig. Die Produkte sind: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, auch noch Wölfe und Luchse, seltner Bären, Leoparden, Elenthiere, wilde Katzen, Hermelinwisel, Fischottern, Bieber, häufiger Iltisse, Dachse, Wiesel, Marder, Füchse, Hasen ꝛc., Bienen, Cochenillinsekten, spanische Fliegen, Heuschrecken, Fische ꝛc.; Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Buchweizen, Heidekorn, Hirse, Mais, Manna oder Schwaden, Kartoffeln, Gartengewächse, vorzüglich Kohl und Mohrrüben, Obst, Wein, Holz, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Cichorien, Waid ꝛc.; Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Galmei, Zink, Kreide, Marmor, Flintensteine, Bernstein, feine Thonerde, Kalk, Salz, Steinkohlen, Schwefel, Gesundbrunnen ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt über 2.820.000., vorzüglich Polen (von denen auch in Rußland, Preußen und Galizien, wo man sie in Mazuraken

und Goralen unterscheidet, über 5 Millionen leben, alle mit eigner Sprache einer Tochter des slavischen und Kleidung; der gemeine Mann im Allgemeinen unwissend, faul, unreinlich und sinnlich, der Adel mit französischer oder deutscher Bildung; dann Deutsche, Litthauer mit eigener Sprache, Griechen, Tataren, 212.900 Juden, in 481 Städten und 22.600 Dörfern. In einigen Gegenden hört man eine Art Latein, selbst bei dem gemeinen Manne. Die Staatsreligion ist die katholische mit einem Erzbisthum in Warschau und 8 Bisthümern. Aber auch andere Arten der Gottesverehrung sind frei und öffentlich; daher findet man auch Lutheraner, Reformirte, unirte und nicht unirte Griechen, letztere mit 2 Bisthümern, Mennoniten, Unitarier, Filippiner, Muhamedaner, Juden mit 500 Synagogen ꝛc. Für wissenschaftliche Bildung sorgen die Universität zu Warschau, die Lyceen und Gymnasien in Warschau, Kalisch, Pinczow, Sandomirz, Scyny, Seuczyn, Lublin, Biela, Wawrzynce, Golaszow, Jendrzelow, Szczechrzesyn ꝛc., die Piaristenschulen zu Warschau, Lomza, Petrikau, Reißen ꝛc., das Schullehrerseminar in Lowicz, mehrere Kloster-, Normal- und Mädchenschulen ꝛc., alle unter der Kommission der Aufklärung zu Warschau. Der Adel ist sehr zahlreich. Nach dem kaiserl. Dekret vom 17. Juli 1817 wird der Adelstand nur den gebornen oder naturalisirten Polen zur Belohnung wichtiger Staatsdienste verliehen; auch haben Ansprüche an den Adelstand die Professoren, die 10 Jahre hindurch ihr Lehramt bekleideten, die Staatsbeamten, die 10 Jahre dienten, die Soldaten, die zum Rang des Capitains gelangten, die Offiziere, die den Militärorden erhielten, und die Einwohner, die sich durch Talente oder nützliche Erfindungen ausgezeichnet und überhaupt zum Besten des Staats beigetragen haben. Die Verleihung des Titels von Baron, Grafen und Fürsten findet auch nur für verdienstvolle Einwohner Statt. Außerdem wird zur Erlangung des Titels eines Barons nur der Edelmann zugelassen, der jährlich 1000 Gulden, zu dem Titel des Grafen, der 2000 und zu dem Titel des Fürsten, der 5000 Gulden von seinen Landgütern an Staatsabgaben entrichtet. Die Industrie hat erst seit Kurzem begonnen; in einigen Distrikten sind aber auch jetzt noch kaum die nöthigsten Handwerker vorhanden. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ist ein mächtiges Hinderniß derselben verschwunden. Die bestehenden Fabriken liefern Leinwand, Wollen- und Seidenwaaren, Leder-, Pelz- und Rauchwaaren, Schuhe, Tabak, Töpfer- und Eisenwaaren, Pech, Glas, Waid- und Potasche, Siebe, Seife, Salpeter ꝛc.; auch sind hier Wachsbleichen, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien; doch darf seit dem 1. Juli 1816 kein Jude sich mit der Fabrikation und dem Handel mit allen Arten von Getränken befassen. Der Handel beschäftigt sich besonders mit der Ausfuhr der Natur- und Kunstprodukte, als: Getreide, Hanf, Hanföl, Flachs, Schiffbauholz, Pferde, Ochsen, Hammel, Schweine, rohe Häute, Wachs, Honig, Hopfen, Talg, Wolle, Federn, Schweinsborsten, Branntwein, Tuch, Grütze, Mehl, Harz, Waid- und Potasche, Pech ꝛc. und mit der Einfuhr der nothwendigen fremden Naturprodukte und Fabrikate, als: Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Zinn-, Messing- und Stahlwaaren, feines Pelzwerk, Edelsteine, Wein, Gewürz- und Spezereiwaaren, Tabak, Salz, Branntwein, Weinessig, Reis ꝛc. Am meisten geschieht dies in Warschau und Lublin, wo Messen sind. Nach dem Vertrag zwischen Preußen und Rußland in Betreff des Herzogthums Warschau vom 3. Mai 1815 ist die Schifffahrt auf allen Strömen und Kanälen Polens der Vorzeit (1772) bis zu ihrer Mündung, auch auf denen, die erst schiffbar gemacht oder angelegt werden sollten, frei, daß sie keinem Einwohner der unter preußischer und russischer Botmäßigkeit stehenden polnischen Provinzen untersagt werden kann; auch findet dies auf den Besuch der Häfen Anwendung, wohin man mittelst der Schifffahrt auf

den genannten Strömen, Flüssen und Kanälen und Behufs des Einlaufens in den Hafen von Königsberg mittelst der Schifffahrt auf dem Haff gelangen kann. Zur Erleichterung der Schifffahrt soll nur eine Art von Abgaben bestehen, die nach Raum, nach Tonnengehalt der Gefäße, oder dem Gewicht der Ladung bemessen seyn, und der nur ein sehr mäßiger Satz zum Grunde liegen soll, um die Ströme und Kanäle im schiffbaren Stande zu erhalten. Der so festgesetzte Zoll wird auf dem Gebiete beider Mächte beziehungsweise für die Rechnung einer jeden von ihnen erhoben. Die Natur- und Kunstprodukte der gesammten polnischen Provinzen (Rußlands u. Preußens) sollen gegen einen mäßigen Zoll, der nicht 15 Procent übersteigen soll, freie Ein- und Ausfahrt aus den russischen in die preußischen und umgekehrt haben. Der Durchgangshandel soll in allen Theilen vom ehemaligen Polen frei seyn, und mit dem mäßigsten Zoll belegt werden. Nach der interimistischen Handelskonvention zwischen Preußen und Polen von 1819 werden die jetzt bestehenden Ein- und Ausfuhrabgaben beibehalten, so wie die jetzt bestehende Beschränkung in Absicht des Tabaks; doch erstrecken sich diese Beschränkungen und allgemeinen Bestimmungen nicht auf die preußischen Fabrikate in Leinen, Wolle und Leder, die mit Ursprungsbescheinigungen versehen sind, indem diese bei ihrem Eingang über die polnischen Zollämter nur die in einem besonders angefertigten Tarif verzeichneten Abgaben bezahlen. Die trockne Gränze des russischen Reichs soll dem preußischen Handel zu Georgenberg und Polangen für alle diejenigen Waaren eröffnet seyn, für welche die Einfuhr in das russische Reich nicht allgemein verboten ist. Die für den Durchgang bestimmten Waaren können nur in den Städten Warschau, Kalisch, Plotzk, Lublin und Radom deklarirt und müssen daselbst in den errichteten Niederlagen der Regierung bis zur Versendung niedergelegt werden. Nach der Convention zwischen Preußen und Oestreich vom 22. März 1817 erhebt Oestreich auf den schiffbaren Flüssen Galiziens, namentlich dem Dujanek und San und der Weichsel, so wie Preußen auf seinen polnischen Gewässern, namentlich der Weichsel und Wartha, keine Schifffahrtsabgaben von den gegenseitigen polnischen Unterthanen. In Ansehung des Kanalschleusengeldes werden diese den eigenen Unterthanen gleich gesetzt. In Ansehung des Durchgangshandels gelten die für Preußen und Rußland getroffnen Festsetzungen auch für Oestreich. Letzteres darf in Danzig und Thorn einen Consul anstellen, so wie Preußen außer dem Agenten in Brody auch einen zu Lemberg oder einer andern galizischen Stadt hat. Nach dem zwischen Oestreich und Rußland abgeschlossenen Vertrag vom 5. August 1818 ist zwischen Polen und Galizien zur Erleichterung des Durchgangshandels zu Wasser und dann mit in- und ausländischen Natur- und Kunsterzeugnissen, selbst mit solchen, die sonst verboten waren, mit Ausnahme des Schießpulvers, eine sehr günstige Verfügung getroffen worden. Ganz zollfrei sind alle Natur- und Kunsterzeugnisse beider Königreiche. — Das Münzwesen wurde von Stanislaus August 1766 nach dem Conventionsfuß eingerichtet, wonach man ganze und halbe Species, Doppelgulden (8 Groschen), Gulden, halbe Gulden und Silbergroschen von einerlei Gehalt schlug. Aus einem Pfund Kupfer münzte man seitdem 40 Dreigröscher, 120 Groschen und Solid. Da die Silbersorten durch Wucher 1787 ganz verschwunden waren, so nahm man den letzten, weit geringern polnischen Fuß an, nach dem der polnische Species nur 1 Thaler 1 gGr. Conv. beträgt. — Polen war in den ältesten Zeiten ein Theil des europäischen Sarmatiens, und hatte vor 1772 auf mehr als 13.000 Quadratmeilen ungefähr 11 ½ (nach einer Angabe 1686 16 Millionen Einwohner. Es bestand aus 2 Haupttheilen, dem eigentlichen Königreich Polen und dem Großherzogthum Litthauen, welches anfangs seine eignen Landesherrn hatte; aber seit 1501 war der König von Polen auch

immer Großherzog von Litthauen, und unter König Siegmund August wurde Litthauen 1569 völlig in einen Staatskörper mit Polen vereinigt, das seitdem drei Hauptländer hatte, Großpolen, Kleinpolen, Litthauen. Großpolen enthielt die Woiwodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lenczicz, Brzesc, Cujavien, Inowrozlaw, Pleczsk, Masovien oder Masau, Rava, Gnesen (1767 errichtet), und die Freiheiten Wielun und Dobrzyn. Kleinpolen begriff die Woiwodschaften Crakau, Sendomir, Lublin, Podlachien oder Bielsk, Podolien, Braklaw, Kiow, Volhynien und das Freiland Chelm. Zu Litthauen gehörten die Woiwodschaften Wilna, Troki, Prolozk, Minsk, Nowogrodek, Brzesc und das Herzogthum Szamaiten oder Samogotien. Den ersten slavischen Stämmen, die schon im 6ten Jahrh. die Finnen vor sich hertreibend den Dnepr hinauf und die Weichsel hinabgezogen, und dort als Litthauer und an den baltischen Ufern als Preußen und Letten sich verzweigten, folgten im 7ten Jahrh. die Lechen, ein andrer slavischer Stamm, der zugleich mit der Schreibkunst unter Miecislav I. 964 das Christenthum annahm, und am Ende des 10ten Jahrh. den Namen Polen d. i. die Slaven der Ebne erhielt. Kampf mit den Nachbaren war das Loos dieses unter Piast seit 1000 zwischen der Weichsel und Wurte vereinigten Volks. Des schon erwähnten Miecislav Sohn Boleslav I. nahm 1025 den königlichen Titel an, da seine Vorfahren sich nur Herzoge von Polen genannt hatten; doch hörte unter seinem Urenkel Boleslav II., der den Bischof Stanislaus von Crakau 1079 vor dem Altar niedergehauen hatte, von dem Papst mit dem Kirchenbann belegt und aus dem Königreich verjagt worden war, der königliche Titel auf, und der herzogliche ward wieder gebräuchlich. Das Unglück des Landes fing an, als die Piasten das Land theilten. So vertheilte Boleslav II. Brudersohn Boleslav III. 1138 Polen unter seine 4 ältesten Söhne: der erste Wladislaw bekam Crakau, Siradien, Lenczicz, Schlesien und eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; der zweite Boleslav, Masovien; der dritte Miecislav, Großpolen; und der vierte Heinrich, Sendomir. Da der älteste Bruder unzufrieden mit der Theilung nach dem Ganzen strebte, so wurde er von den andern vertrieben, und der zweite Bruder Boleslav VI. bekam 1146 Crakau mit der obersten Regierung, der den Söhnen seines unterdessen verstorbenen Bruders Schlesien abtrat. Ihm folgte der dritte Bruder Miecislav, der von den Crakauern wegen seiner strengen Herrschaft vertrieben wurde, und da der vierte Bruder Heinrich gestorben war, den fünften Bruder Casimir, der bei der väterlichen Theilung wegen seiner Jugend nichts erhalten hatte, zum Nachfolger hatte. Casimirs ältester Sohn Lesco folgte ihm 1194, und dieser brachte einen Theil von Pommern, nachher Pomerellen genannt, unter die polnische Herrschaft. Der andre Sohn Conrad bekam Masovien, der wider die ihn beständig beunruhigenden wilden und heidnischen Preußen 1226 die deutschen Ritter zu Hülfe rief, die sich 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen unterwarfen, wobei Polen den Seehandel und die nördliche Vertheidigungslinie verlor. Nach dem Tode des Herzogs Lesco hörte die ordentliche Erbfolge in Crakau auf, und es folgten Prinzen aus den verschiedenen Linien des piastischen Geschlechts, die von den Einfällen der verheerenden Mongolen viel litten. Premislav, der von Mecislaw III. abstammte, wurde endlich Herr von Crakau und Großpolen, und 1295 wieder feierlich zum König gekrönt. Nach seiner Ermordung 1296 bestieg der König Wenzeslav von Böhmen, der mit seines Vorgängers einziger Tochter Richsa vermählt war, den Thron. Im Jahr 1305 folgte Wladislaw Lokietek, ein Enkel des Herzogs Conrad von Masovien, der wegen der Salbung und Krönung vom Erzbischof von Gnesen unter den Königen Wladislaw I genannt wird. Ihm folgte sein Sohn Casimir II. der Große,

der zwar im kalischer Frieden 1343 der Oder und untern Weichsel förmlich entsagte, und aus Liebe zu einer schönen Jüdin deren Glaubensgenossen auf Kosten des Nationalwohlstandes zu sehr begünstigte, aber doch auch die Städte vom Druck des Adels befreite. Mit ihm erlosch 1370 der piastische Mannsstamm, und seiner Schwester Elisabeth Sohn, König Ludwig von Ungarn, ward mit Einwilligung der Reichsstände sein Nachfolger. Nach dessen Tode wählte der Adel, dessen Vorrechte bei diesen Gelegenheiten zum Nachtheil des Ganzen vergrößert werden mußten, 1381 Ludwigs jüngere Tochter Hedwig zur Königin, und vermählte sie 1382 mit dem heidnischen Herzog Jagello von Litthauen, der nach seiner Taufe Wladislaw der Zweite hieß, bei welcher Gelegenheit Litthauen mit Polen vereinigt und darin die christliche Religion eingeführt wurde. Sein ältester Sohn und Nachfolger Wladislaw III. erhielt nach des Kaisers und Königs Albrechts II. Tode 1440 auch die ungarische Krone; er fiel 1444 in dem Treffen bei Warna gegen die Türken. Die Polen wählten hierauf 1445 seinen Bruder Casimir III. zum König, der die deutschen Ritter 1461 zur Abtretung des westlichen Theils von Preußen und zur Erkennung seiner Ober- und Lehensherrschaft über den östlichen Theil nöthigte, die sein jüngster Sohn Siegmund in einem glücklichen Kriege auch behauptete, da er 1525 das östliche Preußen dem Hochmeister Albrecht, Markgrafen von Brandenburg, mit dem Titel eines Herzogthums zu Lehn gab. Sein Sohn Siegmund August erwarb 1548 Liefland und 1561 die Lehnsherrschaft über das von ihm zum Herzogthum erhobene Rußland; auch vereinigte er 1569 Polen und Litthauen in einen Staatskörper, so daß beide Völker einen König wählen, sich auf einem gemeinschaftlichen Reichstage versammeln und alle Rechte gemein haben sollen. Polen wurde dadurch der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel mit der Thronfolge das Recht, die Nation mit Ausschluß des Bürgerstandes allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Castellanen und Ministern ernennen, die zusammen den ersten Reichsstand oder Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Senat einer festen Hand, die das Ganze zusammen hielt. Smolensk, Polens Bollwerk am Dnepr, wurde 1514 von den Russen erobert, und im Innern entstand wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten, d. i. die Protestanten mit den Socinianern und nicht unirten Griechen, auf dem Reichstag zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Katholiken. Mit Siegmund August erlosch 1572 der jagellonische Mannsstamm, und seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich. Der Herzog Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten pacta conventa: gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit, nach der seit 1607 Generalkonförderation und Insurrektion sogar gesetzmäßig war. Als Heinrich seinem Bruder Karl IX. auf dem französischen Thron folgte, und nach seiner heimlichen Flucht aus Polen nicht zu der ihm bestimmten Zeit zurückkehrte, so erklärten die Polen 1575 des Königs Siegmund I. ältere Tochter Anna zur Königin, und den Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen zum Könige, unter der Bedingung, sich zu vermählen. Stephan regierte glücklich bis 1586. Nun wurde Siegmund III., Erbprinz und nachher König von Schweden, gewählt, der wegen seiner Mutter Catharina, der jüngsten Tochter Siegmunds I., ein Anverwandter des jagellonischen Hauses war. Er verlor aber wegen der polnischen die schwedische Krone, mußte die bisherige polnische Oberherrschaft über die Walachei und Moldau 1621 den Türken überlassen, und machte nur bei Gelegenheit der in dem russischen Reiche durch den falschen Demetrius 1611

entstandenen Unruhen einige Eroberungen. Die Regierung seines jüngern Sohnes Johann Casimir war eine Kette beständiger Unfälle; der Abfall der Kosaken, die 1654 sich unter Rußlands Schutz begaben, der Friede zu Oliva 1657, der Liefland und Esthland und die Lehnsherrschaft über Preußen Polen entzog, und der Stillstand zu Andrussow 1667, durch den Rußland Smolensk, Severien, Tschernichow und die Ukraine jenseits des Dnepr behielt, wurden noch überwogen durch die Anarchie, in die sich der lockere Zusammenhang der politischen Masse im Innern auflöste, als durch das liberum vito der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Nach des tapfer Königs Sobieski Tode 1695 schien der Thron den Meistbietenden zuzufallen. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, den sein Uebertritt zur katholischen Kirche und sein Geld Freunde in Polen erwarben, erhielt 1697 unter dem Namen August II. die Krone, verlor sie aber auf einige Jahre, als der König Karl XII. von Schweden 1704 die Wahl eines Gegenkönigs Stanislaus Leszinski und 1706 die Verzichtleistung des Königs August II. erzwang; nach Karls Niederlage bei Pultawa 1709 erlangte er wieder das Königreich. Bestechlichkeit und Verschwendung machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem Adel, der auch 1717 die verfassungemäßigen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten beschränkte, und durch das ungerechte Blutgericht zu Thorn 1724 den Grund zu tödtlichem Haß legte. Nach August's Tode waren die Parteien theils für Stanislaus Leszinski, theils für August's Sohn August III. gestimmt; dieser erhielt sich durch russische Hülfe den Thron. Während seiner Regierung schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritt in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus. Nach August's Tode 1764 setzte Catharina II. ihren Günstling, den Grafen Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron, der zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik schwankte, und daher alle Achtung verlor. Der Fanatismus der Bischöfe von Krakau und Willna, mit dem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, war die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung warf, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Dissidenten an, und der Reichstag stand ganz unter dem Einfluß dieser Macht. Dagegen erhob sich, von Frankreich unterstützt, die Conföderation zu Bar, und kündigte Rußland den Krieg an. Da führte das wilde, sinnlose Verfahren einiger sinnlosen Partheihäupter die erste polnische Theilung herbei. Der östreichische Hof nahm die 1402 von Ungarn an Polen verpfändeten zipser Städte in Besitz; der russische Minister machte den 2. September 1772 den Beschluß Rußlands, Oestreichs und Preußens bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18. September 1773 diesen schon vollzogenen Theilungsvertrag, nach dem Polen 3000 Quadratmeilen verlor. Oestreich nahm das zunächst an Ungarn liegende Stück von Kleinpolen und Reußen, das einst unter dem Namen Galizien und Lodomerien mit Ungarn in Verbindung gestanden hatte; Rußland das zwischen den Flüssen Düna, Dnepr und Drutsch liegende Land, als Vergütung alter und neuer Unkosten; Preußen das polnische Preußen (ohne Danzig und Thorn) und den Netzdistrikt von Großpolen, das ehemals zu Pommern gehört hatte. Auf demselben Reichstage wurde beschlossen, daß das liberum veto des Adels aufgehoben und alles nach Mehrheit der Stimmen beschlossen werden sollte. Auch gab er dem König, dessen Macht man zu ausgedehnt fand, ein Conseil permanent, halb aus Senatoren und halb aus dem übrigen Adel, zur Seite, ohne dessen Theilnahme nichts Wichtiges geschehen sollte, und das bei Vergebung der vornehmsten

Stellen dem Könige 3 Namen vorlegte, der dann eine der vorgeschlagenen Personen wählte. Um aber seine Unabhängigkeit festzustellen, gab sich Polen am 3. Mai 1791 eine Verfassung, nach welcher das Wahlreich aufgehoben, die erbliche Königswürde dem Kurhause Sachsen angetragen, die Leibeigenschaft aufgehoben, der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen, und dem König und Staatsrath die ausübende Gewalt und der Befehl über die Armee gegeben wurde, die auf 100.000 M. gebracht werden sollte. Preußen und Oestreich billigten diese Veränderung; aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die vom Reichstage angenommene Verfassung geschlossen hatten. So kam es 1793 zur zweiten polnischen Theilung, in der Rußland ganz Litthauen und alle südlichen Länder bis an Oestreichs Gränzen, 4000 Quadratmeilen, und Preußen Großpolen mit Danzig und Thorn, 1000 Quadratmeilen in Besitz nahmen. Russische Bajonette erzwangen die Genehmigung des Reichstages zur Zerstückelung des Vaterlandes. Aber nicht gleichgültig ertrugen die Polen den Verlust ihrer Freiheit; Kosciuczko stand 1794 an der Spitze der Conföderation von Crakau. Allein die Schlacht bei Madalewicz am 10. Oktober ward, wie der darin gefangene Kosciuczko prophetisch ausrief, „das Ende Polens," das 1795 so getheilt wurde, daß nichts mehr davon übrig blieb, und daß es bis auf den Namen aus der Reihe der europäischen Staaten verschwand. Preußen erhielt außer ganz Großpolen und Masuren Stücke von Litthauen und Großpolen, nannte das Stück von Großpolen bis zur Weichsel Südpreußen, mit den drei Kammerdepartements zu Posen, Kalisch oder Petrikau und Warschau, und die neuen Erwerbungen jenseit der Weichsel und Litthauen Neuostpreußen mit 2 Kammerdepartements zu Bialystock und Plock. Rußland erhielt in den polnischen Theilungen über die Hälfte des ganzen Polens, und der Niemen und Bug bildeten zum Theil seine Gränze; auch Curland wurde unmittelbar mit diesem Reiche vereinigt. Oestreich erhielt bei der dritten Theilung einen Theil, den es Westgalizien nannte. Ueberhaupt erhielt Rußland von Polen über 7500 Quadratmeilen und 4.600.000 Einwohner, Oestreich 2510 mit 5 Millionen Einwohnern und Preußen 2900 Quadratmeilen mit 2 Mill. Einwohnern. Der letzte König lebte in St. Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst am 11. Februar 1798. Im November 1806 führten Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau, und der Friede zu Tilsit am 3. Juli 1807 bildete aus Südpreußen, Neuostpreußen (mit Ausnahme eines Stücks, das unter dem Namen Provinz Bialystock mit Rußland vereinigt wurde) und einem Theil des Netzdistrikts das Herzogthum Warschau, das auf 1850 Quadratmeilen 2.250.000 Einwohner erhielt, einen deutschen Regenten in dem König von Sachsen und mit dem französischen Gesetzbuch auch eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft für aufgehoben erklärt wurde. Danzig wurde eine von Preußen und Sachsen beschützte Freistadt, blieb aber ein französischer Waffenplatz. In dem Kriege zwischen Frankreich und Oestreich 1809 zeichneten sich die Polen durch große Tapferkeit aus, und erwarben sich dadurch im wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 Westgalizien, so daß das Herzogthum nur 2822 Quadratmeilen, 4 Millionen Einwohner, die 10 Departements: Warschau, Crakau, Posen, Kalisch, Radom, Bromberg, Lublin, Plock, Lomza, Siedlce, die alte Hauptstadt Warschau, 7—8 Millionen Thaler Einkünfte und ohne die Nationalgarden 60.000 Mann Soldaten hatte. In dem Kriege Frankreichs gegen Rußland 1812 rief am 28. Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die von vielen innigst gewünschte Wiederherstellung Polens aus; aber der Enthusiasmus war nicht allgemein, und kaum einige Bataillone

Freiwilliger folgten ihrem sogenannten Erlöser Napoleon nach Rußland und auf seiner Flucht auch nach Frankreich und Elba. Indeß nahm Rußland das Herzogthum in Verwaltung; Danzig trat mit seinem Gebiet unter die preußische Herrschaft zurück, und der wiener Congreß bestimmte im Mai 1815, daß die Stadt Crakau mit ihrem Gebiet von 22 Quadratmeilen als freie und unabhängige Republick sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren solle; daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk an Oestreich zurück fiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; daß der culmische und michelauische Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiet, das Departement Posen mit Ausnahme eines Theils des powitzischen und peyserstischen Kreises, und den Theil des Departements Kalisch bis an die Proszna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, zusammen 700 Quadratmeilen mit 1.300.000 Einwohnern, an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher einige dieser Theile mit Westpreußen vereinigte, und aus dem übrigen das Großherzogthum Posen errichtete, und daß alles Uebrige mit dem russischen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Verwaltung erhalten sollte. — Nach der am $^{15}/_{27}$ November entworfenen und vom Kaiser Alexander bestätigten Verfassung befindet sich die ausübende Gewalt in den Händen des Kaisers und Königs; jede ausübende und verwaltende Behörde kann nur von ihm ausgehen; er ernennt einen Vicekönig oder Statthalter, ruft den Reichstag zusammen, prorogirt und vertagt ihn. Die Güter der königlichen Krone bestehen in einem jährlichen Einkommen von 7 Millionen polnischer Gulden, wovon die eine Hälfte auf die königl. Domainen, die andere auf den königl. Schatz angewiesen ist, im Pallast zu Warschau und im Pallast von Sachsen. — Der Reichstag besteht aus 2 Kammern, des Senats und der Landboten, und kommt alle 2 Jahre zu der vom Kaiser und König bestimmten Zeit zusammen. Die Sitzungen dauern nicht über 14 Tage, und haben zum Gegenstand die Berathschlagung über die Auflagen und die Gesetze, die sich auf die in der Civil- und Criminalgesetzgebung oder der Münzverfassung zu machenden Veränderungen beziehen. Die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzesentwürfe werden auf Befehl des Kaisers und Königs dem Reichstage zugestellt, in der Landbotenkammer unter Stimmenmehrheit diskutirt, und zur Genehmigung dem Senat vorgelegt. Der Senat besteht aus 45 Mitgliedern, 10 Bischöfen, die vom König ernannt, aber vom Papst bestätigt werden, 10 Woiwoden und 25 Kastellanen, die vom Senat ernannt werden. Im Senat präsidirt das vom König dazu ernannte Mitglied desselben. Die Stellen der Senatoren sind auf Lebenszeit. Die in der Landbotenkammer diskutirten Gesetze werden der Genehmigung des Senats vorgelegt, der dem Gesetz seine Bestimmung ertheilt, ausgenommen 1) wenn über das Gesetz nicht auf eine constitutionsmäßige Weise berathschlagt, oder die Berathschlagung durch gewaltthätige Handlungen gestört worden; 2) wenn das Gesetz nicht durch Stimmenmehrheit angenommen ist; 3) wenn das Gesetz der Sicherheit des Staats oder der Constitution zuwider ist. Hat der Senat einem Gesetz seine Genehmigung widerrechlicht verweigert, so kann es der König aufgeben, der auch die Landbotenkammer aufheben und neue Wahlen verordnen kann, wenn die Unordnung in der Sitzung der Versammlung oder in der Berathschlagungsform erneuert werden. Wenn der Senat einem Gesetz seine Beistimmung gegeben, oder wenn der König ungeachtet der Deliberationsgründe des Senats die Bekanntmachung desselben verordnet, so wird dieser Entwurf als ein Gesetz etablirt. Die Landbotenkammer besteht 1) aus 77 von den Landtagen oder den Adelsversammlungen der Distrikte ernannten Landboten, die wenigstens 30 Jahr alt seyn müssen; 2) aus 51 Gemeindedeputirten. Das Kö-

nigreich in 77 Bezirke und 51 Gemeindeversammlungen getheilt, 8 für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet. Jede Gemeindeversammlung muß wenigstens 600 stimmenfähige Bürger enthalten. Die Mitglieder der Landbotenkammer bleiben 6 Jahre in Funktion, und werden alle 2 Jahre zum Drittheil erneuert. Das Loos entscheidet über die abgehenden Mitglieder. In der Landbotenkammer führt ein aus ihrer Mitte erwählter und vom König bestätigter Marschall das Präsidium; sie berathschlagt über die Gesetzesentwürfe, die hernach der Genehmigung des Senats vorgelegt werden. Die Mitglieder des Staatsraths sind geborne Mitglieder der Landbotenkammer, und haben Sitz und deliberirende Stimme. Die Landbotenkammer ernennt 3 Commissionen von 5 Mitgliedern für die Finanz-, Civil- und Criminalgesetze, und nur diese Commissionen und die Minister haben das Recht, in den Versammlungen zu sprechen; die andern entscheiden nur nach geheimer Abstimmung. Die Landtage oder Kreisversammlungen bestehen aus den Adlichen der Kreise, und die Gemeindeversammlungen aus den unadlichen Eigenthümern und andern stimmfähigen Mitgliedern, werden vom König zusammenberufen, und erwählen die Landboten; jedes Mitglied muß wenigstens 21 Jahr alt seyn; ein Marschall präsidirt auf den Landtagen. — Die katholische Religion, seit den ältesten Zeiten von der größern Zahl der Einwohner als Volksreligion bekannt, genießt den besondern Schutz der Regierung, ohne jedoch im geringsten die Freiheiten andrer Religionen zu beschränken, die alle die völlige und öffentliche Ausübung dieser Freiheit unter der Aufsicht des Gesetzes genießen. Auch zieht der Unterschied der christlichen Religion keine Verschiedenheit im Genuß der gesellschaftlichen Rechte nach sich. Niemand kann anders verhaftet werden, als in gesetzlicher Form, und in den durch das Gesetz bestimmten Fällen werden der verhafteten Person auf der Stelle schriftlich die Gründe der Verhaftung eröffnet. Jede verhaftete Person muß spätstens in 3 Tagen vor das gehörige Gericht gestellt und in der kürzesten Zeit gerichtet werden, wenn die ersten Verhöre sie nicht sogleich vom Verdacht reinigen. Wer eine vollständige Bürgschaft stellt, wird sogleich in Freiheit gesetzt, wenn nicht ein Gesetz solches verbietet. Kein Vergehen kann anders als durch ein Erkenntniß des kompetenten Gerichts bestraft werden. Niemand kann über die Gränzen des Königreichs geführt werden, sondern jeder wird nach Urtheil und Recht im Lande bestraft. Jeder Ausländer wird, so bald er die Gränzen des Königreichs betritt, gleich den übrigen Einwohnern desselben, Schutz der Gesetze und die durch solche versicherten Vortheile genießen. Er kann im Lande bleiben und dasselbe verlassen, Grundeigenthum erwerben und das Indigenat nachsuchen. Alles Eigenthum ist unverletzlich. Keine Behörde kann dasselbe auf die geringste Weise antasten. Das Gesetz bestimmt die Form, unter der jemand gezwungen werden kann, sein Eigenthum nach vorheriger Entschädigung zum öffentlichen Besten abzutreten. Die Auflagen, Abgaben, Taxen und allgemeinen Lasten, wie sie durch das Generalbudjet der Einnahme des öffentlichen Schatzes bestimmt werden, bilden das Abgabesystem des Staats, und ohne Genehmigung des allgemeinen Reichstags darf in den Wesentlichen derselben nichts abgeändert werden. — Oeffentliche Aemter können nur durch Eingeborne und solche Personen verwaltet werden, die im Lande angesessen sind, unbewegliches Eigenthum erworben und das Indiginat erlangt haben. Gewisse Aemter können nur durch Grundeigenthümer verwaltet werden. Die Preßfreiheit wird zugestanden; eine Abtheilung des Senats wacht gemeinschaftlich mit der Commission der Volksaufklärung über ihre Ausübung. Alle öffentlichen Verhandlungen der Verwaltungen und Gerichte ohne Ausnahme werden in polnischer Sprache abgefaßt. Die Ausübung der Gesetze und die Verwaltung des Reichs ist dem Staatsrath übertragen, der in War-

schau seinen Sitz hat, und in dem der königl. Statthalter präsidirt, und 4 Commissionen (des Innern und der Polizei, des Krieges, des Schatzes) unter Leitung eigener Minister (der Religionsangelegenheiten und der öffentlichen Aufklärung, der Justiz, des Innern und der Polizei, des Kriegs, der Finanzen, Minister Staatssekretär, welcher letzte sich beständig bei der Person des Königs befindet); außer diesen ist noch eine Kommission der öffentlichen Aufklärung, die sich zugleich mit den Rechten der Religionspartheien beschäftigt, und mit dem Staatsrath in Rücksicht ihrer Verwaltungszweige in Verbindung tritt. Die Funktionen des Justizministers sind dem höchsten Tribunal übertragen. Der Staatsrath legt jährlich im Allgemeinen Rechenschaft vom Zustande des Reichs ab, gegründet auf die Rechnungen und Berichte jedes Zweigs der Verwaltung, die dem Senat vorgelegt, durch ihn geprüft und von dem Reichstag durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden. Die Gesetze bestimmen, in welchen Fällen und nach welchen Formen die Minister und Mitglieder des Staatsraths verantwortlich sind. In Sachen der Art ist der Senat das höchste Tribunal. — In jeder Woiwodschaft wacht eine Commission über die Ausübung der Gesetze und Verordnungen, und die Ordnung und Thätigkeit im öffentlichen Dienste in allen Verwaltungszweigen. Ihr Präsident ist ein besonders bevollmächtigter und mit gewissen Befugnissen als ausübender Beförderer bekleideter Beamter. In jeder Woiwodschaft sind Bezirkscommissarien, welche die Befehle der Woiwodschaftscommissionen in Ausführung bringen. Die Eigenthümer oder ihre Stellvertreter in den Dörfern, die Dorfsgemeinden und die Municipalitäten in den Städten bilden das letzte Glied der Verwaltung, und führen die ihnen durch die Bezirkscommissionen zugestellten Befehle der Woiwodschaftscommissionen aus. In jeder Woiwodschaft ist ein Rath der Einwohner, der aus den durch die Mehrheit der Stimmen auf den Kreistagen und Gemeindeversammlungen erwählten Mitgliedern besteht, und außerdem den ehemaligen Departementsräthen angewiesenen Wirkungskreise, die Liste der Kandidaten zu Verwaltungsstellen anlegt. Alle öffentliche Beamte in der Verwaltung können durch den Willen der Behörde, die sie ernannt hat, abberufen werden, und sind für ihre Verwaltung verantwortlich. Die Entscheidung der Prozesse in Verwaltungsangelegenheiten gehört vor die Tribunäle und gewöhnlichen Gerichtshöfe. Die Friedensgerichte für alle Einwohner, versuchen in allen nicht durch das Gesetz ausdrücklich ausgenommenen Sachen die Güte, ehe sie zum förmlichen Prozeß gedeihen. In jeder Woiwodschaft ist eine gewisse Anzahl Landgerichte erster Instanz für die Civilsachen (in jeder Gemeinde und Stadt, die in Sachen bis zu 500 Gulden erkennen; auch mehrere Landgerichte in jeder Woiwodschaft zur Entscheidung der Rechtssachen über 500 Gulden polnisch), Handelsgerichte und mehrere Grod- oder Stadtgerichte für die Correktions- und Criminalsachen, das Appellationstribunal und das Reichstags- oder hohe Nationalgericht, das über Staatsverbrechen und Vergehungen der höhern Staatsbeamten erkennt. Durch die Friedensrichter sind 1816: 1817 und 1821: 4116 Streitsachen durch Vergleich abgemacht worden. — Das polnische Militär behält seine eigene Bekleidung und alles, was seine Nationalität bezeichnet, und wird von der Nation unterhalten; das stehende Heer auf ganzem Solde macht zur Friedenszeit nur einen Theil der Streitkräfte aus, und ist stets schlagfertig. Es ist zur Vertheidigung der Gränzen Polens bestimmt, hat seine Standtquartiere im Lande, und wird bloß in Europa gebraucht. Das durch das Königreich marschirende Militär wird auf Kosten des kaiserlichen Schatzes unterhalten. — Die Katholiken und die Geistlichen der griechischen unirten Kirche erhalten jährlich eine bestimmte Einnahme von 2 Mill. pol. Gulden in Nationalgütern angewiesen, und benutzen sie als völlig unverlierbares

Eigenthum. Diese neuen Fonds, verbunden mit andern, welche die Geistlichkeit schon besaß, werden unter sämmtliche Kirchen so vertheilt, daß das Loos der armen Priester verbessert und die gehörige Unterhaltung des Kirchendienstes, der Seminarien und Erziehungshäuser gesichert wird. Die Summe, welche die Regierung zur Unterstützung der reformirten und lutherischen Geistlichkeit bezahlt, beträgt 100.000 poln. Gulden jährlich. Der öffentliche Unterricht ist national und unentgeldlich. Die Commission, der dieser Gegenstand und die Angelegenheiten der Religionspartheien anvertraut sind, nimmt den ersten Platz der Commissionen der Landesverwaltung ein, und hat zu ihrem Präsidenten einen Senator. Der Fonds der öffentlichen Erziehung wird auf 2 Millionen Gulden poln. (353.333 Thlr. 3 gr.) erhöht. — Alle den Städten gewisse Rechte, Freiheiten und Privilegien beilegende Festsetzungen werden beibehalten. Das Communalvermögen der Städte wird durch ihre besondern Beamten verwaltet. Den Landleuten wird ihre persönliche Freiheit und das Recht, Grundeigenthum zu erwerben, erhalten. Ihnen wird sicherer Schutz und wohlfeile Rechtspflege zugesichert. Der jüdischen Nation werden die von den bisherigen Gesetzen und Verordnungen zugesicherten Civilrechte belassen. Das vormalige Wappen Polens war ein quadrirter Schild. Das erste und vierte Quartier enthält einen weißen gekrönten Adler im rothen Felde, wegen Polen; das zweite und dritte einen silbernen geharnischten Ritter mit einem bloßen Säbel und blauem Schilde, auf dem ein goldnes Patriarchenkreuz ist, auf einem laufenden silbernen Pferde mit goldnen Hufeisen und blauem Reitzeug sitzend, auch im rothen Felde, wegen Lithauen. In dem Mittelschilde stand das Geschlechtswappen des Königs. Zu den Orden gehören: 1) der St. Stanislausorden, vom König Stanislaus Poniatowsky am 7. Mai 1765 gestiftet, am 1. Decemb. 1815 erneuert, mit der Inschrift: Virtuti militari Stanislaus Augustus rex Poloniae, und nach dem Dekret vom 1. Dezember 1815 in 4 Klassen getheilt. 2) Der von ihm unzertrennliche Orden des weißen Adlers, den Wladislaw V. 1325 gestiftet haben soll, und den August II. am 1. Novbr. 1705 erneuerte. Das Ordenszeichen ist ein durchsichtig roth emaillirtes goldnes Kreuz mit einem weißen Rande und 4 Feuerflammen zwischen den Spitzen. Auf der vordersten Seite ist der polnische weiße Adler, der auf der Brust ein weißes Kreuz trägt; auf der zweiten Seite sieht man in der Mitte des Königs Namen A. R. mit der Beischrift: Pro fide, rege et lege. Oben darüber ist neuerlich eine Krone mit Diamanten und ein Ring mit Diamanten, um sie anzuhängen, mit einem blauen Bande. 3) Der Militärverdienstorden vom König Stanislaus Poniatowsky im Mai 1791 gestiftet, und am 26. Dezember 1807 wieder hergestellt. — Hofbeamte sind: der Krongroßstallmeister, Kronoberjägermeister, Hofmarschall; dann Kammerherren und Kammerjunker. Die Staatseinkünfte fließen aus dem Rauchfangsgelde, der Kopfsteuer, der freiwilligen Abgabe von liegenden Gütern, dem Stempelpapier, der Fourage, dem Postwesen, den Spielcharten, der Lotterie ꝛc., und betrugen 1817 60.662.686 poln. Gulden, die Ausgaben über 52 Millionen, so daß die vorräthige Baarschaft sich auf 7.358.731 Gulden belief. Nach dem schon oben angeführten Vertrag vom 3. Mai 1815 werden die Schulden in alte (des Königs Stanislaus Augustus und der Republik Polen) und neue (des Herzogthums Warschau) getheilt. Die alten werden, da Preußen seinen Theil dieser Schulden in Seehandlungsobligationen, Reconnaissancen genannt, verwandelt, in 8 gleichen und jährlichen Fristen vom 24. Juni 1816 an (wenn der Friede binnen dieser Zeit wieder hergestellt seyn sollte) bezahlt werden in Reconnaissancen oder andern diese Reconnaissancen zu vertreten fähigen Papieren, oder in baarem Gelde (wo ein Abschlag von 10 Procent Statt findet); von den neuen Schulden über-

nahm Preußen $^{3}/_{10}$. Die Staatskasse des Herzogthums Warschau zahlt an Preußen nur 18.573.952 $^{21}/_{30}$ Gulden poln., da der übrige Antheil von Rußland (4.609.580 $^{7}/_{10}$ Gulden) und Preußen übernommen worden. Das 50.000 Mann starke Heer zählt 30.000 Mann Infanterie und 20.000 Cavallerie, aus denen eine königliche Garde von 12.000 Mann gebildet wird, und soll in Kriegszeiten beträchtlich durch die Miliz verstärkt werden. Nach dem kaiserlichen Dekret vom 17. Oktober 1816 wird jeder ohne Unterschied des Standes, der Herkunft und Religion vom 20. bis 30. Jahre seines Alters auf 10 Jahre Soldat. Es werden 2 Reservekorps gebildet; die Conscribirten des ersten werden zur Completirung der Linientruppen bestimmt, und die des zweiten kommen an ihre Stellen. Von der Conscription sind ausgeschlossen: die Ausländer und ihre Söhne, die im Auslande geboren wurden, die einzigen Söhne, ein Sohn jeder Familie, Brüder als Vormünder ihrer minderjährigen Brüder, die Wittwer, die Kinder haben, die Verabschiedeten jedes Ranges, die Staatsbeamten, die Verheiratheten vor Erlassung jenes Dekrets, diejenigen, die künftig vor dem bestimmten Conscriptionsalter verheirathet werden, die Geistlichen, die Professoren, die Doctoren der Rechte, die Beflissenen der Rechtswissenschaft, die Aerzte, die Chirurgen, die Beflissenen der Arzneikunde, die Fabrikanten, Künstler, Professionisten nebst ihren Gesellen, und bei der Judenschaft ein Rabbiner und ein Cantor oder Vorsänger in jeder Gemeinde; auch nach einer spätern kaiserlichen Verordnung vom März 1819 alle Studirende und 12 Schüler der Forstwissenschaftanstalt. Die Conscribirten können Stellvertreter stellen. Das kaiserliche Dekret vom Januar 1817 bestimmte, daß jeder Jude vom 20 — 30sten Jahre, er mag ledig oder verheirathet seyn, der Conscription unterworfen ist; zum Stellvertreter kann er nur einen Juden stellen, und im Fall der Militärdienst der jüdischen Nation entbehrlich wird, so ist sie eine allgemein zu bestimmende Geldsumme dem Staate jährlich zu erlegen verpflichtet. Zur öffentlichen Sicherheit und Polizeibedienung sind Gensd'armen errichtet. Das Königreich Polen enthält 8 Woiwodschaften; Crakau, Sandomir, Kalisch, Lublin, Masovien, Podlachien, Augustow, Plock und hat die Hauptstadt Warschau.

Policinell, s. Pulcinella.

Polignac (Melchior de), Cardinal, geboren den 11. November 1661 zu Auy-en Velay, studirte zu Paris, begleitete 1698 den Cardinal von Bouillon nach Rom, und wurde 1693 nach Polen geschickt, um den König Johann Sobieski zu einem Bündnisse gegen Oesterreich zu bewegen. Nach dessen Tode brachte er es dahin, daß ein Theil der Polen den Prinzen von Conti zum König erwählte; die Parthei des Churfürsten von Sachsen aber erhielt die Oberhand, und Polignac wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, 1698, zur Strafe für seine verunglückte Sendung, in seine Abtei Bon Port verwiesen. Bald darauf wurde er zurückberufen, 1709 nach Gertruydenberg und 1712 nach Utrecht gesandt, um den Frieden zu Stande zu bringen, erhielt in demselben Jahre den Kardinalshut und verband sich nach Ludwigs Tode mit den Feinden des Herzogs von Orleans. Im Jahre 1724 ging er zur Wahl Benedict XIII. nach Rom, blieb als franz. Geschäftsträger acht Jahre daselbst, und starb zu Paris 1741. Man hat von ihm ein Lehrgedicht unter dem Titel: Anti-Lucretius, seu de Deo et Natura libri IX., Paris 1747, 8. und 12., welches das epikuräische System widerlegt.

Polignac (Gabriele Claude Martine, geborne de Polastron, Herzogin von), geboren 1750, war Erzieherin der Prinzessinnen und Vertraute der Königin Marie Antoinette, und wurde deshalb eben so hart verfolgt, als die königl. Familie. Mit den größten Gefahren flüchtete sie sich aus Frankreich hielt sich größtentheils in Wien auf und starb daselbst 1793. — Ihr Ge-

mahl der Herzog von Polignac, war beim Ausbruch der Revolution Stallmeister der Königin, begab sich nach Ludwigs des Sechszehnten Tode zu Ludwig dem Achtzehnten, der ihn an den österreichischen Hof sandte. Hierauf ging er nach Rußland, wo er Catharina die Zweite, Paul und Alexander für die Bourbons zu interessiren wußte. Im J. 1802 begab er sich nach Schottland, kehrte dann auf sein Gut in der Ukraine zurück und starb zu St. Petersburg 1817.

Polirstahl, ein mehr oder weniger rundes, fein polirtes Stück Stahl, womit man andern Metallflächen durch Reiben Glanz und Glätte giebt. Sonst werden auch zum Poliren der vergoldeten Gläser, des gedrehten Zinnes u. s. w. glattgeschliffne Chalzedone, auch Wolfszähne angewendet.

Politik, von τὰ πολιτικὰ, die Wissenschaft vom Leben des Menschen im Staate; oder von dem Wesen, den Zwecken und den Mitteln des Staats in seinen innern und äußern Verhältnissen. Vergl. den Art. Staat. Das Leben im Staate wird begriffen a) aus der Natur des Menschen und seiner Bestimmung; b) aus dem Verhältnisse der sichtbaren zu der unsichtbaren — der äußern zu der innern — Welt. Daher sind überhaupt folgende Fragen die Aufgabe der Staatswissenschaft: a) Was soll der Mensch dem Staate leisten; was der Staat ihm? Jener Gehorsam; dieser Schutz. Beides entwickelt das Staatsrecht. — b) Wie kann und wie soll dieß geschehn? Durch Zweckmäßigkeit in Ordnung und Fleiß. Wie kann ꝛc. beantwortet die Staatsweisheit, oder die reine Politik: die Lehre von der besten Einrichtung des Staats überhaupt, oder von der Idee des Staats in der Wirklichkeit. — Das Wie soll ꝛc. beantwortet die angewandte Politik, oder die Regierungskunst, Staatskunst, auch Politik im engern Sinne. Die Politik im weitesten Sinne (gedacht als die Lehre von dem durch den Vernunftzweck — Wahrheit und Recht — auf Selbständigkeit gerichteten Gesammtleben der Menschen unter dem äußern Schutze des Gesetzes) betrachtet: a) die Grundstoffe oder Elemente des Staatslebens; b) dieses selbst nach den Bedingungen seiner Entwickelung. Daher zerfällt sie in zwei Haupttheile: 1) Staatskunde, oder allgemeine Statistik (unterschieden von der Staatenkunde, oder der besondern Statistik und der politischen Geographie): die Lehre von den Grundstoffen des Staatenlebens, und zwar a) von den äußern: aa) Land (Geographie), bb) Volk (Ethnographie), cc) Vermögen (politische Oekonomie); b) von den innern: aa) Regierungsform; bb) Religion; cc) Cultur; dd) Nationalcharakter. — 2) Staatslehre, oder die wissenschaftliche Darstellung von der organischen Verbindung (Verfassungslehre) und Entwickelung (Verwaltungslehre) jener Grundstoffe des Staatenlebens. Der Inbegriff der aus beiden Haupttheilen abgeleiteten Regeln heißt Staatskunst, oder die Lehre von der Anwendung der Staatsgewalt; die Ausübung selbst Staatspraxis. Letztere begreift so viele einzelne Theile, als es Haupttheile der Staatsregierung giebt; daher: eigentliche Staats- oder Kabinetspraxis, Justiz-, Polizei-, Kammeral- und Finanzpraxis. — Die Staatslehre zerfällt daher in die reine und in die angewandte. Jene ist die Wissenschaft von der Kunst überhaupt, den Zweck des Volkslebens im Staate, Selbständigkeit durch Sicherheit und Cultur, zu erreichen. Sie betrachtet das Volksleben im Staate a) wie es seyn soll: allgemeines, oder natürliches Staatsrecht, jus publicum cum universale absolutum et hypotheticum; b) wie es seyn kann: Staatsweisheit, oder Staatsklugheitslehre (auch reine Politik, im engern Sinne). Sie beruht auf der Physiologie des Staatenlebens, indem sie die allgemeinen Grundsätze der Staatsverfassung und der Staatsverwaltung nach der Erfahrung entwickelt und beurtheilt. Daher gehören in den Cyklus der einzelnen Staatswissenschaften die politisch-historischen Wissenschaften. Diese zeigen: aa) wie sich das Leben im Staate ausgebildet

hat, entweder in einzelnen Staaten: Staatengeschichte; oder im Staaten-Zusammenhange: Politische Geschichte, deren wichtigster Theil die Geschichte des europäischen Staatensystems ist; — bb) wie es sich gegenwärtig darstellt, theils in Hinsicht auf Land und Volk (politische Geographie); theils in Hinsicht auf die Idee vom Staate (Statistik). Die politische Geographie ist nämlich die beschreibende, die Statistik, die (den Organismus) betrachtende Staatenkunde; jene der Anatomie eines Staatskörpers, diese der Physiologie desselben vergleichbar. Letztere begreift daher auch in sich die Darstellung des Geschäftsganges (der Staats- und Canzleipraxis) in einem Staate. — Die angewandte Staatslehre stellt die Theorie der Staatspraxis auf, nach den verschiedenen Arten des Gebrauchs der Staatsgewalt. Sie zeigt daher: a) in der Staatsverfassungslehre, wie die einzelnen Theile der Staatsgewalt zu ordnen und zu verbinden sind; wohin auch die Lehre von der Volksvertretung gehört. Nun ist die Staatsgewalt theils aufsehend, theils beschließend; letztere theils gesetzgebend, theils vollziehend (mit Einschluß der polizeilichen und der richterlichen Gewalt). Beide, die aufsehende und beschließende, aber beziehen sich entweder auf auswärtige Angelegenheiten, wie Friedensstand, Bündnisse, Krieg, Handel; oder auf innere, als: Familie Kirche und Bürgerthum. Daraus ergiebt sich b) in der Staatsverwaltungslehre, auch Staatswirthschaft, Staatshaushalt, im weitesten Sinne; wie die einzelnen Theile der Staatsgewalt zusammen zweckmäßig wirken sollen. In subjektiver Beziehung wird die Staatsgewalt unmittelbar durch den Regenten und dessen Minister, mittelbar durch die Landes-Collegien und die einzelnen Behörden ausgeübt. In objektiver Beziehung unterscheidet man die Staatsverwaltung in Hinsicht auf die äußern und die innern Verhältnisse. Aber beide greifen wesentlich in einander ein; daher folgende Eintheilung der Staatsverwaltungslehre beide umschließt. Entweder betrachtet sie den Staat als solchen, die moralische Persönlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, oder sie betrachtet das Volk, oder die Einzelnen im Ganzen, als den unmittelbaren Gegenstand der Ausübung der Staatsgewalt. Die Disciplinen der Staatsverwaltungslehre zerfallen daher in 2 Classen. Die erste begreift diejenigen politischen Wissenschaften, die unmittelbar das Daseyn und die Fortdauer des Staats als eines moralischen Ganzen, dessen Zweck Selbständigkeit, oder eine gesunde und freie Persönlichkeit ist, zum Gegenstande haben. Hierher gehören: 1) die Staatsrechts-Politik und das positive Staatsrecht; letzteres gehört auch in den aus der Staatswissenschaft besonders abgeleiteten Cyklus der Rechtswissenschaften; 2) die Gesetzgebungspolitik, und zwar: die Criminal-Gesetzgebungslehre, nebst der Strafrechtswissenschaft, — einem Zweige der Rechtswissenschaft — da der Verbrecher gestraft wird, weil er die moralische Persönlichkeit des Staats verletzt hat; 3) die Lehre von der Polizeigewalt, oder das Polizeirecht, und zwar in Hinsicht der Sicherheit des Ganzen, die Lehre von der Sicherheitspolizei, welche übrigens in den besondern Cyklus der Polizeiwissenschaften gehören; 4) die Staatsökonomie, nebst der Finanzwissenschaft, welche in einen dritten, aus der Staatswissenschaft besonders abgeleiteten, Cyklus von politischen Disciplinen, in den der Cameralwissenschaften (Staatswirthschaftslehre im weitern Sinne) gehören; 5) die Diplomatie und Diplomatik, mit Einfluß des Gesandschaftsrechts, der Kriegs-, Friedens- und Handelspolitik, wovon letztere jedoch mit der Kammeralpolitik zusammenhängt. Auch die Familienverhältnisse des regierenden Hauses gehören hierher. — Die zweite begreift diejenigen politischen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf das Volk und den Zweck seines innern und äußern Lebens beziehen. Der Zweck des äußern Volkslebens ist Sicherheit; der Zweck des innern ist Cultur (Menschenbildung). Die äußere Bedingung von beiden ist Wohlstand; die innere: bürgerliche

Freiheit. Nun gewährt allein Gerechtigkeit der bürgerlichen Freiheit Schutz, und Allen Sicherheit; folglich ist der Zweck des Volkslebens dreifach: Gerechtigkeit, Wohlstand und Cultur; daher gehören in diese Klasse: 1) die Justiz- oder Rechtspolitik, welche sich über die Gesetzgebung des Civilrechts und des gerichtlichen Verfahrens verbreitet. Siehe den Artikel Rechtswissenschaften; 2) die Industrie-Politik, welche theils das Polizeiwesen (insbesondere die Wohlfahrtspolizei), theils das Cammeralwesen, oder die Nationalökonomie, betrifft (s. Polizei und Cameralwissenschaften); 3) die Culturpolitik, oder Staats-Erziehungslehre, wird gewöhnlich in den Kreis der Polizei- und Cameralwissenschaften gezogen, muß aber als eine selbständige Wissenschaft betrachtet werden. (S. Krug: der Staat und die Schule. Leipzig 1810.) Behr's Neuer Abriß der Staatswissenschaftslehre. Bamberg 1816; ein Auszug aus desselben System der Staatslehre oder Staatskunst. 3 Bde. 1810. — Politisches Gleichgewicht — das Räthselwort der höhern europäischen Staatskunst (d. i. der auf die Feststellung einer allgemeinen Staatenordnung in Europa gerichteten Diplomatik der mächtigen Staaten) — eine Aufgabe in der Politik, deren Zweck bisher eben so unbestimmt oder unklar gedacht worden ist, als man die Mittel dazu widersprechend und unzureichend gewählt hat. Nach der Geschichte bestand diese Aufgabe in der Ausgleichung des gegenseitigen Machtvortheils der Staaten vom ersten Range auf Kosten der schwächern. Die Mittel dazu waren seit Karls des Großen Tode, bald Zerstückelung und Theilung (man vergl. die Geschichte von Italien, Deutschland, Polen und Hindustan), bald Wiederherstellung, Erhaltung und Vergrößerung, je nachdem dadurch die besondern Staatszwecke der einzelnen das Ganze ordnenden Mächte unter sich, die eine den neuen Besitzstand sichernde Uebereinstimmung gebracht werden konnten oder nicht. Das politische Gleichgewicht beruhte also auf der gegenseitigen Mäßigung der Machtpolitik durch gegenseitige Convenienzpolitik. So beschränkte der westphälische Friede die Machtpolitik des Hauses Oestreich, und der Wiener Congreß die Machtpolitik Frankreichs. Ein dritter europäischer Friedensrath wird wahrscheinlich die Gränzen der Machtsphäre Rußlands zu seiner Aufgabe machen. Daraus entstand in Europa bald eine Zweiherrschaft, nach dem westphälischen Frieden: Frankreich und Schweden; nach dem Utrechter: Frankreich und Großbritannien; bald eine Drei-, Vier-, Fünfherrschaft: Rußland, Preußen, Oestreich, Frankreich und Großbritannien. — Völkerrecht und Heiligkeit des Besitzstandes, selbst die Achtung des Grundsatzes der Legitimität, waren bisher nicht die Zwecke des Gleichgewichtssystems, sondern nur Mittel, um das „Gleichgewicht der Macht„ — wie jene Aufgabe in den neuesten Staatsurkunden bezeichnet wird — sollte aber heißen: der Mächtigen in Europa wieder herzustellen. Dieses schwankende und durch dreihundertjährige Reibungen der Staaten vom ersten Range nach und nach ausgebildete System hat Europa vor der Gefahr einer Universalmonarchie nur unvollkommen geschützt. Doch hat es mittelbar und zufällig, vorzüglich seit Hugo Grotius, die Idee eines allgemeinen Staats- und Völkerrechts entwickelt. Nach dieser Idee besteht die Aufgabe des politischen Gleichgewichts in dem durch allgemeine Rechtsverträge gesicherten politischen Daseyn der Völker. Dieses kann aber ohne die Fortdauer ihrer besondern Regierungen nicht gedacht werden. Nach einem solchen Gleichgewichte strebten in der alten Zeit die griechischen Staaten; im Mittelalter die italienischen, und seit der Entstehung der preußischen Monarchie, die deutschen Staaten; allein nur unvollkommen, weil ihnen die Basis fehlte, auf der allein die politische Wage, deren Zünglein Gerechtigkeit heißt, fest stehen kann. Diese Basis ist das durch die Natur (d. h. durch Boden, Sprache und Sitte) abgemarkte Nebeneinander-Leben der Nationen

als Völker. Die Natur gestaltet die Völker; die Kunst bildet, Recht beschützt sie. Das Recht aber schützt zu erst den natürlichen, und dann den erworbenen Besitzstand; darum soll, wenn beide durch Eroberer zerrüttet worden sind, und der alte Besitzstand einmal nicht wiederhergestellt werden kann, die Staatskunst, welche eine neue Staatenordnung gründen will, zunächst auf den natürlichen Besitzstand Rücksicht nehmen, und wenn sie mehrere Völker zu Einem politischen Ganzen, d. h. unter Einer Regierung, vereinigt, das Volksdaseyn der Einzelnen nicht aufheben. So haben die Ungarn ihr Daseyn sich erhalten; so hat Schweden dasselbe dem Normann, und Rußland dasselbe dem neuen Polen gelassen. Doch liegt diese Idee des politischen Gleichgewichts noch immer im Dunkeln. Vielleicht wird ihr der heilige Bund mehr Klarheit geben. In England, wo jener natürliche Besitzstand seit Jahrhunderten ungestört geblieben ist, hat sie bisher noch am meisten dem praktischen Verstande einiger Staatsmänner und Schriftsteller eingeleuchtet. Unter vielen Schriften über diesen Gegenstand ist die neueste, nach Sully's Idee einer europäischen Staatenrepublik von Goud Francis Leckie abgefaßt, unter dem Titel erschienen: An historical research into the nature of the Balance of Power in Europe etc. Lond. 1817.

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Instruktion, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechselcurszettel u. s. w. bedeutet. Hauptsächlich aber bezeichnet es bei Assekuranzen die Versicherungsurkunde dessen, der die Assekuranz übernimmt.

Polizei, von πολιτεία, Staatsordnung, Volkszucht, Ordnungsgericht. Polizeiwesen: der Inbegriff aller außerhalb des Umfangs der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, aber innerhalb des Umfangs der bürgerlichen Freiheit liegenden Mittel zur Sicherstellung und Beförderung des Volkslebens im Staate. Es begreift das Polizeirecht, oder den Inbegriff aller Polizeiverordnungen, und die Polizeiverwaltung, oder die Form der Ausübung der Polizeigewalt durch die Polizeibehörden; daher Polizeigericht und Polizeigerichtsbarkeit. — Die Polizeigewalt ist das Recht der aufsehenden Macht im Staate, die zweckmäßigsten, Orts- und Zeitgemäßen Veranstaltungen für bürgerliche Ordnung, Cultur und Wohlstand der Staatsgenossen zu treffen, um die Weisheit der Gesetzgebung und die Kraft der Rechtspflege zu unterstützen, ohne die bürgerliche Freiheit (die Aufgabe aller Gesetzgebung und Rechtspflege) zu unterdrücken. Die Polizeiwissenschaft ist daher die Lehre, wie die Staatsverwaltung innerhalb des Umfangs der Polizeigewalt das Gesammtleben im Staate überhaupt durch die Sicherheit und Wohlfahrt der Einzelnen befördern kann. Man unterscheidet: 1) in Ansehung des Polizeibezirks: Staats-, Landes- und Ortspolizei. Die erstere umfaßt den Staat, die zweite das Volk, die dritte jeden Ort als ein der Polizeigewalt unterworfenes Ganzes. 2) In Ansehung des Gegenstandes: Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei. Beide sind in jedem der drei vorigen Theile praktisch verbunden. Bloß die Theorie sondert folgende Zweige ab: a) Sicherheitspolizei, welche Leib und Gut bewacht, und zwar αα) die des Staats (die hohe oder die Staatspolizei, Police générale), welche mit dem Staats-Criminalrechte, mit der Diplomatie und mit dem Cameralrechte in Verbindung steht. Zu ihr gehört auch die Kriegs- und die Fremdenpolizei. — Die geheime Polizei ist ein Mißbrauch der Polizeigewalt, weil sie den Zweck aller Gesetzgebung und Rechtspflege — die bürgerliche Freiheit — statt ihn zu unterstützen, aufhebt. Sie setzt voraus, daß Regierung und Regierte sich gegenseitig befeinden, und bewirkt zuletzt, was sie verhüten will. Eine geheime Polizei ist daher

nur dem Feinde in dem feindlichen Lande — wie jede andre Kriegslist — erlaubt. Dasselbe gilt auch von dem Spionen-System, dem Hauptwerkzeuge der geheimen Polizei. (Dieses System wurde in Frankreich von Catharine von Medicis zuerst organisirt, von Richelieu und Mazarin unterhalten, durch die Grundsätze der Maintenon und des Herzogs-Regenten ausgebildet; in den Zeiten der Revolution, unter Marat und Robespierre ein zweischneidiger Dolch in der Hand der Terroristen: am furchtbarsten aber unter Buonaparte, als er Kaiser geworden war. Dieser hielt eine Spionenrotte, die er seine telegraphische Compagnie nannte. Auch errichtete er zu demselben Zwecke im J. 1804 die cytherische Cohorte, aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts.) — bb) Die des Landes; diese sichert Land und Volk, dessen Leib und Gut, theils überhaupt (allgemein-), theils in besonderer Hinsicht auf Ort und Sache (besondere Landespolizei, z. B. die Straßenpolizei u. s. w.); und zwar: 1) gegen moralische Störung aa) durch die Zuchtpolizei (police correctionelle), wohin auch die Lehre von der Einrichtung der Gefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, die dem Wucher und der künstlichen Theurung vorbeugende Marktpolizei, und die noch sehr unvollkommene Dienstbotenpolizei gehört. (Die Lehre von der Zuchtpolizei wird gewöhnlich mit der des Criminalrechts verbunden.) bb) Durch die Armenpolizei, diese hängt zugleich mit der Wohlfahrtspolizei zusammen; cc) durch die Kirchen-, Schul- und Sittenpolizei (wohin z. B. das Censurwesen und Verfügungen wegen des Luxus, wegen Hazardspiele u. s. w. gehören); auch diese steht mit der Wohlfahrtspolizei (denn alles, was den Besitzstand sichert, befördert mittelbar den Wohlstand, und so umgekehrt,) und noch enger mit der Culturpolitik in Verbindung. 2) Gegen natürliche Gefahren: durch die Feuer- und Wasserpolizei, überhaupt durch Anstalten gegen Theurung (Land-Magazine), Seuchen (Gesundheitspolizei), Wetterschäden, Kriegslasten, Kriegsschäden u. s. w. (Versicherungsanstalten). — b) Die Wohlfahrtspolizei (ist mit der vorigen im Allgemeinen in der Ausübung verbunden), welche Gesundheit, Gewerbsfreiheit und überhaupt das Glück des Volks durch Aufsicht und Fürsorge befördert. Sie ist daher der Hauptgegenstand der Bevölkerungspolitik, und umfaßt: aa) die medicinischen Polizei; diese nebst dem Medicinalwesen eines Staats (Sanitätsanstalten) und die gerichtliche Arzneikunde machen zusammen die Staatsheilkunde aus. (Hauptwerk: Frank's System einer vollst. medicin. Polizei. 6 Th. Wien 1817.) bb) Die Cameral- oder Gewerbspolizei; diese verzweigt sich in die Landwirthschafts-, Industrie- und Handelspolizei, und gehört ebenfalls, so wie die Sicherheitspolizei, in die Reihe der Cameralwissenschaften. (S. Frank's System der landwirthschaftl. Polizei. 3 Th. Lpz. 1791; v. Sonnenfels Grundsl. der Handl. Polizei und Finanz. 7te Aufl. 1. Wien 1804.) cc) Die Culturpolizei, welche überhaupt die Kirchen-, Schul- und Sittenpolizei mit begreift, wird ihrer Aufgabe, ihren Mitteln und ihrem Umfange nach aus der Culturpolitik abgeleitet. Das Vormundschaftswesen ist überhaupt mit der Rechtspflege verbunden. — Von den zum Theil noch nicht scharf genug bestimmten Gränzen der Polizei hängt ihr Verhältniß zur Justiz und der bürgerlichen Freiheit ab. Hierüber ist kürzlich folgendes zu bemerken. Die Polizei besteht in der Anwendung der aufsehenden Gewalt, welche die Ordnung und Sicherheit theils negativ, durch Verbote solcher Handlungen, die Gefahr bringen können, theils positiv, durch Anstalten und Verfügungen, welche Verletzungen und Schaden hindern sollen, zu befördern, dadurch aber das Eingreifen der Gesetzgebenden und der vollziehenden, insbesondere der richterlichen Gewalt, so viel möglich unnöthig zu machen, oder, wenn sie eingreifen muß, die Wirksamkeit derselben vorzubereiten und zu unterstützen sucht. Sie ist daher, nicht sowohl durch ihre Zwecke, als vielmehr in der Art und Weise (d. i. in der Form) ihrer Thätig-

keit von der Juſtiz gänzlich verſchieden. Die Polizeigewalt iſt nämlich nur ſo lange thätig, als die Widerrechtlichkeit, welche verhütet werden ſoll, noch nicht zu Stande gekommen iſt, und derjenige, der die Widerrechtlichkeit zu begehen Anſtalt gemacht haben mag, durch ein wirkliches Eingreifen in ſein Treiben von der That zurückgehalten werden kann. Iſt die That aber wirklich geſchehen, dann gehört die Sache, ohne Unterſchied der Fälle, vor die Juſtiz, welche das verübte Unrecht bekämpft; und zwar vor die Civiljuſtiz (die dem Fehlenden ſagt, was Rechtens und geſetzmäßig ſey; vor die Strafjuſtiz aber, in ſofern dieſe durch Verhängung der den Geſetzübertreter treffenden Strafe den Rechtszuſtand zu ſichern ſtrebt. Sind übrigens bei einer und derſelben Sache phyſiſche u. pſychiſche Wirkſamkeit für die Erhaltung des Rechtszuſtandes zugleich möglich, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß Polizei und Juſtiz bei derſelben Sache zugleich neben einander, jedoch jede nur in der ihr eigenen Form und Beſchränkung, wirkſam ſeyn können. Aber eben ſo wahr iſt es, daß jede Uebertretung von Rechts- und Ordnungsgeſetzen (letztere nennt man mit Unrecht Polizeigeſetze), in ſofern von deren Beſtrafung die Rede iſt, vor die Strafjuſtiz, und jeder Fall, der einen Rechtsſtreit über ſtreitiges Privatrecht enthält, vor die Civiljuſtiz gehört. Die Polizei hat an ſich mit der Geſetzgebung nichts zu thun. Sie ertheilt bloß Vorſchriften (Reglements) für die Polizeiverwaltung. Treffende Bemerkungen über das Verhältniß der Polizei und Juſtiz enthält Fouche's Rundſchreiben an die Prefekten. S. Zeitgenoſſen 3t. H. und Notice sur le Duc d'Otrante. Leips. 1816. S. 15. — In keinem Lande iſt die Polizei ſo ſehr ausgedehnt worden, als in Frankreich. Sie iſt aber nur darum ſo verfeinert, weil das unglückliche Land im Sittlichen ſo ſehr verwildert iſt. „Sie einem andern Volke geben wollen," ſagt ein berühmter Staatsmann, „würde demſelben zugleich mit eine Menge Verbrechen, oder die Nothwendigkeit geben, Verbrecher zu haben. Möge der Himmel jedes Land vor dieſer Kunſt der Allwiſſenheit und der Allgegenwart der franzöſiſchen Polizei bewahren!" Das Syſtem ihrer Päſſe, Sicherheits- und Aufenthaltscharten belehrt Einheimiſche und Fremde bei jedem Schritte, daß ſie in einem großen Gefängniſſe wandern, überall von Horchern und Aufpaſſern belauert. Franzöſiſche Schriftſteller, wie Chateaubriand u. A. haben daher darzuthun geſucht, daß die Errichtung eines Polizeiminiſteriums mit einer freien Verfaſſung ganz unverträglich ſey; ferner, daß die Polizei nicht berechtigt ſeyn dürfe, eigenmächtig Abgaben von den Spielen und von den Journalen zu erheben. Chateaubriand ſtellt den hiſtoriſchen Satz auf, daß die Generalpolizei in Frankreich nicht den mindeſten Nutzen geſtiftet, und niemals (?) irgend eine bedeutende Verſchwörung, nicht einmal unter Buonaparte, entdeckt habe. Wahr bleibt es immer, daß eine liſtige Nation eine liſtige Polizei erzeugt, und ſo umgekehrt. Es entſteht ein geheimer Krieg zwiſchen Liſt und Liſt, in welcher endlich doch nur der Feinſte den Sieg davon trägt, und dieſer iſt nicht allemal der Polizeiminiſter. — Ueber die Polizeilehre ſ. Jul. Gr. v. Soden: Die Staatspolizei, nach den Grundſätzen der Nationalökonomie. 1817. (Der 7te Bd. von deſſen Nationalökonomie.) — Des Eſſarts: Dictionaire universel de Police. Par. 1786 — 1790. 8. 4. v. Berg's Handb. des deutſchen Polizeirechts. Hann. 7. Th. Von den erſten 3 Th. erſchien die 2te Aufl. 1802 flg. — Höck's Grundlagen d. Polizeiwiſſenſch. Nürnb. 1809. — Lotz über den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt. Hildb. 1807. Ueber das Princip, die Gränzen und den Umfang der Polizei. Leipz. 1808.

Polizei (mediziniſche) nennt man denjenigen Theil der allgemeinen Polizei, der für das körperliche Wohl der Staatsbürger Sorge zu tragen hat. Ihr liegt daher ob, auszumitteln, was das Leben und die Geſundheit der-

selben erhalten und was diese gefährden kann, damit sie jenes befördere und dieses abwende. Ihre Pflichten und Obliegenheiten sind insbesondere folgende: 1) Verhütung ärztlicher Pfuscherei und unbefugten Arzneidebits; nur den approbirten Aerzten und Wundärzten darf die Behandlung der Krankheiten erlaubt werden; allen Pfuschern im Medizinalwesen, den Apothekern, Hebammen, Marktschreiern, Bader, Laboranten u. s. w. muß das Kuriren sowohl innerer als äußerer Krankheiten verboten werden, und wenn sie dennoch dagegen handeln, so sind sie streng zu bestrafen. Die Arzneien dürfen nur von solchen, die die ausdrückliche Erlaubniß des Staates dazu haben, bereitet und verkauft werden. 2) Verhütung körperlicher Verletzungen, Unglücksfälle. Alles das, was die Sicherheit der Straßen stören kann, muß entfernt werden. Diese müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen und dergl. dürfen auf den Straßen des Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen entweder vor Nachts verschüttet, oder wenigstens beleuchtet werden; Unglücksfälle durch Einsturz von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken u. s. w. müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Tragen heimlicher Waffen, das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten seyn; auf Straßen, Brücken und öffentlichen Plätzen muß ein jeder des schnellen Fahrens und Reitens sich enthalten; Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern Schaden können, Andere zur Nachahmung ihrer mit Gefahr des Lebens und Verstümmelung des Körpers verkauften Künsten reizen, gefährliche Thieren ohne gehörige Vorsicht mit herum führen, dürfen nicht geduldet werden u. s. w. 3) Verhütung der Vergiftung. Alle Gifte, so wohl die wildwachsenden als die verkäuflichen müssen entfernt werden, und der Verkauf der nothwendigen Gifte und gefährlichen Arzneimittel darf nur unter sehr beschränkten Bedingungen erlaubt seyn. 4) Sorge für gesunde Fortpflanzung. Ehen müssen befördert werden, allein nur ihrem Zwecke gemäß und die ehlichen Verbindungen unreifer oder ungesunder Personen dürfen nicht gestattet werden. Für die Gebärenden und Wöcherinnen muß durch Anstellung von wohlunterrichteten Geburtshelfern und Hebammen, und durch andere Anstalten gesorgt werden. Um dem Kindermorde möglichst vorzubeugen, dürfen die unehlichen Schwangern nicht mit Strafen belegt werden. 5) Sorge für gesunde Erziehung. Die Medizinalpolizei hat überhaupt für eine das physische Wohl der Kinder befördernde Erziehung zu sorgen; besonders aber müssen die verlassene Kinder, die Waisen, außerehlich Geborne unter ihrer besondern Obhut gesetzt werden. 6) Sorge für Scheintodte, Sterbende und Todte. Es muß genau darauf gesehen werden, daß keine Leiche ohne hinlängliche Ueberzeugung ihres Ablebens begraben werde. 7) Sorge für gesunde Nahrungsmittel und Getränke. Alle Gewerbtreibende, welche Genußmitteln bereiten oder damit handeln, müssen unter genauer Aufsicht stehen, zu dem Ende öftere und unvermuthete Untersuchungen der Werkstätte, Fabrikat- u. Handelsartikel durch Sachverständige vorgenommen, und diejenigen, die sich unterfangen sollten, verdorbene oder verfälschte Genußmittel feilzubieten, nachdrücklich bestraft und des Rechtes, daß gemißbrauchte Gewerbe ferner zu treiben, auf immer beraubt werden. 8) Luftreinigung. Auch muß ferner für die Erhaltung der Gesundheit gesorgt werden durch Vermeidung dessen, was die Luft verunreinigen, und auf diese Weise dem physischen Wohl der Staatsbürger gefährlich werden kann. Die Straßen müssen reinlich gehalten, Ansammlungen von Schlam, Koth, von verfaulenden Stoffen u. s. w. dürfen nicht geduldet werden; die bösartigen und der Gesundheit schädlichen Ausdünstungen erzeugende Professionen der Weiß- und Lohgerber, Corduanmacher, Leimkocher u. s. w. dürfen in den Städten nicht anders getrieben

werden, als an fließendem Wasser und in einer Gegend, wo der freie Zug der Luft nicht durch enge Bebauung gehindert ist; die Begräbnißplätze dürfen nur an entlegenen Orten angelegt werden u. s. w. 9) Verhütung und Unterdrückung ansteckender Krankheiten. Durch angestellte Aerzte muß die Medizinalpolizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt seyn. Ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden, selbst die epidemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. 10) Oeffentliche Armenpflege. Die Polizei muß für hülflose Arme, Waisen, Kranken, Gebrechliche und Wahnsinnige Sorge tragen, theils durch Aufbewahrungsorte für dieselben, theils durch Einrichtung zur zweckmäßigen Vertheilung von Unterstützungen an Geld und Naturalien und zur nützlichen Beschäftigung des Armen, Behufs seines Unterhalts und seiner Anhülfe. Alle diese Gegenstände der Medizinalpolizei muß die theoretische Wissenschaft derselben weiter auseinander setzen. Wer sich von dem Umfange und der Wichtigkeit der medizinischen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem ist J. P. Frank's System einer vollständigen medizinischen Polizei zu empfehlen. Wie sich die medizinische Polizei von der gerichtlichen Medizin unterscheidet, davon s. jenen Art.

Poliziano (Angelo) lat. Angelus Politianus, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des 15. Jahrhunderts. Er war den 14. Juli 1454 zu Marte-Pulciano in Toskana geboren. Sein Name ist nach dem seines Geburtsortes, (lat. Mort-Politianianus) gebildet; denn er hieß vorher Ange Bassus. Andrionicus Thessalonich war sein Lehrer im Griechischen; ohne weitere Anleitung bildete er sich darauf nach den klassischen Mustern der Alten für die Poesie. Ein Gedicht, in welchem er ein Turnier feierte, womit Laurenz und Julian von Medicis dem Volke ein Schauspiel gaben, machte ihm diesen berühmten Beschützern der Wissenschaften bekannt; er hatte kaum das 15. J. erreicht, als er dieses Gedicht verfertigte, worin die schöne Erfindung und die Zierlichkeit der Schreibart bewunderungswürdig ist. Die Mediceer verschafften ihm ein Canonicat zu Florenz, und Laurenzo übergab ihm die Erziehung seiner Kinder, worunter auch der späterhin auf den päpstlichen Stuhl erhobene Leo X. war. Seine Talente verschafften ihm den Lehrstuhl eines Professors der lateinischen und griechischen Sprache, und er erlangte als solcher einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ihm aus allen Theilen Europas Schüler zuströmten. Das Leben Polizianos wurde durch mehrere literärische Streitigkeiten beunruhigt; am berühmtesten ist sein Zwist mit Marula Professor des Lateinischen und Griechischen zu Mailand. Poliziano, der den Kummer noch erfuhr, die Mediceer, seine Wohlthäter, aus Florenz verbannt zu sehen, starb in der Blüthe seiner Jahre den 24. Sept. 1494. Unter seine schätzbarsten Schriften rechnet man; 1) Geschichte der Verschwörung der Pazzi (in lat. Sprache) mit mehr Eleganz als Wahrheit geschrieben. 2) Eine lateinische Uebersetzung des Herodian, die er auf Befehl des Papstes übernahm; sie ist so wohl rein als treu. 3) Lat. Uebersetzungen von mehrern griechischen Dichtern und Historikern. 4) Zwei Bücher lateinischer Briefe. 5) Einige kleine philosophische Abhandlungen. 6) Commentar über die Pandekten Justinians. 7) Vier bukolische Gedichte und andere lat. Werke, in denen die Sprache voll Süßigkeit und Anmuth ist. 8) Cazoni a Ballo con quelle di Lor. Medici Firenze 1568, Stanze 1537 und andere Werke in italienischer Sprache, die sich alle durch Zierlichkeit und Gedankenreichthum auszeichnen.

Pollux, s. Castor und Dioskuren.

Polnische Sprache und Literatur. Die polnische Sprache ist slawischen Ursprungs. Durch eine Menge Mitlauter unterscheidet sie sich von

ihrer Schwester, der russischen. Seit dem 16ten Jahrh. wurde sie durch Rede und Schrift so ausgebildet, daß sie an Wohllaut und Biegsamkeit, wie an Kraft, Kürze und Bildsamkeit, jede andre slawische Mundart übertrifft. S. die Sprachlehre von Vater, Halle 1807; Bandtke's polnische Sprachlehre für Deutsche, 2te Aufl. Breslau 1818, und das kritische Wörterbuch der polnischen Sprache von Linde, 6 Bde. 4to, Warschau 1807 — 14. Mehr als 700 Bücher wurden bei diesem Werke als Sprachmuster zum Grunde gelegt. Die Literatur der Polen war seit dem 12ten Jahrh. lateinisch, indem die lateinische Sprache die Staats- und Hofsprache war. Man schrieb gute Werke über die vaterländische Geschichte, zu erwähnen sind: die lateinisch geschriebenen vaterländischen Chroniken des Martin Gallus (am 1109), Nikolaus Kadlubek (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Martin Strzempski (oder Polonus, gest. 1279). Im 14ten Jahrh. bereitete Casimir III. (reg. von 1333 — 1370) eine bessere Zeit vor, indem er den innern Wohlstand des Landes hob, ein eignes Gesetzbuch abfaßte, zuerst Reichstage hielt und 1347 die Universität Krakau stiftete. Indessen schritten die Polen auf der durch Casimir geebneten Bahn zur höhern Geistesbildung nur langsam fort. Erst unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507 — 1572) nahm die polnische Nationalliteratur ihren Anfang, und unter Stephan Bathori (st. 1586) lebten 12 der ersten Schriftsteller der Nation, deren Werke noch jetzt als klassisch angesehen werden. In der Folge trugen aber die Jesuiten viel zur Vertilgung des guten Geschmacks bei; sie wirkten für Polen ungleich nachtheiliger, als für jedes andre Land, weil ihr Orden hier einzig und allein herrschte, und mit keinem andern wetteiferte. In ihren Händen war die Censur. Erst als die Piaristen späterhin aufkamen, machten sich auch einzelne Jesuiten um Erziehung und Literatur verdient. Zu den verdienstvolleren Jesuiten gehören Naruszewicz, die Brüder Bahomolec, Rogalinsky u. A. Unter den älteren Jesuiten sind merkwürdig: Stan. Warszewicki, Skarga (st. 1612, als Prediger berühmt, und als polem. Schriftsteller gegen die Ketzer. Er schrieb gut polnisch); Wujeck, Kojalowicz, Knapski und Sarbiewsky. Die Schriften der übrigen Jesuiten sind weder im Lateinischen noch im Polnischen musterhaft. Ihr Inhalt ist meistens unkritische Polemik und Verläumdung anderer Glaubensgenossen. Für die Geschichte der Socinianer haben Werth des Czchocki Alloquia Osiczensia. Unentbehrlich für die Genealogie ist Niesiecki 1728. — Im 18ten Jahrh. erhob sich die polnische Literatur aufs Neue; doch ist sie weniger reich an guten Werken über Philosophie, Mathematik und Naturkunde, als an Geschichtewerken, an trefflichen Reden und Abhandlungen; vorzüglich an Dichterwerken und guten Uebersetzungen. Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowsky, Martin Cromer, der staatskundige Joh. Demetrius Sulikowski, Stanisl. Kobierzycki, (Geschichte Wladislaus IV. in klassischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski und vor allen der hochverdiente Naruszewicz (s. d. Art.) durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Niemcewicz hat im Jahr 1815 historische Nationalgesänge herausgegeben, denen eine gedrängte polnische Geschichte als Erklärung beigefügt ist. Der Graf Potocki hat sich um die Geschichte der schönen Künste in seinem polnischen Winkelmann (Warschau 1816, 8. 4 Bände), durch seine Rhetorik, wie auch seine Staats- und Gelegenheitsreden (Warschau 1815, 8. 5 Bände) verdient gemacht. Graf Sebast. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunst herausgegeben; Bratymowicz ein Werk über die Landwirthschaft; Bartholomäus Paprocki, Okolski, und Kaspar Niesiecki

lieferten wichtige genealogische und heraldische Werke. Als politischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanisl. Konarski aus, und Andreas Zamoyski (1777) durch ein polnisches Gesetzbuch, das aber vom Reichstage, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Lodowski und Jundzill. Einer der ersten klassischen Dichter der Polen ist Kochanowski, st. 1584. Seine Gedichte sind durch Correktheit, Wohlklang und Empfindung ausgezeichnet. Unter den neuern zeichnen sich aus: Stanisl. Trembecki, Franz Kniaznin, Franz Zablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Groski, Franz Wenkyz, Dysma Tomaszewski, der begeisterte Kajetan Kozmain, Tymowski, Ludwig Osinski, Reklewski der feurige Kasim. Brodzinski, der geschmackvolle Joh. Kruszynski, der epigrammenreiche und fließende, aber unkorrekte Ant. Gorecki, der äußerst korrekte Alois Felinski, Franz Morawski, der echt nationale und zugleich pindarische Joh. Woronicz, der tief- und zartfühlende Franziszek Karpinski, Jos. Bielawski, Franz Zablocki, Jos. Kassakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludwig Dmuszewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludwig Osinski, Albanus Boguslawski, Anton Hoffmann u. A.; vor allen der Fürstbischof Ignaz Krasicki (st. 1802); er ist der einzige epische Originaldichter der Polen, und auch als Prosaist klassisch. Als Kanzelredner sind Lachowski und Wyrwicz selbst im Auslande berühmt worden. Unter den Neuern zeichnen sich besonders Joh. Woronicz, Adam Prazmowski, Xav. Szaniawski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. Im Allgemeinen sind die alten polnischen Schriftsteller, besonders die aus den Zeiten von Sigismund August und Stephan Bathori noch jetzt die klassischen Muster des polnischen Styls, obgleich mit der polnischen Sprache im 18ten Jahrh. große Veränderungen vorgegangen sind. So werden noch als Klassiker angesehen: Johann Kochanowski, Skarga, Wuiek, Bialobrzeski, Gornicki, Stan. Grochowski, Seb. Petrycy, Joh. Januszowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski. u. A. Von den spätern klassischen Prosaisten nennen wir: Ignaz Krasicki. Muster der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki Naruszewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludwig Osinski, Stanislaus Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Sweykowski u. A. Auch eigneten die Polen sich glücklich die Erzeugnisse andrer Nationen an. So übersetzte der Exjesuit Ignaz Nagurczewski die Ilias, Virgils Eklogen und andere Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz Dmochowski in edler, fließender Sprache und leichtem Versbau die Ilias (Warschau 1800, 3 Bände); eine andere Uebersetzung nebst der Odyssee und der Uebertragung des Quintus Calaber von Przybylski), Peter Kochanowski Tasso's Jerusalem (Krakau 1687), Tymieniecki und Brodzinski den Ossian, Joh. Kochanowski und später Naruszewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meisterhaft und im Geiste des Originals letztrer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille.

Pölnitz (Karl Ludwig, Freiherr von), erster königl. preuß. Kammerherr und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, geboren zu Issum 1691, verlebte einen großen Theil seines Lebens am preußischen Hofe und starb den 23. Juni 1775, als Schriftsteller bekannt durch: Saxe galante, deutsch, Liebschaften König August I. von Polen, Berlin 1784. 8.; Memoires de Charles Louis Baron de Poellnitz contenant les observations, qu'il a failes dans ses voyages, Lüttich 1734. 3 Th. 8.; Lettres et Mémoires, Amsterdam 1797. 5 Th. 8.; Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souvrains de la Maison de Brandenbourg, Berlin 1791. 2 Th. 8., deutsch, ebd. 1791. 2 Bde. 8.

Polo (Marko), ein berühmter Reisender, der Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt hat, wo man fast gar keine zuverlässige

Nachrichten über diesen Länderraum hatte. Er war der Sohn eines Venetianers, Nikolo Polo, der gegen das Jahr 1255 mit seinem Bruder Mathias eine Reise nach Constantinopel unternahm, wo Balduin II. regierte. Nikolos hatte bei seiner Abreise sein Weib schwanger zurückgelassen, und diese brachte den berühmten Marko Polo zur Welt, der eine Beschreibung dieser Reise gemacht hat. Die beiden Venetianer, nachdem sie in Constantinopel ihre Handelsgeschäfte beendigt, und Abschied vom Kaiser genommen, gingen über das schwarze Meer nach Armenien, von wo sie sich zu Lande an den Hof des Barka begaben, eines der größten Herrscher der Tartarei, der sie mit Auszeichnung aufnahm. Sie blieben ein ganzes Jahr daselbst, bis sie durch einen Krieg, in welchen dieser Fürst mit einem seiner Verwandten verwickelt ward, genöthigt, sich von hier durch die Wüsten zu flüchten. Auf ihrer Reise trafen sie miteinem Tartaren zusammen, der von dem Khan Hulagu, derselbe, der mit Barka Krieg führte, und ihn besiegt hatte, an dessen Bruder Kublai gesandt. Der Tartar gewann die Italiener lieb, und lud sie ein, ihm in das Hoflager des mächtigen Großkhans Kublai zu folgen. Der Großkhan fand einige Zeit Vergnügen an den Erzählungen, die sie ihm von den Sitten und Gebräuchen der Europäer machten, und sandte sie endlich zum Papste mit dem Gesuche, ihm einige Lehrer der christlichen Religion zu schicken. Sie kamen also nach Italien zurück, erhielten vom römischen Papste zwei Dominikaner, wovon der eine ein Italiener, der andere ein Asiate war, und nahmen bei ihrer Rückreise ins Morgenland den jungen fünfzehnjährigen Marko mit, für den Kublaine besonders Zuneigung faßte. Der junge Polo, nachdem er die verschiedenen tartarischen Sprachen erlernt hatte, ward bald vom Khan mit den wichtigsten Gesandschaften in China und nach den entferntesten Punkten beauftragt. Die vielen Reisen, die er in solchen Geschäften machte, verschafften ihm eine genaue geographische Kenntniß von China, der Tartarei und andern Ländern des innern Asiens. Endlich nach einem Aufenthalt von 17 Jahren an dem Hofe des Großkhans, kehrten die Polos, mit großen Reichthümern beladen, in ihr Vaterland zurück. Marko, der von nun an ein ruhiges Leben führte, beschrieb nun diese Reisen in italienischer Sprache, unter dem Titel: Della maraviglie del mondo, da elus vedute eti., wovon die erste Ausgabe zu Venedig 1496 in 8vo erschienen ist. Sein Werk ward in mehreren Sprachen übersetzt: man schätzt besonders die latein. Uebersetzung von And. Müller, Köln 1671, 4to, und die französische, die sich in der Sammlung der Reisebeschreibungen von Borgeron (Haag 1735, 2 vol. 4to) vorfindet. Ungeachtet mancher Irrthümer und Uebertreibungen in M. Polos Werke, enthält es so Vieles, was man in neuern Zeiten als wahrhaft gefunden, daß dieser vielgereiste Herodot seiner Zeit hohe Achtuug verdient. In der neuern Zeit ist seine Reisebeschreibung gleichzeitig in London, (englisch von William Marsden und in Venedig von Pibkido Zurlo in italienischer Sprache auf's neu herausgegeben worden; dem letztern sind noch zwei andere Italiener in Rom und Florenz auf dem Fuß gefolgt.

Polonoise, ein Tanz und kleines Tonstück im $^3/_4$ Takt, den Polnischen Nationaltanz darnach zu tanzen. Die Bewegung desselben ist noch etwas langsamer als bei der Menuet.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerschaften findet. — Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegensatze der Monarchie, Alleinherrschaft, jede Herrschaft Vieler, sie sey Aristokratie oder Demokratie (s. Monarchie).

Polybius, einer der berühmtesten Griechischen Geschichtschreiber, geb. zu Mealopolis in Arkadien um das Jahr 203 v. Chr. Geb. Sein Vater war

Lycortas, Feldherr der Achäer nach dem Aratus und Philopömen. Schon als Jüngling schloß er sich an diesen letzten an, und wurde von ihm zum Krieger gebildet. Bei dem Begräbniß desselben trug er die Urne, welche seine Asche enthielt. Da er noch zu jung war, um eine Staatswürde zu bekleiden, so wurde er im Jahre Roms 574 mit seinem Vater als Gesandter an den Ptolemäus Epiphanes von Aegypten geschickt. Im Kriege der Römer mit dem Perseus riethen er und sein Vater, aus Furcht vor der Macht der Römer, den Achäern, daß sie weder diesen noch dem Perseus beistehen sollten; nachher aber wurde er zum General der achäischen Reiterei ernannt, die den Römern zu Hülfe geschickt wurde, und er ging als achäischer Gesante im J. Roms 585 zu dem Konsul Q. Marcius, der den Krieg gegen Perseus führte. Im J Roms 488 wurde er mit andern vornehmen Achäern, die vom Callikrates angeklagt waren, daß sie im Kriege mit dem Perseus der Partei der Römer nicht treu gewesen wären, nach Rom gefordert, und erhielt auf die Fürbitte des Fabius und Scipio die Erlaubniß, zu Rom zu bleiben, während die andern Achäer in den Städten Italiens verurtheilt wurden. Hier schloß er mit dem Scipio Aemilianus die engste Freundschaft, und erwarb sich überhaupt so viel Achtung und Ansehen bei den vornehmen Römern, daß auf seine Fürbitte die Lockrer von den wegen des Krieges mit den Dalmatiern ihnen aufgelegten Lasten und Abgaben befreit, und den Achäern die Rückkehr in ihr Vaterland verstattet wurde. Er selbst blieb freiwillig in Rom, und machte nun eine Reise durch die Alpengegenden, Afrika, Spanien und Gallien, um zum Behuf seiner Geschichte sich geographische Kenntnisse zu sammeln. Er wohnte mehrern Feldzügen des Scipio bei, und war insbesondere sein Gefährte bei der Belagerung und Eroberung Karthago's; auch Korinth sah er erobern und zerstören. Seinem Vaterlande hatte er bisher durch mehrere gute Rathschläge zu nützen, und insbesondere die Achäer zu bewegen gesucht, daß sie das freundschaftliche Bündniß mit den Römern erhalten möchten. Nach Korinths Zerstörung kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier erhielt er von dem römischen Feldherrn, daß die Bildsäulen des Philopömen und Aratus und anderer angesehener Achäer, welche schon nach Akarnanien gebracht worden waren, wieder zurückgeschickt, und auf ihren alten Plätzen aufgestellt wurden. Aus Dankbarkeit setzten ihm die Achäer dafür eine Statüe von Marmor. Einem von den Römern erhaltenen Auftrage gemäß, reiste nun Polybius in den griechischen Städten umher, entschied ihre Streitigkeiten, und brachte ihre Angelegenheiten in Ordnung. Er erwarb sich bei diesem Geschäfte so viel Beifall, daß die Städte wetteiferten, ihm Bildsäulen zu setzen, und Ehrenbezeigungen zu bestimmen. Um das J. Roms 611 hielt er sich in Aegypten unter dem Ptolemäus Physkon auf. Nach seiner Rückkehr aus diesem Lande vollendete er seine Geschichte, wozu er schon lange vorher die Materialien gesammelt hatte. Um das J. Roms 620 begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück wo er in der Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von 82 Jahren starb. Polybius ist der Verfasser eines Geschichtswerks vom Anfange der zweiten punischen Kriegs bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (ein Zeitraum von 53 Jahren). Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsachen sind, so kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer allgemeinen Geschichte (ἱστορία καθολικὴ) gab. Er war ein vortrefflicher pragmatischer Geschichtschreiber, und auch sein Stil, wenn er gleich nicht völlig korrekt und klassisch ist, bleibt doch immer im Charakter

des Edeln und Anständigen; es ist der Styl eines Mannes von Geschäften, Belesenheit und Nachdenken, der über den Gedanken nicht selten die Wahl des richtigen Ausdrucks verabsäumt. Von seiner Geschichte sind noch die ersten fünf Bücher vollständig, vom 6ten bis zum 17ten nur noch Auszüge vorhanden und von den übrigen einige Fragmente. Die geschätztesten Ausgaben des Polybius sind von Isaac Casaubonus (Fol. Paris, 1609), von Jakob Gronov (Amsterdam 1670, 3 Bde. 8., wiederholt von J. A. Ernesti mit Casaubons lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, 1764) und von Schweighäuser (Leipz., 1789 bis 1793, 9 Bde. 8.); deutsch mit Anmerkungen von Seybold (1779 bis 83).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument (s. Barbiton); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordenes Instrument, von Hillmers erfunden mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polycletus, ein berühmter griechischer Bildhauer und Baumeister, aus Sikyon gebürtig, der im Zeitalter des Perikles lebte. Er arbeitete als Bildhauer in Marmor und Erz, und sein Ruhm übertraf in manchen Fällen noch den des Phidias, dessen Mitschüler er beim Agelades war. Nach Plinius vollendete er die Bildhauerkunst, welche Phidias zuerst richtig gelehrt hatte. Sein größtes Verdienst ist wahrscheinlich, daß er die Verhältnisse bei menschlichen Körpern zuerst auf gewisse Regeln gründete. Diese trug er nicht allein in seinem Buche von der Bildnerei vor, sondern zeigte dieselben auch in einer nach seinen Regeln der Proportion verfertigten Statue, welche die Künstler den Canon nannten. S. Canon. Er gab den Bildsäulen eine gefälligere Stellung, als die Künstler vor ihm. Diese ließen sie auf beiden Füßen ruhen, Polyklet aber nur auf einem Fuße feststehen, indem er dem andern eine etwas nachlässigere Stellung gab. Dadurch ward die Stellung lebhafter, und viele schöne Theile wurden sichtbar. Die Alten hielten seine Werke sehr hoch, und setzten sie wegen der fleißigen Ausarbeitung und Würde über die Werke aller andern Künstler. Doch fand man Einiges an ihm zu tadeln. Sein Ideal für Götter erreichte nicht die Erhabenheit des Phidias. Auch bildete er die Menschen nach einem zu schönen Ideal, und war daher glücklicher in Abbildung junger, als alter Personen. Nach Varro waren seine Figuren viereckig, d. h. etwas schwerfällig, er nahm also wahrscheinlich die Proportionen zu kurz und alle schienen nach Einem Modell gemacht, es fehlt ihm also an Mannigfaltigkeit. Er war sich indessen bewußt, daß er die höchste Vollkommenheit der Kunst noch nicht erreicht hatte. Daher setzte er unter seine Bildsäulen nur: Polyklet arbeitete sie, um den Mangel ihrer gänzlichen Vollendung anzuzeigen, statt das andere Künstler darunter schrieben N. N. hat sie gearbeitet. Polyklet schuf das Jünglingsideal. Am berühmtesten war sein Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um die Haare wand. Diadumenos, von welchem man in der florentinischen Gallerie und auf einigen Reliefs in der vatikanischen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Gleichsam als Gegenstück bildete er seinen Doryphoros, einen vollendet schönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. In kolossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er seine argivische Juno, seine Nationalgöttin (denn Sikyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entschleiert, mit großem gewölbten Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken mit dem Scepter mit dem Guckuk, in der rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. Es gab noch einige andere Künstler dieses Namens.

Polydektus, s. Perseus.

Polygamie ist eheliche Verbindung mit mehr als einer Frau zu einer Zeit. Sie war seit den ältesten Zeiten in dem Morgenlande, so wie noch

jetzt, üblich. Sie schadet offenbar der Moralität, schwächt die edlern Gefühle, bringt ein Mißverhältniß im Ganzen unter beide Geschlechter, und beraubt das weibliche seiner Menschenrechte, indem sie dasselbe unterjocht. Der Polygamie steht einerseits die der Naturordnung gemäße Monogamie, und die alle Naturzwecke störende Polyandrie entgegen.

Polyglotte. Der Bedeutung des Wortes nach bezeichnet Polyglotte jedes Werk, das nebst dem Texte Uebersetzungen oder auch Paraphrasen desselben in mehreren Sprachen enthält; doch hat man früher vorzugsweise diese Benennung auf die Bibel, welche mit oder ohne Urtext, in verschiedenen Sprachen wiedergegeben ist, beschränkt. Für das Studium und besonders für die Erkenntniß und Deutung des Grundtextes hat eine solche Bibelpolyglotte ihren Nutzen. Aus diesem Grunde hat man schon frühe dergleichen Sammlungen verschiedener Bibelübersetzungen mit großen Kosten und vielem Fleiße veranstaltet. Unter den Bibelpolyglotten zeichnen sich viere aus. Die erste erschien 1514 — 17 in 6 großen Prachtfolianten in Alcala de Henares. Sie führt den Namen die complutensische von ihrer Mutterstadt Alcala, die im Lateinischen Complutum heißt, und enthält den hebräischen Text des alt. Test., die altlateinische (Vulgata), die alexandrinisch-griechische (Septuaginta) nebst einer neuen buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, eine chaldäische Paraphrase mit der lateinischen Verdolmetschung derselben. Der Cardinal Ximenes ließ sie anfertigen und wandte bedeutende Summen auf die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen. 1569 — 1572 kam eine andere zu Antwerpen unter der Aufsicht des spanischen Theologen Benedikt Arias Montanus in 8 Foliobänden heraus. Sie heißt die antwerpische oder auch die königliche, weil Philipp II. einen Theil der Kosten dazu hergab, und enthält den Urtext des alt. Test., die Vulgata, die Septuaginta, mit einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, mehrere chaldäische Paraphrasen und ihre lateinische Uebersetzungen; ferner den griechischen Text des n. Testaments mit der Vulgata nebst einer Uebersetzung in syrischer und hebräischer Schrift, und einer lat. Uebersetzung derselben. 1649 kam die drite, die pariser, in 10 Foliobänden durch die Bemühungen des Parlamentsadvokaten Guy Michel le Jay heraus: sie enthält die antwerpische nebst einer syrischen und arabischen Uebersetzung des alt. Test. und und die wörtliche Uebertragung dieser in die lateinische Sprache, so wie den samaritanischen Pentateuch; das N. Test. ist ebenfalls mit einer arabischen Uebersetzung und einer wörtlichen lateinischen Version der letztern bereichert. Vierzig Jahre nach der pariser erschien die londonsche oder waltonische Polyglotte in 6 Foliobänden und 2 Supplementbänden. Unter der Aufsicht des Brian Walton, Bischofs von Chester, und mit Unterstützung des Cromwell wurde dies Werk vollendet. Sie umfaßt nicht nur die pariser, sondern auch verschiedene Grundtexte, sammt einer äthiopischen und persischen Uebersetzung, von ihren lateinischen Versionen begleitet. Außerdem besitzen wir noch mehrere kleinere Polyglotten über einzelne Theile der Bibel. — Polyglotte nennt man auch Wörterbücher, die mehrere Sprachen enthalten. Auf dieselbe Weise hat man mehrere alte Klassiker herausgegeben, und noch in diesem Jahre erschien zu London bei Wilhelm Nicol in einer Prachtausgabe, Virgils Gedicht über den Landbau, im Originaltexte mit 5 Uebersetzungen begleitet; die deutsche von Heinrich Voß, die spanische von Juan de Guzman, die italienische von Francisco Soave, die französische von Jacq. Delille, und die englische von dem Herausgeber William Sotheby. Es ist interessant und belehrend zugleich, die Uebersetzungen mit dem Originale und unter sich zu vergleichen, um hieraus den Geist der verschiedenen Sprachen und die größere oder geringere Fähigkeit zur Version zu erfassen.

Polygnotus, ein berühmter griechischer Maler aus der frühern Periode der Kunst, war ein Sohn des Aglaophon, aus Thasos gebürtig, und ein Zeitgenosse des Ponämus, Bruders des Phidias, mit dem er gemeinschaftlich an der Pökile zu Athen malte. Da er keine Bezahlung für diese Arbeit nahm, so beehrten ihn die Athener aus Dankbarkeit mit dem Bürgerrecht. Ob er gleich noch weit von der Vollkommenheit der spätern griechischen Maler entfernt war, so hatte er doch viel Verdienst um die Fortschritte der Kunst. Er war der Erste, welcher die bisherige trockene und sklavische Manier verließ, mehr Abwechselung in die Gesichtsmuskeln brachte, den Mund öffnete und die Zähne hervorblicken ließ. Weibliche Figuren malte er mit durchscheinenden Gewändern, und schmückte ihr Haupt mit einem buntfarbigen Kopfputz. Er legte Charakterausdruck in seine Bildnisse, und führte schon eine idealische Bildung ein. Zu Athen im Tempel der Dioskuren war von ihm die Hochzeit der Töchter des Leukippus, und nahe an den Propyläen befand sich von ihm ein Gemälde, das den Orestes und Pylades, wie sie die Söhne des Nauplius ermorden, vorstellte; ein anderes hatte die Opferung der Polyxena am Grabe des Achilles zum Gegenstand. Ein Gemälde zu Platäa zeigte den Ulysses, wie er die Freier tödtet. Seine größten Wandgemälde befänden sich zu Delphi. Das eine stellte die Einschiffung der Griechen nach der Zerstörung von Troja, das andere die Reise des Ulysses nach der Unterwelt vor. Der Beschreibung des Pausanias zufolge, war in diesen Gemälden weder Plan, noch Ordnung, noch Harmonie der einzelnen Theile mit dem Ganzen. Jede Handlung darauf war einzeln, nur das hatten sie gemeinschaftlich, daß sie sich alle auf Eine Hauptbegebenheit bezogen. Auch müssen die Figuren schrecklich gehäuft gewesen seyn, und das Ganze muß ein sehr einförmiges Ansehen gehabt haben. Nach der Beschreibung des Pausanias hat Caylus eins dieser Gemälde zeichnen lassen. Einige halten auch den Polygnot für den Erfinder der Enkaustik.

Polygon, Vieleck, heißt in der Geometrie jede Figur von mehr als vier Seiten. Sind die Seiten gleich, so ist es ein regelmäßiges, im Gegentheil ein unregelmäßiges Vieleck. Jedes Vieleck kann in so viel Dreiecke getheilt werden, als es Seiten weniger zwei hat. Ist es also regelmäßig, so sind die Dreiecke gleich und man darf nur eins derselben berechnen und mit der Anzahl aller multipliciren, um den Inhalt der Figur zu erhalten. Ist das Vieleck aber unregelmäßig, so sind auch die Dreiecke ungleich, und man muß den Inhalt eines jeden besonders berechnen und alle dann addiren, wodurch man den Flächeninhalt der Figur erhält. Der Begriff eines Polygons kommt auch in der Befestigungskunst vor.

Polygraph, Vielschreiber, der eine Menge Werke geschrieben hat. Diese Benennung drückt oft etwas Tadelndes aus, weil man glaubt, daß ein Gelehrter, der einen großen Haufen Bücher zusammengeschrieben, selten über seine Gegenstände mit Gründlichkeit und allseitiger Nachforschung geschrieben habe. Uebrigens waren sehr ausgezeichnete Männer Polygraphen, als Voltaire, Wieland, Jean Paul, Muratori ꝛc. Bei ihnen fällt daher die tadelnde Nebenbedeutung des Wortes Polygraph weg.

Polyhistor, Vielwisser, ein Mann, der in mehrern Wissenschaften bewandert ist. Ehemals, wo die gelehrten Disciplinen noch nicht den großen Umfang erreicht hatten, und vorzüglich die Erfahrungs-Wissenschaften noch in ihrer Kindheit waren, war es möglich, sich in mehrern gleich gründliche und umfassende Kenntnisse zu erwerben; in unserer Zeit hingegen, wo fast jede Wissenschaft ihren Mann ungetheilt verlangt, können nur privilegirte Geister sich zu Polyhistoren ausbilden, und doch wird es meist noch auf Kosten der Gründlichkeit geschehen.

Polyhymnia, oder Polymnia, eine von den 9 Musen, deren Name die Mannigfaltigkeit des Gesanges anzeigt. Sie war die Vorsteherin des lyrischen Gesanges; ihr Attribut ist daher auf Münzen die Lyra und das Plectrum; oder auch die Vorsteherin der Geschichte. Auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen wird ihr zugeschrieben. Die griechischen Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend vor. So sieht man sie noch auf dem Basrelief der Apotheose des Homer, auf dem Basrelief des Capitol, wo sie den Kopf mit ihrer Hand stützt, und mit dem Fuße auf einem Felsen stehet. S. Musen.

Polykarpus (der heilige), Bischof zu Smyrna, Schüler von Johannes; er trug für alle Kirchen Asiens Sorge. Nach der Legende soll er der Pflegesohn einer reichen Wittwe zu Smyrna, die ihn trefflich erziehen ließ und zum Universalerbe einsetzte, gewesen seyn. 160 machte er eine Reise nach Rom, um mit dem dortigen Bischofe Anicetus den Tag der Osterfeier zu bestimmen — eine Frage, über die nachher unter dem Papste Victor vielfach und hitzig verhandelt wurde. Sein ganes Leben hindurch bezeigte er den größten Eifer für die Fortpflanzung des Christenthums und für die Erhaltung der reinen Lehre. So sagte er einst in Rom zum Ketzer Marcion, der ihn fragte: ob er ihn kenne? Ja, ich kenne dich als den ältesten Sohn des Satans. Ein andermal, als er den ketzerischen Cerinthus ins Bad gehen sah, rief er aus: Laßt uns fliehen! das Badehaus möchte sonst über uns zusammenstürzen. Nach Smyrna zurückgekehrt, wurde er eingezogen, und vom Prokonsul zum Feuertode verdammt, und als die Flammen ihn verschonten, soll er durch einen Degenstoß getödtet worden seyn. Seinen Martyrertod hatte er vorausgesagt. Nach Baillet starb Polykarpus ums Jahr 166 95 Jahr alt. Vom heiligen Polikarpus besitzen wir nur noch eine Epistel, an die Philippenser geschrieben; sie findet sich in den alten Denkmälern der Väter von Cotelier und mit in denen des h. Ignatius von Usserius, London 1644—47. 2 Tom. 4. Der h. Pothinus, erster Bischof von Lyon, und der h. Irenäus waren Schüler dieses Blutzeugen.

Polykrates, ein berühmter Tyrann von Samos, der zur Zeit des Cyrus und Kambyses lebte. Er war ein Sohn des Acacis, ein Mann von großen Fähigkeiten und im Besitz außerordentlicher Reichthümer. Dies erzeugte in ihm den Wunsch, sich der Herrschaft über das verher freie Samos zu bemächtigen, und er kam auch wirklich einige Jahre nach seines Vaters Tode damit zu Stande. Die Insel theilte er mit seinen beiden Brüdern, aber bald ließ Polykrates den Pantagnostus tödten und verbannte den Syloson. Bald ward er auf Mittel bedacht, seine Herrschaft zu erweitern. Zu dem Ende schloß er ein Freundschaftbündniß mit dem ägyptischen König Amasis, damit dieser seinen Eroberungsplanen nich hinderlich seyn möchte. Nun rüstete er eine Flotte von 100 Ruderschiffen aus, die er mit auserlesenen Truppen besetzte, bemächtigte sich damit der Herrschaft zur See und mehrerer benachbarten Inseln, auch einiger Städte auf dem festen Lande von Asien. Aus Furcht vor seiner Macht, unterwarf sich ihm fast Alles freiwillig, nur die Kesbier wagten es, einen bedeutenden Widerstand zu thun, wurden aber zur See völlig geschlagen. Das außerordentliche Glück des Polykrates bei allen seinen Unternehmungen bewog seinen Freund Amasis, ihn in einem Briefe zu warnen, daß er sich nicht durch dasselbe zum Stolz und zu großen Vertrauen auf die unbeständige Göttin verleiten lassen möchten. Polykrates gerieth hierdurch in Unruhe, und beschloß, durch eine Aufopferung, welche ihm einige Kränkung verursache, sein Glück noch fester zu gründen. Er hatte einen kostbaren Siegelring, einen Smaragd in Gold gefaßt, und von einem Künstler Theodor mit einer Lyra gravirt. Dieser war sein liebstes Kleinod; dennoch beschloß er, sich desselben zu berauben, fuhr in einem Schiffe aufs

Meer, warf ihn hinein und kehrte nun voll Betrübniß über diesen Verlust zurück. Allein einige Tage darauf machte ihm ein Fischer ein Geschenk mit einem Fische von außerordentlicher Größe, und als dieser zugerichtet wurde, fand man in seinem Bauche zum Erstaunen aller den Siegelring des Königs wieder. Polykrates schloß hierauf mit dem persischen Könige Kambyses ein Bündniß und vermöge des Vertrages überließ er ihm eine Flotte von 40 Ruderschiffen zu seinem Zuge gegen die Aegyptier. Diese Schiffe besetzte er vornehmlich mit solchen Samiern, denen er revolutionäre Absichten zutraute, und ersuchte den König insgeheim, diese Leute nie wider in ihr Vaterland zurückzuschicken. Allein sie erfuhren seine Absicht, und beschlossen, ihm zuvorzukommen, und ihr Vaterland von einer schändlichen Sklaverei zu befreien. Statt nach Aegypten zu gehen, kehrten sie nach Samos um, landeten daselbst, wurden aber zurückgeschlagen. Nun nahmen sie zu den Lacedämoniern ihre Zuflucht, bei denen sie Hülfe fanden. Auch die Korinther, um sich wegen alter Beleidigungen an Samos zu rächen, standen ihnen bei, und so erschien eine mächtige Flotte vor der Hauptstadt der Insel, welche aber so muthigen Widerstand fand, daß sie nach mehrern blutigen Kämpfen die Belagerung wieder aufheben und abziehen mußte. Er selbst dachte nicht mehr an jenen Brief des Amasis, und bald nach dem Abzuge der Lacedämonier fing er an, den verwegenen Plan zu fassen, ganz Jonien und die asiatischen Inseln seinem Zepter zu unterwerfen. Schon hatte er ein zahlreiches Heer auf die Beine gebracht und eine Flotte ausgerüstet, welchen noch nie auf dem ägäischen Meere gesehen worden war, als sein bisheriges Glück ihm auf einmal den Rücken wandte, und ihn um so schrecklicher stürzte, je höher es ihn vorher gehoben hatte. Der persische Satrap Orötes von Sardis glaubte sich von ihm beleidigt, und beschloß, sich dafür an ihm zu rächen. Er schickte Boten an den Polykrates, ließ ihm seine Allianz zur Eroberung Joniens und große Summen Geldes anbieten, indem er vorgab, daß er gegen Kambyses, der ihn wolle ermorden lassen, sich empören wolle, und dazu auch seinen Beistand brauche; um die Allianz zwischen ihnen vollends zu Stande zu bringen, solle Polykrates zu ihm nach Sardes kommen. Ungeachtet alle seine Freunde, und selbst ein Traum seiner Tochter ihm abriethen, die Einladung des Satrapen zu folgen, so segelte er doch auf einem Schiffe nach Magnesia ab, wurde hier in Verhaft genommen und auf eine schmähliche Art gekreuzigt.

Polynesien, s. Australien.

Polynices, s. Eteokles und Theben.

Polypen (medicinisch) sind abnorme Auswüchse, von einem festen, bald fleisch-, bald flechsenartigen, faserichten Baue: sie erzeugen sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers und sind häufig mit einer großen Menge Blutgefäße versehen. Der wahre Polyp sitzt auf einem dünnen Stiele, der ihm zur Wurzel dient, und sein Mutter-Boden ist eine Schleimmembran. Der eben beschriebene Polyp ist der wahre; der unechte bildet entweder einen häutigen gestielten Sack, der eine breiartige Materie enthält, oder er ist ein bloßer Vorfall einer Schleimhaut, wie dies beim Nasenpolype gewöhnlich der Fall ist. Falsche Polypen nennt man auch jene Massen, welche aus geronnener Lymphe und Blut bestehen, und nicht auf der Schleimhaut als auf ihrem Ernährungs-Boden sitzen. Man trifft sie häufig im Herzen und den großen Gefäßstämmen, und entstehen meist in hitzigen Krankheiten entweder bald vor dem Tode oder während desselben. Die echten Fleischpolypen kommen am häufigsten in der Nase, im Rachen und in der Gebärmutter vor. Der Fleischpolyp erfordert immer die Operation. Diese geschieht 1stens durch Unterbindung. Man legt mittelst hiezu geeigneter Instrumente eine seidne Schlinge oder einen übersponnenen Draht, oder auch eine Schlinge aus Pferdehaaren um die Wurzel des Auswuchses, und zieht sie von Zeit zu

Zeit fester zu. Dem Polypen wird durch die Compression seiner Blutgefäße die Nahrung abgeschnitten, und er stirbt ab. Diese Operation erfordert viele Mühe, und oft ist man nicht im Stande, die Schlinge um die Wurzel des Polypen zu legen. Ueberdies hat sie für den Kranken große Unbequemlichkeiten: der Polype schwillt an, reizt durch den Druck die benachbarten Theile zur Entzündung, und die mit seinem Absterben verbundene Jauchebildung ist höchst unangenehm. Die 2te Heilungsart ist die Ausreißung vermittelst Zangen oder starke Schlingen: auch hier sucht der Operateur so viel als möglich die Wurzel zu fassen, und durch gelindes Drehen und Ziehen nach allen Seiten den Polyp aus seinem Boden zu reißen. Läßt aber der Polyp weder die Unterbindung noch die Ausreißung zu, so sucht man durch Anbringung von Aetzmittel den Auswuchs so lange zu verkleinern, bis eine von den beiden Operationen anwendbar wird. Die letztere Operation, wodurch der Polyp durch kaustische Mittel verkleinert oder gar ganz fortgeschafft werden soll, hat für den Kranken bedeutende Unbequemlichkeiten; sie erfordert eine geraume Zeit, und fällt den Leidenden durch Jauchebildung, die sie veranlaßt, lästig. Falsche Polypen, vorzüglich wenn sie aus dem Vorfalle einer Schleimmembran bestehen und nicht bedeutend sind, können noch durch stark adstringirende Mittel beseitigt werden.

Polypen (naturh.), eigentlich Vielfuß, sind Weichthiere, die im süßen und salzigen, lebendigen Wasser leben, nicht wie die Infusorien, denen sie ähnlich sind, im stehenden sich erst bilden. Sie kommen von der Größe einer Linie, bis zu mehrern Zollen vor, sitzen mitunter an Pflanzen ꝛc., haben einen gallertartigen, röhrigen Leib, der innen hohl ist und nur einen Magen mit einer Oeffnung vorstellt, diese Oeffnung ist Mund und After zugleich. Um denselben stehen Arme, womit sie ihren Fraß, gewöhnlich Naiden, fangen, das Verdaute speien sie durch den Mund wieder aus. Sie pflanzen sich durch Knospen fort, die sich bald zu einem neuen Thier ausbilden, auch kann man sie zerstücken und jedes Stück giebt ein neues Individuum, stülpt man sie um, so leben sie ebenfalls, ihres einfachen Baues wegen, fort. Nachdem die Fangarme einfach, oder kamm- und federbuschartig sind, bekommen sie verschiedene Namen. Der Armpolyp (vgl. d. Art.), hat einen walzenförmigen Körper, der sich zusammenziehen und verlängern kann, mit einfachen Fangarmen, man sieht, wie ein junges Thier als Knospe aus ihm sproßt. Er lebt in süßem Wasser an Wasserpflanzen. Bei den Federbuschpolypen sind die Arme gefiedert und gestielt; sie sitzen wie die Federbärte auf ihren Kielen.

Polyphem, ein Sohn des Neptun und der Europa, des Tityus Tochter, oder des Neptun und der Nymphe Thoosa. Er gehörte zu dem Geschlecht der Cyklopen, und war der stärkste unter allen, ein ungeheurer Riese, einem Berge gleich an Größe, von wildem, brutalem Charakter. Er wohnte von allen übrigen Cyklopen abgesondert, auf der äußersten Südwestspitze Siciliens, in einer mit Bäumen dicht verwachsenen Höhle, und hatte große Heerden von Schafen und Ziegen, welche seine einzigen Reichthümer ausmachten, und ihn mit Käse und Milch ernährten. Den Eingang zu seiner Höhle verschloß er mit einem Riegel, den 22 Personen nicht bewegen konnten. Als er einst des Abend mit seinen Heerden nach Hause kam, fand er den Ulysses mit einigen seiner Gefährten daselbst, welche Lebensmittel suchten. Nachdem er seine Heerden besorgt, die vollen Euter ausgemelken, und Feuer angezündet hatte, so fragte er die Fremdlinge, wer und woher sie wären, und was die Ursache ihres Besuchs sey? Ulysses antwortete, er komme von Troja, sey durch Sturm hierher verschlagen worden, und bitte um die Mittheilung einiger Lebensmittel. Statt der Antwort aber ergriff

er zwei von den Fremdlingen, schmetterte sie mit dem Kopfe gegen die Erde, daß das Gehirn umher spritzte, schnitt ihnen ein Glied nach dem andern ab, und fraß sie bis auf die Eingeweide und Knochen auf. Den andern Morgen, speiste er wieder zwei von den Gefährten des Ulysses zum Morgenbrote, trieb dann seine Heerden aus, und verschloß den Eingang sorgfältig, damit ihm die noch Uebrigen nicht entwichen möchten. Jetzt dachte Ulysses ernstlich auf Rache. Er fand in der Höhle eine Keule des Cyklopen, von dieser Keule schnitt er eine Elle ab, ließ das Stück von seinen Gefährten poliren und zuspitzen, machte es dann im Feuer glühend, und verbarg es in dem in der Höhle befindlichen Mist. Den Abend fraß der Cyklope noch zwei von den Fremdlingen. Nach der Mahlzeit trat Ulysses zu ihm, und indem er ihn demüthig bat, ihn wieder nach Hause zu bringen, überreichte er ihm einen Becher, mit dem vortrefflichen Weine des Priesters Maron aus Ismarus angefüllt. Der Cyklop versprach ihm ein Gegengeschenk, und fragte nach seinem Namen, und Ulysses sagte, er heiße Udeis (Niemand). Dem Riesen schmeckte der Wein so gut, daß er noch zwei Becher davon trank, und zur Dankbarkeit versprach er endlich dem Udeis, ihn zuletzt zu fressen. Von dem ungewohnten Getränk betäubt, sank er bald rücklings nieder, und schlief ein. Nun zog Ulysses den Pfahl hervor, legte ihn nochmals in die glühende Asche, stieß ihn dann, mit Hülfe seiner Gefährten, dem Ungeheuer ins Auge, legte sich selbst eben darauf, und bohrte ihn durch seine Last so tief hinein, als er konnte. Polyphem schrie fürchterlich, und während Ulysses zurücksprang, riß er den Pfahl sammt dem Auge heraus, und rief die benachbarten Höhlenbewohner zu Hülfe. Da diese ihn nun aussen vor der Thür fragten, was ihm fehle, und wer ihm etwas zu Leide thue, und er beständig antwortete: Niemand sucht mich durch List zu tödten; so hielten sie ihn für wahnsinnig, und gingen wieder fort. Herumtappend fand er endlich die Thür, hob den Riegel weg, und ließ seine Heerden hinaus. Er selbst aber setzte sich in der Mitte des Eingangs, und fühlte umher, damit nicht etwa Udeis mit seinen Gefährten sich hinausschleichen möchte. Aber Ulysses überlistete ihn doch. Er fesselte nämlich je drei Widder mit Seilen zusammen, an deren mittelsten er allemal unten an den Bauch einen Mann band. Er selbst hängete sich endlich an den Bauch des stärksten Widders, und so entgingen alle den Händen Polyphems. Euripides hat seine Geschichte in das noch vorhandene Trauerspiel Cyklops gebracht. Polyphem ist auch ein Gegenstand der Kunst geworden. Auf einem Basrelief in der Villa Albani, das Winkelmann bekannt gemacht hat, sieht man ihn mit drei Augen, das dritte auf der Stirn über der Nase, vorgestellt. Er sitzt auf einem Felsen, hält in der rechten Hand das Plektrum und in der linken die Lyra; neben ihm liegt die Keule. Mit den zwei untern Augen scheint er zu schlafen, mit dem obern aber zu wachen. Neben ihm sitzt Amor auf einem Baume, und umfaßt ihn mit dem linken Arme. Zu seinen Füßen neben der Keule steht ein Ziegenbock; er selbst ruhet auf einem Ziegenfelle, das um den linken Schenkel geschlagen ist.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnische Schule, s. Realinstitute.

Polytheismus, Vielgötterei, ist der Glaube, daß mehrere übernatürliche Wesen die Welt erschaffen haben und erhalten. Ihn erschuff der kindische Verstand, die unentwickelte Vernunft, die sich noch nicht zu der Ansicht eines systematischen Weltganzen, einer Einheit der Natur emporheben konnten, und in jeder furchtbar oder vorzüglich wohlthätig wirkenden Kraft ein höheres Wesen sahen. Polytheistisch waren alle Religionen des Alterthums, die jüdische ausgenommen, doch herrschte zwischen Poly-

Pombal (Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oerras und Marquis von), portug. Staatsminister, geb. 1699 zu Soure bei Coimbra, Sohn von Emanuel Carvalho. Er wurde nach der Universität Coimbra geschickt, um die Rechtswissenschaften zu studiren, doch Pombal fühlte keine Neigung zu ihr und vertauschte sie mit dem Kriegerstande. Sein Vater, der bloß Hauptmann und überdies aus der ärmern Classe des Adels, die von der höhern verachtet wurde, war, vermochte seinen Sohn in keine glänzende Laufbahn zu setzen; von Seiten seiner Mutter, einer Mendoza aber, und seines Oheims, eines einflußreichen Geistlichen, wurden ihm günstige Aussichten eröffnet. Die Natur hatte ihn zu einer großen Rolle geschaffen, und ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt; einen hohen Ehrfurcht gebietenden Wuchs, rege Körperkraft, heftige Leidenschaften, einen tiefdringenden Verstand, und die angenehmsten geselligen Talente. Es war kein Wunder, daß ein solcher Mann voll sinnlichen Feuers, in der Jugend manche Ausschweifungen beging: von Lissabon als tollkühner Raufer verwiesen, kehrte er nach Soure zurück, und beschäftigte sich hier erst ernsthaft mit seiner Selbstbildung. Hier gewann er die Liebe einer jungen und reichen Wittwe, Theresia von Noronha Almada, aus einem der ersten adelichen Häuser des Königreichs. Ihre stolzen Verwandten, die Grafen Arcos, widersetzten sich beständig der Verbindung; doch Pombal entführte seine Geliebte, und schützte sich mit Muth und Entschlossenheit gegen die Nachstellungen und Dolche der Arcos, die durch die Heirath ihre Ehre gekränkt glaubten, bis sie 1739 als ein Opfer ihrer Rache fiel. Durch die Güter seiner Gemahlin in den Stand gesetzt, sich mit Glanz zeigen zu können, und durch die Verachtung der Arcos zu dem Entschlusse angefeuert, sich empor zu schwingen, kehrte er in seinem 40. Jahre an den Hof zurück, wo er sich den größten Beifall durch seine feinen Sitten erwarb. Im Jahre 1739 ward er zum Gesandten in London ernannt; während seines fast sechsjährigen Aufenthalts in London lernte er das Verhältniß Portugals zu England kennen und beschloß, sein Vaterland von dem niederdrückenden engl. Handelssystem zu befreien. Sein Gegner, der neue Staatsminister, Peter v. Motta, rief ihn zurück; aber seine Gönnerin, die Königin Maria Anna v. Oestreich, bewirkte, daß er nach Wien gesandt wurde, um einen Zwiespalt zwischen der Kaiserin M. Theresia u. dem Papste zu vermitteln. Hier erhielt er die Hand einer jungen Gräfin v. Daun, und ward zum portug. Gesandten am Wiener Hofe ernannt. Doch der König und der Minister haßten ihn, und er wurde zurückberufen. Es half ihm wenig, daß er die damals mächtigen Jesuiten gewann, und daß er die Gunst der Königin besaß; der hohe Adel verfolgte ihn, und bis zum Tode Johann d. Fünften waren ihm alle Aussichten auf einen hohen Staatsposten verschlossen. Endlich starb Johann der Fünfte am 31. Juli 1750, und sein Nachfolger Joseph der Erste, ernannte auf die Empfehlung der verwittweten Königin, Carvalho zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Gestützt auf den Jesuitenorden, dem er sich dem Scheine nach so ganz hingab, daß er den Beinamen, der große Jesuit erhielt, und unter dem Schutze des königl. Beichtvaters, des Jesuiten Moreira, wuchs sein Ansehn und sein Einfluß immer mehr, bis er endlich nach dem Tode der Königin Mutter (1754) den schwachen, mißtrauischen und nur für sinnliche Reize empfänglichen Joseph völlig beherrschte; dieser, welcher seinen Bruder Don Pedro fürchtete, willigte in die kühnsten Schritte des Ministers, und legte seinen weitgreifenden Reformationsplanen kein Hinderniß in den Weg. England und Jesuiten theilten sich in die Einkünfte des Reiches; Pombal wollte diese vertreiben und die merkantil. und polit. Fesseln, in denen jenes Portugal hielt, brechen; den hohen Adel und Clerus, deren Macht über die Grenzen eines monarchischen Staates hinausging, wollte er demüthigen, und entzog jenen die

großen Besitzungen in den Colonien und schmälerte die ungeheuern Besitzungen der Kirche zum Besten des Ackerbaues; Portugal war ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau. Pombal wollte es aus seinem Verfalle aufrichten, und es auf eine seiner würdigen Stelle im Staatensysteme erheben. Der Minister wirkte mit einem rastlosen Eifer; die Flotte wurde auf 20 Fregatten und sechs Kriegsschiffe gebracht; die Manufakturen angefeuert, für Verbesserung der Industrie Fremde ins Land berufen, Englands Alleinhandel beschränkt, die Jesuiten aus Paraguay getrieben, der Ackerbau durch Schriften und günstige Institutionen ermuntert. Diese Neuerungen und Eingriffe in die alte Ordnung erweckten ihm von allen Seiten Feinde. Die Inquisition, der er die Auto's da fé untersagt hatte, die Jesuiten, der hohe Adel und Clerus, verbanden sich, ihn zu stürzen, als das fürchterliche Erdbeben am 1. Nov. 1755 den Ausbruch ihrer Feindlichkeiten auf einige Zeit zurückhielt. 30.000 Menschen kamen dabei um, und 570 Millionen Thaler gingen in Trümmern unter. Nirgends hat sich Pombal größer gezeigt, als in dieser allgemeinen Noth; mit der größten Anstrengung und dem uneigennützigsten Heldenmuthe ordnete, leitete, half und rieth er unablässlich; er beruhigte die Einwohner, brachte Hülfe den Verwundeten, ließ die Todten begraben, aus dem Schutte die Kostbarkeiten graben, sorgte für Nahrung und Pflege der Verarmten, und erhob Lissabon wieder aus den Ruinen. Der König sah in ihm seinen rettenden Engel, und überließ sich ihm unbedingt. In demselben Jahre erhob er ihn zum Grafen v. Oeyras, und vertraute ihm 1756 die Stelle eines ersten Ministers an. Jetzt glaubte sich Pombal allmächtig, und schritt fest und ohne Nebenrücksichten zu beachten, auf sein Ziel los. Portugal bedurfte einer heroischen Heilungsart, die mit unerbittlicher Strenge durchgeführt werden mußte. Der Trotz des hohen Adels war so ausschweifend, daß er ohne Scheu Mordthaten beging, des Volkes Sitten waren verdorben, und der Pöbel raubte ungestraft. Er demüthigte den Stolz der Vornehmen und zügelte den Pöbel. Pombal ging in seinen Reformen voran; um den Britten das Handelsmonopol, wenn auch nicht zu entreißen, doch zu schmälern, ließ er sich gesetzlich das Monopol des Weinhandels ertheilen. Dieser Mißgriff brachte die Weinbauern in Oporto zum Aufruhr, Pombals Feinde schürten ihn. Pombal unterdrückte ihn durch die ausgedehnten Majestätsgesetze, nach welchen, statt aller Constitutionen und Privilegien, der Wille des Königs galt. Um die öffentliche Meinung gegen die Jesuiten zu stimmen, ließ er eine Denkschrift ausbreiten, in der die Politik der Väter in Paraguay dem Publikum bloß gestellt wurde. Die Vorwürfe, die darin dem Orden gemacht wurden, waren zu oft übetrieben, als daß sie Glauben verdienen konnten, und Pomb. mochte sagen, was er wollte, für Paraguay war es ein Glück von den Jesuiten, und nicht von Spanien oder Portugal beherrscht zu werden. Carvalho wurde gegen die Jesuiten immer kühner; er verdrängte sie völlig von der Person des Königs, nahm ihnen die Beichtvaterstellen und befahl ihnen am 11. Sept. 1757, sich in ihre Collegien zurückzuziehen. Zugleich verbannte er mehrere ihm feindlich gesinnte Große aus Lissabon. Endlich gab ihm ein Ereigniß seine Feinde vollständig in die Hände. In der Nacht vom 3. auf den 4. September 1758 ward der König auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, und mit Mühe gerettet. Pomb. ließ in der tiefsten Stille nachforschen und entdeckte eine Verschwörung. Um die Thäter sicher zu machen, wartete er drei Monate, und ließ den 12. Sept. bei dem Hochzeitsfeste seiner Tochter, dem der hohe Adel beiwohnte, den Marquis Tavora und seine Familie, den Jesuiten Malagrida, und den Tag darauf den Herzog von Aveiro u. m. A. verhaften, und nach einem kurzen Prozesse ward das Todesurtheil am 13. Jan. 1759 vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro

und der Marquis von Tavora wurden gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn desselben erdrosselt, seine Gemahlin gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Ob man gleich nicht die Jesuiten als Theilnehmer an dem Plane des Königsmordes überweisen konnte, klagte Pomb. sie doch als Urheber der Verschwörung an, und ließ, ohne eine Erlaubnißbulle von Rom, die Angeklagten vor ein weltliches Gericht ziehen zu dürfen, zu erwarten, einige im Gefängniß hinrichten. Der Pater Malagrida, der den Tod des Königs prophezeiet hatte, wurde von der Inquisition 1761 als Ketzer in einem Auto da fé verbrannt. Am 3. Sept. 1759 wurden alle Jesuiten durch ein königl. Dekret des Landes verwiesen, und als sie sich diesem zu gehorchen weigerten, befahl Pomb., sie einzuziehen, auf Schiffe zu setzen, und, 1854 an der Zahl, nach dem Kirchenstaate abzuführen. Durch diese Maßregel erregte Pombal den Zorn des Papstes; der Minister, alle Versöhnungsmittel verschmähend, schickte er 1760 den päpstl. Nutius über die Grenze und wollte Portugal von Rom losreißen, als Clemens d. Dreizehnte starb. Sein Nachfolger hob den Jesuitenorden auf, und der Minister söhnte sich mit Rom aus. In dem bald darauf entstandenen Kriege zeigte sich Pomb. auch als Umbildner der Armee, und nahm eine gänzliche Umschaffung des portug. Heeres mit Hülfe des Oberbefehlshabers, des Grafen von Schaumburg Lippe, vor. Mitten in seinen Anstrengungen zur Verbesserung der Landescultur, der Fabriken, des Schulwesens ꝛc. starb Joseph d. Erste 1777. Seine Tochter haßte den alten Minister, und Pomb. mußte seine Entlassung nehmen. Seine Feinde erhielten das Uebergewicht, seine Schöpfungen und Verordnungen wurden aufgehoben, die Staatsverbrecher, die sich auf die ungeheure Zahl von 9800 belief, befreit, und Pombal hatte den Verdruß, Portugal auf die niedrige Stufe von Kraftlosigkeit zurücksinken zu sehen, auf der er es gefunden hatte. Auch jetzt ruhten seine Gegner nicht; der Sturz des gefürchteten außerordentlichen Mannes war ihnen nicht genug, sie wollten ihn auf dem Blutgerüste sehen. Seine Verdienste um den Staat, denn er wohl geordnet, nebst einem Schatze von 78 Mill. Cruzaden, den er der Königin übergab, würden ihn nicht gerettet haben. Die Königin ließ von Neuem den Prozeß der Königsmörder untersuchen, und die Getödteten für unschuldig erklären, welches Urtheil aber nicht öffentlich bekannt gemacht wurde; und Pomb. wäre als Opfer der Rache seiner Feinde gefallen, wenn er nicht die Originalbeweise jenes Mordanschlages, die aber so wenig öffentlich bekannt wurden, seinen Richtern vorgelegt hätte. Er behielt daher seinen Titel und seine Güter. Von jetzt an lebte er zurückgezogen in Pombal und starb daselbst 1783 im 83. Jahre seines Alters. Das Leben dieses Mannes ist von vielen Seiten höchst verschieden beurtheilt worden. Die Jesuiten und ihre Anhängee beschrieben ihn als ein Ungeheuer, ohne die geringste Fähigkeit, ein Reich zu verwalten, der Portugal an den Rand des Abgrundes gebracht, und den Wohlstand seines Vaterlandes zerstört habe. Die Gegner des Ordens sahen in ihm einen Mann voller Geist und Talente, feurig, thätig, durchgreifend und unerschrocken, wie Portugal ihn foderte. Ueber ihn sind mehrere Schriften erschienen; als: Anecdotes du Ministér de Pombal, Varsovie 1784, von einem Exjesuiten. Pombal hat eine Selbstvertheidigung geschrieben; sie steht in v. Dohms Mater. zur Statistik, 3 Thle. Ferner befinden sich in Vo's Gallerie historischer Gemälde, 4r Theil, die Aktenstücke des Prozesses der Königsmörder; zu Amsterdam kam 1788, l'Administration du Marquis de Pombal, 4 Thle. 8. und 1784 in Thle. 12. zu Lyon, les Mémoires du Marquis de Pombal heraus.

Pommern, sonst ein deutsches Herzogthum im obersächsischen Kreise, jetzt mit einigen Distriken der Neumark eine Provinz des preuß. Reichs, von Meklenburg, den Provinzen Brandenburg und Westpreußen, so wie

von der Ostsee eingeschlossen. Sie enthält auf 581 Q. M. über 700.000 Einw., und ist also die am schwächsten bevölkerte preuß. Provinz, wozu ihr rauhes Klima und die geringe Fruchtbarkeit des Bodens am meisten beitragen. Die Einwohner bestehen aus verdeutschten Slaven, nur in einigen nordöstlichen Gegenden herscht noch bei den Cassuben die wendische Sprache. Sie sind fast ohne Ausnahme Protestanten und haben seit dem siebenjährigen Kriege den Ruhm der Treue und Tapferkeit bewahrt. Obgleich die Leibeigenschaft aufgehoben ist, so ist doch das Verhältniß der Bauern zu den Gutsbesitzern noch drückend genug. Das ganze Land ist eine große Ebene, mit leichtem, meist sandigem Boden; nur die Insel Rugen hat besseren Boden. Außer der Oder und Peene sind nur noch einige zum Theil schiffbare Küstenflüsse vorhanden, wovon die Persante und die Stolpe die bedeutendsten sind. Der südliche Theil hat mehrere Seen, worunter der Madüesee durch seine Muränen berühmt und theilweise zu fruchtbaren Niederungen eingedeicht ist. An den durchaus sandigen Küsten der Ostsee befinden sich mehrere durch Sanddünen vom Meere abgesonderte Meerbusen oder Seen. Die wichtigsten Produkte sind Getreide und Holz, wovon viel ausgeführt wird; etwas Obst, die Stettiner Aepfel, welche nach Rußland gehen, der größte Theil aber kommt aus Schlesien und Sachsen. Guter Torf, Fische, etwas Wild und neben der größern Viehzucht vorzüglich Gänse, deren geräucherte Brüste, unter dem Namen Spickgänse, weit versendet werden. An Mineralien ist so gut als nichts vorhanden. Die Industrie ist unbedeutend; wichtiger ist der Handel, dessen Hauptsitz Stettin ist. Pommern machte in ältern Zeiten einen Theil des großen Wendenreichs aus, erhielt seinen Namen aber erst im 12ten Jahrhundert und hatte seine eigenen Herzoge, welche 1637 ausstarben. Nach den Erbverträgen hätte das ganze Land an Brandenburg fallen sollen; die Schweden aber behielten den bessern Theil, östlich bis an die Oder, Vorpommern; Brandenburg erhielt das übrige, Hinterpommern. Im nordischen Kriege mußte das bedrängte Schweden die Hälfte von Vorpommern, zwischen Peene uud Oder, an Preußen abtreten und 1815 ward auch das noch schwedische Pommern mit der Insel Rügen, auf friedlichem Wege von Preußen eingetauscht. Die Provinz wird in die drei Reg. Bez. Stralsund, Stettin und Köslin eingetheilt.

Pomologie, Obstbaumzucht, nennt man die Vermehrung, Erziehung, Veredlung und fernere Behandlung der Obstbäume. Die Vermehrung der Obstbäume geschiehet gleich andern Bäumen aus dem Samen, und zum Theil auch aus Wurzelausläufern. Im wilden Zustande geschieht dies häufig ohne unser Zuthun, und wir finden daher in den Wäldern junge wilde Obstbäume in Menge; seitdem aber die Obstbaumzucht nach richtigen Grundsätzen betrieben wird, die uns lehren, daß wir aus dem Samen edler Obstarten unter übrigens gehöriger Behandlung gesundere Stämme, und zuweilen auch gute Obstsorten ohne Veredlung gewinnen können, so werden jetzt zur Vermehrung der Obstbäume, vorzüglich des Kernobstes die Samen edler Sorten in der Baumschule ausgesäet. — Die Baumschule macht entweder einen Garten für sich selbst aus, oder sie ist mit dem Obstgarten verbunden. Da dieselbe der ersten Wartung und Pflege junger Bäume gewidmet ist, so müssen Boden und Lage derselben diesem Zwecke auch angemessen seyn. — Der Same braucht zur Entwickelung seines Keims ein besser Erdreich als der erwachsene Baum, und die junge Pflanze mehr Wärme und Schutz für schädliche Winde; dagegen können aber auch die junge Bäume durch gar zu fetten Boden und eine zu ängstliche Wartung so verzärtelt werden, daß dadurch ihr gutes Gedeihen in einem schlechten Boden erschwert wird. Das zur Baumschule bestimmte Land darf also zwar kein ausgehungertes, mageres, aber eben so wenig ein frisch gedüngtes Land seyn; eine gute klare Gartenerde, die wenig-

stens 1½ Fuß tief keine unfruchtbare Unterlage hat, ist hierzu am besten, noch besser aber ist neues Land, d. h. umgebrochener verwester Rasen, auf welchem noch keine anderen Früchte gezogen worden sind. Die Lage der Baumschule muß so beschaffen seyn, daß die jungen Pflanzen Luft, Licht und Sonne genießen und gegen die Mitternachtswinde geschützt sind. Eine gegen Mittag etwas abhängige Lage ist hier die beste. Die Kern- oder Samenschule in derselben muß so angebracht werden, daß die größern Bäume der Edelschule den Saamenpflanzen Luft und Licht nicht nehmen können. Guter Samen ist die erste und nothwendigste Bedingung zur Erhaltung einer guten Obstbaumzucht. Die besten Samen sind aber diejenigen, die von dem völlig reifen Obste gesammelt werden. Die Vortheile, so dieses Verfahren gewährt, sind folgende: 1) Man kann die Samen von jeder Obstsorte besonders sammeln, und mit ihrem Namen bezeichnen, was bei der Obstbaumzucht ein wichtiger Punkt ist, um bei der Veredlung Sorte auf Sorte, und besonders Sommer- auf Sommer und Winter- auf Winterobst bringen zu können. 2) Man ist gewiß, daß die Samen von gutem Obste gesammelt, und weder zu alt, noch bei der Aufbewahrung vernachlässiget worden sind. Beide Vortheile verliert man, wenn man die Samenkerne von Handelsgärtnern oder von gekeltertem Obste kauft. Außerdem, daß bei letzterem gewöhnlich mehrere Sorten unter einander gemischt sind, so kann auch der weit nachtheiligere Fall eintreten, daß das in Fässern gestampfte Obst schon vor dem Keltern in Gährung gerathen war, und dadurch der Samenkern zur Entwickelung des Keims gereizt wurde; können dergleichen Kerne sogleich in die Erde geschafft werden, so schadet es weniger, als wenn sie erst wieder getrocknet werden, und bis zur Aussaat eine Zeitlang liegen müssen. — Gute Samenkerne von Aepfeln müssen vollkommen ausgewachsen, recht angeschwellen und schwer und dabei braun und glänzend seyn; so auch die Samenkerne von Birnen, nur daß diese recht schwarz aussehen müssen. Steinobst muß eine dunkele Farbe haben; blasse und gelbliche Steine taugen nichts. Ueberhaupt müssen gute Samenkerne im Wasser untersinken. — Da man die mit pünktlicher Auswahl eingesammelten Samenkerne nicht immer gleich aussäen kann, so müssen sie gehörig aufbewahret werden, um sie gut zu erhalten, was übrigens wenig Mühe macht. Man thut die Samenkerne, nachdem sie vorher an einem trocknen und luftigen Orte einige Tage zum Abtrocknen gelegen haben, in leinene Beutel, an welche Zettel mit dem Namen der Sorte gebunden werden, und hänge sie an einem trocknen frostfreien Orte bis zur Zeit der Aussaat auf. Am besten ist es freilich, wenn die Samenkerne im ersten Jahre ihrer Einsammlung in die Erde gebracht werden können; doch schadet ihnen auch ein zweijähriges Alter nicht. Ueber die speziellen Arbeiten der Obstbaumzucht s. d. Art. Kernschule, Eblatiren, Copuliren, Okuliren, Pfropfen, Veredlung, Versetzen und Beschneiden der Obstbäume. Wenn man die Obstbäume gehörig erzogen, und endlich an ihren bleibenden Standort versetzt hat, so beruht ihre fernere Behandlung vorzüglich auf folgenden zwei Hauptpunkten. 1) Beschützung des Baumes vor äußern Unfällen. — Zu diesen gehören: a) Sturmwinde. Zum Schutz vor demselben wird zwar dem Baume bei dem Versetzen einen Pfahl gegeben, aber oft beugen starke Winde, und besonders nach einem vorhergegangenen durchdringenden Regen den Baum mit sammt dem Pfahle krumm. In diesem Falle müssen Baum und Pfahl wieder gleich gerichtet, letzterer wieder fest eingeschlagen, und das Anbinden des Baumes aufs Neue vorgenommen werden. Sollten Aeste dabei abgebrochen seyn, so müssen diese, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, abgeschnitten und die Wunde mit Baumwachs bedeckt werden. b) Dürrung. Wenn diese beträchtlich anhält, so müssen besonders junge Bäume, die noch nicht längst versetzt worden sind, und daher auch noch

nicht tief gewurzelt haben, angegossen werden. Es ist dies ein vortreffliches Mittel zur Beförderung ihres Wachsthums, und um so nöthiger, je trockner der Boden ist, in welchem sie stehen, und je heißer die Jahreszeit. Nur muß man derb und durchdringend gießen, und wo möglich dazu den Abend oder den Morgen wählen. Allen tief gewurzelten Bäumen schadet die Dürre selten; nur in dem Falle, wenn sie viel Früchte tragen, ist es zur Erhaltung dieser gut, wenn man ihnen mit starkem Jauchen zu Hülfe kommt. c) Beschädigung durch Thiere, s. Einbinden. Außerdem sind auch in ältern und neuern Zeiten verschiedene Anstriche der Bäume gegen die Beschädigung des Wildes oder vielmehr zur Abhaltung desselben angegeben worden, z. B. Schweinsfett, Rindstalg, Seife, Fischthran, durchdringend riechende Oele u. s. w.; aber alle diese helfen bei tiefliegendem Schnee und lang anhaltendem Winter nicht nur nichts, sondern sie sind als fettige Substanzen der Gesundheit des Baumes nachtheilig. Wenn ja im Nothfall ein Anstrich gemacht werden muß, so ist eine Mischung von Lehmund Kuhfladen zu gleichen Theilen, die mit so viel Kindsblut verdünnt werden muß, daß sie die Consistenz einer starken Malerfarbe bekömmt, und mit einem Pinsel angestrichen werden kann, hiezu am besten. Dieser Anstrich schadet der Rinde des Baumes nicht nur nicht, sondern die Masse fällt auch im Frühjahre von selbst wieder ab. d) Beschützung vor Frost; s. Frost und Frostableiter. 2) Beförderung des Wachsthums und der Fruchtbarkeit. In ältern Zeiten hat man zur Erreichung dieses Zweckes, Baumlebensgeister, Baumgüsse u. s. w. und eine Menge anderer Gärtnergeheimnisse, die aber alle in der Erfahrung mehr schädlich als nützlich befunden worden sind. Hier thut die Natur im ungestörten Gange das Beste, und unser Zuthun darf sich nicht weiter erstrecken, als daß wir die Hindernisse wegräumen, die ihr im Wege liegen. Alle Hindernisse des Wachsthums und der Fruchtbarkeit haben aber ihren Grund entweder: a) in dem Boden. Magerkeit, Festigkeit desselben, und daher entstehender Mangel an Nahrung, oder zu nasser, kalter Boden, in einer üblen und dem Baume nachtheiligen Lage. Hier sind Auflockern des Bodens und Verbesserung desselben durch schickliche Düngung oder durch Beimischung einer andern Erdart, die besten Mittel, oder das Hinderniß liegt. b) In dem Baume selbst. Hierher gehören: zu geiler Wachsthum desselben, aufgehobenes Gleichgewicht zwischen Holz und Fruchtzweigen und alle Krankheiten des Baumes. — Schon in der Mitte des 16. Jahrh. schien der Anbau des Obstes in Deutschland sehr gute Fortschritte machen zu wollen, da der Churfürst August zu Sachsen so eifrig bemüht war, ihn in seinem Lande zu befördern. Dieser wahrhaft edle Fürst, welcher von 1553 bis 1586 regierte, ordnete Alles selbst an, untersuchte, machte Erfahrungen, sammelte sie, und nahm aus den Resultaten derselben Anleitung zu neuen Versuchen. Die Summe seiner Erfahrungen trug er endlich in einem eigenen Werke vor, daß er „Künstlich Obstgartenbüchlein" nannte, und welches 1620 zum zweiten Male in Berlin aufgelegt wurde. Wenn man von diesem Werke dasjenige wegthut, was den Vorurtheilen des damaligen Zeitalters angehört, so wird man gestehen müssen, daß man schon damals in Hinsicht der Obsterziehung vielleicht nicht sehr viel gegen die jetzigen Zeiten zurück war. Aber die verheerenden Kriege, denen Deutschland in den folgenden Zeiten unterlag, hemmten den Fortgang dieser friedlichen Kunst, wie so viele andern Gewerbe, die gleiches Schicksal hatten. In den neuern Zeiten haben zwar verschiedene Fürsten Deutschlands in ihren Staaten die Obstkultur in größere Aufnahme zu bringen gesucht; allein in andern Ländern hat dieselbe noch wenig Fortschritte gemacht. Den gut gemeinten Vorschlägen, Aufmunterungen und Unterstützungen der Obrigkeiten haben sich so verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt, daß man solche zu heben, wenig oder gar keine Versuche gemacht hat. Ein schätzbarer Aufsatz

über diesen Gegenstand von Sickler findet sich im deutsch. Obstgärt. 1795 S. 146 u. f., welcher von allen denen gelesen zu werden verdient, welchen die Verbreitung des Obstbaues, der einen so anerkannt nützlichen Einfluß auf das Hauswesen hat, am Herzen liegt. Ein so wichtiger Erwerbzweig als die Obstbaumzucht ist, und die vielen Beobachtungen, die in neueren Zeiten über die Natur des Baumes gemacht worden sind, haben eine Menge Schriften über den Obstbau veranlaßt, unter welchen folgende die vorzüglichsten sind: J. C. Schiller, die Baumzucht im Großen, aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen. Neue Auflage. Neustrelitz 1795. V. Wilke, monatliche Anleitung zur Beförderung einer ergiebigen Erziehung des Obstes. Halle 1787. J. L. Christ, Handbuch der Obstbaumzucht und der Obstlehre. Frankfurt 1802. F. X. Geiger, die Baumzucht, oder neue und überaus leichte Art, ohne Unkosten, Pelzen und andere Künsteleien dauerhafte Obstbäume und neue Obstsorten zu erlangen. München 1804. Theus, die Obstbaumzucht nach theoretischen und praktischen Grundsätzen. Halle 1804. J. V. Sickler, der deutsche Obstgärtner, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues ꝛc., mit schwarzen und ausgemalten Kupfern. Weimar 1794—1804. Vemys Handbuch der Obstbaumzucht für den Landmann ꝛc., aus dem Franz. übersetzt mit Anmerkungen. Gotha 1802.

Pomona, eine schöne Nymphe, die ihr Vergnügen am Gartenbau und an der Anpflanzung und Wartung der Fruchtbäume fand, aber die Liebe verachtete. Alle Gottheiten des Feldes, Priap, die Satyrn u. s. w. liebten sie wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und Geschicklichkeit und bemüheten sich, ihr Liebe einzuflößen. Insbesondere suchte Vertumnus ihr zu gefallen, und um Gelegenheit zu haben, sie recht oft zu sehen, nahm er tausend Gestalten an. Einst verwandelte er sich in eine alte Frau, suchte Anlaß sie zu sprechen, und nachdem er ihr viel Schmeicheleien über ihre Reize und ihre Talente für den Gartenbau gesagt hatte, erzählte er ihr mehrere traurige Geschichten von Personen, welche, wie sie, der Liebe entsagt hatten, wodurch sie endlich gerührt wurde. Nun nahm er die Gestalt eines schönen Jünglings an, und war so glücklich, ihre Liebe zu gewinnen, und sie zur Ehemahlin zu erhalten. Sie wurde in Latium als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern ist sie als eine schöne Jungfrau vorgestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat. Sie ist völlig bekleidet. Bisweilen sieht man sie aber auch nackend und an einem Baumstamm sich lehnend, woran ein Korb voll Früchte hängt. In beiden Händen hält sie Obst, und um ihre Locken windet sich eine Fruchtschnur. Auf einer schönen Gemme bei Beger erscheint sie mit vollem Busen, leicht bekleidet und Aepfel in ihrem Mantel tragend.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise von), die berüchtigte Maitresse Ludwigs XV. nach der Frau von Chateauroux. Sie war 1720 geboren, Tochter des Landmanns Ferte-sous-Jouare, der durch Unternehmungen im Kornhandel sich einiges Vermögen gesammelt hatte, und einer Beischläferin. Ihr Vater, Unterschleife wegen verurtheilt, mußte flüchten; sie wurde an den Unterpächter Etioles 1746 verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, voller Reize und Gaben, und besaß von Natur einen richtigen Verstand und ein gutes Herz. Ich kannte sie recht gut, sagt Voltaire in seinen Memoiren, dem wir diese Einzelnheiten verdanken; ich war selbst der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer eine geheime Ahnung gehabt habe, sie würde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie eine heftige Neigung für ihn, ohne den Ursprung derselben entdecken zu können, gefühlt habe. Dieser abentheuerliche Gedanke entsprang wahrscheinlich aus dem Umstande, daß man sie oft zu den Jagden führte, die

der König im Walde von Senar hielt. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte in der Nähe ein Landhaus; Frau d'Etioles fuhr häufig in einer niedlichen Caleſche ſpazieren; der König bemerkte ſie und ſchickte ihr oft Wildpret. Die Mutter wiederholte es ihr oft: ſie ſey ſchöner als die Chateauroux, und auch Tournehem rief aus: die Tochter der Poiſſon ſey ein Biſſen für einen König. Ihre Eitelkeit wurde bald befriedigt; Ludwig XV. wurde in ſie verliebt; deſſen Gunſt ſie ſich bald ſo ſehr bemächtigte, daß ſie ihn durchaus beherrſchte. 1745 wurde ſie als Marquiſe von Pompadour an den Hof eingeführt, und erhielt alsbald einen bedeutenden Einfluß. Anfangs mißbrauchte ſie denſelben nicht, die öffentlichen Angelegenheiten des Staats nach ihrem Willen zu leiten, ſondern verwandte ihn zum Beſten der Wiſſenſchaften und Künſte, und verſchaffte verſchiedenen Gelehrten und Künſtlern Penſionen oder Stellen. Sie ſammelte Bücher, Gemälde und andere Seltenheiten, und hatte das Verdienſt, vieles zur Gründung einer Militairſchule, zu der Paris du Verney den Plan entworfen hatte, beizutragen. Beim Verfall ihrer Reize wuchs ihr Einfluß ſogar, indem ſie dem Könige als Kupplerin die Schönen zuführte; und um ſich für den Verluſt der königlichen Liebe zu entſchädigen, wollte ſie der erſte Miniſter von Frankreich ſeyn. Geſchmeichelt durch ein Handbriefchen der Kaiſerin Maria Thereſia, verleitete ſie den ſchwachen Monarchen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Friedrich II., und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem Frieden; den Cardinal von Bernis, der für die Wohlfahrt Frankreichs den Frieden nothwendig erachtete, ſchickte ſie in die Verbannung und erſetzte ihn durch den Herzog von Choiſeul, der das Unglück der franz. Armeen herbeiführte, indem er die ſiegreichen und geſchickten Führer verdrängte und an ihre Stellen untaugliche Menſchen ſetzte. Die Pompadour ſtarb 1764, von dem kalten Könige nicht betrauert, mit dem Fluche der Nation beladen. Unter ihrem Namen erſchienen Memoiren und Briefe; ſie ſind aber nicht von ihr, ſondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine Stadt in Campanien, berühmt wegen ihres blühenden Handels, indem ſie wegen Nähe des Fluſſes Sarnus (jetzt Sarno) gute Gelegenheit hatte, ihre Fabrikate zu transportiren. Gleich der Stadt Herculanum wurde ſie im Jahr 79 n. Chr. Geb. von einem Lavaſtrome des Veſuv gänzlich begraben; im Anfange des 18. Jahrh. aber wieder entdeckt.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein Sohn des Cn. Pompejus Strabo, einer der berühmteſten Römer, die in der Geſchichte vorkommen, wurde im Jahr 647 nach Erbauung Roms (107 v. Chr.) geboren. Sein Vater, ein tapferer Feldherr, aber ein Mann von unerſättlichem Geize, wurde eben ſo ſehr von dem allgemeinen Haſſe des Volks verfolgt, als der Sohn von früher Jugend an wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften von demſelben geliebt wurde. Er hatte eine einnehmende Geſichtsbildung, welche mit Ernſt und Majeſtät gepaart, Vertrauen und Ehrfurcht einflößte, war freundlich und gefällig gegen Jedermann, und ließ nicht leicht einen Bittenden ohne Gewährung der Bitte von ſich. Seinen erſten Feldzug that er unter ſeinem Vater, der als Proconſul gegen den Cinna in dem bekannten Bürgerkriege kommandirte. Hier hatte er Gelegenheit, ſeinem Vater durch ſeine Unerſchrockenheit das Leben zu retten. Cinna hatte nämlich mehrere Offiziere von der Armee des Pompejus mit Geld beſtochen, daß ſie ihren Feldherrn und deſſen Sohn umbringen ſollten. Der letztere erfuhr wenige Stunden von der Ausführung den Anſchlag, ließ nun das Zelt ſeines Vaters mit treuen Wachen umgeben, und entzog ſich den erſten Streichen der Mörder. Die Anführer ſuchten ſodann die Soldaten aufzuwiegeln, und es gelang ihnen zum Theil, da der Feldherr ſo äußerſt verhaßt war; aber der junge Pompejus eilte mitten unter ſie, beſänftigte ſie durch ſeine Bitte und Thränen, und als ein Theil von ihnen durch das

Thor des Lagers brechen und zum Cinna übergehen wollte, so warf er sich am Ausgange hin, und rief denen, welche hinaus wollten, zu, daß sie nur über seinen Körper den Weg nehmen könnten. Nun wichen sie voll Schaam zurück, und der Aufruhr wurde gedämpft. Gleich nach seines Vaters Tode wurde er vor Gericht gefordert, um das von seinem Vater untergeschlagene Geld zu ersetzen, und bald darauf klagte ihn sein Gegner an: daß er selbst einige Bücher und Jagdnetze mit Unrecht sich angemaßt habe. Bei diesem Prozesse erwarb er sich durch das Feuer seiner Beredsamkeit, durch seinen Muth und seine Standhaftigkeit, so viel Liebe, Hochachtung und Ruhm, daß der Prätor Antistius, vor dem die Klage geführt wurde, ihn um seine Freundschaft bat, und ihm seine Tochter zur Gemahlin anbot, mit welcher er sich denn auch wirklich vermählte. Nun begab er sich in das Lager des Cinna, floh aber wieder heimlich davon, weil er sich nicht sicher hielt. Jetzt kamen die Soldaten auf den Gedanken, Cinna habe ihn heimlich umbringen lassen, und dies war eine Hauptursache der Empörung gegen den verhaßten Feldherrn und Anlaß zu seiner Ermordung. Pompejus aber war auf seine Landgüter im Picenischen geflüchtet, wo er so lange blieb, bis Sylla nach Italien kam, und eine Armee um sich sammelte; denn nun brachte er ein ansehnliches Korps der ihm sehr gewogenen Picentiner zusammen, und erklärte sich öffentlich für den Sylla. Er war jetzt erst 23 Jahr alt, aber bald zeigte er Talente eines erfahrnen Feldherrn. Seinem Korps, das auf 3 Legionen angewachsen war, stellten sich drei feindliche Generale, Carinna, Cölius und Brutus, entgegen, welche ihn zu umringen suchten; aber Pompejus griff sie mit dem unerschrockensten Muthe an, und schlug sie mit leichter Mühe in die Flucht. Bald darauf wollte ihn der Konsul Scipio angreifen, aber dessen Soldaten gingen zum Pompejus über, und der Konsul konnte sich nur durch eine schimpfliche Flucht retten; endlich brachte er auch dem Consul Carbo eine entscheidende Niederlage bei, und machte dessen ganze Reiterei zu Gefangenen. Diese außerordentliche Thaten des jungen Feldherrn machten auf den Sylla den lebhaftesten Eindruck. Als sich beide Armeen mit einander vereinigten, sprang Sylla vom Pferde, und begrüßte den tapfern Krieger mit dem Namen Imperator. Als Sylla seine Feinde gedemüthigt und sich in Rom zum Diktator gemacht hatte, so belohnte er seine Freunde, und suchte den Pompejus auch durch Verwandtschaft an sich zu fesseln. Zu dem Ende mußte dieser seine Gemahlin Antistia verstoßen, und die Aemilia, eine Tochter von Sylla's Gemahlin, Metella, heirathen. Unterdessen in Sizilien spielte Perpenna, ein Anhänger der marianischen Parthei, den Meister; Carbo lag hier mit einer Flotte vor Anker, und Domitius war in Afrika eingefallen. Pompejus wurde vom Sylla mit einem Heere gegen sie geschickt, besiegte den Perpenna, tödtete den gefangenen Carbo, und bestrafte diejenigen mit Schärfe, welche es mit den Feinden des Sylla gehalten hatten. Den meisten Städten Siziliens erwies er viele Gnade, und suchte ihnen zu ihrem ehemaligen Wohlstande wieder zu verhelfen. Von Sizilien ging er nach Afrika, wo Domitius eine furchtbare Armee zusammengebracht hatte. Während eines heftigen Ungewitters griff er das feste Lager des Domitius an, eroberte es, und brachte ihm eine gänzliche Niederlage bei. Die Städte Afrika's unterwarfen sich nun theils freiwillig, theils wurden sie mit Gewalt erobert. Das Königreich des Jarbas, der es mit dem Domitius gehalten hatte und gefangen worden war, wurde dem Hiempsal gegeben, Numidien verwüstet und die Furcht vor den römischen Waffen wieder erneuert. Alle diese Thaten verrichtete er innerhalb 40 Tagen und in einem Alter von 24 Jahren. Sylla, vielleicht eifersüchtig auf seinen Ruhm, befahl ihm jetzt, das Heer aus einander gehen zu lassen und nach Rom zurückzukehren. Als Pompejus diesen Befehl bekannt machte, drang die ganze Armee in ihn, daß er

ihn nicht befolgen sollte, sie würde ihn mit ihrem Blute gegen den Tyrannen zu schützen wissen; ja, da Bitten den Pompejus nicht bewegen konnten, machten sie sogar Miene, ihn mit Gewalt dazu zu nöthigen; aber endlich gelang es ihm doch, sie zu besänftigen, und er vollzog den Befehl des Diktators. Dieser wurde von einem so edlen Betragen tief gerührt, ging ihm bei seiner Ankunft in Rom entgegen, umarmte ihn zärtlich, und gab ihm öffentlich den Beinamen Magnus. Indessen verweigerte ihm Sylla sein Gesuch um einen Triumph, weil er bis jetzt weder Konsul noch Prätor gewesen wäre, und die Gesetze nur einem solchen diese Ehre gestatteten; bewilligte es ihm aber, als Pompejus kühn ihm zurief: Bedenke, Sylla, daß die aufgehende Sonne mehr als die untergehende angebetet wird. Allein es entstand von der Zeit an einige Kaltsinnigkeit zwischen Beiden. Pompejus beförderte wider den Willen des Sylla den Lepidus zum Konsulat, und Sylla überging in seinem Testamente den Pompejus ganz. Nach dem Tode des Sylla suchte der eben erwähnte Lepidus die marianische Parthei wieder emporzubringen, und sich zum Oberherrn des Staats zu machen; aber so groß auch anfangs seine Fortschritte waren, so wurde er doch bald vom Pompejus besiegt und aus Italien gejagt. Gefährlicher für Rom war der Krieg, den Sertorius in Spanien gegen die syllanische Parthei unterhielt, und der selbst mehr als einmal den Ruhm und das Kriegsglück des Pompejus zu zertrümmern drohete. Metellus Pius kommandirte bisher gegen den Sertorius, aber mit wenig Glück, und der Senat beschloß daher, ihm den Pompejus als Gehülfen nach Spanien zu schicken. Diesem war die neue Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, sehr erwünscht, und der Gang der Dinge bekam wirklich durch ihn eine etwas andere Wendung. Indessen übertraf ihn doch Sertorius an Feldherrntalenten, und der Krieg wurde, so lange Sertorius lebte, nur mit geringem Erfolge gegen sie geführt. Pompejus verlor sogar zwei Schlachten und gerieth selbst in Lebensgefahr. Erst nach Ermordung seines großen Gegners durch den Perpenna brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Als Spanien ganz wieder beruhigt war, führte Pompejus sein Heer nach Italien zurück, und kam hier gerade zur rechten Zeit an, um den Sklavenkrieg zu beendigen, obgleich eigentlich der meiste Ruhm dem Crassus zukam. Ein Triumph beendigte für diesmal seine kriegerische Laufbahn. Er dankte jetzt, da er merkte, daß man ihn im Verdacht habe, als ob er die Rolle des Sylla erneuern wollte, sein Heer ab, fuhr aber fort, sich bei dem Volke beliebt zu machen, indem er das Ansehen der Tribunen, welches durch den Sylla sehr gelitten hatte, wieder herzustellen suchte. 687 erlangte Pompejus zum ersten Mal die Konsulwürde, und sein Gehülfe war der oben erwähnte M. Licinius Crassus. Noch vor dem Ende desselben ersuchte er die Censoren bei dem Census um die Befreiung von Kriegsdiensten, weil er bereits die im Gesetze bestimmte Anzahl von Feldzügen vollendet hatte, und erhielt sie unter lautem Beifallrufen des Volks. Nach Niederlegung des Konsulats lebte er eine Zeit lang als Privatmann, bis die immer furchtbarer werdende Macht der Seeräuber ihm eine neue Bahn zu Lorbeern öffnete. Es wurde vom Volke und Senat beschlossen, diesen äußerst gefährlichen Feinden der Handlung und Schifffahrt mit aller Macht zu Leibe zu gehen und sie gänzlich zu vertilgen. Auf den Vorschlag des Gabinius wurde dem Pompejus die Führung dieses Krieges aufgetragen. Man bewilligte ihm dabei so große Vollmachten als noch kein römischer Feldherr jemals gehabt hatte, seine Macht war beinahe unumschränkt. Es kam daher auch zu heftigen Streitigkeiten, weil der Senat es für gefährlich hielt, einem einzigen Manne eine solche Macht anzuvertrauen. Endlich aber siegte das Volk, und bewilligte seinem Lieblinge noch mehr, als der Tribun Gabinius vorgeschlagen hatte, indem es ihn bevollmächtigte, 500 Kriegsschiffe auszurüsten und eine Armee von

120.000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde anzuwerben: aus dem Senate sollte er 29, nach Andern 24 oder 25 Männer erwählen, um unter ihm als Unterfeldherrn zu dienen. Pompejus vertheilte nun seine Flotte und seine Armee mit so vieler Klugheit, daß die Seeräuber an allen Orten aufgesucht und theils gefangen, theils nach Cilicien gejagt wurden, wo sie ihre Hauptniederlage hatten. So wurde dieser im Anfang sehr gefährlich und schwer scheinende Krieg innerhalb 3 Monaten geendigt. Pompejus hatte dabei 90 Kriegsschiffe erbeutet und über 20.000 Gefangene gemacht, welche er in die wüsten Städte Ciliciens vertheilte, und insbesondere die Städte Solve und Dyme (in Achaja) damit bevölkerte, um sie an das ruhige Leben des Bürgers zu gewöhnen und von ihrer bisherigen Lebensart abzubringen. Kaum war die Nachricht von der glücklichen Beendigung dieses Krieges nach Rom gekommen, als der Tribun Manilius das Gesetz vorschlug, daß Pompejus die Provinzen und Armeen des Lucullus, nebst Bithynien, wo Glabrio kommandirte, erhalten, der Krieg gegen den Mithridates und Tigranes führen, und außerdem noch in dem bisherigen Besitze der Seemacht und der ganzen ihm bewilligten Autorität bleiben sollte. Dies hieß nun in der That, ihn zum Oberherrn des ganzen Staats machen, daher sich auch die Patrizier mit Eifer dagegen setzten, wiewohl das Gesetz, dessen ungeachtet, durchging. Da Mithridat schon durch die Siege des Lucullus geschwächt war, so ward dem Pompejus die Besiegung desselben leicht. Er vertrieb ihn nach einem siegreichen Treffen aus Pontus, und eilte dann dem Könige von Armenien, Tigranes, entgegen; der, ohne eine Schlacht zu wagen, die Römer um Frieden bat, und ihn unter harten Bedingungen erhielt. Hierauf verfolgte er den Mithridat nach Skythien und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst 2 Jahre. Dann begab er sich nach Amisus, veränderte hier die Regierungsform von Pontus, und verwandelte es in eine römische Provinz. Ohne sich um Mithridates, der sich am Bosphorus wieder zu verstärken suchte, zu bekümmern, begnügte er sich blos, ihm die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, und wandte sich mit der Armee nach Syrien, um seine Eroberungen bis ans rothe Meer fortzusetzen. In Syrien setzte er den König Antiochus ab, und machte das Land zur römischen Provinz; auch Palästina ward durch ihn von den Römern abhängig. Insbesondere spielte er auf diesem Zuge den Schiedsrichter zwischen Städten und ihren Beherrschern, zwischen Kronprätendenten u. s. w., und mehrere neue Städte in diesen Gegenden verdankten ihm ihre Entstehung. Während er sich in Arabia Peträa aufhielt, wo der König des Landes sich ihm freiwillig unterwarf, kamen Boten aus Pontus mit der Nachricht, daß Mithridates sich selbst entleibt habe, und daß sein Sohn Pharnaces sich den Römern zu unterwerfen bereit sey. Die Freude der Armee über diesen glücklichen Vorfall, der nun allem Kriege ein Ende machte, war außerordentlich, und Pompejus eilte sogleich wieder nach Pontus zurück, nahm hier die Unterwerfung des Pharnaces an, dem er das Reich Bosphorus überließ, und trat dann den Rückweg nach Rom mit dem Pompe eines Siegers an. Um die Gemüther zu beruhigen, dankte er, sobald er Italien berührte, sein Heer ab. Ueberall ward er mit lautem Jubel aufgenommen, und ohne Widerspruch ward ihm ein Triumph bewilligt. Der Triumph des Pompejus war einer der prächtigsten, welche je gehalten wurden, und dauerte zwei Tage. In Rom fand Pompejus im Senate viel Widersacher, welche neidisch auf seinen Ruhm und seine Größe waren, so daß er sich ganz an das Volk anschloß, und besonders den Tribun Clodius in seinen Unternehmungen unterstützte, ja diesem sogar seinen Freund Cicero preis gab, und ihn verbannen ließ. Jetzt kam Cäsar aus seiner Provinz Spanien zurück, und da er, um zu dem Plane seiner künftigen Größe den Grund zu legen, die Freundschaft des Pompejus und Crassus nöthig hatte,

und keinen von ihnen gern zum Feinde haben wollte; so unternahm er es diese beiden Feinde mit einander zu versöhnen, welches ihm auch glückte. Er ward der dritte Mann in diesem neuen Freundschaftsbunde, dessen Zweck gemeinschaftliche Vergrößerung ihres Ansehns und Erhebung der Volksparthei über die Patrizier war. Pompejus heirathete Cäsars Tochter Julia, und arbeitete eifrig für die Vergrößerung dieses künftigen Nebenbuhlers. Nun wurden alle Verordnungen des Pompejus, die der Senat und Lucullus umgestoßen hatten, wieder bestätigt, und Cäsar bekam auf fünf Jahre das diess- und jenseitige Gallien zur Provinz. Pompejus lebte sodann eine Zeitlang mit seiner jungen Gemahlin auf dem Lande, und bekümmerte sich nicht um die öffentlichen Staatsgeschäfte. Dies schwächte sein Ansehn bei dem Volke, und selbst Clodius verließ ihn, stieß mehrere seiner Gesetze um, und wagte es sogar, ihn öffentlich zu beschimpfen. Jetzt beschloß Pompejus, auf den Rath seiner Freunde, sich wieder dem Senate zu nähern, bewirkte die Zurückberufung des Cicero, und erhielt durch diesen die Sorge für die Herbeischaffung der Lebensmittel nach Rom. Dadurch bekam er wieder eine sehr ausgebreitete Gewalt in die Hände, indem er über alle Häfen, Handelsplätze und Magazinen im römischen Reiche zu disponiren hatte. Cäsar hatte sich indessen durch seine Siege in Gallien zu einer Macht erhoben, welche der des Pompejus nichts nachgab. Als er gegen das Ende seiner Feldzüge in Lucca überwinterte, so bekam er so viel Besuche von den vornehmsten Römern, daß man vor seiner Wohnung über 120 Fasces zählte; auch Pompejus und Crassus kamen hin, und schlossen mit ihm einen Vertrag, daß er ihnen zur Erlangung des Konsulats behülflich seyn sollte, während sie es dahin bringen wollten, daß er von Neuem auf fünf Jahren in seinen Provinzen bestätigt werden sollte; nach Erreichung dieses Zwecks wollten sie sich alle drei in die Länder und Armeen des Staats theilen. Pompejus und Crassus wurden 698 zu Konsuln erwählt. Dem Cäsar ließen sie die Statthalterschaft von Gallien auf neue fünf Jahre bestätigen, und für sich wirkten sie aus, daß Crassus Syrien und das Kommando gegen die Parther, Pompejus aber Afrika und Spanien mit 4 Legionen bekommen sollte. Nach Niederlegung des Konsulats ging Crassus in seine Provinz ab, Pompejus aber blieb zu Rom, um das von ihm erbaute Theater einzuweihen. Er verlor bald darauf seine Julia, welche in Kindesnöthen starb, und mit ihr stürzte die Hauptstütze des Freundschaftsbündnisses zwischen ihm und Cäsar zu Boden. Der bald darauf erfolgte Tod des Crassus in den Morgenländern hob auch das letzte Gleichgewicht auf, das der gegenseitigen Eifersucht der beiden größten Männer Roms bisher entgegen gestanden hatte. Eine überhand nehmende Anarchie in Rom hatte endlich die Folge, daß Pompejus zum einzigen Konsul 701 erwählt wurde, so daß es ihm frei stand, nach eigenem Gefallen sich einen Gehülfen zu wählen, welches, nachdem er die größte Hälfte des Jahres allein regiert hatte, sein Schwiegervater Metellus Scipio ward, dessen Tochter Cornelia, eine schöne, junge und geistreiche Dame, er geheirathet hatte. Als er sein Konsulat niederlegte, wurde der Schluß gefaßt, daß er seine Provinzen noch auf vier Jahre behalten und aus dem Aerarium tausend Talente zur Besoldung seiner Armee ziehen sollte. Cäsars Freunde und seine von ihm theuer erkauften Anhänger in Rom drangen jetzt darauf, daß man auch ihm, zur Belohnung seiner Verdienste, seine Provinz länger lassen sollte, ein Vorschlag, der durch die geheimen Intriguen des Pompejus gänzlich verworfen wurde. Dies beleidigte den Sieger Galliens so sehr, daß er Anstalten machte, mit seiner ganzen Armee gegen Italien zu ziehen, um mit Gewalt sich das zu verschaffen, was man ihm in Güte verweigerte. Pompejus verachtete den Cäsar so sehr, daß er davon gar keine Notiz zu nehmen schien. Seine Freunde riethen ihm, gegen den anrückenden Cäsar eine Armee aufzubringen; aber er

antwortete mit stolzem Uebermuthe: Ich brauche nur mit dem Fuße auf die Erde zu stoßen, und ein zahlloses Heer wird aus ihr hervorgehen. Cäsar that inzwischen verschiedene Vergleichsvorschläge, und verlangte vornehmlich, daß, wenn er seine Provinz übergeben und die Armee abdanken sollte, Pompejus das nämliche thun müsse; aber alle diese Vorschläge wurden verworfen. Krieg war also die Losung. Cäsar näherte sich Rom immer mehr, verbreitete in der Hauptstadt Furcht und Bestürzung, und Pompejus war genöthigt, die Stadt mit den Consuln und dem größten Theile der Senatoren zu verlassen. Cäsar machte sich nun ohne Mühe Meister von derselben, und verfolgte den fliehenden Pompejus. Dieser hatte sich in Brundisium festgesetzt, und eilte von hier nach Griechenland, wo er eine furchtbare Macht zusammen brachte. Cäsar folgte ihm, und bot ihm erst einen Vergleich, dann eine Schlacht an. Pompejus aber wies beide zurück, und lagerte sich vor Dyrrachium. Hier schloß ihn Cäsar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewohl mit großem Verlust. Endlich trafen beide Gegner bei Pharsalus in Macedonien auf einander; Pompejus ward durch die ungeduldige Kampflust seines Heeres zur Schlacht gezwungen. Er benahm sich auf eine seines vorigen Ruhmes unwürdige Weise. Sobald er sein Heer in Unordnung sah, verlor er allen Muth, ging ganz betäubt in das Lager zurück, und suchte seine Rettung in der Flucht; bald darauf drangen mit den Flüchtigen auch die Feinde in das Lager ein. Als er mit einigen wenigen Begleitern über Larissa und das thessalische Thal Tempe die Seeküste erreicht hatte, wo er den größten Theil der Nacht in einer elenden Fischerhütte zubrachte, so befahl er seinen Sklaven, sich dem Sieger zu unterwerfen, und segelte nach Mitylene, um seine Gemahlin Cornelia und seinen Sohn einzunehmen. Mit diesen theuern Personen setzte er nun seinen Weg längs der Küste von Kleinasien fort. Nach einer langen Berathschlagung, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte, beschloß er nach Aegypten zu segeln, wo er von dem jungen Ptolemäus um so mehr eine gute Aufnahme hoffte, da er dessen Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Er kam glücklich bei Pelusium an, und schickte Gesandte an den Ptolemäus, die ihn um einen Zufluchtsort bitten sollten. Nach einer langen Berathschlagung, ob man ihn aufnehmen sollte, oder nicht, ließ sich Ptolemäus durch den Rhetor Theodot zu der bübischen Verrätherei bereden, ihn zwar aufzunehmen, aber hinrichten zu lassen, um sich bei Cäsar beliebt zu machen. Die Ausführung dieses Unternehmens wurde dem Achilles aufgetragen, der mit einigen Begleitern an das Schiff des Pompejus heranfuhr, und ihn einzusteigen bat, weil wegen der Untiefe des Meeres ein großes Schiff nicht ans Ufer kommen könne. Sein trauriges Schicksal ahnend, nahm er mit Thränen von seiner Gemahlin Abschied, und stieg mit seinem Freigelaßnen Philippus und einem Bedienten in das Fahrzeug, welches dem Ufer zueilte. Den ganzen Weg über sprach Niemand ein Wort mit dem unglücklichen Feldherrn, und als er eben im Begriff war, aus dem Boote an das Ufer zu steigen, so wurde er von den Verräthern mit ihren Degen durchbohrt. Er stieß nichts als einen Seufzer aus, suchte in einer anständigen Lage zu fallen, und starb im 59sten, nach Andern im 58. Jahre seines Alters, den Tag nach seinem Geburtstage. Seine Gemahlin erblickte dies traurige Schauspiel vom Schiffe, und nahm unter lautem Jammergeschrei die Flucht. Die Mörder hieben dem Pompejus den Kopf ab, und ließen ihn nackend und unbegraben am Ufer liegen. Sein Freigelaßner Philippus wusch den Leichnam, sammelte einige Trümmer von einem alten Kahne, errichtete davon einen Scheiterhaufen und verbrannte ihn. Als Cäsar nach Aegypten kam, rächte er den Tod seines großen Gegners an den Mördern. Die Asche desselben wurde einige Zeit darauf der Cornelia überbracht und in seiner nahe bei Alba gelegenen Villa beigesetzt.

Pompejussäule, s. Alexandrien.

Pompignan (Jean Jacques Nicolas Lefranc, Marquis von), Mitglied der französischen Akademie, wurde 1709 zu Montauban geboren und widmete sich den Rechtswissenschaften. Anfangs bekleidete er mit vieler Auszeichnung die Stelle eines General-Advokaten an der Cour des aides, und zeigte sich würdig, seinem Vater und Oheim in dem Posten des ersten Präsidenten an demselben Tribunale zu folgen. Seine Berufgeschäfte, denen er mit der größten Gewissenhaftigkeit oblag, entführten ihn doch den Musen und Wissenschaften nicht; er wandte hingegen alle Kräfte an, den Sinn für dieselben sowohl durch Anstalten, die er gründen half, als durch Beispiel in seiner Heimath auszubreiten: Montauban verdankt ihm vorzugsweise die Errichtung einer Akademie. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Conseiller d'honneur bei dem Parlamente zu Toulouse inne gehabt, bewog ihn Neigung zur Zurückgezogenheit und zu den Wissenschaften, alle seine Aemter niederzulegen. Seine ersten Schritte in der Laufbahn der Wissenschaften und Künste hatten einen glänzenden Erfolg. 1734 wurde sein Trauerspiel, Dido, in welchem er als nicht unwürdiger Nachahmer des Racine erschien, aufgeführt. Bald darauf ging er nach Paris, wo er nach Verdienst anerkannt und aufgenommen wurde; doch bald verlor er die Achtung durch literärische Fehden, in welche er sich gegen diejenigen verwickelte, welche die Mißbräuche und Irrthümer in der Staatsverwaltung rügten und abgeschafft wissen wollten: seine lächerlichen Behauptungen, ohne Gründe hingestellt, zogen ihm von Voltaire und den Encyclopädisten derbe Züchtigungen zu. 1760 ward er Mitglied der Akademie; in der Rede bei seiner Aufnahme beging er den Mißgriff, seine eigne Sache zu vertheidigen, und sich als ein Opfer und einen Märtyrer der Religion darzustellen. Dies mießfiel allgemein, und bald darauf wurde er mit Satyren bedeckt, worin man neben den mannichfachsten Lächerlichkeiten schwere Vorwürfe auf ihn häufte. Um dem Spotte seiner Feinde zu entgehen, kehrte Pompignan nach Montauban zurück, wo er den 1. Nov. 1784 starb. Seine sämmtlichen Werke kamen in 6 Bde. 8. 1784 heraus. Außer dem Trauerspiele Dido enthalten sie eine Sammlung Opern, von den einige, als Leander u. Hero, mit Beifall gegeben wurden: auch sein Lustspiel, les adieux de Mars hat sich auf der Bühne erhalten. Seine odes Sacreès sind trotz dem Bonmot des Voltaire — Sacrés ils sons, car personne n'y touche— nicht ohne Verdienst: nach Rousseaus Psalmen besitzt die französische Literatur keine bessern in diesem Fache. Seine Discours, Nachahmungen der Bücher Salomons, zeichnen sich durch große moralische Wahrheiten aus, und sind oft mit Eleganz und nicht selten mit Kraft geschrieben. Seine Nachahmung des virgilschen Gedichts vom Landbau steht der von Delille weit nach, wenn gleich einige Stellen gelungen sind. Seine Reise nach Languedoc konnte mit der Leichtigkeit, Laune und dem weichen, nachlässigen Style des Chapelle und Bachaumont nicht wetteifern. Seine historische Lobrede auf den Herzog von Burgund ist ein berühmtes Werk und erinnert an die edle Einfalt der Alten. Seine Dissertationen, sein Brief an Racine, den Sohn, über die Trauerspiele des Vaters, und seine akademischen Reden, beurkunden ein gesundes Urtheil, einen sichern Geschmack und einen Geist, genährt durch die Lektüre der Alten. Seine prosaischen Uebersetzungen einiger Dialogen aus dem Lucian und den Tragödien der Aeschylus sind wenig korrekt. Seine Abhandlung über den Nectar und die Ambrosia erheitert und belehrt zugleich. Pompignan besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, gründliche Kenntnisse der alten Literatur, und war ein urtheilsfähiger Kenner der Musik und Malerkunst.

Pondichery, eine berühmte Seestadt mit einer vortrefflichen Rhede in Ostindien auf der Küste von Koromandel in der Landschaft Karnatik, ist seit 1670 die Hauptstadt der französ. Besitzungen in Ostindien und der Mittel-

punkt des indischen Handels der Franzosen. Sie liegt an der Mündung des Flusses Uriankupan in den bengalischen Meerbusen in einer sandigen, dürren Ebene, und zählte 1761 über 70.000 Einwohner, ist aber durch widrige Schicksale in den verschiedenen Kriegen zwischen den Franzosen und Britten (s. Indien) so herabgesunken, daß sie nicht viel über 20.000 Einw. enthält. Die Straßen waren breit und mit schönen Alleen besetzt. Obgleich ihre Festungswerke 1761 geschleift, die öffentlichen Gebäude zerfallen und die Nationaleinw. durch den Krieg über Indien zerstreut waren, so stellte sie die Franzosen dennoch wieder schön her und ließen sie stark befestigen. In den folgenden Angriffen wurden die Werke abermals demolirt und diese schöne Stadt hat jetzt das Schicksal, dem beobachtenden Wandrer gleich dem Geiste eines lieblichen Wesens zu erscheinen, das einst war und vergangen ist, und die Trümmer seines ehemaligen Daseyns hinterlassen hat. Pondichery hat mehrere kathol. Kirchen, worunter die der Jesuiten sich auszeichnet. Unter den Einw. sind nebst Europäern, Muhamedaner und Hindus, die in abgetheilten Stadtvierteln wohnen und vorzüglich beträchtliche Baumwollenzeugmanufakturen unterhalten. Auch sind hier einige zum Theil gut eingerichtete Lehranstalten von europ Lehrern in bürgerlichen Kenntnissen, Mathematik, Geschichte, Geographie ꝛc. und eine Stiftung zur Erziehung von Kindern europ. Abkunft unter Leitung der Missionarien.

Poniatowski, ein polnisches Fürstenhaus, das ursprünglich von einem Zweige des alten italienischen Geschlechts Torelli, Abkömmling der Grafen von Guastalla und Montechiarugolo abstammt. Stammvater des Geschlechts der Poniatowski ist Joseph Salinguerra V., geb 1612. Bei der Ermordung seiner Familie durch den Herzog von Parma, Ranucius I., floh er, seiner Güter beraubt, nach Polen, wo seine Vorältern das Indigenatrecht besaßen, und veränderte seinen Namen Torelli mit dem gleichbedeutenden polnischen Ziolek. Er starb 1650. Er hatte eine Tochter Alberts Poniatowski mit der Anna Leszinska zur Gemahlin, die als Erbin des Hauses Poniatow den Namen Poniatowski auf ihren Mann übertrug. 1764 wurde die Familie in den Fürstenstand erhoben. Unter den Nachkommen dieses Hauses zeichnen sich Folgende aus: 1) Poniatowski (Stanislaus, Graf von). Er war ein Enkel des Jos. Salinguerra, Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, st. 1762. In den nordischen Kriegen war er ein Anhänger Carls XII., den er auch nach der Schlacht von Pultawa nicht verließ, sondern dem geschlagenen König nach der Türkei folgte, und nach Constantinopel sich begab, wo er den Großsultan mit dem Divan durch geschickte Unterhandlungen zum Kriege gegen Rußland bewog. Carl übergab ihm später die Statthalterstelle von Zweibrücken. Nach Carls Tode unterwarf er sich dem Könige August II., und kehrte nach Polen zurück. Man besitzt von ihm ein Werk unter dem Titel: Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, à la Haye, 1741. — 2) Andreas, der jüngere Sohn des Vorigen, ward 1731 geb., zeichnete sich durch Tapferkeit aus, und starb als k. k. Generalfeldzeugmeister 1773. — 3) Stanislaus II. August, älterer Sohn des Grafen Stanislaus mit der Prinzessin Constantia Czartoriuska, ward der 17. Jan. 1732 zu Wolzyn in Litthauen geb. In Stanislaus vereinigte sich Alles, um ihn zum liebenswürdigsten Manne seiner Zeit zu machen, eine schöne Gestalt und reizende Anmuth, er war beredt, muthig, geistreich und edel; nur fehlten ihm die beiden großen Gaben eines Herrschers, Seelenstärke und feste Willenskraft: mit seinen übrigen Eigenschaften würde er überall eine glänzende Rolle gespielt haben nur nicht auf einem Throne, wie der polnische, von innen und außen mit Stürmen umlagert. Sein Vater und seine Oheime, die Fürsten Czartorinski, welche damals unter dem Könige August III. den polnischen Staat leiteten,

schickten den jungen Stanislaus in Begleitung des Ritters Williams Hanbury auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Rußland. In letzterm Lande zog der schöne, feine, gebildete Stanislaus Poniatowsky die Aufmerksamkeit der Großherzogin Catharina auf sich und erwarb sich ihre Gunst. Dies bewog seine Verwandten, ihm einige Zeit vor dem Tode des Königs August III. den Gesandtschaftsposten beim russischen Hofe zu verschaffen, um die Wahl des Adam Czartorinski zum Könige von Polen zu befördern. Stanislaus erschien dort mit Glanz, und Catharina versprach ihm schon damals die polnische Krone, sobald sie zum Throne gelangt seyn würde. Sie hielt ihm Wort, als Elisabeth am 5. Jan. 1562 starb. Vergebens wiedersetzten sich Frankreich, Spanien, die Pforte, Oestreich und Sachsen seiner Wahl und erließen die bittersten Manifeste: Catharina sandte ein Truppen-Corps nach Lithauen, zog 50.000 Mann auf den Grenzen von Polen zusammen, und befahl ihrem Gesandten Kayserling, auf dem Landtage die Wahl des Grafen Cziolek Poniatowski durchzusetzen. Ihrem Willen, von einem schlagfertigen Heere unterstützt, mußte man folgen, und Stanislaus wurde den 26. Nov. 1764 zum Könige von Polen gekrönt. Bald nach seiner Krönung foderten Rußland, Preußen, England und Dänemark von ihm die Wiederherstellung der Dissidenten (s. d. Art.) in die alte Gleichheit der Rechte; auch Stanislaus schien hierzu geneigt und versammelte 1766 zu diesem Zwecke den Landtag; er fand aber auf demselben den hartnäckigsten Widerstand und besonders wiegelten der Fürst Repnin und der Bischof Soltyk von Cracau die Nation gegen ihn auf. Eine beabsichtigte Verbesserung der polnischen Staatsverfassung machte ihn noch verhaßter und gab seiner mächtigen Gegenparthei den Muth, zu einer Conföderation zusammenzutreten: zwar zwangen russische Truppen die Empörer und nahmen die Eiferer gefangen; der russische Botschafter nöthigte sogar die Polen zu einem für die Dissidenten günstigen Vergleich, der aber der Unabhängigkeit Polens sehr nachtheilig war; im folgenden Jahre 1717 kam die Conföderation von Bar (s. d. Art.) zum Ausbruche, welche Frankreich beschützte und der Graf Pac geschickt leitete. Die Conföderirten trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie den Thron für erledigt erklärten, und thaten mit einer Hand voll Menschen unter dem unerschrockenen Casimir Pulowski Wunder der Tapferkeit. Sie hoben sogar den König auf. Strowinski, Kosinski und Lukaski stahlen sich mit 40 Dragonern als Bauern verkleidet am 3. Nov. 1771 in Warschau, und nahmen den König, als er am Abende ohne Wache von seinem Oheime, dem Großkanzler, nach Hause kehrte gefangen und flüchteten sich mit ihm in einen nahen Wald. Hier von russischen Kriegern umstellt, zerstreueten sie sich, und ließen den Kosinski mit dem Auftrage beim Könige zurück, ihn im Nothfalle zu tödten. Seine einschmeichelnde Beredsamkeit rettete ihm das Leben, und bewog selbst den Kosinski, ihn nach Warschau zu begleiten. Die Folge dieser innerlichen Zwiespalte war der Einmarsch fremder Truppen ins Land, 1772 die Zerstückelung Polens zwischen Rußland, Preußen und Oestreich. Der König und der Senat widerstanden und beriefen sich vergebens auf die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen. Stan. verwandte jetzt seine Thätigkeit auf die Civilisation seines Volkes und ließ ein neues treffliches Gesetzbuch verfertigen, das aber 1779 auf dem Landtage verworfen wurde und von nun an wurde der König immer mehr von dem permanenten Rathe, der sich ganz von russischem Einflusse beherrschen ließ, abhängig. Als 1787 Catharina Taurien besuchte, begab er sich nach Kanief zu ihr; seine Absicht war, Catharina zu bewegen, seinen Neffen Joseph Poniatowski zum Nachfolger im polnischen Reiche zu erkennen, und seinen Unterthanen die freie Schifffahrt auf dem Dnieper zu gestatten. Die Kaiserin wiegte ihn mit trügerischen Hoffnungen

ein, und bedrohete inzwischen mehr und mehr die Unabhängigkeit Polens. In dieser Gefahr, ganz von dem mächtigen Nachbar verschlungen zu werden, erwachte der Patriotismus der Magnaten; sie fühlten das Bedürfniß e daß eine Verbesserung der polnischen Constitution nothwendig sey, und erhielten den 29. März 1790 von Friedrich Wilhelm das Versprechen, daß er die Republik mit gewaffneter Hand schützen werde, wenn sie ihrer neuen Verfassung wegen angegriffen würde. Am 8. Mai 1791 kam die neue Verfassung zu Stande, die der König Stanislaus annahm und Preußen genehmigte. Stanislaus zeigte sich hier weise und edel, und gewann das Vertrauen der Nation wieder. Er war anfangs fest entschlossen, Catharina die Stirne zu bieten, aber der Muth sank ihm bald wieder, als Preußen erkaltete und bei den Drohungen Rußlands schwieg, als die Minderzahl des Reichstags, welche die Constitution nicht angenommen hatte, durch Felix Potocki (s. d. Art.) und Rzewuski zu Wien und Petersburg den Umsturz der neuen Ordnung betrieben. Seine Feinde und die Feinde des Vaterlands bildeten die Targowitzer Conföderation, die durch russische Truppen unterstützt wurde. Das tapfere Heer der Polen wurde unter Kosciuszko geschlagen, Praga mit erschrecklichem Würgen erstürmt, und der König am 23. Jul. 1792 von Rußland gezwungen, der Targowitzer Conföderation beizutreten. Indeß schritten Preußen und Rußland zur zweiten Theilung Polens; die Protestation gegen dies widervölkerrechtliche Verfahren zog ihm persönliche Mißhandlungen von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten, Grafen von Sievers zu. Die Kaiserin Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn 1794 den Theilungstraktat zu unterzeichnen, und am 25. Nov. 1795 förmlich der Krone zu entsagen. Nach Catharinens Tode rief ihn ihr Nachfolger Paul I. nach Petersburg, wies ihm einen kaiserlichen Pallast zur Wohnung an, und behandelte ihn mit allen Rücksichten, die sein Stand und sein Unglück verdiente. Er, der letzte der polnischen Könige, starb den 12. Feb. 1769. Stanislaus besaß alle Eigenschaften, sich in einer Privatgesellschaft beliebt zu machen, nur war er nicht geboren, ein so wildbewegtes Reich, als Polen, fest und sicher zu beherrschen. Einen Augenblick begeistert durch den Patriotismus der Polen, die mit Unwillen das fremde Joch trugen und es zu zerbrechen suchten, schien er einen höhern Charakter anzunehmen und eine vielversprechende Energie zu entwickeln; doch von Rußlands Drohungen eingeschüchtert, entsank ihm der Muth, und er beschleunigte den gänzlichen Sturz seines Vaterlandes, indem er zu jenen heroischen Anstrengungen seine Zuflucht nahm, die immer gefährlich sind, wenn man nicht die Kraft hat, sie durchzuführen. Endlich beherrscht und verachtet von den fremden und vaterländischen Partheien fiel er, ohne Antheil zu erregen, ohne Mitleid zu erwecken, und lieferte zu der alten Wahrheit einen neuen Beweis, daß auf dem Throne Schwäche uud Unentschlossenheit die gefährlichsten Gebrechen sind.

Poniatowski (Fürst Joseph) war am 7. Mai 1762 geboren und ein Brudersohn Stanislaus Poniatowski's, letzten Königs von Polen. Bei einer guten Erziehung entwickelten sich frühe die trefflichen Anlagen des Prinzen; außerordentliche Regsamkeit des Geistes verbunden mit einer warmen schwärmerischen Liebe für sein Vaterland, zeichneten den Jüngling aus, wo er nicht durch den nachtheiligen Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde. Dieser Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiedenen Partheien verdächtig machte. Als der Krieg zwischen Rußland und Polen 1792 ausbrach, erhielt er den Oberbefehl über eine Armee von 50.000 Mann; anfangs zeigte er viel Eifer und Einsicht, ließ sich aber nachher mehr durch die Befehle des Hofes, als durch die Fortschritte der Feinde muthlos machen. Nach der Eroberung Polens

nahm Poniatowski mit Kosciuszko und andern edeldenkenden Polen seinen Abschied, und lebte ruhig und eingezogen, bis Kosziuszko's Unternehmen 1794 alle Patrioten zu den Waffen rief. Der Oberfeldherr, Poniatowski's Feldherrntalente würdigend, übertrug ihm den Oberbefehl über eine Heerabtheilung, an deren Spitze er sich, bei der Belagerung von Warschau, sehr vortheilhaft auszeichnete. So schlug er am 16. August die Preußen in einem hitzigen Treffen; auch an dem Siege Kosciuszko's, am 23. August bei Wola, zeigte er denselben seine Ueberlegenheit. Als Kociuszko in die Hände der Feinde gefallen war und Suwarow vor Pragga rückte, deckte Poniatowski auf dem rechten Ufer der Weichsel die Hauptstadt Warschau. Nach Pragas Falle ging er nach Wien, lebte hier eine Zeitlang, und kehrte auf seine Güter in Polen zurück. Als aber die Errichtung des Großherzogthums Warschau 1807 die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte, trat auch Poniatowski aus seiner Einsamkeit wieder auf den politischen Schauplatz. In Betracht seiner früheren Verdienste, ernannte man ihn zum Kriegsminister und Oberfeldherrn des Großherzogthums. Als solcher zog er 1809 mit 12.000 Mann gegen den mit 40.000 Oestreichern anrückenden Erzherzog Ferdinand, unter ihm Dombrowski und Zejonczik. Warschau wurde in der Eile verschanzt; der Feind rückte vor bis Nowemiaszko, zwölf Meilen nordwestlich von der Hauptstadt; Poniatowski zog sich südlich von da nach Raszyn. Am 19. April griff ihn der Erzherzog mit dreifach überlegener Macht an, und nöthigte ihn, nach einer hartnäckigen Gegenwehr, zum Rückzuge. Dieser ging in ziemlicher Ordnung nach Warschau vor sich. Um die Stadt nicht durch eigensinnige, und dennoch nutzlose Vertheidigung zu Grunde zu richten, übergab er sie gegen ehrenvolle Bedingung am 12. April, und zog sich hinter die Weichsel. Von hier aus nöthigte er den Feind durch kluge Bewegungen, nicht allein seine Stellung zu verlassen, sondern auch das Herzagthum zu räumen, und rückte sofort über die Grenze nach. Nachdem der Wiener Friede dem Kriege ein Ziel gesetzt, lebte Poniatowski einzig seinem Berufe als Minister, bis im Jahr 1812 der Krieg Napoleons gegen das russische Reich ihn wieder an die Spitze eines auserlesenen polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Krieges thätigen Antheil genommen und zuletzt in der Völkerschlacht bei Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französ. Reichsmarschall ernannte, oft hart bedrängt, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. Okt. Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte daher seine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger: jede Mauer, jeder Zaun mußte erobert werden. Als aber die Verbündeten durch das hallische, grimmaische und das Peters-Thor in die Stadt drangen, da suchte Alles Rettung auf der Flucht. Nochmals warf sich Poniatowski dem Feinde entgegen: „Hier Kameraden! müssen wir ehrenvoll fallen!" — rief er den Seinigen zu. Am linken Arme durch einen Schuß verwundet, wurde er von dem Schwarme der Fliehenden fortgerissen. Verhängten Zügels jagte der Fürst mit den Seinigen nach Lindenau zu; aber die steinerne Brücke am Ranstädter Thore war schon lange zertrümmert. Hinten der Feind, vorn das reißende Wasser der Pleisse; die Zeit drängte. Rasch ging es durch den Reichenbachischen Garten nach der Nothbrücke, die über die Elster geschlagen war. Doch auch diese war, unter der Last der Fliehenden, verschwunden. Jetzt galt es Wagniß; sonst war Tod oder Gefangenschaft unvermeidlich. Hoch und steil ist dorten das Ufer des Flusses, am japanischen Hause; wild schnaubte der unbändige Renner, aber der Fürst zwang ihn gewaltig, und mit einem gräßlichen Sprunge setzte er hoch hinab in

den Fluß. Weg war Roß und Mann. Am 24. fand ein Fischer den Leichnam des Fürsten. So endete ein ausgezeichneter Mann, ein vorzüglicher Feldherr, ein warmer Patriot. In ihm erstarb das Geschlecht der Fürsten Poniatowski. Mit der dem Helden gebührenden Ehren ward die Leiche in Leipzig bestattet; aber die Polen holten sie nach Warschau. 1816 erlaubte der Kaiser Alexander, daß seine irdischen Reste in der Kathedrale zu Krakau, wo die Könige und Helden Polens ruhen, beigesetzt wurden. Der berühmte Thorwaldson soll ihm ein Denkmal verfertigen; auch ist ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden.

Pönitentiarius heißt in der römisch-katholischen Kirche derjenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolution zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewisses Tribunal La Penitenziaria, und der Präsident desselben Groß-Pönitentarius heißt, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt.

Pönitens (eigentlich Reue) bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-katholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangner Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dergl.

Pontifex, der Priester. Unter Numa, der die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer ordnete und festsetzte, gab es nur einen Pontifex. In der Folge (zu welchen Zeiten, weiß man nicht) wurde diese Anzahl vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eignes Priesterkollegium, an dessen Spitze der Pontifex Maximus stand, und das über alle Religionsangelegenheiten gesetzt war. Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta) und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus). — Pontifex Maximus nennt man auch den Papst.

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verstehen darunter auch die päpstliche Würde.

Pontinische oder pomptinische Sümpfe, deren Austrocknung schon die alten Römer, so wie noch jetzt die neuern, beschäftigt hat. Sie hatten ihren Namen von der mitten darin gelegenen Stadt Suessa Pometia, und breiteten sich zwischen den Flüssen Ufens (il Potatore) und Nymphäus in einem außerordentlich weitem Umfange aus. Ihre jetzigen Grenzen sind gegen Norden die Gebirge Norma, Sermonetto, Sezza und Piperna; gegen Osten das nämliche Gebirge, indem es eine Beugung von Sonnino bis Terracina macht; gegen Mittag das Meer und gegen Abend die weiten Ebenen der Campagna die Roma, indem hier die Felder zwischen Rettune und Cisterna die Scheidungslinie machen. Ihre Länge von Cisterna bei Terracina beträgt 30 und die Breite nie über 12 oder 13 italienische Meilen. Die Austretung der Flüsse Amasenus und Ufens scheint die erste Verwüstung über diese Gegend gebracht zu haben. Dazu kam und kommt noch, das von dem Gipfel und aus den Seiten des Theiles der Apenninen, welche das alte Campanien umschließt, und von dessen Fuße sich ein weites Thal bis an das Meer erstreckt, eine Menge größerer und kleinerer Bäche aus nie versiegenden Quellen herabströmen. Durch Ueberschwemmungen oft verwüstet, nannte man diese Gegend noch in ihrer blühenden Periode bald das pontinische Land, bald den pontinischen Sumpf. Als der erste Verbesserer dieses Landes erscheint der Censor Appius Claudius Cäcus, der 441 die berühmte appische Straße hindurchzog, aber erst anderthalb Jahrhundert später unternahm der Konsul Cornelius Cetegus die Austrocknung der Sümpfe selbst, ohne, wie es scheint, sehr wirksamen Erfolg. Julius Cäsar fand die Gegend neuen Verwüstungen preis gegeben, und mit der ihm eigenen Ruhmbegierde be-

schloß er, sie wieder fruchtbar zu machen; aber sein Tod hinderte ihn daran, und er konnte das gefaßte Project, die mit dem Anio vereinigte Tiber bis Terracina hindurch zu leiten, nicht ausführen. August griff die Arbeit mit Ernst an. Er ließ an der appischen Straße hin einen großen Kanal graben, und die stockenden Wasser hineinleiten. Auch Trojan gehörte mit zu den Verbesserern dieser unglücklichen Gegend. Er verbesserte und verschönerte aber nur die appische Straße, und legte eine andre an, die nach ihm genannt wurde. Bei den folgenden Zerrüttungen im römischen Reiche gerieth wieder alles in Verfall, und 300 Jahre nach Trajan, unter der Regierung des gothischen Königs Theodorich, erschienen die pontinischen Sümpfe wieder in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt. Jetzt wurde einem reichen Patrizier, Dezius, auf sein Verlangen die Erlaubniß ertheilt, die Austrocknung der Sümpfe allein zu unternehmen, wofür ihm Theodorich das Eigenthum des urbar gemachten Landes überließ. Eine bei Terracina gefundene Inschrift beweist, daß die Bemühungen des Dezius einigen Erfolg hatten. In den folgenden durch Krieg und Barbarei höchst unglücklichen Zeiten nahmen die Verwüstungen von Neuem überhand, bis endlich die Päpste Bonifacius 8te (1204), Martin 5te (1417), Leo 10te (1513) und vornehmlich Sixtus 5te (1585) die Arbeit wieder vornahmen und neue Kanäle zogen; allein ihre trägeren Nachfolger ließen die schönen Werke in Verfall gerathen, die Verwüstungen gingen ihren Gang fort, und als Pius 6te den päpstl. Stuhl bestieg, boten die Sümpfe den scheußlichsten Anblick dar, und verpesteten die Luft mit mephitischen Dünsten. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung fing er das Austrocknungsgeschäft an, und setzte es mit rastlosem Eifer und ungeheurem, für das römische Volk sehr drückenden Kostenaufwande fort, ohne aber viel auszurichten, woran besonders der Umstand schuld ist, daß der Sumpfboden niedriger als die Meeresfläche ist, und die verborgenen Quellen nicht verstopft werden können. Unter den Arbeitern verbreiteten die mephitischen Ausdünstungen epidemische Krankheiten, und die Sämereien verfaulten im Wasser. Die verdorbene Luft ist selbst den Reisenden auf der appischen Straße gefährlich, besonders auf der ersten Poststation von Terracina aus. Der Anblick der Sümpfe selbst hat nichts Abschreckendes. Der Himmel ist heiter und ohne Dünste, wie in dem übrigen Italien, und auf beiden Seiten der Straße sieht man grüne Ebenen; aber dieses frische Grün ist nicht Gras, sondern Schilf. Nicht schnell genug kann man indessen über diese Todtbringende Strecke hinwegeilen. Weder des Abends, noch des Nachts darf man hier reisen, noch weniger die Augen während der Fahrt schließen. Bei dem allen ist doch schon viel zur Erreichtung des beabsichtigten Zweckes geschehen. Die appische Straße ist wieder hergestellt und ein großer Theil des versumpft gewesenen Landes wieder urbar gemacht, so daß vielleicht das Unternehmen einmal doch gelingen möchte, wenn es zweckmäßiger und nach überdachteren Planen fortgesetzt wird.

Pontons, eine kleine Art von Schiffen aus Kupfer oder Eisenblech, oder auch Holz und Leder verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelst ihrer über einen Fluß in Geschwindigkeit schwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken zu schlagen. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das Pontonnierscorps, und die Kunst selbst wird in einer besondern, militärisch sehr wichtigen Wissenschaft, die Pontonnierwissenschaft, gelehrt.

Pontoppidan (Eric d. jüngere) war Bischof zu Bergen in Norwegen. Man verdankt ihm eine Geschichte der Reformation in Dänemark und eine Naturgeschichte von Norwegen: dies lehrreiche und anziehende Werk wurde 1755 zu London in Folio herausgegeben. Pontoppidan starb in der Mitte des 18ten Jahrhunderts. Man darf ihn nicht mit seinem Großoheim,

der auch Eric hieß, verwechseln. Der Letztere war Bischof von Drontheim, und hat eine schätzbare dänische Grammatik geschrieben.

Pontus, ein uraltes Symbol des Meers bei den Alten, ein Sohn des Aether und der Erde, nach Hisiodus aber in seiner Theogonie, ein Sohn der Erde allein, welche ihn aus sich selbst gebar, und mit ihm wieder den Nereus, Thaumas, Phorcys, die Ceto und die Eurybia zeugte. Nach Hygin zeugte er mit der Thalassa (dem Meere) mehrere Oceaniden und Flüsse, für deren Väter sonst Oceanus angegeben wird. Nach der Kosmogonie des Sanchuniathon war er ein Sohn des Nereus, und hatte zwei Kinder, eine Tochter Sidon, eine liebliche Sängerin und Erfinderin der ersten Lieder, und einen Sohn, den Poseidon, oder Neptun.

Pontus, eine berühmte Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere. In dem persischen Zeitalter führte sie den Namen Kappadocien am Pontus (d. h. Kappadocien am Pontus Euxinus, am schwarzen Meere), und machte eine eigene Satrapie aus; aus diesem Namen entstand die späterhin gewöhnliche Benennung Pontus, als das Land eigne Beherrscher erhielt. Die östlichern Gegenden des nachmaligen Reiches Pontus waren nichts weniger als den Persern unterworfen. Auch unter Alexander, der nie hieher kam, und unter seinen Nachfolgern, den ersten syrischen Königen, dauerte wahrscheinlich die Unabhängigkeit; als aber nach dem Abfall der Parther, nach der Demüthigung Antiochus des Großen durch die Römer, in Groß- und Kleinarmenien sich eigene Fürsten bildeten, so fingen diese an, die an sie angränzenden Bergvölker zu bekämpfen, und unterwarfen sie sich zum Theil. Antipater, König von Kleinarmenien und Gebieter der Gegenden am Pontus von Trapetus gegen Westen bis an den Fluß Thermodon hin, trat dies ganze Gebiet an Mithridates den Großen, seinen nahen Anverwandten ab, der von seinen Voreltern her schon die westlichern Striche am Pontus besaß, und nun die noch weiter nordöstlich wohnenden unabhängigen Bergvölker besiegte. Die westlichern, weniger gebirgigten Theile von Pontus vom Vorgebirge Jasonium an gegen Westen bis zum Flusse Halys wurden von Kappadociern, wie sie die Perser, oder von weißen Syrern, wie sie die Griechen nannten, bewohnt. Diese standen während der Regierung der ersten Könige unter persischer Hoheit, und hatten wahrscheinlich mit den übrigen größern Kappadociern einerlei Satrapen; nach Xerxes aber ward ihr Zusammenhang mit Persien wandelbar, und kaum 100 Jahre später gehörten sie zu einer neuen Dynastie, die sich unterdessen gebildet hatte. Zuerst rissen sich die westlich an den Halys gränzenden Paphlagonier, auch von syrischer Abkunft, los, wählten sich einen eignen Fürsten, und vereinigten die weißen Syrer mit ihrer Dynastie und sogar mit ihrem Namen, denn alles Land bis östlich über den Thermodon hinaus hieß nun Paphlagonien. Als die Zehntausende hierher kamen, hieß der Fürst der vereinigten Völker Korylas; seine Herrschaft erstreckte sich gegen Westen bis über Sinope hinaus, und seine Kriegsmacht stieg über 120.000 Mann. In den nächstfolgenden Jahren werden Thyas und Mithridates als Dynasten der Paphlagonier genannt. Letzterer wurde, weil er die Oberherrschaft des Perserkönigs nicht anerkennen wollte, vom Klearchos, Tyrannen von Heraklea, gefangen, und nun bemächtigte sich der Satrap von Phrigien, Ariobarzanes, seines Reichs, der von den sieben persischen Fürsten abzustammen sich rühmte, welche den Darius auf den Thron erhoben, und daher kam es, daß die spätern Könige von Pontus den Ursprung ihres Reichs unmittelbar von einem Geschenke des Darius Hystaspis herleiteten. Dem Ariobarzanes folgte nach einer 26jährigen Regierung sein Sohn Mithridates, der 35 Jahre zu Alexanders des Großen Zeiten, und nach ihm regierte. Er focht mit dem Eumenes gegen Antigonus, der ihm nach des Eumenes Besiegung wegen des Verdachtes verrätherischer Absichten

tödete. Sein Sohn Miethridates, der als Offizier bei der Armee des Antigonus gedient hatte, entfloh jetzt, kam glücklich nach Kappadocien, fand Anhänger, und bemächtigte sich des väterlichen Landes nebst mehreren angränzenden Strichen. Die damaligen Unruhen in Asien und die Kriege gegen den Antigonus machten, daß er seine Unternehmungen ungestört ausführen könnte. Er befestigte während seiner 36jährigen Regierung sein Herrschaft so, daß er sie unbestritten seinen Erben hinterlassen konnte. Mit Recht kann man ihn daher als den Stifter des pontischen Reichs ansehn, und von ihm rechnen auch die spätern Schriftsteller die Zahl der Könige von Pontus deren gewöhnlich 7 gezählt werden. Diese waren Ariobarzanes II., Mithridates II., Pharnaces, Mithridates III., Mithridates IV. oder der Große, und Pharnaces II. Mithridates II. verlor anfangs mehrere Stücke seines Gebiets an die Galater, bekämpfte sie aber, späterhin mit Glück. Pharnaces kämpfte lange mit seinen von den Römern begünstigten Nachbarn, und verlor durch den Ausspruch jener Weltgebieter unter andern auch Paphlagonien, d. h. die Gegenden des innern Landes. Mithridates III. machte sich die Römer zu Freunden, erhielt dafür von ihnen Großphrygien, und durfte das Geschenk des König von Paphlagonien annehmen, der ihm im Testamente sein Land vermachte. Zum höchsten Gipfel des Glanzes erhob aber Mithridates der Große das väterliche Reich, indem er durch schnelle Eroberungen gegen Osten in Kurzem als Gebieter aller Völkerschaften erscheint, welche von Heraklea und Amastris an, rings um an den Küsten des Pontus Euxinus bis zur taunischen Halbinsel saßen. Nun machte er auch Eroberungen gegen Westen, und entschloß sich, durch die Römer gereizt, zum Kriege gegen diese übermüthige Weltbeherrscher, der auch im Anfange mit dem glänzendsten Erfolge geführt und durch einen Frieden geendigt wurde, welcher ihm doch wenigstens nur seine neuen Eroberungen gegen Westen kostete. Nach dem er endlich durch den Pompejus besiegt und durch die Meuterei seiner Truppen gefallen war; so wurden die ihm abgenommenen Länder von den Römern in mehrere Theile zerstückt. Pharnaces eroberte auf kurze Zeit sein väterliches Reich wieder; aber glücklicher war sein Sohn Polemon, der durch den Antonius den mittlern Theil von Pontus bekam, und ihn unter August behielt. Dieser Theil hieß von jetzt an Pontus Polemoniacus. Die Wittwe des Polemon, Pithodoris, vermählte sich mit dem Könige von Kappadocien, und dieser erhielt nach ihrem Tode einige Küstenstriche von Pontus, von jetzt an Pontus Kappadocius genannt. Im Pontus Polemoniacus folgte des Pythodoris Sohn, Polemo II., und nach dessen Tode wurde sein Land vom Kaiser Nero zur römischen Provinz gemacht und durch einen Präses regiert.

Pontus Euxinus, das schwarze Meer. Den Beinamen Euxinus hatte es wahrscheinlich im ironischen Sinne statt ἄξηνος, inhospitabilis, unwirthbar, entweder wegen der häufigen Stürme, oder wegen der vielen Seeräuber; nach Einigen in mehr eigentlichem Sinne wegen der daran liegenden sehr fruchtbaren Steppen.

Pope (Alexander), geb. zu London den 8. Juli 1688, aus einer alten adlichen Familie der Grafschaft Oxford, die sich zur kathol. Religion bekannte. Die Mittel seiner Eltern waren beschränkt; dem ungeachtet genoß er im väterlichen Hause eine treffliche Erziehung, würdig seiner glänzenden Naturanlagen. In kurzer Zeit erlernte er Griechisch und Latein, und machte sich mit den klassischer Schriftstellern dieser beiden Völker vertraut. Schon frühe entwickelten sich seine Geistesgaben und trugen Früchte, so daß man ihn zu den glücklichen Geistern zählen kann, die keine Kindheit kannten. In seinem 12. Jahre dichtete er eine Ode auf das Landleben, in der die Engländer eine Verwandtschaft mit Horaz erblickten. Zwei Jahre darauf lieferte er theilweise Uebersetzungen des Statius und Ovid, welche den Originalen

nicht nach standen. In seinem 16. Jahre dichtete er Schäfergedichte, des Theocrits und des Virgils würdig; ihr Styl ist leicht und sanft, sie enthalten eine Menge glücklicher Gedanken, lachender Bilder und reizender Darstellung; mit den Schäfergedichten kamen zugleich ein anderes, der Wald von Windsor, und eine Pastorale über die Geburt des Messias heraus; das erstere zeichnet sich durch liebliche Beschreibung des Landlebens aus, und das andere durch eine erhabene Poesie. 1709 erschien sein Versuch über die Kritik, ein berühmtes Gedicht, daß den jungen Poeten zu dem Range der vorzüglichsten Geister Englands erhob; es verbindet die Urtheilsfestigkeit des reifern Alters mit dem Phantasiezauber der Jugend; die Ordnung hingegen, welche darin herrscht, ist nicht eben musterhaft. Derselbe Fehler drückt seinen Tempel des Ruhms, welches Gedicht 1710 erschien. Der Lockenraub (1712), ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen, besaß eine Menge Vorzüge vor seinen früheren Leistungen, und vermied sorgfältiger den gerügten Mangel an Ordnung; es ist geistreich erfunden, voll schöner Zeichnungen, Bilder und Gedanken. Der Lockenraub reizt ungemein den Leser durch eine lachende Komik, satyrische Anspielungen, ohne deswegen zu beleidigen, und durch feine Scherze über die Frauen, die ihnen eher schmeicheln als mißfallen. Dies niedliche Gedichtchen haucht nur Galanterie, dagegen scheint die heftigste Liebe den Brief Heloisens an Abailard geschrieben zu haben; mit Feuerfarben zeichnete in ihm Pope den Kampf der Natur mit dem strengen, die Gefühle eines zärtlichen Herzen verläugnenden Klostergeiste. Bald darauf unternahm Pope eine metrische Uebertragung des Homers ins Englische; alles was in England Sinn für Literatur hatte, unterschrieb, und man behauptet, Popen sey aus diesem Unternehmen ein Gewinn von 10.0000 Thlr. hervorgegangen. Der englische Homer blieb nicht unter der allgemeinen Erwartung; Homer's Reichthum, Kraft und Würde der Dichtkunst fand man in ihm wieder. Popen's Ruhm erreichte hierdurch seine Höhe; doch zugleich vermehrte der Neid seine Feinde von allen Seiten. Sie hatten die Gemeinheit, in ihren Schriften sich über seine Gestalt, die nicht sehr vortheilhaft war, lächerlich zu machen. Diese Beleidigungen, die nur seine Verachtung hätten erregen sollten, reizten seine Eigenliebe: er schrieb gegen seine Feinde eine bittere Satyre, die Dunciade. Seine gedemüthigten Gegner überschütteten ihn nun mit Libellen, unter den Eins ihn aufs Empfindlichste kränkte; es führte den Titel: wahre und bemerkenswerthe Beschreibung der schrecklichen und barbarischen Durchprügelung des Hrn. Alexander Pope: zu seinem größeren Aerger mußte in der Beschreibung Dem. Blount, Popens Nachbarin und ein liebenswürdiges Mädchen, für das der Dichter viele Neigung fühlte, die Execution zu sehen; sie nahm, hieß es, den kleinen, unglücklichen Mann in ihre Schürze, brachte seinen Anzug wieder in Ordnung, und trug ihn nach Hause. Pope war außer sich; er bezeugte nicht nur in einem Avis an das Publikum, daß er am Tage der Prügelung nicht aus dem Hause gewesen sey, sondern wollte auch seine Dunciade vergrößern: seine Freunde riethen ihm aber, den Gegnern durch neue Meisterwerke zu antworten, und Pope schrieb seinen Versuch über den Menschen. Eine lichte Metaphysik, geschmückt mit den Reizen der Poesie; eine rührende Moral und lebhafte Gemälde, die den Leser zu seiner Besserung Selbstkenntniß lehren, geben diesem Gedichte einen hohen Rang in der didactischen Poesie; Popens Einbildungskraft zeigt sich in diesem Gedichte so verständig als fruchtbar an neuen Gedanken, und versteht, alten Ideen den Reiz der Neuheit zu geben. Sie verschönerte die trockensten Materien durch das Colorit einer edlen, leichten und energischen Beredsamkeit. Demungeachtet kann man es nicht in Abrede stellen, daß das Gedicht einige zu weit geführte Beschreibungen und Wiederholungen enthält, auch wirft man ihm geringe Gründlichkeit in den Prinzipien, wenig

Ordnung und Zusammenhang der Ideen vor. Das System in demselben ist der Deismus. Mand fand es auffallend, daß Pope den Optimismus vertheidigte: er hätte, sagt man, sich eher als Anhänger des Pessimismus bekennen sollen. Hinten und vorne bucklich, voller Laune, immer kränklich und sich selbst zur Last; bis an seinen letzten Augenblick von hundert Feinden verfolgt und gekränkt, besang er doch den metaphysischen Satz: Alles ist gut. Als Anhang zu dem Versuche über den Menschen ist seine moralische Epistel über die Kenntniß des Menschen anzusehen; auch in ihr zeigt sich Popens Genie in seinem ganzen Glanze und mit allen seinen Fehlern. Pope lieferte noch mehrere Episteln von gleichem Werthe. Die Satyren des Pope sind wie die des Boileau glückliche Nachahmungen des Horaz; doch ist der Erstere beißender, bitterer und heftiger als die Andre, und seyn Styl kommt eher dem juvenalischen als dem horazischen nahe. Ueberdies hat er noch Oden, Fabeln, Epitaphen, Prologen und Epilogen, die alle als Muster in ihrer Art dienen können, gedichtet. Seine freundschaftlichen Briefe, die gesammelt worden, sind von keiner großen Bedeutung. kaum 3 oder 4 unter ihnen können das Publikum interessiren. Pope war ein zärtlicher Verwandte und ein treuer Freund; er besaß Kenntnisse in der Philosophie, aber keine Festigkeit des Charakters; er war eitel, spöttisch, zornig und zeigte eine kindische Empfindlichkeit gegen die Kritik, die ihn bis zur Wuth reizen konnte. Ein Beweis hievon ist die Dunciade; in ihr überschritt er die Grenzen der Kritik und Satyre. Seine Gestalt war häßlich, und gab seinen Feinden häufig Gelegenheit zum Spotte; aber Pope hatte, so oft man über seine Figur spottete, eine beißende Antwort bereit. So erzählte man ihm einst, der König von England haben ihn auf der Straße herumwatscheln gesehn, und einen seiner Höflinge gefragt: Ich möchte wissen, zu was uns der kleine Mann mit dem linkischen Gange nütze? Um sie grad gehen zu lehren, antwortete Pope. Pope malte auch, doch brachte er es nie weit in dieser Kunst; er selbst scherzte oft über sein geringes Talent. Ich habe Christus noch einmal gekreuziget, sagte er, und die heilige Jungfrau so alt gemalt, als ihre Mutter, die heilige Anna. Ich ahmte selbst den heil. Lucas nach: man sagt, ein Engel habe ihm an den Gemälden geholfen, und bei den meinigen werdet ihr schwören, der Teufel habe die letzte Hand dran gelegt. Die öffentlichen Blätter hatten ihn bei seinem Leben mehrmalen sterben lassen, und er hatte das Vergnügen, seinen Tod mit den größten Lobsprüchen begleitet, angekündigt zu lesen. Endlich starb er am 30. Mai 1744 wirklich. Der Demoiselle Blount vermachte er den lebenslänglichen Genuß seines Vermögens, und seinem Freunde Warburton das Eigenthum aller seiner gedruckten Werke unter der Bedingung, daß keine Veränderungen damit bei einer künftigen Edition vorgenommen werden sollten. In einer englischen Biographie finden sich folgende nähere Einzelnheiten über Pope. Seine angestrengten Studien hatten seine Constitution untergraben; er klagte stets über Kopfschmerzen, die er nur dadurch lindern konnte, daß er den Dampf von Kaffee einathmete. Er mußte sich von einer Kammerfrau schnüren und ankleiden lassen; er trug stets ein Schnürleib von Fischbein, ohne welches er sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Er hatte alle Launen eines immer kränklichen Mannes, und foderte von Allen, mit denen er umging, sich nach ihm zu richten, während er selbst auf keinen Menschen Rücksicht nahm. Seine weiblichen Bediente hielt er stets in Bewegung, und beunruhigte sie sogar des Nachts, wo er häufig Kaffee, oder Feder, Tinte und Papier verlangte. Obgleich seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken sich oft empfindlich an ihm gerächt hatte, vermochte er doch nicht, sich zu beherrschen, sobald die Gerichte und der Wein nach seinem Geschmacke war. Pope war leicht beleidigt und konnte lange grollen. Aus Furcht, einst in Hinsicht des Vermögens von Jemand abhängig zu werden, war er ungemein

sparsam; so schrieb er auf die Umschläge und weißen Stellen der Briefe, die er erhielt. Sein Vermögen, was er gänzlich seiner Arbeit verdankte, betrug nie mehr als 800 Pf. St.; doch sahe er gern, daß man ihn für reich hielt, und sprach mit Verachtung von der Armuth. Eben so rühmte er sich gerne genauer Verbindungen mit den Großen am Hofe, und brüstete sich nicht wenig damit, daß diese Freundschaften durch keine Erniedrigungen erkauft worden seyen. Dichtkunst war das große Ziel seines Lebens, und er ließ keine Gelegenheit vorbeischlüpfen, seine Schreibtafel mit einem glücklichen Ausdrucke, einem glänzenden Bilde oder einer neuen Idee, die sich während der Unterhaltung darboten, zu bereichern: alle Augenblicke schrieb er Bemerkungen nieder, und unter seinen Papieren fanden sich eine Menge Hemestichen, Distichen und einzelne Verse, welche ihre Stelle erwarteten. Sein größtes Vergnügen war arbeiten. Zu keiner geringen Ehre gereichte es Popen, daß er immer verschmähete, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen. Er wählte die Gegenstände für seine Leser selbst, und so konnte er würdige wählen; auch beeilte er sich nicht, seine Werke bekannt zu machen. Seine Freunde behaupten, daß er zum wenigsten zwei Jahre jedes Gedicht im Pulte verschlossen hielt.

Popen heißen die Priester der griechischen Religion. Vor Peter dem Großen bildete sich in Rußland ein hierarchisches System, an dessen Spitze ein Patriarch stand. Er, so wie die Priester der niedern Ordnungen, waren von der Regierung unabhängig, und erhielten deswegen keinen unbedeutenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten des Reichs. Peter I. hob das Patriarchat auf, und erklärte sich selbst für das Oberhaupt der Religion. In Griechenland stehen sie unter dem Patriarchen von Konstantinopel, der von dem Willen des Großsultan abhängt. S. Griech. Kirche.

Popularität, Volkssprache. Diesen Namen führt die zur allgemeinen Mittheilung hinreichende Versinnlichung, oder die Art des Vortrags, da man durch sinnliche Darstellung allgemein faßlich wird. Kant behauptet, daß das System einer Kritik des Vernunftvermögens keiner Popularität fähig sey. Diese Kritik untersucht, wie in der menschlichen Vernunft die Unterscheidung zwischen dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen entstehet; dies kann nun nie populär werden, oder es läßt sich nicht versinnlichen, weil es selbst die Gründe aller Versinnlichung betrifft, und also dabei von aller Versinnlichung abstrahirt werden muß. Ueberhaupt kann keine formelle Metaphysik (d. i. diese Wissenschaft in ihrer ihr als solcher zukommenden Form) populär vorgetragen werden, obgleich ihre Resultate (das, was aus der metaphysischen Untersuchung hervorgeht) für die gesunde Vernunft (die ein Metaphysiker ist, ohne es zu wissen) ganz einleuchtend gemacht werden können. In der Metaphysik selbst aber, als solcher, ist an keine Popularität zu denken. Denn die Metaphysik, als Wissenschaft, muß in der Schulsprache mit aller Pünktlichkeit vorgetragen werden, weil sie so gut wie jede andere Wissenschaft und Kunst, ja sogar jedes Handwerk, für sein Werkzeug und seine Handgriffe, Arbeiten und Gegenstände, ihre Kunstwörter hat; Popularität aber die Volkssprache ist, die nur solche Ausdrücke kennt, die Jedermann versteht, und also auch nur von solchen Gegenständen spricht, die Jedermann kennt und kennen kann. Folglich sind Schulsprache und Popularität einander entgegengesetzt, und eine Wissenschaft (systematische Erkenntniß aus Prinzipien, in der der Wissenschaft eigenthümlichen und nothwendigen Schulsprache) populär vorgetragen (so versinnlicht, daß Jedermann, der auch nichts von jener Schulsprache weiß, doch diese wissenschaftliche Erkenntniß dadurch erlangt) ein Widerspruch. Man kann auch sagen, Popularität ist Herablassung zu Volksbegriffen; denn Volksbegriffe sind solche, die sich konkret machen lassen, zu denen sich irgend ein sinnlicher Gegenstand, ein Bild oder eine symbolische Vorstellung

finden läßt, durch die der Begriff kann sinnlich dargestellt werden, so daß er aufhört abstrakt zu seyn. Philosophische Popularität ist eine solche Kunst (denn auch die Kunst, sich zu Volksbegriffen herabzulassen, versteht man unter Popularität), gemein verständlich zu seyn, da das, was man vorträgt, sich zugleich auf gründliche Einsicht gründet. Wo das letztere fehlt, und man dieses noch so verständlich ist, da ist nur vorgebliche Popularität, die eher ein leichtes Geschwätz genannt werden sollte. Diese Popularität findet man sehr oft auf den Kanzeln, und sie gefällt, weil es doch etwas gar Brauchbares fürs alltägliche Geschwätz ist, wenn sich schaale Köpfe, ohne das Nachdenken anwenden zu dürfen, laben können.

Porcia, die Tochter des jüngern Cato und Gattin des Brutus, eine der heldenmüthigsten Frauen des alten Rom, die den Tod ihres Mannes und den Fall des freien Vaterlandes nicht überleben wollte. Mit starker Seele nahm sie am Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsars Leben Theil, und tödtete sich, als die Sache der Republikaner bei Philippi verloren ging. Daß sie sich durch verschluckte glühende Kohlen getödtet habe, ist eine ungegründete Sage.

Poren, Porös und Porosität. Poren sind Zwischenräume in den Körpern, welche nicht mit der Materie, woraus der Körper besteht, angefüllt sind. Porosität drückt die Eigenschaft dieser artigen Körper aus. Aus der Lehre des atomistischen Systems, daß die Materie absolut undurchdringlich sey, fließt der Satz, daß alle Körper leere Zwischenräume haben müssen, weil die Wärme sich allen Körpern mittheilt. Die Dynamisten verwerfen die Lehre von den leeren Zwischenräumen, und behaupten, daß zwar die Materie ihren Raum mit Beharrung erfülle, daß aber die Körper verschiedene Grade der Dichtheit haben, und die Materie demnach durch ihre ursprüngliche Kräfte den Raum verschieden erfülle. Nach diesem Systeme giebt es also keine völlig leere Zwischenräume, sondern, was uns als Poren erscheint, ist mit einer dünneren Materie, z. B. Luft, ausgefüllt. Poren heißen auch die Schweißlöcher auf der Haut der Thiere, und die kleinen Löcher in der Epidermis der Pflanzen.

Porphyr ist eine Steingattung, die in die Klasse der gemengten Gebirgsarten gehört. In ihm liegen in einer homogenen Hauptmasse wie in einem Grundteiche einzelne Bruchstücke gewisser Fossilien unter einander gemengt. Diese Hauptmasse ist bald Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein ꝛc. Meist bildet der Porphyr Ganggebirge, und bricht in derben Massen. Man hat mehrere Arten des Porphyrs. Der eigentliche Porphyr, in seiner Mischung findet sich Feldspath und Hornblende. Die Alten liebten ihn sehr seiner Schönheit und außerordentlichen Härte wegen, und verarbeiteten ihn zu Säulen und andern Prachtwerken. Der Afterporphyr enthält, statt des Feldspaths, Kalkspath mit Hornblende beigemengt. Uebermengt heißt der Porphyr, wenn sich in ihm und der Hauptmasse mehr als zwei Steinarten vermischen. Ein übermengter ist der ungarische Grünstein; zu seiner Bildung treten ein verhärteter Thon als Grundmasse, Hornblende, Feldspath, Glimmer und auch oft Quarz zusammen. Der Halbporphyr enthält in seiner Grundmasse nur eine andere Steinart; hierher gehört der alte grüne Porphyr, dessen Hauptmasse aus einem splittrichten Hornsteine besteht, dem Feldspathstücken beigemengt sind. Ueberdies giebt es schwarzen, braunen und verschiedentlich gefleckten, und nicht bloß rothen oder rothbraunen und grünen Porphyr. Diese Steinart wird in allen Welttheilen gebrochen; doch ist die asiatische die schönste, die deutsche steht ihr weit nach.

Porphyrius, s. Neuplatoniker.

Porpora (Nicolo), einer der größten italienischen Componisten, der den Beinamen Patriarch der Melodie führt, war 1695 zu Neapel geboren. Er

hat eine Menge Opern für Rom, Neapel, Venedig componirt, die über mehr als 50 belaufen sollen; seine erste war Ariadne und Theseus, die 1717 zu Wien aufgeführt wurde. 1725 wetteiferte Porpora mit Vinci zu Venedig; anfangs wurde es ihm schwer, seinem Gegner die Spitze zu bieten, doch bald trug er den Sieg davon. 1729 ging er nach Dresden, vom Könige von Polen als Capellmeister dahin berufen. Hier erhielt er den Auftrag, die Prinzessin Maria Antoinette im Gesange zu unterrichten; sogar Hasse und seine Frau glaubten sich verdunkelt; jener durch Porpora selbst, und diese durch Mingotti, eine Schülerin Porpora's. 1731 kehrte Porpora in sein Vaterland zurück und gründete eine Gesangschule, aus welcher die berühmtesten Sänger, Farinelli, Caffarelli, Salimbeni, Uberti, die Gabrieli u. A. hervorgingen. 1732 riefen ihn die Direktoren der Oper, welche mit Händel in Streitigkeiten gerathen waren, nach London: doch konnte sich sein Theater nicht lange halten, und als Händel und die Direktoren sich ausgesöhnt hatten, mußte er es 1736 schließen. Hierauf hielt er sich eine geraume Zeit als Lehrer am Conservatorio degli incurabili auf, und zog sich hierauf nach Neapel zurück, wo er 1767 dürftig starb. Seine berühmtesten Opern sind Ariadne und Teseo von Fabriati, Imeneo in Atene von Stampiglia; Meride und Selinunte von Apostolo Zeno; Siface, Semiramide riconosciuta, Ezio, alle drei von Metastasio; Annibale von Bastrio; ferner Rosbale, Statira, Nozze d'Ercole e d'Ebe. Unter seinen andern Werken zeichnen sich aus, sechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß; zwölf Sonaten für die Violine, wahre Meisterstücke. Porpora's Genie versuchte sich in allen Gattungen von Musik; er schrieb Meisterstücke für die Kirche, Cammer und das Theater. Die Päpste legten einen solchen Werth auf seine Compositionen, daß sie mit den Originalen Fürsten würdige Geschenke zu machen glaubten. Der Charakter seiner Werke ist groß und ernst; seine Cantaten haben als Muster gedient und sind die Quelle der bessern Musik in dieser Art. Sein Recitativ ist bewunderungswürdig, und würde ihm allein einen bleibenden Ruf erworben haben.

Porsenna, ein König der etruskischen Stadt Clusium. Die von Rom vertriebenen Tarquinier nahmen zu ihm ihre Zuflucht, und mußten ihn in ihr Interesse zu ziehen. Nachdem er vergebens dem römischen Senat gütliche Vergleichsvorschläge hatte thun lassen, da dieser weder den Tarquinius wieder einsetzen, noch auch die Güter desselben herausgeben wollte: so rückte er mit einer furchtbaren Armee vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt eingedrungen, wenn nicht Horatius Cocles nebst dem Sp. Lartius und T. Herminius mit bewundernswürdiger Tapferkeit die Brücke vertheidigt hätten. Er schloß hierauf die Stadt ein, wodurch eine schreckliche Hungersnoth entstand, bis er endlich durch den Muth, welchen die Römer bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, und durch ihre unüberwindliche Liebe zur Freiheit (s. d. Art. Mucius Scävola) bewogen wurde, ihre Sache aus einem günstigern Gesichtspunkte anzusehen. Er fing jetzt neue Unterhandlungen mit den Römern an, entsagte dem Verlangen, daß die Tarquinier wieder aufgenommen und in ihre Würden eingesetzt werden sollten, und forderte nur, daß man ihnen ihre Güter wiedergeben, und die Vejenter, ein etruskisches Volk, wieder in den Besitz der Städte setzen sollte, welche ihnen im vorigen Kriege abgenommen worden wären. Die zweite Bedingung wurde sogleich bewilligt, gegen die erste aber machte man Einwendungen. Indessen kam doch ein Waffenstillstand zu Stande, und die Römer schickten zehn Jünglinge und eben so viel Jungfrauen aus den edelsten Familien als Geiseln in das etruskische Lager. Die Jungfrauen faßten unter der Anführung der Clölia den kühnen Entschluß, eigenmächtig nach Rom zurückzukehren, indem sie über die Tiber.

schwamm; aber die Konsuln sandten sie wieder zurück. Als die römischen Geiseln vom Konsul Poplicola selbst unter einer Bedeckung nach dem etruskischen Lager zurückgebracht wurden, begingen die Tarquinier den verrätherischen Streich, dieses Korps, trotz des Waffenstillstandes, anzugreifen; aber Porsenna erhielt von dem Vorfalle Nachricht, und er sandte seinen Sohn Arnus ab, die Römer in Schutz zu nehmen. Diese heimtückische Handlung zog den Porsenna vollends ganz von der Parthei der Tarquinier ab; er hob das Bündniß mit ihnen auf, befahl ihnen, sein Lager zu verlassen und schloß mit den Römern einen Frieden, indem er ihnen zugleich alle Geiseln auslieferte und erklärte, daß ihr bloßes Wort ihm völlig genüge. Als er sich bereit machte, nach Clusium zurückzukehren, ließ er beim Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück, um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk ihren Stolz zu beleidigen. Der römische Senat errichtete zum Zeichen seiner Dankbarkeit dem Porsenna eine Ehrensäule nahe bei dem Comitium, und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Zepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. Von jetzt an störte nichts mehr das freundschaftliche Vernehmen des Königs und der Republik, und ersterer hatte sogar auch die Gefälligkeit, den Römern das im Friedensschlusse abgetretene Gebiet der Vejenter wiederzugeben. Von den übrigen Lebensumständen des Porsenna, seiner Lebensdauer und seinem Tode, ist uns weiter nichts bekannt. Er wurde zu Clusium begraben, und sein Grabmal daselbst, in welchem sich ein Labyrinth befand, beschreibt Plinius.

Porson (Richard) war Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge, so wie erster Bibliothekar der London'schen Institution, und starb in seinem 49. Lebensjahre am 25. Sept. 1808. Er war einer der größten Kritiker Englands und verdiente die allgemeine Verehrung, welche ihm seine Landsleute zollten. Er besaß eine vielumfassende Gelehrsamkeit, verbunden mit Tiefe und Gründlichkeit, einen seltenen kritischen Scharfsinn und ein außerordentliches Gedächtniß. Eine unüberwindliche Neigung zum Trunke, die mit den Jahren zunahm und ihn körperlich und geistig zerstörte, lähmte seine Thätigkeit und brachte größtentheils die Welt um die Früchte, welche man von einem solchen ausgezeichneten Philologen erwarten durfte. Seine Hauptwerke sind: die Herausgabe des Euripides Hekuba, Orestes, Phönissen und Medea (London 1797 — 1801 8.); die Herausgabe des Aeschylus (Glasgow 1795); einige kleinere Schriften und Abhandlungen in den Tracts and miscellaneous criticisms of Rich. Porson (London 1815. 8.). Nach seinem Tode sammelten Monk und Blomfield aus seinen Papieren noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. u. Lond. 1812. 8.).

Portamento, das Tragen der Stimme, ist ein Kunstausdruck, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu seyn scheinen. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hiebei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen versteht.

Portici, s. Neapel. — Portiuncula, s. Franz v. Assisi.

Portland-Vase. Unter allen Prachtgefäßen, die bis auf unsere Zeit aus dem Alterthume gekommen sind, ist diese Vase, welche den Namen von ihrem neuern Besitzer führt, das ausgezeichnetste. Sie wurde in einem Sarkophage aufgefunden, den einige Alterthumsforscher, zwar nicht mit hinlänglichen historischen Beweisen, für den Sarkophag des Kaisers Alexander Severus und seiner Mutter, Julia Mammäa, halten. Nach Veltheim (Vermuthungen über die Vase in der Sammlung seiner hist., min. und antiq. Abhandlungen. Helmstädt 1800. 2 Thl.) stand auf der letztern die Geschichte der Alceste,

von Herkules ihrem Gatten Admet wieder zugeführt, und auf dem Sarkophage der Streit des Achilles und des Agamemnon über die Briseis. S. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgewood, Lond. 1790. 4.

Porto, s. Oporto. — Porto Ferrajo, s. Elba.

Portorico, oder San Juan de Puerto Rico, eine von den großen Antillen (s. d. Art.), 183 Q. M. groß, die Columbus (s. d. Art.) entdeckte und seit 1510 der Krone Spanien zugehört. Sie wird im Innern von einer 2000 Fuß hohen Bergreihe von O. nach W. durchschnitten; im N. ist das felsige Vorgebirg Puent de Aquilar; das Land wird von 20 Flüssen bewässert und die Küsten haben viele Busen; das Klima ist feucht und heiß; der herrschende Wind ist der Ostpassat. Die vorzüglichsten Produkte der Insel sind: Zucker, Tabak, Südfrüchte, gutes Schiffbauholz, Mineralien, vorzüglich Salz. Der Einwohner sind an 100.000, worunter 17.000 Schwarze, in einer Ciudade, zwei Villas und 5681 Pflanzungen. Ein jeder Weiße oder Schwarze kann sich hier, wenn er kathol. Religion ist, niederlassen und genießt beträchtliche Vortheile. Die Einkünfte betragen an 150.000 Gl., das Militär 4000 M. Portorico bildet mit den nahe liegenden Jungferninseln span. Antheils die Capitania generale de Portorico und hat die Hauptstadt gleiches Namens mit einem guten Hafen, 30.000 Einw., Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofes. In Portorico hat ein fürchterlicher Orkan am 26. Juli 1825, der erste auf dieser Insel bemerkte, die Stadt San Juan gänzlich zerstört; 371 Leichen sind aus dem Schutt gezogen worden.

Portrait ist die Abbildung einer wirklichen oder auch historischen Person; diese Abbildung kann entweder plastisch, als Portraitstatuen oder sogenannte ikonische Säulen, oder gemalt seyn. Die Letzteren heißen vorzugsweise Portraits und ihre Verfertiger Portraitisten oder Portraitmaler. Das Portrait soll Charakterbild seyn; der Maler muß daher in dasselbe alle Hauptzüge und jeden physiognomischen Ausdruck des Urbildes, die von Bedeutung sind und den Charakter des Originals darstellen und versinnlichen, aufnehmen. Aus diesem Grunde braucht er kein sklavischer Nachahmer der Natur zu seyn, und darf alle Einzelnheiten des Urbildes in seinem Portraite übergehen, welche mit dem Charakter in keiner Verbindung stehen; so heben eine Warze, ein Muttermahl und ähnliche bedeutungslose Eigenthümlichkeiten eines Gesichts nicht den physiognomischen Ausdruck, und tragen nichts zur eigentlichen Charakteristik bei. Auch der Portraitmaler soll, so viel es die Grenzen seines Zweckes ihm erlauben, sich der ästhetischen Schönheit nähern, gegen deren Gesetze aber sich eine solche sklavisch-treue Copierung des Gegenstandes versündigen würde. Er muß daher die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit verbinden, und nie die Treue in der Darstellung des Urbildes so weit führen, daß die letztere aufhört, eine ästhetische Produktion zu seyn.

Portsmouth, Hauptkriegshafen und Hauptfestung Englands, liegt auf dem westlichen Ufer der Halbinsel Portsea, am Eingange eines tiefen Meerbusens, der über 1000 Schiffe aufnehmen kann. Ihr gegenüber, am westlichen Ufer des Meerbusens, liegt die Stadt Gosport, mit einem Hafen für Kauffahrteischiffe und einem Seehospital. Auf den Wällen der Festungswerke sind schöne Spaziergänge. Zwischen beiden Städten und der davor liegenden Insel Wight ist die berühmte Rhede von Spithead, eigentlich der Name einer spitz auslaufenden Sandbank, wo oft große Kriegs- und Handelsflotten sich vor dem Auslaufen zu versammeln pflegen. Portsmouth allein hat über 40.000 Einw., eine königl. Seeakademie und eine Handelsgesellschaft.

Portugal (Geschichte von). Der Ursprung des Volkes, welches zuerst Portugal bewohnte, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die pyrenäische Halbinsel, von der Portugal ein Theil ist, nicht von dem mittelländischen Meere aus, sondern von Osten

ber, bevölkert wurde. Die Kyneten und Tartessier werden uns als die Urbewohner von Spanien und Portugal genannt, aber außer ihren Namen wissen wir beinahe nichts von ihnen. Sie wurden von den Iberiern unterjocht, deren Ursprung gleichfalls nicht mit Gewißheit angegeben werden kann. Da es nur Vermuthung ist, daß sie mit den asiatischen Iberiern (in dem heutigen Georgien wohnend) zu einem Volksstamme gehörten. Die Kelten drangen, ungefähr 900 Jahr v. Christi, in die pyrenäische Halbinsel ein, unterwarfen sich die, in mehrere Völkerschaften getheilten, Iberier und unter andern auch die Lusitanier, die Portugal inne hatten. Sie vereinigten sich mit ihnen im nördlichen Portugal und Gallizien unter dem Namen Arrabrer, im südlichen Keltiker genannt. Der Sage nach haben die Kelten bald nach 900 J. v. Chr. Coimbra und andere Städte in Lusitanien angelegt. Die Phönizier waren ohne Zweifel unter allen civilisirten Nationen die ersten, denen die Lusitanier bekannt geworden sind; doch hütete sich dieses Handel treibende Volk, Nachrichten über die von ihnen besuchten Länder und deren Bewohner mitzutheilen, weil es Nebenbuhler in seinem Verkehr fürchtete. Die Karthaginenser, mehr auf Eroberungen als auf den Handel ausgehend, waren weniger heimlich mit Nachrichten über Länder, in die ihre Eroberungssucht sie führte, und durch sie wurden die Lusitanier zuerst als ein Volk bekannt, das Jagd und Viehzucht trieb. Nach dem ersten punischen Kriege schiffte der karthaginensische Feldherr Hamilkar Barkas mit einer ansehnlichen Truppenmacht nach der pyrenäischen Halbinsel über, um daselbst Eroberungen zu machen. Ihm folgte sein Eidam Hasdrubal und endlich sein Sohn Hannibal, der alle spanische Völker unterwarf oder doch zwang, sich mit Karthago zu verbinden. Wahrscheinlich war dieses letztere auch in Ansehung der Lusitanier der Fall; denn in der Schlacht bei Cannä kämpften sie unter Anführung ihres Fürsten Viriath dem Aeltern in dem Heere der Karthaginenser. Noch vor dem Beginnen des zweiten punischen Krieges, und während desselben, suchten die Römer die Karthaginenser von der pyrenäischen Halbinsel zu verdrängen, und innerhalb 12 Jahren schon hatten sie, mit der Eroberung von Cadix, ihren Zweck erreicht. Doch wurden sie dadurch noch nicht Herren des Landes, denn die Einwohner desselben kämpften mit großer Anstrengung für ihre Unabhängigkeit. Unter allen Völkern der Halbinsel leisteten die Lusitanier den Römer den beharrlichsten Widerstand. In Verbindung mit den Keltiberern vertheidigten sie sich auf das Tapferste gegen die Römer und brachten ihnen große Niederlagen bei. Zwar wurden auch sie endlich geschlagen, doch keineswegs unterworfen. Endlich verzweifelten die Römer daran, mit Waffengewalt je ihre tapfere Feinde gänzlich zu überwinden und schlossen Frieden mit ihnen, um eine bequemere Gelegenheit zu ihrer Unterjochung abzuwarten. Da sie aber nicht unterließen, während der Waffenruhe die Lusitanier auf mancherlei Weise zu beeinträchtigen, so standen diese unter der Anführung des tapfern Viriath des Jüngern wieder auf, verheerten das den Römern unterworfene Land und machten ihre mächtigen Feinde zittern. Endlich schien doch die Mehrzahl und die Kriegserfahrenheit der Römer den Ausschlag geben zu wollen. Der Prätor Lälius brachte die Wage des Kriegsglücks zum Stehen, der Proconsul Q. Fabius Maximus Aemilianus neigte sie sogar auf seine Seite. Indessen wurde der Prätor Q. Pompejus abermals von dem großen Viriath besiegt, der zwar auch darauf dem Consul Q. Fabius Servilianus weichen mußte, doch bald wieder seinen Feinden so mächtig gegenüberstand, daß sie es für unmöglich hielten, mit Waffengewalt je ihn zu unterwerfen, und daher mit ihm Frieden und ein Bündniß schlossen. Viriath hatte vierzehn Jahre lang unterbrochen für die Unabhängigkeit seines Volkes gefochten und legte, als nun dieser Zweck erreicht war, gern die Waffen nieder. Aber der hinterlistige Consul Q. Servilius Cäpio, der den tapfern Lusitaniern ihre Freiheit mißgönnte,

brach den Frieden, und sich zu schwach fühlend, beschloß er, sich des edlen Viriath, seines mächtigen Gegners, zu entledigen. Zu dem Ende verführte er drei Freunde des Helden, daß sie ihn im Schlafe ermordeten. Mit ihm war den Lusitaniern die stärkste Schutzwehr ihrer Freiheit entrissen. Sein Nachfolger Tantalus, ihm an Talent nicht gleich, wurde von dem beim nächsten Consul besiegt, und da mußte das Heldenvolk sich vor der Uebermacht der Römer beugen. Dennoch wurden die Lusitanier keineswegs gänzlich unterjocht, sondern die Oberherrschaft der Römer war mehr scheinbar als wirklich, und wenn sie es versuchten, die es freiheitsliebende Volk als wirkliche Unterworfene zu behandeln, so ergriff es unverzüglich die Waffen und konnte nur nach langen blutigen Kämpfen zur Ruhe gebracht werden. So mußten noch im J. 99. v. Chr. D. Junius Brutus und C. Cornelius Dolabella gegen die Lusitanier zu Felde ziehen, und obgleich letzterer wegen ihrer Besiegung einen Triumph hielt, so waren sie doch noch lange nicht gänzlich bezwungen und noch weniger römische Unterthanen. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen in Rom standen die Lusitanier abermals gegen die Römer auf und übergaben dem von Sulla geschlagenen und verbannten Legaten des Marius, Sertorius, dem Oberbefehl über ihr Heer. Er kämpfte zehn Jahr lang siegreich gegen die Römer und hätte vielleicht ihrer Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel ein Ende gemacht, wenn er nicht von seinem Waffengefährten Perpenna, der ihm den Oberbefehl mißgönnte, wäre ermordet worden. Perpenna wurde bald darauf von Pompejus dem Großen geschlagen und hingerichtet und die Lusitanier, mit zersprengtem Heer und ohne Feldherrn mußten sich, gleich den andern spanischen Völkern, unterwerfen. Von nun an verschwinden die Lusitanier über 400 Jahre lang aus der Geschichte. Nachdem das römische Reich durch die Laster seiner Regenten geschwächt, durch die Einfälle der Barbarenvölker zerrüttet worden war, und als darauf Empörungen gegen die, durch die Legionen ernannten, Imperatoren zu Tagesordnungen gehörten, stand auch Gerontius, Statthalter von Spanien, gegen den von den bretanischen Legionen zum Kaiser ausgerufenen Constantin auf und rief die Vandalen, Sueven und Alanen nach Spanien. Sie kamen, unterwarfen und verheerten das Land und theilten es, als eine Eroberung, durch das Loos unter sich. Den Alanen wurde Lusitanien zu Theil, und sie nahmen es unter ihrem Könige Respendal in Besitz. Ihre Herrschaft nahm schon nach 29 Jahren ein Ende, denn sie wurden von den Sueven überwältigt, die unter ihrem Könige Rechila Lusitanien eroberten. Dieser schlug auch die Römer und machte sich gefürchtet. Von da ab theilte Lusitanien als eine Provinz des westgothischen Reichs in Spanien alle Schicksale desselben, bis die eindringenden Araber Portugal der Herrschaft der Gothen entzogen und es mit ihren übrigen Eroberungen in Spanien vereinigten. Unter Alphons IV., König von Leon und Castilien, kam Heinrich, jüngster Sohn des Prinzen Heinrich von Burgund, um an dem Kampfe gegen die Araber Theil zu nehmen. Er schloß sich an die kastilischen Kriegsscharen an und machte sich bald durch seine Waffenthaten so geachtet und beliebt, daß König Alphons ihm die Statthalterschaft über den eroberten Theil von Portugal anbertraute. Der König wünschte der jüngeren Tochter Theresia ein ihrem Stande angemessenes Erbtheil zu hinterlassen, und verehelichte sie mit dem Prinzen Heinrich von Burgund, dem er in seinem Testamente Portugal, so weit es damals zu Castilien gehörte, nebst allem, was er von den Arabern erobern würde, zum Mahlschatz vermachte. Heinrich, der nun den Titel eines erblichen Grafen von Portugal führte, hielt sich wacker gegen die Mauren und machte bedeutende Eroberungen, worunter sogar Lissabon, welches er aber nicht behaupten konnte. Er stiftete das Erzbisthum Braga und die Bisthümer Porto, Lamego, Viseo und Coimbra und gab dem neuen Staat eine

Verfassung. Nach einer kurzen, aber thatenvollen Regierung starb er vor Astorgas, als er seiner Schwägerin, Urraka, gegen ihren Gemahl, den König Alphons von Aragonien, zu Hülfe gezogen war. Sein Sohn und Erbe Alphons I., später der Eroberer, oder der Besieger genannt, war bei des Vaters Tode nur zwei Jahr alt, daher seine Mutter Theresie die vormundschaftliche Regierung führte. Sobald Alphons zum ruhigen Besitz der Regierung gelangt war, wandte er seine Waffenmacht gegen die Araber. Diese wollten ihn mit einem Schlage vernichten und brachten ein unermeßliches Heer (angeblich 400.000 Mann, von fünf Königen angeführt) zusammen. Doch Alphons, obgleich er ihnen verhältnißmäßig nur ein kleines Heer (13.000 Mann) entgegen stellen konnte, schlug sie in den Feldern von Ourigui und vernichtete ihre Kriegsmacht gänzlich. Seine begeisterten Krieger riefen ihn noch auf dem Schlachtfelde zum Könige aus, und zwei Jahre darauf nahm er wirklich den Königstitel an. Kaum hatte Alphons die Königswürde angenommen und die wegen der Thronfolge nothwendigen Gesetze gegeben, als der König Alphons von Castilien, der noch immer auf die Lehnsherrschaft von Portugal Anspruch machte, ihn deßhalb mit Krieg überzog. Doch richtete er wenig aus, und Alphons von Portugal gewann die Anerkennung seiner Würde vom Papste dadurch, daß er sein Reich für ein Lehn des römischen Stuhles erklärte und sich zu einer jährlichen Abgabe von zwei Mark Goldes verpflichtete. Sein Sohn Sancho I., gleichfalls mit großen Herrschertalenten begabt, machte, wie sein Vater, die Befestigung des Reichs zum Ziel seines Strebens, und zwar mit nicht weniger glücklichem Erfolg. Dem Aufblühen des jungen Staates war es besonders förderlich, daß dessen erste drei Könige Weisheit, Tapferkeit und Charakterfestigkeit besaßen. Auch Alphons II., der Dicke, zeichnete, wie seine beiden Vorfahren, sich darin aus. Gegen die Mauren gewann er einen großen Sieg und eroberte von ihnen, mit Hülfe deutscher Kreuzfahrer, unter Anführung des Grafen Wilhelm von Holland, Aliazer do Sol. Sancho der II., der Kuttenträger, besaß zwar den guten Willen, nicht aber die Kraft, den Regierungs-Maximen seiner großen Vorgänger zu folgen. Mit einer Kühnheit und Beharrlichkeit, die in dem damaligen Zeitalter unerhört war, hatten Portugals Könige der herrschsüchtigen Geistlichkeit die Spitze geboten, und selbst dem päpstlichen Banne getrotzt. Da er nun den Kampf mit der Geistlichkeit, die sich der königlichen Oberherrschaft gänzlich zu entziehen strebte, bestehen wollte, so verband diese sich mit dem mißvergnügten Adel zu seiner Absetzung, wozu er unkluger Weise ihr die Gründe dargeboten hatte, und gern genehmigte Papst Innocenz IV. die Entthronung eines Königes, der sich erkühnt hatte, seine Rechte gegen die Eingriffe der Hierarchie geltend zu machen. Alphons, Sancho's Bruder, wurde nun zum Reichs-Regenten gewählt und bestieg, als der abgesetzte König nach drei Jahren starb, den Thron von Portugal. Alphons III., der Wiederhersteller, durch Heirath Graf von Boulogne, hatte anfangs viele Mühe, die seinem Bruder anhängenden Unterthanen zum Gehorsam zu bringen. Als er damit zu Stande war, überzog er die Mauren mit Krieg und eroberte nach und nach Algarbien und einen bedeutenden Theil von Andalusien. Darüber gerieth er aber mit Castilien selbst, dessen Vasallen, den arabischen König von Niebla, er angegriffen hatte, in einen Streit, der ihm nicht nur seine Eroberungen, sondern auch einen Theil seiner ältern Länder jenseit des Guadiana kostete. Doch beides erhielt er zurück, als er sich entschloß, seine Gemahlin Mathilde von Boulogne zu verstoßen, sich mit Beatrix, der natürlichen Tochter Königs Alphons X. von Castilien, zu vermählen und Algarbien von Castilien zu Lehn zu nehmen. Späterhin wurde er von der Lehnspflicht erlassen. Dionysius der Gerechte, der Anbauer, der Vater des Vaterlandes, verdient alle diese Beinamen in vollem

Maße, denn er war einer der weisesten und größten Könige des portugiesischen Reichs, der dasselbe auf eine hohe Stufe der Macht und des Wohlstandes erhob. Alphons IV., der Kühne, verdiente diesen Beinamen durch die ungemeine Tapferkeit, mit der er die Mauren bei Tariffa schlug. Nachdem er eine Fehde mit seinem natürlichen Bruder Sanchez durch Vergleich beigelegt, und einen blutigen Krieg mit seinem Schwiegersohne, König Alphons XI. von Castilien, geendet hatte, verband er sich mit letzterm zur Bekriegung der maurischen Könige von Granada und Marokko. Das vereinigte christliche Heer bestand nur aus 40.000 Mann Fußvolk und 13.000 Reitern, wogegen die Mauren 400.000 Mann zu Fuß und 60.000 zu Pferde zählten. Alphons eroberte mit eigener Hand fünf Fahnen und zertrümmerte der Feinde Macht gänzlich. Tapferkeit kann demnach diesem Könige nicht abgesprochen werden, wohl aber ein moralisch-guter Charakter; ohne den Krieg zu fürchten, strebte Alphons IV. den Frieden zu erhalten, und es glückte ihm damit. Er vermehrte den Wohlstand seines Volks, und als er nach einer zehnjährigen Regierung starb, wurde sein Tod wie ein Nationalverlust von den Portugiesen beweint. Mit Ferdinand dem Zierlichen endet die glänzende Reihe des echten burgundischen Königsstammes auf eine der Größe dieses berühmten Herrschergeschlechts unwürdige Weise; denn unter allen Fürsten, die je auf Portugals Thron gesessen hatten, war er entschieden der unwürdigste, und während seiner elenden Regierung mußte Portugal alle Drangsale fühlen, die ein schwacher, alle Herrschereigenschaften entbehrender, Regent über sein Reich zu bringen vermag. Unvermögend, die eigne Krone mit Würde zu tragen, wollte er noch mit Castiliens Diadem, worauf er allerdings Ansprüche hatte, seinen Scheitel schmücken und fing, ohne seine geringe Streitkräfte in Betracht zu ziehen, einen Krieg mit Heinrich dem Unechten von Castilien an, der seinem Reiche eine lange Verheerung zuzog und ihn selbst um den Thron gebracht haben würde, wenn sein Gegner weniger großmüthig gewesen wäre. Johann I., der Unechte, ein thätiger, weiser und tapferer Regent, verdankte, neben seinen vortrefflichen Eigenschaften vorzüglich dem Einflusse des kühnen und wackern Nunno Alvarez Pereira auf die Großen und das Volk, seine Erhebung auf den Thron und die Befestigung darauf. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als der König Johann von Castilien mit 30.000 Mann in Portugal einfiel und Lissabon zu Wasser und zu Lande belagerte. Diese Stadt, auf eine Belagerung nicht vorbereitet, war nahe daran, sich den Castiliern zu ergeben, da griff der hochherzige Pereira mit 7000 Portugiesen die Feinde bei dem Dorfe Aljubarrota an, schlug sie und vernichtete ihr Heer. Unter diesem Könige, dessen Bauliebe Portugal viele seiner herrlichen alterthümlichen Gebäude verdankt, hatten die Wissenschaften ein ganz vorzügliches Gedeihen. Er führte das römische Recht ein, und die portugiesischen Rechtsgelehrten gelangten bald zu einem großem Rufe. Auch die mathematischen Wissenschaften, und besonders die Astronomie, wurden in Portugal mehr wie in irgend einem andern europäischen Lande kultivirt. Des Königs dritter Sohn, Don Heinrich, mit dem Beinamen der Seefahrer, trieb und beförderte eifrig die Schifffahrtskunde, und rüstete Expeditionen zu Entdeckungen aus, deren Resultat die Auffindung von Porto Santo, Madeira, die Azoren und endlich die Küste von Guinea war. Sein Nachfolger, Eduard, obgleich seines Vaters nicht unwerth, besaß doch nicht dessen Glück. Er sendete seine beiden Brüder Heinrich und Ferdinand, mit einem Heer von 17.000 Mann übers Meer, um die portugiesischen Eroberungen in Afrika zu erweitern und ließ Tanger belagern. Aber der König von Fez brachte ein ungeheures Heer zusammen, belagerte die Belagerer selbst, die er in der Feldschlacht nicht überwinden konnte, und zwang sie durch Hunger, ihren freien Abzug mit dem Versprechen,

Ceuta zurückzugeben, zu erkaufen. Alphons V., der Afrikaner, war noch minderjährig, als sein Vater, König Eduard, an der Pest starb. Der Herzog Peter von Coimbra, des jungen Königs Oheim, wurde dessen Vormund und Reichsverweser, und erwarb sich in beiden Aemtern Ansprüche auf den Dank der Nation. Mit größerem Erfolge wie sein Vater, machte Alphons mehrere Feldzüge in Afrika, eroberte Alcazar, Segver, Arzila und endlich Tanger, und kehrte sieggekrönt in sein Reich zurück. Nicht so glücklich führte er einen langwierigen Krieg mit Castilien wegen der Thronfolge dieses Reichs. Unter diesem Könige wurden die Entdeckungen neuer Länder auf Betrieb des großen Infanten Heinrich fortgesetzt, und auf der Westküste von Afrika Niederlassungen gegründet. Der Handel der Portugiesen hob sich auf eine bewundernswürdige Weise, die Kaufleute dieses Landes wagten die umfassendsten Spekulationen, und bereicherten Portugal durch den glücklichen Erfolg ihrer Geschäfte, und in die Staatskasse flossen aus den neu entdeckten Ländern große Schätze, die zu den Kriegen in Afrika und Castilien verwendet wurden. Nach Alphons V. Tode ergriff dessen Sohn Johann II., einer der größten portugiesischen Könige, mit kräftiger Hand den Zepter und erhob schnell und sicher sein Reich auf eine glänzende Stufe von Macht und Glück. Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung ließ er das Königreich Angola, auf der Küste von Guinea, in Besitz nehmen und daselbst das Fort St. Georg del Mina anlegen. Dann belohnte er den deutschen Martin Behaim aus Nürnberg, den Miterfinder des Astrolabiums, mit königlicher Großmuth, und wandte dadurch seinem Volke diese nützliche Entdeckung und die Kenntnisse des berühmten Mathematikers zu, wodurch Portugal einen unberechenbaren Nutzen gehabt hat, der sich auch schon bald durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung (damals das Vorgebirg der Stürme genannt) durch Bartholomäus Diaz äußerte. Endlich sandte er zu verschiedenen Zeiten mehrere dazu geeignete Personen auf Länder-Entdeckungen aus, von denen Peter Covillan, Cananor, Calecut, Goa, Ormus und Abyssinien, Alphons von Paiva Abyssinien besuchte, Diego Com das Königreich Congo entdeckte, und Palma Teneriffa eroberte. Um die Bevölkerung seines Reichs zu vermehren und seinem Schatze eine große Einnahme zuzuwenden, nahm dieser staatskluge König 83.000 aus Castilien vertriebene Juden auf. Es befanden sich unter ihnen viel kunstfertige und gelehrte Männer, und für jedes jüdische Haupt wurden acht Goldstücke an den Staatsschatz gezahlt. Dieser ruhmwürdige Fürst hatte das Unglück, seinen einzigen hoffnungsvollen Prinzen Alphons durch einen Sturz mit dem Pferde zu verlieren. Der Gram darüber verkürzte sein Leben. Emanuel der Glückliche, sein Nachfolger, ließ gleich nach seiner Thronbesteigung die schon von jenem beschlossene See-Expedition zur Entdeckung eines Weges nach Ostindien abgehen, die unter Vasco de Gama's Leitung den glücklichsten Erfolg hatte. Gleich nach Gamas Zurückkunft wurde eine zweite Flotte unter Peter Alvarez Cabrals Befehl nach Ostindien abgeschickt, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Cabral erfüllte diesen Auftrag bei den Königen von Cochin und Cananor, nachdem er unterwegs Brasilien aufgefunden hatte, wohin er von einem Sturm verschlagen war. Der Heldenmuth, der die Portugiesen von ihrem ersten Erscheinen in der Geschichte an ausgezeichnet hatte, war bei ihnen zu keiner Zeit vermißt worden; aber jetzt eröffnete sich ihm ein neuer unermeßlicher Schauplatz, wo er im glänzendsten Lichte sich zeigen sollte. Gama ging mit zwanzig Schiffen ab, machte den König von Quiloa zinsbar, plünderte und verbrannte die Schiffe des Sultan von Aegypten, züchtigte den König von Calecut, zerstreute eine sarazenische Flotte und kehrte mit großer Beute beladen und mit Ruhm bedeckt heim. Noch vor seiner Rückkehr sendete Emanuel schon wieder eine Flotte unter dem Befehle der Brüder Franz und

Alphons von Albuquerque nach Ostindien. Franz starb bald, Alphons gründete die Festung Cochin und ließ zu ihrem Kommando den Eduard Pachero Pereira zurück, der gegen die Angriffe des mächtigen Königs von Calecut Wunder von Tapferkeit that und den Ruhm der Portugiesen durch ganz Asien erschallen machte. Almeide und sein heldenkühner Sohn Lorenz setzten das angefangene Werk der Niederlassungen in Indien und der Unterwerfung der dortigen Könige fort. In Zeilan entstand eine Niederlassung, die Molucken wurden entdeckt, in Java ward eine Faktorei errichtet, und als der große Alphons Albuquerque noch Goa und Ormus eroberte, und überall Sieger auf dem Festlande von Indien blieb; da war die Herrschaft der Portugiesen in jenem Welttheil auf die Dauer begründet. Der gute Fortgang der ostindischen Niederlassungen bereicherte den Schatz des Königs Emanuel und setzte ihn in den Stand, Angriffe auf die Mauren in Afrika zu unternehmen, wobei ihn sein kriegerisches Volk auf das Bereitwilligste unterstützte. Sechs Jahre lang währte dieser Krieg, der Portugals Kriegsruhm auf den höchsten Gipfel hob und ihm, außer unvergänglichen Lorbeern auch die Städte Sobin, Azamor und Almedin erwarb. Die Regierung des Königs Emanuel kann als Portugals goldne Zeit betrachtet werden; nie war der Kriegsruhm, nie der Wohlstand dieses Reichs größer, nie wurden Künste und Wissenschaften eifriger betrieben, als damals. Emanuel regierte milde, doch gerecht und weise; der einzige Flecken, der seine glänzende Regierung verdunkelte, war die grausame Verfolgung der Juden, zu der er sich durch Castiliens wiederholtes Andringen bewegen ließ. Tief von seinem Volke betrauert, starb dieser ausgezeichnete König in seinem 53. Lebensjahre. Wohl hatten die Portugiesen Ursache, den Tod ihres großen Königes zu beklagen, denn sein Sohn und Nachfolger, Johann III., bewies sich als höchst mittelmäßiger Regent, dessen Mißgriffe von den nachtheiligsten Folgen auf das Wohl seines Reiches waren. In Ostindien blieb das Glück der Portugiesen fortwährend günstig. Der wackere Unterkönig Nugno da Cunho erweiterte die portugiesischen Besitzungen und sicherte durch die Anlegung der berühmten Festung Diu ihre Haltbarkeit, und die unsterblichen Helden Anton Sylveira de Menefes und Juan Maecaregnas thaten Wunder von Tapferkeit, um das Eroberte zu vertheidigen. Mit dem Tode Johanns III. nahm die Glanzepoche des Staats von Portugal ein Ende. Sebastian, Johanns III. Enkel, war drei Jahr alt, als er König wurde. Die Vormundschaft führte erst die verwittwete Königin Catharina, dann der Cardinal und Großinquisitor Heinrich, Sebastians Großvaters Bruder. Das Reich wurde unter diesen Vormündern übel verwaltet, der junge König von den Jesuiten schlecht erzogen; dabei prägten seine Lehrer ihm ein, daß der Kampf gegen die Ungläubigen ihm unerläßliche Pflicht sey. Sebastian war von Natur heftig, daher eilte er dieser Verpflichtung, die so sehr mit seiner Neigung übereinstimmte, zu genügen und machte schon in seinem neunzehnten Jahre, obgleich er zum Kriege keineswegs vollständig gerüstet war, einen Kriegeszug nach Afrika, der aber ohne wichtige Resultate blieb. Als darauf der König Muley Mahomet von Marokko ihn gegen den Usurpator Muley Mulokko zu Hilfe rief, da sammelte er schleunig ein Heer und ging, dem Rathe seiner Großen und Philipps II. von Spanien zuwider, aber von den Jesuiten dazu aufgereizt, zum zweiten Male nach Afrika. Begierig, mit dem Feinde sich zu messen, vernachlässigte der leidenschaftliche Fürst alle Vorsichtsmaßregeln, ging den Mauren entgegen und griff sie, die sechs Mal mehr Mannschaft hatten als er, bei Alkassar quivir an. Die Portugiesen fochten zwar mit unglaublicher Tapferkeit, aber auf dem unbekannten Boden konnten sie in die Länge der großen Uebermacht der Feinde nicht widerstehen; ihr Heer wurde vernichtet und nur wenige Einzelne entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft. Ob Sebastian in

Digitized by Google

der Schlacht geblieben, oder sich durch die Flucht gerettet habe, ist nie mit Gewißheit ausgemittelt worden. Mit dem Verlust der Schlacht bei Alkassar quivir, in welcher die Blüthe des portugiesischen Adels vernichtet wurde, war auch der Glücksstern von Portugal untergegangen. Die Krone fiel nun auf den Kardinal Heinrich, der zur Regierung unfähig war, und ehe er noch Zeit gewonnen hatte, die Erbfolge festzustellen, vom Tode überrascht wurde. Mit ihm starb die burgundische Regentenfamilie gänzlich aus. Unter denen, die sich als Erben der Krone von Portugal meldeten, war Anton, Prior von Crato, der nächste, wenn er seine eheliche Geburt beweisen konnte, da sein Vater der Sohn König Emanuels gewesen war und nach den portugiesischen Gesetzen die Söhne vor den Töchtern erben. War er unehelich geboren, so gehörte die Krone unstreitig der Herzogin Catharina von Braganza, Tochter eines Sohnes von Emanuel. Philipp II. von Spanien war nur der Sohn einer Tochter von Emanuel; doch was ihm an Recht zur Thronfolge abging, das ersetzte er durch Macht. Anton, durch vortreffliche Eigenschaften ausgezeichnet, wurde von dem Volke beinahe einstimmig für den rechtmäßigen König anerkannt. Nur einige von den Großen waren dem Könige Philipp geneigt, der weder Bestechung noch Verheißung spärte, um sie auf seine Seite zu bringen, aber auch unverweilt ein Heer in Portugal einrücken ließ, um seine Ansprüche zu unterstützen. Er griff Portugal zu Land und zu Wasser an, und Anton mußte, nachdem Alba die Schlacht bei Alcantara gewonnen hatte, aus dem Reiche entweichen. Philipp nahm darauf zu Tagar die Huldigung an und Portugal war nun, nachdem auch der Widerstand der Insel Terceira besiegt, der französische Angriff durch den Marschall de Santa Cruz abgeschlagen, endlich Englands Expedition unter Franz Drake zu Gunsten Antons zurückgewiesen war, mit allen seinen Nebenländern ein Theil der spanischen Monarchie. Portugal hatte mit seiner Selbstständigkeit alle Quellen seines bürgerlichen Glückes eingebüßt und der Wohlstand dieses unglücklichen Landes, als Provinz eines Staates, der unter der Regierung unweiser Regenten recht methodisch zu Grund gerichtet wurde, sank immer tiefer, bis er beinahe auf die letzte Spur verschwunden war. Philipp III., in Portugal der II., ging auf dem, von seinem Vater betretenen, Wege fort. Er verbot sogar seinen Völkern allen Handel mit den Niederländern, die nun die ostindische Kompagnie stifteten und nicht allein den Handel mit ostindischen Waaren gänzlich an sich zogen, sondern auch den Portugiesen, deren Herrschaft in Asien längst allgemein verhaßt war, nach und nach beinahe alle ihre Kolonien entrissen. Unter Philipp IV., in Portugal III., dauerten die Verluste der Portugiesen fort. Ormus wurde von den Persern, Brasilien und das Fort St. Georg del Mina von den Holländern erobert, und endlich verdrängten diese sie auch von dem Handel mit Japan und nahmen ihnen Malakka. Sechzig Jahre hindurch erlitt das unglückliche Portugal unter spanischer Herrschaft alles, was Tyrannei, Widersinn und Haß herbeiführen konnten, um einem Volke das Joch fremder Herrschaft auf das Schmerzlichste fühlbar zu machen. Endlich wurde das Maß des Drucks und der Schmach voll, als der portugiesische Adel den Befehl erhielt, bei Verlust seiner Lehnsgüter gegen die empörten Catalonier ins Feld zu ziehen, und es ermannten sich einige edle Männer aus den vornehmsten Familien des Reichs und beschlossen, auf den Haß des Volks gegen die Spanier rechnend, das unerträgliche Joch abzuwerfen. Sie beschlossen, Portugal einen eignen König in der Person des Herzogs Johann von Braganza zu geben. Diesem fehlte freilich aller Muth zu einem so gewagten Unternehmen, doch seine Ansprüche auf die portugiesische Krone waren die rechtmäßigsten, er war der mächtigste Große des Landes, und besaß überdem Lenksamkeit genug, sich den weisen Rathschlägen seiner Freunde und seiner unternehmenden Gemahlin,

einer gebornen Herzogin von Medina Sydonia, zu überlassen. Obgleich der Ausbruch der drei Jahren hindurch vorbereiteten, Verschwörung übereilt werden mußte, so gelang es doch so vollkommen, daß der spanischen Herrschaft für immer ein Ende in Portugal gemacht wurde, und bei dem Aufstande, wodurch die Regierungs-Veränderung bewirkt wurde, nicht mehr als drei Menschen das Leben verloren. 1640 wurde der Herzog von Braganza unter dem Namen Johann IV. zum Könige von Portugal ausgerufen. Portugals Unabhängigkeit unter der Regierung König Johanns IV. wurde sogleich von Frankreich, England, Holland und Schweden anerkannt; nur Oestreich und der Papst betrachteten die Losreißung desselben von Spanien als eine Empörung, die unterdruckt und bestraft werden müsse. Dazu hatte nun Spanien allerdings den guten Willen, nicht aber die Kraft, da es, durch lange Kriege erschöpft und noch darin verwickelt, nur eine schwache Waffenmacht zur Unterwerfung Portugals aufstellen konnte. Nach Johanns IV. Tode wurde Portugals Lage höchst gefährlich, und der Zeitpunkt, in welchem es seine kaum errungene Unabhängigkeit wieder verlieren sollte, schien nicht fern. Der noch unmündige, an Körper und Geist schwache König, Alphons VI., wurde von den Jesuiten gehaßt, die vereint mit seiner Mutter, der Königin Louysa, ihn beim Volke verächtlich zu machen und des Thrones zu berauben strebten. Während durch diese Umtriebe die Häupter der Nation beschäftigt waren, und die Sicherheit des Staats außer Acht gelassen wurde, hatte Spanien den pyrenäischen Frieden mit Frankreich geschlossen, und wandte nun seine ganze Macht zur Wiedereroberung Portugals an. Sein tapfrer Feldherr Don Juan von Oestreich machte bedeutende Eroberungen, und es wäre um Portugals Unabhängigkeit geschehen gewesen, wenn nicht das über die Fortschritte der Spanier wüthende Volk zu Lissabon die Großen des Reichs, durch Stürmung ihrer Paläste, zur thätigen Gegenwehr gezwungen und Frankreich und England nicht dem bedrängten Staate heimlich Beistand geleistet hätten. Denn Juan wurde von dem Marquis von Villaflor, hauptsächlich aber durch die Tapferkeit des Grafen Friedrich von Schomberg, bei Almexial, später der General Caratena bei Villa viciosa geschlagen, und Spanien mußte in dem Frieden zu Madrid Portugals Unabhängigkeit anerkennen. Unterdessen hatte der König sich der Vormundschaft seiner Mutter entzogen und dem weisen und staatsklugen Grafen Castell Melhor die Reichsverwaltung anvertraut, der diesem wichtigen Geschäft mit rühmlicher Umsicht vorstand. Dennoch konnte er die Ränke nicht vereiteln, welche die Gemahlin des Königs, Elisabeth von Savoyen und sein Bruder Peter, in Verbindung mit den Jesuiten, anspannen, um den König zu enthronen. Die Königin trennte sich von ihrem Gemahl unter dem Vorwande seiner ehelichen Unfähigkeit; der Infant Peter vermählte sich mit ihr und wiegelte die Reichsstände auf, daß sie den König für unfähig zur Regierung erklären und ihm die Regentschaft übertragen mußten. Alphons wurde erst zu Terceira, dann zu Cintra in Haft gehalten und starb 1683, worauf der Regent den Königstitel annahm und unter dem Namen Peter II. regierte. Unter Johanns V. langer Regierung versank der Staat in einen beklagenswerthen Zustand von Armuth und Ohnmacht, wovon die Bigotterie dieses Königes, der sich im Anfange seiner Regierung als einen Freund und Beförderer der Wissenschaften zeigte, die Ursache war. Der Staat war bei dem Tode des Königs Johann V. seiner Auflösung nahe. Sobald König Joseph den Thron bestiegen hatte, übertrug er die Staatsverwaltung dem talentvollsten Manne, den er im Umfange seines Reichs besaß, dem Sebastian Joseph Carvalho, Marquis von Pombal. Leider wurde seine wohlthätige Wirksamkeit durch die schreckliche Verwüstung unterbrochen, die ein Erdbeben anrichtete, welches den unermeßlichsten Verlust verursachte. Allein in Lissabon stürzten 30.000 Häuser ein, kamen 30.000 Menschen um,

und wurde ein Reichthum von 570 Millionen Thaler, theils von der Erde verschlungen, theils von der 60 Fuß über ihre gewöhnliche Höhe steigenden Fluth vernichtet. Pombal fuhr mit seinen Reformen fort und brachte dadurch den Wohlstand des Reichs in Aufnahme. Ein von Spanien ungerecht angefangener Krieg, wodurch es Portugal zwingen wollte, sich mit ihm gegen England zu verbinden, hatte die Beschleunigung der Neuregierung der portugiesischen Kriegsmacht, unter der Leitung des talentvollen Grafen von Schaumburg-Lippe, zur Folge. Der Friede zu Fontainebleau machte diesem kurzen Kriege ein Ende. Als Spanien sich darauf weigerte, den Friedensbedingungen zu Folge, Almeida und St. Sagramento auszuliefern, ließ Pombal eine Flotte auslaufen und St. Catharina und St. Sagramento wegnehmen. Er trat vom Schauplatz ab, ehe diese Händel durch den Traktat von Idefonse geschlichtet wurden, gemäß dem Portugal St. Sagramento und die Inseln Arnobon und Ferdinando da Po in Afrika abtrat, dagegen aber St. Catharina behielt. Dem erfolgvollen Bemühen Pombals, Portugal groß und glücklich zu machen, setzte der Tod Josephs plötzlich ein Ziel. Seine Tochter und Nachfolgerin Maria Franziska Isabella überließ sich, so wie ihr Gemahl Peter, der Leitung ränkevoller Exjesuiten, und Pombal wurde entlassen. Als nach dem Tode ihres Gemahls die Königin gemüthskrank wurde, übernahm der Kronprinz Johann die Regierung, doch ließ er sich erst mehrere Jahre darauf zum souveränen Reichs-Regenten ernennen. Er gab sich ganz dem brittischen Einfluß hin, erklärte, von England dazu vermocht, der französischen Republik den Krieg und ließ seine Truppen zu den spanischen stoßen. Auf Frankreichs Veranlassung erklärte Spanien Portugal den Krieg, und letzteres, zu keiner Gegenwehr gerüstet, erbot sich vergeblich, den Engländern seine Häfen zu verschließen. Der Friede zu Badajoz machte dem Vordringen der Spanier, die bereits die Provinz Alemtejo erobert hatten, ein Ende, die Stadt Olivenza, mit ihrem Gebiet, wurde Spanien zu Theil. Der Friede mit Frankreich wurde durch die Abtretung eines Striches von Guiana erkauft, wornach der Karapanatuba der Grenzfluß zwischen dem portugiesischen und französischen Guiana wurde. Diese Abtretung wurde im Traktat von Madrid festgesetzt. Als der Krieg zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, erkaufte sich zwar Portugal durch Preußen und Rußlands Vermittelung die Neutralität mit einer Summe von 16 Millionen Franken, doch hatte es dadurch nur eine kurze Ruhe gewonnen; denn Napoleon verlangte, gemäß dem bekannten Sperr-Mandat (Berlin den 21. November 1806), daß Portugal seine Häfen den Engländern verschließen sollte; da aber diese für den Fall mit Wegnahme aller Kolonien drohten, so weigerte sich der Prinz-Regent, der Anforderung Frankreichs zu entsprechen. Napoleon beschloß nun Portugals Vertheilung, die auch wirklich durch den Traktat von Fontainebleau festgesetzt, und darauf zur Eroberung dieses Reichs geschritten wurde. Außer Stande, sich gegen Frankreich und Spanien zu vertheidigen, schiffte der Prinz-Regent sich mit seinem Hofe und seinen Schätzen nach Brasilien ein, segelte unter brittischer Bedeckung dahin ab und wählte Rio Janeiro zu seiner Residenz. Schon den Tag nach seiner Abreise rückte Junot in Lissabon ein und nahm Portugal für Frankreich in Besitz. Aber bald standen, dem Beispiele Spaniens folgend, die Portugiesen gegen ihre Unterdrücker auf; zu ihrem Beistand landete Wellesley mit brittischen Truppen, es bildete sich zu Oporto eine Junta, die den Aufstand leitete, und in Kurzem wurden die Franzosen von allen Seiten angegriffen. Nach mehreren blutigen Kämpfen kam es bei Vimiera zur entscheidenden Schlacht, in welcher die Franzosen eine gänzliche Niederlage erlitten, und, zu Folge der Kapitulation von Cintra, zwischen Dalrymple und Junot, ganz Portugal räumen mußten. Im folgenden Jahre griff Soult,

nachdem er den Generale Moore geschlagen und zur Einschiffung gezwungen hatte, Portugal abermals an, brachte den Portugiesen eine Niederlage bei, wurde aber dagegen vom General Wellesly, der eine Truppenverstärkung erhalten hatte, zum Rückzuge gezwungen. Unterdessen leitete der General Beresfeld die innern Angelegenheiten von Portugal, welches die Engländer nunmehr wie eine ihnen gehörige Kolonie behandelten. Durch den Fall Napoleons wurde Portugals Besitz dem Hause Braganza aufs Neue gesichert. Der Prinz-Regent zeigte viel guten Willen, seine Völker zu beglücken, und sein talentvoller Meister Graf Arcos unterstützte ihn wacker in dieser Absicht. Die Inquisition in Goa wurde aufgehoben, der Handel frei gegeben, allen Religions-Parteien freien Gottesdienst gestattet und alles Mögliche zur Aufnahme des neuen Königreichs gethan. Als die blödsinnige Königin starb bestieg der Prinz unter dem Namen Johann VI. den Thron. Portugal vortheilte wenig von der guten Regierung des Königes; denn er befand sich noch immer in der Abhängigkeit Englands, verarmte durch die baare Geldsendungen nach Brasilien und wurde in Hinsicht der Justiz gänzlich vernachlässiget. Um den Senat von dem Joche der Engländer zu befreien und die Verfassung zu verbessern, verschwor sich der berühmte Staatsmann und Feldherr Freiherr d'Andrade mit noch 12 andern Personen. Die Verschwörung ward aber vor dem Ausbruche entdeckt, und die Verschwornen wurden mit dem Tode bestraft. Während dem hatten sich zwischen Portugal und Spanien Zwistigkeiten erhoben, da dieses sich weigerte, dem Pariser Frieden gemäß Olivenza zurück zu geben. Um sich dafür zu entschädigen, ließ König Johann durch den General Lecor Monte Video am Platastusse besetzen, und vergebens waren die europäischen Höfe bemüht, diese Uneinigkeit, die jedoch zu keinem offenbaren Kriege gedieh, zu schlichten. Eine Empörung, die in Fernambuc ausbrach, wurde gedämpft. Die Juden erhielten auf die päpstliche Fürsprache in Brasilien und in Portugal Duldung; dagegen wurde die Freimaurerei bei Todesstrafe verboten. Der Druck und die Schmach ihres Vaterlandes in der brittischen Abhängigkeit war endlich den Portugiesen so unerträglich geworden, daß der einstimmige Wunsch, eine Aenderung der Dinge zu bewirken, ins Leben trat. Ein Aufstand, an dessen Spitze der Oberste Sepulveda sich befand, und bei dem Militär- und Civil-Behörden im Einklange handelten, brach in Oporto aus; es wurde die Konstitution des Cortes proklamirt und das Reich für eine konstitutionelle Monarchie erklärt, die bei dem Hause Braganza erblich seyn soll. Sobald diese Revolution organisirt war, brach das konstitutionelle Militär nach Lissabon auf, entsetzte daselbst die englisch-portugiesische Regierungs-Commission und richtete dagegen eine provisorische Regierungs-Junta ein. Die Provinzen gaben unweigerlich ihre Zustimmung zur Veränderung der Verfassung. Die Cortes wurden zusammen berufen; sie beschworen die Konstitution und übersandten sie dann dem Könige zur Annahme und Bestätigung. Die brittischen Truppen wurden außer Thätigkeit gesetzt und nach England eingeschifft, und dadurch erreichte der Einfluß von Großbritannien auf die Angelegenheiten Portugals sein Ende. Der König nahm die Konstitution nach einigem Weigern an und kehrte, nachdem er den Kronprinzen zum Statthalter ernannt hatte, nach Lissabon zurück, wo er die Konstitution der Cortes bestätigte und beschwor. Da die Revolution das Volk in keine Parteiungen zerspaltete, sondern das Volk, jedoch mit Ausnahme der Geistlichkeit, sich beinahe einstimmig dafür entschieden hat, so dürfte sie sich befestigen und dem Reiche die Selbstständigkeit wieder ertheilen, wozu es durch die moralische Kraft seiner Bewohner berufen zu seyn scheint, und dann wird auch die Lossreißung Brasiliens vom Mutterlande, die wohl nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, kein Unglück für Portugal seyn. Ihm folgte sein

Digitized by Google

Sohn Peter mit dem Zunamen der Strenge oder der Gerechte. Als Johann VI. (s. d. Art.) starb, ernannte er seine Tochter, die Infantin Isabella Maria, zur Regentin, bis sein Nachfolger Don Pedro I., Kaiser von Brasilien, sie bestätigt oder eine andere Verfügung getroffen haben würde. Die unsichere Lage des Kaiserreichs Brasilien, an dessen Grenzen überall aus den ehemaligen Provinzen Spaniens in Amerika sich Freistaaten bildeten, die leicht den Gährungsstoff republikanischer Ideen in jenes hinüberpflanzen, und die Brasilianer, wenn der Kaiser nach Portugal den Hauptsitz der Regierung verlegen sollte, zu dem Streben ermuntern könnten, sich gänzlich vom Hause Braganza loszureißen, und es zu verschmähen, daß ihr Vaterland als abhängige Provinz von Portugal aus regiert werden sollte: dies und die wahrscheinliche Voraussetzung, daß es den Stolz und auch die Interessen Portugals, des ehemaligen Mutterlandes, beleidigen würde, sich als ein abhängiges, durch einen Vicekönig regiertes Reich von Brasilien betrachten zu müssen; bewogen den Kaiser Don Pedro am 22. Mai 1826 eine Urkunde zu erlassen, worin er auf die Königreiche Portugal und Algarbien so wie die Besitzungen in Afrika und Asien Verzicht leistet und seine erblichen Rechte auf seine Tochter, Prinzessin von Grand-Para, Donna Maria da Gloria, unter den Bedingungen übertrug, daß die Portugiesen die Constitution, die der Kaiser ihnen geben wollte, beschwören, und sein Bruder, der Infant Don Miguel, sich der jungen Fürstin verloben sollte. Beide Bedingungen wurden erfüllt. Am 13. Juli 1826 wurde die am 23. April desselben Jahres dekretirte Carta de Lei — Constitutions-Charte — zu Lissabon bekannt gemacht, und einige Zeit darauf von den Cortes beschworen. Sie ist nach den Grundsätzen der englischen Verfassung entworfen. Zugleich bestätigte der Kaiser seine Schwester als Regentin bis zur Großjährigkeit der jungen Königin. Vielen mißfiel die neue Ordnung, und selbst im Militär regte sich der Geist der Empörung gegen die constitutionelle Verfassung. Zu schwach, und ohne Einigungspunkt, um sich der eingeführten Regierung öffentlich zu widersetzen, verließen mehrere Regimenter mit Gepäck und Waffen Portugal und flohen nach Spanien; inzwischen suchten die zurückgebliebenen Ultraroyalisten auf geheimen verbrecherischen Wegen den Umsturz der Regierung zu erreichen: in Lissabon bildeten sich mehrere Verschwörungen, die sogar von Beamten und besonders Polizeibeamten ausgingen und von der höhern Geistlichkeit unterstützt wurden; sie wurden aber entdeckt und durch kräftige Maßregeln gedämpft. In Spanien, wo die eifrigsten Anhänger der absoluten Monarchie an der Spitze der Regierung standen, den König beherrschten und die gemäßigt Gesinnten im Rathe des Königs übertäubten, fanden die portugiesischen Ueberläufer eine günstige Aufnahme. Auf das Verlangen des portugiesischen Gesandten, die spanische Regierung solle die Ueberläufer entwaffnen, wie früher Portugal die span. Deserteurs entwaffnet habe, gab das madrider Kabinet bald ausweichende Antworten, bald bestimmte Versicherungen, daß es geschehen werde, den aber keine Folge geleistet wurde. Während Spanien auf diese Weise Portugals gerechten Anforderungen auswich, organisirten sich unter dem Schutze und selbst durch Hülfe der spanischen Lokalbehörden, die Rebellen, vereinigten sich zu Corps, und erhielten im Geheim von den Kommandanten der naheliegenden spanischen Festungen Waffen und Munition. Am 28. Okt. erließ ihr Anführer, der Marquis de Chaves, eine Proklamation, worin er alle Portugiesen zum Schutze der katholischen Religion, zur Aufrechthaltung der Legitimität und zur Anerkennung Don Miguels I. als rechtmäßigen Königs aufrief. Hierauf überschritten die Rebellen unter Anführung des de Chaves, Don Silveyra, de Canelas und Teixeira die portugiesische Grenze, und breiteten sich in der Provinz Tras-os-Montes aus. Zu den Aufrührern hatten sich mehrere spanische Freiwilligen gesellt. Diese Rebellen schlugen einige Truppenabtheilungen der Regierung, nahmen selbst den tapfern Valdez gefangen

und drangen plündernd und sengend gegen Oporto vor. Der Englische und Französische Gesandte suchten das Madrider Kabinet von der Ungerechtigkeit seiner Schritte in Hinsicht Portugals zu überzeugen, und durch eine drohende Sprache von der Unterstützung der Rebellen abzuschrecken. Die herrschende Parthei war gegen Gründe und Drohungen taub und erwiederte sie durch Anstalten und Befehle, daß sich ein bedeutendes Corps Spanischer Truppen nach der Portugiesischen Grenze begeben solle. In dieser gefährlichen Lage nahm die Regentin ihre Zuflucht zu England, und foderte es auf, den bestehenden Traktaten gemäß, Portugal bei einer feindlichen Invasion zu schützen. England entschloß sich schnell zum kräftigen Beistande; von seinen Portugal nahe gelegenen Militärstationen wurden Truppen nach dem Tajo gesandt, und im Mutterlande schiffte sich ein starkes Hülfskorps unter Anführung des tapfern Generals Clinton ein. Hierdurch ermuthigt, griffen die Portugiesen die Aufrührer an, schlugen sie in mehreren Treffen und trieben sie nach der spanischen Grenze zurück. Ein zweiter Einfall des de Chaves, Magessi, Montalegre in die Provinz Tras-os-Montes und die Provinzen am Duero hatte keinen besseren Erfolg; die Rebellen wurden überall zurückgeworfen und gezwungen, auf dem Spanischen Gebiete Schutz zu suchen. Spanien, durch Englands Rüstungen und Frankreichs ernsthafte Sprache erschreckt, ließ die zersprengten Rebellen entwaffnen. Im März 1827 war das Unternehmen der Portugiesischen Ausreißer völlig gescheitert.

Portugal, ein Königreich an der westlichen Küste der pyrenäischen Halbinsel, hat eine Länge von 75 und eine Breite von etwa 25 bis 35 deutsche Meilen, und enthält über 1600 Quadratmeilen; gegen Norden und Osten wird es von Spanien, gegen Süden und Westen vom atlantischen Meere begrenzt. Die Zahl der Einwohner beträgt vier Millionen Seelen. Der alte Name des Landes, den es von den Römern erhielt, war Lusitanien; unter welcher Benennung aber ein bei weitem größerer Theil der Halbinsel verstanden wurde; wie es seinen neuen Namen erhielt, s. Oporto. Die Gebirge sind Serra de Geres im Norden, welches zum Theil die Grenze gegen Spanien bildet; im Innern des Landes die Serra de Estrella und die Cintra; endlich im Süden die Serra de Monchique. Die beträchtlichsten Flüsse sind: der Minho, Duero, Mondego, Tego, Sado oder Sadao und die Guadiana. Auf dem höchsten Rücken der Serra de Estrella findet man drei Seen von mäßigem Umfange. Das Klima von Portugal ist, obwohl im Ganzen heiß und im Sommer zuweilen drückend, doch durch kühlende Seewinde und Gebirge gemäßigt. Der Winter ist mehr eine Regenzeit zu nennen, nur die höchsten Gebirge bewahren den Schnee einige Monate; in den Ebenen, besonders in den südlichen Gegenden, ist das Fallen des Schnees eine beinahe unerhörte Erscheinung. Oefen, ja selbst Kamine sind daher völlig unbekannt, wie denn auch Fenster mit Glasscheiben schon zum Luxus der Wohlhabendern gehören. Obgleich Portugal keinesweges gut angebaut ist, so bringt doch die milde Luft und die Fruchtbarkeit des Bodens, wo er nur irgend bewässert ist, eine große Menge der edelsten Früchte hervor. Außer den in allen Theilen Europa's gewöhnlichen Getreide- und Obstarten findet man hier noch den Mais oder türkischen Weizen und viele edle Weine, wovon bei uns der Wein von Oporto der berühmteste ist; er geht vorzüglich nach England. Ferner viele edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Pisang, Orangen, Feigen, Oliven, Kastanien, Melonen, in einer bei uns unbekannten Vollkommenheit. Zu den bei uns unbekannten, der pyrenäischen Halbinsel eigenthümlicheren Gewächsen gehören: der Korkbaum, die immergrüne Eiche, die amerikanische Aloe (Pita) und die indianische Feige. Zu den Eigenthümlichkeiten Portugals gehört es, daß die, besonders in der Provinz Alemtejo, sehr ausgedehnten dürren Haiden, von einer Menge immergrüner Gewächse und

Sträucher, vielen Haidearten, gelb, roth und violetblühenden Cisten u. s. w. bedeckt sind und besonders im Winter einen herrlichen Anblick gewähren. Wild ist mit Ausnahme von Hasen, Kaninchen und rothen Rebhühnern selten in Portugal; zu den Merkwürdigkeiten aber gehört, daß man in dem Gebirge von Gerres, und nur dort die wilde Ziege antrifft, ein in Europa seltnes Thier; auch Wölfe finden sich häufig in demselben Gebirge. An zahmen Thieren erzieht man in Portugal wenig Pferde, desto mehr Esel und Maulthiere, schönes Rindvieh in den Gebirgen und edle Schaafe, die wie die spanischen im Sommer in den Gebirgen, im Winter in den weiten Haiden gehalten werden. Das Meer liefert unter andern eine Art kleiner Fische, Sardinien, welche eine Hauptnahrung der ärmern Klasse ausmachen. Die Thunfischerei an den südlichen Küsten ist bedeutend. Der Bergbau ist höchst unbedeutend, obwohl bei mehrerer Betriebsamkeit Eisen, Blei und andere Metalle gefunden werden könnten; jetzt wird nur etwas Quecksilber gewonnen. Das Meer liefert viel Seesalz. — Die Portugiesen sind in der Regel von mittlerer oder kleinerer Statur, dabei aber stark und untersetzt. Eine gelbliche Gesichtsfarbe, die bei den niederen, mehr der Luft und Sonne ausgesetzten Ständen, besonders in den südlichen Provinzen, beinahe Olivenfarbe wird, schwarze Augen und Haare zeichnen sie aus. Wie alle Bewohner eines südlichen, fruchtbaren Landes, kennt der Portugiese nicht den angestrengten Fleiß und die Betriebsamkeit nördlicher Völker. Das Leben ist hier so leicht, mit einer geringen Anstrengung kann auch der Aermste sein Leben auf eine nicht unangenehme Art fristen, dabei begünstigt die von Klöstern und Kirchen reichlich geübte Wohlthätigkeit so sehr die Faulheit, daß Armuth und Bettelei hier ungleich häufiger gefunden werden als anderswo. Nur die nördlicheren Provinzen von Portugal machen hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Im Süden lebt der Mensch gern im Freien, die Wohnung ist ihm nur ein Obdach für die Nacht. Betriebsamkeit und innerer Handel stehen in Portugal auf einer noch niedrigern Stufe als in Spanien. Der Portugiese zeichnet sich durch ein freundliches und zuvorkommendes Wesen gegen den Fremden aus, und obwohl er auch seiner Religion sehr zugethan ist, so ist er doch ungleich duldsamer gegen Andersdenkende als der Spanier. Die vorherrschende Neigung zur Ruhe ist Schuld, daß der Fremde selbst in Lissabon über Mangel an öffentlichen Belustigungen klagt; Tanz und Spaziergänge sind hier wenig beliebt; das Theater und die Stiergefechte sind die einzigen Gelegenheiten öffentlicher Zusammenkünfte. Der portug. Volksgesang ist höchst einförmig und meist klagend, wie denn überhaupt die Lust am Gesange, die Schönheit der Stimmen und die Mannigfaltigkeit der Gesänge immer mehr abnehmen, je mehr man von Deutschland nach dem Süden reist. — Portugal besteht aus zwei sehr ungleichen Haupttheilen: das eigentliche Portugal und das Königreich Algarvien, ein südlicher Küstenstrich, welcher von dem übrigen Lande durch die Serra de Monchique getrennt wird und seinen Titel noch aus den Zeiten her hat, wo es ein eignes kleines maurisches Reich bildete, welches am spätesten von den Christen erobert ward. Das eigentliche Portugal wird in fünf Provinzen getheilt, welche von Norden nach Süden so auf einander folgen: 1) Entre Minho e Duero (zwischen dem M. und D.), 2) Tras os Montes (jenseit der Berge), 3) Beira, 4) Estremadura und 5) Alemtejo (spr. Alenteschо, jenseits des T.). Wir beginnen mit der wichtigsten Provinz: 1) Estremadura, welche vom Tejo durchströmt wird, der sich hier in einen tiefen Meerbusen ergießt, an dessen Mündung auf dem rechten Ufer, unter 38° 42, B., die Hauptstadt des Landes Lisboa oder, wie wir gewöhnlich sagen, Lissabon (s. d. A.) liegt. Außerdem bemerken wir nur noch in der Provinz Estremadura die Stadt Setuval oder St. Yves am Ausfluß des Sado, welcher hier einen Meerbusen

bildet. Die Stadt ist unbedeutend, mit kleinen Häusern, engen und schmutzigen Gassen, treibt aber bedeutenden Handel mit Wein und vorzüglich mit Salz. Das Salz wird hier wie an vielen Orten im südlichen Europa durch Verdunstung aus dem Meerwasser gewonnen. Zu diesem Behufe sind an den Ufern des Meerbusens unzählige kleine Kanäle und flache Becken angebracht, welche die Fluth mit Seewasser füllt; durch die Sonnenhitze verdunstet nun das Wasser und das Salz bleibt zurück. 2) Die Provinz Beira; der bedeutendste Ort in dieser vom Mondego durchströmten Provinz ist Coimbra (s. d. bes. A.); die Gegend von Coimbra ist schön und gut angebauet, vorzüglich werden hier die besten Oliven von Portugal gezogen. Sonst bemerken wir noch in dieser Provinz den Ort Viseu, in einer Ebene gelegen; er ist an sich unbedeutend, obgleich sehr kalt, hat aber die berühmteste Messe in ganz Portugal; und die Festung Almeida, an der spanischen Grenze, die aber 1811 beim Abzug der Franzosen durch Sprengen in einen Schutthaufen verwandelt worden ist. 3) Die Provinz Entre Minho e Duero oder gewöhnlich blos Minho genannt, ist zwar die kleinste unter allen, aber, obgleich der Boden nur in den Thälern ergiebig ist, die bevölkerteste und am besten angebauete. Das Volk ist hier bei weiten fleißiger und betriebsamer als in den südlichen Provinzen, und viele wandern jährlich aus, um anderswo durch Arbeit etwas zu verdienen. Die Hauptstadt der Provinz ist Braga. Bei weitem bedeutender aber ist der berühmte Handelsort Porto oder Oporto (s. d. bes. Art.). In dem Portugal nördlich begrenzenden Gebirge, in einem engen Thale, befindet sich ein kleiner Badeort, Caldas de Gerez, welcher zwar häufig genug besucht wird, wo aber für die Bequemlichkeit und Bewirthung der Badegäste auch nicht das Geringste geschehen ist: weder Arzt noch Apotheke befinden sich in dem Orte, und die geringsten Bedürfnisse, selbst die meisten Lebensmittel, müssen stundenweit hergeholt werden. Von den vier heißen Quellen hat die heißeste beinahe 40° Reaumür. 4) Die Provinz Tras os Montes; in dieser gebirgigen Provinz bemerken wir blos die Grenzfestung Miranda de Duero und die Stadt Braganza als den Stammort der königl. Familie. 5) Die Provinz Alemtejo; diese Provinz, eine der größten im Reiche, zählt die wenigsten Einwohner; der größte Theil derselben besteht aus dürren Haiden, die zwar im Winter und Frühjahr durch die mannigfaltigen Cisten, Haidearten und andere blühende Gewächse und Sträucher, womit sie bedeckt sind, dem Auge nicht mißfallen, aber nur Schafe und Ziegen ernähren. Dörfer giebt es daher nur wenige, die meisten Einwohner leben in den Städten. In der Mitte der Provinz auf einem Hügel liegt die Stadt Evora, einer der ältesten im Lande; schon Viriatus und Sertorius, jene alten Lusitanischen Helden, sollen sich hier aufgehalten und letzterer die noch vorhandene Wasserleitung angelegt haben, die indeß vom Könige Johann d. Dritten neu erbaut worden ist. Die Stadt zählt höchstens 12.000 Einwohner, dabei aber eine Menge Klöster und Kirchen. Die ganze Stadt hat ein düsteres und altfränkisches Ansehen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, und hatte ehemals eine Universität, die aber bis auf die theologische Fakultät eingegangen ist. Die Ueberbleibsel eines römischen Tempels, wovon noch die schönen Säulen stehen, dient zum Fleischerscharrn. Elvas, an der Grenze von Spanien, die wichtigste Festung im Lande, zwei deutsche Meilen von der spanischen Grenzfestung Badajoz; sie zählt etwa 12.000 Einwohner. Der unbedeutende Flecken Ourique ist berühmt, weil in seiner Nähe der erste König von Portugal Dom Alfonso in einer entscheidenden Schlacht i. J. 1139 die Mauren überwand und so das portugiesische Reich gründete. Die Provinz oder das Königreich Algarve; diese kleine Provinz wird vom Alemtejo durch die Serra de Monchique getrennt und besteht nur aus einem meist kaum zwei Stunden breiten, angebauten Küstenlande, das

übrige ist unfruchtbar und rauh. Alle Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich: das Hauptprodukt des Landes sind Feigen, welche nebst den Fischen, die häufig an der Küste gefangen werden, die Hauptnahrung der ärmern Klasse ausmachen; besonders fängt man Sardinien und Thunfische. Die Algarvier gelten für die besten Seeleute in Portugal. Die Städte Lagos, Faro und Tavira sind unbedeutend. Das Vorgebirge C. St. Vicente ist berühmt durch die Seeschlacht, welche die Engländer 1797 gegen die Spanier gewonnen. Außer europäische Besitzungen der Portugiesen sind: in Afrika, die azorischen Inseln, die Inselgruppe von Madeira, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Insel St. Thomas, die Provinzen Mosambique und Angola an der Ostküste von Afrika und einige Niederlassungen auf der Küste Guinea, auf der Insel Bissao u. s. w. zusammen mit über 400.000 Einw. In Amerika: Brasilien und portugiesisches Guiana, mit mehr als zwei Mill. Einw. In Asien: die Provinz Goa auf der Westküste der Halbinsel diesseits des Ganges, die Insel Macao an der Küste von China und ein Theil der Insel Timor, zusammen mit etwa 100.000 Einw. Portugal bildet nach dem Dekret vom 16. Dec. 1815 mit Brasilien und Algarve ein Königreich mit dem Titel: vereinigtes Königreich von Portugal, Brasilien und beiden Algarve. Die Regierungsverfassung ist beschränkt monarchisch; die königl. Söhne folgen, der oben erwähnten Constitution zu Lamego zufolge, nach der Erstgeburt, und in Ermangelung derselben die Töchter, mit der Bedingung, daß sie einen edlen Portugiesen heirathen; sind keine Kinder vorhanden, so folgen die Brüder, aber nicht ihre Söhne, außer wenn sie erwählt werden. Durch die Verordnung von 1790 ist die Erbfolge der Familie des Infantado oder des jüngern Zweigs des königl. Hauses festgesetzt. Ein Ausschuß der Reichsstände (deren Versammlungen, Cortes, (vergleiche den besondern Artikel) aus der hohen Geistlichkeit, dem hohen Adel und den Prokuratoren der Cidades und Villas bestehen, aber bei Bestimmungen über die Reichsfolge ihre Einwilligung geben) führt bei der Minorennität des Regenten die Leitung der Geschäfte, wenn der Vater keine andre Einrichtung getroffen hat; majorenn wird er mit dem 14. Jahre. Der Titel des Monarchen ist: König von Portugal und Algarve diesseit und jenseit des Meeres in Afrika, König von Brasilien, Herr von Guinea, der Eroberung, Schifffahrt und Handlung in Aethiopien, Arabien, Persien und Indien. Seit 1744 nennt sich der König: Rex fidelissimus, der allergetreueste König, welchen Titel der König Johann d. Fünfte vom Papste Benedikt d. Vierzehnten erhielt. Er unterschreibt seine Verordnungen mit den Worten: El Rey. Das Wappen ist ein silberner Schild, der mit fünf blauen Schildchen kreuzweise belegt ist; auf jedem derselben sind fünf silberne Pfennige in Gestalt eines Andreaskreuzes gestellt. Der rothe Rand des Schildes enthält das Wappen von Algarve, sieben goldne Kastelle mit blauen Thüren. Auf dem gekrönten königl. Helme erscheint ein wachsender goldner Drache. Um den Schild hängt die Kette des Christordens, und hinter demselben sehen die Spitzen des Avisordens hervor. Den Schild halten zwei Drachen, deren jeder eine Fahne hält; die zur Rechten ist silbern, und enthält die fünf blauen Schildchen von Portugal, die zur Linken roth mit den sieben goldnen Kastellen von Algarve. Der älteste Sohn des Königs führt nach der Verordnung vom 9. Januar 1817 den Titel: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarve, und Herzog von Braganza. Alle übrigen königl. Prinzen sind Infanten von Portugal; nur heißt der älteste Sohn oder die älteste Tochter des Kronprinzen: Prinz oder Prinzessin von Beira. Portugal hat sieben Ritterorden, wovon drei (Christis, Jakobs- und Avisorden) ursprünglich geistlich, seit 1780 weltlich geworden sind; mit diesen sind auch Einkünfte verbunden. 1) Der Christorden

(s. d. Art.); 2) der Civilverdienstorden des heil. Jakob oder vom Schwert, s. Jakobsritter; 3) der Militärverdienstorden von Avis; 4) der Orden der heil. Isabelle, 1804 für 26 Damen von hohem Adel gestiftet; 5) der neuerlich wieder hergestellte Thurm- und Schwertorden; 6) der vom vorigen König gestiftete Orden der Treue; 7) der bei Gelegenheit der Huldigung am 6. Febr. 1818 zu Rio Janeiro gestiftete Militärorden der heil. Jungfrau von Villa Vizosa, der Wiege des Hauses Braganza, auch der Orden Unsrer lieben Frauen vom Empfängniß genannt. Die höchste Leitung der innern und äußern Angelegenheiten führt der Staatsrath (aus den fünf Ministern, der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegswesens, der innern Angelegenheiten, der Finanzen, der Marine und der Kolonien, dem Patriarchen ꝛc. bestehend), unter dem Vorsitz des Monarchen, der auch im Kriegsrath präsidirt. Ueberdies existirt noch ein Kollegium des Handels, der Seefahrt, des Landbaues und der Fabriken. Die königl. Schatzkammer besorgt alle öffentlichen Einkünfte dies- und jenseit des Meers, die Einnahme der Ritterorden, die Regulirung der Auflagen und das Rechnungswesen. Für die Erbgüter und Domänen, die Einkünfte aus der Kreuzbulle (s. d. Art.) und den Regalien bestehen einige Departemente. Während der Abwesenheit des Königs verwaltet im Namen desselben die Geschäfte ein Regentschaftsrath, an dessen Spitze der Patriarch steht. Als höchstes Justizkollegium in wichtigen Fällen und als Rathgeber des Königs bei Besetzung aller ansehnlichen Stellen dient der Rath des Pallastes. Für die Besorgung der Justiz sind in Portugal zwei Oberappellations-Gerichte zu Lissabon und Porto; die niedern Gerichte werden durch Corregedores der Comarcas in zweiter Instanz verwaltet, an welche von den Juizes de Fora appellirt wird. Die Zahl der Gerichtspersonen und Advokaten ist sehr groß, und der Gerichtsgang langsam und kostspielig. Die Hauptquelle des Rechts sind die königl. Verordnungen, die König Alfons d. Fünfte sammeln und König Emanuel zuerst vermehrt drucken ließ. Wenn diese nicht zureichen, gilt das römische, und in kirchlichen Angelegenheiten das kanonische Recht. Die Justizbehörden in der ersten und zweiten Instanz haben zugleich die innere und Polizeiverwaltung unter sich. Die Staatseinkünfte fließen aus den ausgebreiteten Krondomainen, die zugleich die Stammgüter des Hauses Braganza und die Besitzungen der ersten drei Ritterorden größtentheils umfassen, aus den sehr einträglichen Zöllen, der nicht schwer angelegten Grundsteuer der Bürger und Landleute, dem zehnten Theile des Betrags aller verkauften Güter, dem Ertrag der Kreuzbulle, der Auflage auf einige unentbehrliche Lebensbedürfnisse, Accise, Zehnten der Geistlichkeit, Stempel, Münze, Lotterie ꝛc. Zus. 12 Mill. Crusaden oder 15 M. Gulden. Die Kolonieeinkünfte an Grundsteuer, Zehnten von allen Feldern, Zöllen und Hafengeldern, Salzpacht, bewilligten Erlaubniß zum Fischfang ꝛc. wurden vor der Trennung Brasiliens und Portugals an neun Mill. Gulden geschätzt, und zur Besoldung der Staatsbeamten und der Geistlichkeit verwandt. Die Krone bezog aber auch den fünften Theil von allem aufgefundenen und ausgeführten Golde, erhob in Europa die Zölle und Abgaben von den aus Brasilien eingeführten Handelsartikeln, und besaß den Alleinhandel mit brasilischem Tabak und Diamanten, und das Münzregal; dies ward zu 27 Mill. und also das Total der Kroneinkünfte zu 39 Mill. Gulden geschätzt. Die sämmtlichen Schulden berechnet man auf 120 Mill. Gulden. Englands Forderungen an den portug. Hof für Lieferungen an die portug. Armee betrugen im Januar 1815 fünf Mill. Pfd. Sterl. Die Landmacht zählt etwa 25.000 Mann (mit geringem Sold), wozu die bewaffnete Volkswehr (Ordenanzas) abgerechnet, noch drei Regimenter Landmiliz (Auxiliarios), zusammen 33.600 Mann kommen. In Brasilien sind nur drei europäische Regimenter. Seit 1816 steht die portug. Landmacht

unter einem engl. Commandeur, außerdem auch andre engl. Generale und Obersten fast allein das Ganze leiten. Die Seemacht bestand zuletzt aus neun Linienschiffen und 14 Fregatten mit 12.000 schlecht besoldeten Matrosen; die brauchbarsten Schiffe sind nach Brasilien gegangen.

Portugiesische Sprache, Literatur und Theater. Die portugies., gallicische u. castillische Sprache gingen von einer gemeinschaftl. Sprachenmasse, der Stammmutter dieser 3 Dialekte, aus, und sonderten sich blos im Gang der Jahrh. durch Eigenthümlichkeiten von einander ab, welche jede der verschiedenen Provinzen, in denen diese Muttersprache geredet wurde, nach und nach annahm. Vom 12. bis 15. Jahrh. bildete sich der portug. Dialekt allmählig zum Gebrauch einer Literatur, die das eigenthümliche Gepräge des portugies. Geistes darstellen konnte, aus: vor der sonoren castilischen Sprache, seiner Schwester, die auch bereits eine blühende Schrift- und Büchersprache geworden war, hatte er den Charakter einer harmonischen Weichheit voraus, die ihn von jener für alle Welt kenntlich unterschied. Wie die meisten neuern europäischen Sprachen, so erhielt auch die portugiesische ihre Bildung durch rohe Poesien der obern Stände am Hof und auf den adeligen Schlössern; selbst mehrere portugiesische Könige, oben vom König Dionys an bis auf den Infanten Dom Manoel im Anfang des 16. Jahrh. herab, mischten sich gern, so lang keine höhere Kunst zur Poesie erfordert wurde, in die Reihen der Dichter. Mit dem Infanten, Dom Manoel, der mit Saa de Miranda in einer Art poetischer Correspondenz stand, scheint sich die Reihe der Dichter aus dem königlichen Hause geschlossen zu haben: zu seiner Zeit trat die portugiesische Poesie in die Periode ihrer höhern Bildung, die eigene Studien erforderte. Im Zeitalter der portugiesischen Helden, eines Albuquerque, Almeida und ihrer Nachfolger fieng die portugiesische Poesie an sich zu höherer Bildung zu erheben. Auf ihrem Zeitgenossen Ribeyro (um 1500) liegt noch der Rost des alten Nationalstyls. Ihre höhere Bildung selbst fieng mit Saa de Miranda an, und dauerte ein volles Jahrhundert (von 1500—1600) ununterbrochen fort. Ein poetisches Triumvirat, Saa de Miranda, Antonio Ferreira und Louis Camoens, brach in der Hälfte des 16. Jahrh. die Bahn durch die Veredlung des rohen portugiesischen Nationalstyls aus den italienischen und römischen Classikern. Schon die rohen Dichter der frühern Jahrhunderte hatten Petrarca gelesen, bewundert, übersetzt und nachzuahmen, und das lusitanische Ohr mit portugiesischen Worten in den schönen italienischen Silbenmaaßen zu ergötzen gesucht. Doch gelang es erst dem Saa de Miranda durch eine Reise nach Italien mit ihnen so vertraut zu werden, und die italienische und altportugiesische Poesie so glücklich zu vereinigen, daß der Nationalgeschmack an seinen Neuerungen nicht nur keinen Anstoß fand, sondern sie mit Wohlgefallen, als der Nachahmung würdig, aufnahm. Antonio Ferreira schloß sich in der Nachahmung der klassischen Alten und Italiener an ihn an, und half den neuen Styl befestigen; aber nicht mit dem siegenden Genie seines geistreichen Vorgängers. Desto erwünschter war es, daß Camoens um dieselbe Zeit mit seinen eminenten Talenten eintrat, die zwar nichts Vortreffliches verschmähten, aber auch nichts eigentlich nachahmten, sondern dasselbe nur in sich aufnahmen und in ihr Eigenthum verwandelten, und daraus nicht blos für seine ohnehin originale Luisiade, sondern auch für seine übrige poetische Werke einen eigenen veredelten Nationalgeschmack erschufen. Neben den Liebhabern der Poesie, die nach höherer Bildung strebten, fuhr das Volk fort der alten Romanzenpoesie anzuhängen; daher es seit dem Anfang des 16. Jahrh. zwei poetische Partheien in Portugal gab: die eine vom Nationalgeschmack des großen Publikums, die unkorrekter aber geistreicher, regelloser aber poetischer, ungleicher aber kühner erfand und sprach; sie ging den Weg des großen Camoens, aber nicht mit dem Glück des poetischen Aben-

theuers, wie de Vasconelles, de Castro, Lope de Soropita und andere: die Gelehrten hingegen, und die elegante Welt, die aber gelehrt heißen wollte, folgten der korrektern Poesie des Saa de Mirada, und Antonio Ferreira; ihr Bestreben nach antiker Korrektheit lähmte ihren Geistesschwung und drückte ihre Phantasie nieder; sie waren nicht so geistreich, poetisch, schöpferisch und energisch als sie hätten sein sollen, und sie wahrscheinlich ohne jenes Bestreben gewesen seyn würden; es ging ihnen so gar zuweilen so stark die Poesie der Sprache ab, daß sie halbe Prosaisten wurden, wie Andrade Caminha, Bernardes, Cortereal u. A. Durch das ganze gute 16. Jahrh. herrschte keine Anstrengung, kein Rivalisiren der Dichter um Neuerung: wohin es in Sachen des Geschmacks einige edle Köpfe gebracht hatten, dabei blieb man pflegmatisch stehen. Keiner versuchte, dem großen Camoens den epischen Kranz aus der Hand zu winden; keiner strengte sich für die dramatische Poesie, so sehr man ihr Bedürfniß hätte fühlen sollen, da sie gänzlich fehlte, an: alles war Anfangs romantischer Liebesgesang, wie er von Saa de Miranda veredelt worden war; und seidem (1580) Rodriguez Lobo Muster der Schäferpoesie aufgestellt hatte, deren Süßigkeit das Volk bezauberte, so wollte man hundert Jahre lang nichts als Schäferpoesie hören, und drang den Schäferstyl auch andern Dichtarten, so wenig er auch für sie paßte, auf. Die bessere Poesie starb zwar seit ihrem Ursprung im 16. Jahrh. nie wieder in Portugal ganz aus; aber sie ward auch (wenn man die komische Poesie der Satyre, welche Fereire de Andrada (1640) mit Glück versuchte, ausnimmt) weder durch Versuchte in neuen Dichtarten erweitert, noch in den vorhandenen zu höherer Veredelung gebracht: die Dichter von keuschem Geschmack hatten alle ihre Kräfte aufzubieten, um nur zu verhindern, daß nicht ein im Anfang des 17. Jahrh. entstandener Aftergeschmack in der Poesie zur allgemeinen Herrschaft kommen möge, von 1600 — 1700. Die Schuld davon muß zum Theil die spanische Herrschaft über Portugal (von 1580 — 1640) tragen. Die ganze Poesie war seitdem auf blose Privatverhältnisse eingeschränkt, zu welchen die lyrische vollkommen hinreicht; die Portugiesen sangen daher auch von nichts als romantischer Liebe in lyrischen Formen, abwechselnd auch in dem beliebten Schäferstyl. Es fing das Jahrhundert der Sonettenpoesie der Portugiesen an; Sonette galten für die wichtigste Empfehlung des Mannes von Welt in eleganten Cirkeln, und seine Ergiebigkeit an ihnen war der Maaßstab seiner Bildung und Talente. Um neu zu seyn, verstiegen sie sich ins Schwülstige; sie geriethen auf falsche Metaphern, ungeheuere Zusammensetzungen, widersinnige und phantastische Bilder, ganz nach der Weise der Mariniſten in Italien und der Gongoristen in Spanien. In dieser affektirten und phantastischen Manier gab Faria y Sousa (vor 1649) den Ton an. Denn das Genie war durch den, zwei Generationen über fortgesetzten, geistlichen und weltlichen Druck der Spanier gelähmt, und als dieser aufhörte, hielt die dabei entstandene Erschöpfung der Nationalkräfte die Nation noch lange in tiefer Niedrigkeit: ehe sich diese erhoben, konnte in der portugiesischen Nation kein eigenes Kraftgefühl entstehen, und mit diesem erst konnte sich auch ihr Geist zu richtigen Empfindungen und Urtheilen aufrichten. Nach der wiedererlangten Selbstständigkeit durch den Herzog von Braganza erhohlte sich, obgleich langsam, die portugiesische Nation nach und nach von ihrer Erschöpfung und Erschlaffung. Um dieselbe Zeit wurde sie mit der französischen Literatur bekannt, besonders durch die nähere Verbindung mit Frankreich während des spanischen Successionskriegs; und die Akademie der Wissenschaften zu Lissabon verhalf dem französischen Geschmack zum Einfluß auf den Portugiesischen, wobei der Graf von Ericeyra die Mittelsperson war. Die poetische Sprache wurde nach und nach wieder von wilden Auswüchsen reiner; die Dichter wurden wieder etwas gewöhnlicher, welche mit Verschmähung

alles Marinischen Schwulstes den alten portugiesischen Styl der Poesie erneuerten, (wie Barros Perreira 1720, Antonio de Lima 1740 u. A.); das Selbstgefühl erwachte und fing an neue Wege zu suchen. Zuerst verirrte es sich noch einmal. Einige halb Genies wollten den großen, noch immer leeren Raum der dramatischen Poesie zu neuen Schöpfungen nützen, und erfanden etwas ganz Geschmackwidriges, musikalische Zwitterkomödien, ein groteskes Gemische von den gemeinsten Possen und abentheuerlichen Begebenheiten, das nur den Pöbel befriedigen konnte. Ganz neue Wege zu betreten war für den portugiesischen Geist noch zu schwer; zur völligen Selbstständigkeit in Sachen des Geschmacks war er noch nicht gebildet genug. Eher ließ sich wieder auf den alten Wegen, besonders der lyrischen Poesie zu neuer Vortrefflichkeit gelangen, weil man sich da an alte Muster anlehnen konnte. Den ersten Versuch der Art machte der Brasilier, Manoel da Costa, durch das Studium der italienischen Classiker; und es gelang ihm, den Geist, welchen er aus ihnen aufgefaßt hatte, zwar nicht ganz ohne Spuren seiner ersten Bildung nach den schwülstigen Marinisten, aber doch größtentheils rein in Sonetten und Canzonen auszudrückrn. Correa Gargao vereinigte horazische Eleganz und heitere Lebensphilosophie mit portugiesischem Geist, und der Prälat Paulino hatte alle horazische und petrarchische Vollkommenheiten in seinen Geist aufgenommen. Seitdem suchte man auch das Bessere andrer Nationen nach Portugal zu verpflanzen; man übersetzte aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen, Englischen und Deutschen. Erzählende und namentlich historische Romanzen scheinen nie eine Lieblingspoesie der portugiesischen Dichter gewesen zu seyn, ob sie gleich von ihnen nicht unversucht blieb. Nächst der Sonettenpoesie war schmachtender Hirtengesang den portugiesischen Dichtern die liebste Dichtart, woran das Eigenthümliche der portugiesischen Sprache, ihre Naivetät und Innigkeit im Ausdruck zärtlicher Gefühle, großen Antheil gehabt haben mag. Schon der portugiesische Ennius, Bernardim Ribeyro (1500) sang Eklogen aus der Tiefe seines Herzens, zwar geschwätzig und noch arm an Gedanken, und in Sprache und Darstellung noch weit entfernt von classischer Correktheit; aber bei aller altfränkischen Monotonie mit Wahrheit und poetischem Sinn. Den ächten Ton der idealischen Schäferwelt traf in portugiesische Sprache erst Saa de Miranda (vor 1556). Seine schönsten Eklogen sang er zwar spanisch; aber im Portugiesischen sind sie ihm nicht minder glücklich gelungen. Ein halbes Jahrh. blieb Saa de Miranda in dieser Dichtart einzig, da seine Nachfolger in ihr (ob gleich sonst berühmten Dichternamen) den rechten Ton der Schäferwelt verfehlten. So vortrefflich die Diktion in Antonio Ferreira's Eklogen ist, so ist sie doch nicht die der idealischen Schäferwelt und der bukolische Styl; noch weniger findet er sich in den kalten Eklogen seines Nachahmers, des fast prosaischen Caminha (vor 1589), und der große Camoens (vor 1579) schrieb ihn wieder zu gefeilt und künstlich. Erst die Phantasie des Rodriguez Lobo lebte wieder (1580) in der wahren romantisch-arcadischen Welt und floß von reinen Naturgefühlen über, die in den Gedichten seiner Schäferromane in einer Sprache voll Wahrheit, Innigkeit, Feinheit und Leichtigkeit ausgedrückt sind, und in seinen Eklogen didaktisch in einen moralischen Gesichtspunkt zusammengehen. Antonio Ferreira (vor 1569), der in der Nachahmung der Alten seinen Ruhm setzte, versuchte auch in portugiesischer Sprache die ersten Epigrammen im Sinn der Alten. Er verfehlte aber ihren Geist. Die erste Probe von kultivirtem Witz in portugiesischen Versen gab der Geistliche Freire de Andrada (vor 1640). In einer andern, in der horazischen Manier, spottete Gargao (1778) mit ähnlichem Glück. Seine Versuche gränzen an die horazische Heiterkeit und Leichtigkeit, und gehören zu den schätzbarsten poetischen Satyren in der neuern Literatur. In leichten redondilischen Stan-

zen von fünf Zeilen, faßte (vor 1556) Saa de Miranda die ersten poetischen Episteln (Cartas) in portugiesischer Sprache ab. Ihr Inhalt ist gesunde Lebensphilosophie, ihr Styl romantisch-didactisch. Sicherer ist es, daß Ferreira (vor 1569) sich Horaz zum Muster nahm: und wer möchte leugnen, daß ihm vorzügliche Episteln gelungen wären? Ihre Manier ist correkt, ihr Ernst männlich, ihre philosophische Fassung ohne Pedantismus, ob gleich etwas zur religiösen Strenge hingeneigt: nur horazische Feinheit und Heiterkeit ist nicht in sie gelegt. Wie Ferreira, so ist auch sein Nachahmer Caminha (vor 1589) anspruchlos, männlich, und ohne Pedanterei im Lehren; aber ärmer an Gedanken und wahrer Poesie. Vorzüglich sind dagegen einige poetische Episteln, die Camoens unter dem Titel Stanzen in italienischen Octaven gegeben hat; doch hat erst Gargao seinen Episteln, einer Nachahmung der horazischen Manier, Geist, Leichtigkeit und Heiterkeit des römischen Musters glücklich eingehaucht. In dem classischen 16. Jahrh. hat die portugiesische Literatur einige vorzügliche Elegiker besessen. Eine Elegie findet sich schon unter den Werken des Saa de Miranda. Mit mehrerem Rechte wird Antonio Ferreira (vor 1469) für den ersten portugiesischen Elegiker angesehen. Er hatte die Idee der wollüstigen, heitern Elegie gefaßt, die nach ihm auf lange Zeit wieder aus der neuen Poesie ausgefallen ist, und darin einige classische Meisterstücke geliefert. Noch weniger reißen ihre Nachahmungen, Caminha's Elegien, zum Mitgefühl fort. Alle diese Elegiker vermischten die Elegie mit der Epistel; und mit ihnen noch Camoens, der sie in Ferreira's Geschmack (vor 1579) dichtete. Erst Bernardes (vor 1596) gieng von dieser Manier ab, und hauchte außerdem seinen Elegien denselben weichen und kindlichen Ton ein, den seine geistlichen Lieder haben. Die lyrische Poesie nahm ihre Veredelung zuerst aus den italienischen Classikern, und darauf nach der Erwachung der alten Literatur auch aus Horaz: jene führte zu Sonetten und Canzonen, diese zu eigentlichen Oden. Nachbildungen der lyrischen Poesie des Horazes hat Ferreira erst im 16. Jahrh. angefangen: aber weder er noch seine Nachfolger haben es weiter als bis zur Poesie der Sprache gebracht, und lyrische Poesie ganz im horazischen Geiste fällt höchstens erst in die allerneueste Zeiten. Bis zum 17. Jahrh. herrschte reiner Geschmack. Ganz in der alten Nationalmanier sang noch Marcias, der Verliebte, (zwischen 1425—1450) in Liedern seine schwärmerische Liebe; in ihr ergoß sich auch das Herz des Bernhardim Ribeyro (1500). Fast auf demselben Verhältniß stehen die Poesien des Saa de Miranda zu den italienischen. Durch Antonio Ferreira (vor 1569) wurden endlich die italienischen und antiken lyrischen Formen völlig in die portugiesische Poesie übergetragen. In der eigentlichen Ode war Horaz sein Vorbild: und wenn er gleich weder den Geist, noch den lyrischen Flug der Phantasie, noch die Kürze der Exposition seines Musters erreicht, so hat er doch edle Gedanken mit poetischer Kraft, Präcision und malerischer Fülle ausgedrückt. Nach Ferreira traten noch einige Meister in der portugiesischen Sonettenpoesie auf. Dem großen Camoens (1579) entquollen Sonette in fast unglaublicher Menge (301 sind allein noch übrig) sein ganzes Leben hindurch in wahrer petrarchischer Zartheit und Grazie und in classischer Correktheit, und darneben noch einzelne Canzonen der höchsten Eleganz in der weichen Harmonie italienischer Sylbenmaaße. Der Dichter von Lima, Bernardes (vor 1596) hauchte seinen Sonetten einen kindlich-weichen Geist ein, denselben, der aus seinen geistlichen Gedichten (den vorzüglichsten in ihrer Art) spricht. Zum großen Verderben für den guten Geschmack kam im Anfang des 17. Jahrh. ein Dichter Faria y Sousa mit Sonetten zu Ansehen, die in der Manier der Marinisten und Gongoristen, in ungeheuern Metaphern, widersinnigen Einfällen, und seelenlosen Witzeleien exentrisch radotirten. Zwar lebte der Geist der ächten Sonettenpoesie, Correktheit und reiner G-

schmack in einzelnen Dichtern fort, wie in Bacellar (vor 1663), dem besonders mehrere vortreffliche Variationen (Voltas) von einigen Sonetten Camoens gelangen, oder Francisco de Vasconcellos von der Insel Madeira, oder der in Brasilien erzogene Theatinermönch Nunes de Sylvia (1671). Aber sie waren Ausnahmen, und traten zu einzeln auf, als daß sie dem Strom der Zeit, der zu poetischer Excentricität hintrieb, mit Erfolg hätten widerstehen können. So dauerte die phantastische Reimerei der portugiesischen Marinisten bis tief in das 18. Jahrh. fort. Zu derselben Zeit (1756) nahm Manoel de Costa aus Brasilien, während er den Studien wegen zu Coimbra lebte, seine letzte poetische Bildung ganz aus Metastasio und den italienischen Dichtern des guten Jahrhunderts, und legte dadurch den größten Theil des falschen Schmuckes der portugiesischen Modepoesie ab, den er aus der Schule, die ihm seine erste poetische Bildung gegeben, mitgenommen hatte. An ihn schloß sich Gargao (1778), ein genievoller Nachahmer des Horazs und Schüler der Italiener. Zu noch höherer Vortrefflichkeit erhob sich der Prälat Paulino (1786), der das Triumvirat der lyrischen Reformatoren voll machte. Wie die spanische Poesie von der portugiesischen in der bukolischen Dichtart übertroffen worden, so auch in der epischen. Die spanische hat nie einen Camoens besessen. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco de Gama, die ihm zum gemeinschaftlichen Haltungspunkt diente, gab ihm zugleich eine Art poetischer Einheit, durch die es zwar noch keine eigentliche Epopöe, keine Ilias und Aeneis, aber doch mehr als eine blose Gallerie von Gemälden, mehr als die Metamorphosen Ovids geworden ist. Seiner Idee zufolge, daß ein episches Gedicht durch mythologische Gelehrsamkeit glänzen müsse, borgte Camoens die epische Maschinerie seiner Luisiade aus der griechischen Mythologie; und weil die Verbreitung des Christenthums durch die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen in ihr gepriesen werden sollte, so theilte er darin auch den guten und bösen Dämonen der christlichen Glaubenswelt ohne Bedenken eine Rolle zu. Ihr Hauptverdienst kann demnach nicht in der Composition (die höchst unregelmäßig ist), sondern in die Ausführung, oder der Behandlung einzelner Theile liegen: wie sie nicht arm an Schönheiten ist, so ist sie auch reich an Fehlern. Und dennoch stand nach Camoens kein portugiesischer Epiker auf, der sich ihm nur von weitem genähert hätte. So erzählte Cortereal (1580) in einer historischen Epopöe die Belagerung der portugiesischen Festung Diu und ihre tapfere Vertheidigung durch den Statthalter Mascarenhas, und in einer andern den Schiffbruch eines Manoel de Sousa und seiner Gattin auf ihrer Rückreise aus Ostindien und ihr Herumirren unter afrikanischen Wilden; zwei erzählende Werke, die zur Zeit ihrer Erscheinung sehr geschätzt und gelesen wurden, aber wenig poetisches Interesse haben. In seinem Großfeldherrn von Portugal versificirte der große Bukoliker, Rodriguez Lobo (1580) ein chronologisch-gestelltes Leben des berühmten Nuno Avarez Pereira in artigen Octaven und einer korrekten und eleganten Sprache. Die Henriciade des für die Literatur thätigen Grafen von Ericeyra (1738) übertraf zwar den Großfeldherrn. Der Stoff war gut gewählt, an epischer Einheit fehlte es nicht; aber weder in der Erfindung noch in der Ausführung hat diese so genannte Epopöe etwas von epischer Kraft. In Portugal bekam die Prosa ihre erste Bildung durch den Gebrauch der dasigen Landessprache zu Chroniken, der im 14. Jahrh. seinen Anfang nahm, und im 15. fortgesetzt wurde. Am Ende des 16. stand darauf der erste klassische Prosaist in Rodriguez Lobo auf, der im romantischen und eigentlichen prosaischen Styl einen schönen Anfang machte. Im 17. dauerten ihre Hindernisse des guten prosaischen Vortrags nicht nur fort, sondern vermehrten sich sogar; der Geisteszwang war drückender, die politische Größe der Nation nahm ab, und mit ihr der Geistesschwung, der bei denkenden Köpfe von ihrem Gefühl nie

getrennt ist. Am Ende des 17. Jahrh. drangen durch den französischen Geschmack so viele fremde Wörter, Redensarten und Wendungen in die portugiesische Sprache ein, daß ihr alle fest bestimmte Form fehlte, wodurch auf lange Zeit hinaus alle edlere Beredsamkeit sogar unmöglich wurde. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurden zwar durch einige geistreiche Männer und die Wirkung der Akademien ein besserer Geschmack und solche Studien erneuert, welche (wie besonders die Geschichte) Materialien zu einem beredten und rhetorisch schönen Vortrag anbieten: es wurden auch einzelne Werke des gelehrten Fleißes geschrieben, deren Verfasser sich eines guten und eleganten Ausdrucks befliſſen; aber ihr Verstand war für den Sinn einer ächten ästhetischen Prosa noch nicht ausgebildet genug. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trugen einige Portugiesen aus der franzöſ. Prosa eine musterhafte Klarheit, Präciſion und Leichtigkeit in die portugiesische über; und fingen an, natürlich und leicht, wie es ihr Jahrh. wollte, wiſſenschaftliche und literarische Gegenstände vorzutragen. Da ihnen aber die Sachen noch zu viele Mühe machten, so blieben bisher solche Prosaiſten aus, die mit dem Werth der Sache auch den Werth ästhetischer Einkleidung verbunden hätten. Der Schöpfer des portugiesischen Schäferstyls, und erste Veredler der romantischen Prosa, Rodriguez Lobo (1600) legte auch zur eigentlichen Prosa einen schönen Grund in seinen Gesprächen über die Bildung eines Weltmanns, die er „den Hof auf dem Lande oder die Winternächte" betitelt hat. Eine Nation, die noch keine ausgebildete Prosa hat, kann noch keine Redner haben; wer möchte nun in der portugiesischen Literatur nur mittelmäßige Proben der Beredtsamkeit suchen? In dem Lande selbst hielt man Phrasenpomp für beredte Züge, und je seltsamer derselbe war, desto geschätzter war der Redner, wovon der Pater Vieira (vor 1697) ein Beiſpiel ist: je weniger hingegen ein Redner von diesem Flitterstaate hatte, für desto unbedeutender war er gehalten. Den Uebergang von dem Ritterroman zu den neuern romantischen Dichtungen macht Bernardin Ribeyro's kleines unschuldiges Mädchen (1500). Gleich darauf kam der Schäferroman unter den Portugiesen in Gang. Der erste schwache Versuch darin war Sotomayor's Ufer des Mondego (1600). Als nun kurz darauf die drei Schäferromane des Rodriguez Lobo (1600), eines Dichters, der in lauter poetischen Naturgefühlen lebte, und unerschöpflich in Gemälden der romantisch arcadischen Welt war, in den Händen der Lesewelt waren; so war das Glück des Schäferromans vor jedem andern gemacht. Der Geschmack an Ritterromanen kehrte durch Franzisko de Moreas (1521) nach Portugal zurück. Seitdem liebte die portugiesische Lesewelt den Ritterroman aufs neue, und ließ sich auch durch sehr mittelmäßige Erfindungen befriedigen. Unbedeutend war die standhafte Florinde des Pires de Rebello (1610) und doch allgemein gelesen. Nicht weniger war dies der Fall mit Mattheus Ribeyro's „sorgenfreier Einsamkeit." Es war daher eine Wohlthat für den Geschmack, daß der feine Weltmann Castanheira Turacem (1696) seine elegante Abendgesellschaft schrieb. Ueber solche Werke erhob sich die Romandichtung der Portugiesen nicht, und unter ihnen blieben immer die Schäferromane die beliebtesten, die auch in neuern Zeiten noch nicht durch bessere Versuche verdrängt worden sind. Die neueste Romanliteratur der Portugiesen kennt nur Uebersetzungen aus andern neuern Sprachen, und durch sie kann der portugiesische Geschmack im Roman sich nach und nach dem der übrigen Europäer nähern. Die Historiographie hat sich in Portugal noch wenig über den Chronikenton erhoben, weil in der Geschichte selbst noch immer der Chronikengeist fortdauert, und man die alten Classiker höchstens in der Anschaulichkeit der Darstellung und der Eleganz des Ausdrucks, nicht aber in der Zusammenstellung der Begebenheiten nach der Idee des historischen Pragmatismus und in der Feinheit der Schattirungen eines historischen

Gemäldes zum Muster genommen hat. Wie einst Livius in Decaden die Majestät des römischen Volks darstellte, so wolle auch Barros (vor 1750) die Größe des portugiesischen Namens in Decaden anschaulich machen. Decaden sind nun zwar da, aber Decaden ohne den Geist des Livius, ohne seine Fülle, seine Wohlredenheit, seine Charakterzeichnung, in einem Chronikenstyl, den nur hie und da einzelne Schilderungen verlassen. An Erforschung der historischen Wahrheit und Treue ließ es nun zwar Lopez de Castanheda, Barros Zeitgenosse, nicht fehlen: dagegen ist der Vortrag seiner Geschichte der Entdeckung und Eroberung Indiens durch die Portugiesen ohne allen Reiz, und ihr dürrer Chronikenstyl durch keine rhetorische Künste gehoben. Erst Bernard de Brito (vor 1617) verließ den alten Chronikenstyl in seiner Geschichte der portugiesischen Monarchie. In einer männlichen Schreibart ohne ängstliche Politur, in einem wahren Styl der Sache, und mit Darstellungsgabe trägt er die Geschichte, so weit er gekommen ist, vor. Mit ähnlichen historischen Tugenden, nach einer sorgfältigen Erforschung der Wahrheit und in einem Vortrag voll Klarheit, Präcision und Leichtigkeit, die nur hie und da nach pikanten Antithesen hascht, die dem Geschichtsvortrag nicht geziemen, stellte Freyre de Andrada (vor 1740) das Leben des vierten Vicekönigs von Indien, Dom Joao de Castro dar. Die Portugiesen schienen nun auf dem Wege zur classischen Historiographie zu seyn: da trat unglücklicher Weise der Verfall des portugiesischen Geistes und mit ihm der portugiesischen Literatur ein, der sich bis in die Mitte des 18. Jahrh. fortzog. Seit ihrer Regeneration sind wohl einige classische Dichter, aber noch keine classische Prosaisten, und namentlich sind keine Geschichtschreiber aufgestanden, die nur in die Fußstapfen eines Barros, Brito und Andrada getreten wären. Der erste Schriftsteller in der Theorie der Poesie war Faria y Sousa (vor 1649), jener Urheber des Gongorismus in der portugiesischen Sonnettenpoesie, dessen schiefe Grundsätze bei dem Ansehen, zu welchem sie gelangten, dem guten Geschmack in Portugal auf lange Zeit hinaus großen Schaden gethan haben. In dieser Lage war es für die portugiesische Literatur eine Wohlthat, daß der Graf von Ericeira (vor 1740) die Lehren der französischen Kritik durch Theorie und Muster in Portugal in Umlauf brachte, ob er gleich nur bei dem äußern Apparat der Poesie stehen blieb. Auf diesem Wege ging nun Garçao, jener große Nachahmer des Horaz's, (vor 1757) fort, und trug in der Form einzelner in der Akademie der Arcadier gehaltenen Vorlesungen, die Grundsätze des Aristoteles und der französischen Kunstrichter (eines le Bassu und Dacier) über das Trauerspiel und die Nachahmung der klassischen Werke des Alterthums vor. Von ähnlichem Werth ohngefähr sind die neuesten Beiträge zur Poetik und Rhetorik in den literarischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. Unter ihnen zeichnet sich Franzisco Dias Analyse der poetischen Sprache und des Styls der ältern portugiesischen Dichter, eines Saa de Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha und Camoens vortheilhaft aus, sowohl von Seiten der philologischen Beurtheilung als der ästhetischen Kritik, welche reich ist an Aussprüchen eines hellen Verstandes und richtigen Gefühlen eines scharfsinnigen Mannes. Vor dem Anfang des 16. Jahrh. gab es schon ein Theater zu Lissabon, das wohl, da noch keine fremde Literatur auf den portugiesischen Geschmack damals Einfluß gehabt hatte, rohe Nationalschauspiele gegeben hat. Wahrscheinlich waren diese Stücke den Schauspielen ähnlich, welche Gil Vicente (vor 1557) für das Hoftheater unter Emanuel dem Großen und Johann d. Dritte verfertigte; es waren theils geistliche Stücke (Autos), theils Komödien, theils Tragikomödien, theils Farcen (Farsas), in einer durchaus altväterischen Sprache, nicht ohne poetischen Geist, aber in einem wilden und rohen, der alle Cultur verschmäht, geschrieben. In demselben Geschmack arbeitete auch Camoens (vor

1579) einige Schauspiele, aber ohne alle Veredlung desselben. Denn, die etwa an eine Veredlung des portugiesischen Theaters dachten, verließen den bisherigen Nationalstyl und nahmen die Alten, Plautus und Terenz, zu ihren Mustern. In dieser Ummodelung ging Saa de Miranda (der älteste bekannte Lustspieldichter, der mit Kunst (vor 1556) arbeitete) voran durch zwei Lustspiele in Prosa. So hat in seinem Geist und seiner Form Antonius Ferreira (vor 1569) zwei andere Lustspiele geliefert. Um dieselbe Zeit, da man sich durch gemachte Erfahrungen überzeugt haben mußte, daß Nachahmungen der alten Schauspiele kein neueres Publikum befriedigten, hörte Lissabon auf, einen eigenen Hof zu haben, und die gebildete Welt in Portugal nahm wegen ihres Zusammenhangs mit dem König von Spanien die castilische Sprache zur zweiten Muttersprache an. Wie auf der einen Seite die Gelegenheiten aufhörten, welche die dramatischen Dichter in Portugal für die Festlichkeit des Hofs hätten in poetische Thätigkeit setzen, und sie zur Veredlung des Nationalschauspiels führen können; so fing auf der andern Seite die Brauchbarkeit der Schauspiele der Spanier für das portugiesische Publikum an, da die ganze gebildete Welt in Portugal die spanische Sprache, wo nicht redete, so doch verstand. Der fortdauernde Mangel eines erträglichen Nationalschauspiels öffnete daher dem spanischen Drama den Eingang nach Portugal. Durch den Herzog von Braganza wurde wieder der Hof zu Lissabon (1645) hergestellt; aber mit der Trennung von der spanischen Regierung trennte sich Portugal nicht zugleich auch vom spanischen Theater: die Schauspiele, die es sah, waren der Regel nach immer noch spanisch. Sey es nun, daß man in Portugal von den kleinen französischen Opern gehört habe, oder daß es den portugiesischen Sängern zu schwer fiel, Recitative vorzutragen — kurz, im ersten Viertel des 18. Jahrh. wurden die Recitative in einen Dialog verwandelt, und ohne daß man deshalb die italienische Oper ganz aufgab, wurden Komödien auf dem Theater zu Lissabon eingeführt, in denen Dialog und Gesang, komische Scenen mit dem Pomp der ernsthaften italienischen Oper abwechselten, eine Art halb musikalischer Zwitterkomödien. Erst Gargao (1778) widersetzte sich diesen geschmacklosen Farcen, so wie dem ausgearteten Theatergeschmack in Portugal durch Theorie kleiner Muster, und brachte sie wenigstens außer Credit. Am wenigsten ist bisher das Trauerspiel von den portugiesischen Dramatikern versucht worden. Während der Morgenröthe des erwachenden Geschmacks in Portugal verarbeitete Ferreira die Geschichte der Iniges de Castro zu einem Trauerspiel; er hat auch in der Sprache die Würde der tragischen Poesie getroffen und einzelnen Stellen ächte Schönheiten gegeben: aber das Ganze ist eine peinliche Nachahmung des Griechischen Styls in Form und Manier; das dramatische Interesse der Composition ist schwach; das wahre Pathos ist durchaus verfehlt. Um diesem Mangel abzuhelfen, setzte im J. 1785 die Akademie der Wissenschaften zu Lissabon einen Preis auf das beste Trauspiel, den 1788 eine durch die französ. Lektüre gebildete Dichterin, Donna Catharina de Sousa, erhielt. Noch sind nationale Zwischenspiele (Entremeses), die mit spanischen Werken ähnlicher Art gleichen Ursprung haben, oder gar aus ihnen entstanden sind, die Lieblingsunterhaltungen der Portugiesen im Schauspielhaus. Nächst dem behilft man sich mit der italienischen Oper, mit Uebersetzungen und Nachahmungen ausländischer Werke, mit Schauspielen im französischen Styl, in dem Guita in den neuesten Zeiten mit vorzüglichem Beifall gearbeitet haben soll. Aber ein portugiesisches Nationalschauspiel giebt es noch nicht.

Portumnus, der Gott der Häfen bei den Römern. Man bezeichnete ihn durch einen Schlüssel, den er in der Hand hielt, und feierte ihm zu Ehren die Portumnalia den 17. August. Die Römer hielten ihn für einerlei mit dem Melicertes oder Palämon der Griechen.

Porus, ein indischer König, welchen Alexander besiegte. Er hatte sein Reich im sogenannten Panschab, oder in den fruchtbaren Strichen zwischen 5 Strömen, welche den Indus vergrößern. Als Alexander sich dem Hydaspes näherte, der gerade jetzt angeschwollen war, hörte er, daß Porus mit einer furchtbaren Macht ihm den Uebergang zu verwehren suchen würde. Porus bewieß alle Vorsicht eines klugen Generals, und gab den Feinden keine Blöße, die sie hätten benutzen können; endlich aber erfuhr Alexander, daß 150 Stadien von seinem Lager am Flusse ein mit Waldung besetztes Vorgebirge und im Flusse eine gleichfalls mit Holz dicht bewachsene Insel wäre, und daß sich hier wahrscheinlich eine gute Gelegenheit zum Uebergange finden möchte. Er gab seinen Generalen die gehörigen Befehle, eilte selbst durch Umwege mit einem Theil der Armeen nach dem Vorgebirge hin, und bewirkte den Uebergang glücklich. Porus ließ deshalb seinen Muth nicht sinken, sondern faßte den Entschluß, mit einem ansehnlichen Theil seiner Armee (einigen 30.000 Mann und 200 Elephanten) gegen die über den Fluß gegangenen Macedonier anzurücken, während die im Lager zurückgelassenen Truppen die noch im Lager unter dem Kommando des Craterus gebliebenen Feinde beobachten sollten, welche auch Miene machten, ihrer Seits über den Fluß zu gehen. Das Gefecht mit Alexandern war hartnäckig und blutig, indem Porus selbst seinen Soldaten das rühmlichste Beispiel der Tapferkeit gab, und durch seine guten Anordnungen den Streit lange zweifelhaft machte; indessen mußten doch endlich die Indianer der bessern macedonischen Taktik weichen, und da es auch dem Craterus gelungen war, den Fluß zu passiren und die Feinde im Rücken anzugreifen, so war die Niederlage völlig entscheidend. Alexander, der die Tapferkeit seines Feindes ehrte, schickte Gesandte an ihn, um ihm seine Freundschaft anzubieten, wenn er sich ihm unterwerfen würde. Porus ließ sich diese Bedingung gefallen, und ging zum Alexander, der ihn mit zuvorkommender Güte empfing, und durch den edeln Stolz, den er auch als Gefangener blicken ließ, so eingenommen wurde, daß er ihn sogleich in Freiheit setzte, und ihm nicht nur sein Reich wieder gab, sondern auch noch ansehnliche Landschaften dazu schenkte. Porus blieb von der Zeit an der treue Bundesgenosse Alexanders.

Porzellan. Aus reiner Kieselerde und reiner Thonerde, die mit Wasser und ein wenig schwefelsaurem Kalk oder Feldspath zu einer bildsamen Masse zusammen gemegt werden, erhält man durch Brennen Porzellan. Es war schon vor langer Zeit bekannt, die Bereitung desselben war aber ein Geheimniß der Chinesen. In Deutschland wurde es erst im J. 1706 von Böttchern entdeckt und sodann durch Reaumur, Tschirnhausen u. a. genauer bekannt. Das Porzellan wird aus einer reinen, farbenlosen, Kieselerde haltigen Thonart und aus fein gepulvertem Quarz bereitet, die mit etwas Gyps oder Feldspath, oder mit beiden zugleich, vermengt werden. Die Masse wird sodann mit Wasser eingerührt und längere Zeit sich selbst überlassen. Man sucht sie mehrere Jahre lang so aufzubewahren, weil während dessen die Einwirkung des Wassers wahrscheinlich den Zusammenhang zwischen den kleinsten Theilchen vermindert und dadurch bewirkt, daß sie sich feiner zertheilen und vollkommener mengen. Hierauf wird die Masse geformt und gelinde gebrannt, was man Verglühen nennt. Das verglühte Porzellan wird sodann auf die Weise glasirt, daß man es mit einer fein gemahlenen Masse von Feldspath, (der früherhin zuweilen mit etwas Gyps gemengt wurde, jetzt aber an den meisten Orten allein dazu benutzt wird) überzieht und von neuem brennt. Die Kieselerde und Thonerde sind in diesem Gemenge unschmelzbar, werden aber mit Gyps oder Feldspath gemengt, damit die sonst erdartige Masse sich mit einem geschmolzenen, halbverglasten Körper durchziehe, wovon das Porzellan seine Durchscheinenheit bekommt. Durch dieses Brennen schmilzt die Gla-

sur mit dem halbverglasten Porzellan zusammen, so daß nachher beim Zerschlagen desselben keine scharfe Grenze zwischen der Glasartigkeit der Oberfläche und des Innern sichtbar ist. Dies nennt man ächtes Porzellan und erkennt es an seinen Durchscheinenheit. Es hält bedeutende Temperaturwechsel aus, ohne zu zerspringen. Man pflegt es auf mannigfache Weise zu malen, was auf dieselbe Weise wie beim Emailmalen geschiehet. Fayance oder unächtes Porzellan wird aus Pfeifenthon und Kieselerde gemacht. Es ist völlig undurchsichtig und giebt eine poröse Masse, welche durch das Glasiren ihre Dichtigkeit bekommt. Die Glasur wird aus Glas gemacht, was aus 1 Theil feinem Sand, 2 Theilen Bleiglätte, $^3/_4$ Pottasche und $^1/_5$ des ganzen Massengewichts Zinnasche bestehet. Schlägt man dieses Porzellan entzwei, so liegt die Glasur wie ein Blatt auf der Oberfläche. Wedgewood's Steinporzellan hält das Mittel zwischen ächtem und unächtem Porzellan. Schon in sehr frühen Zeiten ist in China und Japan ächtes Porzellan verfertiget worden und kam nach Europa, seitdem die Portugiesen den Handel nach Ostindien anfingen. J. Fr. Böttcher, ein Deutscher, erfand in Europa die Kunst das ächte Porzellan zu machen, als er sich mit alchemistischen Arbeiten abgab. Er verfertigte zuerst im Jahre 1706 ein rothes Porzellan. Das erste weisse wurde 1709 verfertigt, und im folgenden Jahre wurde die Porzellanfabrik in Meißen angelegt. Die dazu erforderlichen Erdarten und Gemenge wurden aber als ein großes Geheimniß verschwiegen, so wie das noch gegenwärtig der Fall in den meisten Porzellanfabriken ist. Reaumur war aber durch viele angestellte Versuche so glücklich, das Hauptsächlichste, worauf es bei der Porzellanbereitung ankömmt, zu entdecken, und machte seine wichtigen Untersuchungen in den Jahren 1727 und 1729 bekannt. Er lehrte zuerst den wichtigen Satz: daß die Materie, woraus man ächtes Porzellan verfertige, eine solche seyn müsse, die bei dem Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehe; daß darin das wesentlichste des Unterschiedes zwischen Glas und Porzellan bestehe, und daß es überhaupt zwei Hauptarten von Porzellan gebe, entweder solches, das aus Materien verfertigt sey, die in der Hitze keiner höhern Stufe als der anfangenden Verglasung fähig sind, oder solches, das zwar ganz verglasbar ist, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufgehalten worden ist; und daß man endlich durch den Zusatz mehrerer unschmelzbaren Dinge, das letztere in wahres Porzellan verwandeln könne. Nach Reaumur haben der Graf Lauraguais, die Herrn Guettard, Mantany, Macpueur, Montigny, Graf Milly, und in den neuesten Zeiten Weber u. a. m. viel dazu beigetragen, die Frabrikatur des Porzellans bekannter zu machen. (Die Kunst das ächte Porzellan zu verfertigen, von Franz Joseph Weber, Hannover 1798.) Eine kurze Geschichte der Erfindung des Porzellans in Europa, und der entstandenen Fabriken findet man in Beckmanns Technologie. Mehrere Gemenge von Erden können beim brennen ächtes Porzellan geben, und es ist gewiß, daß die Porzellane der verschiedenen Fabriken, auch wirklich von einander in der Mischung verschieden sind. Die Hauptbasis jeden Porzellans ist aber doch die Thonerde, und ohne sie kann kein wahres Porzellan hervorgebracht werden. Diese muß sich aber im Feuer weiß brennen, also kein Eisen, noch andere Metalloxyde enthalten. Diese Thonerde enthält zum Theil schon von Natur die andern Theile, welche nothwendig sind, ihr im Feuer die anfangende Verglasung zu geben, oder man setzt sie erst zu. Dazu dienen Kieselerde, Feldspath oder Gyps. Aus der Porzellanmasse werden die Geschirre wie die Töpfergeschirre theils auf der Scheibe gedreht, theils in Formen geformt, und nach dem Abtrocknen und leichten Ausglühen glasurt. Die Glasur wird aus Kieselerde, Gyps und Feldspath oder aus Porzellanscherben und Kieselerde ꝛc, zusammengesetzt, die zu einem höchst

feinen Pulver gemahlen werden. Man rührt die Glasur mit Wasser zu einem dünnflüssigen Gemenge an, in welches man die geformten Gefäße eintaucht, diese saugen wegen ihrer Porosität das Wasser ein, worauf die Glasur auf der Oberfläche sitzen bleibt. Hierauf werden die glasurten Geschirre abgeputzt, und in Kapseln von dem feuerfesten Thon in dem Porzellan oder Glattofen bei dem allerheftigsten Feuer gut gebrannt. Die gebrannten Geschirre werden hierauf bunt gemalt, und die Farben gleichsam aufgeschmolzen, indem man das gemalte Porzellan wieder in einem besondern Ofen, unter einer Muffel einem gehörigen Feuersgrade aussetzt. Das Porzellan hingegen, welches eine blaue Malerei hat, wird vor dem Glasuren gemalt, und blos im Glattofen gebrannt; die blaue Farbe, welche ein Kobaltoxyd ist, vereiniget sich mit der Glasur, und kömmt nach dem Brennen zum Vorschein. Zur Porzellanmalerei dienen vorzüglich Metalloxyde, die mit Glasflüssen versetzt sind.

Posanne (trombone), ein Blasinstrument aus Messingblech, das ungefähr die Gestalt einer Trompete hat. Es besteht aus zwei Stücken, dem Hauptstücke und den Stangen; die letztern befinden sich in einer Scheide und werden auf und nieder gezogen, durch welche Bewegung die Töne gebildet werden. Das Instrument hat drei bis vier Zügen und kommt so den vier Singstimmen ziemlich nahe; daher giebt es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen. Den meisten und passendsten Gebrauch findet die Posaune in der Kirche als Begleitung des feierlichen Gesanges; auch in der Opernmusik, z. B. in der Zauberflöte, ist sie angewandt worden, wo aber ihre Anwendung große Schwierigkeiten der verschiedenen Stimmung wegen hat: besser an ihrem Platze ist sie in der kriegerischen Musik, in die die Franzosen in der neuern Zeit sie eingeführt haben. In der Orgel ist der Posaunenbaß eine der kräftigsten Stimmen; meist 16 Fußton.

Poseidon, s. Neptun.

Pöschel und Pöschelianer. Th. Pöschel Beneficiat Cooperator in Braunau, ward 1806 beauftragt, den Buchhändler Palm zum Tode zu bereiten. Die erschütternde Gewaltthat der Hinrichtung Palms wirkte gewaltsam auf sein Geistesvermögen, die sich in anhaltender Ueberspannung äußerte, weßhalb er seines bessern Amtes enthoben und als Landkaplan nach Anwielwang im Dekanat Vöcklabrück versetzt wurde. Je mehr er diese Demüthigung fühlte, desto höher stieg seine Schwärmerei, denn er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens, wähnte Erscheinungen zu haben und predigte eine neue Christuslehre, die vorzüglich Aufopferung heischte, viele Anhänger fand, und bei gesteigerter Schwärmerei sogar zu Mordthaten Anlaß gab, welches alles jedoch Pöschel sehr mißbilligte, als er deßhalb in Untersuchung kam. Er verrieth eine so große Geisteszerrüttung, daß er nach Wien gebracht und unter geistliche Aufsicht gesetzt wurde. Eine ähnliche Schwärmerei bei Leisnig in Sachsen, unter Leitung eines Hekkerlingsschneiders Kloos, welche dem alten Bergmann Flor das Leben kostete, steht mit Pöschels Lehre in keiner Verbindung.

Posen, Provinz des preuß. Staats, mit dem Titel eines Großherzogthums, aus Theilen des vormaligen Südpreußens und des Netzdistriktes gebildet, vom Königreich Polen. den preuß. Provinzen Schlesien, Brandenburg, Pommern und Westpreußen umgränzt, enthält auf 530 Quadratm. 820.000 Einw. Der Hauptfluß ist die Wartha, welche von dem Einflusse der Prosna an ganz preußisch ist, die Obra und Netze aufnimmt, und hernach außerhalb dieser Provinz sich mit der Oder vereinigt. Die Brahe fließt nach ihrem Laufe durch diese Provinz in die Weichsel. Der Bromberger- oder Netzekanal dient zur Vereinigung der Brahe mit der Netze. Landseen sind in ziemlicher Menge, doch von keiner ausgezeichneten Größe vorhanden.

Der fast durchgehends ebene, nur von einzelnen Hügeln und Moräſten unterbrochene Boden, iſt im Ganzen fruchtbar, beſonders der nördliche, von der Netze und Wartha durchſchloſſene Theil. Ausgeführt werden beſonders Getreide, Obſt, Hülſenfrüchte viel, Holz, Hopfen, Vieh, Wild, Fiſche, Eiſen, Thon, Torf. Die meiſten Einwohner ſind Polen, faſt alle kathol. Religion, doch auch wenigſtens 150.000 Deutſche und 50.000 Juden. Der Adel iſt ſehr zahlreich und zum Theil ſehr reich, zum Theil ſehr arm. Die Provinz zerfällt in die Reg.-Bezirke Poſen und Bromberg. — Die Hauptſtadt Poſen eine im Ganzen auf deutſche Art ſehr wohl gebaute Stadt mit ſchönen breiten Straßen und maßiven Häuſern, liegt an der Wartha auf ſumpfigem Boden, von Hügelreihen eingeſchloſſen. Unter den Vorſtädten iſt Kühndorf mit hübſchen Gebäuden und Gärten die ſchönſte, und Walliſchey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung ſteht, die beträchtlichſte. Der große mit Pappelalleen bepflanzte Markt iſt ſchön umbaut. Unter den vielen Kirchen zeichnen ſich beſonders aus: die Cathedrale, ein herrliches Gebäude altdeutſchen Styls von ungewöhnlicher Einfachheit; die kathol. Stanislauskirche, ein Meiſterwerk italieniſcher Architektur; die ehemalige Jeſuiter- jetzt evangeliſche Pfarrkirche ꝛc. Andere merkwürdige Gebäude ſind das alte Schloß, auf einem Hügel dicht bei der Stadt liegend, wird zum Theil noch benutzt; das ſchöne Rathaus, das prächtige ehemalige Jeſuitenkollegium u. a. Poſen iſt der Sitz des Oberpräſidenten des Appellationsgerichts und eines Biſchofs; hat ein kathol. Gymnaſium, ein Schullehrerinſtitut, mehrere Klöſter und Wohlthätigkeitsanſtalten und 25.000 Einw., worunter 4000 Juden, viele Gewerbe, drei Meſſen und beträchtlichen Handel. 1806 ſchloſſen hier Frankreich und Sachſen Frieden.

Poſilippo, ſ. Neapel.

Poſitiv iſt beſtimmend und folglich dem Negativen (ſ. d. A.) entgegengeſetzt, in andern Fällen ſteht Poſitiv dem natürlichen und von der Vernunft Empfohlenen, in noch andern der Willkühr im poſitiven Rechte entgegen. Poſitive Religion iſt diejenige, welche die Offenbarung uns lehrte. Es giebt eine poſitive Elektricität und Polarität, poſitive Größen u. ſ. w.

Poſſe iſt ein Erzeugniß der ſcherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterſteigt, oder das Gemeine zum Gegenſtande ihres Spieles wählt. Beſonders zeigt ſie ſich in lächerlichen Uebertreibungen ſowohl in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz iſt der Witz der Empfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas poſſenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht iſt, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz iſt, der die Sittlichkeit beleidigt. Als Parodie der falſchen Größe, blendender aber gottloſer Ideen und Gedanken, beſitzt ſie oft eine ſchneidende Wirkung, reißt ihnen die glänzende Nebelkrone ab und führt ſie oft beſſer und geſchwinder in die wahren Grenzen ihres Werthes zurück, als eine gründliche und wiſſenſchaftliche Unterſuchung bei manchem Leſer dies zu thun vermag. Eine Poſſe oder Witz und ſatyriſche Empfindung wird platt und fade. Poſſierlich unterſcheidet ſich von poſſenhaft dadurch, daß jenes mehr aus Natur zu entſpringen und Verwandſchaft mit dem Naiven und Niedlichen zu haben ſcheint; ſo nennen wir Gedanken, Situationen und Gebärden poſſierlich, die durch den Kontraſt, worin ſie mit dem Gewöhnlichen oder mit dem, was wir erwartet haben, ſtehen, welcher Contraſt aber nicht das Anſehen hat, als ſey er künſtlich herbeigeführt, zum Lachen erregen, poſſierlich. Poſſe als Drama iſt ein Luſtſpiel, das auf die Vorzüge der höhern Komik Verzicht thut, die Regeln des wahren Luſtſpiels weniger ſtreng beobachtet, durch Poſſen d. h. durch lächerliche Charaktere, Handlungen, Situationen und Gedanken, aus dem Kreiſe des gemeinen Lebens und

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

des Niedrigkomischen genommen, Lachen erregt. Das deutsche Wort, Posse, kommt in Hinsicht seines Begriffs genau mit Burlesk und Farce (s. d. Art.) überein.

Posselt, (Ernst Ludwig), ein ausgezeichneter deutscher Historiker und politischer Schriftsteller geb. 1763 zu Durlach im Badischen, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und dem Gymnasium zu Carlsruhe, ging dann nach Göttingen, wo er 3 Jahre im Studium der Rechte, Politik und Diplomatik zubrachte. Nach Vollendung seines akademischen Cursus ging er nach Straßburg, und erhielt dort die Doktorwürde. In sein Vaterland zurückgekehrt, trat Posselt in die Laufbahn des praktischen Juristen; da er aber keine Neigung zu ihrem Fache fühlte, nahm er ohne Anstand den Ruf als Professor der Geschichte und Beredsamkeit bei dem Gymnasium zu Carlsruhe an, und ward zugleich Privatsekretair des regierenden Markgrafen. Hier war Posselt an seiner Stelle, sie sicherte ihm ein sorgenloses Auskommen, und gab ihm die hinlängliche Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. 1785 gab er seine Rede über die Histegraphie heraus, und mit ihr einen Beweis, wie gründlich er die alten Geschichtschreiber erforscht hatte. Vom Jahre 1785—1788 erschien sein wissenschaftliches Magazin für Aufklärung, was zwar bei der Unterstützung gelehrter Männer den verdienten Beifall erhielt, aber nach einem zu großen Plan entworfen war — es sollte über alle Fächer des menschlichen Wissens Aufklärung in gefälliger Form verbreiten — als daß ein junger Mann von 22 Jahren den Anforderungen ganz Genüge leisten konnte. 1788 wurde er Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Mannheim und erhielt das Bürgerrecht zu Pforzheim, als Belohnung für eine treffliche Rede, die er am 27. Jan. 1788 in Gegenwart des Hofes hielt, und worin er die spartanische Aufopferung der 400 pforzheimer Bürger, die am 6. Mai 1622 unter Anführung ihres Bürgermeister Deimling das Leben des Landgrafen Georg Friedrich mit dem Verluste des ihrigen retteten. 1791 erhielt er eine ansehnliche Beamtenstelle zu Gernsbach, unweit Rastadt. In dem ruhigen und reizenden Murgthale konnte Posselt einen ruhigen, unpartheiischen Beobachter der franz. Revolution und ihrer Stürme abgeben. Von jetzt an widmete er sich ganz der Geschichte; schon 1789 hatte er als Früchte dieses Studiums eine Geschichte der Deutschen in 2 Bden die Pölitz fortgesetzt hat herausgegeben. 1791 erschien seine Geschichte Carls XII. und Geschichte Gustavs III. 1793 schrieb er die Kriegs-Begebenheiten des vorigen Jahres: in lateinischer Sprache begann dann die Herausgabe seines histor. schen Taschenbuchs für die neueste Geschichte, sein Hauptwerk, was ihn als einen der ersten deutschen Annalisten beurkundete. 1794 kamen zu Leipzig sein Krieg der Franken und 1795 seine europäischen Annalen heraus. 1796 erhielt er auf seine Bitte seine Entlassung mit Beibehaltung des halben Jahrgehaltes; wofür er die badensche Geschichte zu schreiben versprach; auch wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, sich nach Belieben einen Aufenthaltsort wählen zu können. Von jetzt an lebte er abwechselnd zu Durlach, Carlsruhe, Tübingen und Nürnberg. Als Moreau sein Heer ins innere Deutschland führte, suchte er Posselt's genau Freundschaft. Durch seine angestrengten Studien schon an Hypochondrie leidend, verfiel er später in eine anhaltende Schwermuth, die, wenn auch die ursprünglich hervorgerufen, doch durch seine häuslichen Leiden und eine unglückliche Ehe vergrößert wurde. Die Nachricht von dem über Moreau verhängten Prozeß, in den Posselt selbst verwickelt zu werden fürchtete, erhöhte seine Geistesekrankheit so, daß ihn stets schwarze Ahnungen verfolgten, und eine heftige Beklommenheit seinen sonst hellen Geist aus dem Gleichgewichte hob. Er stürzte sich am 11. Juni 1804 aus einem Fenster des obern Stockwerks zu Heidelberg, und endete so sein Leben. Posselt zählt man mit Recht zu den ersten Geschichtschreibern

Digitized by Google

Deutschlandes, er besaß einen tiefen Schaublick, der die verborgenen Triebfedern der Handlungen durchschaute; wie die Alten griff er blos das Nothwendige, Bedeutende, Zweckmäßige auf, und schied es von dem unnützen Nebenwerke.

Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage.

Post, Postwesen. Post ist eine Anstalt, durch welche Personen, Briefe, Geld und kleinere Frachtstücke schnell durch wechselnde Pferde weiter befördert werden. Die Posten, als Anstalten der Regierungen, sind jetzt zweierlei; die eine, welche blos Reisende, Geld und Waaren befördert: die fahrende Post; die andere, welche blos Briefe und diesen ähnliche ganz kleine Pakete überliefert: die reitende Post; wiewohl auch diese oft, wenn die Gegenstände zu schwer sind, sich eines Wagens bedient. Beide gehen zu bestimmten Zeiten ab, und werden in bestimmten Zwischenräumen (Post-Stationen) durch andere Pferde weiter befördert. Diese Entfernungen dürfen nicht größer seyn, als die Pferde im Stande sind, in einem fort durchlaufen zu können. Man setzt sie auf zwei deutsche Meilen oder vier Stunden, und nennt dies auch eine Post-Station, auch blos eine Post. Da aber die Orte, wo die Pferde gewechselt werden können, nicht immer in solchen Entfernungen liegen: so haben die einen oft mehr, oft weniger als eine Post-Station zurück zu legen. Die Zeit, in welcher eine solche Station zurück gelegt seyn soll, ist zwar vorgeschrieben, und damit sie gehalten wird, muß jeder Posthalter auf den sogenannten Stundenzettel, der der Post mitgegeben wird, die Zeit der Ankunft und der Weiter-Beförderung bemerken. Indessen kann diese nicht gleich seyn, da sie von dem Wege und von der Witterung abhängt, und auch der Tag und die Nacht einen Unterschied macht. Im Allgemeinen sollen die reitenden Posten eine deutsche Meile in einer Stunde, und die fahrenden in fünf Viertelstunde zurücklegen; und jene bei jedem Pferde-Wechsel eine Viertelstunde, diese aber höchstens eine Stunde sich aufhalten. Da die Post nicht blos als ein Mittel zur Beförderung des Verkehrs, sondern auch als Quelle der Staatseinkünfte betrachtet wird, so beschränken die Gesetze, zum Besten der Postanstalt, die Versendungen durch andere Gelegenheiten gar sehr. Versiegelte Briefe, Pakete ꝛc. dürfen weder Reisende, noch Fuhrleute mitnehmen, und es ist diesen das Gewicht vorgeschrieben, unter welchen sie kein Frachtstück übernehmen dürfen. Nach kleinen Orten, wohin keine Posten gehen, werden von dem Postamte, oder einer andern Behörde, Personen angenommen, welche zur festgesetzten Zeit abgehen, und Briefe und Pakete überbringen. Sie heißen Post-Boten, und die Anstalt selbst die Fuß-Post. Solche Fußposten gibt es selbst für große Städte, wie in Wien, in Berlin, Hamburg, London, Paris ꝛc., um innerhalb derselben und nach den Vorstädten Briefe zu befördern, und die dann auch Stadt-Posten heißen. Sie haben bestimmte Plätze, wo die Briefe abgegeben werden können, und vertheilen sie dann unter sich, nach den Richtungen der Stadt, wohin sie einzeln die Besorgung übernehmen. Auch geben sie durch ein Zeichen (in Wien durch eine Klapper, Ratsche) zu erkennen, daß sie durch eine Straße gehen, damit man ihnen noch Briefe einhändigen kann. Außer dieser regelmäßigen, an Tag und Stunde gebundenen Beförderung der Personen und Sachen, ist die Post auch verpflichtet, auf Verlangen zu jeder Zeit sie weiter zu schaffen; diese außerordentliche Postfahrten nennt man Extra-Posten. Sind es Personen, die auf diese Art fahren, es sey mit eigenem Wagen, oder mit dem der Postanstalt: so ist dies insbesondere die Extra-Post, das Extra-Postfahren; geschiehet es zu Pferd, so reiset man als Courier. Werden Briefschaften zu Pferd durch die eigenen Leute der Posten selbst (Postillon) von Station zu Station befördert, so nennt man dies die Staffette, etwas durch Staffetten senden. Die Paket-Boote sind zu Wasser das, was zu Lande die Posten. Sie segeln zu bestimm-

ten Zeiten ab, und überschiffen Reisende, Briefe, Geld und Waaren von geringerem Gewichte und Umfange. Bei den Posten, als Staatsanstalten, ist Alles gesetzlich bestimmt, und es bedarf keiner besondern Uebereinkunft; die Taxen verändern sich nur mit den zu sehr abweichenden Preisen der Lebensmittel. Postanstalten, doch sehr unvollkommen und überdieß bloß zum Staatsdienste bestimmt, findet man schon im alten Persien. Es war natürlich, daß man in einem so ungeheuren Reiche, das allein von dem unumschränkten Willen des Monarchen abhing, bald das Bedürfniß fühlen mußte, eine Einrichtung zu besitzen, wodurch die Berichte der Begebenheiten in den Provinzen schnell zum Könige, und dessen Befehle dahin befördert würden. Nach Xenophon soll Cyrus schon solche Anstalten getroffen haben, indem er Heerstraßen anlegte, und von Tagereise zu Tagereise Stationen errichtete, wo sich stets berittene Boten bereit halten mußten; nach Andern war erst Darius, Sohn des Hystaspis, der Gründer eines solchen Courierwesens, und dies ist wahrscheinlicher, weil Darius der Erste im Uebrigen auch die innere Verwaltung des Reiches anordnete. Griechenland besaß auch eine so unvollkommene Postanstalt nicht, wenn gleich die verschiedenen Republiken eine Art von Postboten unterhielten, die durch die Schnelligkeit ihres Laufens berühmt waren und Tagesläufer, Hermeradromen, hießen. Augustus ahmte im römischen Reiche das persische Postwesen nach, und gab ihm eine größere Ausdehnung und Zweckmäßigkeit: für die Sicherheit und Vertheidigung dieses Reiches, das die verschiedenartigsten Nationen durch lose Bande in einen Körper zwang, und an dessen Grenzen unruhige und kampflustige Barbaren, deren Einbruch man stets gewärtigt seyn mußte, wohnten, war es nicht weniger nothwendig, daß das Haupt des Staates mit den Provinzen und Befehlshabern derselben in schneller Communikation stand. Im 9ten Jahrhundert bediente man sich in Frankreich, Italien und Deutschland der reitenden Boten, die aber sehr unregelmäßig gingen, und in dem folgenden Jahrhundert hörte auch diese unvollkommene Botenanstalt auf. Erst mit dem Aufblühen des Handels trat das Bedürfniß nach einer Posteinrichtung wieder hervor, und die größeren Handelsstädte bestellten reitende Boten und fahrende Landkutschen; doch waren diese keine regelmäßige Anstalt. Systematischer ordnete schon Ludwig der Neunte zu seinem Privatgebrauch eine reitende Boten-Anstalt in Frankreich. Ein Postwesen im eigentlichen Sinne entstand in Deutschland erst gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Roger der Erste, Graf von Thurn-Taxis und Valsassino in Tyrol, gründete es. Im 16ten Jahrhundert unterstützte Kaiser Maximilian der Erste diese Anstalt, und erhob Rogers Sohn, Franz, zu der Würde eines Generalpostmeisters. 1516 errichtete dieser eine Post von Brüssel nach Wien. Als der Sultan Soliman der Zweite das deutsche Reich angriff, und der Reichstag des Türkenkrieges wegen zu Nürnberg versammelt war, wurde, um schnelle Nachrichten von dem Schauplatze des Kampfes zu erhalten, 1522 eine Reichspost zwischen Nürnberg und Wien errichtet, die aber später wieder einging. Auf Verlangen Carls des Fünften, der seines großen zerstreutliegenden Reiches und seiner vielfachen Kriege wegen, in den seine Heere sich in mehreren Ländern zugleich schlugen, in ununterbrochener Verbindung mit den Provinzen stehen mußte, errichtete Leonhard von Thurn und Taxis eine beständige Reitpost, die von den Niederlanden über Lüttich, Trier, Speier und Rheinhausen durch Würtemberg über Augsburg und durch Tyrol nach Italien ging. 1543 erhielt der Graf Leonhard die Bestallung als Oberpostmeister in den Niederlanden und des deutschen Reiches nebst Gehalt. Zwar war die Bestallung als Oberpostmeister des Reichs nicht viel mehr als ein bloser Titel, weil Carl der Fünfte sie ihm als Herrscher der burgundischen Lande und nicht als Kaiser des Reichs verliehen hatte, auch war das Patent in der niederländischen

Kanzlei und in französischer Sprache ausgefertigt, und nicht den Reichsfürsten und Ständen zur Nachachtung übergeben worden; demungeachtet leitete Thurn und Taxis, so lange Karl Kaiser war, die Post im deutschen Reiche ohne Widerspruch der Fürsten und Stände. Unter Karls Nachfolger schienen die Reichsstände in ihren Besitzungen die thurn-taxische Post, die seit der Trennung der spanischen König- und der deutschen Kaiserkrone, ausschließlich eine burgundisch-spanische Staatsanstalt war, leiten zu wollen: sie wurde aber durch ein kaiserliches Dekret von 1563, worin Ferdinand d. Erste dem Leonhard von Taxis die frühere Bestallung als Oberpostmeister des Reiches bestätigte, und den Churfürsten und andern Ständen die Nachachtung anbefahl, bewogen, sich die taxische Post in ihren Landen gefallen zu lassen. Im J. 1595 ward Leonhard von Taxis von Rudolph d. Zweiten zum kaiserlichen Generalpostmeister im Reiche ernannt, und im Bestallungsbriefe hieß: daß Postwesen sey ein hochbefreites kaiserliches Regal, dem kein Hinderniß, keinen Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe. Churpfalz, Würtemberg, Sachsen, Brandenburg, Meklenburg, Braunschweig, Hessen und andere Reichsstände, die schon früher Landposten in ihren Gebieten errichtet hatten, wollten das Postwesen für ein solches Regal nicht anerkennen, und behielten ihre Posten bei. 1615 erhob Kaiser Mathias Leonharts Sohn, Lomoral von Taxis, zum Freiherrn, und belehnte ihn und seine männlichen Nachkommen mit den Posten im Reiche, als einem von neuem angesetzten Regale und männlichen Reichslehen. Ferdinand d. Zweite dehnte diese Belehnung sogar auf die weiblichen Erben aus. Dagegen übernahm Lomoral folgende Verpflichtungen: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Churmainz gehörigen Respekt zu beweisen; 2) nicht nur von Köln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg, und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowohl kaiserliche Staffetten als andere Briefe des Kaisers, des Churfürsten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen Räthe, auch anderer hohen Beamten unentgeldlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserlichen Hof- und niederöstreichischen Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxische Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua u. s. w. nach Augsburg und von da durch das Würtembergische auf Rheinhausen, Kreuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Briefstaxe frei, und auch die Kanzleipakete der Häuser Pfalz, Baiern, Würtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeltlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. Es war voraus zu sehen, daß die Stände sich der Anmaßung des Kaisers, der nach der Reichsverfassung nicht die Machtvollkommenheit besaß, einen so wichtigen Gegenstand, als das Postwesen war, ohne Zuziehung der Reichsstände zu einem kaiserlichen Regale und einem Reichslehen zu erheben, widersprechen würden; die Freiherren von Taxis sahen sich daher genöthigt, mit jedem einzelnen Reichsstand eine gütliche Uebereinkunft zu schließen; da aber nicht alle Landstände ihre eigene Posten hatten, und, die welche eine Postanstalt besaßen, ihr nicht die Befugniß ertheilen konnten, durch das ganze Reich zu gehen, so war die Folge hievon, daß die taxische Post sich immer mehr ausbreitete: doch mußte die taxische Post manche Widersprüche erfahren, wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht zustanden; so reklamirte 1537 das Churfürstenkollegium förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Rücksicht der Posten auf die Klage

mehrerer Reichsstädte, deren Gerechtsame die taxische Oberpostverwaltung verletzt hatte. Der Kaiser errichtete in seinen Erblanden selbst ein Hofpostamt, das unabhängig von Taxis war. Das Haus Taxis, das in den Grafen- und endlich in den Fürstenstand erhoben wurde, suchte durch Vorstellungen an das Fürstenkollegium die Aufhebung des östreichischen Hofpostamtes zu bewirken, es wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen, und sogar bei der Wahl Leopolds d. Ersten das Landpostamt in Oestreich in den Wahlkapitulationen bestätigt. Nicht besser erging es dem kaiserlichen Generaloberpostmeister im Reiche, als er im J. 1659 beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen auf Abschaffung der dortigen Landposten klagte. In dem Reichsdeputationsschlusse vom 25. Febr. 1803 wurden zwar dem fürstlichen Hause Taxis den Besitz und Genuß des Postrechtes versichert; aber während der Okkupation Deutschlands durch die Franzosen und in den von ihnen abhängigen Ländern darauf keine Rücksicht genommen. In der Bundesakte vom 8. Junius 1815 wurde auf den Verlust der fürstlichen Hauses Rücksicht genommen, und einige Artikel geben die Grundsätze an, wonach die Verhältnisse zwischen den verschiedenen Bundesstaaten und dem fürstlichen Hause in Hinsicht des Postwesens regulirt werden sollen; so heißt es im 17. Artikel: „Daß dieses fürstl. Haus in dem durch den obenerwähnten Reichsdeputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt." Befindet sich nun gleich das taxische Recht durch diese Verfügung noch immer in einer schwankenden Lage; so sichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesakte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Verfassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll (so heißt es am Schlusse des Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten sei 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, in sofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist." Mehrere Bundesstaaten haben diesemnach schon eine gütliche Uebereinkunft mit Thurn und Taxis getroffen. Eine nähere Belehrung über diesen Gegenstand, so wie über die reichsverfassungsmäßigen Verhältnisse zwischen dem taxischen Generalposten der Reichsstände, geben der 3. Abschnitt des 1. Heftes der Pütterschen Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts. (Göttl. 1790. 8.); Pestels Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstlich-taxischen Reichspostmonopolii (Rinteln 1759. 4.); Posselt's Abhandlung: Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel, s. dessen wissenschaftliches Magazin, Kehl 1775. 1. Bds. 3s Stck. S. 298 – 321, und seine kleine Schriften Nr. XIII.); und die Haukenschen Staatsmaterialien und historisch-politischen Aufklärungen, Dessau 1784 und 1785, S. 564–589. Ueber das Rechtliche s. Klübers: das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und seyn könnte, Erlangen 1811, und: Patriotische Wünsche über das Postwesen 1814. In Deutschland, oder vielmehr den deutschen Bundesstaaten, bestehen jetzt Postanstalten verschiedener Art. Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, das Königreich Sachsen, Baden, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Oldenburg, Holstein-Lauenburg und Luxemburg haben ausschließlich eigene Landespostanstalten. Als Erbmannlehen sind dem fürstlich thurn und taxischen Hause, gegen einen jährlichen Lehenscanon, die Posten im Königreich Würtemberg, in Kurhessen, im Großherzogthum Hessen, der Landgrafschaft Hessen, dem Herzogthum

Nassau, dem Großherzogthum Sachsen-Weimar, den Herzogthümern Koburg, Meinungen, Hildburghausen und Gotha, in Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, südlichem Theile zu Arnstadt, Hohenzollern, Waldeck und Pyrmont, Lippe-Detmold und den fürstl. reußischen Landen, ausschließlich übertragen. In der freien Stadt Frankfurt sind gleichfalls ausschließlich fürstlich thurn- und taxische Posten, deren Verhältniß durch einen eigenen Staatsvertrag regulirt ist, welcher sich in der frankfurter Gesetzsammlung abgedruckt findet. Neben einander bestehen taxische und andere Landes- oder concessionirte Postanstalten in den drei freien Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen. In einigen deutschen Staaten von weniger bedeutendem Umfang ist die fürstl. taxische Postverwaltung auf Staatsverträge oder Lehnsverband gebaut, welchen ebenfalls die bundesverfassungsmäßigen Bestimmungen zum Grunde liegen. Preußische Posten haben die fürstl. anhaltischen Lande und Meklenburg-Strelitz. Die sächsische Post besteht in dem nördlichen Theil des Fürstenthums Schwarzburg Sondershausen. Gar keine Posten sind in dem Fürstenthume Lichtenstein. Die fürstl. thurn- und taxische Posten haben daher zu ihrem Wirkungskreis einen Bezirk von 1180 Q.M. mit 3.753.457 Bevölkerung. Die stärkste Landespost hat ein Areal von 3715 Q.M. mit 9,482,977 Bevölkerung, und die geringste mit 72 Q.M. und 210.000 Einw. Zusammen bestehen besondere Landesposten in einem Umfang von 10.546 Q.M. mit 26.076.834 Bevölkerung. In der neuesten Zeit ist im Ganzen vieles zur Vervollkommnung der Postanstalten geschehen. Es hat sich ein reges Streben gezeigt, die Posten in Hinsicht auf Sicherheit, Schnelligkeit und Pünktlichkeit zu verbessern, und durch zweckmäßigere Einrichtungen sind sehr erfreuliche Resultate zum Vorschein gekommen. Vorzüglich verdient das Bestreben der fürstl. thurn-taxischen Generaldirektion, die Schnelligkeit der Briefposten zu befördern, dankbare Anerkennung. So ist seit 1824 die frankfurter Briefpost nach Straßburg, Dijon, Lyon, Marseille in ihrem Laufe um einen Tag beschleunigt worden, und die tägliche Postverbindung zwischen Frankfurt und Paris, die seit eben dieser Zeit besteht, erreicht jetzt ihr Ziel in weniger als drei vollen Tagen. Auch haben die würtembergischen Posten seit ihrer Wiederübertragung an das fürstl. taxische Haus bedeutend an Schnelligkeit gewonnen. Auf den Routen nach Basel, Straßburg und Heidelberg wurden vom Fürstenhause Taxis, in Verbindung mit Baden Eilwagen nach Heilbronn und Stuttgardt, Ulm und Tübingen errichtet, so wie auch seit 1825 zwischen Frankfurt und Kassel. Diese schöne Beispiele regten andere Postverwaltungen zur Nacheiferung an, besonders die badenschen und königl. sächsischen. Seitdem ein großer Theil des linken Rheinufers an Preußen fiel, und diese Regierung durch Uebereinkunft mit dem thurn-taxischen Fürstenhause alle Posten übernahm, wurden an der Stelle der französische Courriere und nach ihrem Vorbilde deutsche Schnellwagen angelegt. Sie sind genau an die bestimmten Stunden der Abfahrt und Ankunft gebunden, und es ist überall die kurze Zeit des Aufenthalts, so wie die Schwere des Gepäcks der Reisenden bestimmt. Man wird nicht mehr durch Trinkgelder an den Postillon, blinde Passagiere, Betteljuden und Hunde, so wie durch willkührliche Verfügungen der Conducteurs beschwert. Die fürstl. taxischen Eilwagen haben das Verdienst, sich zuerst durch eine bequeme innere Einrichtung, und durch äußere Eleganz sich ausgezeichnet zu haben; Baden eiferte ihnen nach. Auch in Oesterreich wurden seit 1824 Schnellwagen auf den Straßen von Udine nach Brünn, Prag, Preßburg, Ofen, Grätz, Triest und Carlsbad eingeführt; sie sind weniger wegen äußerer Eleganz, als wegen ihre innern Bequemlichkeit zu rühmen. Seit 1825 hat man begonnen, Eilposten von Triest über Udine nach Venedig, von Wien über Klagenfurt und Udine gegen das röm. Gebiet

und nach Mailand, auch dahin über Salzburg, Insbruck und Verona, von Prag nach Reichenberg, und sodann in der Richtung nach Tiplitz und Dresden zu errichten. Für den Transport der Paquete sind jetzt besondere Packwagen bestimmt, wodurch derselbe bedeutend gewonnen hat. Nur noch auf denjenigen Routen ist der Transport der Paquete mit dem der Reisenden vereinet, wo die Passage und die Versendungen zu unbedeutend sind, als daß es für beide besonderer Anstalten bedürfe. Die Postgeschäftsverwaltung in den deutschen Staaten hat ungeachtet der Mannichfaltigkeit der deutschen Postanstalten in ihren Grundzügen große Aehnlichkeit. In der Regel steht eine General-Direktion oder ein General-Postamt mit kollegialischer Anordnung und Berathung an der Spitze der verschiedenen Posten Deutschlands. Ueber die 20 taxische Thorntehnposten führt die obere Geschäftsleitung die fürstl. taxische General-Direktion, die seit 1811 in Frankfurt ihren Sitz hat. In den einzelnen Staaten hat eine Ministerialsektion, unter dem Namen Oberpostinspektion, die Oberaufsicht über das Postwesen; jedoch mit Ausnahme des Herzogthums Nassau, wo ein herzoglicher Postkommissair diese Stelle vertritt. In Würtemberg ist die General-Post-Direktion unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet. Die unmittelbare Geschäftsführung ist in den Händen der Hof-Postämter, Ober-Postämter, Postämter und Posthaltereien. Nur bei den fürstl. taxischen Posten und in Preußen bestehen eigentliche oberpostamtliche Bezirke, in welchen die Ober-Postämter die Aufsicht über die Postämter führen. Oestreich ist der einzige Staat, worin die Posten auf Staatsrechnung in den verschiedenen Provinzen getrennt verwaltet werden. In Betreff der Einkünfte der verschiedenen deutschen Postanstalten, lassen sich nur die der constitutionellen Staaten aus ihren öffentlich vorgelegten Budgets mit Sicherheit erfahren. Die preußischen Posten tragen eine halbe Million Thlr. ein, die zum Bau von Kunststraßen verwendet werden. — In Frankreich steht nur die Briefpost unter königlicher Regierung, die fahrenden Posten sind Privatunternehmungen unter öffentlicher Autorisation, gegen bestimmte Abgabe an den Staat, und die Extraposten sind dem Postmeister für eigene Rechnung überlassen. Seit 1819 sind die Brief- und Extraposten unter einer und der nemlichen Verwaltung vereinigt. Ein General-Direktor führt die oberste Leitung des ganzen Postwesens, das dem Finanzministerium untergeordnet ist. In jedem Departement ist ein Postinspektor; jedes Postamt hat einen Direktor, einen Contrelleur und eine gemischte Anzahl von Commis; die Posthalter, die zwar wegen der Extraposten auch unter dem General-Direktor stehen, haben jedoch noch einen besondern Verwaltungsrath, der aus drei Generalinspektoren besteht. Die franz. Postgeschäftsverwaltung hat vor der deutschen den Vorzug der Einfachheit; besonders hat die 1808 erlassene Instruction sur le service des postes, den Geschäftsgang befördert. Die Courriere sind in Frankreich entweder große oder kleine. Jene, die einen bedeckten Wagen mit vier Pferde haben, nehmen auf den Hauptrouten ihre Richtung über Lyon nach Italien, über Bordeaux nach Spanien und Portugal, über Straßburg nach Deutschland. Die kleinen Courriere müssen sich mit Postkarren nach deutschem Zuschnitt begnügen; sie haben nur die Routen im Innern und sind von Privatunternehmern abhängig. Die franz. Briefpostanstalten haben seit der Revolution an Schnelligkeit und Regelmäßigkeit bedeutend gewonnen. Der gegenwärtige Brieftarif beruht auf einem Gesetze vom J. 1806, das jetzt noch gültig ist. Die Taxe auf Briefsachen ist billiger, als in irgend einem großen Staate; doch ist der franz. Brieftarif in der Gewichtsprogression der theuerste unter allen. Dagegen ist die Versendung gedruckter Sachen, die nicht wie in Preußen durch die fahrende Post, sondern durch die Briefposten befördert werden, ungemein erleichtert. Auch besteht

unter königl. Regierung eine kleine Briefpost im Innern von Paris, die schon 1759 errichtet ward. Die fahrenden Posten, Diligencen oder Eilwagen (Messagerie, Diligence) werden nicht, wie in Deutschland auf Rechnung des Staates verwaltet, sondern waren stets und sind noch immer, wie bereits gesagt, Privatanstalten unter öffentlicher Autorisation. Unter ihnen ist die Entreprise generale des Messageries zu Paris die wichtigste. Außer diesen Diligencen gibt es noch eine Art fahrende Boten, Pateches genannt, die Reisende aufnehmen und kurze Tagereisen ohne Pferdewechsel machen, aber auch vom Staate dazu autorisirt werden, und eine bestimmte Abgabe dafür bezahlen müssen. Die franz. Extraposten (postes relvis) verdienen wegen ihrer Schnelligkeit ein ausgezeichnetes Lob; das rasche Fortkommen derselben hat vorzüglich seinen Grund in der Eile und Thätigkeit der Postmeister, Postillons und Wagenmeister. Was die Einkünfte der franz. Briefpost betrifft, so betrugen dieselben vom J. 1814 bis 1822 im Durchschnitt jährlich 21.890.000 Franks; jetzt sind sie zu 26.560.000 Fr. gestiegen. Die Posteinnahme von Paris ist jährlich 4.310.000 Fr,; täglich gehen von Paris 40.000 Briefe, wovon aber nur 28 bis 30.000 Porto bezahlen, ins Innere und ins Ausland, wogegen täglich 30.000 Briefe ankommen, von denen 18.000 Porto bezahlen. — Was das englische Postwesen betrifft, so ist dasselbe durch die Akte der Königin Anna in der Art, wie es jetzt besteht, eingerichtet worden. Die englischen und schottischen und nach sämmtlichen Kolonien (wovon jedoch Ostindien und die in der Südsee gelegenen ausgenommen sind) gehenden Posten stehen unter dem General-Postamt Großbritanniens; Irland hat seine besondere Postbehörde. Nicht nur in den Städten, sondern auch in den meisten großen Dörfern sind Ober- oder Unterpostämter angestellt. Sie haben die Felleisen in Empfang zu nehmen und abzufertigen, die Briefe an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern, das Portogeld einzunehmen und dieses zu gewissen Perioden an das Ober-Postamt einzuschicken. Sieben reitende Inspektoren durchreisen England, und zwei Schottland, von den jeder in einem besondern Postdistrikt über die Erfüllung der in Bezug auf diese Dienste bestehenden Regulative zu wachen, und auf Vollziehung der Contrakte, die wegen Beförderung des Felleisens zu Wagen, Pferd oder Fuß abgeschlossen sind, zu halten hat. Die englischen Posten verdienen als Muster aufgestellt zu werden, in Bezug auf die Ordnung und Regelmäßigkeit, in welcher sie ankommen und abfahren, die Briefe angenommen und ausgegeben werden. Die englischen Briefposten sind in einem hohen Grade der Vollkommenheit; sie zeichnen sich durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit und Sicherheit aus. Die Briefe werden durch fahrende, reitende und Fußposten befördert. In London besteht die General- und die Twopennypost. Die Hauptämter der erstern sind: das des Sekretärs für das Ausland und das Inland, des Oberrechnungsführers, des Obereinnehmers und anderer minderbedeutenden, außer denen in den verschiedenen Theilen der Stadt noch mehr als 60 Häuser zur Annahme von Briefen für die Generalpost sich befinden. Für dieselbe sind außer 175 Beamte, 35 Boten und Lastträger, 203 Briefträger, 270 Condukteurs beschäftigt. Die Anzahl der Briefwagen, die von London abgehen, ist 22, die zur Befahrung der Nebenrouten bestimmt sind, 45. Die Twopennypost erstreckt sich auf London und 10 Meilen im Umkreis; in ihrem Distrikte sind 140 Häuser, um Briefe anzunehmen, 48 Beamten und 350 Briefträger sind für sie beschäftigt. Was die Einkünfte der gesammten engl. Posten betrifft, so belaufen diese sich gegenwärtig auf eine bis eine und eine halbe Million Pfund Sterling. — Die Postanstalten der übrigen europäischen Völker sind entweder noch auf einer sehr niedern Stufe der Kultur, oder sie sind den deutschen, französischen oder englischen Mustern

mehr oder weniger nachgebildet. Die russischen Briefposten haben sich in bedeutendem Grade verbessert, seitdem die russische Postadministration zu ihrer Ausbildung die vorzüglichsten norddeutschen Postanstalten zum Muster genommen hat. Das Porto ist sehr mäßig und es vermindert sich verhältnißmäßig immer mehr, je weiter der Brief auf derselben Post läuft. Ungeachtet des ungeheuren Umfangs von Rußland betragen die Einkünfte der Briefposten doch nicht mehr als 8 bis 900.000 Thaler. Man hat 5 Postcourse: den moskauischen, rigaschen, wiburgischen, archangelischen und polnischen. Bei dem gänzlichen Mangel an Postwagen oder Diligencen sind jedoch die Extraposten sehr wohlfeil und schnell; ein Extrapostschein kostet für die Werste nicht mehr als 2 Kopeken. Zum Gebrauche der Extraposten muß man aber von der Regierung autorisirt seyn. — In Dänemark ist die Post zu sehr Finanzspekulation; dagegen sind die schwedischen Posten billig. In Holland wurde nach dessen Einverleibung in das französische Kaiserthum das franz. Postwesen eingeführt, das auch gegenwärtig noch, seitdem Holland in das Königreich der Niederlande umgewandelt worden, mit wenigen Abänderungen besteht. Die italienischen Posten erhielten während Italiens Verbindung mit dem französ. Kaiserreiche einen höhern Grad der Vollkommenheit, seitdem sie nach dem Muster der französ. Postinstitute ausgebildet wurden. Seitdem 1815 Italien durch die Wiener Congreßakte in seine alten Verhältnisse zurückgestellt wurde, sind die Postinstitute des lombardisch-venetianischen Königreichs, Toscana's, Parma's und Modena's mehr nach den Grundsätzen des östreichischen Postwesens eingerichtet worden. In den übrigen Staaten sind aber die Postanstalten mit geringen Veränderungen dieselben geblieben. In der Schweiz hat jeder Kanton seine eigene Postverwaltung und Postanstalten; es fehlt also die dem Publikum so nützliche Centralisirung des Postwesens. In Ermangelung derselben hat man sich wenigstens bestrebt, durch Verträge so viel als möglich eine Uebereinstimmung in der Administration der Posten zu erzielen. Durch ein Conkordat vom J. 1818, dem nur die Kantone Waadt, Unterwalden, Glarus, Zug, Basel, Wallis und Neuenburg entweder gar nicht oder nicht unbedingt beigetreten sind, ist man, mit Anerkennung des Grundsatzes, daß das Postwesen Regal und Eigenthum eines jeden Kantons innerhalb seiner Grenzen sey, über Folgendes einig geworden: Die Angehörigen aller Kantone sollen, gleich den eigenen, hinsichtlich der Posttaxen nach billigen Grundsätzen behandelt, obrigkeitliche offizielle Briefe taxfrei befördert, von Posten und Messagerien keine Weggelder bezogen, das Postgeheimniß beachtet und die Postbeamten darauf beeidet, den Courieren und Messagerien allen Schutz geleistet und unter keinem Vorwande der Postenlauf weder gehemmt noch verspätet, die Gewährleistung für das der Post Anvertraute (Uebermacht und Gottesgewalt vorbehalten) übernommen und bei Beschwerden über die Post, Fremden wie Einheimischen, unentgeldlich und summarisch Recht gewährt werden. Extraposten sind in der Schweiz noch nirgendwo eingerichtet. Die spanischen und portugiesischen Posten sind noch sehr unausgebildet; auf der niedrigsten Stufe der Kultur befinden sie sich in der europäischen Türkei. Die einzigen Posten, die daselbst bestehen, sind reitende Tartaren, die der Sultan zum öffentlichen Dienste unterhält und die seine und aller öffentlichen Behörden Depeschen schnell befördern müssen.

Postament, Postement (Piedestal), ist eine eckige oder runde Erhöhung in der Baukunst, die verziert ist, und Statuen, Vasen ꝛc. trägt. Sie besteht aus drei Theilen, dem Fuße, dem eigentlichen Körper des Postaments und dem Kranze. Meist ist er höher als dick, doch hat auch oft der Körper eine Würfelform.

Postillen sind Predigtbücher, weil die Predigt aus den Worten des Evangeliums oder Epistelextes abgeleitet zu werden pflegt und daher ihr Thema nach den verlesenen Textworten (post illa) abhandelt.

Postulat. Dieses Kunstwort wird verschiedentlich gebraucht: 1) als ein praktischer Grundsatz, von dem man die Möglichkeit der Ausführung unmittelbar erkennt, z. B. wenn ich eine gerade Linie um einen festen Punkt bewege: so müssen die Spuren, die der Endpunkt der Linie auf der Fläche, auf welcher er bewegt wird, macht, eine Zirkellinie geben. Dieser Begriff herrscht in der Mathematik. 2) Von theoretischen Sätzen, und zwar: a) objektiv synthetischen Urtheilen, die zu ihrer Rechtfertigung weiter keines Beweises bedürfen, in so fern sie an sich selbst schon evident seyen. Dergleichen synthetische Urtheile sind in der Philosophie nicht zu dulden, denn daß das Prädikat eines synthetischen Urtheils nicht sehr in dem Begriffe des Subjekts liegt, sondern hinzugedacht wird: so muß immer erst bewiesen werden, daß es ihm zukomme; b) heißt ein Postulat, ein synthetisches Urtheil, daß in dem Begriffe des Gegenstandes nichts ändert, sondern denselben nur mit dem Erkenntnißvermögen verknüpft, um dadurch einen neuen Begriff, z. B. der Möglichkeit, hervorzubringen, z. B. den Begriff: ewige Welt. Hier frägt sichs: ob das Prädikat ewig der Welt zukommen könne, da es nicht in dem Begriffe des Subjekts schon liegt. Ich muß daher vorher die Möglichkeit dieses Urtheils postuliren. c) Postulate der reinen Vernunft sind theoretische, spekulativ unerweisliche, aber mit dem reinen, a priore gewissen, praktischen Vernunftgesetze so nothwendig und unzertrennlich verbundene Sätze, daß ich um derselben willen, nicht nur ihre Möglichkeit, sondern auch ihre Gewißheit voraussetzen (postuliren) muß, wenn ich nicht an dem Daseyn meiner eignen Vernunft selbst verzweifeln will. So fordert die eigne Vernunft, nach dem höchsten Gute zu streben, dessen Bestandtheile 1) vollkommene Sittlichkeit, und 2) eine derselben angemessene Glückseligkeit sind. Beide finde ich hier in diesem Leben nicht. Ich muß also Unsterblichkeit der Seele, und ein selbst höchst Gutes und seliges Wesen, eine Gottheit, postuliren, von dem ich die Verknüpfung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit erwarten kann.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von) russischer Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensk aus einer ursprünglich polnischen Familie, trat frühe in den Militärstand und war Fähndrich in der Reutergarde, als Katharina II. (vergl. d. Art.) in Uniform gekleidet die Glieder der Garden durchritt, um durch den Beistand der Truppen als Kaiserin erkannt zu werden; Potemkin bemerkte, daß Katharina kein Portepe an ihrem Degen hatte, er knüpfte das Seinige los und überreichte es ihr. Diese Aufmerksamkeit gefiel der Kaiserin, und seine vortheilhafte Gestalt und Lebhaftigkeit machten einen vortheilhaften Eindruck auf sie. Nicht lange nachher ward er zu ihren engeren Cirkeln gezogen, und befestigte sich immer mehr in ihrer Gunst. Jetzt verdrängte er die früheren Günstlinge, besonders die Brüder Orlow (s. d. Art.), und war vom Jahre 1776 an erklärter Liebling der Monarchin. Seinen Stolz erwiederten die Orlows mit Haß, und er wurde von Alexis Orlow in einem Streite durch einen Pistolenschuß des einen Auges beraubt. Die Kaiserin tröstete ihn über diesen Unglücksfall durch die Erhebung zum Kriegsminister, und von da an beherrschte er die Fürstin 16 Jahre hindurch so unumschränkt, daß selbst oft Katharina vor ihm zitterte. Sie sah in ihm die festeste Stütze ihres Throns; sie erkannte sich von mehreren Großen des Reichs angefeindet, fürchtete selbst ihren Sohn, den Großfürsten, dem sie bei erreichter Volljährigkeit den Thron zu übergeben verpflichtet war, und da der Großfürst, der Graf Panin und die Ersten der Nation den Potemkin haßten, so glaubte Katharina in ihm, dem entschlossenen, furcht-

losen Manne, der jeden Gedanken an Widerstand mit Gewalt und Kühnheit niederschlug, den sichersten Schutz gegen ihre Feinde, die zugleich die seinigen waren, zu finden. Vom Jahre 1778 leitete er die auswärtigen Verhältnisse des Reiches fast allein und trat dem Grafen Panin, der dem preußischen Systeme ergeben war, oft als Gegner entgegen. 1780 gab er der Kaiserin die Idee an die Hand, sich der Krimm zu bemächtigen, und als die Tartaren sich 1783 weigerten, der Kaiserin den Huldigungseid zu leisten, wurden auf seinen Rath die grausamsten Zwangsmittel gegen sie in Anwendung gebracht: ein Verwandter des Fürsten, Paul Potemkin, ließ 30.000 Männer, Weiber und Kinder zusammentreiben und niedermetzeln. Zwar wurde auf den Ufern des Dnieper 20 Meilen von Oczakow die Stadt Cherson (s. d. Art.) durch seine Veranstaltung erbaut, auch führte Potemkin einige Obstbaumarten in Taurien ein, und errichtete nahe bei Soudac eine große Branntweinbrennerei; behandelte aber als Generalgouverneur von Taurien die Einwohner mit empörender Willkühr und Grausamkeit, und entvölkerte darauf die Provinz. Ohne die Talente und Kenntnisse eines Feldherrn zu besitzen, war doch das sämmtliche Heer seinem unumschränkten Befehle übergeben. Um seine Verwüstungen den Augen seiner Monarchin zu entziehen, und zugleich ihr mit der raschvoranschreitenden Cultur des Landes zu schmeicheln, wagte er ein kühnes Schauspiel, das, so gut es auch auf den Charakter seiner Gebieterin berechnet war, doch leicht für ihn nachtheilige Folgen hätte haben können. Als Catharina 1787 Taurien bereiste, ließ er an den Ufern des Flusses und an der Landstraße Scheinstädte und Dörfer aufschlagen, und besetzte sie mit einem großen Theil der Einwohner, die aus allen Ecken der Provinz herbeigeschleppt wurden, und ihre Feierkleider anziehen mußten. Bei der Schnelle, womit die Reise geschah, entdeckte die Kaiserin den Betrug nicht und traute Potemkin und dem Scheine. Ein anderes Mal soll er dieselben Regimenter an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Uniformen vor der Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollständigkeit des Heeres zu zeigen. Im Besitze unermeßlicher Reichthümer, mehrerer Kisten voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's, bereicherte er sich noch mit den Gütern der Fürsten Lubomirski und Sapehia in Podolien und Litthauen, und mit nicht weniger beträchtlichen Einkünften waren seine Oberstatthalterwürde in Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere verbunden. Schon 1776 ward er deutscher Reichsfürst; doch dies befriedigte nicht seinen Ehrgeitz; er wollte Herzog von Curland werden, und als Friedrich ihm seine Hülfe hiezu anbot, antwortete er, daß ihm diese Besitzung nicht genüge, und er Herzog werden könne, ohne deswegen den König zu bemühen. 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers. Seinem Ehrgeize fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, den nach seinen Statuten nur ein Oberfeldherr nach einem Siege erhalten durfte. Er reizte daher 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das sogenannte orientalisch-griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Catharina's berühmter Reise nach Taurien (Jan. bis Juni 1787) und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Walachei als ein abhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg seinen Anfang nahm, stand Potemkin mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heeres von 150.000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherrn. Der Krieg war in den Ebenen vor Oczakow, der Kuban und der kleinen Tartarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli b. d. 17 Dec. 1788). Wie Potemkin sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend

und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst von Ligne in seinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow. Die Kälte stieg bis zu einem für diese Gegenden ungewöhnlichen hohen Grade, und die Russen mußten sich in der Erde Höhlen zu Hüten ausgraben. Potemkin wagte endlich einen entscheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu seyn. In der Nacht vom 17. Decbr. eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen seyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde 3 Tage lang geplündert; über 30.000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des heil. Georgs, ein Geschenk von 100.000 Rubeln, den Titel eines Kosacken-Hetman und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den tauriſchen Pallast und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht, begab er sich auf den Friedenskongreß zu Jassy, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland den 11. Aug. 1791 abgeschlossen, aber erst den 9. Jan. 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn ersuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieses Krieges nicht den Friedensschluß. Potemkin wurde von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmtesten Aerzte von Petersburg, die er bei sich hatte, sondern setzte seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolneff gehen; kaum hatte er aber nach dem ersten Nachtlager drei Stunden Weges zurückgelegt, so wurde ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka; unter einem Baume den 16. Oktober 1791 seinen Geiste auf. Sein Leichnam wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100.000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte. — Sein Ehrgeiz war unbeständig und launenhaft; bald wollte er Herzog von Curland König von Polen seyn, und bald waren ihm diese Fürstenthrone zu untergeordnet, und er zog sie der Hoffnung vor, die Türken aus Europa zu verjagen, und auf den Trümmern ihres Reiches ein neues zu errichten. Seit den ersten Blicken der kaiserlichen Gunst behandelte er seine Umgebungen mit Willkühr. In einen einfachen Schlafrock gekleidet, mit nackten Füßen auf einem Sopha ausgestreckt, empfing er die Höflinge und fremden Minister, ohne ihnen einen Stuhl anzubieten, und mehr als einmal legte er gewaltsame Hand an Große, die nicht vor ihm kriechen wollten. Oft beherrschten ihn grausame Launen. Potemkin war einer der sonderbarsten Menschen seines Jahrhunderts; die Natur schuf ihn genau für die Epoche seines Landes, in der er lebte, er vereinigte in seiner Persönlichkeit die entgegengesetztesten Fehler und guten Eigenschaften; geizig und prachtliebend; eigensinnig, herrisch und populär, hart und wohlthätig, stolz und einschmeichelnd, politisch und zutrauungsvoll, Wüstling und abergläubisch, kühn und furchtsam, nach Ehre und Glanz trachtend, und doch beide verachtend, verschwenderisch gegen seine Verwandten, Mätressen und Lieblinge, bezahlte er oft weder Bediente noch Gläubige. Nichts kam der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft bei, und nichts glich der Trägheit seines Körpers. Keine Gefahr erschreckte seinen Muth, und keine Schwierigkeit bewog ihn seine Pläne aufzugeben; aber Ekel findend an ihren glücklichen Erfolgen. Er ermüdete das Reich durch seine Unter-

Digitized by Google

nehmungen und durch die Schwere seiner Gränzenlosen Gewalt, und fühlte sich selbst zugleich ermüdet unter dem Drucke seines Daseyns, und neidisch auf alles, was er nicht that, langweilen doch seine Unternehmungen. Er vermochte weder die Ruhe noch die Thätigkeit zu genießen. Alles war in ihm unzusammenhängend; Arbeit, Vergnügen, Charakter, Haltung; in Gesellschaft hatte er nur gezwungene Miene, und er selbst genirte alle Welt. Er versprach stets, hielt wenig und vergaß nichts. Kein Mensch hatte weniger gelesen als er, und doch waren wenige unterrichteter als er. Er hatte vielen Umgang mit den geschicktesten Männern aus allen Ständen, von den verschiedenartigsten Wissenschaften und Künsten gehabt, und Keiner verstand besser als er, sich das Wissen Anderer eigen zu machen. Seine Kenntnisse waren nicht tief und gründlich, aber ausgedehnt; er ergründete nichts, sprach aber über Alles ziemlich gut. Die Unbeständigkeit in seiner Laune verbreitete eine unbegreifliche Bezarrerie über seine Wünsche, sein Betragen und seine Lebensart: bald wollte er einen Thron besteigen, und bald Bischof oder einfacher Mönch werden; er erbaute einen prachtvollen Pallast und wünschte ihn wieder zu verkaufen, ehe er vollendet war. Jetzt dachte er nichts Anderes als Krieg und umgab sich mit Offizieren, Cosacken und Tartaren, und bald darauf mochte er gar nichts, als Politik, wollte das türkische Reich zersplittern und alle Cabinette Europa's in Aufruhr bringen; zu einer anderen Zeit dachte er nur an den Hof und machte den Höfling, kleidete und schmückte sich mit medischer Pracht, und gab die glänzendsten Feste. Potemkin fing alles an, vollendete nichts, verwirrte die Finanzen, desorganisirte die Armee, entvölkerte das Land, und bereicherte es nur mit neuen Wüsten. Nie wird die Nachwelt ihn einen großen Mann nennen; er war blos außerordentlich. Ein lebendes Bild des russischen Reiches vereinigte er in seinem Geiste und anbebaute Stellen und Wüsten; die Rohheit des eilften und die Verdorbenheit des 18. Jahrh. Oberflächlichkeit in Künsten und Wissenschaften und Klosterunwissenheit, äußere Bildung mit vielen Spüren tiefer Barbarei. Potemkin besaß durchaus keine sittliche Würde, und somit keine Seelengröße; ein verzogenes Kind des Glückes, ohne innere Cultur, und Charakter, roh, wild, ausschweifend, herrisch, grausam, launisch, unwissend; aber ausgezeichnet als eine gewaltige Natur, und ein Proteus in der Hofkunst; so schilderte ihn der Fürst v. Ligne im Lager vor Otzakow im August 1788. Ueber ihn lese man von Dohms Denkwürdigkeiten (1. S. 406 u. Beil. F.); Potemkin der Taurier in H. v. Archenholz Minerva 1797—1800; Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte, Germanien 1794; russische Günstlinge, Tübingen 1810; la vie de Potemkin, Paris 1808. 8. Seine Charakter-Schilderung entwarfen ferner der Fürst v. Ligne und der franz. Gesandte zu Petersburg, Hr. v. Segur.

Potenz im mathematischen Sinne ist Kraft, bestimmt 1) durch ihre intensive Größe. So in der Arithmetik die Zahlen, die durch sich selbst multiplizirt werden, und daher Zahlen geben, die immer so viele Male größer sind, als die Stammzahl Einheiten hat, 16 = 4. 4. 16 ist die zweite Potenz von 4, und die vierte Potenz von 2; 2) durch die Art ihrer Wirkung. So in der Statik die sogenannten mechanischen Potenzen, der Hebel, der Keil, die Schraube, das Rad, die Rolle ꝛc. In der Naturphilosophie die Grade der produktiven Lebenskraft der Natur.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte zu Orleans, geboren daselbst den 29. Jan. 1699, und gest. den 2. März 1772 ohne geheirathet gewesen zu seyn. Er verband eine tiefe Kenntniß des römischen mit dem französ. Rechte und erwarb sich den Ruhm, einen Plan auszuführen, den man bisher vergebens versucht hatte: nämlich die Grundsätze des französ. Rechts, welche in den Compilationen des Justinian so verwirrt durch einander liegen, in eine natürliche und methodische Ordnung zu bringen.

Den ganzen Körper dieses Rechts stellte er in seinen Pandekten auf, geordnet mit einer Klarheit und Methode, die allein ihm angehören. Donat mochte ihm wohl hiezu die Idee, und bis zu einem gewissen Punkt auch das Muster zu diesem Werke gegeben haben; doch Pothier's Plan war weit ausgedehnter und größer. In seinem Vaterlande wurde das Werk nicht so gewürdigt wie im Auslande. Pothier war nicht weniger in dem franz. Gewohnheitsrechte bewandert, das eben so verwirrt und unsicher in seinen Prinzipien war als das römische. In seine Introduction a la Coutume d'Orleans mit seinem Commentar deckte er die Hauptquellen des franz. Rechtes auf und die aus ihm hervorfließenden Folgerungen. Den größten Ruf verschaffte Pothier seine Traites. Sein Leben widersprach der Moral seiner Schriften nicht; seine Uneigennützigkeit kannte keine Grenzen. Durch Zufall wurde ihm der Lehrstuhl des franz. Rechts auf der Universität zu Orleans angetragen; er erfüllte die Pflichten dieses Berufs auf das Gewissenhafteste und verwandte das Gehalt auf Ermunterung fleißiger Schüler. Nie ließ er sich für seine Schriften Honorar bezahlen. Den Obliegenheiten seines Richteramtes kam er mit einer solchen Gewissenhaftigkeit nach, daß er einst eine Partei, die ihren Prozeß verloren hatte, entschädigte, weil er bei der Untersuchung der Sache ein Aktenstück übersehn hatte, das ihm entscheidend schien. Seine Werke sind noch nicht alle gedruckt.

Potocki, eine alte polnische Familie, in der sich vorzüglich auszeichneten: 1) Graf Paul, Kastellan von Kameniec in Podolien; erwarb sich durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit einen berühmten Namen. Der Großreferendarius, Graf Joseph Andreas Zaluski, gab seine Schriften heraus und begleitete sie mit einer Genealogia potockiana. — 2) Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Gr. Alexander Potocki, und Bruder des Theodor Potocki, Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen, bekleidete unter August II. den Gesandtschaftsposten bei der russischen Kaiserin Anna Iwanowna, und wurde hierauf Woiwode von Belzk. August III. erhob ihn zum Marschall des Adels und Obermarschall der Königin. Seine treffliche Reden hat Daneykowicz in seiner Suada polona gesammelt. — 3) Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polnischen Artillerie, Besitzer eines bedeutenden Vermögens, genoß während den polnischen Unruhen 1788 eines großen Ansehens und Gewichts. Ein erklärter Anhänger der alten Aristokratie, widersetzte er sich aus allen Kräften dem Reichstage, der 1791 im Mai damit umging, dem Staate eine monarchische Constitution zu geben. Da die Ansichten des Grafen und die Wünsche des russischen Hofes, der Polen gern in der alten Anarchie und so in seiner alten Schwäche erhalten wollte, Hand in Hand gingen, so verband er sich mit dieser Macht, veranlaßte im Mai 1792 die Targowiczer Conföderation, erließ in Verbindung mit Rzewuski und Braniski eine öffentliche Erklärung gegen die neue Constitution und bestand auf ihre Aufhebung. Beim Einmarsch der Russen in Polen, schloß er an sie sich an und erhielt ein solches Uebergewicht, daß er den schwachen und übel berathnen Stanislaus August (s. Poniatowski), zwang der Targowiczer Conföderation, beizutreten. Nicht weniger Einfluß übte er auf dem hier aufgehaltenen Reichstag zu Grodno aus, vernichtete die Hoffnung seines Vaterlandes, und bereitete seinen Fall. Auf diesem Landtage wurde die Constitution aufgehoben und die Theilung Polens unterschrieben. Viele Polen glaubten, er habe die kühne Hoffnung gehegt, Poniatowski die Krone zu entreißen und sie auf sein Haupt zu setzen. Während des J. 1791 betrieb er mehrere Staatsangelegenheiten bei der Kaiserin Catharina und genoß in seinem Vaterlande einer ausgedehnten Gewalt. Als die Polen unter Kosciuszko, (s. d. A.) Kolontay und Ig. Potocki sich vereinigten und die Waffen gegen die Russen ergriffen, floh er nach Rußland. Das höchste Ge-

Digitized by Google

richt der Republik machte ihm den Prozeß, er wurde als Verräther des Vaterlandes erklärt und zum Tode verurtheilt; seine Güter wurden eingezogen und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. 1795 ernannte ihn die Kaiserin Catharina II. zum Oberfeldherrn. Zwei Jahre früher hatte er von ihr schon den Alexander-Newski-Orden erhalten. Seitdem lebte er auf seinen Besitzungen und starb 1803. — 4) Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1753, Großmarschall von Litthauen, ein Mann, ausgezeichnet durch Vaterlandsliebe, festen Charakter und Einsichten. Um der Anarchie und den innerlichen Unruhen, wodurch Polen sich schwächte und ein Raub der Nachbarstaaten werden mußte, ein Ende zu machen, verband er sich 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., und entwarf mit Hülfe des Italieners Piatoli die passende Constitution vom 3. Mai 1791. Durch seine Bemühungen bewogen, nahm auch der König sie an; doch seinen Vetter Felix vermochte er nicht für sie zu gewinnen. 1792 ging er nach Berlin, um den Hof zum Schutze Polens anzurufen, und arbeitete der Targowitzer Conföderation kräftig entgegen. Beim Vordringen der Russen mußte er fliehen und ward seines Vermögens beraubt. 1794 schloß er sich dem Unternehmen der nach Unabhängigkeit ihres Vaterlandes strebenden Polen an, verließ Dresden und ging über Krakau nach Warschau. Hier zum Oberfeldherrn ernannt, half er einen hohen Nationalrath errichten und leitete die auswärtigen Angelegenheiten. Bis zur Erstürmung Praga's war er sehr thätig, besonders als Mitglied der Schulkommission: so übersetzte er Condillac's Logik und führte sie in den Schulen ein; auch ließ er mehrere Gelehrten auf seinen Kosten reisen. Nach Warschau's Einnahme wurde er gegen die Bedingungen der abgeschlossenen Capitulation eingezogen und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg in Rußland gebracht. 1796 gab ihm Paul I. die Freiheit wieder; von dieser Zeit an lebte er bis 1809 in Gallizien unter Aufsicht. 1809 verließ er Gallizien und trat wieder ins öffentliche Leben, um sich ganz dem Wohle des Vaterlandes zu widmen, dessen Wiederherstellung er unter dem mächtigen Schutz Napoleons gewiß glaubte. Er wirkte zur Bildung des Volkes durch Vernichtung der Leibeigenschaft und Hebung der Schulen. Er starb den 30. Aug. 1809, als er an der Spitze einer Gesandtschaft des Herzogthums Warschau sich zum Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte. — 5) Sein Bruder Stanislaus Kostka, General der Artillerie, war Freund der letzten Constitution, bis der König solche aufgab und ging dann nach Wien. Nach hergestelltem Herzogthum Warschau, wurde er Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection und Kaiser Alexander ernannte ihn zum Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Er starb 1822. Er war ein beliebter Nationalschriftsteller.

Potosi, einst die Hauptstadt einer gleichnamigen Intendantschaft von 200.000 Einwohnern des spanischen Vicekönigreichs de la Plata in Südamerika jetzt die Hauptstadt einer Provinz der Republik Oberperu liegt unter 19 Grad südlicher Breite und 40 Grad Länge von Ferro, auf der Südseite des Gebirges Potosi, ist schön gebaut mit breiten, geraden Straßen und zählt an 70.000 Einwohner. Die Stadt wurde 1547 auf einen 4365 Fuß hohen und drei Meilen im Umfange haltenden Berge erbaut, dessen Umgebung wegen der hohen Lage unfruchtbar sind. Die hiesigen Kirchen und Klöster sind außerordentlich reich an getriebener und massiver Silberarbeit. Das große Silberbergwerk Potosi's findet sich in einem konischen Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in dessen ganzem Umfange von beinahe sechs Meilen man über 300 Gruben zählt. Sie kommen aber bei der großen Urkunde der frühern Bergbauer mehr Raubgruben als wahren Gruben gleich. Es ist allerdings ein Beweis von der innern Metallfülle dieses Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 280 Jahren noch jetzt eine überaus reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Am 21. April 1545

wurden die Minen von den Spaniern eröffnet. In den ersten Zeiten ragte das gediegene Silber an mehreren Orten kammförmig über das Gebirge hervor. Jetzt hingegen erfordert es tiefere Arbeiten und mühsamere Operationen. Es ist hierbei das Verquicken (Amalgamiren) in Gebrauch und der Aufwand des bei diesem Prozesse, was man zum Glück, so wie das hiezu ebenfalls nothwendige Salz in nicht weiter Entfernung von P. tosi reichlich findet, ist erstaunlich groß. 1790 prägte die königliche Münze zu Potosi 468.609 Mark Silber, werth 3.983.176 Piaster, und 2204 Mark Gold, werth 299.846 Piaster. Beide Metalle sind in Potosi die einzigen Erzeugnisse, für welche alle Lebensbedürfnisse aus den benachbarten Ländern herbeigeschafft werden. Es herrscht hier meist viel Ueppigkeit und Luxus. Die Silbererze nehmen ab, theils weil die Bergwerke zu tief gehen, theils weil der Krieg so viele Bergarbeiter aufgerieben hat. Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden.

Pot-Pourri, ein Gefäß mit getrockneten und eingesalzenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, welche angenehme Gerüche ausduften; 2) überhaupt ein Gemengsel; daher 3) ein aus mancherlei Fleische zubereitetes Gericht; 4) ein Tanz in verschiedenen Taktarten. Scherzend sagt man wohl auch ein Pot-Pourri von Gelehrsamkeit.

Potsdam, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Brandenburg, und zweite königl. Residenz, liegt in einer reizenden Gegend vier Meilen von Berlin am Einfluß der Nuthe in die Havel und ist nächst Berlin die schönste Stadt des preuß. Staats, welches den Königen Friedrich Wilhelm I. und II. und besonders Friedrich d. Einzigen verdankt. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören und vier außerhalb der Mauer liegenden kleinen Vorstädten und ist von einem Kanal durchschnitten, über den sieben Brücken führen. Unter den Thoren zeichnet sich das Brandenburger aus, welches aus einem schönen mit freistehenden korinthischen Säulen gezierten Triumphbogen nach dem Muster des Trajanischen in Rom besteht. Die Straßen sind schön und prächtig und werden durch 500 Laternen erleuchtet; unter den herrlichen Plätzen sind die vorzüglichsten der Wilhelmsplatz mit schönen Baumreihen; die Plantage am Bassin mit Lindenalleen; die gleichfalls mit schönen Bäumen besetzte Garnisonsplantage; der Markt, von schönen Gebäuden umgeben, in dessen Mitte sich ein 75 Fuß hoher marmorner Obelisk und den Büsten Churfürst Friedrich Wilhelms d. Gr., der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II. Unter den öffentlichen Gebäuden sind am merkwürdigsten: das königl. Schloß, welches Churfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete, ein aus drei Geschossen bestehendes längliches Quadrat mit zwei herrlichen Säulenkolonaden korinthischer Ordnung bildend; das Rathhaus, von Friedrich II. nach dem Modell des Amsterdammer 1754 erbaut; die prächtige von Friedrich Wilhem I. erbaute Hof- und Garnisonskirche mit einem Glockenspiel auf dem 365 Stufen hohen Thurme und unter der marmornen Kanzel in einer marmornen Gruft ruhen die irdischen Ueberreste Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs d. Einzigen. Die Kirche für den kathol. Kultus; die Heiligegeistkirche mit einem hohen prachtvollen Thurm; die nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbaute Kirche der französ. Reformirten; das 4 Geschoß hohe, große, von Friedrich II. neuerbaute Militär-Waisenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demselben über 2000 Kinder von Militärpersonen verpflegt werden. Die große, eine ganze Straße einnehmende 4 Geschoß hohe Gewehrfabrik, ebenfalls von Friedrich d. Großen erbaut. Das Schauspielhaus, das Armen- und Krankenhaus u. s. w. Potsdam enthält am 25.000 Einw., worunter 7.000

Militär. Hier ist der Sitz der Regierung, der Oberrechenkammer und der kurmärkisch-ökonomischen Gesellschaft mit einer Bibliothek und Sammlung von Modellen; an wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten besitzt Potsdam ein Lyceum, ein Seminar, eine Cadetten-, Garnison-, Lehr- und Industrieschule; auch hat es mehrere Wohlthätigkeitsvereine. Die wichtigste Industrie-Anstalt ist die Gewehrfabrik. Die in Spandau geschmiedeten Gewehrläufe werden hier geschäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlössern und allem übrigen versehen und in fertigen Stand gesetzt. Gegenwärtig beschäftigt diese Fabrik 160 Arbeiter. Die übrigen Fabriken und Manufakturen liefern seidene, baumwollene und wollene Waaren, Leinwand, Band, Leder, Hüte, Tabak, Bleistifte, Siegellack, Wandtapeten von Wachsleinwand und Papier, lackirte Stöcke, musikalische Instrumente, Kutschen, Fayence, Blonden, Kanten, Korkstöpfel, rothes türkisches Garn rc. Der Handel wird durch die Verbindung der Havel mit andern Flüssen und dem Meere sehr erleichtert. Vor den meisten Thoren der Stadt sind schöne Alleen angepflanzt und weit hin, größtentheils an der Havel sind Wälder, buschigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man schöne und abwechselnde Aussichten nach der Stadt über die sehr breite Havel nebst einigen Seen, nach verschiedenen Dörfern und nach den königl. Gärten, Wäldern, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Nordwestlich liegt das sehenswürdige Sanssouci (s. d. A.), der Lieblingsaufenthalt und Sterbeort des unvergeßlichen Königs, den er sich selbst erbaute, mit einer prächtigen Bildergallerie; das neue Schloß, ein Palast von ausnehmender Schönheit, Pracht und Geschmack, mit einem herrlichen Park, alles von Friedrich dem Großen angelegt. Nordöstlich, am heiligen See, das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Marmor-Palais mit einem prächtigen Garten. Südlich auf dem Brauhausberge, ein in Gestalt einer Warte gebautes königl. Lusthaus, und die Pfaueninsel, das kleine königl. Lustschloß, wo der jetzige König sich so gern aufhält. Endlich westlich von Potsdam, das reizende königl. Landhaus Paretz.

Pottasche, das feuerbeständige Gewächs-Laugensalz (Pflanzenalkali). Das Kali kommt in der Natur theils in Pflanzen und thierischen Körpern vor; man erhält es aus der Asche der meisten Pflanzen, wenn man sie mit Wasser auslaugt. In mehreren holzreichen Ländern, wie in Schweden, Polen, Rußland und Nordamerika, wird es fabrikmäßig bereitet. Man verbrennt eine große Portion Holz zu Asche, und laugt diese erst mit kaltem, dann mit kochendheißem Wasser aus, wo das Wasser das Kali zugleich mit den übrigen Salzen der Asche auflöst und die Erdarten zurückläßt. Die Lösungen werden bis zur Trockenheit abgedunstet und geben ein gelbes Salz, was nachher weiß gebrannt wird und unter dem Namen Pottasche in den Handel kommt. Die Pottasche enthält jedoch kein reines Kali, sondern dieses ist darin theils mit Kohlensäure gesättiget, theils mit Kieselerde verbunden und mit den Salzen der Asche gemengt, welche hauptsächlich aus schwefel- und salzsaurem Kali und zuweilen aus etwas kohlensaurem Natron bestehen. — Ehedem sah man die Pottasche, die aus verschiedenen Pflanzen gewonnen wird, für verschiedenartige Salze an, und gab nach und nach den Körpern, aus welchen man sie bereitet, mancherlei Namen, z. B. Wermuthsalz, Weinsteinsalz, vegetabilisches Laugensalz, u. s. w. Anfangs nannte man auch das Kali im gereinigten Zustande Pottasche; jetzt unterscheiden wir beide Benennungen, so daß Pottasche nur von dem unreinen Kali gebraucht wird, wie es im Handel vorkommt. Um die Pottasche einigermaßen rein zu erhalten, löst man sie in kochendem Wasser auf, filtrirt die Lösung und dunstet sie bis zur Kristallisation ab. Dabei setzen sich die fremden Salze ab, und wenn nach wiederholter Abdunstung nichts mehr

anschließt, so wird die rückständige Lauge in einer reinen Eisenpfanne bis zur Trockenheit abgebunstet. Schneller, aber mit mehrerem Abgange, kann man die Pottasche reinigen, wenn man sie mit gleichen Theilen kalten Regenwassers übergießt, ein paar Tage lang zuweilen damit umrührt, und endlich die Lösung von dem Ungelösten durch Leinwand seiht und bis zur Trockenheit abdunstet. So reinigt man sie in Apotheken; doch wird sie dadurch nicht von allen fremden Salzen gänzlich befreit, behält auch ihren ganzen Kieselgehalt.

Poelenburg (Paul), ein berühmter holländ. Landschaftsmaler, geb. 1625 zu Enkhuisen, starb zu Amsterdam 1654. Seine Kunst erlernte er unter der Leitung seines Vaters, und machte, mit großem Talente für dieselbe ausgestattet, solche Fortschritte darin, daß er sich schon im 15. Jahre einen Namen erworben hatte. In seinen Landschaften stellte er vorzüglich Hausthiere mit außerordentlicher Wahrheit dar, ohne deswegen sklavischer Nachahmer der Natur zu seyn; denn er arbeitete mit Geist und Freiheit. Seine Gemälde sind selten und theuer.

Poussin (Nikolas), einer der berühmtesten Maler seiner Nation, den man den französ. Raphael nennen könnte, ward 1594 aus einer adelichen aber sehr armen Familie zu Andelys in der Normandie geboren. Er machte seine ersten Schritte unter mittelmäßigen Meistern; demungeachtet waren seine Fortschritte überraschend. Sein Verdienst war schon bekannt und sein Pinsel häufig beschäftigt, als ihn die Neigung, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, nach Italien zu reisen bewog. Zu Rom lernte ihn der Dichter Marini kennen, verband sich mit ihm auf das Freundschaftlichste, und brachte ihm Geschmack an der Lesung der Dichter bei, aus den Poussin großen Nutzen für seine Schöpfungen zog. Nach Marini's Tod gerieth Poussin in bedrängte Umstände und sah sich genöthigt, seine Gemälde tief unter dem Preise zu verkaufen; doch ihm entsank nicht der Muth; stets damit beschäftigt, nützliche Kenntnisse sich zu erwerben, erlernte er die Geometrie, die Perspektive, die Architektur und Anatomie; seine Unterhaltung, Lektüre und Spaziergänge, alles bezog sich auf seine Kunst. Er befragte die Natur nur für die Landschaftmalerei, die Antike diente ihm zum Modell seiner Figuren: er modelirte sehr gut Statuen und Basreliefs und würde ein trefflicher Bildhauer geworden seyn, wenn seine Thätigkeit sich nach dieser Seite gewandt hätte. Poussin überdachte und ordnete lange seinen Gegenstand, ehe er ihn dem Linnen anvertraute: daher finden sich auch keine unnützen Episoden in seinen Erfindungen, die Stellungen und Bewegungen seiner Gestalten stehen im genauen Einklange mit ihrer Situation, sie sprechen mit einander, sie handeln unter sich, nirgends Ueberfluß oder Mangel. Von Rom nach Paris zurückberufen, wich er nach einiger Zeit dem Neide und der Cabale aus und ging nach Rom zurück, wo er arm und ruhig lebte. Die Ursache, wodurch Poussins Aufenthalt zu Paris so sehr verbittert wurde, war folgende: Denovers, Aufseher der Gebäude, hatte von Ludwig XIII. und dem Cardinal Richelieu die Erlaubniß ausgewirkt, Poussin nach Paris kommen zu lassen, die große Gallerie im Louvre zu malen. Poussin erhielt zu diesem Endzwecke das Brevet des ersten Hofmalers und kam gegen das Ende 1620 zu Paris an. Aber auch Jacques Fouquiers hatte ein ähnliches Brevet, daß er die Gallerie mit seinen Gemälden zieren sollte. Poussin hatte daher gleich bei seiner Ankunft in Paris den Fouquiers zum Feinde, mit dem sich noch Lemercier, der Architekt des Königs, verband, der die Gallerie mit überflüssigen und dabei geschmacklosen Verzierungen seiner Kunst überlud. Poussin ließ sie wieder entfernen, und der Haß der Baukünstler verfolgte ihn. Ueberdies hatte er auch mit der Malerschule von Simon Vouet, der bei der Königin in Gunst stand, zu kämpfen. Dies war zu viel für den einfachen und gern in Ruhe lebenden Mann, den blos Liebe zu seiner Kunst beseelte.

Er verfertigte ein satyrisch-allegorisches Gemälde auf seine Feinde und kehrte nach Rom zurück, wo er 1665 an einem Nervenschlage starb. Als er 1640 Paris verließ, war er eben damit beschäftigt, für die Gallerie im Louvre Cartons, die eine Folge von Herkules Heldenthaten darstellten, auszuarbeiten. Obgleich ihm Ludwig XIV. die Pension und den Titel des ersten Malers ließ, lebte Poussin doch stets in sehr mäßigen Verhältnissen. Der Ruhm war seine einzige Triebfeder, und er verschmähete es, sich durch schnöden Gewinn zu bereichern. Unter allen Malern seiner Zeit kannte er am Besten das Ideal des Schönen, deswegen fühlte er die tiefste Verehrung für die Meisterwerke des Alterthums und entfernte sich von der flammändischen Schule, welche dies schöne Ideal vernachlässigte. In allen Werken zeigte Poussin ein tiefes Urtheil; er zeichnete mit vieler Correktheit und seine Compositionen sind verständig und edel. Seine Erfindungen sind geistreich, sein Styl groß und heroisch. Kein Meister hat ihn gebildet, und er selbst hinterließ nur einen Schüler, Caspar Dughet, seinen Schwager, der sich durch die Schönheit seiner Landschaften berühmt machte, wenn gleich er in Hinsicht der Würde, des Reichthums seiner Compositionen und der Verschiedenheit der Lagen tief unter seinem Meister blieb. Poussin studirte hauptsächlich die Werke des Titian, deswegen zeichnen sich seine ersten Arbeiten durch ein besseres Kolorit aus: doch fürchtete er später, wie er selbst sagte, daß er über den Reiz des Kolorits die Zeichnung vernachläßige. Sein Geschmack für die Antike war zu auffallend in seinen Gemälden. Kenner vermögen die Gemälde anzugeben, die ihm zu Mustern gedient haben. Die Falten seiner Gewänder sind überhäuft, die Stellungen seiner Figuren nicht hinlänglich kontrastirt, und die Mienen und der Ausdruck wenig mannichfaltig. Diese Fehler abgerechnet, kann Poussin mit den größten Malern Italiens verglichen werden. Zu seinen vorzüglichsten Werken die sieben Sakramente, eine herrliche Folge. Seine Sündfluth ist ein Meisterstück; man kann es nicht anschauen, ohne von den Gefühlen des Schreckens und des Mitleids durchdrungen zu werden. Ferner der Germanikus, die Einnahme von Jerusalem, die Pest der Philister, Rebekka, die Ehebrecherin, die sieben Sakramente, die er zum zweiten Male mit bedeutenden Abänderungen malte; Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des goldenen Kalbes, die Manna, Moses aus dem Wasser errettet, und eine große Menge Landschaften, mit den er seine historischen Gemälde bereicherte. Le Bellori hat sein Leben italienisch beschrieben; Chateau Poilly und Claudine Stalla haben nach ihm gestochen. Die franz. Regierung ehrte sein Andenken durch eine Statue von Mamor, die Pierre Julien ausarbeitete.

Pozzuolo, s. Puzzuolo und Neapel.

Präadamiten nennt man die Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man darzuthun gesucht hat, daß die Erde schon früher bewohnt worden sey, als die mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigne präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende, Pfründe, eigentlich ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der katholischen Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewiesen sind, z. B. Bisthümer, Canonicate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andere Stelle, die man in ein Stift, in ein Hospital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es deren auch in der evangelischen Kirche. Endlich

pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Präbendarius, ein Pfründner, Stifts- oder Domherr.

Präcipität, Präcipitation, s. Niederschlag.

Präcludiren, d. i. ausschließen, heißt in der Rechtskunde gewisser Rechte verlustig erklärt; daher eine Vorladung sub poena praeclusionis den Nichterscheinenden seiner fraglichen Rechte für verlustig erklärt; und eine präclusivische Frist eine solche, binnen der gewisse Rechte oder Ansprüche geltend gemacht werden müssen, wenn sie nicht verloren seyn sollen.

Prädestination und **Prädestinatianer**, s. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre, nach welcher der Mensch durch höhere Macht ohne Rücksicht auf seinen Willen zum Glücke oder Unglücke, Laster oder Tugenden im Voraus bestimmt (prädeterminirt) sey. S. Determinismus.

Prädikantenorden, s. Dominikaner.

Pradon (Jean Nikolas), ein französischer Dichter, aus Rouen gebürtig, trat als Nebenbuhler von Racine auf, indem er so wie dieser das Sujet Phedre et Hippolyte bearbeitete, das anfangs mit einigem Beifall aufgenommen wurde. Er starb zu Paris 1698 und hinterließ noch: Tamerlan, Regulus, Antigone, Le Troade, Satirae Scipion l'Afrikan, Tarquin, Electre, Germanicus, Pyrame et Thisbe. Gesammelt erschien sie zu Paris 1744 2 Bände. 12. Pradon war nur ein sehr mittelmäßiger Dichter, und dazu in einem hohen Grade unwissend und voller Anmaßung.

Präexistenz nennt man das Daseyn der menschlichen Seele vor Erzeugung des Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor der Welt alle Seelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Die Aegytier, Chaldäer, Cabbalisten, unter den Griechen Pythagoras und Platon, behaupteten diese Präexistenz.

Präfekt, ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigsten waren der Präfektus Prätorio, unter den Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche Leibwache, und der Präfektus Urbis. In Frankreich heißt jetzt der Präfekt der oberste Regierungsbeamte in einem Distrikte oder Departemente, welches Präfektur genannt wird; jedes Arrondissement hat einen Unterpräfekt. Die Präfekturen führte Napoleon ein, als er die kollegiale Departementalverwaltung im Gesetz vom 17. Febr, 1800 abschaffte, und dem Präfekten einen Präfekturrath von drei bis fünf Räthen und einen allgemeinen Departementrath, der sich wegen gewisser Repartitionen jährlich versammeln sollte, so wie einen Bezirksrath zur Seite stellte. Beide letztern sind im Departementsrath verschmolzen, und machtloser unter bourbonischer Regierung geworden, so daß die Präfekten jetzt in die persönlichen Verhältnisse der Bürger noch mehr als unter Napoleon einzudringen vermögen. Durch die Präfekten lenken die Minister die Wahlen und Criminalrechtspflege. Ueber einen Administrationsgegenstand, der unter Mehreren streitig wird, verfügt der Präfekturrath, in dem der Präfekt nur eine Stimme hat. Von den Arretes der Präfekturräthe geht die Berufung an den Staatsrath. — Daß die Macht der Präfekten und der Administrativbehörden zu groß sey, darüber ist man sich ziemlich eins; aber von der andern Seite erleichtert diese Einheit der Verwaltung das schnelle Regieren oder Vollziehen des Befohlnen. — In Deutschland ist fast allenthalben die obere Verwaltung Kollegialverwaltung, und im Ganzen nach unsrer Erfahrung dieses der franz. Form weit vorzuziehen, besonders da der Präfekt seine Bürgerlisten selbst wählt und entläßt, und wenn er kein ungewöhnlich thätiger Mann ist, sich diese eine ungebührliche Macht und Willkür anmaßen; ja man hat Fälle, wo der Präfekt durch unerfahrne Jünglinge einzelne Sektionen leiten ließ, welche bisweilen wahre Ungerechtigkeiten formell verschleierten und mit einer beliebiger Willkür sanktionirten,

und sich bestechen ließen, wenn auch unläugbar die franz. Verwaltungsmanier wohlfeiler scheint.

Prag. Diese befestigte Hauptstadt des Königreichs Böhmen, nach Wien und Berlin die größte und schönste Stadt in Deutschland, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtskenners, des Gelehrten, des Künstlers, der Freundes des Schönen im höchsten Grade verdient, liegt unter dem 50. Gr. N. Br. am Fuße des Petriner- und Strahberges auf sieben Hügeln in einem ziemlich engen Thale zu beiden Seiten der Moldau. Sie bietet schon in der Ferne durch ihre Lage auf Hügeln und Bergen mit vielen schönen Thürmen und hochliegenden Palästen einen herrlichen Anblick dar. Die berühmte nach ihrer Art einzige steinerne Brücke streckt sich 1796 Fuß lang aus der Altstadt hinüber zur Kleinseite; sie ruht auf 18 Pfeilern, ist 35½ Fuß breit, vom gewöhnlichen Wasserspiegel an in der Mitte 40 Fuß hoch und mit 28 kolossalen Bildsäulen von Heiligen verziert. 1358 unter Karl d. Vierten ward sie gegründet und erst nach 145 Jahren völlig zu Stande gebracht. Man zeigt noch die Stelle, von welcher der heil. Johann Nepomuk ins Wasser gestürzt worden. Auch soll jetzt (1827) noch eine zweite Brücke aus Eisen über den Fluß gebaut werden. Prag hat einen Umfang von beinahe 6 Stunden, 41 öffentliche Plätze, 218 Straßen, 3250 Häuser und über 90.000 Einwohner, worunter 9000 Juden, die nächst der Altstadt in einem eigenen Viertel wohnen. Prag besteht aus vier vereinigten Städten; die Häuser, meistens groß, obgleich viele nach alter Bauart, sind in einigen Stadttheilen nahe aneinander gedrängt; in andern werden sie von großen anmuthigen Gärten getrennt. Unter den Häusern sind 68 Paläste, welche einen herrlichen Eindruck machen, gewöhnlich alle durch ihre Größe, viele durch schöne Anordnung und geistvolle Ausführung, einige durch Anklang des Alterthumes. Kirchen und Klöster sind in großer Anzahl vorhanden und zeichnen sich meistentheils durch edlen Baustil, in ihrem Innern durch Pracht und viele Kunstschätze aller Art aus. Der ehemalige Graben, der die Altstadt, deren Straßen die engern und winkichsten sind, umgab, ist zu den anmuthigsten Spaziergängen unter Baumreihen umgestaltet, und verbindet auf diese freundliche Weise die Neustadt, welche den ganzen südöstlichen Bogen der Altstadt umgiebt, südlich weiter am Flusse hinzieht bis zum hohen befestigten Kastell Wischehrad, einst die Residenz der alten tschechischen Herzöge im 6ten und den folgenden Jahrh. In dieser Gegend sind große Gärten und ausgedehnte Weinberge in der Stadt. Die Außenlinien der Neustadt sind mit Festungswerken eingeschlossen. Jenseit der Moldau bilden der Laurentiberg und der Hradschin einen reizenden Halbmond, in welchem sich ein Theil vom Ufer der Moldau zieht. Dieses Thal ist mit den freundlichsten, bedeutendsten Häusern bebaut und heißt die Kleinseite; aber die Häuser steigen noch reihenweise die Berge hinan und oben auf dem rechtsliegenden Hradschin erheben sich nächst der ungeheuern Kaiserburg viele große herrliche Paläste, bis das prächtige Kloster Strahof auf dem zurückgezogensten Bogen der Berge die Häuserfolge schließt. Außerhalb den Festungswerken liegen noch einige Vorstädte. Uebrigens liegen die Berge zu nahe, weßhalb die Stadt sich nicht lange als Festung behaupten läßt. Zu den vorzüglichsten Gebäuden Prags gehören auf dem Hradschin die erwähnte kaiserliche Burg, von erstaunlichem Umfange (sie enthält über 400 Zimmer), an welcher seit Jahrhunderten gebaut wurde, die aber ihre jetzige Gestalt unter Maria Theresia erhielt. Der Eindruck dieses durch wahre Größe erhabenen, durch edle Einfachheit so wie durch sparsam aber großartig angebrachte Zierden überraschenden Herrschersitzes wird durch die unbeschreiblich schöne Lage gehoben. Auf den Schloßhöfen befinden sich Springbrunnen und kolossale Bildsäulen, worunter sich die meisterhafte Statue St. Georgs auszeichnet. Im Innern sind besonders zwei Säle und

Digitized by Google

die Schloßkapelle sehenswerth; die letztere wegen ihrer prächtigen Fresco-Gemälde und Skulpturen. Der große Wladislawsche Saal gehört zu den schönsten Werken altdeutscher Architektur; der spanische Saal zeichnet sich durch seine Verzierungen aus; in mehrern der übrigen reich dekorirten Burgzimmer prangen treffliche Schildereien berühmter Maler. Auf dem dritten Hofe des Schlosses erblickt man die alte ehrwürdige Metropolitane zu St. Veit, altdeutschen Styls und durch Kühnheit einzig ihrer Art. Das Innere ist leider mit Verzierungen überladen und nur der Aufblick zur lichtvollen Kuppel ist eindruckerregend. Merkwürdig sind die Grabmäler mehrerer Kaiser und böhmischen Könige, und unter den zwölf Seitenkapellen die Kapelle des heil. Herzogs Wenzel, mit großer Pracht von Karl d. Vierten 1347 über dem Grabe des Heiligen erbaut, wo vorzüglich die alten Oelgemälde, Wenzels Leben und Karl d. Vierten nebst seiner letzten Gemahlin darstellend, vielleicht als die ältesten, welche existiren, zu beachten sind. Das Kostbarste aber in der Metropolitane ist das Grabmal des heil. Nepomuk. Ueber einem marmornen Fußgestelle wird ein großer gediegener silberner Sarg mit Reliefs, die Hauptgeschichte des Heiligen vorstellend, von vier großen silbernen Engeln getragen; neben ihnen sitzen vier kleinere mit Leuchtern. Ueber dem Sarge breitet sich ein rothseidener Thronhimmel aus, dessen vier Flügel von vier silbernen Engeln ergriffen sind, die von der Mauer abschweben; diese Engel allein wiegen 910 Mark; der silberne Sarg 5000 Mark; in demselben ist ein krystallglasener eingesetzt, der die Gebeine des Heiligen enthält; seine Zunge wird in einem goldenen Behältnisse aufbewahrt. Außerdem besitzt die St. Veitskirche noch einige Gemälde von großen Meistern, alterthümliche Verzierungen und den bekannten salomonischen Leuchter. Ferner sind auf Hradschin das königl. Damenstift, ein großes schönes Gebäude, der erzbischöfl. Pallast, das alte Observatorium des Tycho Brahe, die Rotunda der Kreuzherren mit dem rothen Stern, das zweite adliche Damenstift zu den heil. Engeln, das Prämonstratenserstift Strahof, auf der Höhe des Berges mit einer schönen Kirche (worin das Grab des Ordensstifters St. Norbert, vortreffliche Gemälde und eine herrliche Orgel), einer prächtig eingerichteten Bibliothek von 50.000 Bdn. und 1000 Handschriften und einem Naturalienkabinet: endlich der Czernysche Pallast, worin eine Gesellschaft der Vornehmsten eine öffentliche Gemäldesammlung anzulegt hat. In der Kleinseite: die Hauptkirche St. Nikolaus, welche ihre jetzige Pracht den Jesuiten verdankt, mit herrlichen Fresko- und Oelgemälden großer Meister ausgeschmückt; die Palläste des Fürsten von Lobkowitz und des Grafen von Waldstein. Merkwürdigkeiten der Altstadt sind: die Pfarrkirche am Tein mit dem Grabmal des 1603 hier verstorbenen Astronomen Tycho de Brahe; die auf Marmorsäulen ruhende Kreuzkirche, die durch ihre Pracht ausgezeichnete Salvator- und Clementkirche, das Theater, das Rathhaus mit einem alten astronomischen, schon 1490 verfertigten Uhrwerke, welches die alte böhm. Zeiteintheilung nach 24 Stunden fortführt; das Gebäude der von Kaiser Karl d. Vierten 1348 gestifteten Universität (die zur Zeit ihrer Blüthe 20—30.000 Studenten hatte, und zu den ausgezeichnetsten unter den deutschen kathol. Hochschulen gehört), das erzbischöfl. Seminar oder das ehemalige Jesuitenkollegium in einem erhabenen Style erbaut, worin die Lehrsäle der Theologie, Philosophie und eines Gymnasiums, die über 130.000 Bde. starke kaiserl. Bibliothek, das Observatorium, ein Naturalienkabinet, die Akademie der bildenden Künste und ein Gemäldesaal sich befinden. In der Neustadt das Rathhaus, die Ignazkirche von edler Bauart, die prächtige Kirche am Karlhofe und die schöne Kirche der Ursulinerinen. Prag ist der Sitz des kaiserl. Guberniums mit seinen Zweigen,

des Generalkommando's und eines Erzbischofs mit seinem Domkapitel. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen und Lehranstalten heben sich hervor: die Hochschule mit 44 Professoren und über 10,000 Studirenden, wozu eine Büchersammlung, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten gehören. Ferner sind hier drei Gymnasien, viele andere Schulen, eine Akademie der Maler- und Zeichnungskunst, eine Akademie der Wissenschaften, eine große Resultate für die Volks-Industrie ergebende polytechnische Lehranstalt, ein Blinden- und Taubstummen-Institut, eine Veterinärschule, ein musikal. Conservatorium, ein Nationalmuseum u. s. w. Gelehrte und Künstler theilen hier aufs Zuvorkommenste Alles mit, was in ihrem Wirkungskreise den Kenner oder Wißbegierigen anzieht; in den Büchersammlungen findet man die gefälligsten Bibliothekare und die böhm. Großen, welche hier Paläste haben, gestatten, Jedem den Zutritt zu den eingesammelten Schätzen der Wissenschaften und Künste. In Prag zählt man über 5600 Künstler und Gewerbs-Personen, zwölf Buchhandlungen, drei Kunsthandlungen und neun Buchdruckereien. Unter den Wohlthätigkeits- und Gesundheits-Anstalten Prags, die hier nicht selten durch Vereinigung der gutherzigen Bewohner entstehen, sind die vorzüglichsten die Rettungs-Anstalt für Scheintode, das neue Armenhaus, die Gesellschaft zur Unterstützung der Armen, das wälsche Spital, das Pfandhaus, die Arbeits-Anstalt, das Bürger-Krankenhaus, das Irrenhaus, mehrere andere Spitäler ꝛc. — Prag ist der Zentralpunkt der böhmische National-Industrie; es giebt hier beträchtliche Leinwandbleichen, viele Färbereien von Tuch-, Seide- und Baumwollenwaaren, mehrere Kattun- und Leinwanddruckereien, welche schöne Muster mit vorzüglicher Farbengebung liefern, einige Handschuh- und andere Lederwaarenfabriken, Seidenzeug- und Seidenband-Manufakturen, eine Krappfabrik, Steingut-, Seifen-, Wollen- und Hutfabriken, Tapetenfabrik, starke Bierbrauereien ꝛc. An Gold- und Silberarbeiten ist die Stadt sehr reich; das bekannte Prager Gold wird zu allerlei kleinen Verzierungen in erstaunlicher Menge verarbeitet. Der Ueberfluß an edlen Steinen in Böhmen und die Geschicklichkeit, diese Steine leicht zu schleifen, bewirken eine große Wohlfeilheit derselben. Die Steinschneider haben sich zur Berühmtheit emporgearbeitet; die Goldstickereien liefern schöne und billige Arbeiten. Ueberhaupt ist in Prag Alles, was man bedarf, in vorzüglicher Güte und sehr billig zu haben. Da Prag der erste Handelsort für Böhmen ist, welcher 32 Großhändler hat, so findet man nicht allein alle böhm. Kunst- und Gewerberzeugnisse, sondern auch die Handelswaaren der übrigen Länder des östreich. Kaiserstaats hier aufgestellt, besonders schöne Bronze- und Eisenwaaren und Wiener Stutzuhren. Von Prags Umgebungen sind die vorzüglichsten: das Belvedere, der Kanalische Garten, das Kuchelbad, die Zikana, die Wimmerschen Anlagen, der Kajetaner- und Kaunitzer-Garten. Eine Stunde westlich der Stadt liegt der weiße Berg, bei welchem 1620 die Böhmen, welche Churfürst Friedrich d. Fünften von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, eine Schlacht gegen die vereinte östreich-baierische Armee unter Herzog Maximilian Baiern verloren. Vergl. d. Art. Deutschland (Geschichte von). Gerade genüber, auf der östlichen Seite Prags, ist das Schlachtfeld, auf dem Friedrich der Große am 6ten Mai 1757 im blutigsten Kampfe über die Kaiserlichen durch Schwerins Tod einen merkwürdigen Sieg errang. — Prag (die Schlacht bei) am 6. Mai 1757 im 7jährigen Kriege. Maria Theresia hatte, aus besonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, der von Friedrich schon zweimal geschlagenen, Prinzen Karl v. Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserl. Heere gemacht, und der erfahrene, großsinnigere Brown sollte

uner ihm dienen. Das war dem preuß. Könige großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen, und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft zu vorschnell, zögerte diesmal, zog den Vertheidigungskrieg vor, und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich; er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler, mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke, und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere, in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich, zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. Mai, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, das, was sein Verstand entworfen, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu seinem Dienste fand. Der Prinz von Lothringen, eilig seinen Haufen zusammenraffend, hatte eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag gewonnen; er hielt sich dort vor jedem Angriff sicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung noch verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, Alles überfliegende General Winterfeld, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung der Feinde zu erkunden, und glaubte, dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene, grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigtem Grunde, welche mit Hafer besaet waren und nach der Ernte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Durch diesen Irrthum wurde die Schlacht zu früh beschlossen. Der alte Feldm. Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war, und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf schon im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73sten Jahre noch das Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß den gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreiffen, wo ich ihn sehe!" Die Schlacht begann nach 1 Uhr Mittags; so lange hatten die Vorbereitungen in dem ungünstigen, theils sumpfigten, theils bergigten Boden gedauert; und als sich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden sie von einem furchtbaren Feuer des Geschützes empfangen; die Kartätschen streckten sie reihenweise zu Boden, und es schien unmöglich, gegen solche verheerende Gewalt der Naturkräfte mit menschlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen, und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, und trug sie gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblick fiel er, von vier Kartätschenkugeln durchbort, und starb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seinen Haufen zu Fuß gegen eine Batterie, und eroberte sie. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig drängte mit größten Tapferkeit den linken östreichischen Flügel von Berge zu Berge zurück, und eroberte sieben Schanzen. Doch war der Sieg so lange unentschieden, als der Feldmarschall Brown mit ordnendem Geiste in den östreich. Reihen waltete; allein er wurde von einer Kugel tödtlich getroffen und sank, und mit ihm das Glück dieses Tages. Der König

Friedrich, der mit scharfem Auge das Schlachtfeld überschaute, sah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte, und durchbrach, rasch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieses entschied; die Oestreicher wichen nun allenthalben zurück; der größte Theil warf sich in Prag, ein anderer zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand. Der Sieg war theuer erkauft; 16.500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarschalls Schwerin (s. d. Art.); aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere, eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen nachher an seiner Wunde starb.

Praga, befestigte Stadt in der polnischen Woiwodschaft Masovien, an der Weichsel, durch eine Schiffbrücke mit Warschau verbunden, als deren Vorstadt sie betrachtet wird, mit 900 Häusern und 3200 Einw., berühmt durch ihre Bestürmung durch die Russen 1794. Am 10. Okt. war Kosciusko bei Maczeiewice, 12 Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden. Sein Fall entschied das Schicksal von Polen; was von jetzt an noch zu dessen Rettung geschah, waren die letzten Zuckungen hoffnungsloser Verzweiflung. Als die Kunde von dem entsetzlichen Unglück zu Warschau erscholl, gerieth Alles in starre, dumpfe Verzweiflung. Der hohe Nationalrath, nachdem er am 12. Okt. den General Wawrzecki zum Oberbefehlshaber ernannt, machte selbst den unersetzlichen Verlust dem Volke bekannt, indem er noch ein Mal in der letzten Gefahr des Vaterlandes Alles zu verdoppeltem Eifer und hingebendem Muthe aufrief. Die allgemeine Stimme billigte Wawrzecki's Wahl, nur er selbst sträubte sich anfangs, der Nachfolger eines solchen Mannes zu werden, endlich jedoch übernahm er das schwere Amt. Immer näher mit jedem Tage rückte für Warschau die Gefahr, nicht nur eine Belagerung, ein Sturm war zu befürchten. Daher wurden eiligst Dombrowski und Madalinski aus Preußen, Mokranowski aus Lithauen herbeigerufen; Zajonczek bezog ein Lager vor Praga, Poniatowski deckte das linke Ufer der Weichsel. Unaufhörlich arbeitete Alles an den Befestigungen von Praga; eine Million Gulden ward den Vertheidigern als Belohnung verheißen; zugleich aber stieg auch mit jeder Stunde die allgemeine Besorgniß, schon ward laut von Unterwerfung gesprochen; der Hof wollte sich den Russen, die begüterten Einwohner den Preußen ergeben, nur die Menge war entschlossen, sich zu vertheidigen und that es. Umsonst forderte am 14. Okt. Fersen von dem Könige augenblickliche Befreiung aller gefangenen Russen, eben so vergeblich erbot sich der hohe Rath zur Auslieferung aller Gefangenen für die Freiheit des einzigen Kosciuszko (s. d. Art.). Der Muth der Truppen begann zu wanken; von allen Seiten brach das Unglück in wiederholten Schlägen auf Polen ein. So war der General Jlinski, der einen neuen Uebergang über den Narew versucht, von dem preußischen General Günther am 24. Okt. geschlagen, eine andere polnische Abtheilung von dem Prinzen von Holstein-Beck bei Ostralenka umzingelt und gefangen; nur mit Mühe entgingen Dombrowski und Madalinski den von allen Seiten gegen sie heranziehenden Preußen und gelangten glücklich nach Warschau. Schon waren West- und Südpreußen von den Polen geräumt, die Insurrektion in Großpolen ihrer Auflösung nahe. Daher erhielt auch Hohenlohe, der bereits nach Sachsen gekommen, jetzt den Gegenbefehl und kehrte an den Rhein zurück, die in Polen befindlichen preußischen Truppen aber wurden angewiesen, sich Warschau zu nähern, um die Stadt wo möglich vor den Russen zu besetzen. Um so mehr eilte Suwarow, mit Fersen und Denisow verei-

Digitized by Google

nigt, ihnen zuvorzukommen, auf daß die Ehre, die polnische Revolution beendigt zu haben, nach Catharina's Willen ungetheilt den Russen verbleibe. Bald erschien er in der Nähe von Praga und trieb am 26sten Oct. den Zajonczek mit Uebermacht in die Verschanzungen desselben zurück; schon nach wenigen Tagen wurden am 29sten October zu Warschau die russischen Kanonen gehört. Der Kern der polnischen Linientruppen und die Nationalgarde, nicht mehr als 100 Kanonen, vertheidigten die Verschanzungen von Praga; Wuth und Verzweiflung beseelte Soldaten und Feldherren, Sieg oder Tod war die Losung. Mit einer heftigen Beschießung am 3ten November des russischen Lagers eröffneten die Polen den letzten verhängnißvollen Kampf; am nächsten Morgen den 4ten November vor Tagesanbruch griffen dagegen die Russen stürmend die Verschanzungen von Praga an und binen 1 Stunde waren dieselben zuerst auf dem linken Flügel von ihnen erstiegen, die Brücke über die Weichsel war zerstört und unerhörte Greuel jeder Art begannen in dem unglücklichen Praga. Acht tausend Mann polnischer Truppen waren den Tod fürs Vaterland gestorben, unter ihnen die Generale Jasinski und Grabowski, die mehrsten Oberoffiziere nebst dem General Meyen in Gefangenschaft gerathen; mehr als 12.000 Einwohner, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, wurden von den wilden Siegern ermordet, ersäuft, sammt ihren Wohnungen verbrannt; die lodernden Flammen und das Mord- und Jammergeschrei verkündigten weit und breit das gräßliche Unglück. Selbst zu Warschau begann das Kanonenfeuer der Russen Verheerungen anzurichten, die letzte Hoffnung war verschwunden, der letzte Muth, die letzte Kraft erschöpft; da begab sich Ignaz Potocki (vergl. d. Art.), von dem hohen Rathe beauftragt, in das russische Lager, um mit Suwarow über die Uebergabe der Stadt zu verhandeln. Suwarow verweigerte es, weil er mit keinem Anführer einer Insurrektion unterhandeln werde. „So strafen Sie mich," erwiederte der edle Pole, „und schonen Sie des Volks, denn dies ist unschuldig und nur von uns verführt." Als Potocki unverrichteter Sache zurückgekehrt, sandte der Stadtrath, nachdem er dazu von dem hohen Rathe die Erlaubniß erhalten, am 4ten Nov. drei Abgeordnete in gleicher Absicht ins russische Lager und auch der König ward um seine Verwendung ersucht; schon am nächsten Tage, am 5ten Nov. kamen die vorläufigen Bedingungen der Uebergabe zu Stande. Alle Waffen und grobes Geschütz sollten den Russen ausgeliefert, die Brücke über die Weichsel aufs schleunigste wieder hergestellt und die Stadt von russischen Truppen besetzt werden, dagegen ward der polnischen Besatzung freigelassen, sich zu entfernen, den Einwohnern aber vollkommene Vergessenheit alles Geschehenen verheißen. Anfangs hatte der hohe Rath noch eine schwache Hoffnung genährt, auch nach dem Verluste der Hauptstadt, den Kampf fortsetzen zu können, allein bald erkannte er die Unausführbarkeit seines Plans und löste sich auf; die Kapitulation am 6ten Novbr. ward in allen Punkten bestätigt; Wawrzecki legte seine Gewalt in die Hände des Königs nieder, die alte Ordnung der Dinge ward so viel als möglich wieder hergestellt. Nach zwei Tagen am 8ten Novbr. zogen die Russen über die wieder hergestellte Weichselbrücke in Warschau ein, die mehrsten polnischen Truppen, die die Waffen niederzulegen verweigert, hatten sich vorher sammt verschiedenen Häuptern der Revolution entfernt. Ueber Plasezzno zogen sie gegen die Pilica zurück, allein schnell folgten Fersen und Denisow mit einem Theile des russischen Heeres ihnen nach; schon unterweges zerstreuten sich manche, die meisten verließen am 18ten Novbr. bei Opoczno ihre Fahnen und zu Radoszycu, drei und zwanzig Meilen von Warschau, legte endlich der Rest des Heeres die Waffen nieder und überlieferte den Russen 122 Kanonen. Wawrzecki, Dombrowski, Giedroyc, Niesiolowski und Gielgud begaben sich, der ge-

Digitized by Google

schlossenen Uebereinkunft zu Folge, am 22sten Novbr. in Suwarow's Heerlager, auch Madalinski ließ jetzt seine Truppen auseinander gehen, er selbst ward von den Preußen gefangen, Kollontay, der mit den Truppen Warschau verlassen, bald in Gallizien verhaftet und nach Ollmütz geführt. Ignaz Potocki, Zarkrzewski, Mostowski und Mokranowski blieben zu Warschau und überließen sich der Großmuth des Siegers. Auch Poniatowski's Armee und alle die Truppen, welche gegen die Preußen gefochten, legten die Waffen nieder und zerstreuten sich, die Insurrektion in Großpolen löste sich auf, Rußland herrschte in Polen unumschränkt, dennoch verzieh es, Preußen dagegen ordnete besondere Gerichte an, um die Urheber und Beförderer der Insurrektion zu bestrafen.

Pragmatisch. Die eigentliche Bedeutung dieses Wortes kann nach Kant am genauesten so bestimmt werden, daß man darunter etwas versteht, was als Grund der Wohlfahrt gilt. Z. B. ein pragmatisches Gesetz (Klugheitsregel) ist ein solches, welches als Grund der Wohlfahrt gelten soll; es führt bedingte Nothwendigkeit bei sich, und gilt nur für diesen oder jenen Menschen, der dieses oder jenes zu seiner Glückseligkeit zählt. So sind pragmatische Sanktionen solche, die aus der Vorsorge für die allgemeine Wohlfahrt fließen. Pragmatisch ist eine Geschichte abgefaßt, wenn sie klug macht, die Welt belehrt, wie sie ihren Vortheil besser, oder wenigstens eben so gut, als die Vorwelt besorgen könne.

Pragmatische Sanktion, s. Sanktion (pragmatische).

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Präjudiz, eigentlich eine vorgefaßte Meinung, ein Vorurtheil; in der Rechtskunde die nachtheilige Folge, wenn eine Parthei einer gesetzlichen oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet; daher auch oft überhaupt Nachtheil einer Handlung.

Prälat, der allgemeine Name der vornehmern Geistlichen, besonders aber der Titel der Obern einiger geistlichen Orden, z. B. der Benediktiner. Die Reichsprälaten in Deutschland besaßen unmittelbare Reichslehen, und theilten sich in die schwäbische und rheinische Bank, von welchen jede ein Votum coriatum hatte. In einigen protestantischen Ländern heißen die Domherren, Aebte und Universitäten, welche Landstände sind, Prälaten. — Assistirende Prälaten werden in Rom die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe genannt, welche dem Papste in der Kapelle beistehen und ihn bedienen. Sie haben den Rang unmittelbar nach den Cardinälen. — Prälatur, 1) überhaupt die Würde eines Prälaten; 2) dessen Wohnung; 3) die vornehmsten Pfründen in den Stiftern.

Präliminarien, Einleitungspunkte, vorläufige Uebereinkommungspunkte, um einem zu schließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen. So schließt man bisweilen bei Verträgen und Friedensschlüssen Präliminarartikel.

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henriksen), ein berühmter dänischer Dichter und Statistiker, geb. 1756 im Guldbrandsthale in Norwegen, war der Sohn eines Landpredigers. Er erhielt seine wissenschaftliche Bildung an den Lehranstalten Kopenhagens, ward, ins praktische Leben eintretend, im königl. Oekonomie- und Kommerzkollegium angestellt, in welchem er eine Reihe von Jahren bis 1815 fungirte. Er war auch Redakteur der Handelszeitung zu Kopenhagen und zum Justiz-, später zum dänischen Etatsrath erhoben. Um Schulden zu tilgen, ließ er sich 1819 als Zollverwalter auf der dänischen Insel St. Thomas in Westindien anstellen, und starb daselbst 1821 am Einflusse des Klima auf diesen auch im Alter sehr reizbaren Gelehrten. Berühmt ist sein vortreffliches historisch-romantisches Gedicht

Starkodder (Kopenhagen 1785), welches sich durch einen männlichen, durch alle 15 Gesänge meisterhaft erhaltenen Ton als eins der klassischen Produkte dänischer Poesie auszeichnet; es ist aber für das eigentliche ernsthafte Epos, im höhern Kunstsinne des Worts, nicht berechnet. Ferner dichtete er mehrere schöne Idyllen in griechischer Manier, Satyren, Lehrpoesien (sein Emilias Kilde gehört unter die schönsten und vollendetsten dänischen Gedichte in diesem Fache), Elegien, Heralden ꝛc. Auch für die Bühne war er thätig; so gab er eine originale Nachahmung von Terenz Lustspiel Eunuchus und mehrere Charakterstücke; die tragische Muse war ihm ebenfalls hold und verstattete ihm zwei Schauspiele der höhern Gattung zu liefern (Damon og Pythias und Frode og Fingal), die seiner vollkommen würdig sind.

Prämie, welches überhaupt Belohnung oder Preis heißt, nennt man auch dasjenige Geld, welches bei der Assekuranz von demjenigen, welcher etwas versichern läßt, nach gewissen vom Hundert gegeben wird.

Prämissen, die Vordersätze eines logischen Schlusses, aus welchen der Folgesatz gezogen wird. S. Syllogismus.

Prämonstratenser, s. Orden (geistliche).

Präparate (anatomische). Gegenstand derselben sind thierische Körper und Körpertheile, welche nach der verlornen Vitalität sich nach dem allgemeinen Gesetz alles Körperlichen zu neuen Verbindungen aus ihrem jetzigen Zustande aufzulösen streben, sobald die menschliche Kunst nicht für die substantielle Erhaltung sehr sorgfältig beschäftigt ist. Für den Arzt ist es indeß wichtig, die durch Krankheit verletzten Organisationen zur Festsetzung der ärztlichen Behandlung in ähnlichen Fällen, in ihrem krankhaft beschädigten Zustand, und eben so zum Gegenstück das nämliche Organ in unbeschädigtem Zustande sich zu erhalten. Er gewinnt durch diese Präparate eine Anschauung, die ihn vor Irrthümern in Folge bloßer Bücherhypothesen bewahren dürfte. Man bewahrt die anatomischen Präparate entweder durch Austrocknung oder in Flüssigkeiten auf. — Zur Darstellung der Nerven und Gefäße überhaupt nimmt man die Präparate von jungen und magern Personen. Zu Knochenpräparaten die Leichname von Erwachsenen oder abgelebten Greisen; zu Muskelpräparaten benutzt man die Körper sehr athletischer Personen. — Die beste Zeit zur Präparatur ist entweder ein starker, trockner Frost oder die höchste Hitze. Je schneller die Austrocknung der zu chirurgischen Präparaten bestimmten Organe möglich ist, je besser werden sie erhalten. — Der Alkohol von — 22°, je farbloser er ist, erhält er zoologische Präparate um so besser. Sobald er stärker ist, zerstört er alle Farben. — Auch nimmt man Weingeist, der über Pfeffer oder sehr scharfen Piment abgezogen worden, mit etwas Salzsäure. Dieser endlichen Präparatur gehen aber folgende Vorbereitungen voraus. Alle Zellgewebe, Gefäße, Eingeweide u. s. w. werden von allen heterogenen, in der Vitabilität damit verbundenen Theilen sowohl durch Waschen, als durch Einspritzen, z. B. von Alkohol, gereinigt. Die ausfüllenden Injektionen dienen zur Erhaltung der Organe und Figur in ihren Formen. Man braucht dazu Talg, Wachs, Harz, Schwefel ꝛc. Die antiseptischen Injektionen sind Alkohol mit Queckſilber. Das Waschen mit scharfen Flüssigkeiten gibt bald den Präparaten Weiße, bald Festigkeit. Besonders ist die Wäsche bei faulend gewesenen Knochen nöthig. Die Muskeln pflegt man zu gerben, und alles, was in Gefahr des Wurmfraßes oder der Beschädigung durch eine feuchte Atmosphäre ist, mit zweckmäßigem Firniß zu überziehen. Die so behandelten Präparate stellt man auf einen festen Körper oder in einen Rahmen. Vielartig sind die Flüssigkeiten, worin man manche Präparate aufbewahret und wie sich die chemischen Kenntnisse erweitern, macht man darin fortwährend bessere Mischungen. Die Aufbewahrung der Präparate in Flüssigkeit geschieht

gemeiniglich in hellen Gläsern, luftdicht verschlossen, so weit die menschliche Kunst dies treiben kann; denn Staub, Luft, Feuchtigkeit, Hitze, Kälte, Sonne, Insekten und endlich die Zeit selbst streben dahin, das zu zerstören, was nur die Kunst lange aufzubewahren versteht. Die Restauration beschädigter Präparate ist selten vollkommen.

Präpositionen, solche Wörter, welche das Verhältniß zweier Hauptwörter zu einander bezeichnen, sofern dasselbe nicht schon durch die bloße Beugung des Hauptworts bemerklich gemacht werden kann; daher auch Verhältnißwörter genannt. Als Beispiel ihres Gebrauchs dient folgender Satz: Cäsar ward zu Rom in der Curie des Pompejus vor der Bildsäule dieses großen Römers an den Idus des März im J. 44 vor Christus den Verschworenen ermordet. Die hier durch den Druck hervorgehobenen Wörter bezeichnen das gegenseitige Verhältniß der Substantiven, welche zur Bestimmung des Prädikats „er ward ermordet" dienen; durch jedes wird eine eigene Art der Beziehung ausgedrückt, und nur wo dieselbe durch die Beugung (den Casus) allein schon hinreichend bezeichnet wird, wie in den Worten: des Pompejus, dieses Römers ꝛc., bedurfte es keiner Präposition. Je bestimmter eine Sprache in ihren Casusformen ist, um so weniger bedarf sie der Präpositionen; desto häufiger ist ihr Gebrauch aber da, wo jene Formen minder bestimmt sind oder ganz fehlen, wie in der französischen und italienischen Sprache.

Präscription, s. Verjährung.

Präsumtion, Voraussetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz, den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prätendent ist jeder, welcher auf eine Sache Ansprüche macht und sie gar nicht besitzt, oder nicht in dem Maße, als er den Besitz verlangt. Besonders gibt man diesen Namen Kronbewerbern, so wie noch unlängst (zu Napoleons Zeiten) dem ältern Bruder Ludwigs XVI. (nachherigem Ludwig XVIII.). Am bekanntesten in der Geschichte sind unter diesem Namen die beiden letzten Prinzen aus dem Hause Stuart. S. Jacob III.

Prätoren, die höchsten Magistratspersonen in Rom nach den Consuln, welche die Gerechtigkeitspflege besorgten. Die Prätur wurde ums J. der St. 389 eingeführt, als die Consuln, wegen der fast unaufhörlichen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde in den Comitiis centuriatis mit denselben Auspicien, wie die Consuln erwählt, daher er auch Collega Consulum genannt wird. Anfangs war nur ein Prätor; wegen der immer größer werdenden Anhäufung der Geschäfte aber, indem immer mehr Fremde nach Rom kamen, wurde im J. der St. 510 noch ein zweiter dazu erwählt, und beide theilten sich nun in die Geschäfte so, daß der eine, Prätor Urbanus genannt, die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger, der andere aber, Prätor Peregrinus, die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete. Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen Sicilien und Sardinien Recht zu sprechen. Als im J. 557 das diesseitige und jenseitige Spanien unter römischer Herrschaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geschickt, so daß ihrer jetzt sechs waren. Sulla fügte um das J. der St. 672, weil sich die Streitsachen

Digitized by Google

außerordentlich vermehrten, noch zwei hinzu, und Julius Cäsar setzte ihre Zahl im J. d. St. 707 auf zehn, dann auf 14 und endlich auf 16. Nach seinem Tode kam man wieder auf die ursprüngliche Zahl acht zurück. Gegen den Untergang des Reichs wurden die Hauptgeschäfte der Prätoren dem Präfektus Prätorio übertragen und der Kaiser ordnete andere Magistrate an. Die alten Prätoren kamen allmählig in Vergessenheit. Unter dem Kaiser Valentinian wurde ihre Anzahl auf drei herabgesetzt; unter Justinian scheinen sie endlich ganz aufgehört zu haben. Die Ehrenzeichen des Prätors waren 6 Lictoren, welche die Faeces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Der Prätor Urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, vertrat in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in der Versammlungen des Volks den Vorsitz und konnte den Senat zusammenberufen, aber nur bei außerordentlichen Vorfällen. Insbesondere aber gehörte die Gerechtigkeitspflege zu seinem Amte. Seine ganze Gewalt in dieser Rücksicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: Do, Dico, Addico. Bei dem Antritt seines Amts schwur er den Gesetzen genau nachzukommen und er publizirte ein Edikt, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte. Sobald er sein Amt angetreten hatte, wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seines Amtes Richter seyn sollten. Das Amt der Prätoren dauerte ein Jahr und nach Verlauf desselben gingen sie in die durchs Loos ihnen zugetheilte Provinz als Statthalter, um daselbst die Gerechtigkeit zu handhaben, und hießen nun Propätoren, oft auch noch Prätoren.

Prätorianer, prätorianische Cohorten, welche in der Folge einen so bedeutenden Einfluß in die Angelegenheiten des römischen Staats erlangten, wurden vom August zu seiner Leibwache errichtet und hatten den Namen von der Cohors prätoria, die zur Zeit der Republik im Treffen um den römischen Feldherrn zu seiner Beschützung seyn mußten. Constantin der Große schaffte sie zuletzt gänzlich ab und ließ ihr stark befestigtes Lager niederreißen. Siehe Heer (stehendes).

Prävarikation hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünstigte, oder wenn der Anwalt einer Person zum Nachtheil derselben die Gegenpartei schonte. Der Client konnte ihn deswegen vor Gericht belangen.

Praxiteles, einer der größten griechischen Bildner, durch den die Kunst erst Schönheit erhielt, blühte ums J. 364 v. Chr. und war vorzüglich groß in der Bearbeitung des Marmors, auch vortrefflich in Bronze. Man rühmt an seinen Werken insbesondere die Wahrheit und den Ausdruck der Empfindungen der Seele. Die bekannte Hetäre Phryne war seine Geliebte. Seine wichtigsten Arbeiten sind: 1) Ein Satyr von Bronze, welcher nur Periboetos, der Gepriesene, genannt wurde. 2) Eine nackte Venus zu Gaidos von weissem Marmor, nach Plinius Zeugniß die schönste Statue auf der Erde, welche der Stadt allein Ruf und Zulauf von Fremden verschaffte. Man unternahm nicht nur Reisen, um sie zu sehen, sondern der König Nikomedes von Bithynien erbot sich auch, die großen Schulden der Gnidier zu bezahlen, wenn sie ihm die Statue verabfolgen lassen wollten. Sie schlugen aber dies Anerbieten aus. Man hatte sie in einem kleinen Tempel aufgestellt, in den von allen Seiten Licht fiel, damit keine ihrer Schönheiten dem Auge unentdeckt bliebe. Nach Athenäus war die Hetäre Phryne das Original dieser Statue. Abbildungen von ihr sieht man auf einigen gnidischen Münzen. Sie hatte eine gefällige Miene und etwas Schamhaftes in der Stellung. Man hielt sonst die jetzt berühmte mediceische Venus, wo nicht

Digitized by Google

für das Original, doch für eine schöne Kopie derselben. 3) Eine bekleidete Venus. Der Künstler stellte sie zugleich mit der vorigen um denselben Preis zum Verkauf aus, und die Einwohner von Kos kauften sie. 4) Eine Kupido von pentelischem Marmor, der zu Thespiä in Böotien aufgestellt war. Praxiteles hielt ihn nebst seinem Satyr für seine schönste Arbeit. 5) Ein nackter Amor zu Parium, welcher der gnidischen Venus gleich geschätzt wurde. 6) Ein Apollo Sauroktonos (Eidechsentödter) von Bronze, ist wahrscheinlich auf unsere Zeiten gekommen. Außer diesen vorzüglichern Werken arbeitete noch Praxiteles in Erz: der Raub der Proserpina, eine Ceres, die Proserpina wieder zurückbringend; einen Harmodius und Aristogiton; die Statuen der Flora, der Ceres, des Triptolem, der Mänadon und Thyaden, des Silenus, Neptunus und anderer Gottheiten, welche in Plinius Zeitalter Rom schmückten. Ihm schrieb man auch zwei herrliche gleichsam sichtbar athmende Pferde zu, welche über dem Eingange des vom Kaiser Hadrian zu Athen erbauete Pantheon standen. Unter seinen marmornen Werken gab er selbst denen den Vorzug, welche der Maler Niklas mit einem glänzenden Firniß überstrichen hatte, der sie besser gegen Staub und Schmutz sicherte. Nach Plinius war er auch der Malerei kundig, und soll die Enkaustik vollkommner gemacht haben.

Predigt ist ein öffentlicher, zusammenhängender Vortrag über die Bibel und aus der Bibel. Durch diese Bestimmung unterscheidet sich eine Predigt von jeder andern Rede über einen sittlichen Gegenstand. Der Prediger soll den Hauptinhalt seines Vortrags und die Beweise desselben entweder aus der Bibel selbst nehmen, oder durch die Aussprüche der Bibel bestätigen. Uebrigens muß eine Predigt alle die Eigenschaften haben, die sonst zu einer Rede erfordert werden: Wahrheit, Richtigkeit, Schicklichkeit und Würde des Ausdrucks, und denjenigen Grad von Schönheit, den der Gegenstand und der Geschmack der Zuhörer verstattet. Der Zweck einer Predigt ist, daß die Gemeine die religiösen und moralischen Wahrheiten, die in der Bibel enthalten sind, auf sich und ihren sittlichen Zustand anwenden lerne. Der Prediger hat daher eine doppelte, unerläßliche Pflicht: 1) daß er die Stelle der Bibel, aus welcher er seinen Hauptsatz zieht, nach ihrem wahren Sinne und Zusammenhange erkläre, damit die Gemeine sie nicht mißverstehe und falsch anwende; 2) daß er im Allgemeinen und im Besondern zeige, was daraus für Pflichten, in Ansehung der Gesinnung und des Handels, herzuleiten seyn. Sie darf also blos keine exegetische oder dogmatische Vorlesung; sie muß durchaus praktisch seyn für Verstand und Herz. Man unterscheidet eine Predigt von der Homilie. Die Predigt nimmt in dem vorliegen Texte einen Hauptgedanken, den sie bei allen Nebengedanken und Anwendungen vor Augen behält, und demselben alles anzupassen sucht, was sonst in dem vorliegenden Texte enthalten seyn möchte. Die Homilie nimmt einen größern Abschnitt der Bibel, z. B. einen ganzen Psalm, erläutert ihn Stück vor Stück, und sucht ihn praktisch anzuwenden, ohne sich ängstlich um den Zusammenhang dieser Sätze zu kümmern.

Preisler, eine berühmte Künstlerfamilie, von der sich ausgezeichnet haben: 1) Daniel, geb. zu Prag 1627, durchreiste Deutschland und Böhmen, ließ sich in Nürnberg nieder und starb 1665, Geschichtsstücke und Portraits hinterlassend. Die Kiliane, Sandrat, Hainzelmann u. A. haben nach ihm gearbeitet. 2) Johann Daniel, Sohn des Vorigen, wurde nach des Vaters Tode geboren und lernte bei seinem Stiefvater H. Popp und Johann Murrer. Um sich zu vervollkommnen, ging er nach Italien, kehrte nach 8 Jahren nach Nürnberg zurück und starb daselbst als Direktor der Akademie der zeichnenden Künste 1737. 3) Johann Justin, Sohn des Vorigen, geb zu

Nürnberg 1698, hielt sich 9 Jahre in Italien auf, kehrte um 1732 zurück und stand als Direktor der Zeichenakademie zu Nürnberg 1771, besonders durch ein Altarblatt berühmt, welches die Grablegung Christi darstellt. 4) Georg Martin, Bruder des Vorigen, geb. zu Nürnberg 1700, widmete sich besonders dem Kupferstechen und starb in seiner Vaterstadt 1754. 5) Johann Martin, Bruder des Vorigen, geb. zu Nürnberg 1715, widmete sich ebenfalls dem Kupferstechen, machte 1739 eine Reise nach Paris und starb als Hofkupferstecher und Professor der Kunstakademie zu Kopenhagen 1794. 6) Valentin Daniel, Bruder des Vorigen, geb. in Nürnberg 1717, machte sich als Kupferstecher in der schwarzen Kunst berühmt, hielt sich einige Jahre in Kopenhagen auf und starb in seiner Vaterstadt 1765. Auch seine Schwester Barbara Helena, die sich an den braunschweigischen Hofmaler P. W. Oeding vermählte, war eine geschickte Künstlerin.

Preßburg, ungarisch Pozony und slavisch Preßpurek, die schön gebaute Hauptstadt der gleichnamigen Gespannschaft Ungarns und königl. Freistadt, Residenz des Erzbischofs von Gran, welcher Primas des Königreichs ist, liegt am Fuße eines ansehnlichen Berges (auf dem das jetzt in eine Kaserne umgewandelte königl. Schloß prangt) in einer herrlichen fruchtbaren Gegend am linken Ufer der hier 130 Klafter breiten Donau, worüber eine fliegende Brücke führt. Bis 1784 war sie die Hauptstadt des Reichs und die heilige Krone wurde hier aufbewahrt; in jenem Jahre aber ward letztere nach Ofen übertragen und dorthin, so wie nach Pesth der Sitz der höchsten Staatsbehörden verlegt. Doch ist sie noch die Krönungsstadt, und die Könige werden in der großen Stadtkirche gekrönt, ebenso versammelt sich hier der Reichstag. Preßburg zählt in 1000 Häusern 30.000 meist deutsche Einwohner, wovon sich an 6000 zum Protestantismus, die übrigen aber zur kathol. Kirche bekennen. Es befindet sich hier ein Kollegiatstift, eine königliche Akademie oder Lyceum, an welchem, wie an allen öffentlichen Lehranstalten in Ungarn, die allgemeinen und Rechtswissenschaften gelehrt werden, ein evangelisch-lutherisches und ein katholisches Gymnasium, ein Stift der sogenannten Notre-Damen, ein evangelisch adeliches Convict und ein Kloster der Barmherzigen. Es existiren in Preßburg eine große Hutfabrik, deren Erzeugnisse sich durch Schwärze der Farbe und Dauerhaftigkeit auszeichnen, eine k. k. privilegirte Tuchmanufaktur, welche mittel feine Tücher und Kasimire verfertiget; drei Leder-, zwei Likör- und zwei Seidenbandfabriken. Außerdem werden hier Lederarbeiten, Schnupf- und Rauchtabak von 20 Tabakshandlungen, Silberdraht, Bleistifte, Oel u. s. w. verfertiget. Preßburg ist ein guter Handelsplatz, wo 12 Großhändler sind, und ein wichtiger Speditionshandel mit ungarischen Produkten, besonders mit Wein und Korn zu Land und zu Wasser getrieben wird. Auch ist die Stadt berühmt wegen des dortigen wohlfeilen Lebens. Ueber den am 26. Dez. 1805 hier zwischen Oestreich und Frankreich geschlossenen Frieden, s. Friedensschlüsse.

Presbyter hießen in der ersten christl. Kirche die Aeltesten, welche zugleich Bischöfe waren; nachher aber waren es mittlere Geistliche, welche unter den Bischöfen und über den Diakonen standen. Später wurde bei den Katholiken ein Presbyter derjenige Priester genannt, der die Sakramente austheilen durfte; jetzt hat sich diese griechische Benennung verloren und ist nur von der Religionsparthei der Presbyterianer in England (s. Anglikanische Kirche und Presbyterianer) erneuert worden.

Pressen der Matrosen ist das in England übliche Verfahren in Kriegszeiten die zur Marine tüchtige Mannschaft mit Hülfe eines Preßgangs (Offiziers mit einiger bewaffneter Mannschaft) auf den Straßen, in liederlichen Häusern und bisweilen sogar von den Schiffen der Kauffahrteifahrer wegzunehmen. Dabei gibt es oft blutige Kämpfe und selbst Todtschläge, die

aber unbestraft bleiben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als gesetzwidrig angesehen wird. 1779 gestattete das Parlament gleiche gewaltsame Conscription zum Landdienst.

Preßfreiheit ist das vom Staate den Bürgern zugestandene Recht, ihre Gedanken und Meinungen ungehindert vermittelst des Druckes öffentlich bekannt zu machen und zu verbreiten. Wo die Bürger eines Staates dieses Recht nicht haben, da besteht die Büchercensur, welche die zum Drucke bestimmten Schriften vor ihrer Bekanntmachung beurtheilt, ob sie nichts den von dem Staate und der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Bestehens Gefährliches enthalten. Eine unbeschränkte Preßfreiheit kann es durchaus nicht geben, denn sie würde einer völligen literarischen Gesetzlosigkeit gleich seyn. Auch hat eine solche niemals in irgend einem Staate bestanden, selbst nicht einmal in England. Wie jedes Recht, wie jede wahre Freiheit, so ist auch die Freiheit, seine Gedanken durch den Druck öffentlich mitzutheilen, durch den Zweck und das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft beschränkt, und sie kann sich nur in den gesetzmäßigen Schranken aufrecht erhalten; überspringt sie dieselben, predigt sie Aufruhr, sucht sie Moralität und Religion, die Fundamente der bürgerlichen Ordnung, zu untergraben u. s. w., so hört sie auf, ein Recht zu seyn. Von dem Staate wird die Preßfreiheit verletzt und vernichtet durch rechtswidrigen Preßzwang, d. h. wenn die Regierung sie nach Willkühr, indem sie sich durch Privatansichten oder Absichten leiten läßt, unmittelbar oder mittelbar (durch Gewalt, Verbote, Auflagen, despotische oder allzuängstliche Censoren) einschränkt und allen Geistesverkehr hindert. Ein solcher Preßzwang, der der Wahrheit ein Mundschloß anlegt und ihr also unmöglich macht, die Finsternisse zu zerstreuen, Irrthümer und Mißbräuche aufzudecken, den Betrug zu entlarven u. s. w., ist eine Verletzung der bürgerlichen Freiheit, und wirkt selbst dem Zwecke des Staates und seiner Ausbildung entgegen. Doch ist die Büchercensur an sich, welche die Preßfreiheit nur durch Gehorsam gegen das Gesetz und durch schuldige Ehrfurcht gegen die öffentliche Sittlichkeit und gegen die Religion beschränken soll, durchaus kein rechtswidriger Preßzwang oder Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit: sie ist eben so wenig, als die uneingeschränkte Preßfreiheit, wie so manche überspannte Vertheidiger derselben behaupten, ein wahres Gut für die bürgerliche Gesellschaft (vergl. den Art. Publicität). S. Brendels Betrachtungen über den Werth der Preßfreiheit, Bamb. 1815. Unter den Schriften, die das Gesetz über Preßfreiheit in Frankreich veranlaßt hat, zeichnen sich aus: die von Benjamin de Constant, Bailleul, Bergasse und Comte. Auf geschichtlichen Thatsachen beruht die wichtige Schrift von Montveran: De la législation anglaise sur le libelle, la presse et les journaux, Paris 1817. Damit verbinde man Krug's gehaltvollen Entwurf zur deutschen Darstellung und der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit, Leipzig 1818, und des Ritters v. Genz scharfsinnige Vertheidigung der Censur-Polizei, in dem 1. Bde. der Jahrb. der Literatur, Wien 1818, S. 210 flg. „über Preßfreiheit in England und Frankreich." Was den neuesten Stand der Preßfreiheit in Europa betrifft, so ist derselbe folgender: England hat im Wesentlichen seine alte Preßfreiheit behalten; denn die Einschränkungen, die sie im Jahre 1820 erfuhr, bezweckten bloß, den Druck der vielen kleinen, mitunter sehr heftigen und zügellosen Flugschriften, durch einen hohen Stempel zu erschweren, und die gerichtlichen Maßregeln gegen die Verfasser dadurch zu sichern, daß der Verleger verantwortlich gemacht wurde, über den Urheber des Manuskripts nöthigenfalls Auskunft geben zu können. In Frankreich wurde durch die konstitutionelle Charte vom Jahre 1814 die Preßfreiheit als ein allgemeines Volksrecht anerkannt. Zwar wurde sie durch die Gesetze vom 21. Okt. 1814,

19. Nov. 1815 und 17. Febr. 1817 aufgehoben; allein durch die Gesetze vom 17. und 26. Mai und 9. Juni 1819 wieder hergestellt. Doch wurden durch ein Gesetz vom 31 März 1820 die Zeitungen und politischen Journale einer Censur unterworfen, die aber das Gesetz vom 17. März 1822 auch wieder aufhob. Zwar ward die Censur durch eine königl. Verordnung vom 15. Aug. 1824 interimistisch wieder hergestellt; allein schon am 29. Sept. hob sie der jetzige König Carl X. kurz nach seiner Thronbesteigung abermals auf. Die Preßfreiheit ist jetzt insoweit beschränkt, daß keine neue politische Journale ohne besondere Erlaubniß des Königs angelegt werden dürfen; auch müssen die Herausgeber starke Cautionen stellen, von jedem Blatt muß ein Exemplar gleich dem Kronanwald zugeschickt werden; der Herausgabe anderer Werke muß eine Anzeige bei dem Minister des Innern oder in den Departements bei dem Präfekten vorhergehen. Die Strafe wegen Preßvergehen in Bezug auf den König oder die Kammern kann bis zu fünfjährigem Gefängniß und in eine Geldbuße von 6000 Franken ausgedehnt werden. In dem Königreich der Niederlande besteht die Preßfreiheit grundsätzlich nach dem Fundamentalstatus vom 25. Aug. 1814, unter gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit des Verfassers, Druckers, Verlegers und Verbreiters, welche Verantwortlichkeit und das Maß der Strafe durch das Gesetz vom 28. Sept. 1816. bestimmt ist. In dem Königreiche Polen war die durch den 16. Art. der Verfassungs-Urkunde vom 27. Nov. 1815 garantirte Preßfreiheit durch die Verordnung v. 16. Juli 1819 aufgehoben und alle Druckschriften einer Censur unterworfen, bis Se. Maj. die Gesetzgebung der Presse durch ein Dekret festgestellt haben wird. Was Deutschland betrifft, so gelten die Carlsbader Beschlüsse noch immer als Gesetz in allen deutschen Bundesstaaten, bis zu einer definitiven allgemeinen Preßgesetzgebung. Die Aufhebung der Preßfreiheit wurde nöthig erachtet wegen der zügellosen Ausschweifungen der Presse in Deutschland und wegen der Gefahren dieser Freiheit, die in Deutschland eine ernsthaftere Beschaffenheit hatten, als in andern Ländern. Demnach besteht in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten wenigstens eine allgemeine Censur aller periodischen Schriften auch nicht politischen Inhalts und aller Schriften von nicht mehr als 20 Druckbogen. Daneben ließen die meisten Bundesstaaten ihre ältere Censuranstalten oder die vorher bestandene Preßfreiheit fortbestehen. Oesterreich ist der einzige deutsche Staat, dessen Censur sich auch auf die Einfuhr auswärts gedruckter Bücher ausdehnt. In Preußen gilt im Wesentlichen noch das Censuredikt vom 19. Dec. 1788, das jedoch durch mehrere neue Veränderungen näher bestimmt und modifizirt worden ist. Nach der neuesten Kabinetsordre vom 28. Dez. 1824 soll der Druck von allen Schriften, deren Inhalt auf Untergrabung der Religion abzweckt oder zur Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt, nicht erlaubt werden. In Baiern erklärte eine Verordnung vom 26. Mai 1818 die allgemeine Censurfreiheit für gesetzlich, wovon sie nur politische Zeitungen und periodische Schriften ausnahm. Auch in Würtenberg wurde durch eine Verordnung vom 30. Januar 1817 die Preßfreiheit eingeführt, doch wurden die Verleger für den Inhalt der Schriften, so wie dafür verantwortlich gemacht, auf gerichtliche Aufforderung den Namen des Verfassers nennen zu können. Im Nassauischen war ebenfalls durch eine Verordnung vom 4. Mai 1814 die Censur aufgehoben worden. Im Großherzogthum Weimar wurde in der Verfassungsurkunde v. 5. Mai 1816, und im Großherzogthum Hessen durch die Verfassungsurkunde v. 17. Dez. 1820 eine unbedingte Preßfreiheit ausgesprochen. Die badische Verfassung vom Jahre 1818 bezog sich bloß auf die noch zu erwartende allgemeine Preßgesetzgebung des deutschen Bundes. Dänemark ist im Besitz von seiner schon i. J. 1770 eingeführten Preßfreiheit geblieben. In Schweden ist durch die Verfassungsurkunde v. 7. Jan. 1809, und in Norwegen durch die Verfassungs-

treibe vom 4. Nov. 1814 die allgemeine Preßfreiheit anerkannt worden. (Vergl. d. Art. Censur.)

Preßgesetze. In einem Staate, wo Preßfreiheit herrscht, sind Preßgesetze nöthig, um jene aufrecht zu erhalten. Sie setzen mit Berücksichtigung auf das Wohl und den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft die Schranken, in welchen sich die Preßfreiheit bewegen darf, und bestimmen die Strafen, im Falle dieselbe die gesetzlichen Schranken überspringt. Ihrer Natur nach unterscheiden sich die Preßgesetze von den Censurgesetzen nicht; nur in Bezug auf die Anwendung sind sie verschieden. Bei der Censur können Schriftsteller oder Verleger nicht bestraft werden, denn sie können kein Verbrechen begehen, weil sie durch den Censor daran gehindert werden. Dieser untersucht nämlich vor dem Druck die Schrift, ob die Censurgesetze darin nicht verletzt sind, streicht entweder die Stellen, worin nach seiner Meinung dieses geschehen, und erlaubt dann den Druck, oder er versagt der ganzen Schrift, falls der Geist oder die Tendenz derselben dem Gesetze widerstreitet, die Erlaubniß, gedruckt zu werden. Findet sich dennoch in einer Schrift, die das censorische Imprimatur erhalten hat, eine später wahrgenommene Verletzung irgend eines Censurgesetzes, so kann dafür nicht der Schriftsteller, sondern nur der Censor verantwortlich gemacht werden; denn der Censor hat jenen zu seiner Handlung, nämlich der Bekanntmachung seiner Schrift durch den Druck, im Namen des Gesetzes authorisirt. Dagegen kann sich aber auch der Schriftsteller oder Verleger, wenn ihm die Anwendung der Censurgesetze unstatthaft dünkt, gegen die Censur vertheidigen. In einem Lande aber, wo keine Censur, sondern Preßfreiheit herrscht, kann zwar der Schriftsteller bestraft werden, weil er nicht daran gehindert wird, ein Verbrechen zu begehen; er kann sich jedoch auch auf die Klage des öffentlichen Anwalds oder irgend eines Privatmannes, dessen Rechte er gekränkt hat, vor Gericht vertheidigen: und ob er dasjenige, dessen er beschuldigt wird, wirklich begangen hat, das hängt nicht von dem Urtheil eines einzelnen, oft zu ängstlichen und beschränkten Mannes ab, sondern von einem Geschwornen-Gerichte, das ohne Aengstlichkeit und Menschenfurcht spricht, weil es im Staate unabhängig steht und sich als das Organ der öffentlichen Meinung fühlt. S. d. Art. Preßgerichte und Preßvergehen.

Preßgerichte nennt man solche Gerichte, die über die Vergehen der Presse urtheilen. In England sind die Preßgerichte aus ordentlichen Richtern und Geschwornen zusammengesetzt; sie unterscheiden sich aber von den andern Geschwornengerichten, bei denen die Geschwornen nur über die Thatsache urtheilen, dadurch, daß diese außer der Thatsache auch über die Schuld oder die Beziehung, ob nämlich die in Klage stehende Thatsache wirklich zu strafen sey, ihr Urtheil sprechen. Auf diese Weise werden in England eben sowohl die Preßvergehen, die sich auf Privatpersonen beziehen, als auch diejenigen, die gegen den Staat statt finden, beurtheilt und entschieden. Das bei Beurtheilung der Preßvergehen die Geschwornengerichte am zweckmäßigsten sind, ergibt sich daraus, daß bei allen diesen Vergehen der Vorsatz oder die Absicht, in welcher etwas gesagt oder geschrieben worden ist, sehr in Rechnung gezogen werden muß: dieses läßt sich aber nur aus den begleitenden Umständen beurtheilen, welche Beurtheilung man jedoch nicht dem ordentlichen Richter anheim geben kann, sondern nur einem Geschwornen- oder Genossengericht. Ungeachtet aber die Preßgerichte in keinem Lande zweckmäßiger eingerichtet sind als in England, so haben sie doch noch manche Unvollkommenheiten. So kann der öffentliche Anwald, nachdem er die Klage anhängig gemacht, dieselbe willkürlich Monate, ja so gar Jahre lang über dem Haupte des Beklagten schweben lassen, ohne daß er zur Fortsetzung

derselben angehalten werden darf. In Frankreich gehören nach dem Gesetze über die Presse vom J. 1819, die Verbrechen und Vergehungen der Presse vor die Assisengerichte, wo das Urtheil durch Geschworne gefällt wird. Nur bei Beurtheilung der Injurienklagen wird keine Jury zugezogen; denn diese sind den Zuchtpolizeigerichten zugewiesen, die ohne Geschworne urtheilen.

Preßvergehen. Es giebt streng genommen nur zwei Arten von Preßvergehen, indem sie entweder gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft oder den Staat, oder gegen einzelne Mitglieder der Gesellschaft gerichtet sind. Unter die erste Klasse von Preßvergehen gehören alle Angriffe auf die bestehende Verfassung des Staates, die regierende Dynastie, Hintansetzung der schuldigen Achtung gegen dieselbe, oder politische Aeußerungen, die mit dem politischen System des Staates in Widerspruch stehen, und dadurch dem Interesse des Ganzen gefährlich werden können u. s. w.; auch sind hierunter die Vergehen gegen Sittlichkeit und Religion begriffen, weil die ganze Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft auf Moralität und Religiösität ihrer Mitglieder gegründet ist. Die zweite Klasse von Preßvergehen umfaßt alle Verletzungen des guten Namens der Privatpersonen; denn die Ehre ist ein eben so unantastbares Recht, als jedes andere, das irgend ein Mitglied der Gesellschaft auf irgend ein Gut hat, das es rechtmäßig besitzt. Im Strafgesetzbuch gehören die Preßvergehen dieser Art in das Kapitel von Injurien und Verleumdungen. Die gesetzlichen Bestimmungen hierüber sind sehr schwer, wenn sie von der Art seyn sollen, daß sie von der einen Seite nicht umgangen werden, und daß von der andern Seite nicht alles für Injurie gehalten wird, was an sich nicht injuriös ist, und wodurch sich nur leicht empfindliche Menschen verletzt fühlen. Da es bei diesen Vergehen nicht bloß auf das Vorhandenseyn einer äußern Handlung ankömmt, die an sich eine Verletzung der Ehre in sich enthält, sondern auch auf die Absicht, des Andern Ehre zu verletzen, so urtheilen in England die Geschwornen nicht bloß über die Thatsachen, sondern auch über die Beziehung, wie sie es nennen, d. h. ob das, was in Klage steht, auch wirklich eine böswillige und vorsätzliche Verletzung der Ehre eines Andern gewesen sey. Sagen die Geschwornen Ja, so heißt dies, daß der Beklagte die That begangen, und daß diese That injuriös sey. Sprechen die Geschwornen Nein, so heißt dies, entweder die That hat nicht statt gefunden, oder sie hat statt gefunden, ist aber keine Injurie; in beiden Fällen ist der Beklagte freigesprochen. Vor denselben Gerichten und auf dieselbe Weise werden auch die Klagen wegen Preßvergehen gegen den Staat untersucht und beurtheilt. Der Schriftsteller, den der öffentliche Ankläger vor Gericht verlangt, kann entweder die Thatsache leugnen, oder wenn er dieses nicht beweisen kann, darthun, daß er in Betreff des Gegenstandes der Klage keine bösen Absichten gehabt habe. Die Entscheidung der Geschwornen nimmt hier wiederum nicht bloß Rücksicht auf die Thatsache, sondern auch auf die Beziehung. Vor dasselbe Gericht der Geschwornen kommen auch alle Vergehen der Presse, die gegen Sittlichkeit und Religion statt finden; denn in England werden alle sittenverderbliche und irreligiöse Schriften, aus einem politischen Gesichtspunkte angesehen und zu den Libellen gerechnet, worunter alle diejenigen Schriften, die in der Absicht herausgegeben wurden, um die Ruhe des Staates zu stören, begriffen werden. Eine Darstellung der englischen Preßgesetzgebung findet man in Krugs Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit (Leipzig 1818), und außerdem eine meisterhaft geschriebene, vorzüglich historisches Verdienst habende Darstellung derselben, in dem ersten Bande der Wiener Jahrbücher.

Preßspäne, Preßpapier, Blätter von Papier oder vielmehr dünner Pappe, welche mit einer gewissen Masse überzogen und geglättet werden. Man legt dieselben zwischen den Zeug, welcher geprüft wird, und dadurch

zum Theil den Glanz bekömmt. Sonst war die Bereitung derselben ein Geheimniß der Engländer, doch ist sie schon seit langer Zeit in Deutschland bekannt, obschon die Pressehler noch nicht so vervollkommnet ist, als in England.

Prestel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1739 zu Grünebach in Schwaben, wo sein Vater ein Tischler war, lernte anfangs dasselbe Handwerk, folgte aber später seiner Neigung zum Zeichnen und Malen, wurde Schüler von Jacob und Franz Anton Zeiller, bildete sich in Italien und ließ sich 1769 in Nürnberg nieder. Hier aber nicht genug Abgang findend, ging Prestel 1784 nach Frankfurt am Main, wo er 1808 starb. Vorzüglich berühmt sind seine Blätter in der sogenannten Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) sind die drei großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichsten Maler aus mehreren Schulen, wovon die erste 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält. — 2) Maria Catharina, Gattin des Vorigen, geb. zu Nürnberg 1747, wo ihr Vater, Thomas Höll, Handelsmann, zeichnete sich ebenfalls als Künstlerin aus, und starb zu London 1794.

Presto bezeichnet, wenn es einem Tonstück vorgesetzt ist, den fünften der fünf Hauptgrade der musikalischen Bewegung (s. Tempo) und diese Bewegung ist noch schneller, wenn presto assai (sehr schnell), oder wenn der Superlativ prestissimo vor dem Tonstücke steht.

Preußen (Geschichte von). Obgleich viele Jahrhunderte v. Chr. bereits bewohnt, wie der allein an den Küsten dieses Landes gewonnene Bernstein beweiset, war Preußen den Alten, seiner Entlegenheit von den Wohnsitzen civilisirter Völker wegen, beinah gänzlich unbekannt. Als Urbewohner Preußens werden die Ulmiruvier genannt, sie sollen Ichthyophagen gewesen seyn und auf der niedrigsten Kulturstufe gestanden haben. Sie wurden von den Aestiern und Gepiden, gothischen Volksstämmen, die unter Bezirks Anführung aus Skandinavien gekommen seyn sollen, überwältigt, die nun ihre Wohnsitze im Lande aufschlugen. Die Gepiden scheinen Preußen im 5. Jahrh. nach Chr. verlassen zu haben, die Aestier werden aber noch zu Carls des Großen Zeiten und später als Bewohner des Landes erwähnt. Bis zum Ende des 10ten Jahrhunderts schweigt die Geschichte fast gänzlich von Preußen. Um diese Zeit wurde der Name Preuszia, Prutensia, Borussia zum ersten Male genannt und auch der erste Versuch gemacht, die heidnischen Bewohner zum Christenthume zu bekehren. Der heil. Adalbert, Bischof von Prag, übernahm das Apostelamt bei den Preußen anfangs mit einigem Erfolg, dann aber erlitt er bei Fischhausen an der Seeküste den Märtyrertodt (996). Die Benediktiner Mönche Bonifacius und Johannes traf bei gleichem Versuche dasselbe Loos, und das nämliche Schicksal hatte auch der h. Bruno, Bischof von Bamberg (1010). Um den Tod dieser Heiligen zu rächen und das Christenthum einzuführen, überzog nun Boleslaus d. Erste König von Polen, Preußen mit Krieg. Er wüthete im Lande mit Feuer und Schwert, störte den Hauptsitz des Götterdienstes zu Romowe und erzwang eine jährliche Tributzahlung (1014). Bald aber hatten sich die Preußen dieser Unabhängigkeit entzogen und einer ihrer Stämme leistete dem Fürsten Maslaw von Masovien Beistand gegen Kasimir d. Ersten von Polen. Bei Plock kam es zur Schlacht, in welcher 15.000 Preußen getödtet, und 2000 gefangen wurden, (1091); doch zum Tribut verstanden sie sich nicht wieder. Boles. aus d. Zweite, der Kühne, erhielt zwar an der Ossa einen Sieg, über die Preußen, doch hatte er dabei so viele Menschen eingebüßt, daß er ihn nicht benutzen konnte. Dagegen thaten die Preußen unter der Regie-

rung Wladislaus I. theils allein, theils in Verbindung mit den Pommern häufige Einfälle in Polen, erfochten wichtige Siege und machten große Beute (1093). Glücklicher war Boleslaus III. gegen sie und die Pommern in der großen Schlacht bei Nackel, worin er 20.000 Feinde erlegte und das Versprechen von den Preußen erzwang, das Christenthum anzunehmen. Nachdem lange Unruhen in Polen den Preußen einen mehr als vierzigjährigen Frieden gestattet hatten, brach Boleslaus IV. mit mehrern großen Heeren in ihre Gränzen ein und verheerte das Land mit schauderhafter Grausamkeit (1164). Die Einfälle waren so gut berechnet und wurden mit einer solchen Schnelligkeit bewirkt, daß die Preußen keine Zeit gewannen, sich zu vereinigen, weßhalb sie denn auch unschwer stammweis überwältigt und zur Annahme des Christenthums gezwungen wurden. Doch die neue Religion konnte den einfachen Naturmenschen nicht gefallen, da ihnen die Ceremonien derselben unverständlich waren und die Christen ihrer Rohheit und Laster wegen von ihnen verabscheuet wurden. Daher verjagten sie alle christliche Priester und verstanden sich gutwillig zu einer großen Steuer an Boleslaus unter dem Beding, daß ihnen die Ausübung des Kultus ihrer Väter gestattet würde (1166). Boleslaus genehmigte das Verlangen der Preußen, wodurch er sich nicht nur viele Feinde bei den Christen, sondern auch die Verachtung der Heiden zuzog, die, sobald sie einigermaßen zu Kräften gekommen waren, die Bezahlung der Abgaben verweigerten und in Masovien einfielen und große Beute machten (1166). Boleslaus überzog sie mit Krieg, der aber unglücklich für ihn ausfiel, denn die Preußen lockten durch eine Kriegslist sein Heer in eine morastige Gegend und rieben es gänzlich auf (1167). Diese Niederlage machte es den Polen lange unmöglich, etwas gegen Preußen zu unternehmen; doch endlich rüstete Kasimir II. im Bunde mit den Herzogen von Schlesien sich gegen sie und verheerte ihr Land auf eine beispiellos grausame Weise (1192). Nur der Eile, mit welcher er seine Raubzüge bewerkstelligte, verdankte der Polenkönig die Ueberwältigung des tapfern und großen Volkes, welches, wenn es Zeit erhalten hätte, sich zu vereinigen, ihm sicher überlegen gewesen seyn würde. Die Preußen mußten einen großen Theil des Kulmerlandes abtreten und sich zu einer jährlichen Zinsbezahlung verstehen; das Christenthum anzunehmen verweigerten sie. Die Erbfolgestreitigkeiten, die bald darauf in Polen nach Kasimirs Tode entstanden, befreiten die Preußen von der Zinszahlung, und als der schwache König Lesko V. seinem lasterhaften Bruder Konrad das Herzogthum Masovien abtrat, da übten die Preußen in Polen das Vergeltungsrecht, verheerten und plünderten Konrads Ländereien wiederholt und zwangen ihn selbst von Zeit zu Zeit zu einer Tributzahlung. Bei diesen Umständen versuchte, auf erhaltene päpstliche Erlaubniß, Bischof Christian das Kreuz gegen die Preußen zu predigen (1217); da der Erfolg aber seinen Wünschen nicht entsprach, so wurde er mit dem Herzoge von Masovien, Konrad, darüber eins, einen geistlichen Ritterorden zu stiften, der gegen die Heiden einen ununterbrochenen Kampf führen sollte. Der Versuch, die Preußen vermittelst der Schwertritter zu bekriegen, hatte nur dazu gedient, dieses streitbare und oft auf die ungerechteste Weise geneckte Volk zur Rache aufzureizen; sie fielen wiederholt in Masovien ein und verwüsteten darin so schonungslos, daß allein 250 Pfarrkirchen in kurzer Zeit zerstört wurden und der Herzog in seinem Hoflager zu Plock kaum noch sicher war (1225). Bischof Christian setzte nun alles in Bewegung, um aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Pommern, dem deutschen Reiche und Dänemark ein Kreuzheer zusammen zu bringen, das gegen die Preußen kämpfen sollte, und seinem Eifer gelang es wirklich, viele Fürsten und eine große Menschenmenge ins Feld zu bringen, die im Streit mit den Heiden die ewige Seligkeit, oder auch wohl Beute erringen wollten.

Zum Unglück für Christian und Konrad's Zweck fehlte es dem Kreuzheer an Einigkeit und an einen tapfern und kriegserfahrenen Heerführer, der die Streitkräfte vereinbaren, und auf eine angemessene Weise verwenden hätte können; daher ging das Heer nach einigen mißlungenen Unternehmungen auseinander und Masovien blieb den Einfällen der Preußen abermals bloß gestellt, die nun für den neuen Versuch, sie zu unterjochen, sich furchtbar rächten und jetzt nicht einmal die herzogliche Residenz verschonten, obgleich Konrad ihnen einen Tribut an Kleidern, Pferden und Jungfrauen anbot, wodurch er sie wohl früher zuweilen besänftigt hatte. Diese bedrängte Lage bewog ihn, auf den Rath des Bischofs Christian, die deutschen Ordensritter um Hülfe zu bitten und zugleich den Papst darum anzugehen, daß er jenen geistlichen Kriegern den Auftrag dazu ertheile (1226). Konrad von Masovien bot demselben einiges Besitzthum im kulmischen Gebiete und die Hälfte der Länder an, die er von den Preußen erobern würde. Hermann nahm diesen unbilligen Antrag nicht an und verstand sich durch Vermittlung des Papstes nur dann zu einem Feldzug gegen Preußen, als ihm bessere Bedingungen eingeräumt wurden. Er schickte hierauf die Ritter Konrad von Landsberg und Otto von Saleiden zum Herzoge, um die Bedingungen ins Reine zu bringen, zugleich aber erbat er sich von dem Kaiser eine Urkunde, die dem Orden den Besitz aller Länder sicherte, die er von den Preußen erobern würde (1227). Hermann Balk, durch Tapferkeit, Muth, Klugheit und Besonnenheit ganz besonders für sein wichtiges Amt geeignet, brachte zum Kriege gegen die Preußen nicht mehr als 100 Ritter mit, und wurde deßhalb von den Preußen verspottet; doch seine Maßregeln zeigten ihn bald als einen gefährlichen Feind, der auch mit geringen Mitteln Großes zu vollbringen im Stande sey. Er baute die Burg Nessau, unternahm aus diesem festen Sitz Streifereien in das preußische Gebiet und zerstörte in Kurzem die wichtigsten Grenzfesten der Preußen, von wo aus sie gewöhnlich Einfälle in das Gebiet des Herzogs Konrad thaten; dann baute er mehrere Burgen, kultivirte das Land und setzte das Kulmer Gebiet in eine solche Verfassung, daß er sich darin gegen die Preußen behaupten und den aus Deutschland nachziehenden Kreuzrittern eine gute Aufnahme gewähren konnte. Als auf diese Weise größern Unternehmungen der Weg gebahnt war, erschien das durch den Aufruf des Papstes zusammengebrachte Kreuzesheer, worin außer vielen ansehnlichen deutschen Fürsten, auch die Herzoge von Schlesien, Kujavien, Masovien, Gnesen und Pommern mit zahlreichen Kriegsschaaren befindlich waren. Diesem Heere, welches wohl nicht unter 25.000 Mann stark sein mochte, kamen die von dem Landmeister Balk neu angelegten Burgen und die übrigen Vorbereitungen zum Kriege wohl zu statten und erleichterten die Unternehmungen desselben. Das versammelte Kreuzfahrerheer fiel in das Gebiet der Pomesanier und Pogesannier ein, trieb die Preußen vor sich her und schlug ihre Schaaren, wenn sie Stand hielten. In dem besetzten Lande wurden von den Rittern sogleich feste Burgen angelegt, um das gewonnene Gebiet zu behaupten und den aus Deutschland kommenden Einwanderern, die Lust bezeugten, sich in Preußen niederzulassen, Schutz gewähren zu können; die Sorge für die Aufnahme der Kultur des Landes wurde von dem deutschen Orden bei seinen Eroberungen nie vernachlässiget. Die Preußen hatten sich vor dem christlichen Heere tief in das Innere des Landes zurückgezogen, bis sie so viele Mannschaft beisammen hatten, daß sie sich dem Feinde gewachsen glaubten; da stellten sie sich an dem Fluß Sirgune in Schlachtordnung auf und erwarteten ihn. Ihre Tapferkeit mußte den zweckmäßigern Waffen und der größern Kriegskunde der Christen erliegen, sie erlitten eine völlige Niederlage und siegreich kehrte das Christenheer nach dem Kulmerland zurück, um die Einrichtung dieses Gebietes zu vollenden

Digitized by Google

und die gänzliche Unterjochung von Pomesanien vorzubereiten (1233). Diese erfolgte bei einem zweiten Feldzuge, in welchem der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, dem Orden eine beträchtliche Hülfsschaar zuführte (1235). In Preußen hatten die Waffen des Ordens einen guten Fortgang und die Ritter eroberten, von dem Herzoge Otto von Braunschweig unterstützt, die von den Heiden wacker vertheidigten drei Landschaften Ermeland, Barten und Natangen (1239). Unter Hartmann von Heldrungen wurden die Nadrauer, die Schalauer überwältigt und die Sudauer bekriegt. Die gänzliche Besiegung der letztern und damit die völlige Unterwerfung des ganzen Landes erfolgte erst unter Burkhard von Schweden, nachdem der Eroberungskrieg 53 Jahre gewährt hatte. Preußens Schicksale waren von der Zeit seiner gänzlichen Unterjochung durch die deutschen Ordensritter bis auf Albrecht von Brandenburg, einem Sohn des Markgrafen von Anspach, den die Ritter 1511 zum Hochmeister erwählten, um durch Brandenburgs Hülfe vom polnischen Vasalleneide sich zu befreien, an den Orden geknüpft, und die Geschichte dieses ist auch die Geschichte Preußens. S. Deutsche Ritter und Ritterorden. Mit Albrecht hebt ein neuer Abschnitt an. Im Kriege gegen Polen war er unglücklich; er suchte daher Hülfe in Deutschland; diese wurde ihm zwar nicht, doch von Luther erhielt den Rath, das Ordenskleid niederzulegen, sich zu vermählen und Preußen als ein erbliches Herzogthum von Polen zu Lehn zu nehmen. Luthers Rath wurde befolgt. Mit dem Herzoge zugleich hatte sich das ganze östliche Preußen zur lutherischen Lehre bekannt und die Reformation wurde überall ohne Zwang und ohne Hader eingeführt. Die Sekularisation der Stifter und Klöster verbesserte die Staatseinkünfte und gab dem Herzoge die Mittel zur Errichtung guter Schulen, später auch der Universität zu Königsberg. Albrecht war ein thätiger Fürst und richtete die Landesverwaltung auf eine für die damalige Zeit musterhafte Weise ein. Sein Alter wurde durch einige Widerwärtigkeiten der Landstände, noch mehr aber durch die Zänkereien der Geistlichkeit verbittert. Albrecht Friedrich war bei seines Vaters Ableben (1568) noch minderjährig, empfing aber gleichwohl die Belehnung und mit ihnen wurden die fränkischen Markgrafen und die churfürstlich-brandenburgische Linie als Lehnserben benennt. Als er volljährig geworden war, hielt er um die Hand der Prinzessin Maria von Jülich an, die eine Erbin von Jülich, Cleve und Berg wurde. Während die Braut unterwegens war, wurde der Herzog von einer Schwermuth befallen, die bald in Blödsinn ausartete (1573). Dennoch wurde die Heirath vollzogen, doch die Regierung zu führen, war der schwachsinnige Fürst nicht im Stande; statt seiner führte sie sein nächster Lehnsvetter Georg Friedrich. Albrechts Friedrichs Ehe blieb nicht kinderlos; doch zeugte er nur Töchter, von denen Anna die Aelteste mit dem Churprinzen Johann Sigismund vermählt wurde, der dadurch auch das Erbfolgerecht auf die jülich-clevischen Länder an sich brachte. Johann Sigismund übernahm nach seines Vaters Joachim Friedrichs Tode mit der Churwürde auch zugleich die Administration des Herzogthums Preußen, bis er durch das Ableben des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich in den völligen Besitz dieses Landes kam (1617). Von nun an blieb Preußen für immer mit Brandenburg (vergl. den Artikel) vereinigt. Unter Johann Sigismund (1617—18) starb der letzte Herzog von Jülich, Cleve, Berg, Johann Wilhelm, und diese bedeutenden Länder sollten nun, vermöge des Erbfolgerechts, an Brandenburg fallen. Doch auch Pfalz-Neuburg und Churfachsen machten Ansprüche darauf. Der Churfürst setzte sich in den Besitz eines Theiles dieser Länder, und nun begann der langwierige Erbschaftsstreit mit Pfalz-Neuburg, der endlich durch eine Theilung dieser Länder geendigt wurde, nachdem vorher zu verschiedenen Zeiten häufige

Vergleiche deßhalb getroffen worden. Da der Kaiser und Spanien Brandenburg ganz aus dem Besitz dieser Erbschaft verdrängen wollten, so trat Johann Sigismund zur Vertheidigung derselben in einen Bund mit Holland, und trat dieser Republik zu Gefallen von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Georg Wilhelm (1618 — 1640), ein Fürst von beschränkten Fähigkeiten, war seinem Standpunkt nicht gewachsen, der ihm einen wichtigen Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands und des nördlichen Europa's gestattet haben würde, wenn er fähig gewesen wäre, von den nicht unbedeutenden Mitteln Gebrauch zu machen, über die er zu gebieten hatte. Friedrich Wilhelm der Große (1640—88; s. d. Art.) darf mit Recht als der eigentliche Gründer der preußischen Monarchie betrachtet werden, da er den Staat, der, seines nicht geringen Umfangs ungeachtet, bei dem Antritt seiner Regierung in politischer Hinsicht ohne alle Bedeutung war, zur Selbstständigkeit erhob, ihm innere Kraft verlieh und durch kluge Benutzung der Umstände ihm eine achtungsvolle Stelle im europäischen Staatenverein erwarb. Die ersten Jahre seiner Regierung verwandte er darauf, den durch Krieg, Pest und alle Arten von Unglück zu Grunde gerichteten Provinzen seines Staates wieder aufzuhelfen. Durch Beobachtung einer strengen Neutralität, Abstellung der zahllosen Mißbräuche der frühern Regierung und Einführung eines genauen den Umständen angemessenen Staatshaushalts endigte er die drückenden Finanzverlegenheiten und verschaffte sich die nöthigen Mittel zur Behauptung seiner Würde unter den regierenden Fürsten. Zwar durfte er es noch nicht wagen, Pommern, welches ihm nach Erlöschung des herzoglichen Stammes, vermöge früherer, mehrmals erneuerter Erbverträge, zugefallen war, Schweden, welches dieses Land besetzt hatte, zu entreißen; doch hatte er sich zur Zeit des westphälischen Friedensschlusses (1648) bereits in eine solche Achtung gebietende Verfassung gesetzt, daß seine Forderung um Entschädigung, da Schweden den größten Theil von Pommern, in Besitz behielt, nicht unberücksichtigt blieb. Er erhielt die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Münden und Kamin und einen Theil von Pommern, doch mußte er einen sächsischen Prinzen, der Administrator von Magdeburg war, auf Lebenszeit in Besitz dieses Landes lassen, und die vier Aemter Dahme, Querfurt, Jüterbock und Burg, die Sachsen zugefallen waren, zum Theil abtreten, zum Theil durch Kauf erwerben. Beinahe sechszehn Jahre hindurch hatte Friedrich Wilhelm sich von dem Kriege fern zu halten gewußt und diese Zeit trefflich benutzt, um den Wohlstand seiner Länder zu heben, aber nun konnte er nicht länger anstehn, die Waffen zu ergreifen, wenn er nicht die traurige Rolle seines Vaters spielen wollte, unter dem die brandenburg. Provinzen alle Drangsale des Krieges erdulden mußten, obgleich er mit allen kriegführenden Mächten in Frieden lebte. Der kriegslustige Karl Gustav von Schweden überzog Polen mit Krieg, und das Herzogthum Preußen gerieth in Gefahr, der Schauplatz des Kampfes zu werden. Der Churfürst war nicht abgeneigt, sich mit Polen gegen Schweden zu verbinden; doch Polens Schwäche und Schlafheit machte diesen Schritt bedenklich, und bald nöthigte Karl Gustavs entschiedenes Uebergewicht und Drohung, auf dessen Seite zu treten, und durch den zu Königsberg geschlossenen Vertrag (17. Jan. 1651) Preußen von Schweden zum Lehn zu nehmen. Des Churfürsten Beistand war dem Könige von Schweden so wichtig, daß er demselben in einem zweiten Vertrage, zu Marienburg das eroberte Großpolen und die Woiwodschaft Rawa abtrat, und nun half Friedrich Wilhelm dem Schwedenkönige die dreitägige Schlacht bei Warschau gewinnen, wobei er zum ersten Male Gelegenheit erhielt, sein kriegerisches Talent auf eine glänzende Weise zu zeigen. Doch war er nicht geneigt, die Hand zur gänzlichen Vernichtung Polens zu bieten; daher zog er sich bald darauf mit seinen Trup-

pen nach Preußen zurück. Dieses Herzogthum von der Lehnspflicht zu befreien, war seine Absicht und sein Benehmen stets auf diesen Zweck gerichtet. Er schien geneigt, sich mit Polen gegen Schweden zu verbinden, wenn es ihm Preußens Unumschränktheit zugestehen wollte; doch Johann Kasimir ließ aus Rachsucht einen Theil von Preußen durch 20.000 Tartaren verheeren und nun schloß Friedrich Wilhelm einen Vertrag zu Labiau mit Schweden, welches ihm die Souverainität von Preußen und den Besitz des Bisthums Ermeland zusicherte (1656, 21. Nov.). Doch übereilte er sich nicht mit der den Schweden zu leistenden Hilfe, und gern nahm er den Abmarsch des schwedischen Heeres nach Deutschland gegen die Dänen zum Vorwande, Frieden mit Polen zu schließen, welches ihm in dem Vertrage zu Wehlau (19. Sept. 1675) die Souverainität des Herzogthums Preußen zugestand, wogegen der Churfürst sich zum Beistande Polens gegen Schweden verbindlich machte. In einem neuen Vertrage zu Bromberg trat Polen an Brandenburg die Herrschaften Lauenburg und Butaw ab. Der Churfürst trat nun besonders auf Antrieb des Kaisers zur Rettung Dänemarks gegen Schweden auf, und trug Vieles zur Rettung dieses Staates bei. Der Friede von Oliva (1. Mai 1660) beendigte diesen Krieg und bestätigte Brandenburg die Unabhängigkeit Preußens. Durch den Frieden von Oliva wurde Preußen von den europäischen Mächten als unabhängiger Staat anerkannt und das brandenburgische Haus trat in die Reihe der europäischen Regentenfamilien. Nach einigen Friedensjahren mußte der Churfürst abermals den Kampfplatz betreten, da Ludwig XIV. die Holländer zu überwältigen drohte (1672). Er eilte zu ihrer Rettung herbei, doch wurde die Wirksamkeit seines und des östreichischen Heeres durch die Verrätherei des kaiserlichen Ministers gelähmt und der Einfall der von Frankreich dazu erkauften Schweden in die brandenburgischen Provinzen, nöthigte ihn zur Vertheidigung derselben zurück zu kehren und seine klevischen Festungen in den Händen der Franzosen zu lassen. Mit überraschender Schnelligkeit überfiel er die Schweden bei Rathenau, schlug sie bei Ferbellin (18. Juni 1675) (s. d. Art.), trieb sie aus dem Lande und eroberte einen großen Theil von Schwedisch-Pommern. Diesen Verlust zu ersetzen, fielen die Schweden von Liefland aus in Preußen ein, welches zu der Zeit von Truppen entblößt war, und besetzten einen großen Theil dieses Landes. Der Churfürst begab sich sogleich selbst dahin, ging bei der strengsten Winterkälte mit seinem Heere in Eilmärschen über die beiden Haffe und verjagte die Feinde, deren größter Theil auf der Flucht vor Hunger und Kälte umkam. Der Friede zu St. Germain (29. Juni 1679) beendigte den Feldzug. S. Friedensschlüsse. Mit einer musterhaften Thätigkeit nach wohlberechneten Grundsätzen, und einer Weisheit, die weit über die Einsichten der gleichzeitigen Staatsmänner hervorragte, führte er nun die Regierung seines Staats, den er zu einer innern Stärke erhob, die andere bei weitem größere und von der Natur mehr begünstigte Staaten nicht hatten. Er wußte durch Standhaftigkeit und Klugheit die Widersetzlichkeit der Stände zu besiegen, die Aufhetzereien der Geistlichkeit zu hemmen; er war der erste Regent, der die Gewissensfreiheit im vollsten Umfange in seinen Staaten einführte, er endete die Zänkereien der streitsüchtigen Geistlichkeit und gewöhnte seine Unterthanen zu einem unbedingten Gehorsam, indem er ihnen die Ueberzeugung aufdrang, daß alle seine Befehle nur ihr Bestes bezweckten. Musterhaft war seine Sorgfalt für eine gute Rechtspflege, ruhmwürdig das, was er durch Stiftung und Verbesserung der Schulen für die Bildung des Volkes that: großes Lob verdiente seine Begünstigung der Wissenschaften. Der Wohlstand seines Staats war stets der Gegenstand seines Strebens. Viel hat er zur Verbesserung des Ackerbaues, viel zur Emporbringung der Gewerbe und Belebung des Handels, Sümpfe, Moräste und Sandwüsten verwandelte er in fruchtbares Land, und Einöden wurden unter ihm zu blü-

henden Landschaften. Er hatte den Plan, eine Seemacht zu stiften, und machte wirklich den Anfang damit. Eine Handelsgesellschaft für Ostindien wurde gegründet, auf der Küste von Genua eine Kolonie und das Fort Friedrichsburg angelegt. In Pillau wurde ein Admiralitätskollegium, in Königsberg ein Kommerzienkollegium errichtet, der Hafen in Pillau gereiniget und endlich mit Persien wegen eines Tauschhandels mit Bernstein unterhandelt. Der Widerruf des Edikts von Nantes in Frankreich gab den Churfürsten die Veranlassung, eine Menge fleißiger, kunsterfahrner Menschen, die Ludwigs Widersinn vertrieb, in seine Staaten zu ziehen und dadurch nicht nur die Bevölkerung seiner Länder zu vermehren, sondern auch den Künsten und Gewerben einen Aufschwung zu geben, der so groß als dauernd war. Er bereitete diesen Eingewanderten ein mildes Loos, durch die Freiheit, die er ihnen in Hinsicht ihrer Sprache, Sitten und bürgerlichen Stellung ertheilte, und wies Frankreichs Verlangen, sich der vertriebenen Hugenotten nicht anzunehmen, mit Verachtung zurück. Unter seiner Regierung wurde das Gebiet des Staats durch den Anfall der Herrschaften Tauroggen und Serrey und die Starostei Oraheim vergrößert. Friedrich Wilhelm der Große war einer der vollendetsten Regenten, die je regiert haben. Wie sehr mußte durch einen Vergleich mit ihm sein ihm an Leib und Geist unähnlicher Sohn und Nachfolger Friedrich III. (1688—1713) (s. d. Art.) verlieren. Die Hauptbegebenheit unter seiner Regierung war die Erhebung Preußens zum Königreich (1701). Brandenburg hatte gerechte Ansprüche auf die drei schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, war aber dafür mit dem schwibusischen Kreise einer ganz unverhältnißmäßig geringen Entschädigung abgefunden worden. Auch auf den Besitz dieses Kreises that Friedrich Verzicht und versprach überdem Oestreich ein Hilfsheer von 10.000 Mann, in dessen Kriegen, für die Genehmigung der Annahme des Königstitels. Die Weigerung Polens, das Königreich Preußen anzuerkennen, gab Gelegenheit zu einer Gebietsvergrößerung des Staats, denn Friedrich ließ deßhalb die Stadt und das Gebiet Elbing, worauf er Pfandrechte hatte, überfallen und besetzen. Eine andere Landesvergrößerung erhielt er durch den Anfall von Neufchatel und Valengin aus der oranischen Erbschaft, wozu späterhin auch noch Meurs und Tecklenburg kamen. Dieser Zuwachs an Menschen war aber bei weitem geringer als der Verlust, den Preußen bald darnach durch die Pest erlitt, die in diesem Lande 247.000 Menschen hinraffte. Friedrich Wilhelm I. (1730—1740) (s. d. Art.) war ein Fürst, wie ihn der Staat bedurfte, wenn er von den Verlegenheiten befreit werden sollte, worin ihn Friedrichs I. ungemessene Prunkliebe gestürzt hatte. Er war haushälterisch, einsichtsvoll, arbeitsam, staatsklug, einfach in allen seinen Sitten und Genüssen und ein vollkommner Staatswirth. Seine Rauheit, Strenge und sein Jähzorn, zwar an sich tadelswerth, leisteten zu seiner Absicht, einen genauen Staatshaushalt, eine pünktliche Ordnung in allen Verwaltungszweigen einzuführen, die ersprießlichsten Dienste. Den Ackerbau und die Gewerbe beförderte er auf alle mögliche Weise und hat besonders in dieser Hinsicht große Verdienste um den Staat; die Kunst und die Wissenschaften dagegen schätzte er nicht, weil sie ihm gänzlich fremd geblieben waren. Er war rechtlich und religiös, und seine Politik war im Ganzen eine sehr gesunde, die genau und richtig auf das Beste des Staats berechnet war. Während der Regierung dieses Königes erhielt der Staat einige nicht unbeträchtliche Vergrößerungen. Nämlich; durch den Frieden zu Utrecht (1713) einen Theil von Oestreichisch-Geldern, als Entschädigung für das Fürstenthum Oranien, welches Ludwig XIV. einzog; dann die Grafschaft Limburg, in Folge einer früher darauf erworbenen Anwartschaft; und endlich Stettin, die Inseln Usedom und Wollin und Vorpommern bis an die Peene, letztere Länder,

wurden durch die Theilnahme Friedrich Wilhelms an dem nordischen Kriege erworben, in welchen er durch Traktate mit Dänemark und Rußland verwikkelt wurde. Mehr aber als nach Außen gewann der Staat im Innern durch Friedrich Wilhelms I. musterhafte Wirthschaft, die nicht allein den Schatz, die Vorrathshäuser und die Arsenäle füllte, sondern auch einen gediegenen und allgemeinen Wohlstand unter allen Klassen des Volks hervorbrachte, und was noch mehr sagen will, höchst wohlthätig auf den Nationalcharakter einwirkte, der durch des Königs Beispiel und Aufmunterung eine vorherrschende Richtung zur nützlichen Thätigkeit, zur Einfachheit und Gediegenheit erhielt. Zu den zweckmäßigen neuen Einrichtungen dieses Königes gehören besonders diejenigen, die auf die Verwaltung der Domänen und Fürsten Bezug haben, und vor allem die Verwandelung der Erbpacht der erstern in eine Zeitpacht; ferner die Einführung des Generalhubenschosses statt des adlichen Ritterdienstes, endlich die Verwandlung der adlichen Lehne in Allodien. Für die Bevölkerung der durch die Pest unter seinem Vorgänger verödeten Provinzen that Friedrich Wilhelm I. unglaublich viel und verwandte allein innerhalb 10 Jahren auf neue Ansiedler 5 Millionen Thaler. Bis zum Jahre 1731 hatten sich im Königreich Preußen bereits 20.000 ausländische Familien angesiedelt und nach der Zeit nahm der König noch 10.000 Salzburger in seine Staaten auf, die der protestantischen Lehre wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren. Die Verbesserung der Rechtspflege gelang ihm durch den Kanzler v. Cocceji (1739) (s. d. Art.), nicht so die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, die mancher harten Behandlung der widerstrebenden Geistlichen ungeachtet doch nicht zu Stande gebracht werden konnte. Friedrich Wilhelm glänzt nicht als Held auf den Schlachtfeldern, und als Politiker hat er wenigstens keinen ausgezeichneten Ruhm erworben; aber der Ruhm, den Wohlstand des Volkes, die Kraft des Staats fest begründet zu haben, kann ihm nicht genommen werden und deshalb wird mit Recht sein Andenken in den preußischen Staaten hoch geehrt. Friedrich II., der Große (1740–86) (s. d. Art.), hatte schon bald nach dem Antritte der Regierung Veranlassung, die Herzen seines Volkes zu gewinnen, da er, während durch ganz Deutschland ein allgemeiner Mißwachs Noth und Elend verbreitete, die von seinem Vater gefüllten Vorrathshäuser öffnete und dadurch seine Unterthanen vor Mangel schützte. Durch die Aufhebung der gewaltsamen Werbungen in seinen Staaten erwarb er sich neue Ansprüche auf den Dank seiner Unterthanen, der zur höchsten Verehrung stieg, als er aber den preuß. Ständen das Recht, Landtage zu halten, wieder einräumte. Nun sollte ihn auch das Ausland kennen und bewundern lernen. Ganz unerwartet forderte er von Oestreich die Abtretung der schlesischen Fürstenthümer, die, obgleich rechtmäßige Erbe Brandenburgs, im 30jährigen Kriege von Oestreich eingezogen waren, welche später zwar eine höchst unvollständige Entschädigung dargeboten, solche aber wieder zurückgenommen hatte, und rückte, um seine Forderung geltend zu machen, in Schlesien ein, dessen so wie der Grafschaft Glaz Eroberung ihm nicht schwer wurde (1742). Durch Schlesien hatte er den Staat um $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen vermehrt. Bald darauf nahm er die durch das Aussterben des Regentenstammes ihm zugefallene Grafschaft Ostfriesland in Besitz (1744). Nach dem Frieden wandte der König seine Thätigkeit der innern Verwaltung seiner Staaten zu, die er in allen ihren Theilen vervollkommnete, dann beförderte er die Künste und Wissenschaften, die er selbst liebte und trieb, und endlich sorgte er für die Vergrößerung und Vervollkommnung seines Heeres und für einen Bundesgenossen, den er in England fand, um den Feinden gewachsen zu seyn, die sein Verhältniß und sein Glück ihm zugezogen haben konnte. Der Erfolg bewies die Weisheit dieser Sorge, ohne welche sein

Untergang unvermeidlich gewesen seyn würde. Oestreich konnte den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, und schloß deshalb mit Frankreich, Rußland und Sachsen einen Bund gegen Preußen, dem auch Schweden, und später auch das deutsche Reich, beitrat (s. d. Art. Siebenjähriger Krieg; 1756—63). Wenn Friedrich als Feldherr die Bewunderung der Welt erregt hatte, so erwarb seine Regierung des Staats ihm den Dank seiner Völker und die Ehrfurcht seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Während des 7jährigen Krieges war stets die Hälfte — und oft weit mehr — seiner Länder vom Feinde besetzt, der darin nach Feindesart hauste, und der Rest wurde durch die Stellung von Menschen und Kriegebedürfnissen gänzlich erschöpft. Dörfer und Städte lagen in Schutt, die Felder unbebaut, die Bevölkerung war dünne geworden, der Landmann verarmt, der Bürger zum Theil ohne Nahrung und in den öffentlichen Kassen mangelte Geld. Nun zeigte sich Friedrich seinem Volke als ein liebender Vater, dessen zärtliche Sorge für seine Kinder auch da noch Mittel zu entdecken weiß, wo keine Hilfe mehr geahnet wurde. Seine Maßregeln waren so umfassend und so wohl berechnet, daß das allgemeine Elend in Kurzem nicht nur bedeutend gemindert war, sondern in wenigen Jahren gänzlich ein Ende nahm und einem Wohlstand Raum gab, der immer allgemeiner und gedeihender wurde. Durch geschickte Finanzoperationen wußte er sich das nöthige Geld zu verschaffen, womit er dem verarmten Adel aufhalf, indem er ihm Darlehne zu geringen Zinsen gab; den Bürgern und Bauern gab er theils Geschenke, theils Vorschüsse zu dem Aufbau ihrer zerstörten Gebäude und zur Einrichtung ihrer Wirthschaften und ihrer Gewerbe, den gänzlich Verarmten und den Tagelöhnern verschaffte er durch große Bauten und durch Anlegung von Kanälen, Heerstraßen, Trockenlegung von Morästen und Einrichtung zahlreicher Fabriken Gelegenheit zur Erwerbung ihres Unterhalts; zur Bevölkerung verödeter Gegenden zog er an 250.000 Fremdlinge ins Land, und fremde Künstler und Handwerker, die sich in seinen Staaten niederließen, fanden bereitwillige Aufnahme und freigebige Unterstützung. Friedrichs zweckmäßige, von hoher Weisheit geleitete Thätigkeit zum Besten seines Staats, wird zu allen Zeiten ein Muster für würdige Regenten bleiben, und wie strahlend auch sein Ruhm als Held, als Staatsmann ist, so dürfte er dennoch von dem des Regenten übertroffen werden. Die Prachtbauten in Berlin und Potsdam, die weiten blühenden Gefilde, die er an die Stelle ehemaliger Moräste, Sümpfe, Sandwüsten schuf, die schiffbar gemachten Flüsse, die Kanäle, die zahlreichen neu angelegten Dörfer und Flecken, die vielen Fabriken, alles dieses vereint ist ein sprechendes Zeugniß seiner Regentenweisheit und seiner nie rastenden Sorge, seinem großen Berufe zu genügen. Er übernahm den Staat mit einer Volksmenge von $2\frac{1}{2}$ Mill. und hinterließ ihn seinem Nachfolger mit $6\frac{1}{2}$ Millionen; er fand ein Heer von 70.000 Mann und bei seinem Tode zählte es 250.000; er fand im Schatz 12 Mill. Thaler, sein Nachfolger 80, und außerdem hat er in den Jahren nach dem siebenjährigen Krieg zur Unterstützung der Landeskultur beinahe 25 Mill. Thaler verwandt. Die Verbesserung der Justiz setzt seinen Verdiensten um den Staat die Krone auf. Der verdiente Großkanzler Carmer war dabei vorzüglich thätig, und unter seiner Leitung wurde das berühmte neue Gesetzbuch ausgearbeitet, welches jedoch erst unter Friedrich Wilhelm II. (s. d. A.) vollendet werden konnte. Dieser (1786—98) genoß noch die Früchte der Achtung, die sein großer Oheim dem preußischen Staate erworben hatte, und übernahm bei jeder Gelegenheit das Amt eines Schiedsrichters oder Vermittlers in den Streitigkeiten der europäischen Mächte. Die Unruhen der Patrioten in Holland (1787) unterdrückte er durch ein Heer, welches er unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig dahin sandte und dann schloß er zur Sicherheit

der Ruhe in jenem Staate eine Trippelallianz mit England und Holland; gemeinschaftlich mit England zwang er Dänemark, von dem Angriff auf Schweden abzustehen und rettete dadurch diese mit Rußland im Kriege begriffene Macht; in Verbindung mit England und Holland schrieb er auf dem Kongreß zu Reichenbach (1790) den Frieden vor, den Oesterreich mit der Pforte schließen mußte, wodurch letztere alle ihre, an die erstere Macht verlornen Länder zurück erhielt. Nunmehr richtete er sein Augenwerk auf die Vergrößerung des Staats, die ihm auch gelang. Durch einen Vertrag mit dem Markgrafen von Anspach und Bayreuth (1791) erhielt er noch bei Lebzeiten desselben diese Länder abgetreten, die nun dem Staate einverleibet wurden. Darauf ließ er sich in eine Koalition gegen Frankreich ein (1792) und führte einen Krieg mit der französischen Republik, in welchem die preußischen Truppen zwar ihren alten Ruhm behaupteten und vermehrten, der aber keinen glücklichen Erfolg haben konnte, weil die Eifersucht der beiden verbündeten Hauptmächte ein zweckmäßiges Zusammenwirken verhinderte. Deßhalb schloß Friedrich d. Zweite mit Frankreich den Frieden zu Basel (1795), der ihm wiederum die Aussicht auf Ländererwerb eröffnete und die Neutralität von Norddeutschland bewirkte, die von diesem Theile des deutschen Reichs mehrere Jahre hindurch die französischen Heere entfernt hielt. Noch ehe der Krieg mit Frankreich beendigt war, erfolgte eine Theilung von Polen (1793), wovon Preußen beinahe ganz Großpolen 1000 Q. M. unter dem Namen von Süd Preußen, nebst Danzig und Thorn erhielt. Bald darauf wurde der Rest von Polen unter Rußland, Oesterreich und Preußen vertheilt, wodurch Preußen abermals einen bedeutenden Länderzuwachs erhielt. Alle diese Umstände, verbunden mit neuen Ansichten, die in der preußischen Regierung Raum gewonnen hatten, veranlaßten dieselbe, von dem haushälterischen System Friedrichs des Großen abzugehen, und die altbelobte Sparsamkeit und Strenge zu verwerfen. Der große Schatz, den Friedrich hinterlassen hatte, wurde geleert und man kam dahin, auch Schulden zu machen. Von den reichen Domainen in Südpreußen wurden für 20 Mill. Thaler verschenkt, die Gehalte der Civil- und Militairbeamten wurden bedeutend erhöht, auch unternahm der König einige kostspielige Bauten in Berlin und Potsdam. Bei dem Tode Friedrich Wilhelms d. Zweiten waren eine Menge Staatsschulden vorhanden und die Finanzen in einiger Verwirrung. Doch hatte der Wohlstand des Volks nicht abgenommen und man bauete fest auf die Stärke eines Staats, der in wenigen Jahren eine so bedeutende Vergrößerung erhalten hatte. Friedrich Wilhelm d. Dritte (1797) war gleich bei dem Anfange seiner Regierung darauf bedacht, die leeren Staatskassen zu füllen und die einigermaßen schlaff gewordenen Bande der Ordnung in den verschiedenen Verwaltungszweigen wieder anzuziehen. Der Hof ging mit einem löblichen Beispiele der Sparsamkeit voran, welches um so nachahmungswerther war, da eine Königin, Louise (s. d. A.), die alle Reize und Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechts in dem ausgezeichnetsten Grade vereinigte, auch ein Muster schöner Häuslichkeit und edler Sitte war. Der Staat war glücklich, der Wohlstand der Einwohner vergrößerte sich, Handel und Gewerbe blühten, der Ackerbau gedieh, Künste und Wissenschaften vervollkommneten sich auf eine erfreuliche Art, und Preußens Völker schienen vor allen beneidenswerth. Auch nach Außen hin traten für die Vergrößerung der Monarchie günstige Umstände ein, und des Königs streng beobachtetes Neutralitätssystem erwies sich als vortheilhaft. Preußen hatte an Frankreich seine überrheinischen Länder, um etwa 46 Q. M. (1802) abtreten müssen, dafür erhielt es in dem Frieden von Amiens und Hildesheim, einen Theil des Hochstifts Münster, das Eichsfeld mit allem, was Churmainz in Thüringen besessen, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar

und die Abteien Quedlinburg, Herforden, Elten, Essen, Werden und Kappenberg, im Betrage von 240 Q. M. Der König blieb seinem friedlichen Systeme treu, wie sehr auch die gegen Frankreich feindlich gesinnten Mächte in ihn dringen mochten, sich mit ihnen zu verbinden. Die Eingriffe des französischen Gewaltshabers in die Rechte anderer Staaten wurden immer kühner, aber Preußen wurde absichtlich geschont und die Politik des Königs darf um so weniger getadelt werden, als der Erfolg aller früheren Koalitionen gegen Frankreich kein günstiger gewesen war, und sich auch bei einer künftigen kein solcher voraussehen ließ. Ein neuer Krieg zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich entstand, und Friedrich Wilhelm d. Dritte lehnte die Theilnahme daran (1805) ab. Aber ein französisches Corps verletzte die Neutralität der preußischen Grenze, und nun rüstete der König schnell sein ganzes Heer, gestattete auch den russischen Truppen den Durchzug durch seine Staaten und war entschlossen, Frankreich anzugreifen, wenn es nicht zu den Grundsätzen der Billigkeit zurückkehren wollte. Aber schon hatte, als der preußische Gesandte mit dieser Erklärung zu Napoleon nach Wien kam, der Kaiser von Oesterreich Frieden geschlossen (1806), schon waren die russischen Heere auf dem Rückzuge nach ihrem Vaterlande begriffen; und wollte Preußen nicht allein einem übermächtigen Feinde gegenüber stehen, so mußte es einen Frieden annehmen, der ihm zwar neue Vergrößerungen gewährte, der aber den Staat in große Verlegenheiten stürzte und das Unglück nun schneller herbeiführte, wovon er bald darauf betroffen wurde. Preußen trat nämlich Anspach und Baireuth und Neufchatel und Vaengin zu Frankreichs Verfügung ab und erhielt dafür die sämmtlichen churbraunschweigischen Länder. Preußen blieb nur die Wahl zwischen einem Kriege mit Frankreich oder der Annahme dieses Tausches, und daher mußte es sich zu letzterem verstehen. Die nächste Folge davon war die Wegnahme aller preußischen Schiffe in englischen Häfen, wodurch der Staat viele Millionen verlor. Eine Retorsion gab eben so wenig, wie das gänzlich erschöpfte Hannover Entschädigung dafür, der Wohlstand einer Menge Kaufleute und Schiffseigner war zu Grunde gerichtet und eine Blockade der preußischen Häfen durch englische und schwedische Kriegsschiffe brachte den Seehandel zum Stocken und vergrößerte den Verlust (13. Mai 1806). Noch dachte Friedrich Wilhelm d. Dritte an keinen Krieg mit Frankreich und trug, was nicht zu vermeiden war. Aber als Napoleon den Rheinbund stiftete und Preußen die Stiftung eines nordischen Bundes vorschlug, aber allen Fürsten, die Bundesglieder werden wollten, den Beitritt untersagte, als er sogar England das von Preußen in Besitz genommene Hannover und selbst Rußland preußische Länder anbot, da mußte endlich die Friedensliebe des Königs von Preußen seinem gerechten Zorne weichen; er setzte sein Heer auf den Kriegsfuß, schloß mit Rußland einen Bund und forderte von Frankreich die Zurückziehung der Truppen aus Deutschland, die Anerkennung eines nordischen Bundes und die Abtretung der Festung Wesel an Deutschland, und auf die Verweigerung dieser Forderungen erklärte er Frankreich (9. Okt. 1806) den Krieg. Dieser Schritt war nicht mit Ehren zu vermeiden, aber er war höchst gefährlich. Churſachsen war Preußens einziger Bundesgenosse, der auf dem Kampfplatze erscheinen konnte, denn Rußlands Heere konnten erst nach mehreren Monaten anlangen und von andern Mächten stand kein Beistand zu erwarten. Preußens Heere, obgleich voll Muth, waren durch langen Frieden des Kriegs entwöhnt, und wurden zum Theil von Greisen angeführt, deren Kraft nicht ihrem Willen glich und die sich die neuere Taktik nicht angeeignet hatten. Nur mit banger Sorge sah der Bürger Preußens Heere gegen die Franzosen ziehen, Preußens Kriegsmacht war der französischen in keiner Hinsicht gewachsen, sie wurde an einem Tage in den Schlachten bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806)

(s. d. Art.) zertrümmert und die Franzosen benutzten ihre Siege mit gewohnter Schnelligkeit zur Eroberungen der Provinzen des preußischen Staats. Von nun an folgten Schlag auf Schlag alle nur mögliche Verluste wunderbar kurz auf einander, und die erstaunte Welt sah eine große Monarchie in wenigen Tagen ihrer Auflösung nahe. Die einzelnen Truppencorps, die in den Schlachten davon gekommen waren, wurden gefangen genommen oder zersprengt, schon 11 Tage nach der auerstädter Schlacht zog Napoleon in Berlin ein, die stärksten preußischen Festungen übergaben sich bei der ersten Aufforderung und in weniger als zwei Monaten waren alle Länder des preußischen Staats mit Ausnahme einiger schlesischen Festungen bis zur Weichsel in den Händen der Franzosen, die ehemaligen polnischen Provinzen im offnen Aufstande gegen Preußen und die sächsischen Regenten im Bunde mit Frankreich. Nun endlich erschienen die Russen auf dem Kampfplatz und in Ostpreußen sammelte sich ein kleines, aber wackeres Heer, um den Rest des Vaterlandes gegen den siegenden Feind zu vertheidigen. Unter Lestocqs Anführung zeigten sie sich, theils allein, theils mit den Russen gemeinschaftlich fechtend, des alten preußischen Namens würdig und in der mörderischen Schlacht bei Preußisch-Eilau (1807, 8. Febr.) (s. d. Art.) machten sie dem bis dahin unüberwindlichen Napoleon die Palme des Sieges streitig. Doch ihre Anzahl war, um das Vaterland zu retten, zu gering, das russische Heer dem französischen an kriegerischer Gewandtheit und kriegeskundigen Heerführern nicht gleich, und so errangen denn die Franzosen, nachdem sie Danzig nach einer tapfern Vertheidigung erobert hatten, die Schlacht bei Friedland (1807, 14. Juni) (s. d. Art.) und trieben die Russen bis über die Memel zurück. Nichts half die tapfere Vertheidigung der Festungen Graudenz, Colberg (s. d. Art. und Nettelbeck), Silberberg und Glatz, nichts fruchteten die Streifzüge des kühnen Partheigängers Schill (s. d. Art.) im Rücken der Feinde, die Russen fühlten sich zu schwach, den französischen Heeren länger Widerstand zu thun. England zögerte mit der versprochenen Hilfe, Schwedens Operationen waren unzulänglich, und so kam denn der Friede zu Tilsit (7. und 9. Juni 1807; s. Friedensschlüsse) zu Stande, durch welchen Preußen die Hälfte seiner Länder abtreten, an hundert Millionen Franken Kriegessteuer zahlen, dem Kontinentalsystem beitreten und in seinen Hauptfestungen französische Besatzungen unterhalten mußte. Auch die Zahl der Truppen, die Preußen noch künftig halten sollte können, wurde von dem übermüthigen Sieger vorgeschrieben. Preußen war von seiner ehemaligen Höhe herabgestürzt und in einer Lage, die zu keiner Hoffnung berechtigte, daß es sich jemals wieder erheben würde. Das Heer bis auf wenigen Trümmer vernichtet, die Hälfte des Staats verloren, der Rest durch den langen Aufenthalt unermeßlicher Armeen verheert und erschöpft, der Staat mit großen Schulden belastet, der Handel gesperrt, der Ackerbau zu Grunde gerichtet, und um das Elend vollständig zu machen, wüthete eine pestartige Epidemie in Preußen, und raubte ein allgemeines Viehsterben dem Landmann mit dem Rest seines Vermögens auch die letzte Quelle seines Unterhalts. In dieser hoffnungslosen Lage schlossen sich die treuen Preußen fest an ihren König an, verstanden sich ohne Murren zu den schwersten Opfern und gaben ihm durch ihre Geduld und ihre Anhänglichkeit den Muth, den er bedurfte, um sich in der verhängnißvollen Zeit aufrecht zu erhalten und das Mögliche zur Erhaltung des Staats zu versuchen. Und diese Geduld, diese Anhänglichkeit blieb nicht unbelohnt; denn Großes geschah in jenen Tagen der Prüfung von der Regierung, und Friedrich Wilhelm III. bewährte sich in den drückenden Verhältnissen, wo alles verloren schien, als ein weiser väterlicher Fürst. Zuerst sorgte er für die Herstellung und zeitgemäße Eintheilung des Heeres, in so weit solches der erschöpfte Zustand des Staats und der mit Napoleon ge-

schlossene Vertrag erlaubte, und es erfolgte unter Scharnhorst (s. d. A.) und Gneisenau's Leitung eine Organisirung (1809), die ihrem Zwecke auf das Vollkommenste entsprach und die Soldaten, indem sie sie moralisch höher stellte, mit einem Ehrgefühl beseelte, welches zu großen Erwartungen berechtigte. Dann gingen auch in den Verhältnissen der übrigen Staatsbürger die heilsamsten Veränderungen vor. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, die Bannrechte, der Mühlenzwang, die Zünfte nahmen ein Ende, die Gewerbefreiheit wurde eingeführt, Gemeinheitstheilungen veranlaßt, den Domainenbauern das Grundeigenthum ihrer Besitzungen verliehen und auf diese Weise dem Ackerbau wie den Gewerben aufgeholfen. Hiedurch wurde der Druck der großen Abgaben vermindert und dem thätigen Fleiße Gelegenheit gegeben, sich empor zu arbeiten, und allein diesen Maßregeln ist es zu danken, daß der Staat bei der Unzahl der Uebel, die Folgen des unglücklichen Krieges waren, nicht unterging. So waren einige Jahre unter dem wahrhaft heldenmüthigen Ringen der preußischen Regierung mit den ungünstigen Verhältnissen verflossen; als Napoleon aufs Neue sich gegen Rußland rüstete (1812) und die Heere aller mit ihm verbündeten oder von ihm abhängigen Mächte ins Feld rief. Auch Preußen mußte Truppen gegen Rußland stellen, wenn es nicht feindlich behandelt seyn wollte, daher gab es den Umständen nach, um dem gänzlichen Untergange vorzubeugen. Ein Heer, wie es von der Größe in neuern Zeiten noch nie gesehen worden war, zog gegen Rußland durch Preußen und erschöpfte bei seinem Durchzuge das unglückliche Land, welches nach einem allgemeinen Mißwachs dennoch die Verpflegung der unermeßlichen Menschenmenge herbeischaffen mußte, vollends. Französische Feldherren geboten unumschränkt in preußischen Landen und forderten Lieferungen ohne Maß und Ziel, der Bürger wurde durch die Truppenmärsche bei Betreibung seiner Gewerbe, der Landmann im Ackerbau gestört, die Krieger begingen zahllose Excesse: Preußen litt von den nun befreundeten Franzosen beinahe noch mehr als zu der Zeit, wo sie als offenbare Feinde im Lande wütheten. Nunmehr hatte jeder Preuße der Hoffnung einer bessern Zeit entsagt und sah mit bangem Gefühle den unvermeidlich scheinenden Untergang seines Vaterlandes herannahen. Da aber richtete Gott, und vernichtete in den Eisfeldern Rußlands die unermeßlichen Heere des Weltenstürmers. Die Nachricht von der Vernichtung der Kriegsmacht Buonaparte's (s. d. Art.; über die folgenden Feldzüge: Russisch-deutscher Krieg) erscholl bald in Preußen, und verhungerte, mit Frostbeulen bedeckte Flüchtlinge, die den Keim des Todes schon in ihrem Innern trugen, bestätigten die Nachricht von den furchtbaren Unfällen, die Frankreichs und seiner Verbündeten Heere betroffen hatten. Nun erwachte wieder ein Schimmer von Hoffnung in den Herzen der Preußen, nun glaubte man wieder an die Erhaltung des Staats, und jeder erwartete mit Sehnsucht den Wink, das Seine zur Wiederherstellung des Vaterlands beitragen zu können. Den ersten Schritt, Preußen der Abhängigkeit von Napoleon zu entziehen, that der General York (30. Dez. 1812), der als Befehlshaber der preußischen Hilfstruppen mit seinem Corps sich von den Franzosen trennte und an die Russen anschloß. Die Russen überschritten die preußische Gränze und wurden mit offenen Armen empfangen. So weit das Land von den Franzosen frei wurde, betrieb man schon Rüstungen gegen sie, und als nun endlich der König selbst einen Aufruf an sein Volk erließ, die Waffen gegen die Dränger des Vaterlandes zu ergreifen, da stand jung und alt in flammender Begeisterung auf und schaarte sich zum Kampfe, und reich und arm opferte nach Kräften, um die Krieger, die dem Vaterland Freiheit und Ehre wieder gewinnen sollten, auszurüsten, und bald stand ein Heer schlagfertig und muthig und von heiliger Rachegluth entflammt und fest entschlossen, das Vaterland zu befreien, oder zugleich mit

demselben unterzugehen (9. Febr. 1813). Napoleon hatte geeilt, ein neues Heer ins Feld zu stellen und laut erklärt, daß er Preußen vernichten wolle. Bald stand er wiederum mit einer großen Truppenmacht in Deutschland; Russen und Preußen zogen vereint gegen ihn. Der Feldzug begann mit mehreren glänzenden Waffenthaten des preußischen Heeres, unter denen die des Generals York, der mit 17.000 Preußen bei Möckern (5. April) 40.000 Franzosen schlug. Darauf kam es bei Großgörschen und Lützen (2. Mai) (s. d. Art.) zur Schlacht, bei welcher Napoleon, obgleich den Verbündeten um die Hälfte an Mannschaft überlegen, keinen wesentlichen Vortheil erhielt. Bei Bautzen (s. d. Art; 20. und 21. Mai), wo zum zweiten Male geschlagen wurde, fand wieder ein gleiches Truppenverhältniß statt, und die Verbündeten fochten abermals so tapfer, daß Napoleon, wiewohl er das Schlachtfeld behielt, weder Geschütz erbeuten, noch Gefangene machen konnte und selbst auf einen Waffenstillstand (11. Juni) antrug, der angenommen wurde, da er der Absicht beider Theile, Verstärkungen an sich zu ziehen, entsprach. Er bot selbst einen allgemeinen Friedenskongreß an, bei welchem Oestreich die Vermittelung übernehmen wollte, und wegen dessen der Waffenstillstand verlängert wurde; doch es war damit nur auf Täuschung abgesehen, deßhalb zerschlug sich dieses Projekt. Oestreich schloß sich nun den Verbündeten an, England schloß mit den verbündeten Mächten neue Subsidienverträge, in Preußen wurden die Rüstungen mit einer ganz beispiellosen Thätigkeit betrieben, und alle Stände brachten die theuersten Opfer dar, um die Sache des Vaterlandes zu fördern. Wohl selten hat ein Volk eine solche Begeisterung gefühlt und so viel für die Erringung seiner Unabhängigkeit gethan, wie in dieser Zeit die Preußen, die man nach so großen und wiederholt erlittenen Unglücksfällen kaum noch einer Anstrengung für fähig gehalten hätte. Nach der Aufhebung des Waffenstillstandes wollte der französische Marschall Oudinot Berlin überfallen, verlor aber gegen Tauenzien bei Großbeeren eine Schlacht und in derselben 5000 Todte, 15.000 Gefangene und 26 Kanonen, und bei Hagelsberg büßte General Girardin 3500 Mann als Gefangene an die Preußen ein. Darauf gewann Blücher an der Katzbach eine Hauptschlacht gegen Macdonald, Ney und Lauriston, die 8000 Todte, 18 000 Gefangene und 103 Kanonen verloren. Schwarzenberg war bei Dresden nicht so glücklich, doch als er sich nach Böhmen zurückzog und Vandamme ihn mit 42 000 Franzosen verfolgte, erlitt dieser bei Kulm durch Kleist, Ostermann und Colloredo eine gänzliche Niederlage und wurde mit dem größten Theile seines Heeres gefangen. Noch einmal versuchten 70.000 Franzosen unter Oudinot und Ney Berlin zu nehmen, doch mit 20.000 Preußen vereitelte der Held Bülow ihr Unternehmen; und als er von den Schweden Unterstützung erhielt, da schlug er die Feinde bei Dennewitz und trieb sie über die Elbe, die Franzosen verloren 4000 Todte, 11.000 Gefangene und ließen 6000 Verwundete zurück. Einige Tage darauf wurde Napoleon selbst, als er in Böhmen eindringen wollte, bei Nollendorf von Kleist und Schwarzenberg geschlagen. In Leipzigs Ebenen wurde Deutschlands, Preußens, ja Europas Freiheit errungen (16 — 18. Oktob.) und bald standen die Heere der Verbündeten auf Frankreichs Boden, um den Thron des Friedenstörers zu zertrümmern. Nachdem die Franzosen bis zum Rhein getrieben waren, wurde auch Holland von dem tapfern Bülow befreit. Während die Preußen unter des kühnen Blüchers Anführung bei Troyes, Brienne, Sozanne, Laon, Fere-Champenoise u. a. O. sich unsterbliche Lorbeeren erwarben, und vereint mit den übrigen Verbündeten endlich Paris einnahmen, eroberten andere preußische Heeresabtheilungen die noch von den Franzosen besetzten preußischen und deutschen Festungen und vollendeten dadurch die Befreiung ihres und des deutschen Vaterlandes. Napoleon mußte dem Throne entsagen,

auf den nun der rechtmäßige Erbe gehoben wurde, der mit den verbündeten Mächten Frieden schloß und sie von Deutschland abgerissenen Länder an Frankreich zurückgab. Auf einem Monarchenkongreß zu Wien sollte wegen der Rückerstattung der von dem preußischen Staate und den andern Staaten verlornen Länder unterhandelt werden (1814). Die Unterhandlung in Wien zog sich in die Länge, man konnte, da Rußland die polnischen Provinzen, die ehemals zu Preußen gehört hatten, zu einem neu zu bildenden Königreich Polen geschlagen und Preußen durch das Königreich Sachsen entschädigt wissen wollte, sich über diese Entschädigung nicht vergleichen, die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und bereits wurde ein Bruch unter den großen Mächten befürchtet, als die Nachricht, daß Napoleon in Frankreich gelandet sey, den Zwist schnell endigte und alle Partheien zu Maßregeln gegen den allgemeinen Feind vereinigte. (S. d. Art. Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo). Die aufs Neue drohende gemeinschaftliche Gefahr hatte die Kabinette einander näher gebracht und die Entschädigungssache wurde nunmehr beendigt. Preußen trat von seinen im Jahre 1806 besessenen Ländern Hildesheim, das Amt Meppen, Ostfriesland und die ehemals polnischen Provinzen, mit Ausnahme des Distrikts Posen und Kalisch, ab, und erhielt dafür einen großen Theil (⅔ des Flächeninhalts, aber nur ⅛ der Bevölkerung) des Königreichs Sachsen, die auf dem linken Rheinufer gelegenen Bestandtheile der ehemaligen drei geistlichen Churfürstenthümer (ein Theil des mainzer Gebiets und der ehemaligen Pfalz wurde an Darmstadt abgetreten und dafür das Herzogthum Westphalen genommen), Berg und Jülich und bald darauf auch den schwedischen Antheil von Pommern, im Tausch für das von England abgetretene Lauenburg. Preußen war nun wieder in Hinsicht seiner Ländermasse und Volksmenge hergestellt worden, nun aber mußte auch die Verwaltung des Innern in einzelnen Zweigen neu gestaltet, in andern bedeutend verändert werden, da sowohl manche Formen unpassend geworden waren, als auch in den neu hinzu gekommenen Theilen der Monarchie Verwaltungsformen statt finden, die von den in den ältern Ländern gänzlich abwichen. Sehr vieles hatten Zeit und Verhältnisse zertrümmert, dessen Herstellung oder Ersetzung dringendes Bedürfniß war; die Nachwehen langer Kriege und verkehrter oder gewissenloser Verwaltungen mancher unter der fremden Herrschaft gestandenen Provinzen blieben nicht aus, eine große Schuldenmasse belastete den Staat, die Kommunen waren gleichfalls tief verschuldet, viele öffentliche Anstalten ihrer Fonds beraubt und manche Einnahmequellen in Folge der früheren Begebenheiten verstopft oder doch nur kärglich fließend. Wohl war es eine schwere Aufgabe, dieses Chaos zu entwirren, unter diesen so äußerst schwierigen Umständen, den Staat bei Ansehen und Würde zu erhalten, den so mannichfachen, oft widersprechenden Forderungen einzelner Provinzen oder Stände zu genügen und Stockungen und Verlegenheiten zu vermeiden, die bei solcher Lage der Dinge unabwendbar schienen. Dennoch ist diese Aufgabe bis jetzt über alles Erwarten glücklich gelöset und aufs Neue hat die preußische Regierung die Zweckmäßigkeit ihrer Grundsätze bewährt. Die Staatsschulden sind reguliret und die erforderlichen Anstalten zu ihrer allmähligen Abtragung getroffen worden, daher denn auch der Kredit des Staats fest begründet ist, wie der Cours der Staatspapiere beweiset. Die Kommunalschulden vermindern sich mit jedem Jahre und können bei fortdauerndem Frieden, dem größten Theile nach, in kurzer Zeit abgetragen seyn. Ueberhaupt erprobt sich die preußische Finanzwirthschaft als vorzüglich zweckmäßig und den Verhältnissen angemessen. Wenn indessen dabei Sparsamkeit ein Hauptgrundsatz war, so sind doch dabei nie Gerechtigkeit und Billigkeit aus den Augen gesetzt worden, und nie hat bei Ausgaben, die der Vortheil oder die

Mittel des Staats erforderten, eine zu ängstliche Beschränkung stets gefunden. Selbst in der bedrängten Zeit nach dem Frieden von Tilsit wurde viel für die Verbesserung der Schulen gethan und mit wahrhaft königlichem Aufwande die Universität zu Berlin (1810) gestiftet; nach der Wiederherstellung des Reichs genossen die Unterrichtsanstalten der freigebigsten Unterstützung und die Rheinuniversität zu Bonn (18. Okt. 1818) (s. d. Art.) wurde mit einer Munificenz errichtet, die dem großen Nutzen dieser Hochschule angemessen ist. Die Helden, unter deren Anführung die Preußen den furchtbaren Feind besiegten, wurden mit reichem Grundbesitz belohnt und Bildsäulen ehren ihr Andenken, so bald sie die Schuld der Natur bezahlt haben. Auch dem unsterblichen Luther wurde zu Wittenberg ein Standbild gesetzt. Die Hauptstadt wurde und wird fortwährend mit herrlichen Gebäuden verziert und in den Provinzen werden große Summen auf Wege-, Kirchen- und andere öffentlichen Bauten verwendet. In allen Zweigen der Verwaltung zeigt sich eine Regsamkeit und ein Hinstreben nach dem Bessern, welches beweiset, daß Preußen noch immer nach den Grundsätzen regieret wird, deren Anwendung es die ausgezeichnete Stelle verdankt, auf welcher es in der Reihe civilisirter Staaten steht. Auch in kirchlicher Hinsicht wurde viel und Wichtiges veranlaßt. Die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu einer evangelischen (seit 1817) ist ohne allen Zwang an vielen Orten vollbracht und wird ohne Zweifel in wenigen Jahren im ganzen Umfange der Monarchie zu Stande gekommen seyn. Eine Synodalverfassung ist theils eingeführt, theils im Werden. Die Verhältnisse der kathol. Kirche sind durch eine Uebereinkunft mit dem päpstl. Stuhle geordnet worden (s. Concordat). Die Aufmunterung, die Wissenschaften und Künste und nicht weniger Industrie genießen, bleiben fortwährend eine rühmliche Eigenthümlichkeit der preuß. Regierung. Der Handel ist im Steigen begriffen und läßt großes Gedeihen hoffen: schon segeln preußische Schiffe nach dem ehemaligen spanischen Amerika (vergl. d. Artikel Seehandelsvereine) und nach China. Der Ackerbauer leidet zwar durch Mangel an Absatz; doch dieses temporäre Uebel kann seiner Natur nach nicht lange anhalten. Der preußische Staat hat durch die franz. Uebermacht mehr wie ein anderer gelitten und fühlt daher noch manche Folgen davon tief. Doch berechtigt der feste zweckmäßige Gang der Regierung und der gediegene Charakter des Volks zu der Hoffnung, daß Preußen bald, und vielleicht wohl früher wie jeder andere Staat, die Spuren der Verheerung vertilgt haben wird, die der Sturm der Zeit über ganz Europa brachte.

Preußen (in geographischer und statistischer Hinsicht). Der preußische Staat liegt in zwei großen, durch Hannover, Braunschweig und Hessen getrennten Hälften, wovon die östliche größere 27° 35′ — 40° 30′ O. L. und 51′ — 56° 3′ N. B., die westliche 23° 35′ — 27° 10′ O. L. und 49° 10′ — 52° 31′ N. B. liegt. Jene wird von der Ostsee bis zum Gebiete der freien Stadt Krakau von dem russischen Reiche, von da bis zu dem westlichen Ende des Riesengebirges von östreichischen Ländern, von Böhmens Gränze an von dem Königreich Sachsen, Altenburg, Weimar, Gotha, Eisenach, Braunschweig und Hannover, und von der Elbe bis wieder zur Ostsee von den meklenburgischen Ländern begränzt. Ganz abgesondert von dieser Masse liegen in dem Regierungsbezirk Erfurt der Kreis Schleusingen und die Aemter Mühlberg, Schmalkalden, Meiningen, Coburg, Hildburghausen und Weimar, und diese von dem Fürstenthum Gotha umgeben. Die kleinere westliche Hälfte wird von Frankreich, den Niederlanden, Hannover, Kurhessen, Lippe-Detmold, Waldeck, Nassau, Großherzogthum Hessen und Baiern, so wie der getrennte Kreis Wetzlar von nassauischen und großherzoglich-hessischen Besitzungen umgeben. Ganz abgesondert liegt das Fürstenthum Neufchatel (s. d. Artikel) in der Schweiz.

Das Ganze enthält 5039 Q. M. Der ganze östliche Theil des Staats bildet fast durchaus eine weite Ebne, und nur in Schlesien sind die Sudeten und Karpathen, und in Sachsen der Harz und Thüringerwald. Von ihnen verflacht sich das Land gegen die Ostsee immer mehr, so daß der Mangel an Fall in Preußen, Pommern und Brandenburg aus den Gewässern stehende Seen bildet, und die Küste nur durch natürliche Sandberge und künstliche Deiche gegen das Eindrängen des Meeres geschützt ist. Das schles. Gebirge theilt sich in 4 Arme. Der eine, das karpathische Gebirge, geht südöstlich aus dem Fürstenthum Teschen nach Ungarn; an ihn lehnen sich Beuthen und Pleß. Der andere, das sudetische Gebirge, läuft nordwestlich der Gränze von Mähren und Böhmen entlang, und zerfällt in das mährische und das Riesengebirge (s. d. Art.). Das zweite Hauptgebirge in dem östl. Theile des preuß. Staats, der Harz (s. d. Art.), berührt nur die Grafschaft Wernigerode, einen Theil der Grafschaften Stolberg und Hohenstein, den südl. Bezirk des Fürstenthums Halberstadt und einen Theil von Mansfeld; sein Hauptlager ist im hannöverschen Fürstenthum Göttingen. Das dritte Hauptgebirge in dem östlichen Theile des preuß. Staats, in dem es aber nur sich über den schleusingenschen Kreis im Regierungsbezirk Erfurt erstreckt, ist der Thüringerwald (s. d. Art.). Der westliche Theil des preußischen Staats ist gebirgiger, als der östliche, aber die Bergreihen, die ihn in allen Richtungen durchstreichen, gehören meistens zu den Flözgebirgen oder den Ganggebirgen von der zweiten Entstehung. Das Hauptgebirge auf dem rechten Rheinufer ist der Westerwald (s. d. Art.), der sich über die Fürstenthümer Siegen und Dillenburg und über die Grafschaften Sayn-Altenkirchen, Sayn-Hachenburg und Witgenstein erstreckt. Geringere Bergreihen in der Provinz Westphalen sind die Weser-Flözgebirge im Regierungsbezirk Minden, unter denen die Egge und der teutoburger Wald die bedeutendsten sind. Das eigentliche Wesergebirge hat bei Minden die unter dem Namen westphälische Pforte berühmte Oeffnung. In den Provinzen auf dem linken Rheinufer ist das hohe Veen die höchste Gegend, die zwischen Malmedy, Eupen, Montjoie und Prüm liegt, und von dem westlich die Ardennen und östlich die Eifel (s. bde. Art.) auslaufen. Am rechten Moselufer ist der Hundsrück (s. d. Art.). Der Boden ist nicht überall gleich ergiebig, in manchen Provinzen mit Morästen, Haiden und Flugsand bedeckt, hat aber durch Urbarmachung wüster Brüche und durch sorgfältige Kultur überall sehr gewonnen. Preußen hat überhaupt einen sehr tragbaren Boden, der größtentheils lehmig, und nach dem Meer hin mit Sand vermischt ist, in verschiedenen Gegenden aus sehr guter schwarzer Gartenerde, in andern nur aus Sandland oder Moorgrund besteht. In Westpreußen ist die herrschende Erdart mehr Sand, mit Ausnahme der sehr fruchtbaren Weichselniederungen, besonders des marienburgischen Werders. (Ueber die Beschaffenheit des Bodens in den übrigen Provinzen s. die ihnen gewidmeten Art.) Die Luft ist gemäßigt und gesund; nur die Länder an der Küste der Nordsee sind kalt, und haben veränderliche und feuchte Witterung; doch stehen sie überall reinigenden Winden offen. Die Bewohner der Sudeten empfinden noch Kälte, wenn die Bewohner Brandenburgs schon Sommer haben. In der Provinz Sachsen ist die Luft meistens rein und heiter, namentlich im Magdeburgischen, Thüringischen, Halberstädtischen ꝛc., aber in der Provinz Westphalen mehr kalt als warm, und in den Moraststrichen auch ungesund. Das schönste Klima haben die Rheinprovinzen, besonders in den Thälern des Rheins, der Nahe, Saar, Mosel und Aar; aber die Eifel, die Ardennen, der Hundsrück und der Westerwald haben rauhe und kalte Witterung. Am Niederrhein, namentlich im Bergischen, Kölnischen und Clevischen, ist das Klima meist feucht und neblicht, aber doch gemä-

ßigt, und der Winter nicht strenge und anhaltend. Die Ostsee (s. d. Art.) oder das baltische Meer bespület Preußen, Westpreußen und Pommern in einer Länge von 130 Meilen, ist aber zu Häfen wegen ihres seichten Gestades nicht sehr bequem, und wird von Zeit zu Zeit durch neu entstehende Sandländer nicht unbedeutend verengt. Die Ostsee bildet, mittelst der Halbinsel Hela, in der Gegend der westpreußischen Stadt Pautzke, den Meerbusen, das pautzker Wiek genannt, und ist mit den Landseen, dem kurischen Haff bei Memel, dem frischen Haff bei Pillau, und mit dem stettiner Haff in Pommern, verbunden. Von den vielen kleinen Landseen nennen wir bloß den fischreichen, 12 Meilen im Umfange haltenden Spirdingsee, den maur- oder angerburgischen See, welcher durch einen Kanal mit dem großen Leventinersee zusammen hängt, den neuwarpischen See, den cummerow-, madüe-, wilm-, streizig-, ruppinischen, soldiner- und Uckersee. Die vornehmsten Flüsse sind: die Weichsel, die Oder, die Elbe, die Weser, der Rhein (s. d. bes. Art.). Außer diesen fünf Hauptströmen, welche mehr oder weniger die preußischen Lande bewässern, gibt es noch eine sehr große Anzahl kleinerer Flüsse, von welchen die wichtigsten folgende sind: die Memel, auch Niemen (s. d. Art.), die Warte, die Havel, die Spree, die thüringische Saale (s. dds. Art.), die schiffbare Ems, die Roer, welche in die Maas sich mündet, die Ruhr und die Lippe, beide schiffbar und in den Rhein fließend, m. a. Die vorzüglichsten, zur Verbindung der Hauptflüsse, zur Beförderung des Handels und zur Urbarmachung wüster Brüche angelegten Kanäle sind: der große und kleine Friedrichs-Graben in Ostpreußen, der bromberger Kanal im Großherzogthume Posen (s. d. Art.), der johannisburgische Kanal in Ostpreußen, der Friedrichs Wilhelms- oder Müllroser Kanal, wodurch die Spree mit der Oder; der Finow-Kanal, wodurch die Havel mit der Oder verbunden werden; der neue Oder Kanal (s. Brandenburg, Provinz), der plauensche Kanal, welcher die Elbe mit der Havel verbindet, der Kolonitz-Kanal in Schlesien, vorzüglich dazu dienend, um Steinkohlen und Eisenwaaren bequemer fortschaffen zu können; der münsterische Kanal, u. a. m. Die Produkte sind: Pferde, über zwei Millionen, Rindvieh, über 7 Millionen, Schafe, über 14 Millionen, Schweine, über 4 Millionen, Ziegen, Wild, jagdbares und zahmes, auch Bären, Wölfe ꝛc., Federvieh (pommersche Gänse, Lerchen bei Halle und Nauen), Bienen, Seide, See- und Flußfische, Land- und Seekrebse, polnische Cochenille, Perlenmuscheln ꝛc.; Getreide (besonders in der Provinz Sachsen), Buchweizen, Hirse, türkischer Weizen, Rübsamen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Garten- und Küchengewächse, teltower Rüben, hallsche Gurken, Kümmel, Fenchel, Senf, Mohn, Anis, Coriander, Camillen, Rettige (in Erfurt), Runkelrüben, Medizinalkräuter, Obst, Wein (vorzüglich an der Aar, Mosel, Saar, Nahe, Rhein), Flachs, Hanf, syrische Seidenpflanze, Karden, Krapp, Waid, Scharte, Safran, Saflor, Tabak, Hopfen, Cichorie, isländisches Moos, Futterkräuter, Holz ꝛc.; Silber 20.000 Mark, Eisen 2.350.000 Centner, Kupfer, Zinn, Blei 60.000 Centner, Galmei 67.525 Centner, Kobalt 2988 C., Arsenik, vulkanische Tuffsteine, Asphalt, Bernstein, Schwefel, Braun- und Steinkohlen 9.318.092 Scheffel, Torf 75 Mill. Stück, Quellsalz 1.201.563 Centner, Salpeter 2010 Centn., Vitriol, Alaun 7189 C., Türkisse, Chrysoprasse, Onyx, Achat, Jaspis, Carniol, Topas, Amethyst, Serpentinstein, Marmor, Alabaster, Mühl-, Gestell- und Quadersteine, Schleifsteine, Kalksteine, Basalt, Schiefer, Mergelkalk, Gips, feine Ton- und Porzellanerde, Pfeifen- und Töpferthon, Farbenerden, Bolus, Röthel, Ocker, Kreide, Siegel-, Walker- und Ziegelerde, Trippel, viele Mineralwasser, besonders bei Aachen, Warmbrunn, Landeck, Altwasser, Reinerz, Cudowa, Flinsberg, Salzbrunnen ꝛc.,

auch Seebäder bei Putbus, Rügenwalde, Cranz unweit Königsberg ꝛc. — Die Zahl der Einw. ist mit dem Heere über 12 Mill. In der östlichen Hälfte rechnet man auf 1 Q. M. 1952 Köpfe, in der westlichen 2891, in den deutschen Ländern 2314, in den außerdeutschen 1723. Bei einzelnen Kreisen ist die Verschiedenheit noch auffallender; der conitzer Kreis Westpreußens hat auf $47^{696}/_{1000}$ Quadratmeilen (also mehr als der ganze düsseldorfer Regierungsbezirk) nur 21.269 oder auf eine Quadratmeile 446 Menschen; der Kreis Solingen, im Bezirk Düsseldorf, der keine volkreiche Stadt enthält, $1^{998}/_{2000}$ Quadratmeilen 26.387 Menschen, also 13.190 auf eine Quadratmeile. — Den Bezirk Berlin abgerechnet, ist das Verhältniß der Volksmenge vom Militärstande und dessen Familien zu der bürgerlichen Bevölkerung zwischen $^{7}/_{8}$ und $1^{4}/_{5}$ Prozent. — Dem Ursprunge nach werden die Bewohner getheilt in 1) Deutsche in allen Provinzen, 2) Slaven, nämlich Wenden in Schlesien, Brandenburg und Pommern, nur zum Theil mit eigner Sprache; der Zweig die Halloren gehört jetzt nur noch der Geschichte an; Kassuben in Pommern mit eignem Dialekt; Polen in Posen vorherrschend mit eigner Sprache, im westlichen und südlichen Theile von Westpreußen, im südlichen Theile von Ostpreußen und im südlichen Theile von Schlesien, mit eignem, vom Hochpolnischen etwas abweichendem Dialekte. 3) Litthauer, eigentlich die Urbewohner von Preußen, mit eigenthümlicher Sprache; Kuren, ein Nebenstamm derselben, mit abweichendem Dialekte. 4) Franzosen als Kolonisten in mehrern Provinzen und an der franz. Grenze, mit freiem Gottesdienst in ihrer Sprache. 5) Juden 1817: 127.248; nach dem Edikt vom 17. März 1812 sind die im Staate wohnenden, mit Generalprivilegien, Naturalisations-Patenten, Schutzbriefen und Concessionen versehenen Juden und deren Familien Einländer und preuß. Staatsbürger; doch müssen sie festbestimmte Familien-Namen führen, und bei Führung der Handelsbücher und Abfassung ihrer Verträge der deutschen oder einer andern lebenden Sprache und deutscher oder lateinischer Schriftzüge sich bedienen. Sie genießen daher gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen, können akademische Lehr- und Schul-, auch Gemeindeämter verwalten, in Städten oder auf dem platten Lande wohnen, Grundstücke jeder Art erwerben und alle erlaubten Gewerbe treiben, sind aber gehalten, alle den Christen gegen den Staat und die Gemeinde des Wohnorts obliegenden Pflichten zu erfüllen, und mit Ausnahme der Stolgebühren gleiche Lasten wie andere Staatsbürger zu tragen; auch sind sie der Militärconscription unterworfen. Ihre Gemeinden stehen unter der Leitung besonderer Aeltesten, so wie diese unter den Oberältesten aller Provinzen in Berlin, durch welche auch die Vertheilung und Einziehung des Schutzgeldes und ihrer allgemeinen Angelegenheiten mit der Regierung besorgt werden. Sie haben stillen Gottesdienst und in mehrern Städten Synagogen. In Vorpommern und statutenmäßig in Elbing, Colberg, Liegnitz ꝛc. sind keine vorhanden; auch in Vorpommern sollen die den Juden in den alten Provinzen zugestandenen Rechte vorläufig keine Anwendung finden. In den Rheinprovinzen bleibt in Hinsicht des rechtlichen Verhältnisses der Juden das franz. Dekret vom 17. März 1808 bis zur endlichen Bestimmung der Rechtsverfassung dieser Provinzen überhaupt noch in Kraft. Fremde Juden, die nicht 10.000 Thaler Vermögen mitbringen, werden nicht angesetzt; doch wird ihnen gegen gewisse Abgaben ein einstweiliger Aufenthalt im Lande verstattet, und diese heißen dann vergleitete Juden. Auch im Fürstenthum Neufchatel sind keine Juden; sie mußten vor dem 1. Mai 1819 fortziehen, und keiner darf sich daselbst wieder niederlassen. Der Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum ist nach der Cabinetsordre vom 17. November 1814 nicht erlaubt. 6) Die pfälzer Colonie besteht aus ein-

Digitized by Google

gemeinderten Wallonen (ursprünglich Niederländer, die bei der Religionsverfolgung des Königs Philipp d. Zweiten nach der Pfalz flüchteten, und aus dieser, durch franz. Waffen seit 1685 verdrängt, in die preuß. Staaten wanderten, Pfälzern, Anhaltern u. a., die sich zu ihnen halten, in den Städten Burg, Calbe, Magdeburg und Halle; denn die in andern Gegenden vorhandenen Wallonen sind zur franz. Colonie geschlagen. Außerdem sind im Staat eingewanderte Waldenser aus Piemont, Böhmen in Berlin und der Gegend, Salzburger in Litthauen, Griechen in Preußen, Polen in Schlesien rc. Die Religion der Einwohner ist bei der allgemeinen Freiheit sehr verschieden. Der Evangelischen (Lutheraner und Reformirte) sind an 7,000,000 unter 4 Bischöfen zu Potsdam, Königsberg, Stettin und Magdeburg, Generalsuperintendenten, Pröpsten, Superintendenten, Erstpriestern, Predigern rc. Denn nach der Aufforderung des Königs an die Consistorien und Synoden der Monarchie vom 22. Sept. 1817 haben sich die reformirte und lutherische Kirche zu einer evangelisch-christlichen fast überall vereinigt. Nach der Verordnung des Königs vom Jahr 1817 bildet die protestantische Geistlichkeit jedes Superintendentursprengels unter dem Vorsitze des Superintendenten eine Kreissynode, deren Bestimmung ist: Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der Geistlichkeit und eines würdigen Betragens derselben, Handhabung der Disciplin über Geistliche und Candidaten des Predigtamtes durch Ermahnung, Zurechtweisung und Anzeige an die geistliche Behörde, Berathung der innern Angelegenheiten der Kirche zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre und Liturgie, Aufsicht auf die Ausbildung der Candidaten, auf die Volksschulen, und besonders auf den Religionsunterricht in allen Schulen. Die Provinzialsynoden werden in jeder Provinz aus sämmtlichen Superintendenten unter dem Vorsitz eines Generalsuperintendenten gebildet, versammeln sich ein- oder zweimal im Jahre, und berathen die innern Angelegenheiten der Kirche der ganzen Provinz. Ihre Beschlüsse werden mit dem Gutachten des Consistoriums der Provinz dem königl. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eingesendet. Um alle Vorbereitungen eines bessern Zustandes der evangelischen Kirche zu einem festen und großen Ziele zu führen, soll nach Verlauf von 5 Jahren über die Vorschläge der Kreis- und Provinzialsynoden eine Generalsynode in Berlin zusammenberufen, und ihre Beschlüsse dem König selbst vorgelegt werden. Auch ward im März 1817 verordnet, daß in jedem Kirchspiel ein Kirchenkollegium aus den Geistlichen desselben und einigen Gemeindegliedern bestellt werden soll, die das Wohl und die Gerechtsame der Kirche wahrzunehmen haben. Es dauern fort 14 Jungfrauenstifte. Alle Collegiatstifter gingen ein und die Domstifter Naumburg, Merseburg und Zeitz sollen aussterben. Den Kultus der katholischen Kirche regulirte der Staat nach dem Concordat (vrgl. d. A.) mit dem Papst. Man zählt 4 ½ Millionen Katholiken im Staate, denen zwar gestattet ist, sich in Religions- und Gewissenssachen, worin sie die Vermittlung des römischen Stuhls zu bedürfen glauben, an diesen zu wenden; aber alle an den Papst gerichteten Gesuche müssen dem betreffenden Bischof oder dessen Generalvikariate zuvor zur Prüfung und Bescheinigung eingereicht, und von diesem an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zu weiterer Versendung nach Rom befördert werden. Davon sind bloß die das forum pönitentiale betreffenden, an die pönitentiaria romana zu bringenden Gewissenssachen ausgenommen. Nach der gesetzl. Verfügung von 1815 darf in der Provinz Posen keine Mannsperson vor zurückgelegtem 24., und keine Frauensperson vor dem 21. Jahre zum Klostergelübde gelassen werden; auch müssen die Männer ihre Pflicht, den Staat zu vertheidigen, erfüllt, oder Befreiung erhalten haben. Alle andere, den äußern Gottesdienst, die geistl. Aemter oder Angelegenheiten betreffenden päpstl. Verordnungen werden vor ihrer Vollziehung dem

Oberpräsidenten der Regierung vorgelegt, wenn sie nicht bereits mit der Genehmigung des Ministeriums der geistl. Angelegenheiten den geistl. Behörden zugefertigt worden. Als das Generalvikariat zu Aachen den kathol. Pfarrern am 24. Juli 1818 die Instruktion ertheilte, daß im Fall vermischter Ehen der apostol. Stuhl fordere, daß der kathol. Theil verspreche, die Kinder beider Geschlechter in der kathol. Religion zu erziehen, und daß der nicht-kathol. Theil diesem Versprechen beistimme; daß, wenn die Brautleute sich dazu nicht verstehen wollen, die Pfarrer ihnen schriftlich erklären müssen, daß sie ihre Ehe weder aufrufen, noch einsegnen, noch Dimissorialien ertheilen können; daß diese schriftliche Erklärung die Stelle der Dimissorialien vertrete, und das Aufgebot und Trauung von den evangel. Pfarrern verrichtet werden können: so wurde auf königl. Befehl vom Oberpräsidium der Prov. Jülich-Cleve-Berg am 1. März 1819 bekannt gemacht, daß das Verfahren der kathol. Geistlichen den Regierungsgrundsätzen des Königs geradezu entgegen sey; dem Generalvikariat ward untersagt, bei gemischten Ehen die Reverse wegen Erziehung aller Kinder zur kathol. Religion zu fordern, und die sich diesem Verbot nicht fügenden Pfarrer sollen entsetzt werden. Kathol. Stifter und Klöster sind: in Westpreußen das Collegiatstift Camin, die Cistercienser-Abteien Oliva und Pelplin; Mönchsklöster und zwar Dominikaner zu Danzig, Thorn, Dirschau; Karthäuser zu Marien-Paradies; Augustiner zu Conitz; Capuziner zu Rywalde; Bernhardiner zu Neuenburg und Löbau; Franziskaner-Reformaten zu Strasburg, Lonk, Schwetz, Kadinen, Christburg, Jakobsdorf, Neustadt und Dorsten; Carmeliter zu Danzig; Missionarkonvent zu Culm; Nonnenklöster, Benediktinerinnen zu Thorn, Culm, Byslaweck und Graudenz; Norbertinerinnen zu Zuckau und Zarnowitz; barmherzige Schwestern zu Culm; Brigitterinnen zu Danzig; in Schlesien barmherzige Brüder, zu Breslau, Pitschowitz, Neustadt; Elisabetherinnen (barmherzige Schwestern) und Ursulinerinnen in Breslau; in Posen Collegiatstifter, zu Posen, Samter, Schroda; fünf weltliche Abteien, Paradies, Blesen, Obra, Priment, Lubin; Missionar-Kollegium zu Gnesen; 47 Mönchs- und 11 Nonnenklöster. Auch hat die Regierung den Augustinerinnen zu Erfurt, den Ursulinerinnen zu Köln, den Salesianerinnen und andern Orden, die sich den Unterricht der Jugend und die Pflege der Kranken als Pflichten aufgelegt haben, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Evangelisch-vereinigte Brüder, Herrnhuter, in Schlesien, Preußen, Sachsen, Brandenburg, Neuwied, an 7000. Mährische Brüder und Hussiten in Schlesien und Brandenburg. Unitarier (Sozinianer) in Preußen zu Andreaswalde. Mennoniten in Preußen, Posen, Brandenburg, Jülich-Cleve-Berg, an 15.000. Griechen, unirte und nichtunirte, in Posen und Schlesien, an 800. Juden, s. d. Die Bildung der Einwohner befördern viele Anstalten, die unter dem Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten stehen, als die Universitäten zu Königsberg, Berlin, Breslau, Halle, Greifswalde und Bonn, so wie die höhere Lehranstalt für katholischen Theologie in Münster. Von gelehrten Schulen hat Ostpreußen 14, Westpreußen 10, Posen 5, Pommern 9, Brandenburg 25, Schlesien 20, Sachsen 31, Westphalen 16, Jülich-Cleve-Berg 12, Niederrhein 4. Zur Unterstützung hülfsbedürftiger Studierenden dienen die wichtigen Vereine in den Regierungsbezirken Berlin und Potsdam ꝛc. Die Bürger- und Landschulen aller Confessionen; 1819 waren 1.600.000 schulfähige Kinder vom 7. — 14. Jahre. Die Seminarien zur Bildung der Prediger in Wittenberg und der Schullehrer theils für gelehrte Schulen zu Berlin, Stettin, Breslau und Königsberg in Preußen, theils für Bürger- und Landschulen zu Berlin, Potsdam, Greifswalde, Zeiz, Weißenfels, Halberstadt, Magdeburg, Minden, Züllichau, Breslau, Bunzlau, Oels, Stettin, Königsberg in Preußen ꝛc.

so wie für kathol. Landschulen in Breslau, Sagan, Oppeln, Grüssau, Oberglogau, Schlegel, Posen, Brühl ꝛc.; das akademischen Kollegium der Herrnhuter zu Niesky, zur Bildung ihrer Lehrer; das landwirthschafliche Institut zu Möggelin; Taubstummenanstalten zu Berlin, Breslau und Königsberg; die Blindenanstalt in Berlin; die Industrieschulen; die königl. Thierarzneischule in Berlin; die Militärschulen (Cadettenanstalten zu Berlin, Potsdam und Culm, Brigadeschulen für die Porteépéefähnriche in den Hauptorten der Brigaden, die allgemeine Militärschule in Berlin für Offiziere, die Garnisonschulen), das königl. medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut für Feldwundärzte in Berlin; die Schifffahrtsschule zu Danzig; die Militärwaisenhäuser in Potsdam und Annaburg; die klinischen und chirurgischen Anstalten, Hebammenschulen ꝛc. Dann die gelehrten Vereine, als: die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, die königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin, mit welcher die Bauakademie zur Bildung der Feldmesser, Baumeister ꝛc. verbunden ist, mit den von ihr abhängenden Kunst- und Zeichenschulen in Berlin, Breslau und Königsberg, der Bauhandwerkschule in Berlin und der Bauschule in Breslau; die königl. deutsche Gesellschaft in Königsberg, die königl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, die Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, die königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Breslau, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft in Breslau, die märkische ökonomische Gesellschaft in Potsdam, die physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg, die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, die Gesellschaft der Naturforscher und das bergwissenschaftliche Institut zu Halle, die pommersche ökonomische Gesellschaft in Cöslin, die Gesellschaft zur Beförderung der Oekonomie zu Hamm. Zu den erblichen Ständen gehören 1) der Adelstand. Ueber die Zahl der adlichen Geschlechter läßt sich jetzt nichts Bestimmtes angeben; in Ostpreußen waren 1788, 2136 adliche Güter, in Schlesien (mit Einschluß der von bürgerlichen Weltlichen besessenen) 1776, 3504 (4633, 4743) adliche Güter, in Pommern 1791, 1425 adliche Dörfer ꝛc. Dem Range nach theilt sich der Adel in Fürsten, Grafen, Freiherren (Barone) und Edelleute, jedoch ohne eine gesetzliche Abtheilung in hohen und niedern Adel, und ohne gesetzlichen Unterschied der Alt- und Neuadlichen, ausgenommen wo bei Stiftern, Ritterorden ꝛc. ein stifts- oder turnierfähiger Adel von 4, 8, 16, 32 Ahnen erfordert wird. Erworben wird der Adel entweder durch die Geburt aus rechtmäßiger Ehe eines adlichen Vaters, oder durch Verleihung des Landesherrn, der auch einen Adlichen von einem niedern zu einem höhern Grade erheben kann, und ohne dessen Erlaubniß kein Unterthan ausländischen Adel annehmen darf. Die ehemals sehr bedeutenden Vorrechte dieses Standes beschränken sich jetzt darauf: 1) daß seine Glieder in der Regel nur dem höchsten Gericht in der Provinz unterworfen sind; 2) daß nur sie aus ihren Gütern Familien Fideikommisse errichten dürfen; 3) daß sie die den Gütern anklebenden Jagdgerechtigkeiten und Patrimonial-Gerichtsbarkeit in eignem Namen ausüben, jedoch letztere bloß als erste Instanz unter Aufsicht und der höhern Appellations- und Revisionsinstanz der Oberlandesgerichte, und durch die von diesen geprüften und bestätigten Justitiarien (doch hat man seit 1772 in Preußen und Schlesien angefangen, mehrere Patrimonialgerichte mit einander und mit königlichen zu verbinden, und daraus Rechtskollegien zu bilden); 4) daß sie von ihren Besitzungen geringere Grundsteuern geben, als andere Staatsbürger, auch keine Servis- und Fouragegelder, und von den übrigen Diensten befreit sind. Auch hat der angesessene Adel 5) das Recht, in den Versammlungen des Adels als Landstand zu erscheinen und mitzustimmen. Die ehemalige Lehnsverbindung zwischen dem König als Lehnsherrn und

den angesessenen Adlichen als Vasallen ist vom König Friedrich Wilhelm I. 1717 in der Mark und Pommern, und 1732 in Ostpreußen aufgehoben worden. Die Rittergüter wurden unter Verzichtleistung auf das königl. Anfallsrecht, und unter Beibehaltung der den Agnaten aus vormaliger Mitbelehnung erwachsenen Erbfolgerechte als Allodial und Erbe erklärt, und dagegen statt aller Leistungen mit einem jährlichen Canon von 40 Rthlr. (in Pommern 17 Rthlr. 9 Gr. 7 Pf.) für jedes vorhin vom Gute gestellte Ritter- oder Lehnpferd belegt. Die Lehngerechtigkeiten und die daraus fließenden Unterthänigkeitsverhältnisse der Unterthanen, die ihre Bauergüter erblich, eigenthümlich, erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, hörten nach dem königl. Edikt vom 9. Okt. 1807 sogleich, so wie mit dem Martinitage 1810 alle Gutsunterthänigkeit auf, wie dies auf den königl. Domainen schon der Fall war. Eben so ist in Schlesien durch ein königl. Edikt vom 28. Okt. 1807, vom 1. Jan. 1808 an, die Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit und Gutspflichtigkeit aufgehoben worden. Auch wird einem jeden der Ankauf adlicher Güter ohne Rücksicht des Standes in der schon angeführten Cabinetsordre vom 9. Okt. 1807 nachgegeben. Die bisherigen Vorrechte des Adels in Hinsicht auf Besetzung der Offizierstellen in der Armee hören nach den königl. Edikten vom 3. und 6. Aug. 1808 für immer auf, da nur Einsicht, Fähigkeit und Verdienst Anspruch auf militärischen Rang geben. Auch sind den größern Schenkungen, welche neuerlich einige Feldherren und Staatsmänner erhalten haben, standesherrliche Rechte beigelegt worden. Zu dem niedern Adel gehören die Grafen und Freiherren, die keine Standesherrschaften besitzen, und die übrigen Edelleute. In den einzelnen Provinzen hat der Adel seine eigene Verfassung und Rechte, die theils auf Herkommen, theils auf ausdrücklichen, von den Landesherren bei der Erwerbung der Provinz oder dem Regierungsantritt ertheilten Verleihungen und Bestätigungen beruhen. Sehr wichtig für den Adel waren und sind die ritterschaftlichen Creditassociationen, die, um dem durch Krieg und andere Umstände verfallnem Vermögen und Credit vieler adlicher Güter aufzuhelfen, von König Friedrich II. nach des Kaufmanns Büring Ideen zuerst in Schlesien durch eine Cabinetsordre vom 29. Aug. 1769, und seitdem in der Mark 1777, in Pommern 1780, in Westpreußen 1786 und in Ostpreußen 1788 eingeführt wurden. In jeder dieser Provinz nimmt die vereinte Ritterschaft unter ihrer gemeinschaftlichen Bürgschaft und Verwaltung auf Pfandbriefe (in ihrem Gesammtnamen ausgefertigte Obligationen) die nöthigen Capitalien gegen Zinsen zu 4 pCt. auf, und leiht davon den hülfsbedürftigen Gutsbesitzern die nöthigen Summen auf ihre zuvor von der Landschaft geschätzten Güter, jedoch nur zur Hälfte bis $^2/_3$ ihres Werths, gegen Zinsen zu 4 pCt. und meist noch einen Zuschlag von $^1/_6$ bis $^1/_2$ pCt. (unter der Benennung des Quittgroschens) zu Bestreitung der Kosten der Anstalt und Sammlung eines Reservefonds. Diese für Adel und Kapitalisten gleich nützliche Anstalt leiten, unter dem Vorsitz eines Staatsministers als königl. Commissarius: in Brandenburg eine Hauptritterschaftsdirektion mit Provinzialdirektionen von der Altmark, Priegnitz, Mittelmark, Ukermark und Neumark; in Pommern eine General-Landschaftsdirektion mit Departementsdirektionen zu Pasewalk, Stargard, Treptow und Stolpe; in Preußen eine General-Landschaftsdirektion mit Provinzialdirektionen zu Königsberg, Mohrungen und Angenburg; in Westpreußen eine General-Landschaftsdirektion mit Provinzialdirektionen zu Marienwerder, Danzig, Bromberg und Instrow; in Schlesien eine Haupt-Landschaft mit 9 Provinzialdirektionen, nämlich Glogau-Sagan, Liegnitz-Wohlau, Schweidnitz-Jauer, Breslau-Brieg, Oels-Militsch, Neisse-Grotkau, Münsterberg-Glatz und die Bisthums-Landschaft; sämmtlich von jeder Ritterschaft für sich gewählt. Nach der Bekanntmachung

der preuß. General-Landschaftsdirektion vom J. 1809 ist das ursprünglich für die adlichen Güter errichtete Creditsystem auch auf die kölmischen und andere nicht-adliche Güter und Grundstücke, deren Werth nicht unter 500 Rthlr. beträgt, ausgedehnt worden, so daß nunmehr das gesammte Landeigenthum des landschaftlichen Credits theilhaftig seyn kann. Endlich gehören hierher die Land-Feuer-Societäts-Anstalten in Preußen, Schlesien, der Kurmark (seit 1765), Neumark (seit 1777) und Pommern, die zunächst mit für adliche Güter zur Vergütung ihrer vorkommenden Brandschäden durch Beiträge aller Mitglieder eingerichtet sind, und bloß von ritterschaftlichen Direktionen geleitet werden. Der Bürgerstand, wohin in den ältern Provinzen des Staats (da die einige Zeit hindurch französischen Besitzungen eine andere Verfassung haben, und auch in den andern neuen Erwerbungen abweichende Verhältnisse statt finden), alle Bewohner der Städte gehören, die sich von den Flecken und Dörfern durch folgende unter dem Namen des Staatsrechts ihnen vom Staate beigelegte ausschließliche Rechte und Freiheiten unterscheiden: a) das Recht eigener Statuten über ihre innere Einrichtung, in sofern sie entweder schon hergebracht sind, oder von der Stadtgemeinde unter landesfürstlicher Genehmigung errichtet werden; b) das Recht eigener Magistrate; c) das ausschließende Recht zu gewissen städtischen, und vornehmlich den zünftigen Gewerben, deren Verstattung auf dem Lande sonst nur Ausnahme war, und wohin auch die ausschließlichen Getränk-Verlagsrechte zu ziehen sind; d) das Recht, Jahrmärkte oder Messen nach landesherrlicher Verleihung, und Wochenmärkte nach eigener Anordnung zu halten. Nach der Ordnung für sämmtliche Städte der preuß. Monarchie in den ältern Provinzen vom 19. Nov. 1808 bestehen die Einwohner jeder Stadt nur aus 2 Klassen: aus Bürgern, die das Bürgerrecht gewonnen haben, und aus Schutzverwandten, die das Bürgerrecht nicht verlangt haben; und der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten in Beziehung auf städtische Angelegenheiten, so wie der Unterschied zwischen Groß- und Kleinbürgern, der bisher statt fand, ist aufgehoben. Nach der Zahl der Einwohner werden die Städte eingetheilt: 1) in große Städte, die mit Ausschluß des Militairs 10,000 Seelen und darüber haben; 2) in mittlere, die ohne Militair 3500, aber noch nicht 10,000 Seelen enthalten, und 3) in kleine Städte, die, das Militair ungerechnet, noch nicht 3500 Seelen zählen. Das Bürgerrecht besteht in der Befugniß, städtische Gewerbe zu treiben, und Grundstücke im städtischen Polizeibezirk der Stadt zu besitzen, und giebt dem stimmfähigen Bürger zugleich das Recht, an der Wahl der Stadtverordneten Theil zu nehmen, zu öffentlichen Stadtämtern wahlfähig zu seyn, und in deren Besitz die damit verbundene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung mit den Ehrenrechten zu genießen. Die Schutzverwandten dagegen dürfen nur solche bürgerliche Gewerbe betreiben, wozu es verfassungsmäßig des Bürgerrechts nicht bedarf, müssen aber nach Maßgabe ihres Gewerbes und ihrer Vermögensumstände in einem angemessenen Verhältnisse mit den Bürgern zu den städtischen Lasten und Pflichten, und zu den öffentlichen Anstalten, deren Vortheil sie mit genießen, beitragen; nämlich nach der Deklaration vom 11. Dec. 1809 $\frac{2}{3}$ desjenigen Satzes, auf welche sich ihr Beitrag nach Maßgabe ihres Gewerbs und Vermögens belaufen würde, wenn sie Bürger wären. Jede Stadtgemeinde oder Bürgerschaft wählt sich und präsentirt ihren Magistrat und die Subjekte zu den öffentlichen Stadtämtern, wird in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens durch Stadtverordnete vertreten, welche sie aus ihrer Mitte wählt, und sieht dahin, daß das zu gemeinsamen städtischen Zwecken bestimmte Vermögen zum Besten der Stadt verwandt wird. Die Stadtverordneten verwalten ihre Stellen unentgeldlich. In den kleinen Städten werden 24—36, in den mittlern 36—60, und in den

großen 60—102 geeigenschaftete Mitglieder der Stadtgemeinde dazu gewählt. Das Stimmrecht zur Wahl der Stadtverordneten und Stellvertreter steht in der Regel jedem Bürger zu; doch sind davon ausgeschlossen: Magistratsglieder während der Dauer ihres Amts; Bürger weiblichen Geschlechts; unangesessene Bürger, deren Einkommen in den großen Städten noch nicht 200, und in den mittlern und kleinen Städten noch nicht 150 Rthlr. beträgt; Personen, die nach den Gesetzen unfähig seyn würden, das Bürgerrecht zu erlangen, wenn sie solches nicht schon besäßen; Personen, denen als Strafe das Stimmrecht entzogen ist. Von den zu erwählenden Stadtverordneten und Stellvertretern müssen wenigstens $^2/_3$ in der Stadt Häuser besitzen. Sie werden auf drei Jahre gewählt. Sie vertheilen die zu den öffentlichen Stadtbedürfnissen nöthigen und von ihnen bewilligten Geldzuschüsse, Leistungen und Lasten auf die Bürgerschaft, ohne Rücksprache mit der Gemeinde oder eine besondere Instruktion und Vollmacht derselben. Nach dem Rescript des königl. Ministeriums des Innern vom 7. Jan. 1817 darf, bei den sich ergebenden Nachtheilen der Anstellung städtischer Beamten auf wenige Jahre, die königl. Cabinetsordre vom 5. Mai 1815 auf alle Fälle angewandt werden, wo die Magistratsmitglieder von den Stadtverordneten zur Bestätigung in ihren Aemtern auf Lebenszeit, oder doch auf mehr als 6 und 12 Jahre, vorgeschlagen werden. Sämmtliche Mitglieder der Magistrate werden im Namen der Stadtgemeinde von den Stadtverordneten erwählt, und von der Provinzial-Polizeibehörde bestätigt; nur zu dem Posten des Oberbürgermeisters in großen Städten werden 3 Candidaten von der Versammlung der Stadtverordneten präsentirt, wovon einer durch landesherrliche Bestätigung zu dieser Würde ernannt wird. Die Stadtverordneten kontrolliren die ganze Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in allen Zweigen, prüfen die Administration aller verwaltenden Behörden, und besorgen die Rechnungsabnahme durch einen jedesmal zu ernennenden Ausschuß aus ihrer Mitte, welcher in einem öffentlich bekannt gemachten Termine, wozu jeder Bürger Zutritt hat, die eingekommene Rechnung abnimmt. Diese, für alle städtische Gemeinden äußerst wichtige Ordnung ist in den alten Provinzen schon früher in Wirksamkeit getreten; in den neuen Provinzen bleibt es, bis diese neue Einrichtung wirklich erfolgt, bei der bisherigen Verwaltungsart. Der Bauerstand oder die Bewohner des platten Landes (worin Flecken, Dörfer, Vorwerke und einzelne Wohnungen außerhalb der Städte gehören), die sich mit dem unmittelbaren Betrieb des Ackerbaues und der Landwirthschaft beschäftigen, in sofern sie nicht durch adliche Güter, Amt oder besondere Rechte von diesem Stande ausgenommen sind, haben fast in jeder Provinz, und selbst in einzelnen Gegenden, und auf einzelnen Dörfern eine verschiedene und von einander abweichende Verfassung. In Hinsicht der Verhältnisse der Bauern zu ihrer Gutsherrschaft ist seit 1807 eine wichtige Veränderung erfolgt, indem die Eigenbehörigkeit, Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit oder Gutspflichtigkeit aufgehoben worden ist, welches für die Cultur des Bodens und für Nationalwohlstand von unzuberechnenden Folgen zu seyn verspricht. Auch hat der König durch das Edict vom 27. Juli 1808 das beschränkte Nutzungsrecht der ost- und westpreußischen Domainenbauern auf ihre Höfe in ein volles Eigenthum verwandelt; 50.000 Familien wurden hierdurch einer kräftigern Existenz fähig. Die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe und der Beschleunigung der Naturaldienst-Aufhebung ist durch das Edict über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom 14. Sept. 1811, und die Entfesselung des Ackerbaues durch das Culturedict von demselben Tage feierlich ausgesprochen. Nach denselben sollen die Grundherren bei den Gütern, wo die Herrschaft auf Dienste, Geld- und Naturalabgaben, Hofwehr ꝛc. Anspruch machten (dominium directum), und das Recht der willkürlichen Besetzung

hatten, wenn die Pachtzeit um war (bei Lastgütern), bei jenen ein Drittel, bei diesen die Hälfte der Ländereien von den Bauern zurückerhalten, wenn sie nicht durch Geldkapital oder Rente sich abfinden wollen; denn die bisherigen gutsherrlichen Abgaben erreichten den Werth dieses Ackerantheils, und wo sie diese Höhe nicht erreichten und so gering sind, daß eine Verletzung entstände, wenn diese Regel einträte, so werden andere Ausgleichungsgrundsätze angenommen. Auch erlangt der Grundherr die Freiheit von der Vertretung der Bauernleistungen, wenn die Bauern nicht vermögend waren; auch muß ihm die Hofwehr vergütigt werden. Dem Bauer sind die Waldberechtigungen, besonders auf Bauholz, und dem Herrn die Forstdienste geblieben. Eine ökonomische Deputation, aus Sachverständigen bestehend, soll die Auseinandersetzung der Grundherren und Bauern bewirken, wenn die Interessenten sich in zwei Jahren nicht darüber einigen; denn in vier Jahren sollte jene Seperation beendigt seyn. Auch bestimmte die Deklaration dieses Edicts vom 29. Mai 1816 die Entschädigung in Land-, Kornrente und unveränderliche Geldrente. Die Regulirungskommissionen treten nach und nach in Thätigkeit, eine allgemeine Gemeinheits-Theilungsordnung wird aber noch erwartet. Auf dem linken Rheinufer besteht gar kein abgesonderter Bürger- und Bauernstand, kein besonderes Stadtrecht und kein vorbhaltenes dominium directum. Das Land ist in sehr viele, oft in sehr kleine Antheile getheilt, welche sämmtlich zu vollem Eigenthume besessen werden. Persönliche Stände. 1) Der geistliche Stand, oder die bei den christlichen Kirchengemeinen zum Religionsunterricht und zur Verwaltung der gottesdienstlichen Gebräuche bestellten Personen, zerfällt in die hohe und niedere Geistlichkeit. Jene begreift Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröpste, und die Mitglieder der Domkapitel; sie genießt alle Rechte des Adels und den Vorrang vor ihm, und macht in der Regel unter dem Namen Prälaten den ersten Landstand der Provinzen aus. Zu dieser gehören die Canonici der Collegiatstifter, die Pfarrer, Prediger u. Klostergeistlichen; in Absicht der bürgerlichen Rechte werden auch die Lehrer an gelehrten und hohen Schulen, ihre Familien und die der protestantischen Geistlichen ihrem Stande beigesellt. Sie haben in der Regel auch einen privilegirten Gerichtsstand, und genießen nach den Cabinetsordren vom 13. Sept. 1813 und 11. März 1816 folgende Begünstigungen: sie sind von der Theilnahme an allen Communallasten in Ansehung ihrer Amtseinkünfte und Amtswohnungen, auch von den Leistungen befreit, die im Kriege von Communal- und Provinzial-Behörden ausgeschrieben werden; eben so sind sie von der Vorspannleistung mit dem Zugvieh, das zur Verwirthschaftung der Dienstgrundstücke gehalten wird, befreit; die Geistlichen mit Familie und Gesinde sind von der Personalsteuer frei, bezahlen zwar die Consumtionssteuer, wo sie eingeführt ist, erhalten sie aber nach den dem wirklichen Steuerbetrag so genau als möglich sich annähernden Sätzen aus der Consumtionssteuerkasse vollständig vergütet. In den mit der Monarchie wieder vereinigten Provinzen, in denen durch die vormalige Regierung die Besteuerung der Grundstücke der Geistlichkeit eingeführt wurde, ist sie wieder aufgehoben worden. 2) Der Militairstand begreift die im wirklichen Dienst stehenden Ober- und Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die bei dem Generalstabe, dem Unterstabe der Regimenter und allen militairischen Collegien und Instituten angestellten Personen, und im gerichtlichen Sinn auch ihre Familien, nicht aber die Verabschiedeten und die noch nicht ausgehobenen Cantonisten. Auch dieser Stand hat einen privilegirten persönlichen Gerichtsstand vor den Regiments- und Gouvernementsgerichten, gewisse Erleichterungen in den gerichtlichen Geschäften und, der Regel nach, Befreiung von allen persönlichen Lasten u. Pflichten der übrigen Staatsbürger. Die Industrie in der Fabrikation ist sehr wichtig, denn sie verarbeitet nicht

nur die inländischen, sondern auch noch ausländische Naturprodukte, befriedigt hinreichend die nothwendigsten und meisten Bedürfnisse der Gegenstände der menschlichen Kunst, und beschäftigt selbst einen ansehnlichen Handel nach dem Auslande. Am lebhaftesten herrscht der Kunstfleiß in den Provinzen Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Westphalen, Jülich-Cleve-Berg, Niederrhein, Neufchatel. Die wichtigsten Fabriken sind in Wolle (1816 mit mehr als 18,000 Stühlen), Leinwand (1816 mit 43.000 Stühlen, außer 164.879 Stühlen, worauf der Landmann gelegentlich als Nebenarbeit, hauptsächlich Hausleinen, mitunter jedoch auch gemischte Zeuge, als Leinen aus Baumwolle, oder Leinen und Schafwolle, und selbst zum Theil grobe Wollenzeuge verfertigt), Seide (1816 mit 6876 Stühlen für seidne u. halbseidne Zeuge), Baumwolle (in demselben Jahr mit 12.690 Weberstühlen für Zeuge, 2095 Stühlen für Strümpfe in verschiedenen Materialien, 18.240 sogenannten Gängen mit seidnen und halbseidnen, und 13.823 Gängen mit wollenen und leinenen Bändern), Leder (besonders in Malmedy, St. Vith, Köln ꝛc.), Hüten, Papier (1816 auf 301 Mühlen mit 421 Bütten), Tapeten, Gold und Silber, Kupfer, Messing, Eisen, Zinn und Blei, Uhren, Farben, Pulver, Glas, Spiegeln, Porzellan, Fayence, Steingut, Tabakspfeifen, Bernstein, Bijouterien und Galanteriewaaren, Essig, Bleistiften, Siegellack, Metallknöpfen, Zucker, Tabak, Chorie ꝛc., die Stück- und Glockengießereien, Schiffbau, Bierbrauerei, Branntweinbrennereien, Pottasche- und Vitriolsiedereien ꝛc. Der Handel wird durch die vortheilhafte Lage des Staats an der Ostsee, durch viele schiffbare Flüsse und Kanäle, und durch die seit 30 Jahren in immer bessern Stand gesetzten Landstraßen begünstigt. Der Handel mit den einheimischen Natur- und Kunstprodukten ist wichtiger, als der Speditions-, Transito- und Commissionshandel, der in Köln, Magdeburg, Stettin, Minden, Danzig, Königsberg, Cottbus, Breslau ꝛc. hauptsächlich blüht. An dem Seehandel nehmen besonders die Städte Danzig, Stettin, Königsberg, Elbing, Memel, Colberg, Stralsund und Pillau Theil. Nach der Bestimmung des Königs vom 22. Mai 1818 ist die ordentliche Landesflagge schwarz und weiß, besteht aus 3 Streifen von gleicher Breite, von welchen der mittlere weiß, der untere und obere schwarz seyn muß, jedoch ohne Adler. Den Rhedern und Schiffern ist es frei, den innern weißen Streifen mit dem Namen der Stadt oder der Provinz, der sie angehört, zu versehen; oder die königliche und die eigentlich für Kriegsfahrzeuge (z. B. für den Schooner Stralsund und die Lincentjacht auf der Rhede von Stralsund) bestimmte Hauptflagge ist ganz weiß, und hat in der Mitte den königlichen Adler und in der linken obern Ecke das eiserne Kreuz. Im Jahr 1818 ging durch den Sund aus der Nordsee mit Ballast 770, und befrachtet 935 preußische Schiffe ein; aus den preußischen Häfen gingen durch den Sund in die Nordsee mit Ballast 72, beladen 2001 Schiffe. In demselben Jahre gingen 1100 preußische Schiffsladungen von Hamburg nach der Oberelbe ab, wovon über 700 nach Magdeburg und über 300 nach Berlin. Zu den innern Handelsstädten gehören Berlin, Köln, Breslau, Magdeburg mit Messen, Minden, Hirschberg, Frankfurt an der Oder mit 3 Messen, Bielefeld, Posen, Fraustadt, Rawitsch, Münster und Naumburg mit Messen, Aachen, Elberfeld, Emmerich, Görlitz, Iserlohn, Coblenz, Crefeld, Landshut, Lauban, Schmiedeberg, Schweidnitz, Stolberg, Waldenburg, Wesel, Wolgast, Barth, Anclam, Stolpe ꝛc. Am Schlusse des Jahres 1816 waren überhaupt 5422 Flußfahrzeuge zum Handel vorhanden. Preußen handelt vorzüglich mit Deutschland, Rußland, Oestreich, Schweden, England, Dänemark, den Niederlanden ꝛc., aber auch nach Nordamerika und der Berbarei. Im October 1818 hat die Pforte dem Dey von Algier durch ein Firman angekündigt,

daß der Großherr nach dem Beispiel der mit Oestreich und Rußland bestehenden Verträge die Verpflichtung übernommen, den preußischen Unterthanen jeden durch Barbareskenstaaten zugefügten Schaden zu ersetzen, und daß die algierischen Schiffe sich daher gegen die preußische Flagge alle Gewaltthätigkeiten zu enthalten hätten; auch hat der Dey versprochen, sich in diese Anordnung zu fügen. Die vorzüglichsten Exporten sind: Getreide, Leinwand (aus Schlesien 1798 für 7; 1802 5; 1805 2½; 1818 1 Million Thaler), Garn, wollne und baumwollne Waaren; Mineralien, Messing-, Stahl- und Eisenwaaren, Steinkohlen, Stab-, Bau-, Brenn- und Tischlerholz, Obst, Krapp, Porzellan, geräuchertes Fleisch, Schinken, Spickgänse, geräucherte und Pritteraale, Schweinsborsten, Wolle, Pferde, Cyder, Wein, Wachs, Tabak, Federn und Dunen, Leinsamen und Schlagsaat, Flachs, Garn, Pech, Theer, Waid- und Pottasche, feine Kunstarbeiten, Liqueurs, Bernstein und Bernsteinwaaren, Achat, berliner Blau, Bittersalz, Galanteriewaaren, Gerberrinde, Glas, Kienruß, Rus aus Steinkohlen, Leder, Mühlsteine, Puder, Rüböl, Salmiak, Salz, Schiefer, Stärke, Tabaksbüchsen, Töpferwaaren, Steinkohlen, Tuffsteine, Traß, Pfeifenerde, Arsenik, Galmei, Bürschblei, Bleiglasur, Schleif-, Bau- und Pflastersteine, Dachschiefer, Näh- und Stecknadeln, Fingerhüte, Steingut, Zucker ꝛc.; die Importen: roher Zucker, Kaffee, Wein, Baumwolle, Seide, Salz, Salpeter, Tabaksblätter, Hopfen, Gewürze, Reis, Thee, Kameelhaare, Heringe, Seefische, Queckssilber, Flintensteine, Gold- und Silberwaaren, Farbematerialien, Branntwein, Weinessig, rohe Häute, feine Wolle, Kakao, Südfrüchte, Kork, türkisch Garn, Galläpfel, Gummi, Bibrhaare, Zinn, Pelzwerk, rigger Leinsamen, Eiderdunen, Pottasche, Pferde, Schlachtvieh, Arak, Rum, englisch Bier, Talg, Thran, Theer, Tabak, englische Steinkohlen, Kreide. Kupfer, Steinsalz, Schraubenstöcke, Feilen, Feilkohlen, Bohrer, Zangen, Baumwoll- und Seidenwaaren, Blech, Blei, Fayance, Fischthran, Hanf, Honig, Käse, Kupfer, Mandeln, Mode- und Galanteriewaaren, Oel, Pech, Papier, Spezereiwaaren, Strümpfe, Spitzen ꝛc. Nach dem Gesetz über den Zoll und die Verbrauchsteuer von ausländischen Waaren und über den Verkehr zwischen den Provinzen des Staats vom 26. Mai 1818 können alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst im ganzen Umfange des Staats eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden, und allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst ist die Ausfuhr verstattet. Nur der Verkehr mit Salz und Spielkarten ist nach den besondern Anordnungen deßhalb zu beurtheilen. Bei der Einfuhr wird von fremden Waaren ein Zoll erhoben, der in der Regel 12 Groschen für den preußischen Centner beträgt. Bei der Ausfuhr gilt die Zollfreiheit als Regel; nur einige Waaren machen eine Ausnahme. Außer dem Einfuhrzoll wird von mehrern fremden Waaren bei deren Verbleiben im Lande eine Verbrauchssteuer erhoben, die bei Fabrikwaaren 10 von 100 des Werths nach Durchschnittspreisen in der Regel nicht übersteigt. Von durchgeführten Waaren wird ein bestimmter Ein- und Ausfuhrzoll erhoben; sie können innerhalb des Landes unter Aufsicht umgeladen und der Spedition oder des Zwischenhandels wegen gelagert werden, ohne deßhalb eine Verbrauchssteuer zu zahlen. Der Verkehr im Innern ist frei, daher fielen alle Staats-, Communal- und Privat-Binnenzölle und Consumtionsabgaben mit dem Tage weg, wo dieses Gesetz in Kraft trat; doch bleiben für jetzt ausdrücklich vorbehalten die Rheinoctroigefälle, die Elb- und Weserzölle und alle andere wohlbegründete Erhebungen, die zur Unterhaltung der Stromschifffahrt und Flößerei, der Kanäle, Schleusen, Brücken, Fähren, Kunststraßen, Wege, Häfen, Leuchtthürme, Seezeichen, Krähne, Wagen, Niederlagen und andere Anstalten für die Erleichterung des Verkehres bestimmt sind. Fremde, bloß zollpflichtige Gegenstände, die den Einfuhrzoll, und fremde, auch verbrauchssteuerpflichtige Gegenstände,

die auch die Verbrauchssteuer in den östlichen und westlichen Provinzen entrichtet haben, werden bei Versendungen aus einem dieser beiden Haupttheile des Staats in die andern wie inländische behandelt. Fremde, bloß zur Durchfuhr durch beide Ländertheile bestimmte Gegenstände erlegen nur ein Mal den Ein- und Ausfuhrzoll, auch den Tarifsatz der Provinz, die sie bei der Ein- und Ausfuhr zuerst berühren. Der Tarifsatz soll alle 3 Jahre berichtigt werden. Ganz frei vom Zoll und der Verbrauchssteuer bleiben Bäume zum Verpflanzen und Reben, Bienenstöcke mit lebenden Bienen, Branntweinspülich, thierischer oder Stalldünger, Eier, Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht eines einzelnen, von der Gränze durchschnittenen Landguts, frische Fische und Krebse, Futterkräuter und Heu, frische Gartengewächse, alle Blumen, Gemüse und Krautarten, ungetrocknete Cichorien, Kartoffeln und Rüben, Geflügel und kleines Wildprett aller Art, Gold und Silber gemünzt, in Barren oder Bruch, Hafen oder Bärme, gebrauchtes Hausgeräthe von Anziehenden zur eigenen Benutzung, Brenn- und Nutzholz, das zu Lande verfahren wird, und nicht nach einer Holzablage zum Verschiffen bestimmt ist, Reisig und Besen daraus, Flechtweiden, Kleidungsstücke der Reisenden, auch ihre Reisegeräthe und Viktualien zum Reiseverbrauch, Lohkuchen (ausgelaugte Lohe als Brennmaterial), Milch, frisches Obst, Rohr und Schilf, mehrere Sämereien, Sand, Lehm, Mergel und andere gewöhnliche Erdarten, alle behauene und unbehauene Bruch-, Schiefer-, Ziegel- und Mauersteine bei dem Landtransport, in so fern sie nicht nach einer Ablage zum Verschiffen bestimmt sind, Stroh, Spreu, Häckerling, die meisten lebenden Thiere, Torf und Braunkohlen, Trebern, Trestern. — Ueber die Handelsverhältnisse mit Polen s. d. Art. — Ob der Geldwerth der Ausfuhr den Geldwerth der Einfuhr übersteige, ist schwer zu bestimmen, da eine Provinz Waaren ins Ausland führt, welche die andere Provinz aus dem Auslande erhält, da vieles von der Einfuhr wieder ins Ausland geht, und da verschiedene Ausfuhrartikel erst aus dem Auslande eingeführt werden müssen. — Zu den schon vorher angeführten Beförderungsmitteln des Handels gehören noch: das Commerz- und Admiralitätskollegium zu Königsberg, das Commerzconferenzkollegium zu Breslau, die Schifffahrtscommission zu Swinemünde, die königl. Bank zu Berlin mit dem Provinzialkomptoir in Breslau, Königsberg, Stettin, Frankfurt, Magdeburg, Münster, Danzig, Köln, Minden ꝛc, die Seehandlungsgesellschaft in Berlin, die preußischen Konsuln und Agenten in 84 ausländischen Häfen und Handlungsplätzen ꝛc. Die Münzen, Maße und Gewichte waren in den Provinzen verschieden, doch ist seit einer Cabinetsverordnung vom Jahre 1823 ein allgemeiner Münzfuß eingeführt worden. Die Rechnung bei den Staatskassen und im Handel und Wandel wird theils in Golde, theils in Silber geführt, in beiden Fällen rechnet man nach Thalern zu 30 Silbergroschen, und Silbergroschen zu 12 Pfennigen. Der Münzstätten sind jetzt 3, zu Berlin, Breslau und Düsseldorf. Auf diesen werden jetzt nur geprägt: in Gold, der Friedrichsd'or zu 5 Thalern in Gold, 35 Friedrichsd'or wiegen eine Mark, und die Masse, woraus sie bestehen, enthält $^{65}/_{72}$ reines Gold $^{7}/_{72}$ Zusatz von Kupfer, daher in einem Friedrichsd'or $^{13}/_{504}$ Mark reines Gold enthalten sind; auch halbe und doppelte Friedrichsd'or. In Silber: Thalerstücke, wovon $10^{1}/_{2}$ Stück eine Mark wiegen; die Masse, woraus sie bestehen, enthält $^{3}/_{4}$ reines Silber und $^{1}/_{4}$ Kupfer, so daß in einem Thalerstücke $^{1}/_{14}$ Mark reines Silber enthalten ist; Einsechstheilthaler- oder Viergroschenstücke, worin $43^{3}/_{4}$ Stück eine Mark wiegen. Die Masse, woraus sie bestehn, enthält $^{25}/_{48}$ reines Silber u. $^{23}/_{48}$ Zusatz von Kupfer; in sechs Viergroschenstücken eben so viel Silber, als in einem Thalerstücke. In Kupfer werden bloß sehr kleine Quantitäten von Scheidemünze geprägt.

Nach der neuen Maß- und Gewichtsordnung vom 16. Mai 1816 ist das Grundmaß der preußische Fuß, d. i. der seit dem 28. Oktober 1773 in Preußen, den Marken und Pommern eingeführte, sogenannte rheinische Werkfuß, der $13^{13}/_{100}$ Theile des pariser Fußes enthält; er wird in 12 Zoll, und dieser Zoll in 12 Linien getheilt; 12 Fuß machen eine Ruthe, die zum Gebrauch der Feldmesser bloß 10theilig, 100theilig ꝛc. eingetheilt wird. Eine preußische Meile ist eine Länge von 2000 Ruthen. Die berl. Elle enthält $15^1/_2$ preuß. Zoll; der Faden beim Seewesen 6 Fuß; der Lachter beim Bergbau enthält 80 Zoll, und wird in 8 Achtel, das Achtel in 10 Lachterzoll, der Lachterzoll in 10 Primen, die Prime in 10 Sekunden getheilt. Der preußische Morgen enthält 180 preußische Quadratruthen; nach Hufen wird in öffentlichen Verhandlungen nicht mehr gerechnet. Der berliner Scheffel enthält 3072 preuß. Cubikzoll, und ist 22 preuß. Zoll im Lichten weit; 9 berliner Scheffel sind demnach 16 preuß. Cubikfuß. Die berliner Metze ist $^1/_{18}$ des Scheffels, und enthält 192 Cubikzoll, oder 9 Metzen sind 1 Cubikfuß ꝛc. Das Gewicht eines preuß. Cubikfußes destillirten Wassers im luftleeren Raum bei einer Temperatur von 15 Grad des reaumurschen Queckssilberthermometers wird in 66 gleiche Theile getheilt: ein solcher Theil ist ein preußisches Pfund, dessen Hälfte genau mit der beim Münzwesen üblichen alt-kölnischen Mark übereinkommt, und auch ferner unter der Benennung preußische Mark zum Wiegen der Münzen und des Goldes und Silbers gebraucht wird. Die Eintheilung der Mark für Gold in 24 Karat, und für Silber in 16 Loth wird nicht mehr offiziell gebraucht, sondern die Mark für alle edle Metalle in 288 Gräne eingetheilt. Das preuß. Pfund als Kramgewicht wird in 32 Loth, das Loth in 4 Quentchen getheilt; 110 Pfund sind ein preuß. Centner. Die Schiffslast enthält 4000 Pfund. In allen öffentlichen Verhandlungen werden im ganzen Staate keine andern Maße und Gewichte angewendet, und die Provinzialmaße und Gewichte mit diesen allgemeinen preuß. Maßen und Gewichten verglichen. Nach der Staatsverfassung ist die Regierung bis jetzt unbeschränkt; doch ist nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 eine Repräsentation des Volks gebildet worden, zu welchem Zweck die Provinzialstände, wo sie noch vorhanden, hergestellt, und den Bedürfnissen der Zeit gemäß eingerichtet, und wo sie nicht vorhanden, angeordnet worden sind. Majorenn wird der Monarch, der bei seinem Regierungsantritt in einigen Provinzen die Huldigung selbst, in andern durch Bevollmächtigte annimmt, im 18. Jahre. Geborner Vormund des Minderjährigen ist der nächste und älteste Prinz des Hauses. Der König bekennt sich zur evangelischen Religion, ist aber durch kein Staatsgrundgesetz auf dieselbe beschränkt. Die Königin hat Majestät und königliche Ehre. Die Wittwe Königin erhält ein ansehnliches Wittwengehalt und eigene Residenz. Die Prinzen sind alle geborne Markgrafen von Brandenburg und königliche Hoheit; sie erhalten ihre Versorgung nach der Willkür des Königs. Die Prinzessinnen erhalten bei ihrer Vermählung die herkömmlich ausgeschriebene Prinzessinnensteuer, die 100.000 Thaler beträgt; bei der Vermählung zweier Prinzessinnen im J. 1817 wurde aber dieser Beitrag der Unterthanen nicht gefordert, jedoch ohne Consequenz für die Zukunft, und ohne den künftigen Regenten dadurch etwas zu vergeben. Der Thron ist erblich in männlicher und weiblicher Linie. Der Thronfolger nach den Rechten der Erstgeburt und Linealerbfolge führt den Titel: Prinz von Preußen, gewöhnlich Kronprinz genannt, zugleich Statthalter von Preußen. Der Titel des Königs ist dreifach. Der größte heißt: Wir — von Gottes Gnaden, König von Preußen, Markgrafen zu Brandenburg, souverainer und oberster Herzog von Schlesien, wie auch der Grafschaft Glaz, Großherzog von Niederrhein und von Posen, Herzog zu Sachsen, Engern und Westphalen, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg,

Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Meklenburg und Crossen, Burggraf zu Nürnberg, Landgraf zu Thüringen, Markgraf der Ober- und Niederlausitz, Prinz von Oranien, Neufchatel und Valengin, Fürst zu Rügen, Paderborn, Halberstadt, Münster, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Mörs, Eichsfeld und Erfurt, Graf zu Hohenzollern, gefürsteter Graf zu Henneberg, Graf zu Ruppin, der Mark, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin und Lingen, Herr der Lande Rostock, Stargard, Lauenberg und Bütow. Der kürzere Titel ist: Wir — von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Eben so giebt es ein größeres, mittleres und kleineres Wappen. Das größere besteht aus 4 Mittelschildern und den 48 Feldern der Hauptschildern. Das erste und oberste Mittelschild ist oben mit der königlichen Krone geziert, und hat im silbernen Felde den königl. preußischen schwarzen Adler mit der königl. Krone auf dem Haupte, goldne Kleestengel auf den Flügeln, dem goldnen Namenszug F. R. auf der Brust, goldnem Schnabel, goldnen Klauen, rother Zunge, in der rechten Klaue den goldnen Scepter, auf dessen obern Spitze ein schwarzer Adler, und in der linken Klaue den blau und goldnen Reichsapfel; wegen des Königreichs Preußen. Das zweite Mittelschild hat im silbernen Felde einen rothen Adler mit goldnen Kleestengeln auf den Flügeln, goldnem Schnabel und goldnen Krallen; wegen der Mark Brandenburg. Das dritte Mittelschild hat im goldnen Felde, welches eine Einfassung von abwechselnd roth und silbernen Vierecken hat, einen schwarzen, roth gekrönten Löwen; wegen des Burggrafthums Nürnberg. Das vierte Mittelschild ist von Silber und schwarz geviertet, so daß das erste Viertheil Silber ist; wegen Hohenzollern. Die 48 Felder des Hauptschildes sind wegen Schlesien, des Großherzogthums Niederrhein, des Großherzogthums Posen, des Herzogthums Sachsen, des Herzogthums Engern, des Herzogthums Westphalen, wegen Geldern, Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, Cassuben, Wenden, (Herzogthum), Meklenburg, Crossen, Thüringen, Oberlausitz, Niederlausitz, Oranien und Neufchatel, Rügen, Paderborn, Halberstadt, Münster, Minden, Camin, Wenden (Fürstenthum), Schwerin, (Fürstenthum), Ratzeburg, Mörs, Eichsfeld, Erfurt, wegen des nassauischen Landes, wegen Henneberg, Ruppin, der Grafschaft Mark, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin (Grafschaft), Lingen, Saun, Rostock, Stargard, Aremberg, Barby und wegen der Regalien. Das mittlere Wappen besteht aus den 4 Mittelschildern und 10 Feldern des Hauptschildes, und das kleinere aus dem ersten und obersten Mittelschilde. Haupt-, Residenz- und Hofhaltungsstädte sind: Berlin, Königsberg und Breslau; neben diesen noch Potsdam, Charlottenburg ꝛc. Zu dem Hofstaat des Königs gehören 10 große Hofchargen, die aber nicht immer sämmtlich besetzt sind, nämlich: Oberkammerherr, Obermarschall, Grandmaître de la garderobe, Oberjägermeister, erster Oberschenk, Oberstallmeister, Schloßhauptmann, Hofmarschall und Intendant der königl. Gärten, zweiter Oberschenk, Generalintendant der königl. Schauspiele; Kammerherren 1819. 257 ꝛc. Den Glanz des Throns erhöhen mehrere Ritterorden und Ehrenzeichen, die nach der Erweiterungskunde derselben vom 18. Januar 1810 in 2 Hauptabtheilungen zerfallen. Die erste belohnt im Allgemeinen das ausgezeichnete Verdienst um den Staat, nämlich: der schwarze Adlerorden von König Friedrich I. von Preußen am 18. Januar 1701 gestiftet. Das Ordenszeichen ist ein goldnes blau emaillirtes in 8 Spitzen ausgedehntes Kreuz, in dessen Mitte auf der einen Seite des Königs Name Friedericus Rex mit den beiden ersten Buchstaben F. R. zusammengezogen, und in jeder der 4 Mittelecken ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln abgebildet ist. Dieses Kreuz tragen die Ritter an einem orangefarbenen breiten Bande, von der linken Schulter über der Brust nach

der rechter Hüfte zu, mit einem silbernen gestickten Stern. In der Mitte dieses Sterns ist ein schwarzer fliegender Adler, welcher in der einen Klaue einen Lorberkranz, und in der andern einen Donnerkeil hält, mit dem beigefügten Wahlspruch: Suum cuique. Jeder Ritter trägt einen Unterrock von blauem Sammt und über demselben einen Mantel von incarnatrothem Sammt, mit himmelblaufarbenem Mohr gefüttert; doch haben des Königs und Kronprinzen Mäntel lange und die der Ritter kurze Schleppen; der Mantel wird an langen anhangenden Schnüren auf der Brust zusammengebunden. Ueber dem Mantel tragen der König und die Ritter auf beiden Schultern befestigt die große Ordenskette, die von der Chiffre des königl. Namens und Adlern, die Donnerkeile in den Klauen halten, wechselweise an einander gefügt ist; an der Mitte der Kette hängt auf der Brust das obgedachte gewöhnliche und eigentliche blaue Ordenskreuz. Auf die linke Seite des Mantels wird ein großer silberner gestickter Stern geheftet; bei dieser Einkleidung trägt der Ritter einen schwarzen sammtnen, mit einem weißen Federbusch gezierten Hut. Der König und seine Nachfolger auf dem Thron sind Großmeister. Die Ritter haben den Rang als königl. Generallieutenants. Der rothe Adlerorden wurde 1705 vom Markgrafen Georg Wilhelm zu Baireuth unter dem Namen Orden de la Sincerité gestiftet, 1734, 1759 und 1777 erneuert und verändert; und am 12. Juni 1792 nach dem Rückfall der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an das königl. Haus v. Fried. Wilh. II. mit einiger Veränderung der Insignien zum zweiten Ritterorden seines Hauses erklärt, so daß die Ritter des schwarzen zugleich Ritter des rothen Adlerordens sind; seit jener Erweiterung 1815 in 3 Klassen, mit der Umschrift: Sincere et constanter. Das Kreuz ist ohne Spitzen und goldne Ausfüllung, weiß emaillirt, und hat im runden Mittelschilde auf der einen Seite den rothen Adlerorden, und auf der andern den Namenszug F. W. (Friedrich Wilhelm); die zweite Klasse trägt das etwas kleinere Kreuz an einem schmalen Bande am Halse, und die dritte das Kreuz am noch schmalern Bande im Knopfloch; beide haben keinen Stern. Die goldne und silberne Verdienstmedaille am Bande des rothen Adlerordens ist am 30. Sept. 1806 gestiftet, und hat die Inschrift: Verdienst um den Staat, und den Namenszug: F. W. R. III. Im Jahr 1814 wurde die goldne Militair-Verdienstmedaille und das allgemeine Ehrenzeichen erster Klasse in ein silbernes Kreuz verwandelt, mit der Inschrift: Verdienst um den Staat, und dem Namenszug des Königs, nebst der Krone auf der Rückseite. Die zweite Hauptabtheilung belohnt und ermuntert das im Kampf gegen den Feind erworbene Verdienst, nämlich die Orden pour le mérite, und die 1793 ausgeprägte goldne und silberne Medaille (s. vorher). Zu diesen Orden kam der unterm 23. Mai 1812 zum Andenken der 1811 aufgelösten Ballei des St. Johanniterordens errichtete neue königl. preußische St. Johanniterorden, dessen Protektor der König ist, und dessen Großmeister von dem König ernannt wird. Bei dem Kriege 181$\frac{3}{4}$ gegen Frankreich wurde nach der Stiftungsurkunde vom 10. März 1812 das Verdienst, das entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder außerdem im Felde, oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit erworben wurde, besonders durch das eiserne Kreuz ausgezeichnet, und diese Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter verliehen. Es besteht aus 2 Klassen und einem Großkreuze, welches letzte ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Stellung verlassen mußte, oder für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fiel, dem Commandirenden ertheilt ward. Allen Vaterlandsvertheidigern wurde die am 24. Dezember 1813 gestiftete Ehrenmedaille zu Theil, die auf

dem Avers die Inschrift enthält: Friedrich Wilhelm seinen tapfern Kriegern, und zur Seite: Gott war mit uns, Ihm sey die Ehre. Auf dem Revers ist ein Strahlenkranz von Lorberen und Eichenblättern mit der Inschrift der Jahreszahlen 181 $^3/_5$, und der allgemeinen Randumschrift: Aus erobertem Geschütz. Das Band ist orange mit schwarzen und weißen Randstreifen. Auch für die Civilbeamten und Personen, die ihre Dienstverhältnisse wegen in den Feldzügen 181 $^3/_5$ der Armee folgten, hat der König 1816 eine zweite Kriegsdenkmünze aus Gußeisen gestiftet. Endlich errichtete der König unter dem 3. August 1814 für die Frauen, die sich in den Kriegsjahren für die Sache des Vaterlandes hülfreich bewiesen hatten, den von seiner am 19. Juli 1810 verewigten Gemahlin Luise benannten Luisenorden, der in einem kleinen schwarz emaillirten goldnen Kreuz besteht; der auf beiden Seiten himmelblau emaillirte runde Schild hat in der Mitte des Kreuzes auf der Außenseite den Buchstaben L, und um denselben einen Sternenkranz, auf der Rückseite die Jahrzahlen 181 $^3/_5$. Nach der Ordensliste vom Jahr 1818 zählt der schwarze Adlerorden 158 Ritter, der Militär-Verdienstorden 2692, der rothe Adlerorden 240 Ritter der ersten, 264 der zweiten und 348 der dritten Klasse, der Johanniterorden über 500; das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhielten 6363 Personen (1811 Adeliche und 7132 Bürgerliche), worunter 5816 Unteroffiziere und Gemeine und 3547 Offiziere, das der ersten Klasse 58 Offiziere und Gemeine und 610 Offiziere (508 Adeliche und 160 Bürgerliche). Aus der zweiten Klasse waren schon 726, aus der ersten 34 verstorben. Das eiserne Kreuz am weißen Bande für Verdienste im Freiheitskriege, doch nicht vor dem Feinde erworben, erhielten 342 Personen. Der Luisenorden zählte außer der Vorsteherin, der Prinzessin Wilhelm, 15 Prinzessinnen, 157 Damen und 3 Inhaberinnen der Medaille des Ehrenzeichens erster Klasse am Bande des Luisenordens. Nach den königl. Verordnungen von den Jahren 1808, 1810, 1812, 1814, 1817 und 1819 stehn an der Spitze aller Staatsgeschäfte unter dem König, der die höchste Leitung derselben führt, und deshalb unter eigenhändiger Unterschrift Cabinetsbefehle an den Staatskanzler und die Chefs der obern Staatsbehörden, so wie an jeden Staatsdiener und Unterthan des Staats erläßt, das geheime Cabinet und der Staatsrath. In jenem haben beständigen Vortrag der Staatskanzler, eine dazu vom König bestimmte Militärperson für die Militärangelegenheiten, und ein geheimer Cabinetsrath für die Civilangelegenheiten. Der am 30. März 1817 eröffnete Staatsrath ist die höchste berathende Behörde, hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Zu seinem Wirkungskreise gehören die Grundsätze, nach denen verfahren werden soll, mithin alle Gesetze, Verfassungs- und Verwaltungsnormen, Plane über Verwaltungsgegenstände, durch welche die Verwaltungsgrundsätze abgeändert werden, und Berathungen über allgemeine Verwaltungsmaßregeln, zu welchen die Ministerialbehörden verfassungsmäßig nicht autorisirt sind, dergestalt, das sämmtliche Vorschläge zu neuen, oder zur Aufhebung, Abänderung und authentischer Deklaration von bestehenden Gesetzungen und Einrichtungen, durch ihn an den König zu Sanction gelangen müssen; Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Ministerien, alle Gegenstände, die durch schon bestehende gesetzliche Bestimmungen vor den Staatsrath gehören, z. B. Entsetzung eines Staatsbeamten; alle Sachen, die der König in einzelnen Fällen an den Staatsrath weiset, besonders in Absicht auf die von den Unterthanen eingehenden Beschwerden über die Entscheidung der Ministerien. Den Vorsitz führt der König selbst, oder der Staatskanzler als Präsident, der die Berathungen leitet, oder das vom König oder dem Präsidenten selbst substituirte Mitglied. Der Staatsrath besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, sobald sie das 18. Lebensjahr

erreicht haben, aus Staatsdienern, die durch ihr Amt zu Mitgliedern desselben berufen sind (für 1819. 34 Personen) Staatskanzler, den Feldmarschällen, den 8 Staatsministern, dem General-Postmeister, dem Chef des Obertribunals, dem ersten Präsidenten der Oberrechnungskammer, dem geheimen Cabinetsrath, dem den Vortrag in Militärsachen bei dem König habenden Offizier; dem Staatssekretär, der die Feder im Staatsrathe führt, die Protokolle und Gutachten desselben faßt, und das Formelle des Geschäftsganges besorgt; den 7 kommandirenden Generalen und den 9 Oberpräsidenten in den Provinzen (wenn sie in Berlin anwesend sind), und aus Staatsdienern, denen des Königs besonderes Vertrauen Sitz und Stimme im Staatsrath beilegt (für 1819. 32 Personen). — Alle Berichte der Minister an den König werden dem Staatskanzler, wenn diese Staatswürde bekleidet wird, was jetzt nicht der Fall ist, zugeschickt, damit er die Uebersicht der ganzen Verwaltung behalte, diese Berichte dem König nach Beschaffenheit der Gegenstände vorlege, und daraus dem König den Vortrag mache, oder den Ministern oder den beim Militär- und Civilkabinet angestellten Personen übertrage. Die Minister führen zwar die ihnen anvertraute Verwaltung selbstständig, und sind dem König unmittelbar deßhalb verantwortlich; jedoch haben sie die Verpflichtung, auf die Suspensivanordnung des Staatskanzlers die ihrigen bis zu des Königs oder des Staatsraths Bestimmung einzustellen, und seine Verfügung in außerordentlichen und dringenden, oder durch besondre Aufträge des Königs veranlaßten Fällen zu befolgen. Unter seinem Vorsitz tritt das Staatsministerium (Ministerrath) regelmäßig zusammen, und so wie jedes Ministerium die besondern Zweige der ihm anvertrauten Verwaltung unmittelbar oder mittelbar durch Oberaufsicht und Controlle der Provinzialverwaltungsbehörden leitet, so faßt das Staatsministerium diese besondern Zweige als ein Ganzes in allgemeine Uebersicht zusammen. Unter dem Staatskanzler unmittelbar stehen: die Oberrechnungskammer in Potsdam, die das gesammte Finanz-, Kassen- und Rechnungswesen des Staats kontrollirt; das geheime Staats- und Cabinetsarchiv; das Departement der neufchatelschen Angelegenheiten; die Commission für die Justizorganisationsgeschäfte; das statistische Büreau. Die einzelnen Staatsministerien, deren Wirksamkeit sich über sämmtliche Provinzen erstreckt, sind: 1) das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in 2 Sektionen, deren erste die eigentlich politischen Geschäfte, die Censur- und Kassensachen, die Reisepaßertheilung, die den deutschen Bund betreffenden und die römisch-geistlichen Angelegenheiten bearbeitet; die zweite hat zum Gegenstand die Privatangelegenheiten der Gesandten und die diplomatischen Personen, ihre und ihres Gefolges Exemtionen, bestimmte Zoll- und Accisefreiheit der Gesandten ꝛc.; die Postangelegenheiten und Conventionen deßhalb, Lehnssachen, in so fern sie nicht Thronlehen betreffen, Auswanderungs- und Abfahrtsgeldsachen und Conventionen deßhalb, Leitung der Depositat-Extraditions-Commission in Berlin, das ehemalige Süd- und Neuostpreußen betreffend, Territorialverhältnisse betreffende Sachen, Landesgränz- und Purifikationssachen, Schuldentheilung mit dem Auslande, Geldforderungen des Staats im Auslande, Cartelle Sachen und Conventionen, Durchmarsch, Verpflegungs- und Kriegsgefangene betreffende Sachen, Paßsachen, Seepaß-, Handels- und Consulatssachen, welche die preuß. Consuln im Auslande und die fremden Consuln im Lande betreffen, Commerztractat- und Quarantainesachen, diesseitige Privatreclamationen im Auslande, ausländische Privatreclamationen in Preußen, Insinuation von gerichtlichen Vorladungen und Verfügungen, ausländischen im Lande und inländischen im Auslande. 2) Das Ministerium der Finanzen hat 3 Generalverwaltungen für Domänen, Forsten und directe Steuern, für indirecte Steuern, für das Kassen- und Etatswesen. 3) Das Ministe-

rium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, unter dem auch alle wissenschaftlichen und Kunstvereine, die der Staat unterstützt, und alle Lehranstalten stehen. 4) Das Ministerium des Handels, der Gewerbe und des gesammten Bauwesens, zu dessen Geschäftskreise alles gehört, was auf Gewerbe und Handel Bezug hat, die Polizei der Fabrikation, die Angelegenheiten der gewerblichen Corporationen, die Schauanstalten, die Handelspolizei, die Anordnungen wegen der Maße und Gewicht, alle Anstalten und Verbesserungen zur Beförderung des Handels, die Sorge für Seehafen, Schiffbarmachung der Flüsse, Anlegung und Unterhaltung von Kanälen, Kunst- und Landstraßen, und das gesammte Bauwesen. 5) Das Ministerium des Innern hat 4 Abtheilungen, welche die Militair-, Landeshoheits-, ständischen, Corporations- und Communalangelegenheiten, die gesammte Polizei, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und das Bergwerks-, Hütten- und Salinendepartement zum Gegenstand haben. 6) Das 1819 errichtete Ministerium für die Angelegenheiten des königl. Hauses und der königl. Familie, und alle Hofsachen und höhere Hofämter betreffenden Geschäfte. 7) Das Justizministerium hat die Aufsicht über die obern und untern Justizcollegien im gesammten Staate. Unter demselben stehen das geheime Obertribunal, der höchste Gerichtshof in Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Schlesien, Pommern, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Cleve, Paderborn und Münster, entscheidet in der dritten oder Revisionsinstanz, wogegen kein weiteres Rechtsmittel statt findet; der Revisions- und Kassationshof für die Rheinprovinzen, der höchste Gerichtshof in den Rechtssachen dieser Provinzen, die Immediat-Justiz-Examinations-Commission prüft diejenigen, die als Mitglieder oder Justizcommissarien bei Landesjustizcollegien und größern Untergerichten angestellt werden. Die Oberlandesgerichte, deren in jedem Regierungsbezirk in der Regel eins ist, haben die gesammte Rechtspflege, das Vormundschafts-, Privatlehns- und Hypothekenwesen, die Annahme der verfassungsmäßig üblichen Huldigung bei Besitzerwerben und die Bekanntmachung der Gesetze, welche die Ergänzung und Berichtigung des Landes- und Provinzialrechts und der Gerichtsordnung betreffen, oder sich auf den Geschäftsbetrieb bei den gerichtlichen Behörden beziehen. Oberlandesgerichte nach preußischen Formen und Rechten sind jetzt in der Provinz Ostpreußen zu Königsberg und Insterburg; in Westpreußen zu Marienwerder; in Schlesien zu Breslau, Liegnitz und Ratibor; in Brandenburg zu Berlin (Kammergericht) und Frankfurt an der Oder; in Pommern zu Stettin und Cöslin; in Sachsen zu Magdeburg, Halberstadt (unter dem auch das Eichsfeld, Hohenstein, Nordhausen und Mühlhausen stehen) und Naumburg; in Westphalen zu Münster, Hamm und Arnsberg (bei denen der zweite Senat des Oberlandesgerichts in Münster in zweiter Instanz in allen Sachen entscheidet, worin die Oberlandesgerichte zu Hamm und Arnsberg, bei denen kein zweiter Senat für die Appellationsinstanz gebildet ist, in erster Instanz erkennen; die Revision in diesen Sachen geht an das geheime Obertribunal); in Cleve und Berg zu Cleve für die Provinz Mark mit Essen und Werden, die Kreise Dinslaken und Rees vom Regierungsbezirk Cleve, und die Enklaven Limburg, Dortmund, Brosch und Lippstadt. — Im Großherzogthum Posen ist das Oberappellationsgericht der höchste Gerichtshof in 2 Abtheilungen, deren eine die dritte Instanz in allen Civilprozessen und die zweite Instanz in solchen Criminalsachen bildet, in welchen auf mehr als 10jährige Beraubung der Freiheit erkannt ist, so wie die zweite die Behörde ist, welche die Aufsicht über die Justizverwaltung in dieser Provinz führt. In dieser Rücksicht sind demselben unmittelbar die Landgerichte, Inquisitoriate und geistlichen Gerichte, mittelbar die Friedensgerichte untergeordnet. — In den Theilen der

Provinz Jülich-Cleve-Berg, die nicht vorher bei dem Oberlandesgericht zu Cleve genannt wurde, so wie in der Provinz Niederrhein besteht die vormals französische Gerichtsverfassung; der in Berlin am 1. Juli 1819 errichtete Revisionshof vernichtet in Civil-, Criminal- und Zuchtpolizeisachen die Prozedur, worin Formen, die unter Nullitätsstrafe vorgeschrieben sind, nicht beobachtet, oder worin ein Gesetz verletzt und falsch angewendet worden. Am Hauptort jedes Regierungsbezirks ist ein Gericht erster Instanz. — Auch im vormaligen Schwedisch-Pommern besteht noch die ehemalige Justizverfassung, und ein eigenes Appellationsgericht in Greifswalde. — Es gibt demnach eine sechsfache Justizverfassung; die reinpreußische in den Hauptländern, die polnisch-französisch-preußische im Großherzogthum Posen, die schwedische in dem vormaligen Schwedisch-Pommern, die hessen-darmstädtische im Herzogthum Westphalen unter dem Oberlandesgericht zu Arnsberg, die nassauische in den ehemals nassauischen Provinzen und die französische am Rhein. — Zu den Rechtsvorschriften gehören das seit dem 1. Juli 1792 eingeführte allgemeine Landrecht und die allgemeine Gerichtsordnung, die allgemeinen Depositat- und Hypothekenordnungen von 1783, das Stempelgesetz von 1810, die Criminalordnung von 1805; und in den neuen Provinzen die französ. Gesetzbücher ꝛc. Im Jahr 1813 haben bei den Ober- und Untergerichten der damaligen königl. Provinzen 110.419 Civilprozesse geschwebt, von denen 40.502 durch richterlichen Ausspruch, 26.730 durch Vergleich beendigt wurden; außerdem 207.229 Vormundschaften und viele Criminalunterfuchungen und Creditwesen. Im Jahr 1816 zählte man in den damaligen Provinzen des preußischen Staats 139.525, und 1815 in den alten Provinzen desselben 236.494 Vormundschaften, also 96.959 mehr, als 3 Jahre vorher; eine natürliche Folge der beiden letzten Kriege. Beim Kammergerichte in Berlin und den dazu gehörigen Untergerichten waren 1818.32.340 Prozesse anhängig, bei dem Oberlandesgericht zu Paderborn 39.906, zu Marienwerder 29.000, zu Königsberg und Naumburg 22.000, zu Glogau und Ratibor unter 10.000, zu Cöslin 6000. In Cöslin haben 11 Mitglieder 1900 Prozesse bearbeitet, in Cleve 12 Mitglieder 1600, in Münster 17 Mitglieder 2000 Prozesse. In den Bezirken von Breslau und Posen sind die meisten Untersuchungen über Verbrechen vorgekommen; im Verhältniß zu der Bevölkerung sind die meisten Verbrechen in der Hauptstadt (1899), in Naumburg und Cleve vorgekommen. — 8) Das Kriegsministerium besteht aus 5 Departements und dem Departement für die Invaliden. Das erste Departement besteht aus 3 Abtheilungen; die Armeeabtheilung hat zu ihren Gegenständen die Grundverfassung des stehenden Heeres, die Kriegs- und Friedensverpflegungsetats, nebst der Mobilmachung aller Waffengattungen, die Dislokations-, Marsch-, Vorspann-, Entlassungs- und Ersatzangelegenheiten der Armee, nebst deren Remontirung, die Etappensachen, die Militairerziehungs- und Medizinalanstalten, wozu auch die Thierarzneischule in Hinsicht auf die Militairzöglinge gehört, die geistlichen und Schulangelegenheiten, die Militairjustiz, die Anerkennung der Invaliden, die Gensd'armeri angelegenheiten, in so fern sie militairischer Natur sind, die Todtenbescheinigungen; die Militärstrafanstalten; die Artillerieabtheilung verhandelt alle Angelegenheiten, die das Materielle der Artillerie betreffen, die Fabrikation, Anschaffung, Instandhaltung, Aufbewahrung und Vertheilung aller Waffen, des Pulvers und sonstiger Munition, die Zeughäuser, Artilleriedepots, Hafenwachtschiffe, Gewehr- und Pulverfabriken, Stück- und Kugelgießereien, die Modelle und sämmtliche Erfindungen im Artilleriefache; die Ingenieurabtheilung hat alle Angelegenheiten, die das Materielle des Ingenieurkorps und der Pionierabtheilungen betreffen, die Anordnung der unmittelbar auf Vertheidigung sich beziehenden Kriegsbe-

dürfnisse der Festungen, die Anlagen neuer Festungen, die Verbesserung und Instandhaltung der alten Festungswerke, und der in den Festungen befindlichen Kasematten, und die der Fortifikation, der Artillerie und den Proviantämtern zugehörenden Gebäude, die Bearbeitung der auf das Retablissement der bei den Festungen durch die letzten Kriegsjahre in den Rayons von 800 und 1300 Schritten beschädigten Einwohner Einfluß habenden königl. Bestimmungen, so wie die Bearbeitung der Angelegenheiten in Betreff der in den Festungen von Privat- und dergleichen Gebäuden frei zu haltenden Rayons von 800 und 1300 Schritten, die Leitung der Verwaltung und der für die königl. Staatskasse bestimmten Festungseinkünfte, die Aufsicht über die zweckmäßige Benutzung der Militärsträflinge und Baugefangenen und über sämmtliche Festungsbaukassen, alle Erfindungen im Ingenieurfache. Das zweite Departement bearbeitet die Entwürfe für den Generalstab, leitet die Beschäftigung der Offiziere des Generalstabs und der Adjutantur, und führt die Leitung der königl. Plankammer und des litographischen Instituts des Kriegsministerium. Zu dem Geschäftskreise des dritten Departements gehören die Anfertigung aller dem Direktor desselben vom König ertheilten Befehle, die Bearbeitung aller an den König gelangenden Eingaben und Gesuche der Militärbehörden, in soweit sie durch den Direktor zum Immediatvortrag kommen, der Gnadensachen, wenn sie Militärpersonen oder einen militärischen Gegenstand betreffen, die Ausfertigung der königl. Entscheidungen auf kriegsrechtliche Erkenntnisse, die der königl. Bestätigung bedürfen, die Besorgung aller Angelegenheiten der Justiz, Polizei und Disziplin der Armee, die persönlichen Verhältnisse der Offiziere und die dahin einschlagenden Gegenstände. Vom vierten Departement hat die erste Abtheilung die Generalien der Militärökonomie, Einquartierungs-, Kasernen-, Servis- und Garnisoneinrichtungs-Angelegenheiten, in soweit sie vom Kriegsministerium ressortiren und die Offizierwittwen-Kassensachen; die zweite die Leitung der Truppenverpflegung mit Brot, Fourage und Viktualien und der diesfälligen Naturalanschaffungen, auch Besorgung der Approvisionnements der Festungen; die dritte die Bekleidungsangelegenheiten der Armee. Von der ersten Abtheilung des fünften Departements wird Alles verhandelt, was die Einrichtung, den Geschäftsbetrieb, das Persönliche und die Geschäftsbedürfnisse des Departements, des Kriegskommissariats und der Trammverwaltungen, die Generalien, in sofern sie nicht einen der den übrigen Abtheilungen zugelegten Geschäftszweige angehen, die Angelegenheiten wegen der Schulfonds und Kinderpflegungsgelder, die Sammlung, Herausgabe und Vertheilung der Vorschriften über den Dienst der Kriegskommissäre betrifft; die zweite Abtheilung wird beschäftigt mit der Einrichtung, dem Persönlichen, der Verwaltung und den Verwaltungsbedürfnissen der General-Militärkasse und aller übrigen vom Departement ressortirenden Armeekassen, der Curatel über sämmtliche Militärkassen, der Ermittelung, Beziehung, Vertheilung des Geldbedürfnisses, dem Kassen- und Rechnungswesen, dem innern Haushalt der Truppen, der Controlirung des gesammten Rechnungsgeschäfts von allen Militärverwaltungen, der Revision, Feststellung und Anweisung aller Liquidationen, deren Gegenstände nicht von einer andern Abtheilung oder einem andern Departement ressortiren; von der dritten Abtheilung hangen ab die Mobilmachungsangelegenheiten, die Einrichtung, Besorgung, Aufbewahrung und Vertheilung der Feldequipage, der Fahrzeuge, Geschirre und Geräthe für die Truppenverwaltungen, Trains und Lazarethe, der Krankenpflege, die Sammlung und Vertheilung der milden Beiträge, für die verwundeten Krieger und für die Wittwen und Waisen der Soldaten, die Anweisung der Reise-, Marsch- und Vorspannvergütungsgelder. — 9) Das Ministerium des Schatzes und für das Staatskreditwesen hat

die Verwaltung der sämmtlichen außerordentlichen Staatseinnahmen und Ausgaben, des Schatzes, des Staats- und Provinzialschuldenwesens, der Lotterie und Münze, die Realisation von Staatspapieren ꝛc. — Die Generalkontrolle für das ganze Etats-, Kassen- und Rechnungswesen und die Staatsbuchhalterei nimmt nach der Kabinetsordre vom 17. Januar 1820 in allen Fällen, wo die Aufstellung neuer oder die Abänderung bestehender Grundsätze und Normen für die Verwaltung, die Regulirung des Staatshaushalts und die Bewilligung außerordentlicher Verwendungen und Zuschüsse verfassungsmäßig im Staatsministerium zum Vortrag kommen, als ein wesentliches Glied desselben selbst an der Berathung Theil, und der Direktor derselben wohnt dem Vortrag über solche Gegenstände bei, so daß ein Schriftenwechsel zwischen den einzelnen Ministerien und den ihnen untergeordneten Behörden und der Generalkontrolle wegen Beurtheilung materieller Gegenstände nicht mehr statt findet. Sie bleibt aber selbstständige Behörde in ihrer bisherigen Wirksamkeit, wo es nicht auf materielle Beurtheilung, sondern nur auf das Formelle der Etats-, Kassen-, Buch- und Rechnungsführung ankommt, und besorgt auch die Zusammenstellungen, die zur vollständigen Uebersicht des Staatsvermögens, der Einnahmen und Ausgaben erforderlich sind. — Die Generaldirektion der Seehandlungssocietät bildet nach der Kabinetsordre vom 17. Januar 1816 ein für sich bestehendes Geld- und Handelsinstitut des Staats, dirigirt den Ankauf des überseeischen Salzes aus England, Frankreich und Portugal, und liefert das nöthige Quantum bis in die den Küsten zunächst liegenden Magazine, wo solches der Disposition der Salzdebitspartie übergeben wird, zieht die Salzdebitsüberschüsse in Ost- und Westpreußen, Litthauen und Schlesien für Rechnung der betheiligten Kassen ein, besorgt ausschließlich alle im Auslande für Rechnung des Staats vorfallenden Geldgeschäfte und selbst im Inlande die, wobei eine kaufmännische Mitwirkung nicht füglich entbehrt werden kann, gegen Erstattung der üblichen Kosten, besorgt alle Geschäfte, welche die Bezahlung der im Auslande contrahirten Staatsschulden an Kapital und Zinsen für Rechnung der Hauptverwaltung der Staatsschulden, die Einziehung der dem Staat aus irgend einem Grunde im Ausland disponibel werdenden Gelder für Rechnung der betheiligten Verwaltungsbehörden und den Ankauf der dem Staat unentbehrlichen Produkte des Auslandes. Auch die Hauptbank in Berlin hat eine von der Verwaltung des Staatsministeriums unabhängige Stellung. — Das Generalpostamt ist dem Generalpostmeister untergeordnet, der zu dem König, dem Staatskanzler und dem Staatsrath, dessen Mitglied er ist, in demselben Verhältniß steht, als die übrigen Chefs der Ministerien des Innern und der Finanzen. Er ist verpflichtet, die königl. Genehmigung einzuholen über Veränderungen in der Postgesetzgebung, die durch den Staatsrath gehen müssen, über die Anstellung der Glieder des Generalpostamts, der Postdirektoren ꝛc., über die Erhöhung und Herabsetzung des Postgeldes und Porto, über neue Postkonventionen, bei denen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten concurrirt. Nach der neuen Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzalbehörden vom 30. April 1815 und einigen später erfolgten Abänderungen, geschieht die Verwaltung der einzelnen Provinzen durch Militär- und Justizbehörden und die Regierungen; von den Oberlandesgerichten s. vorher. In militärischer Hinsicht besteht der Staat aus 7 Abtheilungen: beide Preußen, Brandenburg und Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Niederrhein mit Jülich-Cleve-Berg, Westphalen, von denen jeder ein Generalcommando unter einem command. General vorsteht; und in Hinsicht der Civilverwaltung aus den Provinzen: Ostpreußen, Westpreußen, Bran-

denburg, Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westphalen, Jülich-Cleve-Berg, Niederrhein, deren jede in 2 oder 3 Reg.-Bezirke getheilt wird. In jeder Provinz führt ein Oberpräsident die Verwaltung der allgemeinen Landesangelegenheiten, die zweckmäßer der Ausführung einer Behörde anvertraut wurden, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzigen Regierungsbezirk beschränkt ist, und unter dem ein Consistorium die innern kirchlichen und Schulangelegenheiten der Provinz und ein Medizinalkollegium die Medizinalpolizei besorgt. Jede Regierung ist in 2 Abtheilungen getheilt, die für gemeinschaftliche Berathung erfordernde Angelegenheiten in pleno zusammen kommen. Zum Ressort der ersten Abtheilung gehören die innern Angelegenheiten der Landeshoheit, die gesammte Sicherheits- und Ordnungspolizei, Medizinal- und Gesundheitsangelegenheiten, die landwirthschaftliche Polizei, das gesammte Communalwesen, die geistlichen und Schulangelegenheiten soweit sie nicht dem Ressort der Provinzialkonsistorien angehören, das Mennoniten und Judenwesen, die der Einwirkung der Civilverwaltung unterworfenen Militärangelegenheiten, Sammlung aller statistischen Nachrichten, die Censur aller nicht zur Kenntnißnehmung besonderer Behörden gehörigen Schriften, und das Bauwesen, so weit es bei den Gegenständen vom Ressort dieser Abtheilung vorkommt; und für die zweite Abtheilung die auf das Staatseinkommen und Steuerwesen, oder die Verwaltung der Domänen, Forsten und Regalien Bezug habenden Angelegenheiten, die Gewerbe, Forst- und Jagdpolizei, das Bauwesen in vorstehender Beziehung, das Etats-, Kassen- und Rechnungswesen über die landesherrlichen Einkünfte und Ausgaben in soweit ihre Verwaltung der Regierung überwiesen ist. Jeder Kreis hat einen Landrath; nur bilden alle ansehnlichen Städte nebst denjenigen ihrer nächsten Umgebungen, die mit ihren städtischen Verhältnissen in wesentlicher Berührung stehen, eigene Kreise und der Polizeidirigent einer solchen Stadt vertritt die Stelle eines Landraths; die Landräthe und die Polizeibehörden haben auch die Aufsicht auf die direkte Steuererhebung und die Angelegenheiten der Gewerbepolizei. — Der König von Preußen ist wegen den Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westphalen, Jülich-Cleve-Berg u. Niederrhein Mitglied des deutschen Bundes und hat im Plenum 4 Stimmen. Die gesammten Staatseinkünfte mit Ausnahme der Post, Lotterie und einiger nicht erheblichen Nebenartikel betragen 44.603 658 Thaler, worunter 36.908.412 Thlr. an Abgaben, so daß von den 10.536.571 Einw. im Jahre 1817 der Kopf im Durchschnitte 3 Thlr. 12 gr. $^{5}/_{6}$ pf. trug. Die Rheinlande trugen 1818: 4.041.834 Thlr. 2 gr. 4 pf. Außerdem waren die 2 allgemeinen preußischen Staatsabgaben, das Salzmonopol des Staats und die Zölle und Verbrauchssteuern auf den Handel mit dem Auslande nach dem Edikt vom 26. Mai 1818 eingeführt. Der Vortheil, den der Staat auf die Tonne Salz von 405 berl. Pfund in den Rheinprovinzen beziehen kann, ist im Durchschnitt bei den jetzigen Verkaufspreisen höchstens zu 4 Thlr. 20 gr. anzuschlagen. Nach langjähriger Erfahrung in den alten Provinzen rechnet man auf den Menschen im Durchschnitt jährlich 18 Pfund Salz, folglich auf die 1.907.773 Einwohner der Rheinprovinzen 84.790 Tonnen und mithin einen Vortheil von 409.318 Thlr.; der Ertrag wird aber bisher noch bei weitem nicht erreicht. Die Zoll- und Verbrauchssteuern liefern in diesen Provinzen etwa 700.000 Thlr., zusammen 5.151.652 Thlr. 2 gr. 4 pf., also 2 Thlr. 16 gr. 8 pf. vom Kopf (in Frankreich über 6 und in den Niederlanden über 7 Thlr.). Die Zusatzcentimen enthalten vieles, was in den andern Provinzen des Staats als Communallast besonders geleistet wird. Die ersten Einsammler der direkten Steuern, Schulzen in den Dörfern, Bezirksvorsteher in den Städten, erhalten für diese Bemühungen nichts vom Staat; die Unterhaltung der Wege liegt zunächst den Kreisen

und Gemeinden ob und wird durch Natural, Hand- und Spanndienste bestritten. Die Unterhaltung der Elementarschullehrer ist Gemeindepflicht; die Gemeinde baut das Schulhaus, bezäunt und bestellt den Schulmorgen, liefert Getreide und Holz für den Schullehrer und entrichtet für ihre Kinder Schulgeld an ihn; nur bei erwiesenem Unvermögen tritt der Staat zu. Alle diese Leistungen werden aus den Zusatzcentimen bestritten. Die Gerichtssporteln werden in den östlichen Provinzen besonders bezahlt; in den Rheinländern sind sie unter dem Enregistirement begriffen. — Im Regierungsbezirk Münster besteht noch die französische Verfassung in Rücksicht der direkten Steuern; an die Stelle des französischen Enregistrement ist aber der altpreußische Stempel getreten. Der Bezirk bringt an direkten und Stempelabgaben 666.713 Thlr. 2 gr. 7 pf. Außerdem der Ertrag des Salzmonopols, der Zoll und die Verbrauchssteuer von fremden Waaren. — Im Regierungsbezirk Minden besteht noch größtentheils die Abgabeverfassung des ehemaligen Königreichs Westphalen, nur zum Theil durch die preußische Gesetzgebung abgeändert. Die Steuer von Mehl, Graupe, Grütze und Mastschrot 35.278 Thlr. und vom Schlachtvieh 49.022 Thlr. — 609.088 Thlr. 3 pf., ohne das Salzmonopol, die Zölle und Verbrauchssteuern von fremden Waaren. — Der Regierungsbezirk Arnsberg bringt 714.297 Thlr. 20 gr. 4 pf., dazu das Salzmonopol und die Zölle und Verbrauchssteuern von fremden Waaren. Die Provinz Westphalen trägt demnach 1.990.499 Thlr. 7 gr. 6 pf. Abgaben, wovon auf den Kopf 1 Thlr. 20 gr. 6 pf. kommen. Der Gewinn des Staats an der Tonne Salz ist in der Provinz bei jetzigen Verkaufspreisen auf 5 Thlr. 9 gr. 7 pf. berechnet worden; jeder Mensch zu 18 Pfund Salz im Durchschnitt jährlich veranschlagt, beträgt der Verbrauch der Provinz (1817 mit 1.074.079 Einwohn.) 47.787 Tonnen, wovon der Staat 257.746 Thlr. 15 gr. 7 pf. gewinnt. An den auf 6 Millionen für den Staat vorläufig geschätzten Abgaben an Zöllen und Verbrauchssteuern würde die Provinz Westphalen im Verhältniß ihrer Volkszahl Antheil nehmen mit 611.699 Thlr. und $\frac{1}{10}$ davon abgezogen wegen der niedrigen Zollsätze und der geringern Verbrauchssteuern von Wein in den westlichen Provinzen bleibt als wahrscheinlicher Ertrag $\frac{1}{2}$ Million Thlr. Die Provinz Westphalen würde demnach überhaupt ertragen 2.747.845 Thlr. 23 gr. 1 pf., wovon der Einwohner im Durchschnitt 2 Thlr. 13 gr. 5 pf. leistet. Der Reinertrag des Salzmonopols in den 3 westlichen Provinzen war 1817: 516.048 Thlr. 8 gr. 9 pf. und der Ertrag der Zölle und Verbrauchssteuern von fremden Waaren nach Abzug der Hebekosten 1.468.140 Thlr. — = 6 pf.; also der Ertrag aller Abgaben dieser 3 Provinzen 3.016.116 Thlr. 19 gr. 1 pf. und von den 2.981.852 Einwohnern dieser 3 Provinzen trug jeder Einwohner im Durchschnitt zu den Staatslasten 2 Thlr. 16 gr. 6 pf. bei, weniger als in allen größern deutschen Staaten. Unter jener Summe sind auch 947.440 Thlr. 18 gr. 3 pf., Zusatzcentimen, die zu besondern, großentheils Communalzwecken erhoben werden. Auf königl. Befehl vom Mai 1819 wird die Thür- und Fenstersteuer in den Provinzen Jülich-Cleve-Berg und Niederrhein und in dem Reg.-Bezirk Münster von dem Tage an, wo die neuen Getränksteuern vom inländischen Branntwein und Braumalz zur Erhebung kommen, nicht mehr als eine Staatsabgabe angesehen, sondern den Gemeinden überlassen, um solche bloß für ihre Gemeineausgaben zu erheben. — Die 3 außerdeutschen Provinzen trugen bisher 7.908.667 Thlr. 19 gr. 8 pf., nemlich Grundsteuern 1.247.004 Thlr. 18 gr., Zoll (1817) 1.325.051 Thlr., Accise- und Verbrauchssteuern 2.701.990 Thlr., Personsteuer vom platten Lande, die in den alten Provinzen seit 1811 an die Stelle der 1810 dem Lande auferlegten Mehlsteuer trat, 329.193 Thlr. 12 gr., Reineinkommen vom Salzmonopol 991.447 Thlr.

17 gr. 11 pf., Gewerbsteuer 311.045 Thlr., vermischte Personal- und Gewerbsteuern 16.645 Thlr. 19 gr. 9 pf. (ohne 21.044 Thlr. 19 gr. 5 pf., welche die Mennoniten und Juden in dem vormals zum Herzogthum Warschau gehörigen Landestheile für die Befreiung von persönlichen Kriegsdiensten zahlten), Stempel 401.726 Thlr., Beitrag der altländischen Stände zur Generalserviskasse von 1817, ohne Hebekosten und ohne die besondern Zuschüsse der einzelnen Städte zu ihren örtlichen Quartierbedürfnissen 183.664 Thlr. Dazu trugen bei Ostpreußen 3.579.491 Thlr. 8 gr. 4 pf., Westpreußen 2.401.559 Thlr. 19 gr. 7 pf., Posen 1.527.610 Thlr. 15 gr. 9 pf. Jeder einzelne Inwohner im Durchschnitt trug bei in Ostpreußen 3 Thlr. 21 gr. 5 pf., in Westpreußen 4 Thlr. 2 gr. ½ pf., in Posen 3 Thlr. 19 gr. 3 pf., in den 3 Provinzen zusammengenommen 3 Thlr. 4 gr. 8 ½ pf. Diese Verhältnisse änderten sich aber seitdem wesentlich in Folge der Gesetze von dem Zoll und den Verbrauchssteuern der fremden Waaren von 1818 und der Besteuerung des inländischen Branntweins und Braumalzes von 1819. In den 4 deutschen östlichen Provinzen (Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen) ist der Ertrag der Abgaben nach dem Zustand vor dem 1. Januar 1814: 21.38.627 Thlr. 10 gr. 2 pf., nemlich Grundsteuern 4.476.797 Thlr. 13 gr. 1 pf., Quatember in den sächsischen Landestheilen 281.413 Thlr. 2 gr. 1 pf., vermischte Abgaben 61.885 Thlr. 11 gr. 7 pf., Zölle (nach dem Ertrag von 1817) 2.545 889 Thlr., Accise und andere Verbrauchssteuern nach demselben 9.023.040 Thlr., Ertrag des Salzmonopols (nach den Rechnungen für 1816) 1.526.556 Thlr. 23 gr. 5 pf., Personensteuer 1.002.121 Thlr. 8 gr., Gewerbsteuer 788.012 Thlr., Stempel 137.149 Thlr., Beitrag der altländischen Städte zur Generalserviskasse 540.763 Thlr. Da 1817 in diesen Provinzen 5.205.368 Einwohner lebten, so brachte der Kopf im Durchschnitt auf 4 Thlr. 2 gr. 7 pf. — Nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 wird das Salz zum inländischen Verbrauch aus den Niederlagen der Salinen und Faktoreien überall zu demselben Preise, die Tonne von 405 Pfund zu 15 Thlr. Cour. verkauft. — Der Ertrag der Accise (ohne Zölle) von den wichtigsten vom Auslande eingegangenen Verbrauchsartikeln in den alten Provinzen mit Inbegriff von Danzig und Cotbus war nach dem einjährigen Durchschnitt aus den 3 Jahren 181 $^5/_7$ fremde Weine, Branntwein und Bier von 4.802.529 Quart 785.209 Thlr. 19 gr. Zucker und Sirup von 19.785.393 Pfund 781.007 Thlr. 9 gr. 10 pf., Kaffee von 3.211.162 Pfund 405.569 Thlr. 21 gr. 11 pf., fremder Tabak 115.107, Thee, Reis, Rosinen, Mandeln, Citronen, Orangen, Speiseöl 76.829, Heringe, Sardellen, Austern und Kaviar 51.494, Pfeffer, Piment, Zimmt, Kassia, Nelken, Muskatnüsse und Blumen 39.757, Brennöl, Talg, Wachs und Thran 53.361, Cochenille, Indigo, Farbehölzer und Malerfarben 22.593, fremde baumwollene Zeuge 91.897, zusammen 2.393.295 Thlr. — Außer den Staatsabgaben werden vielerlei gesellschaftliche öffentliche Abgaben bezahlt, z. B. Kämmereiabgaben, Erhaltung der Brunnen, Laternen und Wachen, Armen- und Brandkassengelder, Justizgelder (zur Erhaltung der Gefangenen und Criminalanstalten), Gerichtsbarkeitssporteln, Kanzleigebühren ꝛc. In den Jahren 181 $^0/_4$ haben die Städte in den damals vorhandenen Regierungsbezirken zu Gumbinnen, Königsberg, Marienwerder, Breslau, Liegnitz, Stettin, Frankfurt und Potsdam an Servisgeldern 3.785.950 Thlr. aufgebracht, worunter ein Zuschuß aus Staatskassen von 169.555 Thlr. Die Ausgabe für den regulativmäßigen Servis betrug 3.799.745 Thlr., und von andern Provinzen ist nach der Vorschrift des Servisreglements zur Hülfe gegeben worden 259.726 Thlr. Die Ausgabe betrug also 4.059.472 Thlr., mithin blieb ein Defekt von 273.522 Thalern. Die ganze Staatsschuld besteht in 217.348.752 Thlrn. Nach der Verordnung

vom 18. Januar 1820 besteht die verzinsliche Staatsschuld in 180.091.720 Thlr. 14. gr. 1 pf., wofür das gesammte Staatsvermögen, besonders die Domänen, Forsten und secularisirten Güter, mit Ausschluß derer, die zur Aufbringung des jährlichen Bedarfs von 2½ Millionen Thlr. für den Unterhalt der königl. Familie, der königl. und prinzlichen Hofstaate und für alle dahin gehörigen Institute ꝛc. erforderlich sind. Zur allmäligen Abtragung der verzinslichen Schuld ist 1 Procent jährlich von der gegenwärtigen Höhe des Staatskapitals verwilligt. Die Einlösung der Staatsschulddokumente (wovon die Staatsschuldscheine allein 119½ Million Thaler betragen) soll durch jährlichen Aufkauf und erst dann durch Verlosung geschehen, wenn die Schulddokumente nicht mehr unter dem Nennwerthe angekauft werden können. Der Staat ist auch verpflichtet, die unverzinslichen Schulden, 11.242.349 Thlr., die aus den im Umlauf befindlichen Tresor- und Thalerscheinen, den traktatenmäßig übernommenen ehemals sächsischen Cassenbillets ꝛc. entstanden sind, zu decken. Diese Summe der Staatsschulden beträgt daher 191.334.067 Thlr. 19 gr. 1 pf. und der Antheil jedes Einwohners an der Schuld 17½ Thlr. und an der Verzinsung und Tilgung derselben 22⅛ Groschen. Die Provinzial-Staatsschulden, die sich auf dem Passivetat der Regierung befinden, betragen 25.914.694 Thlr. 7 gr. und nach definitiver Festhaltung des Betrags derselben sollen auch diese der allgemeinen Staatsschuldenverwaltungsbehörde überwiesen und zu ihrer Amortisation die nähern Bestimmungen erlassen werden. Die Einnahme des Staatsschuldentilgungsfonds beträgt 10.143.027 Thlr. 21 gr. 10 pf. (an disponiblen Domänen- und Forsteinkünften 5.868.000, Domänenverkauf 1 Million, Salzgefälle 3.275.027 Thlr. 27 gr. 10 pf.) und die Ausgabe eben so viel. Da der Bedarf für die Jahre 182½ von 50.863.150 Thalern durch die bisherigen Staatseinkünfte noch nicht vollständig gedeckt ist, so werden neue Abgabenerhöhungen eintreten. Am Ende des Jahrs 1806 waren an Staatsschulden vorhanden 54.419.149 Thlr. 12 gr. 9 pf., und vom 1. Jan. 1807 bis 31 Dezember 1812 kamen hinzu 77.346.187 Thlr. = 131.765.836 Thlr. 12 gr. 11 pf. Seit dem 1. Januar 1813 beträgt die Vermehrung der Staatsschulden 85.482.425 Thlr. 12 gr. 2 pf. Mit den neuerworbenen oder wieder eroberten Ländern wurden übernommen 34.749.302 Thlr. 15 gr. 11 pf. und die Geldabfindung wegen erworbener Territorialrechte und nutzbarer Gerechtsame betragen 10.109.916 Thlr. 16 gr. = 44.919.219 Thlr. 7 gr. 11 pf.; die übrig bleibenden 40.564.206 Thlr. 5 gr. 3 pf. sind aus den Bedürfnissen der Regierung in den Feldzügen 181⅗ und der Wiederherstellung der Verwaltung anzusehen. Nach dem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1812 und der Instruktion über den Eintritt der Freiwilligen in das stehende Heer vom 19. Mai 1816 ist jeder Eingeborne, sobald er das 20ste Jahr vollendet, zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Die bewaffnete Macht besteht aus dem stehenden Heere, der Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots und dem Landsturm. Das stehende Heer besteht aus denjenigen, die sich mit Rücksicht auf weitere Beförderung zum Dienst melden und den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen, den Freiwilligen, die sich dem Kriegsdienst widmen, aber keine Prüfung bestehen können und einem Theile der jungen Mannschaft vom 20—25sten Jahre. Die 3 ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres durchgängig bei ihren Fahnen; die beiden letzten Jahre wird sie in ihre Heimath entlassen und dient im Fall eines entstehenden Krieges zum Ersatz des stehenden Heeres. Junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen, können sich in die Jäger- und Schützencorps aufnehmen lassen und nach einer einjährigen Dienstzeit zur Fortsetzung ihres Berufs auf ihr Verlangen beurlaubt werden und treten

nach den abgelaufenen 3 Dienstjahren in die Landwehr des ersten Aufgebots, wo sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältnisse die ersten Ansprüche auf die Offizierstellen haben. Die Landwehr des ersten Aufgebots ist im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt und dient im In- und Auslande; im Frieden aber ist sie, die Bildungs- und Uebungszeit ausgenommen, in ihre Heimath entlassen. Sie wird ausgewählt aus allen jungen Männern vom 20 — 25sten Jahre, die nicht im stehenden Heere dienen, aus den in den Jäger- und Schützenbataillonen ausgebildeten und aus der Mannschaft vom 26sten bis zurückgelegtem 32sten Jahre. Ihre Uebungen sind zu gewissen Tagen in kleinen Abtheilungen in der Heimath und einmal des Jahrs in größern Abtheilungen, in Verbindung mit Theilen des stehenden Heeres. Um die körperliche und wissenschaftliche Ausbildung so wenig als möglich zu stören, ist das vollendete 20ste Jahr zum Anfang des Kriegsdienstes festgestellt; doch kann jeder junge Mann nach vollendetem 17ten Jahre, wenn er die nöthige körperliche Stärke hat, sich zum Kriegsdienst melden, wodurch er dann um eben so viele Jahre früher wieder aus der Verpflichtung heraus tritt. Die Landwehr des zweiten Aufgebots verstärkt im Kriege die Besatzungen und die Sicherheit der Provinz, oder wird auch nach dem Bedürfniß zur Verstärkung des Heeres gebraucht und wird aus allen Männern, die aus dem stehenden Heere und der Landwehr des ersten Aufgebots austreten und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39sten Jahre ausgewählt. Sie wird in Friedenszeiten nur in kleinen Abtheilungen und an einzelnen Tagen in ihrer Heimath versammelt. Der Landsturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinz überzieht, auf des Königs Befehl zusammen; er besteht aus allen Männern bis zum 50sten Jahre, die nicht in das stehende Heer und die Landwehr eingetheilt sind, aus allen Männern, die aus der Landwehr ausgetreten und aus allen rüstigen Jünglingen vom 17ten Jahre an, und theilt sich in die Bürgercompagnien in den großen Städten und in die Landcompagnien in den mittlern und kleinen Städten und auf dem platten Lande. Wer im stehenden Heere nach Ablauf seiner dreijährigen Dienstzeit länger fortdienen will, verpflichtet sich dazu auf 6 Jahre und bekommt dafür eine äußerliche Auszeichnung, bei einer zweiten Verlängerung der Dienstzeit eine Soldzulage und den Anspruch auf eine Versorgung, wenn er zum weitern Dienst unfähig geworden. Eben so erhalten die nach der gesetzlich zurückgelegten Dienstzeit im ersten oder zweiten Aufgebot der Landwehr länger fortdienenden eine äußere Auszeichnung und Ansprüche auf die ihren Fähigkeiten angemessene Beförderung in ihren Regimentern. — Nach der Rangliste für 1819 besteht die Armee an Infanterie aus 2 Regimentern Garde, 2 Regim. Grenadiers, 1 Gardejägerbataillon, 1 Gardeschützenbat., 4 Bataill. Gardelandwehr, 4 Bataill. Landwehrgrenadiere, 36 Regim. Feldinfanterie, 2 Jäger- und 2 Schützenbataillons; an Cavallerie aus 1 Regiment Garde du Corps, 1 Regim. Gardedragoner, 1 Regim. Gardehusaren, 1 Regim. Gardeulanen, 1 Regim. Gardelandwehrcavallerie, 8 Regim. Cuirassiers, 4 Regim. Dragoner, 12 Regim. Husaren, 8 Regim. Ulanen; an Artillerie aus 1 Brigade-Gardeartillerie, 8 Brig. Artillerie, 1 Gewehrhandwerkscompagnie zu Neiße; aus dem Ingenieurcorps, nämlich 1 Gardepionierabtheilung, 8 Pionierabtheilungen, 3 Ingenieurbrigaden; an Garnisonbataillonen: 1 Garde-Garnisonbataillon, 1 Grenadier-Garnisonbataillon, 16 Garnisonbataillons; Invaliden 2 Garde-Invalidencompagnien, Gardeinvaliden zu Potsdam und Werder, 16 Invalidencompagn. berliner Inval. Bat. im Invalidenhause bei Berlin und den Invalidenhäusern zu Stolpe und Rübnik. Die Linienarmee beträgt nach öffentlichen Nachrichten 157.570 Mann, nämlich Garde 17.908, Infanterie 104.712, Ca-

vallerie 19.232, Artillerie 16.718 Mann, in 144 Bataillons und 144 Escadrons. Die Landwehr hat durch die Cabinetsordre vom 22. Dec. 1819 einige Veränderungen in ihrer Zusammenstellung erhalten, nach denen von den bisher zu einem Linienregiment gehörigen 4 Landwehrbataillons ersten Aufgebots nur 3 ins Feld rücken und überhaupt 34 Bataillons und Escadrons erspart werden. Die Landwehr ersten Aufgebots zählt demnach 51 Regimenter, 102 Bataillons und 179.642 Mann (118.524 Mann im Felde) in 17 Landwehrbrigaden. Eine preußische Division besteht also im Kriege aus 4 Bataill. Linienmusketiere, 2 Bataill. Linienfüseliere, 2 Bataill. Linienschützen oder Jägern, 8 Escadr. Liniencavallerie, ½ Brigade Linienartillerie, 6 Bataill. Landwehrinfanterie, 6 Escadr. Landwehrcavallerie. Die eben so gebildete Landwehr zweiten Aufgebots zählt auch 179.624 und die gesammte Landwehr 359.249 Mann, ohne die Garde- und Grenadier-Landwehr. — Die 1812 errichtete Gensd'armerie zu Fuß und zu Pferde besteht meist aus Halbinvaliden, ist in Brigaden eingetheilt und unterstützt die allgemeine Polizei. 1817 waren 10 Oberbrigadiers und 1030 Gensd'armen. — Die Festungen des Staats sind: in Preußen: Danzig mit Weichselmünde, Graudenz, Pillau, Thorn; in Pommern: Colberg, Stettin; in Brandenburg: Cüstrin, Spandau; in Schlesien: Glaz, Glogau, Kosel, Neiße, Schweidnitz, Silberberg; in Sachsen: Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Erfurt; in Westphalen: Minden; in Jülich-Cleve-Berg: Wesel, Köln; in Niederrhein: Jülich, Saarlouis, Ehrenbreitstein mit Coblenz. Auch hat Preußen in den Bundesfestungen Mainz mit Oestreich und Luxemburg mit den Niederlanden das Besatzungsrecht gemeinschaftlich. — Die Verbindung zwischen den getrennten Theilen des Staats ist durch besondere Verträge über Militärstraßen durch die dazwischen liegenden deutschen Bundesstaaten geordnet. — Eine Seemacht unterhält Preußen bis jetzt nicht. Einzelne bewaffnete Fahrzeuge hat es zuweilen gehabt und auch jetzt wieder mit Stralsund übernommen.

Preußisches Landrecht, s. Landrecht (preußisches).

Preville (Pierre Louis Dubus de), ein berühmter Schauspieler, geb. zu Paris 1721, war zum geistlichen Stande bestimmt, verließ aber heimlich das väterliche Haus und trat, nachdem er den Maurern eine Zeitlang als Handlanger gedient, in eine wandernde Schauspielertruppe. Nachdem er sich ausgebildet, trat er 1753 in Paris auf dem franz. Theater auf, wo er durch sein richtiges, seelenvolles Spiel sogleich die Gunst Ludwigs XV. gewann, verließ es 1786, betrat es aber 1792 noch einmal und starb zu Beauvais 1799, nachdem er den Gebrauch der Augen verloren hatte. Nachdem er in den Rollen des Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, lockte er in den Väterrollen Thränen hervor. Am ausgezeichnetsten war er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro und Bourru bienfaisant, mit dessen Rolle er seine künstlerische Laufbahn beschloß.

Prevot d'Exiles (Antoine Francois), geb. 1697 zu Hesdin in Artois, trat in den Jesuitenorden, verließ aber diesen Orden wieder und wurde Soldat. Später trat er in den Orden der Benediktiner von St. Maur, verließ ihn aber ebenfalls und begab sich 1729 nach Holland, von da 1733 nach England und kehrte im folgenden Jahre nach Paris zurück, wo er Almosenier und Sekretär des Prinzen Conti wurde. Alles schien ihm ein ruhiges Alter zu sichern, als er am 23. Nov. 1768 auf dem Rückweg von Chantilly vom Schlage getroffen und von Landleuten, die ihn fanden, zu einem benachbarten Geistlichen gebracht wurde. Der herbeigerufene Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung vorgenommen, als er wieder erwacht, um auf eine schreckliche Weise sein Leben zu verlieren: denn der tödtliche Schnitt war geschehen. Man hat von ihm: Mém. d'un homme de qualité qui s'est retire

du monde, 8 Bd., sie enthalten eine reine Moral; Hist. de M. Cléveland, 6 Bde.; deutsch: Rostock 1777. 8., worin der Verfasser sein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; Hist. du chevalier des Greiux et de Manon, Lescaut 1793. 12.; deutsch von Hagemeier, Berlin 1792. 8., vielleicht sein bester Roman; Hist. générale des voyages, Paris 1745 bis 1770. 19 Bde. 4., deutsch: Leipzig 1747—1774. 21 Bde. 4., mit Kpfrn. u. a. m. In seinen Romanen a mt er die Engländer nach, und verbindet romantische Erfindungen mit wahrer Charakterzeichnung.

Priamus, der Sohn des Laomedon. Als Herkules Troja zerstörte, hatte er entweder ein besonderes Heer in Phrygien zu befehligen, oder wie die gewöhnliche Erzählung lautet, er fiel als Gefangener dem Helden in die Hände. Da nun Herkules der Hesione freistellte, einen von den Gefangenen zu lösen, so kaufte sie diesen ihren Bruder frei, der vorher Podarkes hieß, nun aber von diesem Kaufe Priamus genannt wurde. Nach seines Vaters Tode gelangte Priamus zur Regierung über Troja. Seine erste Gemahlin war Arisba, die Tochter des Merops; er zeugte mit ihr den Aesakus, überließ sie aber dem Hyrtakus, und vermählte sich statt ihrer mit der Hekuba. Ihr erster Sohn war Hektor, dann erhielt er von ihr den Paris, den er aber, da seiner Gemahlin träumte, sie gebäre eine Fackel, wegsetzen ließ (s. Paris). Nach Homer hatte Priamus von seiner Gemahlin 19 Söhne und zwölf Töchter; überhaupt aber 50 Söhne. Unter seinen Söhnen sind außer den gedachten, Deiphobus, Helenus und Polydorus die merkwürdigsten; unter seinen Töchtern die Creusa, die Cassandra, die Polyxena und Laodice. Der Ausbruch des trojanischen Kriegs erfolgte nach Homer erst in seinem hohen Alter. Homer selbst läßt ihn in diesem Kriege als einen alten, mehr unthätigen als thätigen Greis auftreten. Als endlich Troja nach einer zehnjährigen Belagerung durch das hölzerne Pferd eingenommen wurde, legte Priamus seine Rüstung an, um zu fechten. Doch Hekuba bewog ihn vielmehr, zu dem Altare des herceischen Jupiter zu fliehen. Da aber Pyrrhus vor seinen Augen seinen Sohn Polites niedermachte, erwachte in dem Greise die väterliche Liebe, und er warf den Wurfspieß nach dem Pyrrhus. Allein dieser schleppte ihn bei den Haaren zu dem Altare des Jupiter, der im Vorhofe des königl. Pallastes stand, zurück, und stieß ihm hier das Schwert in die Seite.

Priapus, ein bekannter Feld- und Gartengott. Venus liebte den Dionysus und gestand ihm eheliche Rechte zu. Während er aber nach Indien ging, ließ sie sich zu vertraulichem Umgange mit dem Adonis verleiten. Als Dionysus zurückkam, flocht sie ihm zwar einen Kranz und ging ihm entgegen, scheute sich aber ihm zu folgen, weil sie sich einem Andern überlassen hatte; sondern ging nach Lampsakus, um dort zu gebären. Allein Juno, darüber eifersüchtig, berührte sie mit zauberischer Hand, und bewirkte, daß sie einen mißgestalteten, mit übergroßem Phallus versehenen Sohn gebar, den sie Priapus nannte. Venus verstieß ihn, aber zu Lampsakus nahm man ihn auf. Man stellte ihn gewöhnlich als einen Mann vor, der in der einen Hand ein Gartenmesser, in der andern eine Keule trug; oder man ließ ihn in seinem Gewande Früchte tragen. Sein charakteristisches Attribut ist ein ungeheures Zeugungsglied. Sein Dienst breitete sich in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Geb. und nachher noch sehr weit über Griechenland und Italien aus. Bräute setzten sich auf das monströse Zeugungsglied eines Priapus, um von ihm eine glückliche Einweihung in ihren neuen Stand zu erflehen; dasselbe thaten auch unfruchtbare Matronen. Am meisten ehrten ihn ausschweifende Männer und Weiber, indem sie ihm Kränze gelobten und gaben, und die Hetären schenkten ihm ihre welken Kränze.

Priester, die geweihten Verwalter frommer Gebräuche. Jeder, der vermöge seiner Weihung dazu gewisse fromme Gebräuche, z. B. bei den Israeliten das Opfern, bei den Katholiken das Messelesen (s. Messe), bei den Protestanten das Administriren der Sakramente, zu verrichten vor andern nicht Geweihten das Vorrecht hat, ist ein Priester. Man muß aber Priester nicht mit Geistlichen verwechseln; denn unter einem Geistlichen versteht man einen Lehrer der rein moralischen Religion. Man kann ein Priester und Geistlicher zugleich seyn, wie dies bei den christlichen Geistlichen der Fall ist, darum sind aber doch nicht beide Begriffe identisch.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Joseph), ein berühmter Chemiker, geb. 1733 zu Fieldhead in der engl. Grafschaft York, studirte auf der Akademie zu Daventry, wurde 1755 assistirender Geistlicher der Independentengemeine zu Needham-Market in der Grafschaft Suffolk und 1751 Pfarrer zu Namptwich in Cheshire. 1761 kam er als Professor der schönen Künste nach Warrington und erhielt 1768 die Predigerstelle zu Leeds. 1770 ernannte ihn Graf Shelburne, nachmaliger Marquis Landsdowne, zum Bibliothekar, und nahm ihn als Begleiter mit auf seiner Reise nach dem Festlande (1774). Später ward er Prediger zu Birmingham. Seine Bemühungen für die Dissenters fanden hier viele Widersprüche, und als die franzöſ. Revolution ausbrach, erlitt er dafür eine Pöbelverfolgung (14. Juli 1791), wodurch er genöthigt wurde, seine Stelle aufzugeben. 1794 schiffte er sich nach den vereinigten Staaten in Amerika ein, ward auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet, und starb endlich zu Philadelphia 1804. Priestley war lebenslang ein sehr thätiger Gelehrter, der seinen Geist dadurch vor Abspannung bewahrte, daß er in den Forschungen seiner Anstrengungen fleißig wechselte. Priestleys Werk über verschiedene Luftarten (1774. 3 Bde.) ist reich an neuen und wichtigen Gegenständen und machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie ist, und sein Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. 1776 theilte er der königlichen Gesellschaft interessante Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält. 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine spätern Versuche kam die Entdeckung mehrerer anderer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduktion metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den von ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt. Bekannt sind auch seine Hypothesen für die Materialität der Seele, seine Vertheidigung des Sozcinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit, welche Werke ihm vielen Haß zuzogen. Seine History of the Corruptions of Christianity und seine History of early Opinions concerning Jesus Christ, wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten. Seine meisten Werke sind in viele europ. Sprachen übersetzt worden.

Primas, der oberste Erzbischof eines Staates, welcher unter allen Ständen der erste, und in der katholischen Kirche beständiger Legat des römischen Stuhles ist. Er hat den Rang unmittelbar nach dem Regenten und seiner Familie. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo, in England der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran. In Deutsch-

land war es der Erzbischof von Salzburg, in Polen der Erzbischof von Gnesen. Fürst-Primas, s. Dalberg. Primat des römischen Bischofs, s. Papst.

Prinzenraub, s. Kaufungen (Kunz v.).

Prinzen vom Geblüte heißen in Frankreich diejenigen, welche mit dem regierenden Hause einerlei Abstammung und daher, im Falle des Abganges, das Recht der Erbfolge haben, z. B. die Herzoge von Orleans.

Prinzip, Grundsatz, jede allgemeine Kenntniß, woraus andere abgeleitet werden können. Jede Wissenschaft muß einen solchen ersten Grundsatz zur Basis haben, woraus alle übrige Sätze derselben als Folgen abgeleitet werden. Ist dieser Grundsatz falsch: so ist er ein Grundirrthum, aus dem zwar consequent geschlossen werden kann; aber Alles, was daraus gefolgert wird, ist entweder eben so falsch, als der Grundsatz, oder wenigstens nicht aus diesem, sondern aus einem andern Grundsatze wahr. Die Grundsätze sind A. absolut allgemeine erste Grundsätze a priori, d. i., die nicht bloß die Gründe anderer Urtheile in sich enthalten, sondern selbst in keiner höhern Erkenntniß gegründet sind; sie sind entweder transscendentale, welche die allgemeine Bedingung a priori vorstellen, und der allein Dinge Objekte unserer Erkenntniß werden können, z. B. das Prinzip der formalen Zweckmäßigkeit der Natur, als Wirkung einer Intelligenz; oder metaphysische, wenn sie die Bedingungen enthalten, unter welchen die Begriffe empirisch gegebener Objekte weiter a priori bestimmt werden können; z. B. alle Veränderungen der Körperwelt müssen Ursachen haben, ist ein transscendentales Prinzip; dahingegen der Satz: alle Veränderungen der Körper, als des Beweglichen im Raume, nicht bloß als Substanzen, sondern empirisch gedacht, müssen äußere Ursachen haben, ein metaphysisches Prinzip ist. B. Comparativ allgemeine Grundsätze, entstehen durch Induktion, wenn man aus den wahrgenommenen Theilen auf das Ganze schließt: z. B. alle Flüsse haben süßes Wasser, ist ein nur comparativ allgemeiner Satz, so lange sich noch kein gesalzener Fluß gefunden hat. Sie sind wieder 1) theoretisch, z. B. alle Körper sind schwer, u. a. Sätze der Physik und empirischen Psychologie; 2) praktisch, wenn sie Willensbestimmungen enthalten, die nur für ein sinnlich vernünftiges Wesen gültig sind; 3) technisch-praktische, d. i. Regeln, wonach etwas so lange gemacht wird, bis sich eine bessere findet, nach welchen es geschwinder und besser geht. C. In Absicht des Gebrauchs sind die Grundsätze 1) objektive, wenn sie etwas über ein Objekt selbst bestimmen, z. B. der Satz: in der Natur ist alles zweckmäßig, würde, so ausgedrückt, ein objektiver Grundsatz seyn, weil darin durch mein Urtheil über die Natur etwas bestimmt würde. Wenn ich ihn hingegen so ausdrücke: ich kann nach meinem Erkenntnißvermögen und seiner eigenthümlichen Beschaffenheit nicht anders urtheilen, als daß in der Natur Alles nach Absichten wirke, und also ein vernünftiges Wesen diese Absichten leiten müsse: so ist dieser Satz 2) ein subjektiver Grundsatz, nicht der bestimmenden, sondern der reflektirenden Urtheilskraft.

Prinzipal, in der Musik die tiefste offene Flötenstimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, nach deren Größe die übrigen Stimmen eingerichtet werden müssen. — Prinzipalbaß ist das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Prinzipal-Blasen nennt man das Blasen der niedern schmetternden Töne mit Zungenschlägen vermischt. — Prinzipalcommissarius war vormals der den Reichstag in Regensburg dirigirende kaiserliche Bevollmächtigte. — Prinzipal-Gläubiger und Prinzipal-Schuldner, Ausdrücke, welche bei Bürgschaften und in Wechselsachen gebräuchlich sind. — Prinzipalstimme, Hauptstimme in Tonstücken.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obere nach dem Abte, und wo kein Abt ist, der oberste Vorgesetzte des Klosters. Denselben Rang hat in Nonnenklöstern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior ist der erste Ordensherr nach dem Großmeister.

Prior (Matthew), englischer Dichter, geb. zu London 1664, war der Sohn eines Tischlers, studirte zu Cambridge, kam 1639 nach London und begleitete auf des Grafen Dorset Empfehlung die englischen Bevollmächtigten als Sekretär nach dem Haag. Auch in den folgenden Jahren bekleidete er mehrere diplomatische Sendungen, wurde 1715 gefänglich eingezogen, erhielt erst nach zwei Jahren seine Freiheit wieder, zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und st. zu Wimpole bei Oxford 1723. Man hat von ihm: Salomon ou the vanity of the world, in 3 Gesängen; Alma or the progress of mind, in 3 Gesängen; Poems, London 1740. 2 Bde. 8. u. a. m. Prior ist ein correcter Dichter und voll von glänzenden Gedanken: diese sind aber nicht sein eigen. Bisweilen fehlt es ihm an Phantasie, und der Plan seiner Werke ist ohne große Anstrengung entworfen. Seine Verse haben das Verdienst eines leichtfließenden Reims, und wenn sie oft in dieser Hinsicht einige Nachlässigkeit zeigen, so verletzen sie jedoch nie die Hauptregel. Einige Male hat er den Horaz nachzuahmen gesucht, allein er ist weit hinter seinem Muster zurückgeblieben. Am glücklichsten ist er in leichten Poesien, worin er kaum von einem seiner Landsleute erreicht wird.

Priori, s. A priori.

Priorität, in den Rechten, ist das Vorzugsrecht, welches ein Gläubiger hat, vor andern aus dem Vermögen des Gemeinschuldners befriediget zu werden, im Fall dasselbe nicht für alle zureicht. Wenn nämlich aus dem Vermögen des Schuldners nicht alle Gläubiger zu voll befriediget werden können: so bekommt nicht jeder gleich viel im Verhältniß seiner Forderung (gleiche Procente); sondern nach Verschiedenheit der Gläubiger, der Entstehung der Schuld ꝛc., mehr und weniger. Schon das Alter der Schuld gibt oft einen Vorzug; so daß derjenige, welcher früher dem Schuldner ein Darleihen gab, vor dem spätern ein Vorrecht hat. Diese Vorzugsrechte müssen aber von den Gläubigern zuvor erwiesen werden. Vergl. Concurs.

Priscianus, ein lateinischer Grammatiker aus Cäsarea, lebte wahrscheinlich zu Anfange des 6. Jahrh. zu Constantinopel und hinterließ eine ausführliche lateinische Grammatik in 18 Büchern, Venedig 1527. 8. Basel 1568. 8. und mehrere grammatikalische Aufsätze.

Prisengericht. Die Seekriege civilisirter Völker pflegen in der Regel das Eigenthum feindlicher Privaten demjenigen Kaper zu zuerkennen, welcher solche sogar unter feindlicher Flagge antrifft; denn die Engländer behaupten, daß man im Seekriege auch neutrale Schiffe visitiren, und das Eigenthum von Privaten feindlicher Nationen am Bord fremder Flaggen nehmen könne, nur muß diese Besitznahme vom Kaper vor dem nationalen Prisengericht des Ergreifers als legitim anerkannt werden. Das Admiralitätsgericht, was nach römischem Rechte und brittischem Seeherkommen spricht, ist in England das Prisengericht, und die Appellation geht an eine eigne Kanzleikommission. Rühmlich muß anerkannt werden, daß von Friedrich dem Großen im ersten Handelstraktat Preußens mit den nordamerik. Freistaaten von 1785 ausgemacht wurde, daß, im Fall beide Nationen in Krieg geriethen, beide keine Kaperei der Privaten gestatten wollten.

Prisma ist ein mathematischer Körper, der zwei gleiche Grundflächen von drei, vier und mehrern Seiten hat, und um und mit so vielen Vierecken begränzt ist, als die Grundfläche Seiten hat. Es gibt daher dreieckige,

viereckige und vieleckige Prismata. Ein viereckiges Prisma, dessen Grundfläche ein Parallelogramm ist, heißt ein Parallelepipedum.

Privatbanken sind von Staatsbürgern mit oder ohne obrigkeitliche Privilegirung oder Oktroy errichtete Banken, solche mögen Leih-, Diskonto- oder Zettelbanken seyn. S. Bank.

Privatbühnen. Die gebildeten Völker des Alterthums so wie die der neuern Zeit haben in der Bühne immer eine Bildungsschule gesehen; wenn sie auch nicht alle dies deutlich erkannten, so haben sie doch gefühlt, daß es die Bühne und ihre großen Wirkungen auf den Menschen, deren sie fähig ist, herunterwürdigen heißt, wenn man sie als einen bloßen Belustigungsort, wo durch einen flüchtigen Genuß die Langeweile getödtet werden soll, betrachtet. Selbst in dem Falle, daß man das Theater für einen bloßen Belustigungsort ansieht, sind doch die Genüsse, welche es gewährt, schon als solche ein kein geringwirkendes Bildungsmittel. Sie sind unter den sinnlichen die wenigstsinnlichen, sie nehmen in einem ausgezeichneten Grade die Denk- und Gefühlskräfte des Menschen in Anspruch, und deswegen setzt der Gefallen, den man an ihnen findet, schon eine gewisse geistige Bildung voraus. Für ein rohes Gemüth, das der feinern, sympathetischen Empfindungen nicht fähig ist; für einen ungebildeten Verstand, der das leichte Spiel der Phantasie, des Witzes ꝛc. nicht fassen kann; für eine regungslose, arme Einbildungskraft, welche die Bilder, die ihr die theatralische Darstellung vorführt, ohne Theilnahme vorübergehen läßt, ist die Bühne nicht gemacht. Die Geistes- und Gemüthskräfte, welche die Genüsse theatralischer Vorstellungen bedingen, müssen demnach durch eben diesen Genuß wieder erhöht, verfeinert und veredelt werden; des Menschen Werth hebt sich mit dem Umfange und dem Reichthume seiner sympathetischen Empfindungen; seine meisten und schönsten Tugenden beruhen zum Theil auf sie, und nehmen aus ihnen ihr eigentliches Leben und ihr Thätigkeitsfeuer; die Bühne aber wirkt nur durch die sympathetischen Gefühle mit jenem tiefergreifenden Reiz, dem wir uns so gerne hingeben: sie verdient daher mit Recht eine Vorschule der Tugend genannt zu werden. Die Empfindungen, welche sie einflößt, sind zwar in Bezug auf den Gegenstand nur eingebildet, indem diesem keine Wirklichkeit zu Grunde liegt; nichts destoweniger haben sie auf unser Herz den Einfluß, welchen wirkliche Begebenheiten und Lebensverhältnisse, die durch Mitgefühl uns anzuregen vermögen, hervorbringen. Die Bühne und ihre Leistungen erhalten aus diesem Grunde einen hohen Werth, und eine Würde, die sie mit jeder andern menschlichen Erziehungsanstalt in gleichen Rang setzen. Das Theater macht unser Herz empfänglicher für alle Gefühle, welche aus der Sympathie entspringen und die ihrer Natur nach die Hauptvereinigungsbande der menschlichen Gesellschaft sind. Es ist daher nicht wenig auffallend, daß in unserer Zeit sich noch häufig religiöse Rigoristen finden, die aus mißverstandener Frömmigkeit gegen die Bühne eifern, und das Gute und Heilbringende, was sie zu leisten vermag, verkennen. Eine Bühne, welche ihren hohen und wahren Zweck nicht kennt, und, statt zu bilden, die Zuschauer selbst auf Kosten ihrer Sittlichkeit und Moralität bloß belustigen, die Zeit vertreiben will, ist allerdings verdammungswürdig, und um so verdammungswürdiger, als groß und vielseitig die Kraft ist, mit der sie auf den Menschen wirkt. Was die Volksbühnen im Großen vermögen, das suchen Privatbühnen in einem kleinen Kreise zu erzielen; ihre Bestimmung und ihr Zweck ist, sich einen ästhetisch bildenden Genuß durch Aufführung kleiner Theaterstücke zu verschaffen, und denselben auch einem engern Zirkel ausgesuchter und gebildeter Menschen zu gewähren. Eine gut eingerichtete Privatbühne muß auf folgende Punkte vorzugsweise ihr Augenmerk richten. 1) Eine strenge und umsichtige Direktion.

Je unwiderstehlicher, vielseitiger und tiefer die Wirkungen eines Bildungsinstituts sind — als die der Kanzel, der Schulen ꝛc. — desto mehr verlangt es eine vernünftige, ruhige Leitung, die nie ihren Zweck aus den Augen verliert. Bei den Volksbühnen hat mit Recht der Staat diese übernommen, und wacht darüber, daß sie nicht ausarten, und für Sitte, Anstand und Tugend gefährlich werden. Privatbühnen können zwar nicht unter die Aufsicht irgend einer Staatsbehörde gestellt werden; denn Menschen wollen sich hier nach ihrem eigenen Sinne und auf eine Art, welche ihrer Denkweise, ihrem Gemüthe und ihrer Lage am meisten zusagt, vergnügen; sie können daher nicht füglich von einer ihnen fremden Leitung abhängen; sie müssen sich aber eine vernünftige Direktion selbst geben, und streng darauf wachen, daß nicht die Sitten und Moralität leiden, welcher Gefahr eine Privatbühne immer mehr ausgesetzt ist, als eine öffentliche. An der letztern bilden die Schauspieler einen besondern abgeschlossenen Stand; aus diesem Grunde bleiben Sittenverderbnisse, regelloses Leben und Libertinismus mehr auf ihren engern Kreis beschränkt und gehen nicht so leicht in Bürgerfamilien über: herrscht aber auf einer Privatbühne ein frivoler Geist, werden Anstand, Sittlichkeit und Tugend auf ihr gefährdet, so ist dies weit gefährlicher; denn die Akteurs bringen diese unmoralischen Auswüchse mit in die Familien, die Zuschauer werden angesteckt, und es bildet sich im Verlaufe einen verwerflichen Ton der Libertinage. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß die Liebesintriguen, welche man auf einer Privatbühne darstellte, hinter den Koulissen und im Leben fort- und ausgespielt wurden. 2) Eine sinnige, zweckmäßige Auswahl der Stücke. Sie müssen auf die Sinnesart und Gemüthslage der Spieler und Zuschauer berechnet, und einer genauen Prüfung unterworfen werden, daß sie für jugendliche und empfängliche Gemüther, aus den meist eine Privatbühne besteht, nichts Verführerisches und Verderbendes, die Phantasie und das Herz Vergiftendes bei sich führen. 3) Privatbühnen müssen in ihrem Aeußern bescheiden seyn, und die Aufführungen keinen Pomp, keinen großen Kostenaufwand erfordern. Sie sind ein Spiel und kein Gewerbe, um Menschen anzuziehen und die Kassen zu füllen. Auf Privatbühnen wird leicht der Aufwand übertrieben, und vorzüglich sind es die Damen, die durch Kleidung und Schmuck gerne glänzen mögen. 4) Darf man sich das Vergnügen nicht zu oft gewähren. Theatralische Vorstellungen besitzen einen ungemeinen Reiz; die Neigung, Beifall einzuernten, ist verführerisch; das Studium der Rolle verlangt aber eine geraume Zeit, daher darf das Spiel nicht zu oft, daß Berufsgeschäfte und häusliche Angelegenheiten darunter leiden, vorkommen. Durch die Erfüllung dieser und einiger andern Bedingungen kann eine Privatbühne, außer daß sie eine geistreiche und angenehme Unterhaltung gewährt, noch in mehrfacher Hinsicht zum Bildungsinstitut werden. Auf Privatbühnen wird das Auge des Zuschauers nicht durch Glanz und Gepränge bestochen, der Akteur ist daher mehr auf den Geist des Dichters beschränkt und mehr darauf angewiesen, den innern Menschen, das eigentliche Leben der Dichtung, hervortreten zu lassen und darzustellen. Der Darsteller ist daher genöthigt, tiefer den Dichter zu erfassen und ihn kennen zu lernen. Auf einer Privatbühne verliert die Jugend allmählig ihre Schüchternheit, gewinnt eine leichte, ungezwungene Körperhaltung und übt sich in zierlichen und schönen Geberden. Sie erwirbt sich einen sichern Vortrag, die Sprache erhält Geschmeidigkeit, und einen größern Umfang und Reichthum an Modulationen, das Gedächtniß wird geübt, der Geist geschärft, die Phantasie belebt. Aus dieser Ursache, und weil zugleich vor einem gebildetern Publikum, was überdies dem Spieler befreundet ist und ihn auf seine Mängel ohne Schmeichelei aufmerksam macht, gespielt wird, sind Privatbühnen als propädeutische Schulen für die größeren Bühnen

anzusehen. Wer etwas Näheres über Privatbühnen, ihre Einrichtungen und möglichen Vollkommenheiten lesen will, verweisen wir auf A. Müllners geistreiche Abhandlung: Ueber das Spiel auf der Privatbühne, in dessen Almanach für Privatbühnen, Jahrgang 1817; so wie diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen in Ansehung des räumlichen Verhältnisses zweckmäßig einzurichten, auf die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten, mit Kupfern, in dem Müllnerschen Almanach für Privatb. auf 1818.

Privatrecht, s. Rechtswissenschaft.

Privilegium ist die obrigkeitliche Ausnahme gewisser Handlungen, Personen oder Sachen vom gemeinen Recht. Das Ertheilen von Privilegien, welche Mißstände im Staat veranlaßten, war ehemals sehr häufig, und ist jetzt viel seltner. Aber manche Privilegien haben sich in die Staatsverfassung dergestalt eingewurzelt, daß man höchstens ihre zu grellen Mißbräuche zum Nachtheil des Publikums ausscheiden darf. Im Mittelalter regierten die deutschen Kaiser selten durch Gesetze und mehr durch Privilegien, und später hatten die Reichsgerichte oft Mühe, die sich widersprechenden Privilegien in einen rationalen Zusammenhang zu bringen.

Probe heißt 1) Versuch, welchen man macht, um die Beschaffenheit, die Güte eines Dinges zu untersuchen; 2) die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels. Die Zahl der Proben hängt von der nothwendigen und schwierigen oder leichten Einübung ab.

Probejahr, s. Novieiat.

Probiren, das, der Metallgemische oder Erze gehört in die Metallurgie oder Docimasie und wird mit kleinen Mengen angestellt, um aus dem gefundenen Gehalte der Massen ihre weitere Bearbeitung im Großen auf den Hütten oder in den Münzen zu bestimmen. Sie weicht in sofern von der allgemeinen Analyse ab, als sie nur auf einen Metallgehalt ihr vorzügliches Augenmerk richtet, die übrigen Bestandtheile aber als außerwesentliche ansieht. So prüft man die Ergiebigkeit der Kupfererze, ohne weiter auf ihren Schwefel, ihr Eisen ꝛc., die als Unreinigkeit weggeworfen werden, Rücksicht zu nehmen. Beim Probiren anderer Gold und Silber haltenden Gemische sieht man nur auf diese Metalle. Die dazu bestellten verpflichteten Arbeiter in den Hütten oder Münzen werden Wardeine genannt und müssen den Gehalt des edlen Metalles in den ihnen übergebenen Erzen oder Gemischen genau angeben. In Deutschland unterscheiden sie sich von den Goldscheidern, indem diese für Goldarbeiter Metallgemische untersuchen und die edlen Metalle abscheiden. Das Probiren wird auch Valviren oder Devalviren genannt; dann besteht es in der Vergleichung des Striches auf dem Probirsteine mit einer vorräthigen Probirnadel, deren Legirung bekannt ist; oder in der Probirung auf der Kapelle. Im letztern Falle wird es mit Blei abgerieben (s. Abtreiben). Gibt das abgetriebene Metall nur Silber, so dient sein gefundenes Gewicht hinlänglich zur Bestimmung des Gehalts, enthält es überdem noch Gold, so wird das Korn zu Blech geschlagen, und sein Silber durch warmes Scheidewasser weggenommen. Das übrig bleibende, ausgeglühte Gold gibt sodann den Gehalt an.

Procent, ein Hundertheil, s. Zins.

Procession nennt man im Katholizismus diejenige kirchliche Ceremonie, die in einem feierlichen Gange der Geistlichkeit und des Volkes um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten besteht. Der Ursprung der Processionen steigt bis zum Heidenthume hinauf. Sie waren bei den alten heidnischen Völkern ein Theil des symbolisirten Naturkultus. Man trug in einer Art von Kästchen verschiedene Sachen herum, die zu

Symbolen dienten. Virgil thut in seiner Georgica Meldung von einer Processsion, die alle Jahre zu Ehren der Ceres statt fand; Ovid fügt hinzu, daß man dabei weiß gekleidet gewesen und flammende Fackeln getragen habe. Auch gingen die Landleute um besäete Felder herum und besprengten sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und sie vor allen übeln Einwirkungen zu bewahren. Zu Lacedämon fand an einem der Diana geweihten Tage eine feierliche Processsion statt, bei welcher das Bildniß der Göttin von einer der vornehmsten Frauen der Stadt herumgetragen ward. Seit dem h. Ambrosius, der im 4. Jahrh. Bischof zu Mailand war, begannen die Processionen auch in die christliche Kirche überzugehen. Allmählig wurden sie immer üblicher und später durch Gesetze bestätigt. Der katholische Christ sieht sie als das öffentliche Leben der kathol. Kirche an, und will in diesem Gemeinleben auch mitleben. Nachdem die katholische Religion aus den Herzen, in denen sie ein verborgenes Leben führt, und auch aus den Tempeln, in denen sie ihre Herrlichkeit nur innerhalb ihrer Mauern offenbaren kann, herausgedrungen ist, so lebet sie in Gassen und Straßen — ein freies, öffentliches Leben. Dies Leben ist aber da, wo lebendige Glieder der Kirche sind, kein mechanisch-äußeres, sondern ein geistlich-inneres, das sich äußerlich macht. Die Protestanten schafften alle Wallfahrten und religiösen Auf- und Umzüge schon gleich beim Anfang der Reformation ab. S. Wallfahrten.

Procida, s. Neapel (Stadt und Umgebung).

Proconsuln, bei den Römern außerordentliche Magistratspersonen, welche die Provinzen regierten. Anfangs wurden die Provinzen von Prätoren (vergl. d. Art.) verwaltet, in der Folge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, den Quästoren und Legaten. Den Namen Proprätor und Proconsul bekamen solche, welche, nachdem sie vorher Prätoren und Consuln gewesen waren, in die Provinzen zur Verwaltung geschickt wurden. Nachdem das römische Reich einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, so wurde durch ein Gesetz des C. Sempronius Gracchus festgesetzt, daß von den consularischen und prätorischen Comitien der Senat zwei Provincias Consulares und sechs Prätorias bestimmen sollte, über welche dann die erwählten Consuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritt ihres Amts loosen oder sich vergleichen mußten. Die Geschäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Verwaltung der Jurisdiktion, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und das Commando der Truppen, welche etwa darin lagen. Gewöhnlich bestimmte er den Sommer zu Kriegsgeschäften, und den Winter zur Gerechtigkeitspflege. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr eingeschränkt; bisweilen wurde sie auf zwei, aber selten auf drei und mehrere Jahren verlängert. Nach der Rückkunft in Rom mußte der Proconsul innerhalb 30 Tagen eine getreue Copie von den Rechnungen, welche er in der Provinz gelassen hatte, in den öffentlichen Schatz niederlegen. Hatte er sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geschenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreut, oder Criminis Majestatis, wenn er die Armee gemißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz). Alles, was bisher von dem Proconsul gesagt worden ist, gilt auch im Ganzen genommen von dem Proprätor. Unter den Kaisern von Augustus an wurden die Statthalter in den Provinzen theils vom Kaiser, theils vom Senate und Volke gesetzt. Sie hatten die nämlichen Ehrenzeichen, wie die ehemaligen Proconsuln. Ihre Gewalt war aber bloß bürgerlich, und sie hatten kein Commando über die Armee und mit den Einkünften nichts zu thun.

Procopius aus Cäsarea, s. Byzantinische Schriftsteller.
Procopius, s. Hussiten.

Procurator, überhaupt jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten; daher ertheilten die Römer diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inseinbesitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu können, lästig fand, wurden Procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, später aber gegen eine Belohnung, betrieben und denselben Nachricht davon gaben. — Jetzt versteht man unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außerordentliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich denselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vorstellt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termin durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche seyn muß — welches man die Legitimation zum Prozeß nennt, — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sey, oder in Ermangelung derselben Caution zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nothwendig waren, zurückfordern; auch gibt ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehrere Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie, alle für einen und einer für alle, in Rücksicht der Folgen und ihre Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes bestimmt worden ist.— Den von einer Gemeinde bestellten Procurator nennt man Syndicus, er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derselben entstehenden Streithändel ernannt worden seyn, oder nicht.— In den Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Andern den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht, und die nämliche Gültigkeit hat, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvokaten besorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. Procurator von San Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde. Vergl. Staatsanwald.

Production, productive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menschen productiv (schaffend) sey und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beschäftigt und ist von ihnen, je nachdem sie dem einen oder andern staatswirthschaftlichen Systeme ergeben waren, höchst verschieden beantwortet worden. Die Anhänger des Merkantilsystems (s. d. A.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Physiokraten (s. d. Art.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adams Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth ins Daseyn ruft. Näher beleuchtet erscheinen alle diese Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen, im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleich viel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter seyn können, beut zwar die Natur dar, aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkühr des Menschen. Ist von geistiger Production des Letztern die Rede, so wird darunter die Benutzung der von der Natur geschaffenen geistigen Stoffe zu Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Production seiner schaffenden Kraft, aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistes-Talente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden und diese Talente sind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Production des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich: 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt sie Urproduction (s. d. Art.); 2) indem sie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Production (s. d. Art. Industrie); 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffenen Dinge sowohl in ihrem rohen, als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behuf des Verkehrs beabsichtigt, in letzterm Fall heißt sie Kommerzielle Production (s. d. A.). Es kann aber in dieser Hinsicht durchaus keinen Unterschied machen, ob das geistige oder sinnliche Gut, das man der Production verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derselben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man den Grundsätzen mancher staatswirthschaftlichen Systeme zufolge ganze Klassen höchstnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärpersonen, Dienstboten ꝛc., bloß weil sie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe dee Producenten wegstreichen wollte.

Profan, 1) weltlich, im Gegensatz von geistlich; 2) unheilig, dem Heiligen entgegengesetzt; 3) uneingeweihet, dem Geweiheten entgegen stehend. — Profanscribenten, griechische und römische Schriftsteller, im Gegensatze der biblischen; weltliche, nicht geistliche Schriftsteller.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt. (Vergl. Klostergelübde).

Profil. Dieses Wort wird sowohl in der Malerei als in der Baukunst gebraucht. Wer einen Menschen nur von der rechten oder linken Seite so sieht, daß dessen andere Seite ganz von der dem Auge entgegenstehenden bedeckt wird; der sieht den Umriß des halben, nach des Malers Ausdruck, ein Profil, und diese Art der Ansicht ist der geraden entgegengesetzt, da man eine Person von Vorne ansieht: so daß die rechte und linke Seite des Körpers gleich vollständig in das Auge fallen. Hieraus versteht man auch den Ausdruck, halb und dreiviertel Profil; jener bedeutet die Ansicht, da man

von der hintern Hälfte des Körpers noch etwa die Hälfte, diese, wenn man noch etwa ein Viertel davon sieht. In der Baukunst bedeutet das Wort eine Zeichnung nach dem Durchschnitt; es sey daß sie von einem ganzen Gebäude, oder nur von einzelnen Theilen, von Säulen, Pfeilern oder einer ganzen Mauer gemacht werde. Das Profil zeigt demnach die ganze Decke eines stehenden Theiles an und die Ausladungen aller hervorstehenden Theile. Insofern also die Zeichnung nur den äußern Schattenumriß eines stehenden Körpers anzeigt, ohne etwas von seinen zwischen diesen liegenden Theilen anzuzeigen, wird sie ein Profil genannt.

Prognosticon, 1) Vorhersagung, Weissagung; daher das Prognosticon stellen, Jemanden seine Schicksale im Voraus verkündigen, sey es aus welchen Gründen es wolle. — 2) Ein Geräth, welches das Wetter 24 bis 36 Stunden vorher verkünden soll. Es besteht aus einem cylindrischen Halse mit einer Flüssigkeit gefüllt, in welcher sich ein Bodensatz befindet. Das Wetter soll durch das Trübewerden der Flüssigkeit voraus verkündigt werden.

Programm, eine öffentliche Einladungsschrift, so einer öffentlichen Handlung, besonders auf Universitäten und Gymnasien vorhergeht, wird auch Prolusion genannt.

Progression, s. Proportion.

Prohibitivsystem. Freiheit in Allem, was nicht des Mitbürgers und Menschen wohl hergebrachte und einmal anerkannte Recht kränkt, ist die Seele der Production, Fabrikation und vieler energischer Tugenden. Mangel an Freiheit im Handel, wo sie nicht zu arg gemißbraucht wird, ist das Grab der Industrie, wenigstens hebt sie sich viel langsamer. Im neuern Europa ist man aber hier und da dem Prohibitivsystem anhänglich geworden, d. h. man will aus dem Auslande nur Geld und keine Waaren, ja bisweilen nicht einmal freie Gedanken einpassiren lassen. In jedem Staat produzirt Natur und Nationalfleiß einige Bedürfnisse am Besten und in den rohen Staaten, wie in der Türkei, besteuert man die Ausfuhr wie die Einfuhr, oder mit den unbedeutendsten Zöllen; dennoch verarmen solche nicht und verschlingen vielmehr das Baare der civilisirten Staaten für ihre rohen Produkte. England und Frankreich führten zuerst das Prohibitivsystem ein und verboten nicht bloß die Einfuhr fremder Industrie, sondern auch roher Erzeugnisse ganz, oder erlaubten solche nur gegen unmäßige Abgaben. Erst 1747 gingen die Niederländer, um ihren Finanzen zu helfen, zum Prohibitivsystem über. Durch das napoleonische Continentalsystem wurde jenes Verbotsystem aufs Höchste getrieben, in Isolirung des Verkehrs des europäischen Continents. Das Resultat war, daß England den Absatz auf dem Continent Europa's zwar größtentheils verlor, jedoch dagegen einen weit größeren Verkehr als jemals nach den übrigen Welttheilen einleitete, der Alles übertrifft, was sich die Spekulation als möglich gedacht hatte, bis solche sich aller Hülfsquellen des insurgirten spanischen Amerika fast ausschließend bemächtigte und durch Geld und Truppenlieferungen seiner spekulativen Privaten Spanien verdrängte. England hat sein Prohibitivsystem nicht aufgegeben; sondern nur gemildert, mehr erlaubten die armen tiefverschuldeten Finanzen nicht. Es trachtet nur dahin, durch vermehrte Einfuhr seine Zölle einträglicher zu machen, die Ausfuhr zu befördern, um die Licente auf Consumtion inländischer Erzeugnisse vermindern zu können, zum Besten der ärmeren Klassen. Wäre es möglich, so wünscht es dahin zu gelangen, wie in Nordamerika's Freistaaten, fast alle Staatsbedürfnisse bloß von Zöllen auf Einfuhren zu bestreiten. Das und nichts anders ist die weise Absicht der englischen Minister, keineswegs aber die theoretische Grille der nützlichen Handelsfreiheit praktisch zu basiren, was das tiefverschuldete England und

kein anderer tiefverschuldeter Staat vermag. In Frankreich ist man desto ferner von jeder Milderung der Verbote oder unmäßigen Einfuhrzölle entfernt. Man will so lange nur ausführen, bis die Völker retorquiren werden. Dann und nicht eher wird es nachgeben. Die reichen Grundeigenthümer Frankreichs, die dort in den Kammern die Mehrheit der Stimmen besitzen, und die großen Manufakturisten gefallen sich bei dem Sperrsystem des Verkehrs, so laut auch eine Menge das Gegentheil fordert. Das Entrepot in Paris ist ein Ding, das Frankreich und Paris in jetziger Handelslage wenig nützen wird, aber Lärm macht; es werden aber weder Deutschland noch die Schweiz dort Waaren holen. Daß die süddeutschen Staaten sich nicht entschlossen, gegen Frankreich in Darmstadt die Handelssperre zu retorquiren, ist vielleicht zu bedauern, aber edel, daß z. B. der Herzog von Meiningen sich erklärt und seine Unterthanen einladet, so viel möglich das inländische Produkt dem ausländischen vorzuziehen.

Projection ist 1) in der Zeichenkunst die Vorstellung der scheinbaren Lage und Gestalt eines Gegenstandes, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet; 2) wenn man durch Hülfe von Gläsern, in welchen sich die Lichtstrahlen brechen, die Figur oder Abbildung eines Gegenstandes, auf weißes Papier, oder eine andere Fläche hinwirft; 3) bei den Alchymisten die Verwandlung der unedeln Metalle in edle.

Prokris, eine Tochter des Königs Erechtheus von Athen und der Praxithea, Gemahlin des Cephalus, der sie so zärtlich liebte, daß er selbst um ihrentwillen den Umarmungen der Aurora entsagte. Sie ließ sich aber vom Pteleon durch das Geschenk einer goldenen Krone zur Untreue gegen ihren Gemahl verführen, und da dieser es erfuhr, so mußte sie nach Creta zum Könige Minos flüchten. Minos verliebte sich in sie, und er schenkte ihr einen Hund, dessen Schnelligkeit kein Thier entlaufen konnte, und einen Wurfspieß, der allemal traf. Einige Zeit schützte sie sich gegen die Nachstellungen der Pasiphae, der Gemahlin des Minos, endlich aber kehrte sie wieder nach Athen zurück und versöhnte sich mit ihrem Gemahl, von dem sie aber einst aus Irrthum auf der Jagd getödtet wurde. Sie war eine große Liebhaberin der Jagd, und daher macht sie Callimachus zu einer Begleiterin der Diana. Sophokles hat von ihr ein Trauerspiel geschrieben, welches aber verloren gegangen ist.

Prokrustes, Folterer, der Beiname eines gewissen Räubers, dessen Aufenthalt zu Corydallus in Attika war. Er hatte zwei Bettstellen, eine sehr kurze und eine sehr lange. War der zu ihm kommende Fremde klein, so führte er ihn beim Schlafengehen zur langen Bettstelle, und dehnte ihn, unter dem Vorwande, das Bett anzupassen, so lange, bis er den Geist aufgab. War aber der Gast lang, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und schnitt so viel von ihm ab, bis er hineinpaßte. Theseus brachte ihn bei Hermione ums Leben.

Prolegomena, ein griechisches Wort, welches so viel bedeutet als Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, Vorerinnerung.

Proletarius hieß in Rom einer aus der ärmsten Volksklasse, dessen Kinder, weil er selbst dem Staate sehr wenig einbrachte, im Nothfalle dienen mußten. Die Franzosen haben dieses Wort übertragen und verstehen unter Proletaire einen Bürger, welcher kein Eigenthum besitzt und daher in den öffentlichen Versammlungen keine aktive Stimme hat.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Art Vorrede, die vor dem Stücke selbst an die Zuschauer gehalten wird und mehr oder weniger in Beziehung zu demselben stehet. Er kann sowohl von einer als auch von mehrern Personen gesprochen werden; bei den Griechen und Römern nannte man den Schauspieler selbst, der eine solche Rede sprach, Prolog (Prologos); er wurde

unter diesem Namen gewöhnlich zu den Personen des Stückes gerechnet. Plautus und Terenz haben Prologe vor ihren Komödien. Jener läßt insgemein etwas über den Inhalt und die Beschaffenheit des Stückes sagen, und seine Prologe haben durchgehends einen sehr lustigen Ton; bisweilen aber fallen sie ins Possenhafte. Terenz dagegen ist meist ernsthaft und vertheidigt sich oder sein Stück in dem Prologus. Aristophanes hat gar keinen Prolog. Beim Euripides sind die Prologe im eigentlichen Sinne Einleitung zum Stücke; sie betreffen die Fabel des Stückes selbst und sind bestimmt, dem Zuschauer dieselbe zu erklären oder bis zu dem Punkte zu erzählen, wo die eigentliche Handlung beginnt. Hierüber äußert sich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß: so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt.“ Lessing hat in der Dramaturgie die seltsame Meinung geäußert, daß dies von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. „Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wohl abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdies machen die Prologe die Anfänge der euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehen von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: ich bin der und der, dies und das ist bis jetzt vorgefallen und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowohl als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten.“ In der neuern Zeit sind die Prologe vornehmlich auf der englischen Bühne üblich geworden, auf der kein neues Stück ohne einen Prolog, den entweder der Verfasser selbst oder ein Freund desselben abfaßt, erscheint. Insgemein stehen sie in keiner Verbindung mit dem Stücke und haben den Zweck, die Zuschauer für den Dichter oder für dessen Werk einzunehmen. Hieher gehören auch die bei den wandernden Bühnen in Deutschland gebräuchlichen Prologen, in denen eine Schauspielergesellschaft, wenn sie zuerst an einem Orte auftritt, oder dahin zurückkehrt, um Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht bittet.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, nach der Mythe aus dem Titanengeschlecht, war ein sehr kluger Mann, der die ganze damalige Art von Weisheit, die Arzneikunst, die Kunst Metalle zu graben und zu bearbeiten, so wie die Arten der Weissagung verstand. Er machte dann zuerst Menschen aus Leim und Wasser. Hiezu nahm er von jedem Thiere eine Eigenschaft; nach Fulgentius gab diesem Menschen Minerva die Seele. Prometheus war ein sehr verschlagener Kopf. Bei einem Wettstreit zu Mykene suchte er den Jupiter

selbst zu überlisten. Er opferte nämlich einen Stier und schied das Fleisch von den Knochen. Hierauf schloß er die Eingeweide, das Fleisch und Fett in ein besonderes Fell ein; die Knochen aber sehr künstlich in ein zweites und ließ dem Jupiter die Wahl, welchen von beiden Stieren er wolle. Jupiter, der den Betrug wohl wußte, wählte den mit den Knochen. Aber aufgebracht über diese That enthielt er seitdem den Menschen das Feuer. Doch Prometheus stahl ihm heimlich das Feuer in einem Rohre hinweg. Zornig hierüber schickte Jupiter den Menschen die Pandora (s. d. Art.) und mit ihr tausendfaches Unheil zu. Zur Strafe aber ward Prometheus an eine Säule gebunden und ein Adler neben ihn gesetzt, der ihm unaufhörlich die Leber fraß, die zur Nachtszeit wieder wuchs. Zum Orte seiner Anschmiedung gab man bald den Berg Caucasus, bald den Paropamisus an. Aeschylos ließ ihn an europäischen Gegenden des Ozeans angeschmiedet seyn. So wie man auch sich nicht genug darüber vereiniget hatte, um welcher Ursachen willen eigentlich Prometheus angeschmiedet wurde. Man führte bald den Feuerdiebstahl, bald den falschen Ochsen, bald die Bildung der Menschen, bald Versuche an, die Prometheus gegen die Keuschheit der Minerva unternommen haben sollte. So war auch, der Sage nach, Prometheus so lange verdammt, angeschmiedet zu bleiben, bis ein Unsterblicher sich sterblich zu werden wünschen würde. Dies geschah, als Chiron aus großen Schmerzen über die ihm durch des Herkules Pfeile verursachte Wunde sich die Sterblichkeit wünschte. Endlich also, nachdem Prometheus dreißig Jahr jene Marter ausgestanden, befreiete ihn Herkules, indem er den Adler auf seinem Wege nach den Gärten der Hesperiden erschoß, und ihn von seinen Banden losmachte. Zum Andenken an seine Strafe mußte nun Prometheus einen Kranz von geflochtenen Weiden tragen. Eine andere Dichtung liefert Hygin. Der gefesselte Prometheus hörte die Parcen sagen, es sey der Thetis bestimmt, daß ihr Sohn größer, als sein Vater seyn werde. Dies sagte er dem Jupiter wieder, der eben mit einer Verbindung mit der Thetis umging. Zum Danke machte ihn Jupiter seiner Bande frei, doch verband er ihn, zur Erinnerung an seine Strafe, einen eisernen Ring an seiner Hand zu tragen. Prometheus hatte von der Asia nach Herodot, oder von der Hesione oder Arithea den Deucalion (s. d. Art.) zum Sohne, dem er die bevorstehende Fluth voraussagte und ein Schiff erbauete. In Athen ward ihm ein jährliches Fackelfest, zu Ehren der Künste, mit einem Wettlaufe mit Fackeln gefeiert, das man Promethea nannte.

Pronomen, Für- oder Personwort, ein Wort, das in der Rede die Stelle des Hauptworts vertritt und so nicht bloß schleppende Wiederholung verhütet, sondern zum Theil auch einem wirklichen Bedürfnisse abhilft. Diese Wörter bezeichnen das Verhältniß der Selbstständigkeit entweder ohne weitern Nebenbegriff, oder mit einem solchen. Jene heißen selbstständliche Fürwörter (pronomina personalia), wie ich, du, er ꝛc.; diese bekommen von den ihnen beiwohnenden verschiedenen Nebenbegriffen auch verschiedene Namen. So hat die deutsche Sprache außer den selbstständlichen noch zueignende Fürwörter (pronom. prossessiva), wie mein, dein ꝛc.; hinzeigende (demonstrativa), wie dieser, jener ꝛc.; vorausbestimmende (determinctiva), wie derjenige ꝛc.; beziehende (relativa), wie welcher ꝛc. und fragende (interrogativa), wie wer? u. a. — Nicht alle Sprachen sind sich in Zahl und Gebrauch der Fürwörter gleich. Namentlich herrscht in Hinsicht der selbstständlichen die größte Verschiedenheit.

Pronuba, s. Juno.

Propädeutik, Vorübung, Vorbereitung; propädeutisch ist alles dasjenige, was zur Erlernung oder zum Unterricht einer Kunst oder Wissenschaft vorbereitet. Die Propädeutik oder Vorbereitungswissenschaft enthält die nöthigen Vorkenntnisse zur Betreibung einer Kunst oder Wissenschaft, giebt

schaft, für die er bestimmt war. Seine erste Geliebte war Lycinna, wahrscheinlich eine artige Sklavin, welche aber, unfähig, ihn ernstlich und anhaltend zu fesseln, bald wieder von ihm verlassen wurde. Seit dieser Zeit gehörte sein Herz und seine Leier allein der Cynthia, welche das Echo aller seiner Gesänge ist. Diese soll eigentlich nicht Cynthia, sondern Hostia geheißen haben, und die Enkelin eines gewissen Hostius gewesen seyn, dem man ein Gedicht über den istrischen Krieg beilegt. Nach dem, was Properz von ihr sagt, hatte sie eine Erziehung genossen, wie die vornehmen Römerinnen jener Zeit sie zu genießen pflegten. Sie sang und dichtete, sprach und tanzte zierlich, war in weiblichen Arbeiten erfahren, paarte aber auch mit diesen Annehmlichkeiten allen den Leichtsinn und Unbestand, der die weiblichen Sitten im Zeitalter Augusts charakterisirte, und die buhlerischen Künste der damaligen Damen. Seinen Elegien nach zu urtheilen, war Properz abwechselnd das Spiel der Untreue und Laune seines Mädchens. Er liebte sie bis an seinen Tod, der unstreitig noch vor seinem 30. Jahre erfolgte, wenn auch nicht ausschließend, doch immer zärtlicher und treuer, als sie ihn, und er öffnete, wie wir aus dem Stillschweigen seiner Muse schließen dürfen, keiner zweiten Schönen sein Herz. Wir haben von diesem Dichter noch vier Bücher Elegien, meistens zärtlichen, doch auch didaktischen und historischen Inhalts. Ein alter und nicht von ihnen abzuwälzender Vorwurf einiger dieser Gedichte ist der, daß sie, voll üppiger Schilderungen, die Grenzen der Sittsamkeit und des Wohlstandes überschreiten. Man vermißt an Properz oft jene Züchtigung und Verschämtheit, welche den Tibull charakterisirt. Seine Liebe ist sinnlicher und mehr um des Genusses willen da, nicht sowohl Bedürfniß des Herzens, als eine Tochter der Leidenschaft. Mit Vergnügen verweilt er bei Gegenständen, auf welche der keuschere Tibull nur einen flüchtigen Blick wirft, und malt Manches aus, was dieser nur andeutet. Seine Muse neigt sich überhaupt weniger zu dem Schwärmerischen und Affektvollen hin, als die Tibullische. Wenn er auch eben so warm und zärtlich ist, als sein Vorgänger und ihm im Ausdrucke der Leidenschaft nicht nachsteht, so ist doch sein Gang ruhiger und regelmäßiger, und selten wird er von jenem lieblichen Wahnsinn ergriffen, durch den Tibull so unwiderstehlich hinreißt. Properz ist nicht bloß ein Dichter der Liebe, er behandelt auch historische und didaktische Gegenstände, welchen Tibull niemals seinen Pinsel geweihet hat. Er geht nicht nur bisweilen aus dem Tone der Empfindung in den Lehrton über, sondern ist auch oft ganz absichtlich erzählender und didaktischer Dichter. Das vierte Buch enthält meistens erzählende Elegien aus der römischen Fabelwelt, und im dritten finden sich mehrere Stücke moralischen Inhalts, denen er durch eine gute elegische Einkleidung Interesse zu geben weiß. Weniger gefallen seine historischen Elegien, woran theils der Gegenstand derselben Schuld ist, theils aber auch der Umstand, daß Properz nicht selten von der Begierde, seine Gelehrsamkeit und Belesenheit in der mythischen Geschichte zu zeigen, sich hinreißen läßt, und Mythen auf Mythen häuft, wo wir lieber die reine empfindungsvolle Sprache des Herzens hören würden. Er setzt sich hiebei die griechischen Dichter Callimachus und Philetas als seine Muster vor, weiß aber in den meisten Elegien ihre Fehler, ihr Prahlen mit Gelehrsamkeit, ihre unnützen Zierrathen u. s. w. glücklich genug zu vermeiden. Er nannte sich selbst den römischen Callimachus, und in der That hat wohl nicht leicht ein römischer Dichter mehr Anspruch auf eine Stelle neben den alten Griechen, und vor allen neben dem Callimachus zu machen, als Properz. Von den Ausgaben dieses Dichters bemerken wir die sehr gute, mit vortrefflichen Anmerkungen versehene Ausgabe von Janus Bronkhusius, Amsterdam 1702, und 1727, 4.; desgleichen die von J. A. Vulpinus mit Bronkhusens Noten und einem Com-

mentar von ihm selbst, in 4 Bd. 1706. Die neueste größere kritische Ausgabe mit Commentar ist von Kninöl (Leipzig 1705); Handausgabe v. Barth (Leipzig 1777); trefflich verdeutscht von Knebel (Leipzig 1798).

Propheten (Seher) waren die Weisen, Gelehrten, Philosophen und Dichter der jüdischen Nation. Sie wurden seit Samuels Zeiten, jedoch nicht alle, wie Amos, in Schulen gebildet, und die Ueberlegenheit ihrer Einsichten gab ihnen ein großes Ansehn, und einen bedeutenden Einfluß auf die Nation und ihre Verfassung, der um desto größer war, je mehr man die Ueberlegenheit ihrer Einsichten nicht ihnen selbst, und der Selbstthätigkeit ihres Geistes, sondern dem Einflusse der Gottheit zuschrieb. Diese Idee floß unmittelbar aus dem von Moses gegründeten theokratischen System. Jehovah war der oberste unsichtbare Regent. Dieser mußte einen Dollmetscher haben, durch den er zum Volke redete, und seine Gebote gab. (2 Mos. 7, 1. 2.) Eben darum waren denn auch die Propheten, als Vertraute der Gottheit, Sacro sancti, unverletzlich. Ein solcher Dollmetscher des Jehovah war Moses selbst, und konnte um desto leichter dafür gehalten werden, da die Sagen von ihrem Stammvater Abraham sich an der Möglichkeit eines vertrauten Umgangs eines Menschen mit der Gottheit gar nicht zweifeln ließen. Er verhieß ihnen solche Propheten auch für die folgenden Zeiten, (5 Mos. 18, 15. 16.) und bestimmt die Kennzeichen genau, daran sie die wahren Propheten von den falschen unterscheiden könnten, nämlich den Abscheu vor aller Abgötterei und dem abgöttischen Aberglauben der ägyptischen Schamanen. (5 Mos. 13, 1. ff. 18, 9. ff.) Die große Absicht des weisen Gesetzgebers war, die religiöse Ausartung seines rohen, unwissenden Nomadenvolks zu verhüten, und dasselbe in einer beständigen Abhängigkeit von den wenigen erleuchtetern, und für das Gute eingenommenen Menschen zu halten, die unter ihnen als Lehrer der Religion und der Sitten auftreten würden. Glühender Enthusiasmus für die Verehrung des Jehovah, mehr durch Sittlichkeit als durch Opfer (Es. 1, 11 — 20.), strenger Eifer gegen jede Spur einreißender Abgötterei und Sittenverderbnisse (2 Kön. 1, 3.), und eine Fülle dichterischer Ideen, wozu denn noch das Auffallende der äußern Lebensart kam, die das Nasireat (4 Mos. 6.) wie bei Elias und Johannes, forderte, wodurch sie dem großen Haufen als Gott geweihte Heilige erscheinen mußten, waren die wesentlichen Merkmale, woran man den Propheten Gottes, und die Propheten selbst ihren innern Beruf zu diesem Amte erkannten. Daher es auch nicht zu verwundern ist, daß sich, nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, seitdem sie mit den philosophischen Ideen der Orientaler und Griechen bekannt wurden, kein Prophet dieser Art mehr gefunden hat (1 Makkab. 9, 27.), weil es schwerer hielt, dafür erkannt zu werden, ohnerachtet das einreißende Sittenverderbniß die Erscheinung eines solchen Mannes den gutdenkenden Israeliten oft sehr wünschenswerth machte. Die noch vorhandenen prophetischen Poesien gehören fast sämmtlich in die traurigen Zeiten nach der Trennung des hebräischen Staats in zwei Reiche, Israel und Juda. Rosenmüller setzt die Epochen derselben so fest: Jonas 800 v. Chr., Joel 790, Amos 788, Hosea 730, Micha 654, Nahum 750, Zephanias 625, Habakuk 585, Obadias 582, Haggai 527, Zacharias 526, Maleachi 435. Jesaias wird gesetzt zwischen 760 — 742 v. Chr., Jeremias zwischen 642 — 588, Ezechiel um 600 v. Chr. Daniel ist ein später (nicht vor 162 v. Chr.) mißlungener Versuch eines verschönerten Vortrags der Geschichte im prophetischen Gewand. Vergl. d. bes. Art.

Proponsis hieß bei den Alten das zwischen dem ägeischen und schwarzen befindliche Meer; jetzt Mare di Marmora.

Proportion ist das Verhältniß der Größen gegen einander. In der Arithmetik gibt es eine zweifache Proportion. Man kann nämlich Zahlen

in dem Verhältnisse betrachten, worin sie entweder durch die Subtraktion, oder durch Division zu stehen kommen. Im ersten Falle heißt sie die arithmetische Proportion. Drei Zahlen stehen in einer solchen Proportion, wenn die eine von der andern abgezogen, einerlei Differenz giebt, z. B. 6. 8. 10. Die Differenz ist = 2. 8. — 6 = 2; 10 — 8 = 2. Im andern Falle ist die geometrische Proportion, wenn mehrere Zahlen in einander dividirt, einerlei Quotienten geben, z. B. 4. 8. 16. Hier ist der Quotient = 2. $^8/_4$ = 2. $^{16}/_8$ = 2. oder 4 : 8 = 8 : 16. Die einzelnen im Verhältniß stehenden Zahlen heißen die Glieder der Proportion, wobei es gleichgültig ist, ob das kleinere oder größere Glied vor- oder nachgesetzt wird. Denn wie 6 : 2 = 15 : 5, so ist auch 2 : 6 = 5 : 15. Ist in einer Proportion das dritte Glied dem zweiten gleich: so heißt sie stetig, zusammenhangend, kontinuirlich. Sind alle Glieder verschieden: so heißt die Proportion diskret: 2 — 3 = 4 ist eine stetige, 4 — 7 = 8 — 11 eine diskrete arithmetische Proportion. So ist auch 4 : 8 = 16, eine stetige, 4 : 8 = 9 : 18 eine diskrete arithmetische Proportion. Viele Zahlen, die mit einander in stetigen arithmetischen oder geometrischen Verhältnissen stehen, machen arithmetische oder geometrische Reihen oder Progressionen, z. B. a) 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. ꝛc. wo jede Zahl von der andern abgezogen, immer 1 zu Differenz zurück läßt. b) 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128, wo jede Zahl in die andere dividirt, 2 zum Quotienten gibt. Diese Lehre von den Proportionen ist von ungemeiner Wichtigkeit, und als der Schlüssel der ganzen Arithmetik zu betrachten.

Proportionalien, Proportional-Zahlen, Zahlen, welche einerlei Verhältniß gegen einander haben, z. B. 3, 6, 12.

Proportional-Lineal ist so wie der Proportional-Zirkel ein Werkzeug, welches dient, die Verhältnisse zwischen den Größen von einerlei Art, z. B. zwischen 2 Linien oder 2 Flächen zu finden.

Proprehandel, Eigenhandel, heißt diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe sein Gewinn entstehen soll; doch versteht man noch nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer des Naturprodukts oder der Verfertiger eines Kunsterzeugnisses mit demselben treibt, sondern man verbindet damit immer die Vorstellung, daß dem Verkaufe solcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorangegangen sey.

Propst, aus dem lateinischen praepositus, in den mehresten Stiftern der Vornehmste nach dem Bischofe oder Abte, welcher das Recht hat, das Capitel zusammen zu berufen; 2) in einigen Stiftern der Oberste derselben. So gab es z. B. einen gefürsteten Probst von Ellwangen; 3) protestantische Geistliche, welche den Rang nach den Superintendenten haben. — Pröpstin — Propstei.

Propyläen, der prächtige Eingang zum Tempel bei den Griechen, ein viereckiger Platz vor demselben, der mit Säulengängen eingefaßt war. Auf demselben stand vor dem Frontispice unter freiem Himmel der Opferaltar. Berühmt sind die Propyläen, welche in Athen zur Akropolis führten. Sie waren ein ungemein prächtiges Gebäude, welches Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Architekten Mnesikles aufführen ließ; es kostete 1012 Talente (über 2.800.000 Thaler). Sechs hohe dorische Säulen unterstützten das Hauptgebäude, und trugen das erhabene Giebeldach, unter welchem zwei Reihen ionischer Säulen drei Säle abtheilten, die durch fünf Thorwege in das Innere des Schlosses führten. Zur linken Hand des Eingangs stand der Tempel des Sieges; zur rechten befand sich eine Nische mit

schönen Gemälden von Polignot, und dicht am Eingange sahe man die Bildsäule des Herkules Propyläus und der bekleideten Grazien.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit, verschieden von Ajournirung, der Hinzusetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa. Oft hat man Prosa im Gegensatze von Poesie ungebundene Rede genannt; allein so wenig die Versifikation das Wesen der Poesie ausmacht, so wenig die freiere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa. Es ist diese Form ihrer Darstellung bloß ihr äußerer Charakter; sie hat aber auch einen innern Charakter, wodurch sie sich wesentlich von der Poesie unterscheidet. Poesie (s. d. Art.) und Prosa sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung: ihr Unterschied beruht auf der Verschiedenheit der Vorstellungen, die der Mensch durch die Sprache auszudrücken sucht. Denn es giebt zwei Arten von Vorstellungen; die einen entspringen aus dem Dichtungsvermögen, die andern aus dem Denkvermögen des Menschen. Jene sind Vorstellungen der Einbildungskraft und heißen Anschauungen und Bilder; diese sind Vorstellungen des Verstandes und werden Begriffe genannt. Die Sprachdarstellung der Verstandesvorstellungen, die im Gegensatze der imaginativen philosophische heißen, ist Prosa, die als philosophische Sprachdarstellung im weitern Sinne, der imaginativen, der Poesie, durchaus entgegengesetzt erscheint. Das Streben der poetischen Darstellung geht unmittelbar auf Schein, Täuschung und Idealität; während das Streben der Prosa unmittelbar auf Seyn, Wahrheit und Realität gerichtet ist. Die Poesie bezweckt, das angeschaute innere harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; die Prosa zunächst die verständige Mittheilung bestimmter Kenntnisse und Erkenntnisse. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begrenzten Zweck und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Ihrem Charakter nach wird sie in die philosophische (im engern Sinne), die historische und rhetorische Prosa eingetheilt. Die philosophische Prosa ist aufs strengste objektiv und gebunden, besonnen und kalt. Sie ist der Ausspruch der allgemeinen Vernunft. Die kühnste philosophische Sprache, d. h. diejenige, die sich am meisten von der Sprache des gemeinen Lebens entfernt, wird in den strengen Wissenschaften herrschen: in ihr wird sich die imaginationsloseste Sprache finden, und das Ganze sich fast immer in der Sphäre der unsinnlichen Begriffe drehen. Je mehr die Wissenschaft an die Erfahrung grenzt, um so mehr wird sie von dieser Kühnheit ablassen, und sich der Sprache des gemeinen Lebens nähern müssen. Am meisten nähert sich der populäre Vortrag der bloßen Verständigung, obgleich er sich noch immer wesentlich davon unterscheiden wird. Die historische Prosa unterscheidet sich von der philosophischen folgendermaßen: in dieser werden die Begriffe nie als reine Succession gedacht, sondern immer als Coordination und Causalität; die reine Geschichte, welche es mit etwas Aeußerm, mit der Erfahrung zu thun hat, kennt keine andere als die reine Succession, die bloße Folge der Begebenheiten in der Zeit, sie wird sich also weit mehr in der Sprachdarstellung der Sprache des gemeinen Lebens nähern. Bei dem wissenschaftlichen Streben der Geschichte aber wird sich auch die historische Prosa von der gemeinen Sprachdarstellung in so weit entfernen müssen, daß in derselben der freie Geist und das uninteressirte Auffassen sich darstellen. Dies geschieht aber durch die auf die Sprachdarstellung selbst verwandte Sorgfalt, durch welche theils einige Rücksicht auf das Ohr und die musikalische Darstellung genommen, theils die Ver-

ständlichkeit der Reihen durch Leichtigkeit der Verbindung einzelner Wörter und ganzer Sätze erleichtert wird. Aber auch die verschiedene Auffassung der Geschichte wird die Darstellung mehr der wissenschaftlichen oder imaginativen Sprachdarstellung nähern. Die theoretische Prosa ist eine Vereinigung der philosophischen und historischen. Obgleich aber ihr Streben nur auf Wahrheit geht, so wird diese doch durch die Subjektivität des Darstellers anders modifizirt. Hierdurch dringt sich das Objektive mit dem Subjektiven, und die Darstellung nähert sich mehr oder weniger der imaginativen, in welchem Grade, hängt von ihrer speziellen Anwendung ab, und den dabei statt findenden Absichten. Zugleich wird aber auch hier das Musikalische der Darstellung, welches in der imaginativen Sprachdarstellung natürlich eine wichtige Rolle spielen muß, da es ganz der Empfindung angehört, mehr hervortreten. Der Verstand stellt sich aber in Sätzen dar, und zwar vorzüglich in Reihen, die gegeneinander in gewisse Verhältnisse treten. Dies gegenseitige Verhältniß wird in der theoretischen Prosa, worin die Subjektivität mit hervortritt, oft durch die Empfindung bestimmt, also werden die Sätze gleichsam organisirt und dann zu einem organischen Ganzen verbunden werden. Diese Organisirung der Sprachsätze durch die Empfindung heißt Numerus, und das organische Ganze heißt Periode. Dadurch tritt nun für die Prosa eine neue grammatische Bestimmung ein; sie ist Sprachdarstellung zwar ohne Metrum, aber mit der Bestrebung zum Metrum durch Numerus und Periode. Beide, Poesie und Prosa, sind Einseitigkeiten, die ursprünglich nur eins waren und sich nur im Menschen trennen, in so fern er sich vorzüglich als freie sinnliche und vorzüglich als freie geistige Natur darstellen will. Er wird aber beide wieder mit Freiheit verknüpfen können, und die Sprachdarstellung würde dann poetisch-prosaisch werden, sie würde Realität, aber eine ideale Realität. Daß eine solche Vereinigung nicht leicht auf dem Gebiete der philosoph. Prosa möglich sey, ist augenscheinlich, weil sich diese so viel als möglich von der imaginativen entfernt; eben so wenig auf dem Gebiete der historischen Prosa, denn diese ist sklavisch an objektive Wahrheit gebunden und eben so wenig auf dem Gebiete der theoretischen Prosa, denn stellt die Prosa auch nicht objektive Wahrheit, so stellt sie doch subjektive auf, und die Verknüpfung der imaginativen Sprachdarstellung mit der philosophischen, der Idealität mit Realität ist unscheinbar: man würde der Rede nichts Schlimmeres nachsagen können, als sie sey Poesie. Es gibt aber im Gebiete der Geschichte zwei Punkte, in welchen die Imagination wirket, und wo also eine solche Vereinigung des Idealen mit dem Realen möglich wäre. Der erste Punkt, wo sie entweder nicht an objektive Wahrheit gebunden, oder wenigstens diese nicht demonstrabel ist. Dies findet statt in den Sagen, in den mythischen Zeiten vorschriftlicher Aufzeichnung, mit welcher erst die Geschichte beginnt. Hier ist aber reinpoetischer Stoff: Material für die epische und dramatische Dichtung. Der zweite Punkt ist der: die Geschichte ist ein Eigenthum der Menschen, denn durch diese wird sie hervorgebracht und ein jedes Individuum trägt dazu nach Kräften und unwillkürlich bei. In der Geschichte erscheinen aber nur die Personen, welche einen öffentlichen Einfluß auf diese Erscheinungen bewirken; alle übrigen, mögen sie an sich noch so interessant seyn, mag ihr Leben an innerer Realität noch so reich seyn, treten nicht über den Kreis ihrer Bekannten und gehen im Allgemeinen unter. Hier ist der Punkt, wo Poesie und Prosa sich vereinigen können. Sind dergleichen Individuen in der Geschichte untergegangen, so steht es uns frei, sie außer dem Zusammenhang der Geschichte aufzufassen, und ihre eigene Geschichte darzustellen. Die einzige Anforderung, welche die Wahrheit an den Darsteller macht, ist, daß in ihnen ein Bild der Menschheit aufgestellt werde. An diese erdichteten Individuen, welche auf diese Art Realität wer-

den, lassen sich nun ganze Reihen von eben so erdichteten Thatsachen anknüpfen, als ihre Umgebungen, Freunde, Geschäfte, welches Alles als Realität erscheint. So fern in diese erdichtete Realität ein imaginatives Streben gelegt wird, in so fern die Geschichte dieser Individuen poetisch behandelt wird, ist in der That Poesie mit Prosa, Idealität mit Realität verbunden, und das Produkt ist der Roman. Die poetische Darstellung des Realen, die Existenz, kurz das Leben ist bei dem Roman Hauptsache, und daher ist seine Darstellung mit Recht Prosa, und die Poesie wird ihrer eigenthümlichen Form des Metrums entbunden. Die Prosa des Romans läßt sich also als romantische Prosa bezeichnen. Von der Sprache des Epos entlehnt diese die Ausmalung der Gegenstände und der Stimmungen für die Imagination, wobei sie mit Wohlgefallen verweilt, und es durch klare und lange Perioden, welche dabei den höchsten Grad des Wohlklangs haben, vollführt. Es war natürlich, daß man auch darauf verfiel, die Auffassung der Poesie in dem Leben durch die dramatische in deren Nebenarten zu bewirken. Die Prosa mußte sich nothwendig, besonders in der Komödie, genau an die Prosa des gemeinen Lebens anschließen. Jedoch gibt es auch sehr verschiedene Arten, die Realität aufzufassen, und je nachdem dies der reinen Poesie mehr oder minder näher tritt, wird auch die Prosa mehr der imaginativen Sprachdarstellung oder der Prosa des gemeinen Lebens näher treten. Eine lyrische Prosa kann es nicht geben, denn die Lyrik geht unmittelbar aus der Empfindung hervor, und kann also in der Verstandesdarstellung gar nicht statt finden. Man hat versucht, eine solche lyrische Prosa aufzustellen; mit Recht wird sie aber von dem reinen Geschmack als unnatürlich verworfen, und sie ist mit dem Spottnamen belegt: tollgewordene Prosa. Mehreres hierüber hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, Bd. V., S. 229; Mnioch in seinen Analekten (2s Bchn., Görlitz 1804. 8.) und J. G. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4. mitgetheilt. Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen siehe die besondern Artikel, z. B. Deutsche, Italienische, Französische ꝛc. Prosa.

Proscenium nannte man im römischen Theater den Ort der Scene, wo die Tibicenes sich befanden und die Rollen hergesagt wurden. Er war etwas niedriger als die Scene und hieß auch Pulpitum. Vor dem Pulpito war noch einige Stufen tiefer ein anderer Platz, Orchestra genannt, wo die Mimen und Pantomimen tanzten. Die Griechen, bei denen das Proscenium, die nämliche Bestimmung hatte, nannten es auch Logeion.

Proselyt. Dieses griechische Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling, bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion denjenigen, der von einer Religionspartei zu einer andern übergegangen ist; zuweilen wendet man es auch auf diejenigen an, welche nur die Religionspartei oder auch irgend eine andere, z. B. eine politische Partei, wechseln. Schon unter den Juden gab es Proselyten in dieser Bedeutung; man unterschied zwei Arten: nämlich die Proselyten der Pforte oder des Thors, und Proselyten der Gerechtigkeit. Jene hatten zwar das Heidenthum verlassen, und sich nach den sogenannten sieben Gesetzen der Kinder Noahs zu dem wahren einzigen Gott bekannt, ohne sich jedoch der Beschneidung und der Beobachtung der übrigen mosaischen Vorschriften unterworfen zu haben. Sie hatten diesen Namen, weil sie nur in den Vorhof des Tempels zugelassen wurden, und an dem Thore des Innern standen. Es war ihnen erlaubt, nur in den Vorstädten und Flecken zu wohnen; zu Salomons Zeit belief sich ihre Anzahl auf 150 000, die an dem Tempelbau arbeiteten, und von den Kanaanitern abstammten. Die Proselyten der Gerechtigkeit waren diejenigen, die dem Heidenthum entsagt und den Judäismus völlig angenommen hatten. Sie waren beschnitten und hatten sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes

(Gerechtigkeit) verpflichtet. Nach der Beschneidung erhielten sie die sogenannte Proselytentaufe, d. h. sie wurden an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser getaucht. Hierauf wurden sie als von neuem geboren betrachtet, und alle Verhältnisse, in den sie vorher zu Eltern, Verwandten und Freunden u. s. w. standen, wurden als nichtig angesehen. Solche Proselyten erfreuten sich derselben Rechte, derselbe Religionsgebräuche und Ceremonien, als die gebornen Juden. Jedoch schloß das mosaische Gesetz einige Personen auf immer, andere auf gewisse Zeit von dem Vorrechte der Proselyten aus. Uebrigens waren die Juden eifrige Proselytenmacher; noch zu den Zeiten unseres Heilandes herrschte unter ihnen die Bekehrungssucht. Dies erhellet daraus, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreiseten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größeren Sünder verwandelten, als er zuvor gewesen (Math. 23.). In der neueren Zeit nennt man Proselytenmacherei besonders das zudringliche Bestreben, Genossen einer fremden christlichen Religionspartei in die eigene herüberzuziehen.

Proserpina, die berühmte Gemahlin des Pluto und Tochter des Jupiter und der Ceres. Als Proserpina erwachsen war, ward sie von Pluto entführt. Ueber diese Entführung hat der gelehrte Dichter Claudian ein eignes Gedicht geschrieben. Unter den Alten schildert sie der homerische Hymnus auf die Ceres am vollständigsten. Nach Nonnus vermuthete Ceres eine solche Entführung und schloß daher ihre Tochter sorgfältig in eine von Drachen verwahrte Höhle ein. Nach Apollodor geschah die Entführung mit Erlaubniß des Vaters, und Claudian läßt auch Minerven, Dianen und die Venus Theil nehmen. Der Ort, aus dem die Entführung geschah, war unter den Alten sehr verschieden angegeben. Gewöhnlich nennt man Sicilien. Der hom. Hymnus setzt die Scene nach Nysa in Asien; Pausanias an den Cephissus in Attika; Andere nach Hermione in Argolis; Orpheus auf einen Ort am Ocean, Bacchylides aber nach Creta. Die homerische Hymne erzählt nun: Einst tanzte Persephone im Reihen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten. Sie entfernte sich, um Blumen zu pflücken. Denn Gäa ließ, um sie zu verlocken, Narcissen aus der Erde hervorsprossen. Plötzlich erbebt die Erde. Aides hob sich aus tiefer Kluft in den nysischen Feldern mit unsterblichen Rossen zur Erde hervor, ergriff das Mädchen und entführte es auf einem goldenen Wagen zur Unterwelt. Sie klagte. Umsonst war ihr Sträuben. Ihr Schreien hörten nicht Götter noch Menschen, ihre Freundinnen nicht, nur Hekate, des Perseus Tochter, die Fackelträgerin mit glänzendem Hauptschmuck, und Helius. So lange sie noch Land und Himmel und Meer sah und glaubte, die Mutter und die Götter wiederzuschauen, da hoffte sie, obwohl betrübt; und Höhen und Meertiefen ertönten von ihrem Ruf. Als die Mutter sie hörte, zerriß sie die Binde um die Haare, warf um die Schultern eine dunkle Hülle, und stürzte sich wie ein Vogel, suchend über Land und Meer, Fackeln in den Händen, neun Tage, ohne den Leib zu pflegen; doch Niemand wollte ihr Auskunft geben. Am zehnten Tage begegnete ihr Hekate, die nichts gesehen hatte, und eilte mit ihr zu Helius, der ihr entdeckte, wie es Jupiters Wille also gewesen sey. Ceres versteckte sich aus Verdruß, und entzog der Erde ihre Fruchtbarkeit. Als daher Jupiter die Iris an sie schickte, forderte sie, ehe sie zurückkehre, ihre Tochter. Jupiter willigte ein. Merkur, sagt die gedachte Hymne, brachte sie auf des Aides goldnem Wagen zur Oberwelt zurück. Pluto aber bat sie zuvor um Rückkehr, und versprach ihr alles zu unterwerfen. Er beredete sie dann, etwas von einem Granatapfel — dem Zeichen der Fruchtbarkeit — zu genießen. Nun schlägt ihr die erfreute Mutter vor, wenn sie überlistet gekostet habe, zwei Jahreszeiten bei ihr und dem Vater Kronion zuzubringen, die dritte aber zum Pluto zurückzukehren, und immer mit den

duftenden Blumen wieder zu kommen. Große Freude war, und Hekate bot sich der Herrin zur Begleiterin dar. Zeus sendet, um Demeter abzuholen, die Rhea, die zuerst das ratische Gefild (am Cephissus bei Eleusis) betritt, und gewährt den Vertrag der Theilung. Sie folgt und bedeckt die Erde mit Laub und Früchten; lehrte auch die Könige die Orgien, die nicht zu versäumenden, nicht zu erforschenden. Einige fügen noch hinzu, daß Askalaphus, des Acheron und der Gorgyra Sohn, es verrathen hätte, was in Hinsicht der Granate geschehen sey, und darum habe Demeter im Hades einen schweren Stein auf ihn gewälzt, von welchem Stein Herkules ihn befreite. Proserpina blieb vom Pluto ohne Nachkommen. Eifersüchtig genug, verwandelte sie die Nymphe Menthe, die Beischläferin des Pluto, in einen Krausemünzenstock. Ungleich berühmter ist die Erzählung, daß sie den jungen Adonis erzog, und die Venus zwang, den Besitz desselben mit ihr zu theilen. S. Adonis. Proserpina ward in beiden Eleusinen neben ihrer Mutter verehrt. Sicilien erkannte sie ebenfalls für ihre Schutzgöttin. Megalopolis hatte ebenfalls ihren Dienst. Auch war ihr Hain am Averner See sehr berühmt. Sie ward als die eigentliche Königin der Unterwelt und der Schatten betrachtet. Daher ward ihr auch die Abschneidung des Haares der Sterbenden, womit diese dem Orkus geweihet wurden, zugeschrieben. So mußte ihr auch von den Lebenden, welche die Unterwelt bestiegen, ein goldener Zweig überreicht werden; dies thaten Herkules und Aeneas. Proserpina ward oft von den Griechen Kora, und von den Lateinern Libera genannt, auch eben so oft mit der Hekate verwechselt.

Prosodie (vom griech. προς zu, an, und ὠδη Antönung, Accent). Unter diesem Worte versteht man den Theil der grammatischen Kenntniß einer Sprache, der die Länge und Kürze der Sylben und die Beschaffenheit der Sylbenfüße hauptsächlich für den mechanischen Bau der Verse bestimmt. Der Vokal muß eine gewisse Zeit durchlaufen, so daß das Ohr ihn bequem auffassen kann: die kleinste Zeit, welche der Ton durchlaufen muß, ist das absolute Maß des Vokals, und diese ist also die Kürze der Sprache. Die Dehnung oder Verlängerung des Vokals kann nicht, wie die des Tones, ins Unbestimmte hinaus geschehen, sondern auch sie hat ihr absolutes Maß, und dies kann nicht über das Doppelte hinausgehen, also findet in der Sprache nur das Verhältniß von zwei zu eins statt. Diejenige Sprachen, welche in ihren musikalischen Sprachkompositionen die Länge und Kürze an den Vokal, als an den Darsteller der Empfindung knüpfen, werden quantitirende genannt; in diesen ist Grundregel: jeder Vokal an sich ist kurz und jeder Diphthong oder Doppellauter, so wie jeder verdoppelte Vokal ist lang. Ferner was die Consonanten betrifft, so fordern sie, besonders wo mehrere zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylbe lang. Dieser Einfluß der zusammentreffenden Consonanten auf den Zeitverhalt der Sylben, wird von den Grammatikern Position genannt. Im Gegensatze von den quantitirenden, die bei Bestimmung der Längen und Kürzen den Sylben das musikalischere und poetischere Element, den Vokal, zum Grunde legen, werden diejenige Sprachen, die weniger auf die Volltonigkeit und mechanische Bildung der Sylben als vielmehr auf ihre Bedeutsamkeit sehen, also den Accent als Maß zum Grunde legen, accentuirende genannt. In diesen steht die accentuirende Sylbe der Länge, und die accentlose der Kürze der quantitirenden Sprachen gegenüber. Solchergestalt läßt sich auch das sonst prosaische Element, der Accent, als musikalisches und poetisches betrachten, denn es werden sich in bestimmt accentuirenden Sprachen Reihen von Sylben nach gleichen Verhältnissen durch ihn verbinden lassen wie in den quantitirenden. Allgemein sieht man die neueren Sprachen als accentuirende an, und man hat auch lange Zeit diese Ansicht von der deutschen Prosodie gehabt,

bis endlich Voß seit 1773 aus Theorie und Praxis zu erweisen suchte, daß die deutsche Sprache nicht blos accentuirend sey, sondern daß sie neben dem Prinzip des Accentes auch das der Quantität habe. Er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen Oden und Elegien (Königsberg 1802) heraus, in welcher er seine Ansichten ausführlich entwickelte. Indessen hatte der große Philolog Hermann durch sein lateinisches und deutsches Lehrbuch der Metrik sie wissenschaftlich zu begründen versucht. Allein dieser Versuch hatte keinen gegründeten Erfolg, weil er Hermann an Kenntniß der Musik gebrach. Da stellte nun endlich Apel, ausgerüstet mit gründlichen musikalischen Kenntnissen, in seiner Metrik, Leipz. 1814, eine allgemeine auf, nachdem er vorher seine Theorie in einem Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer Tragödie zur Ausführung gebracht hatte. Hieraus ergab sich, daß die deutsche Sprache in der Mitte der quantitirenden und accentuirenden stehe, der Accent die Prosodie nur als inneres Prinzip beherrsche. Dem zu folge macht ein langer Vokal oder Diphthong die Sylbe, wird aber, wie im Griechischen, willkührlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vokal folgt. Auch findet Position statt, wenn mehrere Consonanten zusammentreffen. Doch darf eine Endsylbe, die durch Position lang geworden ist, nicht in der Arsis (Hebung) des Verses stehen; dagegen hat aber eine Endsylbe, die sich auch in der Arsis als lang bewährt, absolute Quantitätslänge, z. B. Armuth u. a. So haben wir also durch Apel eine Prosodie gewonnen, die, auf deutlich entwickelte Grundsätze der musikalischen Natur unserer Sprache gebaut, aller Willkührlichkeit in der Messung der Sylben ein Ende machte. Ihre Richtigkeit und Gültigkeit hat sich durch mehrfache Anwendung, besonders von Apel selbst, erprobt. Auch hat Hermann keinen bedeutenden Widerspruch gegen sie erhoben; selbst Bokhs Einwürfe wurden in der Vorrede zur Metrik leicht widerlegt. Mehreres hierüber gehört unter den Art. Versmaß.

Prosopöie, s. Personifikation.

Prospekt, Prospektmalerei, s. Malerei.

Protagoras, ein berühmter griechischer Sophist, der um 443 Jahre vor Christi Geburt lebte. Er war aus Abdera gebürtig, von armen Eltern geboren, und soll selbst in der ersten Zeit seines Lebens sich mit Holzspalten genährt haben. Demokrit aber, der sein Genie kennen lernte, soll ihn aus seiner Dürftigkeit hervorgezogen und zuerst seinen Geist gebildet haben. Er ward bald einer der berühmtesten Weltweisen zu Athen, wo er sich niedergelassen hatte, und der erste eigentliche Sophist, der die vornehmsten Städte Griechenlands durchzog, seine Schriften vorlas, öffentliche Dispüte anstellte, für Geld unterrichtete, und sich auf diesem Wege einen beträchtlichen Schatz erwarb. Wegen verschiedener Stellen in seinen Schriften wurde er in Athen des Atheismus angeklagt, und aus Attika verbannt; seine anstößigen Werke verbrannte man auf dem Markte feierlich. Von seinen Lebensumständen weiß man übrigens wenig Zuverlässiges, auch nicht sein Geburts- und Todesjahr; doch erreichte er ein Alter von beinahe 70 Jahren. Außer der Philosophie trieb er auch die Poesie und Beredsamkeit. Er hatte mehrere Schüler, und war Verfasser verschiedener Schriften, die sämmtlich verloren gegangen sind. In seinen philosophischen Grundsätzen war er ein Vorgänger der Skeptiker. Er behauptete, daß keinem Dinge ein absolutes bleibendes Seyn zukomme, daß sowohl die Materie in beständiger Veränderung begriffen sey, als auch der Zustand der Sinne und ihre davon abhängende Empfänglichkeit. Diese Grundsätze benutzte Protagoras, um etwas so gut wie sein Gegentheil zu beweisen, um den Unterschied zwischen Tugend und Laster wegzuvernünfteln, und die Philosophie zur Sklavin des Interesses eines jeden Individuums zu machen. In seiner Schrift von den Göttern wandte er sie auf das Daseyn derselben an, und bewies darin, daß sie vorhanden und daß sie nicht vorhanden wären.

Protesilaus, ein Sohn des Königs Iphiklus von Phylace in Thessalien und der Diomedea. Eigentlich hieß er Iolaus, bekam aber jenen Namen, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke ans Land sprang. Er führte die Einwohner von Phylace, Pyrrhasus, Iton, Anteum und Pteleum gen Troja, war aber kaum ans Land gestiegen, als er schon, wie ihm ein Orakelspruch geweissagt hatte, von einem Trojaner, nach Einigen vom Hektor, nach Andern vom Aeneas, Euphorbus, oder Achates, niedergemacht wurde. Seine Gemahlin Laodamia, eine Tochter des Akastus, erflehete von den Göttern, daß er auf drei Stunden wieder ins Leben zurückkehrte, welche sie benutzte, sich noch einmal mit ihm zu unterreden; dann folgte sie ihm freiwillig in den Tod nach. Man nennt ihn mit unter den Freiern der Helena. Sein Grab war auf dem Chersones bei Troja. Man verehrte den Protesilaus in Griechenland göttlich, und die Stadt Eleus im Chersones war ihm heilig. Er gab hier Orakelsprüche, vornehmlich den Athleten, und heilte mehrere Krankheiten. Der Perser Artaykes schändete seinen Tempel zu Eleus, indem er in demselben seine Wollust befriedigte, und die darin befindlichen Schätze entwendete; aber die Götter straften ihn für seinen Frevel. Denn als er in der Folge in der Stadt Eleus von den Athenern belagert wurde, und entfliehen wollte; so wurde er gefangen genommen. Durch Schreckengestalten des Protesilaus geängstigt, versprach er, den entwendeten Schatz mit 1000 Talenten zu ersetzen, und für sich und seinen Sohn noch 200 zum Lösegeld zu geben; aber der athenische Feldherr Xanthippus nahm dies Anerbieten nicht an, sondern ließ seinen Sohn steinigen und ihn selbst aufknüpfen. Auch in Abydus wurde er verehrt, und er hatte daselbst eine besondere Kapelle.

Protestation, eine Rechtsverwahrung, eingelegt von dem, welcher seine Rechte augenblicklich nicht weiter verfolgen will, als daß er solche nicht aufgeben zu wollen erklärt.

Protestant, Protestantismus. Im Allgemeinen heißt Protestant ein jeder, der eine Protestation einlegt, d. h. gegen einen aufgestellten Grundsatz oder eine von Andern ergriffene Maßregel durch ausdrücklichen Widerspruch sich seine Ueberzeugung und Gerechtsame verwahrt. Insbesondere ist aber dieser Name den Gliedern der christlichen Gemeinde beigelegt worden, deren ersten Gründer und Vertheidiger im Kampfe mit dem Papstthum gegen den Ausspruch eines weltl. Reichsgerichtes in einer Glaubenssache eine feierliche Protestation einlegten, und dadurch die erste Veranlassung zu dem Namen gaben. Karl V. hatte nämlich 1529 zu Speier einen Reichstag halten lassen, auf welchem vornehmlich die Religionsstreitigkeiten in Deutschland abgemacht und dem Reiche Friede und Einigkeit wiedergegeben werden sollte. Man überließ die Sache einem Ausschuß von drei Reichskollegien, der dasjenige zum Grunde der Berathschlagungen legte, was auf dem letzten speierischen Reichstage hierüber festgesetzt worden, hauptsächlich aber erwog, ob die Klausel beizubehalten, daß ein Jeder in Ansehung des Ediktes von Worms sich betragen solle, wie er sich getraue, es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten. Karl hatte sich bereits in starken Ausdrücken dagegen erklärt; und nun fiel der Schluß auf die Mehrheit der Stimmen ebenfalls dahin aus, „daß, weil diese Klausel bei vielen in großem Mißverstand und zur Entschuldigung aller neuen Lehren und Sekten seitdem gezogen, und ausgelegt worden, so sollten diejenigen, die bei dem wormser Edikt bisher verblieben, auch bei demselben bis zum künftigen Concilium verharren; die übrigen aber, bei denen die andere Lehre entstanden, und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht abgewendet werden möchte, sollten sich hinführo aller Neuerung so viel nur möglich enthalten; die Lehre, die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Frohnleichnams und Blutes unsers Herrn Jesu Christi entgegen, sollte

bei den Ständen des h. Reiches nicht angenommen, noch zu predigen und zu lehren gestattet werden; die Messe nicht abgethan, auch Niemand an den Orten, wo die andere Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, noch dazu oder davon gedrungen werden; gegen die Wiedertäufer (diejenige, welche die Taufe der Kinder verwerfen, und jene, welche sich zu ihnen wandten, aufs neue tauften, wenn sie als Kinder getauft worden) soll ein neues kaiserliches Mandat bekannt gemacht werden; was bereits zu Nürnberg der Prediger, Buchdrucker und Schmähschriften halber verordnet worden, sollte erneuert werden, übrigens keiner vom geistlichen oder weltlichen Stande den andern des Glaubens halber vorgewaltigen, dringen oder überziehen, noch auf seine Rente, Zins, Zehnten und Güter entwehren; desgleichen keiner des andern Unterthanen und Verwandten des Glaubens oder anderer Ursachen halber in sondern Schutz und Schirm wider ihre Obrigkeit nehmen." Mit diesem Schluß waren die lutherischen Stände äußerst unzufrieden; und da ihre dagegen gemachten Vorstellungen nichts fruchteten, legten sie eine förmliche Protestation ein, weßhalb sie seit dieser Zeit protestirende Stände oder Protestanten genannt wurden, auch sich selbst so nannten. Zugleich ließen sie den 19. Apr. 1529 eine merkwürdige Schrift vorlesen, in welcher sie sagten: „In Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Heil und Seligkeit beträfen, sähen sie nur Gott als den höchsten Richter an, und könnten darin den mehreren Stimmen unmöglich gehorchen; dem jetzigen Reichstagsschlusse, vermöge dessen sie sich aller Neuerungen enthalten sollten, könnten sie nicht beitreten, ohne selbst der Lehre, die sie bis dahin als die wahre und heilsame bekannt, abtrünnig zu werden und zu gestehen, man müsse diese Lehre wieder verlassen, wenn es nur keine Umstände gäbe; was die Messe angeht, sey es bekannt, mit welchen starken unwidersprechlichen Stellen aus der heiligen Schrift die Prediger in ihren Landen dieselben bestritten; daher könnten sie auch dieses Stück des Schlusses nicht gelten lassen, und ihren Unterthanen nicht zugeben, daß sie zur Messe gingen, die bei ihnen ein für allemal abgeschafft worden, denn es könnt ja ein Jeder leicht begreifen, wenn sie, so rechtmäßig und lauter auch der päpstliche Gebrauch der Messe seyn möchte, doch in ihren Kirchen wollten zwei sich grade entgegengesetzten Arten von Messen zugeben, was für ein schlechtes Beispiel und welche unzählige Streitigkeiten daraus entstehen würden; daß man ihnen aber verschreiben wollte, was sie in ihren eigenen Landen für Gesetze machen sollten, darüber verwunderten sie sich gar sehr, und um desto mehr, da gewiß keiner von ihren Gegnern leiden würde, wenn man ein Gleiches in Absicht ihre Länder vernehmen wollte; was sie von der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi lehrten, sey überall bekannt; sie seyen aber doch der Meinung, daß man jetzt noch keinen Schluß gegen den Andersdenkenden machen solle, weil keiner davon sey vorgelassen und angehört worden: aus diesen Gründen könnten sie in obgedachten Schluß nicht willigen, wofür sie Jedermann und selbst auch dem Kaiser Rechenschaft zu geben bereit seyen." Diese Protestation übergaben sie dem Könige Ferdinand, als Statthalter seines Bruders, des Kaisers, und den übrigen katholischen Ständen, mit dem Vorbehalten, ihre Beschwerungen und Protestationen fernerhin noch zu erweitern. Ueberdies unterzeichneten sie noch eine besondere Appellationsurkunde, in welcher sie gegen jeden ihren Glauben und ihre Ueberzeugung zu bedrohende Gewaltthätigkeit und feindselige Maßregel an das kaiserliche Reichsoberhaupt, an ein künftiges deutsches Nationalconcilium und jeden unparteiischen Richter feierlichst appellirten. Sie war ausgefertigt im Namen des Kurfürsten von Sachsen, des Markgrafen Georg von Brandenburg, der Herzoge Ernst und Franz von Lüneburg, des Landgrafen Philipp von Hessen und des Fürsten Wolfgang von Anhalt; ihnen traten sogleich die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Costnitz, Reutlingen, Windsh-

heim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, They, Weisenburg, Nördlingen und St. Gallen bei. Ursprünglich umfaßte also die Benennung „Protestant" nur die in Deutschland von der alten Kirche getrennten und durch gemeinsame Verpflichtung auf die augsburger Confession mit einander zu einer Religionspartei verbundenen Stände nebst ihren Unterthanen; in der Folge gewann sie eine weitere Bedeutung, und es wurden darunter überhaupt diejenigen Christen verstanden, welche den Grundsatz des Widerspruchs gegen jede bisherige Autorität in Sachen des Glaubens gemein haben und sich bloß den Aussprüchen der heiligen Schrift und ihren damit übereinstimmenden Bekenntnißschriften unterwerfen. Im letzten Sinne wurde diese Benennung demnach auf die Glieder aller Kirchen, die sich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieses Grundsatzes gebildet haben, ausgedehnt. Dahin gehören die evangelisch-lutherische, die reformirte, die anglikanische, die mährische Brüderkirche, die Brüdergemeinde und jene Partheien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation unter einander hervorgingen, wie die Remonstranten und Methodisten; auch können die Taufgesinnten, Quäker und Unitarier wegen ihrer Protestation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang hinzugerechnet werden. Aus den Grundsätzen der ersten protestant. Gemeinden ging der Protestantismus in seiner tiefern Bedeutung als lebendiges, fortwirkendes, sich immer weiter entwickelndes Prinzip religiöser Denkart hervor. Der Protestantismus ist das Prinzip der Glaubensfreiheit gegen alle Eingriffe von außen in das Recht der religiösen Ueberzeugung. Ohne sich von aller Autorität loszureißen und sich der Herrschaft der Vernunft allein zu unterwerfen, nimmt er bloß die heiligen Schriften zur Richtschnur des Glaubens und Lebens an. Er gibt jedem Einzelnen die Befugniß, zu untersuchen, was er glauben soll; um auf diese Weise durch selbstständige Erkenntniß und eigene Ueberzeugung zum Glauben an die religiösen Wahrheiten zu gelangen, sucht er den lebendigen Glauben mit dem Geiste der Forschung zu vereinigen. Um das Prinzip der Einheit zu erhalten, ordnet er die religiösen Ansichten der Einzelnen den Aussprüchen der heiligen Schrift, wie sie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegung einander erläutern und bestätigen, als göttlichen, über jeden Widerspruch erhabenen Entscheidungen unter. Von jedem seiner Bekenner fordert er den Glauben an die auf diese Art aus der heiligen Schrift hervorgehenden Wahrheiten der Religion. Dagegen protestirt er gegen Alles, was in der heiligen Schrift keine Bestätigung findet, so wie gegen alle dem schriftlichen Lehrbegriffe nicht entsprechende Lehrsätze menschlicher Philosophie, wären sie auch von der Vernunft weiser Männer für wahr erkannt. Den Gottesdienst hat er nach den Vorschriften des neuen Testaments zu vereinfachen gesucht; außer den von Christus selbst eingesetzten und daher unabänderlichen Sakramenten der Taufe und des Abendmahls mißt er keinem Kirchengebrauche eine durch die Handlung selbst segnende Kraft bei. Ausführlicher findet man den eigentlichen Geist, die historische Bedeutung und positive Gestaltung des Protestantismus in dem Artikel Reformation dargestellt.

Proteus, ein berühmter Meergott, der die Kraft zu wahrsagen, und sich in allerlei Gestalten zu verwandeln, hatte. In der altgriechischen Fabel war er, gleich dem spätern Glaukus, ein vergötterter Mensch, der als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben Neptuns im ägyptischen Meere weidete, und nach dem Berichte verirrter Seefahrer, denen wir mehrere Erzählungen von solchen Meerwundern verdanken, in jener noch unbekannten Gegend, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeeres, in Karrathos, dem heutigen Skarpantho, zwischen Creta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Die älteste

Sage von ihm finden wir in Homers Odyssee. Es heißt hier: in Pharos hält sich auf der alte Meergreis Proteus, der wahrsagende Gott der Aegypter; der die Tiefen des Meeres durchschauet, ein Diener des Neptunus. Er hat große Heerden von Seethieren, mit denen er um Mittag, bei den Wehen des Zephyrs, aus dem Meere hervorsteigt, um sich zu sonnen und zu schlafen. Ehe er sich aber zum Schlaf niederlegt, zählt er seine Heerden durch, die einen unerträglichen Geruch von sich geben, und dann legt er sich, als ihr Hirte, in ihrer Mitte nieder. Er sagt die Zukunft nur ungern vorher, und mit List und Gewalt muß man ihn zum Weissagen zwingen; denn er wendet alles an, um den Fragenden zu entwischen, und verwandelt sich in allerlei Gestalten, in Gewürme aller Art, in Schweine, Tiger, Löwen, Panther, Schlangen, Wasser, Feuer, Bäume. Läßt man sich aber durch alle diese Gestalten nicht abschrecken, und hält ihn immerfort in festen Banden gefesselt: so entdeckt er endlich dem, der ihn fragt, was er wissen will, sowohl das Vergangene, als das Gegenwärtige und Zukünftige. So überlistete und zwang ihn einst Menelaus, ihm seine Weissagungen und seinen Rath zu ertheilen. Auf den Rath der Eidothea (s. d. Art.) legte Menelaus sich mit dreien seiner Gefährten, in Robbenfelle gehüllt, unter den übrigen Robben am Ufer nieder, und als Proteus eingeschlafen war, band er ihn fest und zwang ihn zum Weissagen. S. Menelaus. Als geborner Gott wird er weder vom Hesiodus, noch vom Euripides anerkannt; letzterm ist er ein sterblicher König von Aegypten, und selbst Maximus Tyrus erklärt den homerischen Proteus nur für einen Meerheros. Homer nennt ihn einen Aegypter, entweder im eigentlichen Sinne, oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Herkules Zeit unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Lykophron, der diese Umstände der Fabel anführte, vermischt noch die erstere Erzählung mit dieser, indem er sagt, daß Proteus aus der pallenischen Fremde in seine Heimath Aegypten, woraus ihn, nach Probas, der grausame Busiris verjagt hatte, zurückgekehrt sey. Schon vor Pherekydes scheinen die Mystier sich des wunderbaren Meergreises bemächtigt zu haben, denn nach seinem Zeugnisse stammten die Cabiren von des Proteus Tochter Cabira ab. In der orphischen Argonautik wird Proteus zwar noch ohne Auszeichnung mit den untern Meergöttern angerufen; aber bald nachher, als in den Schulen der Weltweisheit die Lehre von einem Naturgotte immer mehr Ansehn erhielt, und dadurch die geheimen Gesellschaften zu vernünftiger Enträthselung ihrer alten Symbole genöthigt sahen, wurde auch vorzüglich Proteus, weil sein Name (von προτος, der Erste) und sein Verkehr mit dem religiösen Aegypten das Grübeln reizte, zu einem Sinnbild des Urstoffs umgeschaffen, und die 24ste orphische Hymne singt daher:

Proteus tönt mein Gesang, der Meeresschlüssel Besitzer,
Welcher, zuerst erzeugt, der Natur Anfänge geordnet,
Wandelnd den heiligen Stoff in vielgestalteter Bildung;
Allgeehrt, vielräthig, ein Kundiger dessen, was da ist,
Oder was vormals war, und was zukünftiges seyn wird;
Denn die erste Natur hat in Proteus alles geleget.

Diese erhabenen Vorstellungen verschafften dem sterblich gebornen Meerdämon die Ehre, ein Sohn des Neptunus oder gar des alten Oceanus selbst zu heißen. Man gab ihm auch eine Gemahlin, Psamothe, mit welcher er die Theonoe und den Theoklymenus zeugte. Euripides nennt seine Söhne To-

rone, Polygonus und Telegonus, welche Herkules tödtete, als sie ihn zu einem Wettkampfe im Ringen aufforderten.

Protogenes, ein griechischer Maler aus Rhodus, nach Andern aus Cannus in Carien gebürtig, ein Zeitgenosse des Apelles. Sein berühmtestes Gemälde war der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Lange hatte ihm, wie Plinius erzählt, der Schaum am Munde nicht glücken wollen. Vor Unwillen warf er einst den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, und zufälliger Weise wurde dadurch der Schaum so natürlich gebildet, als es Protogenes nur wünschen konnte. Um dieses Gemäldes willen schonte Demetrius Poliocertes die Stadt Rhodus, welche er belagerte. Dies Gemälde befand sich noch zur Zeit des Cicero in Rhodus. Hernach brachte es Cassius nach Rom, und weihete es dem Tempel des Friedens, wo es zu den Zeiten des Plinius noch war. Nach Herodian verbrannte es unter Kaiser Commodus mit dem Tempel. Der Fehler des Protogenes war, daß er seine Gemälde zu fleißig behandelte.

Protokoll, Aufnahme über eine gerichtliche oder eine außergerichtliche Handlung, zur Nachricht und Bescheinigung des Verhandelten.

Prótus, der Zwillingsbruder des Akrisius, mit dem er sich bereits im Mutterleibe stritt. Da beide Brüder zu Jahren kamen, vertrieb Akrisius den Prótus aus Argolis, und dieser nahm seine Zuflucht zu dem König von Lycien, Jobates oder Amphianaktes, der dem Prótus seine Tochter Antea zur Gemahlin gab, und ihn wieder nach Argolis führte. Hier erbauete Prótus die Stadt Tirynth, oder Tiryns, und die Cyklopen verfertigten ihm die Mauer um dieselbe. Hier kam Bellerophon (s. d. Art.) zu ihm. Seine Töchter sind die berühmten Prótiden. Sie wurden rasend und durchrannten ganz Argolis und mehrere Länder. Die Ursache dieser Raserei wird verschieden angegeben. Entweder Bakchus oder Juno werden als die Urheber genannt. Sie verachteten den ersten, darum beraubte er sie ihrer Schönheit und ließ sie kahl werden. Juno aber ward insonderheit dadurch gegen sie aufgebracht, daß sie den alten Tempel der Göttin und ihr aus Birnbaum gehauenes, ungestaltetes Bild verhöhnten. Sie heilte Melampus, der Elleborum in einen Brunnen warf und sie damit reinigte. Dafür erhielt dieser eine derselben, die Iphianassa, und einen großen Theil des Reichs. Endlich soll Perseus den Prótus mit dem Medusen-Kopf versteinert haben.

Provenzalen. In Südfrankreich, diesseits, an der linken Seite der Loire (in Provenze und Catalonien), hatte sich bei der frühen Kultur seiner Einwohner auch das Romanzo, das sie redeten, am frühesten gehoben und zur Schriftsprache gebildet, und schon im elften Jahrhundert besaß es alle die Vollkommenheit, welche die Provenzalsprache je erreicht hat, sie war regelmäßig, edel, zart, sonor und reich, und konnte dem Gesang mit Anstand dienen. Nun waren die Regenten der Provenze, die Berengare aus dem aragonischen Geschlecht (reg. von 1100—1245), besonders Raymund Berengar III. (1162), und Raymund Berengar V., mit dem der aragonische Stamm (1245) erlosch, große Freunde des Gesangs; sie sammelten die Dichter ihres Reichs an ihren Hof, und sangen selbst mit ihnen um die Wette: in Kurzem war der ganzen Adel der Provenze poetisch. Die Sänger dieser Gegend hießen vorzugsweise Troubadours (die Dichter, von trovare, erfinden, dichten), und von ihrem Vaterlande und der Provenzalsprache (der Langue d'oc) die Provenzalen; sie sangen zarter, süßer, metaphysischer, als ihre Nachbaren, die Trouvéres, in Nordfrankreich (in ihrer Langue d'oui): sie gefielen sich daher auch bloß in kleinen Liedergattungen, und erhoben sich nie bis zu größeren Erzählungen oder Romanen, die mehr das Eigenthum

der Nordfranzosen blieben. Unter den Nachlässen ihrer Poesien findet man nur Soutas (solatia, soulagements), lustige und schalkhafte Lieder; Lais (Lieder) traurige und melancholische Gesänge; Pastourelles, eine Art von Schäferpoesie; Syrventen, bald Lobreden, bald Satyren, bald in historischem, bald in klagendem und drohendem, dann wieder in höhnischem und bitterm Ton; endlich versifizirte Dialoge oder poetische Wettkämpfe, Tenson oder Tenzien genannt (von dem Kampf, dem tangere, d. i. quereller, frapper quelqu'un). Vor allen andern geistigen Vergnügungen belustigten die Höfe der Provenze die Tensons, weil in ihnen Witz und Laune freien Spielraum hatten. Um nun solchen jeux-partis mehr Anstand und größern Schein von Wichtigkeit zu geben, formirte die Gesellschaft unter einem Präsidenten einen förmlichen Gerichtshof, in welchem Damen die Entscheidung hatten, den so genannten Cours d'amour (s. Gerichtshöfe der Liebe), in welchem Ritter mit Rittern, zuweilen auch mit einem edeln Fräulein in poetischen Wettkampf traten, und wechselsweise über Liebe, Liebende und Liebesabentheuer scherzend debattirten. Ohngefähr 300 Jahre dauerte der Gesang der Troubadours. Der älteste von ihnen, den man noch mit Namen kennt, und von dem noch Einiges vorhanden ist, war Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Guienne (geb. 1071, gest. 1126); er beschrieb in Versen die Abentheuer seines Kreuzzugs, von welchem er 1102 nach Hause kam. Doch war er sicher nicht der erste aller Provenzalen überhaupt: denn natürlich gingen kleinere poetische Versuche, der Geschichte unbemerkt, vor den größern und unbedeutenden voraus: den Anfang der vollen Blüthe der Provenzaldichtkunst setzt man ins J. 1162, als Kaiser Friedrich I. den Grafen Raymund Berengar III. mit der Provenze (im weitern Sinne des Worts) belehnte. Um diese Zeit wurden nicht nur alle Große der Provenze, von der Süßigkeit des Provenzalgesangs begeistert, sondern auch die ersten Fürsten im Auslande, wie Kaiser Friedrich I., Richard Löwenherz in England, und der ganze Adel von Italien wurden zu Versuchen in demselben hingerissen. Sein Verfall erfolgte 1382, nach dem Tode seiner letzten Beschützerin, der Königin von Neapel und Sicilien, und Gräfin von Provenze, Johanna I. aus dem Hause der Könige von Frankreich. Ganz Südfrankreich verwilderte um diese Zeit durch den langwierigen Albigenserkrieg; die Provenze kam endlich an die Krone Frankreich: seitdem verdrängte der nordfranzösische Dialekt den südlichen als Hof- und Schriftsprache, und die Provenzalsprache selbst verfiel. Das Hauptwerk über diesen Gegenstand ist: Millot's Histoire des Troubadours etc. Paris 1774. 3 Bd. 8. Seine Quellen waren die 15 Folianten, welche Curne de Ste Palaye über das Ritterwesen gesammelt hatte.

Provinz nannte man bei den Römern eine Landschaft, welche ein gewesener Consul oder Prätor als Statthalter verwaltete; man machte einen Unterschied unter provincias consulares und praetorias. Man nannte aber nur solche dem römischen Reiche unterworfene Landschaften Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter August wurde eine neue Eintheilung der Provinzen gemacht. Diejenigen, welche friedlich und feindlichen Anfällen weniger ausgesetzt waren, überließ er dem Senat und dem Volke zur Regierung; diejenigen aber, welche zu Unruhen geneigter und leicht von Feinden angefallen werden konnten, wo also größere Armeen unterhalten werden mußten, regierte er selbst. Er that dies unter dem Vorwande, den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um seine Gewalt zu vergrößern, indem er dadurch das Commando der Armee gänzlich an sich brachte. Die dem Senate und Volke überlassenen Provinzen hießen provinciae senatoriae populares. Die Provinzen des Kaisers waren: Hispania Tarraconensis, Lusitanien, Gallien, Cölesyrien, Phönicien, Cilicien, Cypern und Aegypten, wozu in der Folge noch andere kamen. Die Regie-

rung dieser Provinzen wurde oft verändert, so daß sie bald vom Senate und Volke auf den Kaiser, und bald wieder vom Kaiser auf den Senat und das Volk kam.

Prozeß, Prozeß-Recht, Prozeß-Ordnung, prozeßuales Verfahren. Die Reihe gerichtlicher Handlungen, durch welche man nach den Landesgesetzen ein in Streit befangenes Recht zur Entscheidung bringen kann, wird ein Prozeß genannt. Auch die auf die Führung eines Rechtsstreites Bezug habenden Gesetze eines Landes, und selbst die aus diesen Gesetzen und dem Herkommen in den Gerichtshöfen, gebildete Wissenschaft der Prozeß-Führung werden mit dem Namen Prozeß belegt, z. B. in den Ausdrücken: sächsischer, preußischer, französischer Prozeß, ordentlicher und summarischer Prozeß u. s. w. Der Prozeß ist nämlich entweder Civil- (bürgerlicher) Prozeß oder Criminal-Prozeß, je nachdem er von den zu Ausführung eines Rechts-Anspruches unter sich streitenden Parteien handelt, oder von den gesetzlich vorgeschriebenen Handlungen zur Ausmittelung des Thatbestandes und der Strafwürdigkeit eines Verbrechens (s. d. Art. Criminal-Recht). Der Civil-Prozeß wird nach dem Umfange seiner geographischen Geltung, in Deutschland in den gemeinen deutschen Civil-Prozeß (s. Danz's, Gönner's und Martini's Werke hierüber) und in den der einzelnen deutschen Staaten (Territorial-Prozeß) eingetheilt; auch die übrigen europäischen Reiche haben ihre eigene Prozeßform, daher der englische, französische, preußische Prozeß. Der sächsische Prozeß steht auch außerhalb Sachsen in großem Ansehen (siehe Pfotenhauer's und Biener's Systeme). Wiefern die zum Prozesse gehörenden Handlungen durch eine für alle Fälle die Regel bildende Gesetzgebung bestimmt sind, heißt der Prozeß ordentlicher Prozeß, werden aber entweder wegen der Geringfügigkeit des Streit-Objektes, oder wegen der Dringlichkeit der Rechts-Sache selbst, oder wegen eines vorwaltenden Interesse des Staates bei dem Rechtsstreite, die gewöhnlichen Prozeß-Handlungen abgekürzt oder vermindert, so entsteht der summarische Prozeß, der z. B. in geringfügigen (d. h. in Sachsen nicht über 50 Mfl. betragenden) Rechtssachen, in Handels-, in Handwerks-, in Ehesachen statt findet. — Prozeß-Ordnung (Gerichts-Ordnung, s. d. Art.) ist dasjenige Landesgesetz, durch welches die Reihe der Handlungen vorgeschrieben ist, deren es zu Ausführung eines streitigen Rechtes vor den Gerichten des Staates bedürfen soll. Die im Prozesse vorkommenden Handlungen sind entweder solche, ohne die der Begriff des Prozesses gar nicht denkbar wäre (Substantialien), dahin gehört die Klage, die Antwort auf die Klage, der Beweis und Gegenbeweis und das Erkenntniß; oder solche, die vom Staate zu desto besserer Ausführung des streitigen Rechtes festgesetzt sind, ohne im Begriffe des Prozesses wesentlich zu liegen (Naturalien), z. B. die Rechtsmittel wider die gegebenen richterlichen Entscheidungen, die Hülfshandlungen u. dergl., endlich die ganz zufälligen Bestimmungen der Gesetze über die Zeit und Form einzelner Prozeßhandlungen (Accidentalien des Prozesses). Der gewöhnliche Gang eines Prozesses ist folgender. Wer ein Recht in Anspruch nimmt, z. B. auf dem, einem andern gehörenden Grundstücke die Hütung auszuüben, gibt bei dem Richter seine Klage ein, dieser ladet den Verklagten (Beklagten) auf einen bestimmten Tag (Termin) zum Erscheinen vor dem Richter und zur Beantwortung der Klage vor (Gütepflegungs-Termin). Wird in diesem Termine die Sache nicht verglichen, so übergibt der Verklagte seine Antwort auf die Klage und erklärt zugleich, welche Einreden er der letztern entgegen zu stellen habe (Einlassung), der Kläger sucht hierauf das in der Einlassung Vorgetragene in einer Beantwortung derselben zu entkräften (Replik-Satz) und der Verklagte antwortet nochmals (Duplik-Satz). Dieser Schriften-Wechsel wird das erste Verfahren genannt. Die

Akten werden nun geschlossen, in Bände geheftet (inrotulirt) und dem Richter oder einem Spruch-Collegium zur ersten Entscheidung (Bescheid, Urtel) vorgelegt (s. Elsäßer: über den Geschäftsgang von Versendung der Akten — bis zur Eröffnung des Urtels). Das erste Erkenntniß entscheidet entweder die Sache gänzlich, z. B. wenn die Klage gar nicht statt findet, oder unrichtig vorgetragen war (schlechterdings oder angebrachtermaßen abgewiesen), oder es verordnet die Leistung eines Eides für Klägern oder Verklagten, oder, und dies ist bei größern Sachen meistens der Fall, es erkennt auf Beweis-Führung. Ist die Klage in ihrer rechtlichen oder faktischen Grundlage geläugnet worden, so muß der Kläger sie beweisen (Beweis des Klage-Grundes); ist die Klage zugestanden, sind aber solche Einreden entgegengesetzt, daß sie dadurch aufgehoben werden soll (peremtorische Einreden), so muß Beklagter sie beweisen (Beweis der Einr.). In jenem Falle hat Beklagter den Gegenbeweis, in diesem der Kläger; z. B. in obengedachtem Hutungs-Prozesse gestand Beklagter Klägers Eigenthum am Grundstücke, und daß ersterer darauf gehütet, zu, führt aber an, daß ein alter Vertrag ihn zur Hutung berechtige: hier muß Beklagter den Vertrag beweisen, der Kläger aber sucht im Gegenbeweise auszuführen, daß der ältere Vertrag durch einen neuern aufgehoben worden seo, von dem jedoch Beklagter behaupte, er sey nicht völlig zu Stande gekommen. — Die Beweismittel sind das, wodurch ein Theil die Wahrheit seines Anführens auszuführen sucht. Man zählt fünf Gattungen derselben: Dokumente, Zeugen-Aussagen, Gutachten der Sachverständigen, Lokal-Besichtigung, Eid; minder richtig rechnet man auch die bereits erfolgten Zugeständnisse des Gegentheils und daraus gezogene Schluß-Folgerungen hierher. Die Zulässigkeit der beiderseitigen Beweismittel wird im Produktions- und Reproduktions-Erkenntnisse bestimmt und hierauf das Haupt-Erkenntniß (Definitiv-Urtel, Definitiv Bescheid) ertheilt (der Beklagte wird entweder nach dem Klaggesuche verurtheilt, oder von der Klage entbunden). Wer sich durch ein Urtel für verletzt hält, bedient sich der vorgeschriebenen Rechtsmittel, in Sachsen der Leuterung, die ein zweites Erkenntniß von dem nämlichen Richter, und der Appellation, die dasselbe vor dem höhern Richter herbeiführt. In diesen Erkenntnissen wird das vorige entweder bestätigt (confirmirt), oder zum Theil, vielleicht auch ganz, abgeändert (reformirt). Wenn das letzte verfahrungsmäßig mögliche Urtel gesprochen, oder auch schon nach Publikation des frühern Haupturtels von den Parteien kein Rechtsmittel eingewendet worden ist, so erfolgt nach einer vorgeschriebenen Frist (Rechtskraft des Erkenntnisses), wenn der Beklagte dasjenige, worin er condemniret worden, nicht freiwillig bewirkt, die Vollstreckung des Urtels (Hülfe, Hülfs-Vollstreckung), und zwar in Sachen, die eine Berechnung voraussetzen, nach vorgängigem Liquidations- (Haupt-Berechnung-) Termine. — Die hier beschriebene Reihenfolge der Prozeßhandlungen leidet jedoch aus den obengedachten Ursachen öfters Abänderungen und entstehen daraus die summarischen Prozeßarten. Die wichtigsten derselben sind das Verfahren bei eintretender Unzulänglichkeit des Vermögens eines Verschuldeten zu vollständiger Befriedigung seiner Creditoren (s. d. Art. Concurs), sodann der wegen geringfügiger (Bagatell-) Sachen in mehrern Ländern vorgeschriebene besondere Prozeß. (In Preußen was unter 50 Thlr. ist, in Schwarzburg und im Königr ich Sachsen unter 60 Mfl., im Anhalt. unter 20 Thlr.). Ferner in Ehe- und andern Consistorial — in Wechsel-S. — Endlich in solchen, wo es nur auf die Behauptung des neuesten Besitzes ankommt, das Recht der Hauptsache aber in einem besondern ordentlichen Prozesse ausgeführt werden soll. — Die ordentliche Reihenfolge der Prozeßhandlungen, ohne Einmischung zu vieler Zwischen-Dekrete der Richter und ohne Verlängerung der gesetzlichen Fristen

durch Uebereinkunft (Compromisse) der Parteien und ihrer Sachwalter (Advokaten, Anwälde, Justiz-Commissarien), würde die Entscheidung der Rechtssachen, unbeschadet der Gerechtigkeit, in kurzer Zeit, und mit wenigen Kosten, möglich machen, dadurch aber die Länge der Prozesse und ihre Kostbarkeit beseitigen. Dieses Uebel, worüber fast in allen Staaten bittere Klagen geführt werden, liegt bei weitem seltener in Mängeln der Gesetzgebung, als in denen der Justiz-Administration, indem die Gerechtigkeit fordert, daß jeder Richter die etwaigen Mängel seines Ausspruches, auf der verletzten Partei Antrag, und diese selbst die bei der Darstellung der Sache vor dem ersten Erkenntnisse eingetretenen Versehen, verbessern könne. Daher ist das uralte Rechtsmittel der Leuterung (in Sachsen) oder der Revision, Akten-Versendung u. s. w., sowohl durch die Natur der Sache, als historisch, begründet (Salisches Gesetz, C. 60. Sachsen-Spiegel, II. 12. Die Beraubung dieses, vor dem nämlichen Richter, der das erste Erkenntniß gegeben, auszuführenden (nicht-devolutiven) Rechtsmittels, im Gegensatze des Antrages auf die letzte Entscheidung durch den Ober-Richter (devolutive Rechtsmittel, Appellation), wäre daher eine zum Schaden der Gerechtigkeit selbst gewählte Art der Prozeß-Verkürzung, die kein vernünftiger Mann wünschen kann, wenn nur nicht die Zahl der Appellationshöfe (Mittel-Instanzen) ohne Noth gehäuft wird. Die beiden sächsischen Prozeß-Ordnungen vom Jahre 1622 und 1724 (Geschichte derf. von Hommel, Haubold ꝛc.) können als Muster einer gerechten, auf Kürze und Wohlfeilheit der Prozeß-Führung gerichteten Gesetzgebung angesehen werden, an die sich die preußische Gerichts-Ordnung, nur mit zu großer Beschränkung der Parteien durch den Einfluß des Unter-Richters, anschließt. — Nach der französischen Gerichts-Verfassung besteht nach Ausführung der Sachen in der Unter- und Appellations-Instanz, noch ein besonderes höchstes Gericht zur letzten Entscheidung in solchen Rechtssachen, wo eine der Parteien vermeint, daß der wider sie gethane Ausspruch dem bestehenden Rechte selbst, ohne Rücksicht auf die aufgestellte Thatsache (jus in thesi), zuwider laufe, dies ist der Cassationshof (cour de cassation) (s. d. Art.) zu Paris, dessen Aussprüche daher zugleich als authentische Gesetz-Erklärungen anzusehen sind. Die Gerichtsordnung für Frankreich ist der Code de procédure civile. — Die sehr verwickelte englische Gerichtsverfassung hat Blackstone in seinen Commentaries on the Laws of England. Ed. 15 by E. Christian, Lond. 1809, dargestellt; sie ist eben so weitläufig, als kostbar. Ueber den gemeinen deutschen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Gießen und Darmstadt, 1800. Martin, Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerl. Prozesses, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses, 4 Bde., Erlangen 1801 — 1803, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über den summarischen Prozeß, A. F. Danz (Grundsätze des summarischen Prozesses, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806); L. L. G. Süptitz (Lehrbuch der summarischen Prozesse, Braunschw. und Helmst. 1807, 8.); über den Criminalprozeß, C. F. G. Meister, fortgesetzt von Eschenbach, 6 Thl., Schleswig und Wismar 1795; über die besondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Concurs-, peinlichen, Lehns-, Konsistorialprozesse mit Zusätzen von Schlitter, Halle 1794), und Cori, System des Concursprozesses, geschrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozesses mit vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Rechts und der Bestimmung der franz., preuß. und baierischen Gesetzgebung (Heidelb. 1812, 8.) geliefert.

Pruth, schiffbarer Fluß, der in der marmorscher Gespanschaft Ungarns im carpatischen Gebirge entspringt, die Gränze zwischen Rußland und der

Türkei macht, und im Osten von Galatz in die Donau fließt. An ihm, unweit Falczin, wurde 1711 Peter I. (s. d. Art.) von den Türken und Tataren eingeschlossen.

Prytaneum, der Name des Hauses in Athen, worin die Klasse der Prytanen, d. h. diejenige von den 10 Klassen des Senats, die der Reihe nach den Vorsitz hatte, sich versammelte, und welches nahe am Rathhause lag. Hier wurden sie, so lange sie den Vorsitz hatten, öffentlich gespeist, welche Ehre oft auch andern Personen widerfuhr, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, z. B. den Siegern in den olympischen Spielen, Waisen, deren Väter im Dienste des Staats gestorben waren, Gesandten, welche ihre Aufträge mit Beifall vollzogen hatten, auch auswärtigen Gesandten, wenn sie Audienz bekamen. Die Mahlzeiten waren einfach. Auch in andern griechischen Städten gab es Prytanen, z. B. in Argos, Smyrna, Naxos, Corinth, Rhodus, Tenedos, Ephesus, Cyzikus, Mitylene, wie aus dem Pausanias, Aristoteles, Herodot, Aeschylus und Achilles Tatius erhellet. Die Nachkommen des Harmodius, Aristogiton und einiger Andern genossen die Ehre der Speisung im athen. Prytaneum beständig. Die gewöhnliche Kost war eine Art von Kuchen (μαζα), und an Festtagen wurde Brot ausgetheilt; außerdem waren aber auch Fleisch und andere Nahrungsmittel da. Bei jedem Opfer mußte der zehnte Theil des Bauches von dem Opferthiere ins Prytaneum zur Speisung der Gäste geliefert werden, und wer dies unterließ, wurde von den Prytanen bestraft. Die Ehre, im Prytaneum gespeist zu werden, war außerordentlich groß.

Psalmen. Das griech. Wort Psalmos bedeutet sowohl Saitenspiel, als auch ein Lied, welches mit begleitendem Saitenspiel gesungen wird. In vorzüglichem Sinne hat man diese Benennung den hebräischen religiösen Liedern gegeben, die wir in den Schriften des alten Bundes als eine ganze Sammlung finden. Weit eigentlicher und schöner ist die ursprüngliche Benennung im Hebräischen, Lobgesänge, das Buch der Lobgesänge. Daß dies heilige Buch aus verschiedenen Gesängen besteht, ist offenbar; die Eintheilung derselben in 150 ist willkührlich, wiewohl sehr alt; in der hebräischen Bibel ist sie das Werk der Masorethen: sie ist bei den Juden in Gebrauch, und alle Protestanten haben sie angenommen. In der Septuaginta ist sie etwas anders, und diese Eintheilung ist seit den frühesten Zeiten in der kathol. Kirche üblich. Die Ordnung der Psalmen in verschiedene Klassen ist unstatthaft; denn wer vermag die Flamme des Himmels in Schaalen aufzufangen? Die kathol. Kirche hat 7 Psalmen den Namen Bußpsalmen gegeben, weil das tiefste Gefühl des zerknirschten Herzens in ihnen vorherrschender ist. Die Talmudisten, viele Rabbinen, und viele der Kirchenväter schreiben alle Psalmen dem David zu; sie wollen, daß Assaph, Ethan oder Jeduthun, Heman und die Kinder Korah nur vor einigen Psalmen genannt worden, weil sie solche in Musik gesetzt. Da aber Assaph in der heil. Schrift ein Seher genannt wird, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß er die mit seinem Namen bezeichneten 12 Psalmen gedichtet habe: sonach auch Ethan, Heman, und die Kinder Korah, wiewohl sie in der That, wie Assaph, Vorsteher besonderer, von David zum Tempelgesang angeordneter, Chöre waren, doch nicht als solche, sondern als Dichter vor besondren Psalmen genannt worden. Die meisten sind indessen wohl ohne Zweifel von David. Der 121. wird in der Ueberschrift dem Salomon zugeschrieben, von dem vielleicht auch einige andere seyn mögen. Wieder andere Psalmen sind wahrscheinlich aus den Zeiten der Könige von Juda, Nachfolger und Nachkommen Davids. Aus späterer Zeit sind auch vermuthlich die sogenannten Aufsteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wohl überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden

Jerusalem und dem Tempel beziehen. Im Allgemeinen sind zwar alle lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehrern Gliedern sich zu Einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht: sie umfassen alle menschliche Verhältnisse, aber alle mit Beziehung auf Gott. Der eigentliche Charakter der erhabenen Poesie: Fülle des Inhalts in gedrängter Kürze des edelsten, lebendigsten Ausdrucks — nimmt den Psalmen nichts von der liebenswürdigen Einfalt, noch von dem freiesten Schwung; und die Fülle ist so fruchtbar, daß die öftere Lesung immer neue Tiefe des Sinnes entdeckt, neue Schönheit. Die große Verheißung des Messias, welche schon den ersten Menschen gegeben worden, ward durch die Psalmen in so helles Licht gesetzt, daß man sie ein poetisches Evangelium nennen könnte; sie machen daher eine wichtige Epoche in der Geschichte unsrer Religion. Die Sänger der Psalmen gründen die Moral auf Wandel vor Gott: feurige Lobgesänge konnten zwar nicht zunächst die Bestimmung haben, ein Lehrgebäude der sittlichen Tugenden aufzuführen, aber dennoch ist wohl keine Tugend, welche sie nicht lehren, keine Pflicht, welche sie nicht mit schnell vorübergleitendem, aber hellem Lichte beleuchten. Zwar befremden uns verschiedene Ausdrücke in manchen, besonders davidischen Trauergesängen, Kriegs- und Sieges-Liedern, die Rachbegierde zu athmen scheinen; aber man bedenkt nicht, daß David nicht gegen seine Feinde, als solche, sondern daß er gegen die Feinde Gottes und seines Volkes als König und als Knecht des Herrn so eiferte. Alle Psalmen aber gehören dem Höchsten und Erhabensten an, was je die Dichtkunst erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeisternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über sie einen hellen Glanz, und erfüllt sie mit tiefer Innigkeit. Man muß sie nicht vergleichen wollen mit andern lyrischen Gesängen der Vorwelt; sie sind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächse des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lautesten erscholl und am reinsten bewahrt ward. Einige sind bei ganz besondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meisten aber, reich an Erhebung, Trost, kindlicher Zuversicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugnisse von Demuth und bußfertiger Seele, eignen sich eben sowohl für christliche Gesangbücher, wie sie in der heil. Schrift selbst uns tief und innig ergreifen. — Ueber das Sylbenmaß der Psalmen sind verschiedne Meinungen. Daß diese erhabnen, schwungvollen und feurigen Gesänge sollten in Reimen verfaßt worden seyn, scheint uns kaum einer Widerlegung werth; eben so ungegründet ist die Meinung derjenigen, welche den Psalmen darum den Rhythmus absprechen wollen, weil man bei nicht hinlänglicher Kenntniß der Längen und Kürzen hebräischer Sylben das Sylbenmaß nicht bestimmen kann. Regelloser Rhythmus, daß heißt solcher, der nicht in Strophen wiederholt wird, nicht in bestimmtem Versmaß besteht, sondern, ein freier Begleiter, aus Liebe sich der Empfindung anschmiegt, scheint uns der vollkommenste. nur die Begeisterung gibt ihn, und solchen hatten die verlornen pindarischen Dithyramben, solchen wahrscheinlich auch die ältesten morgenländischen Gesänge, Hiob, die Psalmen, das hohe Lied, die Weissagungen der Propheten. Die Psalmen sind poetisch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neuesten Uebersetzungen sind von de

Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipzig 1813). — Nachmals hat man auch erhabene religiöse Lieder neuerer Dichter Psalme genannt, wie wir unter andern von Klopstock einige herrliche besitzen in alttestamentischem Style.

Psalmodie. Man versteht darunter einen Gesang, der mit der natürlichen Rede viel Aehnlichkeit hat, oder der gleichsam zwischen dem Gesange und der Rede das Mittel hält. Die Aehnlichkeit mit der bloßen Sprache erhält ein solcher Gesang größtentheils durch die Einförmigkeit seiner Melodien; daher das Absingen der Psalmen, welchen Namen an einigen Orten die Kirchenlieder bekommen; 2) überhaupt das Singen zu einem Instrumente.

Psalter, Psalterium, bei den Hebräern ein Saiteninstrument, welches nach Einigen unserer Harfe, nach Andern der Laute ähnlich gewesen seyn und 33 Saiten gehabt haben soll; 2) ein Buch, in welchem die bei dem Gottesdienste gebräuchlichen Lobgesänge enthalten sind. 3) Endlich nannte man auch so einen besonders langen Rosenkranz, der in einigen Nonnenklöstern in Gebrauch war.

Psammitich, Psammetich, s. Aegypten und Labyrinth.

Pseudo heißt in mehreren Zusammensetzungen falsch; als: pseudonym, falschnamig u. dgl. m.

Pseudo-Demetrier, s. Rußland (Geschichte von).

Pseudo-Isidorus, s. Isidorus, Dekretalen u. Päpste.

Psyche (die Seele), die Geliebte des Cupido, worunter man sich anfangs auch weiter nichts als die Seele denken mochte, welche die Mythe aber nachher versinnlichte, und der Psyche eine Genealogie schuf. Sie war die jüngste von 3 Königstöchtern, und von so seltener Schönheit, daß man sie die zweite Venus nannte. Eifersüchtig über diese irdische Nebenbuhlerin, befahl Venus ihrem Sohne, sie in den häßlichsten Menschen verliebt zu machen; Amor wurde aber selbst von ihr bezaubert, und ließ sie von den Zephyren in ein reizendes Lustgefilde entführen, wo sie von unsichtbaren Nymphen bedient wurde. Alle Nächte besuchte sie ihr Liebhaber unerkannt, warnte sie auch, nicht zu versuchen, ihn kennen zu lernen, welches Psyche befolgte, bis einst Ampr, auf ihre Bitte, ihre Schwestern zu ihr bringen ließ. Diese überredeten sie, ihr Liebhaber müsse wahrscheinlich ein Ungeheuer seyn, weil er sich nicht sehen lassen wolle, und gaben ihr eine Lampe und ein Messer, den Unbekannten zu beleuchten und zu tödten. Als er einst an ihrer Seite entschlummert war, zündete sie die Lampe an, und bewaffnete sich mit dem Messer, das sie vor freudigem Schrecken fallen ließ, als sie in ihrem Geliebten den Liebesgot erkannte. Sie wurde nicht müde, ihn und seine Waffen zu besehen. Jetzt ritzte sie sich in einen seiner Pfeile, wodurch ihre Leidenschaft noch verstärkt wurde. Die zitternde Hand vermochte nicht mehr die Lampe zu halten; es entfiel ihr ein Tropfen heißes Oel, welches dem schlummernden Gott auf die Schultern brannte. Er erwachte, und verließ sie zürnend. Vergeblich klammerte sich Psyche an seine Füße, er entwand sich ihr, und sie fiel aus der Luft herab. Voll Verzweiflung stürzte sie sich in einen Fluß; doch dieser trug sie an das jenseitige Ufer, wo Pan, der sich eben daselbst Pfeifen aus Schilfe schnitt, sie ermahnte, alles zu versuchen, um sich mit dem liebreichsten aller Götter wieder auszusöhnen. Sie suchte ihn überall, zuletzt in dem Pallaste seiner Mutter, welche sie als Sklavin bei sich behielt, und sie zu einer Menge schwerer Dienste verdammte, unter welchen sie, da die mehresten die menschlichen Kräfte überstiegen, würde haben erliegen müssen, wenn nicht Cupido ihr unsichtbar geholfen, oder Helfer zugesandt hätte. Sein Zorn war entwaffnet, er litt selbst mit der Geliebten, und bat endlich den Jupiter fußfällig, ihre und sein Leiden zu enden. Jupiter gab der Psyche Unsterblichkeit, versöhnte auch die Venus, welche zu der Verbindung ihre Einwilli-

gung gab, und bei der hochzeitlichen Feier derselben im Olymp den Tanz eröffnete. Psyche wird mit Schmetterlingsflügeln abgebildet, auch als Schmetterling selbst, wo sie aber seltener Amors Geliebte anzeigt, als den Begriff Seele oder Unsterblichkeit ausdrückt. Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d. Art.).

Psychologie, Sittenlehre. Hierunter kann man die ganze Erkenntniß vom denkenden Subjekt zusammenfassen, und daraus eine Wissenschaft (im weitern Sinne des Worts) alles desjenigen bilden, was im innern Sinne zu finden seyn muß und zu finden ist. Sie ist ein Theil der Physik im weiteren Sinne. Die Philosophie über das denkende Subjekt, welches man Seele nennt, faßt sich entweder auf Gründe der Erfahrung, dann heißt sie empirische Psychologie, oder sie trägt ihre Lehren lediglich aus Prinzipien a priori vor, und wird rationale oder reine Psychologie genannt. Bei der empirischen Psychologie liegt innere Erfahrung zu Grunde, nämlich über die denkende Natur des Menschen; sie ist also Erkenntniß a posteriori, oder aus dem durch den innern Sinn Gegebenen. Sie muß aber jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben, weil Mathematik auf die Phänomene des innern Sinnes nicht anwendbar ist, und weil sie in ihr das Mannichfaltige der innern Beobachtung nur durch bloße Gedankenabtheilung von einander abgesondert, nicht aber abgesondert aufbehalten und beliebig wiederum verknüpfen, noch weniger aber ein anderes denkendes Subjekt sich unsern Versuchen der Absicht angemessen von uns unterwerfen läßt, und selbst die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachtenden Gegenstandes alterirt und verstellt. Sie kann daher nur Naturbeschreibung der Seele, aber nicht Seelenwissenschaft, ja nicht einmal psychologische Experimentallehre werden. Man kann diese empirische Psychologie auch Anthropologie des innern Sinnes nennen, und sie ist die Kenntniß unseres denkenden Selbst im Leben, eine theoretische Erkenntniß, die aus der Beobachtung unser selbst geschöpft wird (s. Anthropologie). Die reine Vernunft fordert ein absolutes Subjekt, d. i. ein solches Subjekt, auf welches sich zuletzt alle Prädikate beziehen, das aber weiter nicht Prädikat eines andern Subjekts seyn kann, und giebt so die Idee zu einer transscendentalen Seelenlehre (Psychologia rationalis) als der Wissenschaft von dieser Idee. Diese Wissenschaft ist, als positive oder solche, die etwas lehrt, eine Scheinwissenschaft; als negative oder solche, die Scheinerkenntnisse aufdeckt, eine echte Wissenschaft. Sie ist dann ein Zweig der Metaphysik (s. d. Art.) Die transscendentale Psychologie lehrt die Natur der psychologischen Idee, welche darin besteht, daß wir, vermöge dieses regulativen Vernunftbegriffes, alle Erscheinungen, Handlungen, und jede Empfänglichkeit unseres Gemüths, an dem Leitfaden der innern Erfahrung so verknüpfen müssen, als ob unser Gemüth eine einfache Substanz wäre, die, mit persönlicher Identität beharrlich (wenigstens im Leben) existirt, indessen daß ihre Zustände, zu welchen die des Körpers nur als äußere Bedingungen gehören, kontinuirlich wechseln. Wenn aber der Gebrauch der Vernunft in einer rationalen Naturbeschreibung physisch oder immanent ist, so entsteht eine echte Erkenntniß des Gegenstandes des innern Sinnes, der Seele. Diese Erkenntniß von den Grundbegriffen überhaupt der denkenden Natur, oder der Metaphysik der denkenden Natur heißt immanente rationale Psychologie, wenn man nämlich die transscendentale und immanente rationale Psychologie unter dem allgemeinen Namen der rationalen Psychologie zusammenfassen und darunter die Wissenschaft von dem verstehen wollte, was einem denkenden Wesen als solchem zukommt. Die Gegenstände der empirischen Psychologie können in folgenden drei Haupttheilen zusammen begriffen werden: I. Von den allgemeinen Bedingungen der Wirksamkeit der menschlichen Seele. 1) von dem Körper als dem Organ

der Seele, 2) von der Gemeinschaft der Seele und des Körpers, 3) von der materialen Welt als allgemeiner Bedingung ihrer Wirksamkeit. II. Von den Erscheinungen der Seele, ihren Kräften und ihrer Wirksamkeit. 1) Von dem Bewußtseyn, 2) von den Vorstellungen, 3) vom äußern und innern Sinne, und den Wirkungen der Sinnlichkeit, den Wahrnehmungen, Empfindungen, sinnlichen Begehrungsvermögen ꝛc. 4) Vom Verstande, als dem allgemeinen Namen aller Erkenntnißkräfte, und seinen Wirkungen a) an sich, b) in Verbindung mit der Sinnlichkeit. III. Von einigen besondern Zuständen, 1) dem Schlafe und was dem ähnlich ist, 2) den Träumen, 3) den Seelenkrankheiten, 4) den Unterschieden der Menschen, nach Körper, Gemüthsart, Temperamenten ꝛc. — Aristoteles hat zuerst eine Psychologie geschrieben, in der er zuerst die Natur und Substanz, sodann die Accidenzen der Seele untersuchte; und von diesen wieder erst die eigenthümlichen, dann die gemeinsamen. Er untersucht zugleich erst dasjenige, was man vor ihm über die Seele gesagt hat, und liefert dadurch eine Geschichte der psychologischen Erkenntnisse vor seiner Zeit. Das Lebendige, sagt er, unterscheide sich nämlich von dem Leblosen hauptsächlich durch zwei Stücke, die Bewegung und die Empfindung. Demokrit behauptete daher, die Seele sey ein gewisses Feuer und Wärme, die aus unzähligen runden Atomen bestände, welche beständig aus der Luft aus- und eingeathmet würden; auch Leukipp war dieser Meinung. Selbst die Pythagoräer scheinen sich die Seele so vorgestellt zu haben, nämlich einige als aus Elementen bestehend, die in der Luft schwimmen, andere, daß sie das sey, was diese bewege. Sie alle scheinen die Bewegung als etwas der Seele Eigenthümliches angesehen zu haben. Demokrit sagte, die Seele und der Verstand sind eins und dasselbe; Anaxagoras aber, die Seele sey die Ursache des Verstandes. So trägt Aristoteles auch die Vorstellungen des Plato im Timäus, des Thales, Diogenes, Alkmäon, Hyppon, Kritias vor, die alle der Seele drei Stücke, Bewegung, Empfindung und Unkörperlichkeit, beilegen. In Descartes Werken finden sich metaphysische Meditationen, in welchen Gottes Daseyn und daß die menschliche Seele vom Körper unterschieden sey, demonstrirt wird; auch hat Descartes ein Buch über die Leidenschaften der Seele geschrieben. Malebranche hat ebenfalls psychologische Gegenstände behandelt. In des Spinoza Ethik findet man eine Art von rationaler Psychologie. Wolf aber hat zuerst die empirische Psychologie von der rationalen getrennt. Er hat sich überhaupt das Verdienst erworben, zuerst die Psychologie, als eine eigene Wissenschaft, in systematischer Gestalt behandelt zu haben. In der empirischen Psychologie geht Wolf unmittelbar von der Erfahrung aus, versucht die Erfahrungserkenntniß der Seele in systematischer Ordnung vorzutragen, und steigt überall analytisch von den Folgen und Wirkungen zu ihren höhern Gründen und Bedingungen auf. In der rationalen Psychologie sucht er auf synthetischem Wege aus einem metaphysischen Begriffe von der Seele die Vermögen und Wirkungsgesetze der Seele a priori abzuleiten. Nach ihm ist bis auf Kant, in Ansehung des Begriffs einer Psychologie und der Eintheilung desselben, wenig geleistet worden. Kants pragmatische Anthropologie ist eine empirische Psychologie zum Behufe eines klugen Verhaltens gegen Menschen geschrieben. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empirische Psychologie in mehreren Compendien bearbeitet von K. L. F. Schmid, H. L. Jakob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empirischen Psychologie nebst Commentar über denselben herausgegeben hat, J. Ch. Hofbauer in mehreren Schriften, Maaß, Kiesewetter Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hofbauer sind zum populären Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publikum geeignet, die der Ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben

zuletzt die empirische Psychologie G. F. Schulze (Grundriß der philosophischen Welt, 1r Th.), Fr. Aug. Carus, der auch eine Geschichte der Psychologie geliefert, und Chr. Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neuesten Untersuchungen sind von G. F. Schulze (psychologische Anthropologie, Gött. 1815), Herbart (Lehrbuch zur Psychologie, Königsb. 1816), und Eschenmayer (Psychologie, Tübing. 1816). Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenschaften), Dirksen (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert (z. B. Ahnungen des menschlichen Lebens und Symbolik des Traums).

Ptolemäer, allgemeiner Name der ägyptischen Könige von der griechischen Dynastie, welche nach Alexander des Großen Tode 332 sich des Landes bemächtigte und es bis zur Eroberung durch die Römer 31 v. Chr. regierte. Berühmt sind: 1) Ptolemäus der Erste, Lagi oder Soter, war der Sohn Philipps und der Arsinoe, Philipps Beschläferin, behauptete sich nach Alexanders Tode als Statthalter von Aegypten, vereinte damit einen Theil von Libyen, Arabien, Cölesyrien, Palästina und Cyrene und regierte seit 307 als König. Mit Antigonus von Syrien in Streit gerathen, besiegte er ihn bei Ipsus 301, verschönerte und erweiterte Alexandrien, erbaute den Pharus, legte den Grund zur Bibliothek, zog eine Menge gelehrter Griechen in sein Reich und st. 234 vor Chr. im 82. Lebensjahre. Ihm folgte sein Sohn — 2) Ptolemäus d. Zweite Philadelphus, ein gelehrter und prachtliebender Fürst, erbaute mehrere Städte, ließ die von seinem Vater angelegte Bibliothek vermehren, so wie das alte Testament in die griechische Sprache übersetzen, und unterdrückte die Empörung seines Bruders Magas mit Gewalt. Durch die Schifffahrten auf dem rothen Meere, das er durch einen Canal mit dem Nil verband, entdeckte er zuerst die Ursache der jährlichen Nilüberschwemmungen. Er st. 247 und ihm folgte sein Sohn — 3) Ptolemäus d. Dritte eroberte alle Länder zwischen dem Taurus und Indien, wurde durch eine Empörung zur Rückkehr genöthigt und brachte die von den Persern geraubten Götterbilder zurück, was ihm den Beinamen Euergetes erwarb. Hierauf verbesserte er das Innere seines Reichs, beförderte Kunst und Wissenschaft und st. 221, als er eben im Begriff war, einen Feldzug nach Griechenland zu thun, wie man sagt, durch die Hand seines Sohnes — 4) Ptolemäus d. Vierte Philopator, der, nicht zufrieden mit dem Tode seines Vaters, auch noch seine Mutter und Geschwister ermorden ließ. Um seinen Hang zur Ausschweifung zu befriedigen, überließ er die Zügel der Regierung seinen Ministern, die das Volk so drückten, daß eine Empörung ausbrach, die nur mit Mühe gedämpft werden konnte. Mit den Römern erneuerte er 204 das mit seinem Vater abgeschlossene Bündniß, verfolgte die Juden mit Grausamkeit und st. 204. — 5) Ptolemäus d. Fünfte Epiphanus, Sohn des Vorigen, war bei dem Tode seines Vaters kaum 5 Jahr alt und wurde gegen Antiochus v. Syrien, der diesen Umstand benutzen wollte, durch die Treue seiner Truppen geschützt. Als er mündig geworden, überließ er sich den Ausschweifungen, ermordete seinen Vormund Aristomenes und brachte durch seine Tyrannei das Volk zum Aufstande, das ihn 131 vergiften ließ, als er eben einen Feldzug nach Syrien unternehmen wollte. — Ptolemäus d. Sechste Philometor folgte seinem Vater in der Regierung, führte mit Alexander Balas v. Syrien Krieg und st. 146 v. Chr. Ihm folgte sein Bruder — 7) Ptolemäus d. Siebente Phiskon, mit dem er eine Zeitlang regierte, hatte, zum Nachtheil seines Sohnes, den Ptolemäus d. Siebente in den Armen seiner Mutter ermorden ließ. Durch seine Ausschweifungen und Tyrannei entstand eine Empörung; er wurde im J. 130

vertrieben, kehrte nach zwei Jahren zurück und st. 116. — 8) Ptolemäus d. Achte, Lathurus oder Soter, Sohn des Vorigen, folgte ihm, wurde aber durch seine Mutter Cleopatra vertrieben und begab sich nach Cypern. Von hieraus griff er den König der Juden, der seiner Mutter beigestanden, an, schlug ihn und wüthete mit der größten Grausamkeit gegen die Juden. Nach dem Tode seines Bruders, Alexander I., kehrte er nach Aegypten zurück und st. daselbst 81 v. Chr. — 9) Ptolemäus d. Zwölfte Auletes, natürlicher Sohn von Pt. Lathurus, gelangte nach Alexander III. 65 v. Chr. zur Regierung, mußte durch große Summen sich die Freundschaft Cäsars erkaufen und wurde, weil er ruhig geschehen ließ, daß die Römer Cypern angriffen und eroberten, aus dem Lande vertrieben (58 v. Chr.). Seine Tochter Berenice folgte ihm und vermählte sich, um ihre Herrschaft zu behaupten, mit Seleukus, Bruder des Königs Antiochus XIII. von Syrien, verstieß ihn aber bald wieder und erwählte Archelaus von Pontus. Ptolemäus hatte sich indeß zu den Römern begeben und seine Wiedereinsetzung verlangt. Da dies jedoch nicht erfolgte, wandte er sich nach Ephesus zum Proconsul Aulus Gabinius, der ihn gegen den Willen der Römer für eine große Summe Geld nach Aegypten zurückführte. Archelaus blieb in einer Schlacht. Berenice wurde hingerichtet und der König Ptolemäus Auletes selbst st. 51 v. Chr. — 10) Ptolemäus der Dreizehnte, Dionysus, Sohn und Nachfolger des Vorigen, regierte anfangs mit seiner Schwester Cleopatra gemeinschaftlich, vertrieb sie aber nachher und ließ Pompejus den Großen bei seiner Landung ermorden, Cäsar, gewonnen durch die Reize der Cleopatra, sprach ihm das Reich ab und Ptolemäus kam in dem dadurch entstandenen Bürgerkriege (47) ums Leben. 11) Ptolemäus d. Vierzehnte, das Kind, Bruder des Vorigen, vermählte sich im 11. Jahre mit seiner Schwester Cleopatra (vergl. d. Art.), folgte ihr nach Rom und wurde von ihr, auf die Nachricht von Cäsars Tod, ermordet. S. Aegypten.

Ptolemais, s. Acre.

Ptolemäus (Claudius), einer der berühmtesten Geographen, Astronomen und Mathematiker des Alterthums, geb. zu Pelusium in Aegypten 70 n. Chr., blühte zu Alexandria unter der Regierung des Markus Antonius und Hadrian, und soll gegen 80 Jahre alt geworden seyn. Er hat uns in seinen Werken ein vollständiges System seiner Lieblingswissenschaft, der Astronomie, hinterlassen; er berichtete das Fixsternverzeichniß des Hipparchos, und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in seinem Werke Μεγαλα Συνταξις (aus 13 Büchern bestehend) übergab (Basel 1538 Fol.). Das Weltsystem, welches er hier aufstellt, ist unter dem Namen des Ptolemäischen bekannt. (S. Copernicus und Weltsystem.) Vergl. über dieses Werk d. A. Almagast. Eine andere wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine Geographie in 8 Büchern. Er folgte bei seiner Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber sein Werk mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen und er war der erste, welcher die Lage der Orte nach den Graden der Länge und Breite bestimmte und den geometrischen Grund zur Verfertigung der Landcharten und der Projektionen der Erde legte. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorum recogn. Montanus, Lond. 1618 Fol.) Außer diesen beiden Hauptwerken besitzen wir noch verschiedene andere minder wichtige Werke von Ptolemäus.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet. Sie tritt nach Verschiedenheit des Geschlechts, der Individuen, der Völker und vorzüglich

des Klima (Himmelsstriches), früher oder später ein. Der Knabe wird Jüngling, das Mädchen wird Jungfrau, d. h. sie treten in diejenigen Jahre über, wo die Natur nicht mehr bloß, wie bisher, für die Entwickelung ihres Individuums besorgt, sondern wo sie durch die entwickelte Individualität derselben auf den höhern Zweck der Erhaltung der ganzen Menschengattung hinarbeitet. Beide werden nun mannbar, in kalten und gemäßigten Ländern später, in heißen Ländern früher, ja selbst die Lebensart, die körperliche Erziehung, die Reinheit oder Ueppigkeit der Einbildungskraft und vor allen Dingen die herrschenden Sitten haben auf den Eintritt dieser Mannbarkeit den wichtigsten Einfluß. Glücklich das Individuum, glücklich das Volk, wo dieser Eintritt so spät als möglich fällt, und nicht diesseit der völligen körperlichen Reife des Individuums statt findet; denn frühzeitige Mannbarkeit zieht frühzeitige Erschöpfung der Lebenskraft nach sich und zwölfjährige Jungfrauen sind im dreißigsten Jahre abgelebte Matronen, so wie vierzehnjährige Jünglinge im vierzigsten Jahre lebenssatte Greise. Der Zustand der Mannbarkeit zieht übrigens die merkwürdigsten Veränderungen namentlich in der physischen, aber auch in der geistigen Organisation der Individuen nach sich. Das Wachsthum des Körpers geht, ohne das Hinderniß organischer Fehler und kränklicher Zustände, in diesem Zeitabschnitte mit Macht vor sich, ja oft scheint die Natur eine vorsätzliche Kraftanstrengung, denselben mit einem Male zur Höhe einer vollkommnen Statur empor zu treiben, auf dieses Lebensalter verspart zu haben. Die ersetzenden Theile im Körper sind während desselben gegen die abgehenden immer im Uebergewichte und die häufige Absonderung jener Säfte, die den köstlichen Stoff der Lebenserhaltung und Lebenserzeugung ausmachen (vergl. d. Art. Befruchtung), bringt in die Adern des Jünglings eine strotzende Kraft und in die Adern der Jungfrau eine glühende Wärme, bei welcher ihre ganze physische Organisation der üppigsten Reife entgegentritt. Die zur Fortpflanzung der Gattung bestimmten Theile erhalten ihre völlige Ausbildung; die Natur umschattet dieselben mit einem feinen Haargewebe; das Kinn des Jünglings bekleidet sich mit dem ersten Anfluge der künftigen Männerzierde; der Busen der Jungfrau wölbet sich zu einem verschwiegenen Heiligthume der Mutterliebe und in ihrem Schooße gähren und fließen periodenweise die Säfte, die dem werdenden Embryo die erste Nahrung seyn sollen; die Stimme des Jünglings tönt stärker und voller aus der Brust hervor, die Sprache der Jungfrau wird gefühlreicher und inniger; das Auge des Jünglings sprüht Funken eines unnennbaren Verlangens, der Blick der Jungfrau senkt sich nieder, während ihre Wange vom köstlichsten Roth, das es auf Erden gibt, umspielt wird; in beiden entwickeln sich unbekannte Triebe, sie stehen zugerüstet zu dem Augenblicke, von dessen Eintritte und Wirkung die Gottheit die Fortpflanzung ihres Geschlechtes abhängig machte. Aber auch die geistige Organisation des Menschen fühlt den Einfluß dieses Lebensalters. Im Jünglinge und in der Jungfrau erreicht die höhere Sinnlichkeit ihre feinste Blüthe, die Einbildungskraft ist in stetem Reihentanze mit den lieblichsten Lebensbildern begriffen; die Empfindungen und Gefühle erhalten eine bisher nicht geahnte Innigkeit und Wärme; die Neigungen, Begierden und Leidenschaften lehnen sich oft gegen die Oberherrlichkeit der Vernunft auf oder brechen die, mit ihr von Zeit zu Zeit eingegangenen Verträge; die sympathetischen Gefühle suchen auf allen Seiten Nahrung und in der Brust des Jünglings wachen namentlich diejenigen Gemüthsbewegungen auf, welche die künftige Mannskraft ahnen lassen, Vertrauen zu sich selbst, Freimüthigkeit, Edelsinn, Freundschaft und eine herrschende Vorliebe für Alles, was von Charakteradel zeugt. Wohl jedem, der

als Mann und Greis mit Wohlgefallen auf sein Jünglingsalter zurückblicken kann. Es macht im Gewebe seines irdischen Daseyns den köstlichsten, den glänzendsten Faden aus, es ist die schönste Blüthe, die, in der Periode des Wachsthums, auf dem Baume des Lebens treibt.

Publicität, s. Oeffentlichkeit.

Publikum. Seitdem die Buchdruckereien das Lesen fremder Gedanken erleichterten und Jedermann lesen und schreiben lernen darf, liest Jedermann. Es gibt Menschen, welche behauptet haben, daß der in den niedern Ständen geborne Mensch nichts lesen als religiöse Sachen, und von nichts Kenntniß nehmen müsse, als von seinen Pflichten. Dies ist aber unnatürlich, wenn gleich in manchen Staaten die Polizei nur in Aesthetik und in den absoluten Wissenschaften, als wenn sie allein den gebildeten und ungebildeten Menschen vergnügen und unterrichten könnten, der Literatur freien Lauf läßt, und über Interessen der höhern Staatsleitung solche im Zustande der Kinderjahre der Civilisation fortleben lassen will. Haben sich aber einmal die Menschen civilisirt, sey es durch die Einleitungen der Regierung, oder selbst wider deren Willen durch den großen Weltverkehr der Einzelnen mit der übrigen Menschheit; so folgt, daß die wohlunterrichteten Kinder der Pflicht auch neugierig werden, ihre Rechte kennen zu lernen. Für Monarchien ist die Aufklärung nicht gefährlich, denn der gebildete Mensch lernt vernünftig einsehen, daß er Gesetzen gehorchen muß, welche seinen Staat regieren, und daß er wohlerworbene Rechte ehren muß; aber dieses Vielwissen kann den Beamten gefährlich werden, welche die Menschen gerne gängeln möchten nach Willkühr, oder den Ständen, welche sich anmaßen, Regenten und Volk zu regieren von Geburts wegen oder Amts wegen. Diese wähnen durchaus das Alte fortbestehen lassen zu müssen, weil Staatsverfassung und Religion sich stets gleich bleiben und die niedern Stände sich nicht anmaßen dürften, bei aller Achtung für Einzelne, die die Gunst oder das Verdienst hervorhöbe, auch von ihren Rechten im Allgemeinen zu reden. Es herrscht unter den verschiedenen Ständen in den Städten mehr Gleichheit der Bildung als auf dem Lande, aber allmählig werden auch auf dem Lande die nützlichen Kenntnisse sich allgemeiner verbreiten. Das gebildete Publikum ist viel leichter zu regieren im Interesse der Monarchie, als ein ungebildetes. Die Aristokratie, d. h. der Einzelne, welcher egoistische Plane hegt, wie in Spanien, in Portugal, in Neapel, in Sardinien und in Rußland in unserm Jahrzehend von der Militärinsurrektion versucht wurde, hat in Völkern geringer allgemeiner Aufklärung ein leichteres Spiel, eine Staatsumwälzung einzuführen, aber ein sehr schweres unter gebildeten Völkern. Nie wird es einem preußischen Obersten einfallen können, sein Regiment zu einer Insurrektion hinreißen zu können, wenn er wollte, wohl aber in Ländern, wo man blindlings dem Chef gehorcht. Wir haben wider Frankreichs Napoleon Militärinsurrektionen erlebt, als ihm noch die Regenten z. Th. die Spitze zu bieten versagten, aber da war es gemeine Volksmeinung, daß die fremde Herrschaft ein Ende haben müsse, der Offizier folgte der allgemeinen Meinung, er leitete sie nicht. Höchste Aufklärung in einem Publikum ist daher der Monarchie nur gefährlich, wenn sie gegen solche direkt vorwaltet. Dies ist aber in Monarchien christl. Staaten gewiß höchst selten. Es ist eine sonderbare Idee Benzenbergs, das Publikum in Aktionäre der Staatsgesellschaft und in Schutzverwandte zu theilen. Aktionäre sind ihm die Besitzer von Grundgütern, oder vielleicht, denn man muß von seinem Gegner immer die rationalere Meinung vermuthen, derjenigen, welche die besten Besitz- und Gewerbloose gezogen haben und nutzen. Schutzverwandte, die misera plebscontribuens einer auswärtigen Constitution, trägt ehrlich mit in den indirekten Steuern und volle Last der Conscription. Es schneidet jetzt keine Verfassung civilisirter Völker

dem Aermsten bei Talenten, Fleiß und Glücke die Hoffnung ab, einst ein Vielbesitzer werden zu können. Wohnt Einsicht, Patriotismus, d. h. Mangel an Egoismus und Reichthum, mit der Vaterlandsliebe nicht immer den Vielbesitzern vorzugsweise bei: so ist es irrig, das unterrichtete und sein Vaterland liebende Publikum bloß in den Männern der großen Loose zu suchen. Man muß jede Staatseinrichtung ehren, aber es macht dem Scharfsinn der Politiker keine Ehre, welche ihr Ideal eines vollkommneren Staats grade in England suchen wollen, das neben manchem Guten, wenigstens das Schlimme hat, daß der Minister, welcher im Sinne der 400 reichsten Besitz-Familien regiert, stets der Mehrheit der parlamentarischen Versammlung gewiß ist und daß seine Verfassung es dem Könige und den Ministern unendlich schwer macht, Dinge, die das Gemeinwohl fordert, durchzusetzen, wenn dies Durchsetzen der Mehrheit dem Eigennutz oder den Vorurtheilen der Parlamentsfamilien entgegen ist. So ißt z. B. kein Volk sein Fleisch, sein Brot und sein Gemüse theurer, als das brittische, weil man selbst in der Nähe der großen Städte die kleinen Landstellen eingehen ließ und nun aus der Fremde Eier, Federvieh, Honig, Wachs und alle Erzeugnisse der Familienkultur des Bodens, als zu geringfügig, um in England erzogen zu werden, bezieht und in Hinsicht der Haupterzeugnisse der großen Landwirthschaft keine Concurrenz des Auslandes dulden will. Beides ist die Folge des verkehrten Systems, die meiste Bevölkerung der Nation in den Fabriken und nicht, wie in Belgien, zur Veredlung des Bodens wirksam seyn zu lassen. Die Verwaltung Englands, besonders im diplomatischen Fache, ist sehr weit davon entfernt, wohlfeil zu seyn; und das Anleihesystem der Briten, mit ihren Dreiprocentfonds ohne Reduktion ist eine Schmach des Staats-Creditwesens, da man niemals der Nachkommenschaft mehr Geld zu tilgen auferlegen muß, als man empfangen hat; denn, dies führt zum Ruin der verschuldeten Staaten und hindert dessen Vorrecht bei besseren Finanzen die Zinsen der Staatsschuld zu reduziren, oder das Kapital abzutragen.

Publicist, Staatsrechtslehrer. Der gründliche Publicist kann, unter allen Vorbereitungskenntnissen, der Geschichte, Statistik, Politik, des Gesellschaftszustandes der übrigen civilisirten Staaten, der lateinischen und französischen Sprache und der Rechtskenntnisse der civilisirten Staaten, das Naturrecht, das nur im Ideal existirt, am leichtesten entbehren. Das verwickeltste Staatsrecht hatten wir Deutschen vormals und haben es auch noch, da die reine Souveränität unserer einzelnen erhaltenen Regentenhäuser gegen ihre Völker, Glieder der Dynastie und die andern Bundesstaaten, so wie gegen die Standesherren noch immer sehr von einander abweicht. Ausgebildet war unser untergegangenes Staatsrecht so wenig, daß die wichtigsten Fälle durch das leidige oft ungewisse Herkommen regulirt wurden und wie widersprechend sich noch z. B. die nicht umgebildeten Hausgesetze unsrer Dynastien? — Unsre Staatsrechtslehrer aus der Periode des nun verschollenen Reichsverbandes hingen mächtig am alten Recht, das die Vorzeit und das Herkommen gegründet hatten. Das, was die Zeit bedurfte, um die deutsche Fürstenunabhängigkeit wider das Ausland zu behaupten, damit nicht eine französische Republik oder Kaiser unser Staatsgebäude unterwerfen könne, das beschäftigte die deutschen und polnischen Publicisten gar wenig, fiat justitia (in ihrem Sinn) et pereat mundus, war ihr Wahlspruch und außer den Schriften östreichischer Publicisten war es System, die kaiserliche Oberhoheit zu einem Schattenbilde und die landesherrliche zum höchsten Glanze zu erheben. Dohms Denkwürdigkeiten haben sichtbar diesen Fehler und manche Akten Klübers über den Wiener Congreß, verglichen mit der diplomatischen Praxis zeigen, daß die reine Monarchie und der Einfluß der Grundeigenthümer auf die Gesetzgebung in konstitutionellen Staaten seit jenem Congresse immer

festeren Fuß gewonnen hat. Wo alte ständische Verfassungen noch fortexistirten, da erfuhren diese nur eine leichte Umbildung; und gab die Monarchie dem Bürger- und Bauernstande hie und da wesentlichere Rechte, als sie bisher genossen: so verfehlte sie nicht, sich meistens so zu stellen, daß sie vereint mit beiden Letzteren das Steuerwesen im allgemeinen Belang und in der Wahl und Repartition der Auflagen, selbst wider den Willen der großen Grundeigenthümer und der Standesherren, welche vorhin Reichsfürsten waren, leiten konnte. Wenige Veränderungen erfuhren die alten ständischen Verfassungen, wo die Monarchie im habituellen Besitz der Leitung der nöthig befundenen Steuerausschreibungen durch die lenksamen alten Stände sich zu befinden glaubte. Es gibt dagegen wenige Staaten Deutschlands, in deren Ministerien nicht ein und andrer geborner Bürgerlicher Aufnahme erlangte. — Da übrigens die Bundesversammlung, wegen der Souveränität der einzelnen Bundesfürsten, sich selbst oft für inkompetent erklärt: so möchte wohl das dornige Feld der allgemeinen und Specialpolitik der Bundesstaaten noch immer den deutschen Publicisten zu allerhand Erläuterungen reichlichen Stoff darbieten. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neuern Diplomatik sind von Martens Recueil de principaux traités (von 1761 bis 1808) T. XI. (2 Ed. 1817) und dessen Nouveau Recueil des Traités d'Alliance, de Paix etc. (von 1808 bis 1818. T. III. Götting. 1817), ferner Schoell's Recueil de pièces officielles 12 vol., Koch's Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell. 15 vol. Paris 1818, Klüber's Akten des Wiener Congresses 7 Bde. und des Freiherrn Karl v. Martens Manuel diplomatique (Leipzig 1822), zu empfehlen. Was ehemals die kaiserl. Wahlkapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutschen Bundesversammlung wieder der Fall seyn.

Pufendorf (Samuel), einer der ersten und größten deutschen Naturlehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geboren 1632 im Dorfe Chemnitz, bei Chemnitz im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fortschritte gemacht hatte, widmete er sich mit Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte. Er verband mit diesem Studium das der Cartesianischen Philosophie und der Mathematik. Da er sich vergeblich um eine Stelle in seinem Vaterlande bewirb, so ward er 1638 Hofmeister des Herrn von Coyet, schwedischen Gesandten am Hofe von Dänemark. Er begab sich mit seinem Zöglinge nach Kopenhagen, aber kaum war er angelangt, als der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, und er mit der ganzen Familie des schwedischen Gesandten verhaftet wurde. Während ihrer Verhaftung, die 8 Monate dauerte, studirte er besonders Hugo Grotius Werk de jure belli et pacis und Hobbes politische Schriften. In der Folge setzte er die Resultate seines philosophischen Nachdenkens über diese Werke in Ordnung und machte 1660 sie zu Haag bekannt unter dem Titel: Elemente der allgemeinen Rechtswissenschaft (Elementa jurisprudentiae universalis). Dieser erste Versuch erwarb ihm einen solchen Ruhm, daß der gelehrte Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, für ihn auf der Universität Heidelberg eine eigene Professur des Natur- und Völkerrechtes, die erste in Deutschland, stiftete. Hier blieb er bis zum J. 1670, wo Karl XI., König von Schweden, ihm eine Professur der Rechte auf der neuerrichteten Universität Lund gab, ihn zu seinem Historiographen und zum königl. Hofrath ernannte. Mehrere Fürsten stritten um den Vortheil, einen solchen Mann zu besitzen. Pufendorf gab dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, den Vorzug, der ihn 1686 nach Berlin berief. Hier wurde er Hofrath, Historiograph und Kammergerichts-Beisitzer,

und erhielt den Auftrag, das Leben des großen Kurfürsten zu schreiben. Er starb zu Berlin den 25. Okt. 1694. Unter den Werken, die ihm einen Namen in Europa gemacht haben, sind die vorzüglichsten: Geschichte von Schweden seit Gustav Adolfs Feldzug in Deutschland bis auf die Abdankung der Königin Christina (in lat. Sprache), Utrecht 1661; Geschichte Karl Gustavs, Königs von Schweden, in 2 Th. Nürnb, 1696 (ebenfalls lat.); Geschichte Friedr. Wilh. des Großen, Kurfürst von Brandenburg, Berlin 1693; Elementorum jurisprudentia universalis libri duo, Haag 1660, mit einem Anhang de Sphaera morali, der von einer andern Hand ist; Joannis Meursii miscellanea laconica, Amsterd. 1661; Severini de Monzanbano de statu imperii germanici, Genf 1667, erschien seitdem in mehreren Ausgaben und Uebersetzungen, obgleich es heftigen Widerspruch unter den Gelehrten fand (Pufendorf, der erst nach seinem Tode als Verfasser dieses Buches mit Gewißheit bekannt geworden ist, sucht darin zu beweisen, daß Deutschland ein republikanischer Körper sey, dessen übel zusammengefügte Theile ein abentheuerliches Ganze bildeten); eine historische und politische Beschreibung der Herrschaft des Papstes (deutsch); Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (deutsch); Frankf. 1682. 2 Theile, später von Oehlenschläger fortgesetzt und von Martiniere ins Französische übertragen; De jure naturae et gentium, Lond. 1672, von welchem Werke er selbst ein Auszug gab unter dem Titel: Officio hominis et civis. Obgleich Pufendorf großen Beifall fand, so fehlte es doch auch nicht an heftigem Widerspruch, gegen den er sich kräftig vertheidigte. Was man auch über diese Schriften Pufendorfs sagen mag, so ist doch gewiß, daß er die Grundsätze des Hugo Grotius berichtigt und erweitert hat. Man sieht in diesen, wie in den übrigen Schriften Pufendorfs, eine genaue Bekanntschaft der Sitten, des Geistes und der Interessen der Völker; allein man findet zu viele Definitionen, zu viele Unbestimmtheiten, einige kühne Behauptungen und zu wenig Mäßigung, wenn er über die katholische Kirche und den Papst spricht.

Pugatschew (Jemeljan oder Jemelkan), ein berüchtigter Kosak, geb. 1726 in dem Dorfe Zuivitskoja-Stoniza am Don, beschäftigte sich in seiner Jugend mit Rauben und Plündern, diente im siebenjährigen Kriege bei der östreichischen Armee und kehrte 1762 nach Rußland zurück. In dem folgenden Türkenkriege zeichnete er sich durch Muth und Tapferkeit aus und erregte 1773 unter den Kosaken und den benachbarten Stämmen einen ungeheuern Aufruhr, indem er sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausgab. Schon nahte er sich Moskau, als er vom Obersten Michelson besiegt und gefangen wurde und am 10. Juni 1775 seinen Tod auf dem Blutgerüste fand.

Pulci. Unter diesem Namen werden drei Brüder in der poetischen Literatur Italiens genannt. Der erste von ihnen, Luigi Pulci, ist der berühmteste; er wurde 1432 zu Florenz geboren und ist der Verfasser eines langen epischen Gedichtes: Il Morgante Maggiore, worin er zwar einige Phantasie, aber wenig Urtheil und noch weniger Geschmack zeigt, das Ernsthafte mit dem niedrigsten Komischen auch in bizarrer Weise mischt, und sich Scherze über die Religion erlaubt. Einige italienische Kritiker, unter andern Varchi, haben ihn über Ariost gesetzt; allein ihr Urtheil beweist nur einen ganz besondern Geschmack. Seinen Morgante soll er für die Lukretia Tornabauni, der Mutter des Lorenzo von Medizis, verfaßt, und ihr bei der Tafel vorgelesen haben. Man weiß nicht genau Jahr und Tag seines Todes, man vermuthet aber, daß er gegen 1487 gestorben. Seine Briefe an Lorenzo von Medizis sind zuerst in Florenz 1481 gedruckt worden. Von seinen beiden Brüdern, Lukas und Bernarde, ist jener vorzüglich durch zwei Gedichte bekannt: Il Ciriffo Calvanco und Driadeo d'Amore; dieser durch eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medizis, eine andere auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Uebersetzung von Virgils Eklogen.

Pulcinella, Policinell, eine bekannte italienische Maske. Man hat verschiedene Erzählungen von seinem Ursprung. Nech dem Abt Galiani war es ein mißgestalteter aber lustiger Bauer aus der Gegend von Sorrento um die Mitte des vorigen Jahrh., der, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt von Neapel gebracht, den Namen Pulcinella erhalten habe, und nach seinem Tode zur Belustigung des Volkes, dem er wohl bekannt gewesen, auf das Marionettentheater von San Carlo sey gebracht worden. Nach einer anderen Erzählung, die Rehfuß in seinem Gemälde von Neapel mittheilt, ist seinen Ursprung folgender gewesen: Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satyrischen Geist, wie durch seine burleske Gestalt auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte Pulcinella. Noch jetzt ist diese Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung sind gegenwärtig weite weißwollne Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoff mit weiten Ermeln, festgemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid sind Herzen von rothem Tuch genäht, unten ist es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einem rothen Büschel endigt; drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz wie ein Vogelschnabel. Aber diese Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man sieht sie in Neapel bei allen Volksfesten, vornehmlich beim Karneval.

Pulk, s. Kosaken.

Puls (Pulsus, Schlag), die abwechselnde, ausdehnende und zusammenziehende Bewegung der Pulsadern, die vom Herzen abhängig ist und sich an den Adern fühlen läßt, wenn dieselben nicht tief unter der Oberfläche des Körpers und auf einem Knochen, wie z. B. auf dem Speichenknochen des Vorderarmes, liegen. Während sich die Pulsader unter dem Finger auszudehnen scheint, füllt sie sich mit einer Blutwelle, in dem Zustande der darauf folgenden Zusammenzi-hung entleert sie sich, indem die Blutwelle ihren Weg weiter fortsetzt. Diese Wellen werden aus der linken Herzkammer durch ihre abwechselnde Systole und Diastole in die Pulsadern hineingetrieben. Letztere erhalten also vom Herzen aus den eigentlichen Impuls, denn dieses wirkt wie ein Druckwerk, sie selbst aber vermehren ihrerseits den Blutlauf durch ihre Elastizität, die als Reaktion auf den empfangenen Reiz der sie ausdehnenden Blutwelle, sich in Zusammenziehung äußert. Man merkt bei dem Fühlen des Pulses 1) die Größe (Vollheit) oder Kleinheit (Leere) der Anschwellung; 2) die Geschwindigkeit oder Langsamkeit des Laufs; 3) die Zeit, in welcher die Wellen auf einander folgen (Häufigkeit und Seltenheit); 4) die stärkere und geringere Zusammenziehung der Ader, die sich als Härte oder Weiche zu erkennen gibt; 5) den Rhythmus der Schläge, woraus der regelmäßige, unregelmäßige, zitternde, doppelschlägige, aussetzende ꝛc. Puls entstehen. Das Blutsystem besorgt eigentlich die Ernährung, daher steht auch der Blutumlauf mit dieser im genauesten Zusammenhange. Im Kinde ist die Ernährung am stärksten, der Blutumlauf am schnellsten, Kin-

der zählen bis 110 Schläge in der Minute, im Jünglingsalter, wo der Körper sich seiner Ausbildung nähert, schlägt der Puls 90 Male, beim Mann 60—80 Male, im Alter wird er noch seltener, oft aussetzend. Eben so ist der weibliche Organismus für starke Bildung und Ernährung bestimmt, er hat stets ein Uebermaß an Blut, das er, wenn er es nicht zur Ernährung einer Frucht braucht, vierwöchentlich fortschafft, aber eben so ist die Pulsfrequenz beim Weibe stärker, als beim Manne. Solche Pulsverschiedenheiten finden sich auch unter den Thieren, wo die verschiedenen Thierklassen gleichsam Repräsentanten der Jugend des Jünglingsalters, des Mannesalters, des Greisenalters vorstellen könnten. Unter den höhern Thieren, d. i. solchen, die mit Rückenwirbeln versehen sind, ist jedoch nur ein dem menschlichen ähnlicher Pulsschlag und Blutumlauf zu finden. Der Vogel lebt gegen den Menschen im steten Fieber, sein Puls zählt in der Minute bis auf 140 Schläge. Das Pferd hingegen ungefähr 40. Auf jeden Athemzug rechnet man ungefähr 5—8 Pulsschläge, und sieht hieraus, wie der schnellere Blutumlauf das Athmen, und das schnellere Athmen den Blutumlauf beschleuniget. Athenäus aus Cilicien, Aretäus aus Cappadocien waren zuerst auf den Puls aufmerksam; Galen schrieb 17 Bücher über denselben. Harvey, indem er den Blutumlauf entdeckte, gab auch der Pulslehre große Vollkommenheit, welche nach ihm durch Haller, Bichat u. A. weiter ausgebildet worden ist. S. d. A. Adern, Blut, Herz.

Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma.

Pultawa, Poltawa, russisches Gouvernement, liegt 48°—52°, 20° 20′ O. L. 48° 40°—50° 45′ N. B., gränzt im Norden an Mohilew, Smolenks und Orel, im Osten an Orel, Kursk und Slobodsk-Ukraine, im Süden an Tschernigow und Jekaterinoslaw, im Westen an Mohilew, und enthielt 1796 auf 762 ¼ Quadratmeilen 1.350.726 Einwohner, meistens Russen und Kosaken, dann deutsche Kolonisten ꝛc. Das Land ist eben, wird von den Flüssen Dnepr, Desna, Seim, Jout, Sula, Psiol, Trubesch bewässert, hat ein mildes und gesundes Klima, und liefert Kalk, Getreide (wovon 1802 nach Abzug des Verbrauchs und der Aussaat 2.514.910 Tscherwert zur Ausfuhr übrig blieben), Garten- und Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Obst, Holz (daher viel Pottasche), Hausthiere (Vaterland der kleinen schnellen ukrainer Pferde), Wild, Fische, Bienen ꝛc. Im Jahr 1804 zählte man nur 16 Fabriken; das angegebene Kapital der Kaufleute betrug 2.800.000 und die Steuer 4.732.000 Rubel. Ausgeführt werden: Weizen und anderes Korn, Pferde, Ochsen, Talg, Häute, Wolle, Kohlen, Kalk, Pech, Theer, Pottasche, Leinwand ꝛc. Das Land enthält 15 Kreise: Pultawa, Constantinograd, Mirgorod, Gadjätsch, Choral, Krementschuk, Lubny, Pereaslawl, Pirjätin, Priluki, Rewna, Soletonoscha, Kobeljäki, Sienkow, Lochwitza, und die befestigte Hauptstadt Pultawa, 52° 20′ L. 49° 33′ N. B., 357 Werste von Czernigow, am Einfluß der Worskla in die Pultawka, mit einer Erdfestung, 1000 Häusern, 9000 Einwohnern, 9 Kirchen, Kloster, Schule, Brennereien, Salpetersiedereien, Obstbau, Handel nach Moskau, Taurien, Constantinopel und Deutschland. Niederlage Karls XII. am 27. Juni 1709, zu deren Andenken in der Stadt vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule aufgerichtet worden, auf deren Fußgestelle der Plan der Schlacht entworfen ist; auch steht auf dem Schlachtfelde ein prachtvoller Obelisk.

Pulver, Schießpulver, ist wahrscheinlich eine schon vor 1600 Jahren gemachte Erfindung der Chinesen, deren Kenntniß durch die Sarazenen nach Europa kam (wo Kallinikus im 7ten Jahrh. sie mit nach Byzanz brachte), und die Berthold Schwarz, dem man gewöhnlich die Ehre dieser Erfindung zueignet, wohl nur verbreitet hat. Es wird aus einer Mischung

von Salpeter, Schwefel und Holzkohlen bereitet. Das Verhältniß dieser Materialien zu einander läßt sie nicht genau bestimmen, es richtet sich nach dem verschiedenen Gebrauch, welchen man von dem Pulver machen will. Der Salpeter hat die Eigenschaft, daß er für sich allein in der Hitze ruhig fließt, setzt man ihm aber einen brennbaren Körper zu, so entzündet die aus dem glühenden Salpeter entwickelte dephlogistisirte Luft das Brennbare schnell und heftig, und verpufft. Die Kohlen werden in dieser Absicht mit vieler Vorsicht in eigenen Behältnissen gebrannt, damit keine Erde oder keine Sandkörner darunter kommen. Jedes der drei Materialien wird besonders gemahlen und gesiebet, und alsdann wiegt man von jedem so viel ab, als verhältnißmäßig zu dem Pulver nöthig ist. Hierauf werden alle Bestandtheile wieder zusammen in der Pulvermühle (entweder einer Stampfmühle oder einer Mahlmühle, wo die Steine von glatt geschliffenem Marmor sind) gemahlen, genau vermischt und von Zeit zu Zeit angefeuchtet. Wenn die Pulvermasse von der Mühle kommt, so ist sie ein etwas feuchter Staub, und heißt Pulvermehl. Dieses schüttelt man nun in pergamentenen Sieben hin und her, wodurch es sich klümpert, und in Gestalt der Körner durch die Löcher des Siebes fällt. Darauf wird das gekörnte Pulver an der Sonne oder in geheizten Zimmern getrocknet, welches aber mit vieler Vorsicht, die überhaupt bei der ganzen Arbeit nöthig ist, geschehen muß. Die feinern Sorten, z. B. das Pürschpulver, thut man nun noch in walzenförmige Fässer, welche zur Hälfte damit angefüllt und durch Hülfe eines Mühlwerks etliche Stunden herumgedrehet werden, da denn durch das Reiben die Körper Rundung und Glätte bekommen.

Pulver-Verschwörung wurde im J. 1605 von einigen Katholiken wider den König Jakob I. von England gemacht, weil er die Erwartungen der Katholiken nicht erfüllte, die sie sich von ihm versprachen, er würde nämlich die Einrichtungen seiner Vorgängerin Elisabeth, in Betreff ihrer, abändern. Die Jesuiten sollen einige Schwärmer überredet haben, Ketzer zu vertilgen sey ein verdienstliches Werk, worauf jene sich vornahmen, den König und beide Häuser des versammelten Parlaments in die Luft zu sprengen, hierauf Elisabeth, die junge Tochter des Königs, zur Königin auszurufen, sie in der katholischen Religion zu erziehen, und diese wieder zur herrschenden zu machen. An der Spitze der Verschwornen stand Catesby, welcher einen Leibgardisten des Königs, Namens Thomas Percy, zur Ausführung des Planes vermochte. Percy miethete den Keller eines, neben dem Parlamentsgebäude gelegenen, Hauses, um aus diesem Minen anzulegen. Man traf auf einen Keller im Parlamentsgebäude selbst, worin Kohlen lagen, welche verkauft werden sollten, um dann den Keller auch zu vermiethen. Die Verschwornen kauften jenen, und mietheten diesen, brachten 36 Tonnen Pulver hinein, und würden ihr Vorhaben unentdeckt haben ausführen können, wenn nicht einer der Verschwornen einen Freund im Oberhause vor dem Schicksale der Uebrigen hätte bewahren wollen. Er warnete diesen, wenn er sein Leben schätzte, den 5ten November nicht in das Parlament zu gehen, weil von unsichtbarer Hand ein Schlag geschehen, jedoch nicht länger dauern würde, als eine so kurze Zeit, wie er zum Verbrennen dieses Papieres bedürfe. Der Lord schickte dieses Billet dem Grafen von Salisbury, welcher es dem Könige zeigte, der sogleich auf den Einfall kam, daß hier von einer Pulvermine die Rede seyn möge. Unter dem Vorwande eines geschehenen Diebstahls wurden die Gewölbe des Parlaments untersucht; man fand aber in keinem etwas Verdächtiges, weil die Verschworenen die Pulvertonnen mit Kohlen überschüttet, und dadurch verborgen hatten. Dennoch vergaß man der nöthigen Vorsicht nicht, sondern stellte die Nacht vor dem bezeichneten Tage noch eine Untersuchung an, und fand jetzt in jenem mit Kohlen gefüllten Gewölbe einen Menschen,

der sich zu verstecken suchte. Man bemächtigte sich seiner. Es war Percys Diener, welchen Fanatismus zu dem schweren Entschlusse gebracht hatte, das Pulver anzuzünden. Er bedauerte jetzt, sich nicht mit denen, die ihn verhafteten, zugleich in die Luft sprengen zu können, und wollte keinen der Mitverschwornen nennen, bis die Folter die Namen derselben aus ihm erpreßte. Diese befanden sich indessen nicht fern von einem Landhause, wo die Prinzessin Elisabeth sich aufhielt, um dieselbe nach geschehenem Schlage sogleich zur Königin ausrufen zu können. Nach dem Verunglücken ihres Planes das Aeußerste fürchtend, beschlossen sie ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie bewaffneten sich, und suchten noch mehrere Katholiken für sich zu gewinnen, wurden aber, weil sie nur einige hundert Reuter aufbringen konnten, bald überwunden. Verschiedene Eiferer suchten diesen Vorgang zu benutzen, um die Katholiken gänzlich zu vertilgen; allein der König zog nur die Schuldigen zur Rechenschaft, und zeigte selbst gegen diese eine rühmliche Milde. Katholiken von Staatsämtern zu entfernen, führte er den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, durch welchen Jeder betheuern mußte, daß er den Papst nicht für seinen Oberherrn erkenne.

Pumpe, eine hydraulische Maschine; sie besteht aus einem Cylinder oder Stiefel, in welchem ein genau passender Stöpsel (Stempel oder Kolben) sich auf und nieder bewegt, um das in den Stiefel eingetretene Wasser durch Ventile in die Höhe zu treiben. Dieser Kolben ist durchlöchert und das Loch mit einem Ventile verschlossen, welches das Wasser zwar von unten herauf, aber nicht wieder zurück läßt. Im Boden des Stiefels ist ebenfalls eine Oeffnung und ein aufwärts gehendes Ventil, wodurch das Wasser in den Stiefel dringt, wenn der Kolben hinaufgezogen wird, d. i. saugt, weil dann ein leerer Raum entsteht, den das Wasser wieder zu füllen strebt. Wird darauf der Kolben hinabgestoßen, so schließt sich das untere Ventil, und das zwischen diesem und dem Kolben befindliche Wasser öffnet das Ventil des Kolbens und tritt über denselben hinauf. Durch wiederholtes Auf- und Niederziehen des Kolbens steigt das Wasser in dem Aufsatzrohre und fließt endlich darüber durch das Ausgußrohr hinaus. Diese Einrichtung vereinigt Saugpumpe und Druckpumpe (Druckwerk, Antlia elevatoria) und heißt in Bergwerken ein hober Satz. Nicht immer aber saugt der Kolben durch das untere Ventil Wasser, sondern bei der gemeinen Pumpe steht er selbst unter dem Wasser und dieses tritt durch den äußern Luftdruck von selbst in das untere Ventil; der Kolben hebt es dann bloß weiter in die Höhe. Es darf aber kein Ventil höher über dem äußern Wasserspiegel stehen, als die Höhe ist, zu welcher die Wassersäule in der Pumpröhre durch die Schwere einer atmosphärischen Luftsäule von demselben Durchmesser (gleich dem Quecksilber im Barometer) gedrückt wird (s. Atmosphäre). Diese Vorrichtung ist die eigentliche Druckpumpe. Weil dabei das gehobene Wasser nur stoßweise aus der Aufsatzröhre fließt, verändert man dieses Druckwerk auch dahin, daß zwei Kolben zugleich wirken und einer steigt (schöpft), wenn der andere sinkt (drückt); jeder Kolben hat seine Pumpenröhre und seine Gurgel, beide Gurgeln öffnen sich gemeinschaftlich (durch die Gabel) in ein Aufsatzrohr, welches dann ununterbrochen Wasser ausgießt. Diese Vorrichtung heißt doppeltes Druckwerk und findet gewöhnlich in allen Wasserkünsten Statt, durch welche das Wasser zu Springbrunnen in Wassertbürme gehoben wird. Die Feuerspritze ist ein Druckwerk, mittelst welchem das Wasser durch die obere Mündung des Aufsatzrohres mit großer Geschwindigkeit und strahlenförmig fortgetrieben wird. Das Aufsatzrohr ist beweglich, um dem Wasserstrahl jede Richtung geben zu können (Giebelspritze); bisweilen endigt es sich in einen wasserdichten Schlauch (Schlauchspritze). Große Feuerspritzen sind gewöhnlich doppelte Druckwerke, deren Gurgeln und Knieröhren sich in ein

einziges Ausgußrohr endigen und wo ein Kolben drückt, wenn der andere hebt. Dessen ungeachtet spritzen sie das Wasser stoßweise (Stoßpritzen), weil in der Zeit, wenn die Kolben wechseln, die Kraft pausirt. Um diese Pause zu vermeiden, versieht man sie mit einem Windkessel, der aus Kupfer luftdicht gemacht ist, in welchen die Knieröhren hinein gehen und mit dem Aufsatzrohr verbunden ist. S. Dan. Bernoulli Hydrodynamica, und Karstens Lehrbegriff der gesammten Mathematik. 5 Thl.

Pumpernickel, ein grobes Brot von bloß geschrotenem Roggen, das in Westphalen allenthalben gebacken wird. Der Name soll aus bon pour Nickel, gut für Nickel, entstanden seyn, mit welchen Worten einst ein Westphalen bereisender Franzose das ihm gereichte grobe Brot zurückgegeben, um sein Pferd (Nickel) damit zu füttern.

Punier, eigentlich Phönizier, und punisch, phönizisch, dann aber auch für Carthaginienser und carthaginiensisch, weil Carthago eine phönizische Colonie war. Ueber die punischen Kriege s. Carthago, Rom und Annibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und die punische Treulosigkeit zum Sprichwort geworden.

Punkt (mathematischer) ist die Grenze einer Linie, so wie die Linie die Gränze einer Fläche, und die Fläche die Gränze eines Körpers ist. Weder Punkt noch Linie, noch Fläche, sind daher Bestandtheile der Körper-Flächen und Linien, die sie begränzen, und man kann daher nicht sagen, daß eine Linie aus lauter Punkten bestehe. Sie sind die Ausdrücke der reinen Anschauung des Raums.

Punktation, Entwurf zu einer Verhandlung, worin die vornehmsten Sätze in kurzen Punkten oder Artikeln abgehandelt sind. Punktiren, welches auch mit Punkten oder Tüpfchen versehen heißt.

Punktation (emser), s. Nuntien.

Punktirte Manier, s. Kupferstecherkunst.

Punt (Johann), Kupferstecher, Maler und Schauspieler, geb. zu Amsterdam 1711, betrat nach seiner Verheirathung mit Anna Maria Bruin 1733 das Theater, verließ es nach dem Tode derselben 1744 wieder und beschäftigte sich mit Malerei und Kupferstechen. Nach seiner zweiten Verheirathung mit Anna Maria Chicot betrat er 1753 das Theater wieder und als er auch diese 1771 durch den Tod verlor, vermählte er sich mit der berühmten tragischen Schauspielerin Catharina Elisabeth Focke. Der Brand des Amsterdamer Theaters vernichtete seine Ruhe und sein Glück. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Pupille, s. Auge. 2) Pupill, der Mündel; s. Minorennität.

Puppe, s. Insekten.

Purgatorium, s. Eid u. Fegefeuer.

Purismus (moralischer) ist das Prinzip der Nothwendigkeit, sittlich zu handeln, aus Achtung für das unbedingt fehlende Sittengesetz der Vernunft, d. i. vernünftig in allen Fällen zu handeln, die Folgen davon mögen seyn, welche sie wollen. Er steht dem Eudämonismus (s. d. Art.), d. i. dem Glückseligkeitsprinzip entgegen, das Glückseligkeit zur ersten Triebfeder moralischer Maximen macht. — Purismus (des reinen Verstandes). Der Purismus oder Rationalismus ist, in Absicht des Erkenntnißvermögens, die Behauptung, daß es nicht nur einen reinen selbstthätigen Verstand gebe, der auch, ohne vorausgegangene physische Verknüpfungen, und durch dieselben gegebenen Stoff, sich selber Begriffe a priori zu bilden im Stande sey, die er nicht erst von der Erfahrung zu abstrahiren brauche; sondern auch eine reine Sinnlichkeit, d. i. subjektive, nicht von den sinnlichen Gegenständen abhängige, noch in den Organen, sondern ursprünglich in der Seele liegende Bedingung alles dessen, was durch sie wirklich wird. Der Empirismus leugnet Beides.

Es gibt, sagt er, zwar Gesetze des sinnlichen Erkenntnißvermögens a priori, d. i. ursprüngliche Formen. Diese sind jedoch für uns als solche nicht erkennbar, indem wir uns derselben nur in unzertrennlicher Verbindung mit den Gesetzen der Dinge, allmählig und zufälliger Weise bewußt werden. Es gibt keinen reinen Verstand. Der Verstand ist das Vermögen zu denken. Alle Gedanken aber werden zuerst von sinnlichen Begriffen abstrahirt, und die reinen Verstandesbegriffe würden ohne vorhergegangene sinnliche Vorstellungen gar nicht existiren u. s. w. Wir wollen es ihnen überlassen, diesen Streit unter sich auszumachen, da es uns hier nur um den Begriff der Sache selbst zu thun ist. S. Empirismus. — Purismus (philologischer) ist die Behauptung, daß es fehlerhaft sey, in eine Originalsprache, z. B. die deutsche, irgend ein Wort fremden, lateinischen, französischen Ursprungs aufzunehmen, sondern dafür Wörter der Originalsprache zu wählen, und in dem Falle, daß keine derselben vorgefunden werden, selbst welche zu bilden. Die Frage ist: 1) ob dieses thunlich, z. B. bei solchen Wörtern sey, die nicht bloß die Materie, sondern auch die Form der Sache bezeichnen, z. B. Kanapee, Sopha, u. a. 2) ob es auch, besonders in der wissenschaftlichen Sprache, wenn das fremdartige Wort den Begriff hinlänglich bestimmt, rathsam sey? Es ist unsre Sache nicht, diese Fragen hier zu untersuchen.

Puritaner, s. Dissenters.

Purpur bezeichnete bei den Alten eine ganze Hauptgattung der Färberei, wozu man sich animalischer Farben, nämlich des Saftes gewisser Seemuscheln, bediente, und welche eine große Menge und Verschiedenheit von Farben umfaßte. Man hatte eine doppelte Gattung von Schalenthieren, deren man sich zu diesen Färbereien bediente. Die eine, murex oder buccinum, fand man an Klippen und Felsen, die andere, purpura oder pelagia (die eigentliche Purpurschnecke), wurde durch Köder im Meere gefangen. Man fand beide Arten in so großer Menge, daß sie nach Plinius gleichsam die Ufer bedeckten, und zwar nicht nur an den phönizischen Küsten, sondern im ganzen Mittelmeere und selbst im atlantischen Ozean. Unter den Ländern des Mittelmeers waren außer den phönizischen Küsten, besonders die Ufer des Peloponnes und Siziliens deßhalb berühmt; im atlantischen Ozean aber die britannischen Küsten. Doch fand sich in der Güte der Farbe allerdings ein Unterschied. Die Muscheln des atlantischen Meers sollen den schwärzesten, die an den italienischen und sizilischen Küsten aber einen violetten und endlich die an den phönizischen und überhaupt den südlichen Küsten des Mittelmeers einen hochrothen Saft gehabt haben. Man brauchte nicht den Saft des ganzen Thiers, sondern er wurde nur aus einer weißen Ader oder Blase am Halse gedrückt, welche man die Blume nannte; das übrige des Thiers wurde weggeworfen. Neuere Naturforscher nehmen drei Gattungen von Purpurschnecken an: Murex ramosus (Stachelschnecke); Buccinum lapillus (Trompetenschnecke); Turbo lanthinus (blauer Kräusel). Die Phönizier werden als Erfinder der Purpurfärbereien einstimmig von den Alten genannt. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte, und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Nach und nach vervollkommneten sich die Purpurfärbereien, und breiteten sich weiter aus, denn den Phöniziern blieben sie keineswegs ausschließend eigen. Aber doch sahen sich diese im Stande, sowohl durch ihren größern Kunstfleiß, als auch durch die vorzügliche Güte ihrer Muscheln, sie zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen und diesen Vorrang zu behaupten. Man hatte 9 einfache Purpurfarben und 5 gemischte. Jene ersten waren: schwarzgrau (lividus), violet, roth, dunkelblau, hellblau, gelb, röthlich, weiß. Der hochrothe und violette Purpur wurde besonders nirgends so vortrefflich wie

in Tyrus gefärbt; Gewänder dieser Art wurden daher herrschende Mode unter den Großen und überhaupt unter den höhern Ständen, und man kann daraus auf den unermeßlichen Umfang schließen, den dieser Zweig der Industrie bei den Phöniziern hatte. Man färbte damit alle Arten von Kleidungsstoffen der Alten, Baumwolle, Linnen, Wolle und in spätern Zeiten auch Seide; hauptsächlich aber in Phönicien selbst nur die Wolle. Diese wurde von den Phöniciern von den benachbarten nomadischen Völkern in vorzüglicher Feinheit und Güte geliefert, und sie sahen sich daher im Stande, ihren Gewändern zugleich durch die Vortrefflichkeit des Stoffs und der Farbe einen höhern Werth zu geben. Die Färbung geschah bei ihnen durchgehends in der Wolle und wurde gewöhnlich wiederholt, wodurch man theils das hohe Roth, theils aber auch das Violett erhielt, je nachdem man verschiedener Arten des Purpurs sich bediente, und die Verfahrungsart einrichtete. Denn nicht nur durch die natürliche Verschiedenheit des Färbestoffs, sondern auch durch die künstliche Bereitung und Mischung desselben erhielt man die größere Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben. So z. B. bekam man den dunkelrothen Purpur, wenn man die Wolle zuerst in den Saft der Purpura, und wann sie gekämmt war, in den Saft von Buccinis legte: den violetten aber durch umgekehrte Prozedur. Es gab aber auch dabei eine Menge Handgriffe, besonders um den Grad zu bestimmen, bis zu welchem die Farbe gekocht werden mußte. Schönheit, Zartheit und Dauerhaftigkeit waren die Hauptvorzüge der Purpurfarbe; außerdem aber verstand man auch noch die Kunst, ihr einen gewissen Glanz zu geben, der sie in andere Farben hinüberspielen machte (Chaugeant), woran man einen besondern Gefallen gefunden zu haben scheint. In der Jugendzeit des Cornelius Nepos schätzten die Römer vorzüglich den violettfarbigen Purpur, nachher den rothen von Tarent, obgleich auch der violette von dieser Stadt gerühmt wird; nächst dem den zweifach gefärbten tyrischen, dessen höchstes Lob, nach Plinius, die Farbe des geronnenen Blutes war, der im Ansehn dunkelte, im Aufschauen aber schimmernd glänzte. Als einst ein Purpurhändler dem Kaiser Augustus einen zu dunkeln Purpur nur desto höher anpries; so gab er ihm zur Antwort: Wie? soll ich, damit das römische Volk mich schön geschmückt nenne, auf dem Saale umher gehen? — Zu Anfange des augustischen Zeitalters kostete 1 Pfund mit tyrischem Purpur doppelt gefärbter Wolle mehr als 1000 Denarien, oder über 165 Rthlr.; dennoch war der Gebrauch dieser Farbe unter den römischen Großen so gemein, daß P. Lentulus Spinther, als er Aedilis ward, diese Art von Purpur nicht gut genug fand, seine Toga damit zu verbrämen; denn, sagte er, wer hat jetzt nicht Polsterdecken von diesem Purpur. Der immer steigende Luxus nöthigte also die Fabrikanten, auch immer theurere und feinere Nuanzen der Purpurfarben zu erfinden, um die üppige Eleganz der Reichen zu befriedigen.

Pütter (Johann Stephan), einer der größten deutschen Staatsrechtslehrer, wurde 1725 zu Iserlohn in Westphalen geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Er verlor denselben schon in seiner frühesten Kindheit, und ward hierauf unter der Aufsicht seines ältesten Bruders erzogen. Dieser gab ihn einem geschickten und einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Er machte hier im Griechischen und Lateinischen schnelle Fortschritte, trieb mit Eifer das Hebräische, und lernte sogar das Chaldäische; dabei vernachlässigte er keineswegs das Studium der Geschichte, Geographie und der römischen Alterthümer. Bereits im 13. Jahre seines Alters hatte er sich genügend vorbereitet, um ihn die Universität beziehen zu lassen. Im Frühling 1738 kam er nach Marburg, wo ihn vornehmlich des berühmten Christian Wolf lichtvoller Vortrag anzog. Da aber außer Wolf wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so bezog er

im Herbste 1739 die Universität Halle, und hörte, weil er noch nicht conformirt war, vor allem Dogmatik bei S. J. Baumgarten und Moral bei A. G. Baumgarten; außerdem besuchte er des berühmten Heineccius Vorlesungen über Pandekten und Institutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Just. Böhmer und das Staatsrecht bei Ludwig. Da Letzterer ihm aber nicht genügte, so ging er, um den berühmten Estor zu hören, 1741 nach Jena. Hier erwarb er sich die vertraute Freundschaft dieses ausgezeichneten Publicisten, der ihn unstreitig zuerst auf die Bahn führte, auf welcher er in der Folge mit so glänzendem Ruhme weiter schritt. Als Estor nach Marburg ging, folgte Pütter 1742 seinem geliebten Lehrer dahin. Hier erhielt er das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licentiatwürde, und fing an, die deutsche Reichsgeschichte mit vielem Beifall vorzutragen. Auch übernahm er praktische Arbeiten, und führte einige Prozesse vor dem Reichskammergerichte mit Glück; hierdurch zog er die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors Schwarzenfels auf sich, der ihn, als der berühmte Minister Münchhausen einen Lehrstuhl über den Reichsprozeß in Göttingen errichten wollte, in Vorschlag brachte. Münchhausen nahm ihn an und Pütter wurde 1746 zum außerordentlichen Professor der Rechte in Göttingen ernannt. Anfangs fanden seine Vorlesungen über den Reichsprozeß wenig Zuhörer; diese vermehrten sich aber bald mit jedem Jahre. Außer dem Reichsprozeß las er seit 1752 Staatsrecht und Reichsgeschichte, und hielt ein sehr besuchtes Praktikum. Durch seine Thätigkeit als Lehrer, Rechtskonsulent und Schriftsteller hatte er sich schon einen großen Ruhm erworben, so daß ihm mehrere vortheilhafte Anträge zu andern Ehrenstellen gemacht wurden; allein er wies sie sämmtlich aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner Münchhausen und aus Liebe zur Georgia Augusta zurück. 1755 ward er ordentlicher vierter Professor, und 1757 an die Stelle des verstorbenen Schmauß Professor des Staatsrechts mit dem Hofrathstitel. Von 1762 bis 63 hielt er sich in Gotha auf, um den Erbprinzen von Gotha im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. 1764 ward er der churbraunschweigischen Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum röm. Könige als Rath beigegeben, wodurch er die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Personen gewann. Die übrige Zeit seines Lebens brachte er in den angesehensten Amtsverhältnissen in Göttingen hin; zur Belohnung seiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen den Titel eines geheimen Justizraths bei. Er starb den 12. Aug. 1807. Um das Staatsrecht hat er sich vornehmlich durch bessere systematische Anordnung, durch kritischen Gebrauch der Quellen, und Sichtung des Brauchbaren vom Unbrauchbaren verdient gemacht. Seine Schriften sind: Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs, Göttingen 1753, 1795. 8.; Auserlesene Rechtsfälle, ebd. 1760—1802, 4 Bd. Fol.; Gelehrtengeschichte von Göttingen, ebd. 1765—88, 2 Th. 8.; Institutiones juris publici germanici, ebd. 1770, 1802. 8.; Literatur des deutschen Staatsrechts, ebd. 1776, 3 Th. 8.; Historische Entwickelung der Staatsverfassung des deutschen Reichs, ebd. 1786, 3 Th. 8.; Etwas zur täglichen Andacht, ebd. 1775. 8.; Einziger Weg zur wahren Glückseligkeit, deren der Mensch fähig ist, ebd. 1772; Die christliche Religion im Zusammenhange, ebd. 1786. u. a. m.

Puzzolana oder Puzzolanerde wird ein vulkanisches Produkt genannt, welches im untern Theile von Italien, insonderheit von Pozzuolo (s. d. Art). häufig vorkommt. Von Farbe ist diese Erde bald grau, bald schwarz, braun oder gelblich; ihre Consistenz ist theils staubartig, theils fest in Brocken. Man hält sie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Wasser vermischt und wieder getrocknet, verhärtet sie sich zu einer festen steinartigen Masse, weßhalb schon die Alten sie als Mörtel zum Bauen gebrauchten.

Vornehmlich ist sie beim Straßen- und Wasserbau anwendbar. Die berühmte appische Straße, welche vor fast 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt sind die mit Mörtel und Puzzolan-Erde ausgefüllten Fugen zwischen den Steinen so fest, daß man nicht im Stande ist, mit einer Degenspitze dazwischen zu stechen. Eben so widerstehen die Dämme des alten Hafens von Pozzuolo, welche von Backsteinen mit diesem Mörtel aufgeführt sind, noch jetzt der Gewalt des Meeres.

Pygmäen, eine fabelhafte, sehr kleine Menschenrasse bei den Alten, welche mit den Kranichen immer Krieg führten. Schon Homer sagt: Die Pygmäen sind eine Nation am Ufer des Oceans, welcher die Kraniche Krieg und Tod bringen. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebauet; ihre Getreide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume umhauen wollten. Ebenderselbe spricht von einer Armee Pygmäen, welche den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafenen Herkules angriff. Sie machten dazu die nämlichen Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel der Armee stürzten sich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab hielt die Füße belagert, und der König machte mit den Tapfersten einen Sturm auf den Kopf. Herkules erwachte, lachte über das Projekt dieser kleinen Wesen, wickelte sie in seine Löwenhaut, und trug sie zum Eurystheus.

Pygmalion, ein König in Cypern, Vater der Metharme, welche die Gattin des Cinyras ward. Er haßte anfangs alle Weiber; als er aber eine schöne Bildsäule von einem Mädchen aus Elfenbein gemacht hatte, so verliebte er sich in dieselbe, und flehte die Venus an, sie zu beleben. Seine Bitte wurde erhört; er nahm sie zu seiner Gattin, und zeugte mit ihr den Paphos. Nach Arnobius verliebte er sich in eine schöne Bildsäule der Venus, begegnete ihr wie einer Lebenden, und legte sie, als seine Gemahlin, in sein Bette. Philostrat macht ihn zu einem Bildhauer, dessen goldner Oelzweig mit Beeren von Smaragd im Tempel des Herkules zu Theben bewundert wurde.

Pylades, ein Sohn des Strophius und der Anaxibia, einer Schwester des Agamemnon. Da Orestes bei seinem Vater auferzogen wurde, so ward er dessen innigster Freund, half ihm den Aegisthus und die Clytämnestra erlegen, verließ ihn nicht, als er von den Furien gequält wurde, ging mit ihm nach Tauris, wo er selbst sein Leben für ihn hingeben wollte. S. Orestes. Nach der Rückkehr ins Vaterland half er ihm den Pyrrhus tödten und Hermionen wieder herbeischaffen, und bekam endlich dessen Schwester Elektra zur Gemahlin, mit welcher er den Medon und Strophius zeugte. Die Freundschaft zwischen Orestes und Pylades ward zum Sprichwort.

Pylos, des Nestor Residenz (daher das pylische Nestor), lag in Elis, ist aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu verwechseln, welches gleichfalls in Elis lag, und des Augias Residenz war. Noch ein drittes Pylos lag in Messenien, auch im Peloponnes, welches Einige für das Nestorische hielten.

Pyramide (Spitzsäule) heißt in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber sich in einer Spitze endet. — Der Pyramide Seitenflächen sind Dreiecke, deren Inhalt vermittelst Berechnung derselben, sich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multiplizirt.

Pyramiden, oder Spitzsäulen (s. Obelisken). Die ägyptischen Pyramiden sind nicht vulkanische Basaltprodukte, wie Witte glaubt, sondern ein Werk menschlicher Kunst, aber roher, geschmackloser, nur ins Colossale arbeitender Kunst, so wie es sich von den ältesten Zeiten und Völkern er-

warten läßt. Sie wurden vor 3000 Jahren unter den letzten Pharaonen bei Memphis erbaut. Zwei Tagreisen lang findet man an der Westseite Aegyptens, nach Libyen zu, fünf Gruppen von 40 Pyramiden und sieben darunter gut erhalten. Sie stehen fast alle zwischen Cairo und Medun, im Lande Fajoume, in einem Umkreise von beinahe 12 deutschen Meilen. Die Pyramiden von Sakara (9 größere und 8 kleinere) sind älter als die von Dschise. Die 3 größten erbaute der ägypt. König Cheops. Zehn Jahre lang quälten sich 100.000 seiner Unterthanen, von denen 10.000 alle drei Monde wechselten, als Frohnknechte mit dem Herbeischaffen der Steine aus den arab. Gebirgen; hierauf ward in 30 Jahren der Bau vollendet. Plinius gibt der höchsten Pyramide im Fundamente 783 F., am Gipfel 17 F. Breite. Jetzt bedeckt der Flugsand mehrere Stufen, deren Zahl bis auf 260 steigt. Nach Meyer ist sie 416 Schuh hoch. Nach Grobert (Beschreib. der Pyramiden von Dschise) hat die größte 800 F. an der sichtbaren Basis und 448 F. 2 Z. Höhe, wovon 11 Fuß verschüttet sind. Sie besteht aus 205 Schichten von 1, 2 — 4 Fuß. Da bei den Aegyptern alles astronomisch geordnet war, so sind auch die Pyramiden genau nach den vier Weltgegenden orientirt. Die Zurichtung der Steine an dem Eingange sowohl, als an der Decke der Gallerie, welche nach der obern Kammer führt, zeigt die Unwissenheit der Erbauer, irgend eine Fläche mit Gewölben zu bedecken. Sparrenförmig gehauene Steine sind nämlich übereinander gelegt, so daß der obere immer über den untern etwas hervorspringt. Die Steine sind zum Theil mit Mörtel eingemauert. Nach Hirt wurde das Innere aus Bruchsteinen zusammengesetzt, äußerlich aber um die Absätze mit großen Quadern umgeben, die, ohne Mörtel, treppenförmig übereinander gelegt sind. Die großen Absätze füllte man alsdann mit kleinen Bruchsteinen aus, in Mörtel gesetzt, und äußerlich kamen wieder Quaderstücke stufenförmig zu liegen; auf diese Stufen wurden die Ueberkleidungssteine gelegt, welche die Form von dreiseitigen Prismen hatten. Die Quadersteine der Absätze und der stufenförmigen Gestalt sind Kalksteine; zur Ueberkleidung brauchte man den äthiopischen Stein, oder Syenit. Die Canäle und Gänge im Innern der Pyramide des Cheops bestehen aus großen Quadern von gelblichem polirten Marmor, die Decken und Wände in den Kammern aber aus Quadern von Syenit. Der Zweck der Pyramiden ist räthselhaft, wahrscheinlich waren sie Pharaonengräber. Man findet Gänge, Treppen, Gallerien und Kammern darin, in der tiefsten Kammer steht gewöhnlich ein Sarg, mit Nilwasser umflossen. Der Britte Salt hat einen 400 Fuß langen unterirdischen Gang, der unter der großen Pyramide ausgehöhlt ist, nebst zwei Zimmern im untersten Ende und eine Verbindung mit dem geheimnißvollen Brunnen entdeckt, welcher bis jetzt alle Alterthumsforscher in Verlegenheit gesetzt hat. Sonst waren sie mit geschliffenen, mit Hieroglyphen bedeckten Granitplatten bekleidet, und kolossale Sphinxe lagen davor. Die Sphinx (im ägypt. Dämon), ein aufgerichteter menschlicher Kopf, auf einem Löwenkörper, welcher niedergelegt und ruhend, oft mit menschlichen Händen statt der Vordertatzen, gebildet wird, hatte eine symbolische Bedeutung. Der Löwe war das Symbol des Nils oder der Stärke, auf Klugheit deutete der Menschenkopf. „Allmacht und Allweisheit thront hier!" riefen demnach diese räthselhaften Geheimnißwächter an dem Eingange der Pyramiden. Zu den Hauptpyramiden führten 400 Fuß lange und 100 F. breite Alleen von Sphinxen, wo alle 20 F. ein Coloß von einem Sphinx jenen Zuruf wiederholte. Bei den alten Aegyptern gab es nur Androsphinxe, oder Mannsphinxe, mit Bart und einer Art von Priesterhaube oder Schleier. Erst bei den Griechen bekam die Räthselsphinx im böotischen Theben einen Weiberkopf. Nur wenn ein Sphinx die Isisklapper in der Hand hält, kann er Nilmesser gewesen seyn.

Der ägypt. Sphinxkopf, 25 F. hoch aus Felsen gehauen, ist nichts als ein altes Idol, keine Sphinx; auch ist das Uebrige bloßer Felsen, keine ausgehauene Thiergestalt. Bei Rom steht noch die Pyramide des Cestius, welche 113 Fuß hoch und 86 Fuß ins Gevierte breit ist; neben ihr werden alle Protestanten und deutsche Künstler begraben. — S. Hirt v. d. ägypt. Pyramiden. Berl. 1815; und Quatremere de Quincy's Werk üb. d. Construktion der Pyramiden. — Die Pyramiden in Neuspanien unterscheiden sich in ihrer Bauart von den ägyptischen, stimmen aber darin mit letztern überein, daß sie genau nach den vier Weltgegenden gestellt sind.

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen (vom celtischen Pyrn, Gebirge), ein rauhes, steiles, kaltes Grängebirge zwischen Frankreich und Spanien vom Cap Higuer unweit St. Sebastian am biskayischen Meer bis zum Cap Cervera bei Port Vendres am mittelländ. Meere, über 50 Meilen lang und 24 Meilen in der größten Breite. Es verbreitet seine Zweige, worunter die Sierra Nevada die Pyrenäen selbst an Höhe übertrifft, über die ganze pyrenäische Halbinsel, nach Frankreich aber sendet es nur niedrige Vorberge. Die höchste Region ist mit Gletschern, Eisfeldern und reißenden Bergströmen angefüllt. Zu den höchsten Spitzen dieses Gebirgs, sämmtlich auf franz. Seite, gehören der Mont Perdu 10.578, der Maladetta 10.500, Vignemale 10.332, Marbore 10.260, (9978), Port de la Pez 10.151, Pic long 10.008, Pic du Midi 9033, Canigu 3640, und an der spanischen Seite Mousset 6640 Fuß hoch. Man zählt an 100 Pässe, von denen man 28 bequem zu Pferde und 7 mit Wagen und Kanonen passiren kann. Die vielen Straßen erreichen da, wo sie über die Centralkette führen, eine Höhe von 11—1200 Toisen über dem Meere, und sind zum Theil nicht ohne Gefahr zu bereisen. Die Hauptstraßen sind von St. Juan de Luz nach Irun, von St. Jean de Pico de Port nach Roncevaux und von Boulon nach Junquera. Die bewohnte Zone der Gebirgskette endet mit einer Höhe von 1500 Metern über dem Meer. Die Hälfte dieser Zone ist von Waldung, Weiden, Seen und unzugänglichen Felsen bedeckt. Cretins kommen besonders in den Thälern von Bareges, Comminges, Aran, Bearn, aber fast gar nicht auf der spanischen Seite vor. Im französischen Theile der Pyrenäen sind $^2/_6$ Bergweiden, $^1/_6$ von Dammerde entblößte Felsen, $^2/_6$ Wiesen und Acker und $^1/_6$ Wälder. Man baut besonders Weizen, Hirse, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, und in einigen Gegenden auch Hanf und Flachs. Auch vorzüglich guten Wein am Fuße der Pyrenäen; selbst in der Gegend der am höchsten liegenden Dörfer wird Wein gebaut, aber je höher je weniger gut. Die Keller im Innern der Pyrenäen verschaffen den Weinen am Fuße der Gebirge einen höhern Grad von Güte. Man hat nur 810.000 Schafe, von denen ein großer Theil an Landschäfereien für ein Geringes vermiethet wird. Das Rindvieh beträgt kaum $^1/_{16}$ von der Zahl der Schafe, ist um $^1/_3$ kleiner, als das der benachbarten Ebenen, und die Kühe geben nur $^1/_4$ oder $^1/_5$ der Milch, die man von den Kühen in Flandern und in der Normandie erhält. Die Pferdezucht war sonst blühend, ist aber seit der Revolution ganz und gar in Verfall. Die vornehmsten Bäume der Wälder sind Eichen, Buchen und Tannen. Die Grenze der Eichen ist an 1—100 Meter über dem Meer; Fagus silvatica (Buche) bis 100 Meter, in gleicher Höhe die Weißtanne (Pinus picea L.) an Stellen, die weniger von der Sonne erwärmt werden. Die Kiefer wächst bis zu 1700 Meter, die Grenze für die Baumvegetation in den Pyrenäen. Die Kronforsten betragen 129.440, die Gemeindeforsten 115.796 und die Forsten der Privatpersonen 123.000 Hektaren. In den franz. Pyrenäen sind 77 Eisenhütten, die 9240 Menschen beschäftigen, und 177.100 Centner Eisen liefern, an Werth 4.958.000 Franken. Das Ku-

pferwerk von Baygorri, das einzige in den franz. Pyrenäen und in ganz Frankreich, ist seit 1770 auflässig. Einige Kupferhämmer kaufen altes Kupfer auf, und verarbeiten es wieder. Gold wird in einigen Flüssen und an ein Paar Stellen durch Waschen gewonnen. Silberhaltige Bleiglanze werden nicht benutzt; ein Blaufarbenwerk bestand nur 178⁴/₇. Man findet viel Marmor; das Salz wird besonders in der Saline von Salies in der Gegend von Orthes benutzt; auf der spanischen Seite hat man auch Steinsalz. Endlich sind hier viele Mineralquellen, im Norden besonders Schwefelquellen, auch heiße und kalte salinische Quellen und Eisenwasser. — In den franz. Pyrenäen sind 774 Gemeinden mit 380.791 Einw., so daß an 1357 Seelen auf eine Quadratmeile kommen; darunter ist auch eine kleine protestantische Gemeinde in dem Dorfe Osse (Ossau), im Departement Niederpyrenäen, die aus Hirten besteht, die den Sommer auf den spanischen Pyrenäen zubringen, seit 1805 mit einer Kirche, in der jährlich nur zu Pfingsten einer der benachbarten Prediger 15 Stunden weit kommt, um die geistlichen Funktionen zu verrichten; die übrigen Sonn- und Festtage versehen die Aeltesten den Gottesdienst. Die Einwohner unterhalten Leinweberei (besonders Taschentücher, unter dem Namen Mouchoirs de Bearn im Handel), viele Holzschneidemühlen (in den Bezirken von Foia, St. Girous und St. Guadens allein 92), und liefern wollene Zeuge und Tücher, besonders Strümpfe; ⅙ der Einwohner wandern jährlich zu gewissen Zeiten nach andern Gegenden des In- und Auslandes, um gewisse Arbeiten bei der Weinlese, Olivenernte, Holzfällen, Holzverkohlen, Eisenhütten ꝛc., zu verrichten, aus Mangel an Beschäftigung und Nahrungsmitteln in der Heimath. Von der franz. Seite führt man nach Spanien besonders Vieh und Fabrikate, und von der span. Seite nach Frankreich besonders Wolle, Gußeisen, Anker und Waffen aller Art. — Von diesem Gebirge haben drei franz. Departements den Namen: 1) Departement der Oberpyrenäen, auf 86 Q. M. 200.000 Einwohner (Basken) enthaltend; 2) Departement der Ostpyrenäen, hat einen Flächenraum von 78 Q. M. und 130.000 Bewohner; 3) Departement der Unterpyrenäen, 147 Q. M. groß mit 400.000 Einwohnern.

Pyrmont, eine fürstlich waldeck'sche Grafschaft, von Lippe Detmold, dem hannoverschen Fürstenthum Calenberg und dem preuß. Regierungsbezirke Minden umgränzt, enthält auf 1⅔ Q. M. 4600 Einw., welche sich größtentheils zur evangelisch-lutherischen Religion bekennen. Das gebirgige und waldige Ländchen wird von der Emmer durchflossen, und ist reich an Salz- und Mineralquellen. Die Staats-Einkünfte der Grafschaft belaufen sich auf 70.000 Florin. Der Hauptort Neustadt-Pyrmont im reizenden, von hohen Bergen umgebenen Emmerthal, mit einem der berühmtesten, schon im 14. Jahrh. bekannten Mineralbrunnen Deutschlands, ist eine wohlgebaute offene Stadt von 300 H. und 2600 Einw. Die Hauptstraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beschattet, und führt zur großen Allee, welche 500 Schritte lang, 40 breit und mit vier Reihen hoher Lindenbäume besetzt ist. An dem einen Ende ist ein Springbrunnen, an dem andern Ende das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauspielhaus, das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedene andere Gebäude und eine große Zahl von Boutiken, die mit den kostbarsten Galanteriewaaren versehen sind. In dieser Allee ist der Versammlungsplatz und der Mittelpunkt der Kurgäste (jährlich mehr als 1500; 1816 über 2000), die hier den Brunnen trinken. Nahe an der Allee ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der untersten Etage desselben sind schöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet.

Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, an dem obern Ende der großen Allee quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung, und hat zur Zierde und Bedeckung ein achteckiges Haus. Dies Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschlichen Körper behauptet es schon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu, und wird jährlich in einer erstaunlichen Menge Flaschen nach allen Welttheilen verschickt. Durch die Versendung verliert das Wasser sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen. Unweit der Hauptquelle entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar, und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Augenbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle, welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernt liegt das Schloß Pyrmont, welches seit 1806 die Sommer-Residenz des regierenden Fürsten ist, und aus dem Hauptgebäude, zwei Pavillons, einem Commandantenhause und mehrern Nebengebäuden besteht. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der bisher auf dem Walle befindliche sogenannte Pulverthurm ist in einen schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neuangelegten englischen Bosket zusammenhängt, verwandelt worden. Unter den Umgebungen Pyrmonts sind merkwürdig: der Königsberg, der seinen Namen nach König Friedrich II. von Preußen hat, welcher sich, während seines Aufenthalts in Pyrmont, auf demselben täglich befand, und hier den Brunnen zu trinken pflegte; im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal errichtet. Ferner die Quäkerkolonie Friedensthal mit einer Stahlfabrik; die Ruinen des alten Schlosses Schnellpyrmont und die berüchtigte Dunsthöhle, von ähnlicher, doch weit geringerer Eigenschaft wie die Hundsgrotte bei Neapel. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunsthöhle todte Frösche, Vögel, Hasen und andere Thiere. Das brennende Licht erlischt, sobald man sich diesem Dunste nähert. Dieser erstickende Dunst ist nichts anders als Luftsäure oder kohlensaures Gas.

Pyromanthie, πυρομαντεία, die Wahrsagung aus dem Opferfeuer bei den Griechen. Man hielt es für ein glückliches Zeichen, wenn die Flamme das Opfer sogleich verzehrte, und auf einmal alle Theile derselben ergriff; um dies zu befördern, verstärkte man die Flamme durch trocknes Reisholz. Auch eine hellglänzende und reine Flamme, die ohne Geräusch und Rauch pyramidalisch emporstieg, war ein gutes Zeichen; desgleichen, wenn das Feuer nicht eher erlosch, als bis Alles in Asche verwandelt war. Unglückliche Zeichen waren dagegen, wenn dieses Feuer schwer anbrannte, wenn die Flamme sich theilte, sich nicht sogleich über alle Theile des Opferthiers verbreitete; ferner, wenn sie nicht gerade empor loderte, sich in einem Wirbel umher drehte, seitwärts oder niederwärts wandte, vom Winde, Platzregen, oder ähnlichen Zufällen ausgelöscht wurde, viel Geräusch machte, eine dunkle Farbe, viel Rauch und Funken von sich stieß u. s. w. Wenn sich bei der Untersuchung der Eingeweide des Opferthiers keine bestimmten vorbedeutenden Zeichen fanden, so stellte der Opferpriester an ihnen, wenn sie im Feuer lagen, Beobachtungen an. Man nahm z. B. die Harnblase, deren Hals mit Wolle zugebunden wurde, und legte sie ins Feuer, um zu bemerken, wo

sie zerplatzen, und wo der Harn hinspritzen würde. Auch die oberste Spitze der Flamme wurde sorgfältig beobachtet, besonders im Kriege.

Pyrometer, ein Werkzeug, was vermittelst der durch Erhitzung hervorgebrachten Ausdehnung ihrer Körper diese Erhitzung selbst mißt.

Pyrophor, Luftzünder, ein chemisches Gemisch, welches, so bald es mit der Atmosphäre in Berührung tritt, sich freiwillig erhitzt und entzündet. Man bereitet ihn aus drei Theilen kalihaltigen Alaun und einem Theil Mehl mittelst Glühen in einem eisernen Topfe, den man sogleich verstopft, wenn eine blaue Flamme einige Minuten gebrannt hat. Offenbar entsteht hier Kalium, was sich an der feuchten Luft entzündet.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhichius, s. Rhythmus.

Pyrrho, der berühmte Stifter der skeptischen Philosophie bei den Alten, war aus Elis im Peloponnes gebürtig und ein Zeitgenosse des Aristoteles; anfangs, wie die Sage geht, ein Maler, dann ein eifriger Schüler der Philosophie. Als seinen vornehmsten Lehrer nennt man den Anaxarchus von Abdera, einen Schüler des Demokrit, mit dem er den Alexander auf seinem Eroberungszuge durch Asien begleitete; mit der megarischen Dialektik soll ihn Bryso, ein Sohn des Stilpo, bekannt gemacht haben. Bald fand Pyrrho in dem Dogmatismus keine Befriedigung, und noch weniger konnte er dem dialektischen Vernunftspiel der Megariker Interesse abgewinnen; die Sophisten aber verachtete er vollends herzlich. Er gab sich also der vor ihm schon gewöhnlichen skeptischen Denkart hin, die er nur deutlicher und vollständiger entwickelte. Bei ihr allein glaubte er die wahre Gemüthsruhe des Weisen zu finden, welche ihm in dem höchsten Grade des Indifferentismus bestand. Daher war ihm auch sein Skeptizismus selbst gleichgültig, und er hat nichts Schriftliches darüber hinterlassen. Ueber seinen ausgezeichneten philosophischen Geist ist im Alterthum nur eine Stimme, und nach einigen Thatsachen aus seiner Lebensgeschichte zu urtheilen, erwarb er sich nicht nur diesen, sondern auch durch seine sittliche Art zu denken und zu handeln, das Wohlwollen und die Achtung seiner Zeitgenossen in einem sehr hohen Grade. Er lebte ganz für die Muse der Betrachtung, mied das Geräusch der Gesellschaft, und zog sich auf sich selbst zurück, unempfindlich gegen die Freuden wie gegen die Leiden des Lebens. Seine Landsleute bewiesen ihm ihre Hochachtung dadurch, daß sie ihm die Würde eines Oberpriesters ertheilten, und alle Philosophen von öffentlichen Abgaben befreiten. Selbst die Athener sollen ihm das Bürgerrecht ertheilt haben. Wenn die Sage von ihm manche Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten, deren er sich im gemeinen Leben schuldig gemacht habe, erzählt, z. B., daß er alle Vorstellungen von Gegenständen für trügerisch gehalten, auf Abgründe zugegangen, entgegenkommenden Wagen nicht ausgewichen sey, mit abwesenden Freunden gesprochen habe, als ob sie gegenwärtig wären u. dgl.: so sind sie gewiß für Erdichtungen zu erklären, denn sie vertragen sich weder mit den vorhin angeführten Fakten aus seinem Leben, noch mit dem Zeugnisse des Aenesidemus, welcher den Pyrrho von aller Albernheit frei spricht, noch mit der allgemeinen Achtung, worin er bei seinen Zeitgenossen stand. Endlich wurde Pyrrho auf Befehl Alexanders getödtet, weil er von diesem die Hinrichtung eines persischen Satrapen begehrt hatte. Er hatte ein Alter von 90 Jahren erreicht, aber weder sein Geburts- noch Todesjahr sind genau bekannt. Unter seinen Schülern werden Timon, Hekatäus, Eurylochus, Nausiphanes und Andere genannt. Die Philosophie des Pyrrho können wir, da er selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat, nur aus den Angaben seiner Freunde und Nachfolger kennen lernen. Er leugnete schlechthin alle Möglichkeit einer wahren Erkenntniß für den Menschen, hob die Gültigkeit des Zeugnisses der Sinne und der Aussprüche der Vernunft auf, erklärte folglich jede

Wissenschaft und selbst die Behauptung, daß alles ungewieß sey, für ungewiß. Zur Begründung seines Skeptizismus brauchte er insbesondere zehn Argumente, welche von den spätern Skeptikern noch vermehrt wurden. Am umständlichsten und lehrreichsten hat sie uns Sextus Empirikus in seinen pyrrhonischen Hypotypoſen dargestellt. Sie sind folgende: 1) Alle sinnliche Wahrnehmung bei Menschen und Thieren richtet sich nach der verschiedenen Beschaffenheit der sinnlichen Organisation, vornehmlich der edlern Sinnwerkzeuge und ihres momentanen Zustandes und Verhältnisses zu den Objekten. Man kann also nur wahrnehmen, wie ein Gegenstand erscheine, nicht wie er an sich sey; nur subjektive Wahrheit kann bewiesen werden, niemals objektive. 2) Jeder Mensch hat eine von dem andern verschiedene sinnliche Wahrnehmung von den äußern Gegenständen, weil jeder von dem andern in seinen körperlichen und geistigen Anlagen, in seinen Neigungen und Abneigungen verschieden ist: daraus erhellet also auch die Ungültigkeit aller objektiven Erkenntniß. 3) Zu diesem Schlusse berechtigt auch die Verschiedenheit der Sinne des Menschen. Jeder Sinn zeigt uns eine andere Eigenschaft des wahrgenommenen Subjekts; vielleicht aber hat dies nur ein Merkmal, das uns nur mehrfach scheint, weil wir es durch mehr Sinne wahrnehmen; vielleicht hat es Merkmale, die gar nicht von uns wahrgenommen werden können. 4) So wie sich die Umstände, unter denen man wahrnimmt, ändern: so verändern sich auch unsre Vorstellungen von den nämlichen Objekten. Gesundheit, Krankheit, Wachen, Schlaf, Jugend, Alter, Freude, Traurigkeit ꝛc. ändern und modifiziren unsere Vorstellungen, und Niemand kann daher von seiner subjektiven Vorstellungsart unter bestimmten Umständen auf die des Andern unter andern bestimmten Umständen schließen. 5) Die Verschiedenheit des Orts, der Lage, der Distanz ändern bei jedem die Beschaffenheit der Wahrnehmung. Ein ferner Gegenstand z. B. erscheint ganz anders, als in der Nähe und auch wieder mir anders, als einem Andern. 6) Keinen Gegenstand empfinden wir ganz rein, wie er für sich selbst ist, sondern immer mit andern gemischt und verbunden, z. B. die Stimme immer in dicker oder feiner Luft. 7) In der Zusammensetzung erscheinen die Gegenstände anders, als in der Auflösung ihrer elementarischen Theile. 8) Wir nehmen alle Gegenstände in einer gewissen Relation wahr. Sie sind einander entweder gleich oder ungleich, ähnlich oder unähnlich, Gattungen oder Arten; sie stehen also immer in gewissen Beziehungen auf einander. 9) Die Verschiedenheit unsrer Urtheile hängt auch davon ab, ob uns die Objekte selten oder häufig erscheinen. und 10) auch von den verschiedenen hergebrachten Einrichtungen bei Völkern, Geschlechtern und Individuen, von den Gewohnheiten, Vorurtheilen, Aberglauben der Menschen, den Meinungen und Räsonnements der dogmatischen Philosophen, welches alles zusammen mitwirkt, eine reine Wahrheit oder Erkenntniß unmöglich zu machen. Diese Gründe berechtigen daher zu dem Schlusse: Es kann keine objektiv wahr Erkenntniß existiren: der Mensch weiß überhaupt nichts, und auch das nicht, daß er nichts weiß. Der Philosoph müsse also seinen Beifall immer zurückhalten, wodurch er allein jene gleichgültige Gemüthsruhe (ἀταραξιαν), die durch nichts erschüttert werde, erhalten könne. Die angeführten, vom Pyrrho selbst oder doch von den ältern Pyrrhonikern gebrauchten Argumente betreffen noch bloß die Trüglichkeit der sinnlichen Wahrnehmungen; in der Folge aber verbreitete sich auch sein Skeptizismus über die Gültigkeit der Vernunfterkenntniß. Die Anhänger des Pyrrhonismus erhielten nach dem Geiste und Zwecke ihrer Philosophie mehrere Beinamen. Sie hießen Skeptiker, Aporetiker, Zetetiker, weil sie die Wahrheit suchten und immer bezweifelten; Ephektiker, weil sie nie entschieden, und immer ihren Beifall zurückhielten. Vergl. d. Art. Skeptiker.

Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst.

Pyrrhus, des Achilles Sohn von der Deïdamia, erhielt den Namen Pyrrhus von seinem Vater, der während der Verkeidung auf Skyros den Namen Pyrrha geführt hatte. Die Nachricht, die uns Homer von ihm gibt, ist diese. Er war ein schöner Jüngling und wurde auf Skyros erzogen. Ulysses holte ihn von Skyros nach Troja. (Dabei erhielt er den Namen Neoptolemus, den im Homer beständig gibt, weil er nämlich ein sehr junger Krieger war.) Er war ein großer Redner; nur Nestor und Ulysses übertrafen ihn. Keinem Helden von der Stätte weichend, focht er immer vor den Gliedern und erlegte viele Helden, wie den Eurypylus, den Sohn des Telephus. Nächst dem Memnon, fährt Homer fort, war er der schönste Mann vor Troja, und dabei so ganz ohne Furcht, daß er ohne Zittern in das trojanische Pferd stieg, da doch alle Helden weinten. Nach der Eroberung erhielt er einen schönen Antheil an der Beute, ging unverwundet zu Schiffe und kam glücklich nach Hause. Er heirathete die Hermione, des Menelaus Tochter, die ihm ihr Vater schon vor Troja versprochen hatte; so erzählt Homer. Allein diese Erzählung wurde auf das vielfältigste verändert, seitdem Pyrrhus in den griechischen Tragödien auftrat. Zuerst ward Pyrrhus für denjenigen erkannt, der den Polites und dann den alten Priamus umbrachte. Dann schlachtete auch Pyrrhus die Polyxena auf seines Vaters Grabe. In der Verloosung der Gefangenen aber ward ihm Andromache zu Theil. Ueber den Rückzug des Pyrrhus aber lauteten die Erzählungen äußerst verschieden. Ein Theil ließ ihn zu Lande zurückkehren. Ein anderer aber setzte seinen Rückzug zur See an. Es gab eine alte Sage, daß damals Pyrrhus zu den Molossern nach Epirus gekommen sey und daselbst ein Reich angelegt habe. In der That aber scheinen die epirotischen Molosser sich zugeeignet zu haben, was eigentlich nur von den thessalischen galt. Wenigstens wird erzählt, daß Pyrrhus des Keleus Söhne in Phthia umgebracht und seinen Großvater auf Anrathen der Thetis auf den Thron erhoben habe. Eustathius läßt ihn erst nach Thessalien gehen, dann aber auf des Helenus Weissagung ein Haus suchen, wo der Grund Eisen, die Wände Holz, die Decke Wolle sey, das er in Epirus findet, wo Soldaten ihre Spieße in die Erde gesteckt und zum Obdach ihre Kleider darüber ausgebreitet hatten. — Pyrrhus zeugte der Sage nach mit der Andromache die Söhne Molossus, Pierus und Pergamus. Er heirathete aber hierauf die Hermione und überließ die Andromache dem Helenus, dem er entweder damals, oder nach seinem Tode Epirus hinterließ. Sein Tod erfolgt bald darauf. Orestes, dem er seine versprochene Gattin weggenommen hatte, überfiel ihn und brachte ihn ad patrias aras, wie Virgil sagt, das ist, indem er seinem Vater opferte, um. Einige setzen diese Ermordung nach Phthia, Andere nach Epirus, wo Orestes seine Gebeine um Ambracien hin und her zerstreuete. Der gewöhnlichen Angabe nach aber erfolgte sie in Delphi, wohin Pyrrhus gekommen war, entweder dem Apollo Beute zu weihen, oder wo er, wie wenigstens Orestes es ausstreuete, den Apollo zur Rechenschaft über seines Vaters Tod ziehen, und sogar den Tempel plündern wollte. Oder er hatte auch nur zur Absicht, das Orakel über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin um Rath zu fragen. So viel ist gewiß, die Delphier, die ihm die Vertheidigung ihrer Stadt gegen die Gallier zuschrieben, brachten ihm jährlich Todtenopfer.

Pyrrhus, ein berühmter König in Epirus, Sohn des Königs Aeacides und der Pythia, der Tochter des Thessaliers Memnon, eines Herakliden. Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, bestieg er den väterlichen Thron. Allein nach 5 Jahren, als Pyrrhus eine Reise zum Glaucias gemacht hatte, empörten sich die Epirer und gaben die Krone seinem Großenkel Neoptolem. Pyrrhus floh nun zum Demetrius Poliorcetes, der seine Schwester Deïdamia geheirathet hatte, und bildete sich unter diesem Fürsten zum Feldherrn. An

dem Hofe des Ptolemäus wußte er sich bei dessen Gemahlin, Berenice, so beliebt zu machen, daß sie ihren Gemahl bewog, ihm seine Tochter Antigone zur Ehe zu geben, und ihn wieder in sein Reich einzusetzen. Sein kriegerischer Geist ließ ihm in Epirus nicht lange Ruhe. In Macedonien war sein Hauptfeind, Cassander, gestorben, und unter seinen Söhnen, Antipater und Alexander, entstand Streit wegen der Erbfolge. Letzterer rief Pyrrhus und den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe. Jener kam früher, und eroberte bald den größten Theil Macedoniens, weil Lysimachus, des Antipater Schwiegervater, diesem jetzt nicht beistehen konnte; zur Belohnung erhielt er von Alexandern einen Theil Macedoniens. Nun kam auch Demetrius mit einem mächtigen Heere zu Alexanders Hülfe, der aber diese nicht mehr nöthig fand, und ähnliche eigennützige Absichten, wie beim Pyrrhus, fürchtete. Daraus entstand Zwist zwischen den beiden Fürsten, der sich mit Alexanders Ermordung durch den Demetrius, und mit der Anerkennung des Letztern zum Könige von Macedonien endigte. Pyrrhus blieb hierbei nicht ruhig, sondern versuchte einen Einfall in Thessalien, das er aber bald wieder verließ, als er hörte, daß Demetrius gegen ihn anrücke. Nun nahm der Krieg zwischen Beiden den Anfang. Den Agamemnon besiegten die Macedonier, riefen den Pyrrhus zum Könige aus; während aber Pyrrhus sich damit beschäftigte, den Demetrius aus seinen übrigen Besitzungen in Griechenland zu vertreiben, fiel Lysimachus in sein Gebiet ein, und nöthigte ihn, ganz Macedonien zu verlassen. Nun beschloß er, sein Kriegsglück in andern Gegenden zu versuchen. Dazu bot sich bald eine Gelegenheit dar, als die Stadt Tarent in Italien ihn gegen die Römer um Hülfe rief. Er ging mit einer wohlgeübten Armee, die zum Theil aus den Veteranen Alexanders bestand, und über 25.000 Mann stark war, nebst 20, oder nach Andern 50 Elephanten nach Tarent. Den ersten Sieg erfocht er über den Prokonsul Valerius Lävinus. Die Schlacht war sehr hartnäckig und blutig, und Pyrrhus gewann sie nur, mit einem großen Verlust von seiner Seite, durch Hülfe seiner Elephanten. Pyrrhus benutzte den errungenen Sieg als erfahrener Feldherr, bemächtigte sich des fruchtbaren Campaniens, streifte selbst bis vor die Thore Roms, und schloß mit den Samnitern, Lukanern und andern italienischen Völkerschaften ein Bündniß. Nun marschirte er auf Rom los, eroberte Fregellä, und belagerte Präneste, zog sich aber, da zwei konsularische Heere auf ihn loskamen, nach Campanien zurück, wo er einer Schlacht, die ihm Lävinus anbot, auswich, und sich wieder nach Tarent begab. Im folgenden Feldzuge waren die Konsuln P. Sulpicius Saverrio und P. Decius Mus seine Gegner, und eine neue hartnäckige, wie es scheint, unentschieden gebliebene Schlacht erfolgte bei der Stadt Askulum, am Fuße der Apenninen. Pyrrhus ging wieder nach Tarent zurück, und erst mit dem folgenden Frühlinge fingen die Operationen von Neuem an. Nachdem dieser aus Epirus ansehnliche Verstärkungen erhalten hatte, lagerte er sich an der Gränze des tarentinischen Gebiets, dem römischen Lager gegenüber, wo die Konsuln C. Fabricius Luscinus und Q. Aemilius Papus kommandirten. Voll Unmuth über die Mißlichkeit des Krieges, in den er sich eingelassen hatte, kam ihm die Botschaft der Syrakuser, Agrigentiner und Leontiner gelegen, welche ihn gegen die Karthager zu Hülfe riefen. Er ließ in Tarent eine starke Besatzung, und ging mit der ganzen Armee nach Sicilien über. Hier war er im Anfange gegen die Karthager sehr glücklich, und vertrieb sie fast ganz aus Sicilien: ja er faßte sogar den Plan, sie in Afrika selbst anzugreifen. Aber alles mißlang, als er sich durch sein grausames und despotisches Betragen die Sicilianer, besonders die Syrakuser, zu Feinden machte, so daß er Sicilien verlassen mußte. Mit seinem sehr geschmolzenen Heere ging er nach Tarent, verstärkte sich mit den Truppen der Bundesgenossen, und theilte seine Armee in zwei Corps, um in Samnium

dem Konsul Carius Dentarius und in Lukanien dem Konsul Cornel. Lentulus zugleich die Spitze zu bieten. Das erstere Corps führte er selbst an, verlor aber die Schlacht bei Benevent gänzlich, so daß er den Krieg nicht mehr fortzusetzen im Stande war. Unter dem Vorwande, selbst neue Hülfstruppen zu holen, segelte er mit 8000 Mann von Tarent ab, und kam glücklich in Epirus an, nachdem er sechs Jahr in Italien und Sicilien zugebracht hatte. Um seinen Ruhm wiederherzustellen, griff er den König Antigonus Gonatas von Macedonien an, und eroberte nach mehreren siegreichen Schlachten und Gefechten dies ganze Reich; aber da er den Einwohnern mit Härte begegnete, und seinen gall. Miethsoldaten zu viel Ausgelassenheit verstattete; so zog ihm dies allgemeine Abneigung zu, so daß Antigonus bald nach seinem Abzuge nach Macedonien sich dieses Reichs wieder bemächtigte. Jetzt war dieser mit den Trümmern seines Heers nach Thessalien geflohen, wo ihm aber Ptolemäus, der älteste Sohn des Pyrrhus, so zusetzte, daß er zuletzt in den Wäldern einen Zufluchtsort suchen mußte. Kaum war dieser Feind besiegt, als Pyrrhus sich mit seinem Heere nach dem Peloponnes wandte, um den vertriebenen König von Sparta, Kleomenes, wieder einzusetzen. Pyrrhus rückte selbst vor Sparta, aber die Einwohner, ja selbst die Weiber vertheidigten die Stadt mit einem Muthe und einer Tapferkeit, die ganz des alten spartanischen Ruhms würdig war. Nach einem dreimal vereeblichen Angriffe beschloß er endlich, das Unternehmen aufzugeben, weil in der Stadt angekommene Verstärkung jeden weitern Versuch unnütz zu machen schien. Er zog jetzt nach Argos, das durch Partheiungen beunruhigt wurde. In der Stadt entstand zwischen ihm und den Einwohnern, die den Antigonus, König von Lacedämon, zu Hülfe gerufen hatten, ein Streit. Pyrrhus wurde von einem Argier verwundet, schwang den Wurfspieß gegen den Angreifer, und wurde in eben dem Augenblicke von der Mutter desselben, die von der Spitze des Hauses dem Gefechte zusah, durch einen Ziegelstein so am Kopfe verwundet, daß er sinnlos zu Boden stürzte. Ein Macedonier hieb ihm nun den Kopf ab, und brachte ihn dem Antigonus, der ihn anständig begraben ließ. So starb ein Fürst, der von allen Alten für einen der größten Feldherrn erkannt wird; auch seine Klugheit, sein Verstand und selbst seine Herzensgüte, werden gelobt: dagegen waren freilich seine ungemäßigte Ehrsucht und sein Mangel an Stetigkeit groß; Fehler, welche ihn, der auf den ersten Rang unter den Feldherrn des Alterthums hätte Anspruch machen können, zu einem Abentheurer herabwürdigten.

Pythagoras, der berühmte Stifter der pythagoräischen Gesellschaft. Die Quellen, aus welchen die Nachrichten über das Leben und die Lehrsätze dieses Mannes zu schöpfen sind, bedürfen einer sorgfältigen Kritik. Sie bestehen theils in angeblichen Schriften des Pythagoras selbst und der Pythagoräer, theils in den Schriften anderer griechischer Autoren über das Leben und die Philosophie des Pythagoras und der Pythagoräer. Daß Pythagoras Schriften hinterlassen habe, ist nach den Untersuchungen neuerer Gelehrten unbezweifelt; denn mehrere sehr alte griechische Schriftsteller versichern es ausdrücklich, und diejenigen, welche es leugnen, sind viel jünger; aber eben so gewiß ist es, daß diese Schriften frühzeitig verloren gegangen sind. Alte Schriftsteller geben folgende Werke für die seinigen aus: 1) Vom Universum in Versen; 2) eine heilige Rede, auch in Versen; 3) von der Seele; 4) von der Gottesfurcht; 5) Helothales, des Epicharmus aus Cos Vater; 6) Kroton und andere. 7) Verschiedene von ihm unter Orpheus Namen herausgegebene Bücher; 8) von der Kinderzucht, oder dem Unterrichte; 9) von der Politik; 10) von der Physik u. s. w. Wahrscheinlich aber war auch Pythagoras nicht einmal von allen diesen Schriften Verfasser, denn die alten Philosophen schrieben nur wenig. Doch dem sey, wie ihm wolle, von allen diesen kennen

wir nichts mehr, als die Titel, und höchstens von einigen den Inhalt. Außerdem haben sich noch einige Werke aus dem Alterthum erhalten, welche theils dem Pythagoras, theils alten Pythagoräern zugeschrieben werden. Zu diesen gehören 1) das sogenannte goldene Gedicht. Von diesem ist zwar nicht Pythagoras selbst der Verfasser, welchem es auch keiner der alten Schriftsteller zuschreibt, aber wohl ein Pythagoräer: denn es enthält pythagoräische Ideen und Sprache, die Interpolationen abgerechnet; wahrscheinlich ist es erst nach dem Zeitalter des Plato und Aristoteles entstanden. 2) Symbola (ἱερα ἀποφθεγματα) Pythagorae, die Sprüche des Pythagoras. Siehe weiter unten, wo von der Darstellung der pythagoräischen Philosophie die Rede ist. Die jetzt unter dem Namen des Pythagoras vorhandenen Sprüche rühren eben so wenig, als das goldene Gedicht, von ihm her. Man findet sie in den Ausgaben der Gnomiker von Glandorf und Brunk. 3) Pythagorae sphaera divinatoria de decubitu aegrotorum, wovon wir die angeblich vom Apulejus herrührende lateinische Uebersetzung besitzen. Man findet in dieser Schrift die Kunst, aus Zahlen zu wahrsagen, und sie bezog sich auf die pythagoräische Zahlenlehre. An ihre Echtheit ist nicht zu denken. 4) Angebliche Briefe des Pythagoras an den Hiero, Anaximenes u. A. Diese sind offenbar Andichtungen eines Sophisten oder Rhetors. Man findet sie in Thomas Gale Opusc. mythol., phys. et ethicis. Cantabrig. 1671. 8. 5) Fragmenta Pyth. de bono et beato viro, de sapientia, aus dem Stobäus von Gale in dem eben angezeigten Werke gesammelt. Aus den griechischen Commentatoren des Aristoteles könnte ihre Zahl beträchtlich vermehrt werden. Sie rühren, der Unterschrift zufolge, von mehrern Pythagoräern her, oft von solchen, die man weder dem Namen, noch dem Zeitalter nach kennt. Wenige ausgenommen, sind sie erst in spätern Zeiten, im dritten und die meisten zwischen dem 4ten und 7ten Jahrh. n. Chr. G., untergeschoben worden. Von echtpythagoräischen Ideen ist wenig darin zu finden. Wenn man alles Fabelhafte und Wunderbare, womit die spätern Biographen des Pythagoras ihre Nachrichten ausschmücken, abschneidet, so ergeben sich folgende zuverlässige Data über die Lebensumstände dieses Mannes. Der Vater des Pythagoras war, den Nachrichten der meisten und glaubwürdigsten alten Schriftsteller zufolge, Mnesarch, ein reicher Kaufmann oder Steinschneider auf der Insel Samos, wo auch Pythagoras geboren wurde. Sein Geburtsort fiel in die 49ste Olympiade, zwischen 584 und 588 v. Chr. Geb. Der junge Pythagoras erhielt von seinem Vater eine gute Erziehung. Ueber seine Lehrer sind zwar die Alten nicht einstimmig; von den Meisten aber wird Pherekides genannt. Nach Jamblich soll er darauf nach Sidon gereist seyn, wo er den Physiologen Moschus hörte, und in alle Geheimnisse zu Tyrus, Byblus und auf dem Berge Karmel sich einweihen ließ; von da erst habe er seine Reise nach Aegypten angetreten. Der Fürst von Samos, Polikrates, gab ihm Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den König Amasis, mit, und dieser wirkte ihm bei den Priestern die Erlaubniß aus, an ihren Geheimnissen Theil nehmen zu dürfen. Indessen machten diese ihm die Sache immer noch schwer genug. Die Priester von Heliopolis schickten ihn nach Memphis, und diese wieder nach Diospolis, welche ihn denn endlich annehmen mußten, ihn aber sehr harten Prüfungen unterwarfen. Da er in allen gut bestand, so theilten sie ihm ihre Geheimnisse und Wissenschaften mit. Nach einem 22jährigen Aufenthalte in Aegypten ging er nach Persien, um die Weisheit der Magier zu lernen. Diese Reise wird von den angesehensten alten Schriftstellern behauptet; aber eben so angesehene leugnen sie auch, und überdies fehlt es ihr auch an innerer Wahrscheinlichkeit, da damals die Weisheit der Magier noch nicht im Auslande berühmt war. Eben so unrichtig ist auch die Angabe von seiner Reise zu den Juden, die auf ganz

unsichern Gewährsmännern beruhet. Noch weniger Glauben verdient die Nachricht, daß er zu den Braminen in Indien, und gar zu den Druiden Galliens gereist sey. Nach Griechenland zurückgekehrt, besuchte er Kreta und Lacedämon, um sich mit den Einrichtungen des Minos und Lykurg bekannt zu machen, auch reiste er nach Delos, Delphi, Olympia, Phlius, Sikyon und in einer von diesen Städten, wahrscheinlich zu Phlius, brauchte er zuerst von sich den Namen Philosoph. Endlich kam er wieder in seinem Vaterlande Samos an, wo er anfing, Unterricht zu geben. Da sich aber der Despotismus des Polykrates mit seinen Grundsätzen nicht vertrug, so ging er nach Großgriechenland (Unteritalien), wo die Stadt Kroton sein Aufenthaltsort ward. Die Zeit seiner Ankunft daselbst wird verschiedentlich angegeben. Wahrscheinlich kam er kurz vor der 60. Olympiade, gegen das Ende der Regierung des Servius Tullius, dahin. In Kroton erwarb er sich bald ein großes Ansehen, wozu ihm seine Beredsamkeit und sein schönes Aeußere unstreitig den Weg bahnte. Er machte sich in den öffentlichen Versammlungsplätzen bekannt, und hielt in den Gymnasien und Tempeln und dann auch in dem Versammlungshause des großen Raths moralische Reden, zuerst an die Kinder in Kroton, dann an die Jünglinge, und endlich an den regierenden Rath selbst, und auf dessen Befehl an die Matronen der Stadt. Seine vortrefflichen Ermahnungen wirkten nach und nach so mächtig auf seine Zuhörer, daß die Männer ihre Kebsweiber, die Weiber ihren Schmuck abschafften, und die Jünglinge mit dem lebhaftesten Eifer für nützliche Kenntnisse erfüllt wurden. Bald gab man ihm nur den Beinamen des Göttlichen, und hielt ihn selbst für den hyperboräischen Apollo. Wahrscheinlich brauchte Pythagoras mehrere Jahre, um unter der großen Zahl seiner Anhänger diejenigen herauszusuchen, die sich durch große Anlagen des Geistes und Herzens auszeichneten, und denen er mit Sicherheit seine Plane anvertrauen konnte. Diese vermochte er dann dahin, sich mit ihm in eine Gesellschaft zu vereinigen, und nach ganz eigenthümlichen von ihm vorgeschriebenen Gesetzen zu leben und zu handeln. Pythagoras war der erste griechische Philosoph, der, nicht damit zufrieden, die Wißbegierde seiner theoretischen Vernunft zu befriedigen, auch eine praktische Vernunft, eine dem Menschen angestammte Regel der Pflicht, und durch diese eine Bestimmung der gesammten Menschheit ahnete. Dadurch erwachte in ihm der Plan einer Reformation seiner Zeitgenossen, einer Leitung derselben auf den Weg zur reinen Menschlichkeit, den er in der Ferne zu erkennen glaubte. Mit festem Muthe und durch zweckmäßige Mittel suchte er den so edlen und erhabenen Entwurf auszuführen, wenn gleich der Ausgang dem Werthe der Absicht und des Plans nicht entsprach. Zunächst wollte er auf die kleinen griechischen Freistaaten in Großgriechenland wirken, welche zwar einen hohen Grad des Wohlstandes erlangt hatten, aber auch durch Anarchie, Faktionen und Tyrannei zerrüttet wurden. Ihren Verstand also wollte er aufklären, sie über wahre menschliche Bestimmung und Wohlfahrt belehren, ihre Sitten bessern und ihnen Geneigtheit zu einer weisern Staatsverwaltung einflößen. Um diesen Zweck zu erreichen, vereinigte er eine Zahl von vertrauten Freunden zu einem Bunde, der durch seinen Unterricht erst selbst eine Verbrüderung weiser und guter Menschen werden und hernach mit gemeinschaftlichen Kräften zur Verbesserung und Beglückung der Zeitgenossen in politischer und moralischer Hinsicht beitragen sollte. Dies ist der sogenannte pythagoräische Bund, Orden, Schule, wie er auch genannt wird. Er verbreitete sich von Kroton aus nach mehreren Städten Großgriechenlands, wo ähnliche Verbrüderungen entstanden, die mit der in Kroton und unter einander in Verbindung standen. Während seines Aufenthalts in Kroton heirathete Pythagoras, und zwar, nach den bewährtesten Zeugnissen des Alterthums, eine gewisse Krotoniatin Theano,

welche zugleich seine Schülerin war. Mit ihr zeugte er mehrere Kinder. Sein Tod wird verschieden erzählt: im Ganzen kommen Alle darin überein, daß er ein Opfer seiner edlen Bemühung, die Menschen weiser und glücklicher zu machen, geworden sey. Nach Jamblichos verlangte ein reicher Krotoniate, Cylon, die Aufnahme in den pythagoräischen Bund, wurde aber abgewiesen, weil er ein kühner, unruhiger und herrschsüchtiger Kopf war. Aus Rache wegen dieser Beschimpfung brachte er eine Verschwörung gegen die Pythagoräer zu Stande, der sie zwar lange widerstanden, aber endlich unterlagen. Sie waren eben im Hause des Milo versammelt, und rathschlagten über wichtige Kriegsangelegenheiten, als die Rotte des Cylon sie überfiel, das Haus anzündete, und alle erwürgte oder verbrannte, den Architas und Lysis ausgenommen. Pythagoras war schon vorher nach Metapont geflohen und daselbst gestorben. Sein Tod fällt nebst der Zerstörung des pythagoräischen Bundes in die 69te Olympiade, so daß er also ungefähr ein Alter von 80 Jahren erreicht haben mag; Einige setzen sein Alter noch höher an. Bald nach seinem Tode bereute man die gegen ihn unternommene Verfolgung, und verehrte ihn beinahe göttlich; wenigstens thaten dies seine Freunde und Anhänger. Ehe wir zur Philosophie des Pythagoras selbst übergehen, müssen wir eine kurze Darstellung von der Einrichtung des berühmten Bundes oder Ordens geben, dessen Stifter er war. Der pythagoräische Bund war unstreitig das erhabenste und weiseste System von Gesetzgebung, was jemals zur Veredlung des Menschengeschlechts erfunden wurde, das aber freilich nur bei einer kleinen Zahl auserwählter Männer ausgeführt werden konnte. Die Regeln, welche Pythagoras für die Bekenner desselben entwarf, hatten zum Zweck, jede Kraft und Anlage des Körpers und Geistes zu entwickeln und kein Gebrechen unbemerkt und ungeschwächt zu lassen. In ihnen war alles vereinigt und verbessert, was Pythagoras in den Satzungen seines Volks und fremder Nationen Nützliches und Heilsames beobachtet hatte, und sogar die Heiligkeit der Religion und gottesdienstlichen Gebräuche und das Ehrwürdige herrschender Vorurtheile war meisterhaft genutzt, um ihren Beobachtern und Verehrern ein desto größeres Ansehen zu verschaffen. Sobald die Pythagoräer des Morgens aufgestanden waren, gingen sie einzeln an ruhige einsame Oerter, in Haine oder Tempel, um ihren Körper zu erwecken und zu erfrischen, ihr Gemüth zu sammeln, die Vergangenheit vor ihre Seele zu rufen und sich zu den neuen Geschäften des Tages vorzubereiten. Auch die Töne der Leyer nahmen sie zu Hülfe, um die Seele zu ermuntern und zu einer gleichförmigen gesetzten Thätigkeit zu stimmen. Nach diesen einsamen Spaziergängen suchten sie sich einander auf und wandten die ersten Stunden des Tages und ihre ersten Kräfte zum Lehren und Lernen, zur Aufklärung ihres Geistes und zur Besserung des Herzens an. Dann folgten körperliche Uebungen im Laufen, Ringen, Fechten, Werfen nach dem Ziele und Tanzen, und von diesen gingen sie zu einem einfachen und sehr mäßigen Mittagsmahle, das nur in Brot und Honig bestand. Den größten Theil des Nachmittags arbeiteten sie in öffentlichen Angelegenheiten, und gegen Abend gingen sie zwei und drei zusammen spazieren, und wiederholten das, was sie gehört oder worüber sie gesprochen hatten. Ein kaltes Bad beschloß diese Promenaden, und dann versammelten sie sich in gemeinschaftlichen Speisesälen zum Nachtessen, das mit Untergang der Sonne endigte. Nie mehr als zehn Brüder saßen beisammen, und den Beschluß machten Libationen und Opfer. Sie aßen Kräuter, Gemüse und Fleisch, aber letzteres nur selten und wenig; auch tränken sie etwas Wein. Dann unterhielten sie sich durch eine angenehme und unterrichtende Lektüre. Der Oberste der Gesellschaft schlug vor, was gelesen werden sollte,

und der Jüngste las vor. Beim Auseinandergehen wurden noch jedem die wichtigsten Pflichten des Lebens und die Regeln des Ordens kurz vorgehalten, und nachdem jeder noch, was er den Tag über gesehen, gehört und gethan hatte, überdacht und sich bemühet hatte, seine Seele zu entspannen und durch die sanftesten Harmonieen der Leier in süße Ruhe einzuwiegen; so überließ er sich dem ungestörten traumlosen Schlafe. Wie sehr diese Lebensart der Pythagoräer zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit, zur Ausbildung aller Seelenvermögen und zur Besserung des Herzens und der Sitten beitragen mußte, ist von selbst einleuchtend. Aber noch einige Bemerkungen müssen wir über die Nahrungsmittel derselben beifügen. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß Pythagoras gewisse Speisen verboten, oder wenigstens nur selten erlaubt habe; aber was das für welche waren, darin finden sich Widersprüche. Daß Pythagoras alle animalische Nahrung verboten habe, behaupten die meisten und auch sehr angesehene Schriftsteller, aber eben so angesehene und alte auch das Gegentheil. Das Wahre scheint zu seyn, daß Pythagoras und seine mit ihm lebenden Freunde sich nicht von allen Thieren, sondern nur von einigen derselben oder von gewissen Theilen ihres Körpers enthalten; daß aber die spätern Pythagoräer um die 84. und 100. Olym. eine größere Strenge in Absicht der animalischen Nahrung einführten. Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln soll Pythagoras allein die Bohnen verboten und diese für etwas sehr Heiliges gehalten haben. Dies sagen die meisten Schriftsteller. Aristoxenus versichert dagegen ausdrücklich, daß die ältesten Pythagoräer kein Erdgewächs so häufig genossen hatten, als gerade die Bohnen, weil sie den Leib gelinde öffneten. Die Sache bleibt ungewiß. Sehr gut war seine Methode, nach welcher er seine Schüler zur unerschütterlichen Gleichmüthigkeit, zur Herrschaft über Leidenschaften, zur männlichen Stärke und Erhabenheit der Seele über äußere Zufälle gewöhnte. Er untersagte ihnen jedes Uebermaß in der Freude sowohl als in der Traurigkeit, und die Ausbrüche des wilden Zorns. Unter allen Tugenden schätzte Pythagoras keine mehr, als jene Sanftheit und Milde des Gemüths, welche uns gegen Freunde dienstfertig, gegen gleichgültige Personen gefällig und gegen Feinde versöhnlich macht, die Harmonie der Seele, wie er sie nannte. Daher gab er seinen Zöglingen die goldene Regel, mit ihren Freunden so umzugehen, daß sie nicht Feinde werden könnten, und Feinden so zu begegnen, daß sie Freunde werden müßten. Er beförderte sie auch dadurch, daß er es zum Gesetz machte, keine unschädlichen Thiere oder Gewächse ohne Noth zu verderben. Durch ihre Lebensart und Grundsätze entstand unter den Pythagoräern eine so innige Freundschaft, daß sie selbst zum Sprichworte ward und das Alterthum stellt eine Menge Beispiele auf von Pythagoräern, die Leben und Güter willig für einander aufopferten. So enge das Band aber auch war, das die Pythagoräer zu einer Gesellschaft verband, so war es doch von aller Einseitigkeit entfernt. Er empfahl Freundschaft und Wohlwollen gegen alle Menschen, Ehrfurcht gegen Gott, Eltern und Greise, Zärtlichkeit gegen Gatten, Kinder und Verwandte und selbst Schonung gegen unvernünftige Thiere. Nur unverbesserlichen Bösewichtern sollte man Feindschaft ankündigen, aber doch auch nie vergessen, daß sie Menschen blieben. Wenn man die Verdienste des Pythagoras um seine Freunde überdenkt, so ist es sehr natürlich daß die innigste Dankbarkeit sie zur höchsten Verehrung gegen ihn leitete, daß sie ihn selbst für etwas erhabeneres als einen gewöhnlichen Menschen hielten, ihn bei seinem Leben nur den Göttlichen nannten, und nach seinem Tode mit dem Ausdrucke Er bezeichneten. Die Formel: Αὐτὸς ἔφα (Er sagt's) schlug jeden weitern Streit über eine Meinung darnieder; doch ist es wohl gewiß, daß diese Formel anfangs nicht den despotischen Sinn hatte, den später übertriebene Bewün-

derer des großen, gewiß bescheidenen Mannes ihr unterlegten. Nachdem Pythagoras eine gewisse Anzahl geprüfter Freunde zusammengebracht hatte, so nahm er mit ihnen die Verabredung, daß keiner ohne sorgfältige Prüfung Mitglied des heiligen Freundschaftsbundes werden sollte. Bei jedem, dem er Hoffnung zur Aufnahme machen wollte, untersuchte er vorher sorgfältig seine ganze Bildung, Mienen, Geberden, Stellung, Gang und Bewegung, um daraus auf sein Inneres zu schließen, erkundigte sich nach seinem Betragen gegen Eltern, Hausgenossen, Freunde und gleichgültige Personen, gab genau Acht auf seine Beschäftigungen und Vergnügungen, auf die Aeußerung seiner Leidenschaften, auf den Grad seiner Fähigkeiten und den Eindruck, den seine Reden auf ihn machten, und besonders, ob er die Kunst verstände, Geheimnisse zu bewahren. War er mit allen diesen Beobachtungen zufrieden; so rückte ein solcher in die Klasse der Eingeweihten. Weil Pythagoras die Verschwiegenheit als die Haupttugend seiner Freunde ansah, so nannte man in der Folge die ganze Zeit der Prüfung die Zeit des Stillschweigens, und nahm dieses Stillschweigen im eigentlichsten Sinne, indem man sich überredete, Pythagoras habe dem zu Prüfenden befohlen, in 2, 3 oder gar 5 Jahren seinen Mund gegen Niemand zu öffnen. Aber Aristogenus weiß weder von einem so strengen Stillschweigen noch auch von einem bestimmten Zeitraum der Prüfungszeit etwas. Auch beschwerliche und peinliche Büßungen fanden in der Prüfungszeit nicht statt. Bei der Einweihung, glaubt man, habe der Aufgenommene sein ganzes Vermögen der Gesellschaft übergeben müssen, und unter den Pythagoräern sey eine völlige Gemeinschaft der Güter eingeführt gewesen. Aber dieser Gütergemeinschaft wird von den bewährtesten Schriftstellern widersprochen, und sie ist auch mit der Klugheit des Pythagoras gar nicht vereinbar. Alle mit dem Pythagoras in wirklicher Verbindung stehende Schüler waren in zwei Klassen getheilt, in Eingeweihte und in solche, welche geprüft wurden. Diese letztern hießen Akustiker, Akusmatiker und Exoteriker; die erstern Esoteriker und Mathematiker, auch wurden diese vielleicht nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse in Theoretiker und Physiker oder Politiker und Mathematiker getheilt. Falsch ist es aber, daß die Esoteriker und Mathematiker deswegen so genannt worden wären, weil sie den Pythagoras innerhalb des Vorhangs und seine geheimsten Lehren mit allen ihren Beweisen gehört hätten, die Exoteriker und Akusmatiker aber deswegen so, weil Pythagoras ihnen seinen Anblick durch einen Vorhang entzogen und seine Sätze ohne Beweise ihnen gegeben habe. Eben so unrichtig ist die Eintheilung in Ehrwürdige, welche sich nur der Beschauung ergeben, in Mathematiker, welche sich nur mit mathematischen Wissenschaften, in Politiker, die sich nur mit weltlichen Dingen beschäftigt hätten, in Pythagoriker, welche den Pythagoras selbst gehört, in Pythagoräer, die nur von seinen Schülern Unterricht empfangen hätten, und in Pythagoristen, welche nicht Schüler, sondern nur Bewunderer und Freunde des Pythagoras waren. Aus der bisherigen Schilderung erhellet auch die Unrichtigkeit der Meinung späterer Schriftsteller, daß die Pythagoräer bloß ein beschauendes, der Erforschung himmlischer und unsichtbarer Dinge gewidmetes Leben geführt hätten, denn ältere bezeugen ausdrücklich, daß sie ihre Kenntnisse praktisch angewandt hätten. Insbesondere beschäftigten sie sich mit der Staatswissenschaft, und bemühten sich, auch praktisch Sitten und Gesetze zu verbessern, der Despotie entgegen zu arbeiten, eine gemäßigte aristokratische Regierungsform einzuführen und Friede und Eintracht in allen Ständen zu erhalten. Nicht nur in Kroton äußerte sich der Einfluß der Pythagoräer auf die Staatsangelegenheiten, sondern auch in allen vorzüglichen Städten Großgriechenlands; in Kroton war jedoch der Hauptsitz des Bundes, von dem die übrigen in allen wichtigen

Fällen sich Raths erholten. Daher brachen auch etwas später, als in Kroton, in allen übrigen griechischen Städten Verschwörungen gegen die Pythagoräer aus, wie Polybius berichtet, und allenthalben wurde Unteritalien durch Mord und Aufruhr verwüstet. Jetzt noch einige Bemerkungen über die Geheimnisse und Symbole der Pythagoräer. Die spätern Pythagoräer und Platoniker nach Chr. Geb. berichten allgemein, Pythagoras habe seine Lehren und Meinungen in Mysterien verwandelt und seinen Schülern erst nach langwieriger Prüfung und unter der Bedingung eines ewigen Stillschweigens mitgetheilt, weil er es für das größte Verbrechen gehalten, sie einem Ungeweihten anzuvertrauen. Seine erhabene Weisheit habe er in unveränderliche kurze Sprüche, dergleichen die übriggebliebenen Symbole seyen, eingeschlossen, um bei den zu Prüfenden ein sehnsuchtsvolles Verlangen nach ihrer Enträthselung zu erwecken. Einer seiner Nachfolger, Epicharmus, oder Empedokles, oder Philolaus ꝛc. habe die bis dahin mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckten pythagoräischen Geheimnisse bekannt gemacht, sey aber deswegen von dem Bunde bestraft worden. Aber diese ganze Vorstellungsart von den pythagoräischen Geheimnissen ist unrichtig. Kein alter Schriftsteller weiß etwas von geheim gehaltenen Meinungen und Lehren des Pythagoras, sondern alle sagen vielmehr das Gegentheil. Damit wird nicht geleugnet, daß er nicht mit einigen Kenntnissen, besonders den medizinischen, gegen solche, die nicht zu seinen Vertrauten gehörten, zurückgehalten habe; aber von allen oder doch den meisten seiner Kenntnisse dies behaupten zu wollen, ist ungereimt, man müßte denn den samischen Weisen zu einem elenden Charletan machen wollen. Würde er es wohl haben wagen dürfen, die zum Theil sehr angesehenen Männer unter seinen Schülern Jahrelang mit sinnlosen Sprüchen zu martern? Brauchte er religiöse Meinungen verborgen zu halten, da sie den Hauptbegriffen des griechischen Glaubens doch nicht widersprachen, oder wenn dies auch gewesen wäre, da die Abweichung vom Volksglauben jetzt noch nicht unter die Verbrechen gehörte? — In Meinungen und Lehren bestanden also die Geheimnisse des Pythagoras nicht; aber dennoch hatte er welche, und eben deswegen war Verschwiegenheit die Haupttugend seiner Freunde. Wahrscheinlich waren die Mysterien des Pythagoras vorzüglich Staatsgeheimnisse, welche nicht ohne den größten Nachtheil des Bundes bekannt gemacht werden konnten. Die Pythagoräer nämlich machten einen mächtigen politischen Orden aus, dessen Hauptstamm in Kroton war, und dessen Zweige sich über die blühendsten Städte Italiens und Siziliens, selbst bis ins eigentliche Griechenland und über die griechischen Inseln ausbreitete. Sie waren alle unter einander verbunden, und hatten in jedem Staate die wichtigsten öffentlichen Geschäfte in ihren Händen, oder wenigstens die Absicht, sich allmählig derselben zu bemeistern. Daher mußten im geheimen und höchsten Rathe zu Kroton täglich wichtige Nachrichten einlaufen, geheime Entwürfe gemacht und Berathschlagungen über allerlei den Bund betreffende Angelegenheiten angestellt werden. Das alles mußte aber geheim gehalten werden, wenn Pythagoras sich und seine Freunde nicht den Feinden preis geben und seine Plane scheitern sehen wollte, er konnte daher nur alte geprüfte Vertraute daran Theil nehmen lassen, und mußte bei der Wahl eines neuen Mitgliedes des Bundes sehr sorgfältig zu Werke gehen. Eben so muß man sich auch einen richtigen Begriff von den Symbolen des Pythagoras machen. Sie bestanden nicht in dunkeln, verdrehten, sinnlosen Sprüchen, auch sollten sie nicht junge Freunde mit ihrer Enträthselung martern, sondern sie waren entweder kurze, den Präzeptis der Stoiker ähnliche Sprüche, welche die Pflichten des Menschen und der Mitglieder des Bundes in alter oder eigenthümlicher Dichtersprache ausdrückten; oder sie waren auch eine geheime Sprache und Schrift,

vermöge deren die Pythagoräer sich ihre Gedanken mittheilen konnten, ohne von Andern verstanden zu werden; oder sie bestanden in gewissen geheimen, andern unbemerkbaren Zeichen, woran sie sich gegenseitig erkennen und ihre Eingeweihtheit offenbaren konnten. Die Sprüche, welche die wichtigsten Lebensregeln enthielten, waren in damals gewöhnliche dichterische Bilder und Allegorien gehüllt, an denen Pythagoras sehr fruchtbar war. Sie wurden wahrscheinlich nicht im Zeitalter des Pythagoras, sondern erst in spätern Zeiten, ihrer Einkleidung wegen, Symbole genannt. Spätere Schriftsteller haben Deutungen derselben versucht, von denen die bei Porphyr noch die besten zu seyn scheinen. Daß die Pythagoräer geheime Schrift und Sprache und geheime Kennzeichen des Ordens hatten, welche im eigentlichen Sinne Symbole hießen, ist nicht nur natürlich, sondern erhellet auch aus mehrern alten Schriftstellern. Als ein Symbol, woran die Pythagoräer sich gegenseitig erkannten, nennt Lucian das dreifache in sich selbst verschlungene Dreieck, aus dem fünf andere Dreiecke und ein Pentagon entstanden. Diese Figur trugen sie wahrscheinlich in Metall, oder in eine andere harte Materie geschnitten, stets bei sich. Durch die Erwürgung oder Austreibung der vornehmsten Mitglieder der pythagoräischen Gesellschaft wurde dieser Bund auf ewig zerstört. Was von Pythagoräern übrig blieb, zerstreuete sich nach Griechenland, Sizilien, Rhegium, oder in ihre Vaterstädte, sie vereinigten sich aber nie wieder in einen mächtigen herrschenden Orden, ob sie gleich, so viel sie konnten, ihre Lebensart und Grundsätze beizubehalten und auf Andere fortzupflanzen suchten. Ihr Einfluß in die Regierung der Staaten hörte nun auf, ihre Geheimnisse verschwanden, und ihre Symbole wurden unnütz und absichtlos. Sie unterschieden sich jetzt nur noch von Andern durch eine gewisse Aufklärung, Rechtschaffenheit und Denkart. Diejenigen, welche sich nach Ol. 80 in Italien aufhielten, blieben ihren großen Vorgängern ähnlicher, als ihre Brüder im eigentlichen Griechenland. Unter jenen erstern findet man noch Gesetzgeber, Staatsmänner und Helden in der Freundschaft (Damon und Pythias); diese suchten sich zwar durch eine sehr strenge Lebensart und eine affektirte Verschwiegenheit Ehrfurcht zu erwerben, aber sie waren zugleich beträchtlich, arm, schmutzig, mit elenden Lumpen behangen und spotteten aller Freuden des Lebens. Auch in vielen ihrer Meinungen weichen sie von den alten Pythagoräern ab. Die letzten Weltweisen dieser Schule waren Zeitgenossen des Aristoxenus und Heraklides, und starben also um Ol. 130 aus. In dem Zeitalter des Cicero und August thaten sich unter den Römern und Griechen wieder Männer hervor, welche sich den Titel von Pythagoräern anmaßten, aber meistens betrügerische Schwärmer waren. So berühmt sich die Gesellschaft des Pythagoras durch ihre politische Tendenz machte, so berühmt machte sich auch ihr Stifter durch seine Philosophie, durch die Originalität, das Tiefsinnige und Erhabene seiner Lehren über die Natur und den Ursprung der Welt und die Bestimmung des Menschen. Aus den Bruchstücken, welche wir von der pythagoräischen Philosophie besitzen, können wir diese nur im Allgemeinen mit einiger Wahrscheinlichkeit errathen. Sie läßt sich, wenn man die kantische Terminologie zum Grunde legt, in Metaphysik der Natur und Metaphysik der Sitten eintheilen. Da Pythagoras zu den Untersuchungen über die Natur vom Studium der Arithmetik und Geometrie übergegangen war; so scheint er auf den Gedanken gekommen zu seyn, mathematische Begriffe zu Erklärungsgründen der Sinnenwelt zu gebrauchen. Daher enthielt seine Metaphysik der Natur folgende Grundlehren: 1) Der oberste allen Sinnendingen zum Grunde liegende Gattungsbegriff ist das Eins (τὸ ἓν), welches nicht nur der Materie nach das erste Element jedes Dinges ist, sondern auch, weil, wenn ein Ding entstehen soll, die Theile der Materie zu einer Einheit verbunden werden müssen, das Prinzip der

Form jedes Dinges ist. 2) Das Eins, bloß als Materie und ohne Form gedacht, ist das Gleiche (αρτιον), ohne alle Merkmale, unendlich. Sobald man es mit der Form denkt, ist es das Ungleiche, ist endlich, und hat Merkmale. Form und Materie sind an den Dingen unzertrennlich verbunden; das Gleiche und Ungleiche sind also die ewigen Prinzipien der Dinge, und aus der Wirkung des letztern auf das erstere entstand die Welt. 3) Das Ungleiche (die Form) drückt entweder ein Gerades oder ein Ungerades aus, weil die Einheit als Materie keine andere Bedingungen der Form zuläßt. Das Gerade und Ungerade kann auf die unendliche Materie auch unendlich verschiedene Male bezogen werden, und daraus entsteht die Zusammensetzung der Materie zu unendlich mannigfaltigen Dingen. Das Verhältniß der Materie und Form in der Einheit dachten sich die Pythagoräer wie einen Gegensatz, und Einige von ihnen brachten durch weitere Analyse eine Dekas von entgegengesetzten Prinzipien heraus, und Aristoteles (Metaphys. I. 5.) nennt uns ausdrücklich den Alkmäon, der gegen das Lebensende des Pythagoras zu Kroton lebte, als Erfinder davon. Sie heißt in den Ausgaben des Aristoteles:

Das Endliche	Das Unendliche	Das Geradlinichte	Das Krumme
Das Gleiche	Das Ungleiche	Das Licht	Die Finsterniß
Das Gerade	Das Ungerade	Das Gute	Das Uebel
Das Rechte	Das Linke	Das Viereck	Das ungleichseitige Viereck.
Das Männliche	Das Weibliche		
Das Ruhende	Das Bewegende		

4) Das Gerade und Ungerade (die Bedingungen der Form) sind Zahlverhältnisse und nur durch Zahlen bestimmbar. Mit den Zahlverhältnissen stimmen auch die Sinnenerscheinungen aufs genaueste überein, und daher ist die Wissenschaft von den Zahlen die Wissenschaft von den Prinzipien der Natur. Die geraden Zahlen sind vollkommner als die ungeraden, und unter jenen sind die vollkommensten die, in welche und durch welche sich die meisten andern Zahlenverhältnisse auflösen lassen. Deswegen ist die Dekas die allervollkommenste Zahl. Eine andere spätere pythagoräische Parthei nahm zwei Grundprinzipe an, die Einheit und die Zweiheit, und Einige von diesen erklärten die Einheit für das Leidende, die Zweiheit für das thätige Prinzip, Andere gerade umgekehrt. Ueber den wahren Sinn des pythagoräischen Grundsatzes: Die Prinzipien der Dinge sind Zahlen, ist unter Alten und Neuern viel gestritten worden. Aristoteles drückt sich am deutlichsten darüber so aus: Die Pythagoräer lehren, daß die ganze Körperwelt aus dem mathematischen Eins entsprungen sey; aber sie sondern dies mathematische Eins nicht von den Dingen selbst ab; denn sie lassen den ganzen Himmel aus Zahlen hervorgehen, aber nicht eigentlichen Einheiten (aus den eigentlichen sogenannten Zahlen), sondern aus materiellen Einheiten, denn sie geben diesen eine Größe (Ausdehnung). Die Pythagoräer dachten sich also im obigen Grundsatze den Ausdruck Zahlen in einem ganz eigenen Sinne, nicht bloß als Zeichen der Quantität, sondern auch als Zeichen der Qualität, und wenn sie einer Sinnenerscheinung eine mathematische Figur beilegten, und dadurch ihr Wesen zu definiren glaubten, so dachten sie dabei an das Verhältniß der materiellen Bestandtheile zur Einheit; ein Verhältniß, das zuletzt in dem Eins, welches die Materie, wie die Form in sich schließt, seinen Grund habe. Sie schränkten sich also lediglich darauf ein, die mathematische Natur der Körperwelt zu bestimmen und ihre Untersuchung der Natur der Elemente, aller Sinnendinge überhaupt und selbst aller intelligiblen Objekte, ging nicht über die Figur und Zahlgröße derselben hinaus. Nach dem Hermias gaben die Pythagoräer dem Elemente des Feuers eine pyramidalische, der Erde eine

kubische, der Luft eine achteckige und dem Wasser eine zwanzigeckige Figur. Die Materie nahmen die Pythagoräer für unendlich, und daher gab es immer noch jenseit der durch die Form gebildeten Welt ein Unendliches, in welchem die Welt schwebte. Es ist von zweifachem Charakter, Aether (πνευμα) oder Raum. Als Aether ist es Prinzip des Lebens, der Seele, also das bestimmende Prinzip und mit der Form identisch, daher nothwendige Bedingung der Weltentstehung und Welterhaltung. Als Raum ist es nothwendige Bedingung der Unterscheidung der Zahlen und folglich auch der Substanzen. Von beiden ist die Welt durchdrungen; diese athmet die ätherische Lebenskraft zugleich mit dem Raume unaufhörlich ein. So wie der Aether mit der Form, so wurde auch wahrscheinlich von ihnen der Raum mit der Materie identisch gedacht. Unter den Figuren hielten die Pythagoräer die runde für die vollkommenste, und nahmen daher das Universum für rund, und von ihrem Mittelpunkte geht die Wirkung des formenden Aethers aus. Hier ist dagegen der Urquell der Weltseele, das Göttliche im Weltall, die heilige Wache des Zeus. Die Substanz der Weltseele nahmen die Pythagoräer unstreitig für feurig, denn Feuer ist das reinste, das schnellste, es erhebt sich daher zu dem erhabensten Orte des Universums, d. h. zu dem Mittelpunkte, weil von da die Weltentstehung ausging Die Pythagoräer nannten auch die Weltseele das Centralfeuer, und ließen um sie herum den ganzen Sternhimmel mit der Erde in zehn abgemeßnen, von einander verschiedenen Kreisen bewegen. Welcher Himmelskörper zu jedem Kreise gehörte, und welches die verschiedenen Weltregionen und ihre besondern Eigenthümlichkeiten waren, darüber sind die Meinungen der ältesten Pythagoräer verloren gegangen; Aristoteles berührt nur diese Materie, und die Meinungen der spätern Pythagoräer widersprechen sich. Pythagoras vereinigte in diesen Sätzen sein System mit astronomischen Erfahrungen. Sein Centralfeuer war unstreitig die Sonne, denn nach Aristoteles de coelo II. 13. behauptete Pythagoras, daß das Feuer in der Mitte, und die Erde eines der Gestirne sey, und sich um dasselbe bewege, wodurch Tag und Nacht hervorgebracht werde. Aus dieser Stelle erhellet auch, daß Pythagoras die Axendrehung der Erde gelehrt habe. Der samische Weise kannte also das wahre Sonnensystem so ziemlich richtig, während alle seine Zeitgenossen noch an falschen Vorstellungen hingen. Höchst wahrscheinlich war er auch Erfinder dieser Meinung, denn hätte er sie den Aegyptern verdankt, so würde sie auch andern Griechen bekannt geworden seyn. Einige jüngere Pythagoräer, z. B. Philolaus, Timäus, Lokrius und Alexander Polyhistor unterschieden das Centralfeuer von der Sonne, und ließen um dasselbe, welches im Mittelpunkte des Universums sich befand, die Sonne selbst sich bewegen. Die Pythagoräer nahmen auch eine Gegenerde (Antichthon) an, welche uns unsichtbar bliebe, weil sich die Erde immer zwischen ihr und der Sonne bewege. Sie nahmen sie an, theils um die Dekas der Sphären heraus zu bringen, theils um die Sonnenfinsternisse daraus zu erklären. Einige Pythagoräer behaupten sogar das Daseyn mehrerer Gegenerden, die bisweilen zwischen der Erde und den Mond treten, weswegen mehr Mond- als Sonnenfinsternisse wären. Was die Dekas der Sphären der Pythagoräer betrifft, so wollen wir nur die Meinung des Philolaus beim Stobäus anführen. Die äußerste Gränze des Weltalls ist der göttliche Aether (Olymp); ihm folgt der Sternhimmel (Kosmos), wo Regelmäßigkeit und unwandelbare Ordnung regieren, und der die Sonne, den Mond und die fünf Planeten in sich begreift; nächst ihm der Lufthimmel, oder die sublunarische Weltregion, wo die Veränderlichkeit thront, und welcher die Erde und die Gegenerde enthält, die sich um das Centralfeuer drehen. Nimmt man in diesem Verzeichniß das Centralfeuer und die Sonnen für identisch, so kommen richtig 10 Sphären heraus; sonst

elf. Durch die regelmäßige Bewegung der Sphären in ihren Distanzen, welche mit den Intervallen der Töne in der Musik übereinkamen, wurde eine harmonische Musik bewirkt, weil die Himmelskörper in Luft schwebten, und durch ihre Bewegung in derselben einen Schall hervorbringen müßten. Dies ist der berühmte Sphärengesang oder Weltchoral der Pythagoräer, gewiß eine der kühnsten und erhabensten Phantasien, die je eine menschliche Einbildungskraft hervorgebracht hat. Die Erdbewohner hören die Musik der Sphären nicht, weil sie beim Eintritte ins Leben gleich von ihr betäubt und dadurch für sie unempfindlich werden. In der Religionstheorie vereinigten die Pythagoräer den Polytheismus mit ihren philosophischen Prinzipien über die Natur und den Ursprung der Dinge, dem Beispiele der ältesten ionischen Philosophen folgend. Das ätherische Feuer, welches die Materie durchdringt, ist das erwärmende, belebende, beseelende Prinzip, und diejenigen Naturen sind die vollkommensten, welche von diesem Feuer das meiste an sich tragen. Solche Naturen sind die Gestirne, und in ihnen wohnen daher die obersten Götter, und erheischen durch ihre Vollkommenheit die Verehrung der Menschen. Die Kräfte in den Elementen der sublunarischen Welt sind die niedern Götter. Auch in den Menschen ist ein Funken des göttlichen Aethers, der sie zu Verwandten der Götter erhebt. Diese walten über sie und ihre Schicksale, und je mehr sich die Menschen durch Harmonie in Gesinnungen und Handlungen den Göttern nähern, desto inniger und vertrauter wird die Verbindung mit ihnen. So wie der göttliche Aether selbst aus Zahlen hervorging, so sind auch die Götter und die Seelen der Menschen und aller empfindenden Substanzen aus den Zahlen entsprungen. Von der pythagoräischen Psychologie haben wir nur fragmentarische, sich widerstreitende und zum Theil verdächtige Sätze. Im Allgemeinen erhellet, daß die Pythagoräer das Seelenwesen in zwei Hauptvermögen unterschieden, in die denkende Vernunft und das sinnliche Begehrungsvermögen, das Vermögen der Triebe, Neigungen und Affekten. Die Vernunft ist das edlere Prinzip, ein reiner Ausfluß der Weltseele, und Harmonie ist ihr oberstes Gesetz, mit dem sie die Sinnlichkeit in Einstimmung zu bringen sucht, ob sie gleich oft von ihr überwältigt wird. Sie wohnt im Gehirne, als dem erhabensten Orte im Menschen, und verbindet den Menschen mit den Göttern. Die Sinnlichkeit ist zwar auch in der Welt gegründet, aber wegen ihrer innigen Verbindung mit der Materie artet sie leicht zum Ungeraden, zur Disharmonie mit dem Weltganzen aus, wenn sie nicht der Leitung der Vernunft untergeordnet wird. Als Produkte der Weltseele sind die menschlichen und Thierseelen unvergänglich; aber da die Seele eine für sich bestehende Zahl ist, wie der Körper, so geht sie nach dem Tode des Menschen in einen andern menschlichen oder thierischen Körper über, wie der Zufall sie führt; auch hat sie schon präexistirt, und seit dem Daseyn der Welt menschliche und thierische Körper belebt. Dies ist die pythagoräische Metempsychose nach der Angabe des Aristoteles; sie ist von der ägyptischen und nachherigen platonischen verschieden. Von einem Zustande der Vergeltung nach dem Tode für moralische und unmoralische Handlungen wußte die Philosophie des Pythagoras nichts. Was die Metaphysik der Sitten des Pythagoras betrifft, so war er der erste Philosoph, der sie dadurch an die Metaphysik der Natur knüpfte, daß er alle Gegenstände des Sittlichguten auch auf Zahlverhältnisse zurückführte und diese Prinzipien auf das Thun und Lassen der Menschen anwandte. Von dem eigentlichen Inhalte derselben wissen wir nur sehr wenig. Beim Unterrichte beobachtete er eine verschiedene Methode. Anders belehrte er den großen Haufen und anders seine vertrauten, geistvollern und gebildeteren Freunde; jenen durch praktische Vorschriften, aus der Erfahrung genommen, diese durch philosophische Gründe, welche aus der Natur

der Dinge und des Menschen geschöpft waren. So entstand die esoterische und exoterische Philosophie des Pythagoras. Letztere bezog sich vornehmlich auf Moral, und von ihr sind in den von Gale gesammelten Bruchstücken pythagoräischer Schriften noch Ueberreste erhalten. Die esoterische, mit der Zahlenlehre zusammenhängende Moral der Pythagoräern ist für uns fast ganz verloren. Nach dem Aristoteles war den Pythagoräern die oberste Regel des menschlichen Verhaltens die Gerechtigkeit (δικαιοσυνμ), welche ihrem Wesen nach Harmonie oder eine gerade Zahl ist, die durch sich selbst multiplizirt lauter gerade Zahlen hervorbringt. Um sie zu erlangen, müssen alle Gemüthskräfte mit einander übereinstimmen, und davon ist die Harmonie der menschlichen Handlungen mit der Weltharmonie die Folge. In der Vernunft ist die Erkenntniß, in den Affekten die Kraft, in den Begierden und Neigungen das Bestreben gegründet. Sind die Affekten und Begierden der Vernunft unterthan, so ist der Mensch tugendhaft, im Gegentheil lasterhaft. Außer der Philosophie cultivirte und bereicherte Pythagoras auch andere Wissenschaften. Die gelehrten Kenntnisse seines Zeitalters waren noch äußerst dürftig und unvollständig, noch nicht einmal alle in einzelne für sich bestehende Wissenschaften abgesondert und mit besondern Namen benannt. Nach dem Beispiele der ältesten Weisen forschte er nach allem, was wissenswürdig war, und wandte es zum Glück und zur Aufklärung seiner Freunde und Zeitgenossen an. Durch seine Erfahrungen in der Arzneikunde erwarb er sich und seinem Orden großes Ansehen, und seine Verdienste um dieselbe war nicht geringe. In der Arithmetik erfand er theils mehrere Sätze, theils bewies er zuerst ihre Regeln, und trug sie in wissenschaftlicher Ordnung und Form vor. Nach Aristoxenes führte er sogar zuerst richtiges und übereinstimmendes Maß und Gewicht in Griechenland ein; doch ist diese Nachricht nicht ausgemacht. In der Geometrie ist besonders seine Erfindung des berühmten Lehrsatzes bekannt, welcher von ihm den Namen hat; sie machte ihm so viel Freude, daß er den Musen ein Opfer brachte. Die Ueberbleibsel der Astronomie der ältesten Pythagoräer bestehen entweder in Erfindungen, von denen es zweifelhaft ist, ob sie von ihnen oder in ihrem Zeitalter gemacht worden, oder auch in kühnen, unbewiesenen, und grundlosen Vermuthungen. Zu den pythagoräischen Erfindungen rechnet man die Entdeckung der Schiefe der Ekliptik, die Verfertigung einer Himmelskugel, deren Umdrehung den Bewegungen der himmlischen Körper entsprochen hätte, und die Beobachtung, daß der Abend- und Morgenstern ein Stern sey. Andere echtere pythagoräische Hypothesen in dieser Wissenschaft sind schon oben angeführt worden. Dahin gehört auch, daß die Kometen oder vielmehr der Komet (denn sie scheinen nur einen angenommen zu haben) ein Planet sey, der aber selten sichtbar werde; daß die Milchstraße der flammende Weg eines aus seinem Kreise gefallenen Sterns, oder auch von der Sonne entzündet worden sey, welche sich bisweilen dorthin bewege. Pythagoras soll auch die Rechentafel (Abucus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeschlossenem Viereck enthält, erfunden haben; daher Pythagoräische Rechentafel. Ebenso war er der Erfinder einer musik. Tonleiter (Pythagoräische Lyra), welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmonischen Canons oder Monochords, eines Instruments mit einer einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die inneren Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypotenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der Pythagoräische Lehrsatz (auch Magister Matheseos).

Pythagoräische Lyra,)
Pythagoräische Rechentafel,) s. Pythagoras.
Pythagoräischer Lehrsatz,)
Pythia oder Pythonissa, s. Delphi.
Pythias, s. Damon.

Pythische Spiele, bei den Griechen, welche bei der Stadt Delphi, ehedem Pytha genannt, auf den sogenannten krissäischen Feldern zur Ehre des Apollo gehalten wurden. Ihre Stiftung fällt in die früheſten Zeiten. Anfangs wurden sie nur alle 9 Jahre, nachher auf eine Verordnung der Amphiktyonen alle 5 Jahre, im Monat Thargelion der Athener (unserm Mai), und zwar im Anfange des 5ten Jahres angeſtellt, und dieſen Zeitraum, den man eine Pythiade nannte, brauchte man auch zur Zeitrechnung, obgleich nicht ſo gewöhnlich, wie die Olympiaden. Die Hauptſache dabei war das Abſingen eines Lobgedichtes auf den Sieg des Apollo über den Drachen Python. Das Lied wurde mit der Flöte oder Lyra begleitet, und die Dichter und Tonkünſtler ſtritten dabei um den Preis, wer die ſchönſte Siegeshymne gedichtet und abgeſungen hatte. Der Geſang wurde auch mit Tanz begleitet. Außer den muſikaliſchen Wettſtreiten wurden auch gymnaſtiſche dabei gehalten; nicht weniger ſtritten Werke des Genies um den Preis. Wahrſcheinlich dauerten die Spiele mehrere Tage. Jeder Mitkämpfer mußte ſich vorher zur rechten Zeit bei den Amphiktyonen melden, welche auch die Kampfrichter waren. An Pracht und Feierlichkeit fehlte es ihnen eben ſo wenig, als andern heiligen Spielen der Griechen. Mehrere Sieger in dieſen Spielen hat Pindar durch ſeine Lieder verewigt. Der Preis war ein Lorbeer- oder Eichenkranz. In der Folge der Zeit wurden auch pythiſche Spiele in andern Städten Griechenlands gefeiert. Wie lange die Spiele bei Delphi fortgedauert haben, läßt ſich nicht beſtimmen, ungefähr bis ins 3. Jahrh. n. Chr.

Python, oder Pytho, auch Delphines genannt, ein furchtbarer Drache, erzeugt aus dem Schlamme, welcher nach der deukalioniſchen Fluth zurück blieb; er hieß deßhalb auch überhaupt ein Sohn der Erde. Sein Aufenthalt war bei Criſſa am Parnaß, in einem Abgrunde, wo er das nachherige delphiſche Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten würde, darum verfolgte er dieſe während ihrer Schwangerſchaft aufs heftigſte; aber Jupiter ſchützte ſie, und als Apollo geboren war, begann er ſchon am vierten Tage nach ſeiner Geburt den Kampf mit dem Ungeheuer, erlegte es mit ſeinen Pfeilen, warf deſſen Gebeine in des Orakels Abgrund, bemächtigte ſich deſſelben, und erhielt davon den Beinamen Pythius.

Q ist der 17te Buchstabe des deutschen ABC, welcher den zusammengesetzten Laut Kw ausdrükt und immer ein U hinter sich hat.

Quaden, ein germanischer Volksstamm, wohnte ursprünglich an der Donau, und dehnte sich östlich bis gegen die Theis und nördlich bis zu den Carpathen aus. Ihre Einfälle ins römische Reich zwang dies, lange und blutige Kriege, welche unter Mark Aurel am heftigsten waren, mit ihnen zu führen. Später hat sich der Name des Volkes verloren.

Quadragesima, s. Fastnacht.

Quadrant heißt ein astronomisches Werkzeug, das zur Abmessung größerer Kreise an der Himmelskugel, um die Höhen der Gestirne und ihren Abstand vom Scheitel zu bestimmen, dient. Das Instrument bildet den vierten Theil eines Zirkels und enthält 90 Grade, daher der Name Quadrant. Diese Grade sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; überdies sind an ihm zwei Dioptern, Absehen, an einem Lineal, das man auch die Regel nennt, angebracht. Bei Messung der Höhe eines Sterns oder eines Abstandes vom Scheitel wird das Diopternlineal auf das Gestirn gerichtet, hierdurch fällt nothwendig die dioptrische Regel auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten; das Verhältniß der Theile desselben nun zu den 90 Graden muß demnach dem Verhältnisse der von dem Diopternlineal auf dem Quadranten abgeschnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich seyn. In der letztern Zeit ist dies Werkzeug sehr vervollkommnet worden; man gebraucht statt der bloßen Absehen jetzt Ferngläser zum Visiren, und dann hat man die Grade auf dem Quadranten genauer eingetheilt. Es gibt zwei Arten Quadranten: bewegliche und unbewegliche; jene werden beim Gebrauche in eine Vertikalfläche aufgestellt und entweder ist die dioptrische Regel am Quadranten befestigt, in welchem Falle ein Bleiloth aus dem Mittelpunkt des Limbus fällt und die Gradeabschnitte auf dem Bogen anzeigt, oder das dioptrische Lineal ist beweglich, so daß es sich um das feststehende Werkzeug bewegen kann. Die unbeweglichen nennt man auch Mauerquadranten, weil sie in der Mittagsfläche an einer Mauer der Sternwarte befestigt sind.

Quadrat ist 1) unter den fünf möglichen viereckigen Figuren die regelmäßigste. Sie schließt einen Raum mit vier gleichen Seiten und vier rechten Winkeln ein. Wenn das Quadrat verschoben wird: so bleiben die Seiten gleich, es entstehen aber statt der vier rechten Winkel zwei stumpfe und zwei spitze. Ein solches Viereck heißt ein Rhombus. Wird das Quadrat auf einer Seite verlängert: so bleiben die rechten Winkel, aber nur die beiden gegen einander überstehenden Seiten sich gleich. Eine solche rechtwinklichte Figur heißt ein Parallelogram. Ein verschobnes Parallelogram heißt ein Rhomboides. Alle übrigen viereckigen Figuren, wo weder die Winkel noch Seiten gleich sind, heißen Trapezien. Da man nun in einem Quadrat den Flächeninhalt findet, wenn man die eine Seite mit der andern multiplizirt: so nennt man auch 2) das Produkt einer mit sich selbst multiplizirten Zahl, als dem Schema aller Größe, ein Quadrat. Vier ist das Quadrat von 2; 16 von 4. — Quadratische Gleichung ist eine solche Gleichung, in welcher die unbekannte Größe als Quadrat erscheint, z. B. $x^2 = a$. und zwar in diesem Falle rein. Erscheint sie hingegen noch einmal in der Gleichung in der ersten Potenz: so heißt sie unrein, z. B. $x^2 + 3x = a$. — Quadratmaße. Quadratzolle, Ruthen, Meilen ꝛc. ist das bekannte Flächen-

maß nach Quadraten. — Quadratur heißt die Verwandlung einer Zirkelfläche, oder einer andern von einer krummen Linie eingeschlossenen Fläche, in ein ihr vollkommen gleiches Quadrat. Oder man suche den Inhalt einer krummlinigten Fläche durch eine Zahl auszudrücken, aus der sich die Quadratwurzel vollkommen ausziehn läßt. Diese Quadratur des Zirkels würde gefunden werden können, wenn sich das Verhältniß des Diameters zur Peripherie in Rationalzahlen angeben ließe. Da dieses aber der Fall nicht ist: so ist die vollkommene Quadratur des Zirkels ganz unmöglich. Im gemeinen Leben nimmt man bei kleinern Zirkeln das Verhältniß des Diameters zur Peripherie, wie 7: 22. Bei größern, wie 100: 314, oder 1000: 3141 an. — Quadratwurzel ist die Zahl, aus welcher das Quadrat entstanden ist, z.B. von 16 ist sie 4. Hingegen von 256 ist sie 16. — Quadriren heißt eine krumme Linie auf ein Quadrat bringen; rektifiziren, auf eine jede andere geradlinigte Figur bringen: überhaupt das Verhältniß einer krummen Linie gegen eine gerade bestimmen.

Quadrivium, s. Schule.

Quadrille, ein französischer Tanz mit einem muntern Charakter, welchen 4 Paare aufführen. Die Melodie ist im $^3/_4$ Takte, und besteht aus zwei Reprisen in 8 Takten. Seinem Charakter gemäß muß er lebhaft vorgetragen werden. Es gibt auch ein Kartenspiel, welches Quadrille heißt.

Quadriren, s. Quadrat.

Quadro, 1) der Würfel eines Postaments, der Grundstein auf die Füllung, 2) so viel als Quartett.

Quadruple- und Quintuple-Allianz. In einem Welttheile, wie Europa, in dem seit der Bildung und festern Gestaltung der christlichen Staaten so viele Nationen zusammen wohnen, die eine große Verschiedenheit in ihren Interessen, ihrem politischen Gewichte, in ihrer Macht, Größe und Stärke zeigen, mußte die Politik der Schwächern bald auf das System kommen, sich durch Bündnisse unter einander gegen die Eroberungssucht und die politische Präponderanz eines Mächtigern zu sichern und ihre Unabhängigkeit zu schützen. Dies geschah auch zu verschiedenen Zeiten, sobald irgend eine größere Macht überwiegend wurde und die Freiheit der kleineren mit dem Untergange drohte; solche Bündnisse bildeten sich gegen das mächtige, herrschsüchtige Spanien unter Philipp II., so traten die Fürsten Deutschlands unter sich und mit fremden Nationen in Bündnisse gegen das Haus Oestreich, von dessen Uebermacht man eine Unterdrückung der reichsständischen Freiheit befürchtete. Ludwigs XIV. Eroberungssucht, stolze Anmaßungen und eigenthümliche Eingriffe gegen andre Staaten riefen mehrmal ähnliche Bündnisse gegen ihn auf. Ihnen lag die Idee des politischen Gleichgewichtes im Staatenvereine zu Grunde, und dies glaubte man durch sie am besten sichern und festhalten zu können. Schon frühe waren demnach mehrere Staaten zu einem Bündnisse zusammen getreten, ohne das man es gerade nach der Anzahl der contrahirenden Theile benannte. Die erste Allianz, welche den Namen Quadruple-Allianz führte, wurde 1666 den 28. Okt. im Haag zwischen den Generalstaaten, dem großen Kurfürsten von Brandenburg, dem Könige von Dänemark und dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg geschlossen. Ihre öffentlich ausgesprochene Absicht war die Vertheidigung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden; im Grunde aber gewährten sich die Partheien wechselseitigen Beistand gegen jeden feindlichen Angriff. Das Quadruple-Bündniß hatte aber keine wichtigen Erfolge: wichtiger hingegen war die Quadruple-Allianz, die den 2. August 1718 zu London geschlossen wurde. Es war gegen Spaniens Bestrebungen, das damals der Minister Alberoni (s. d. Art.) leitete, gerichtet. Alberoni fand die Bedingungen des Utrechter Friedensschlusses (s. d. A.) für Spanien zu lästig, und

wollte sie umstoßen; er entwarf den Plan, die vertriebenen Stuarts wieder auf den Thron Englands zu setzen und dem Herzog Philipp von Orleans die Regentschaft zu nehmen. Dem Minister des Letztern, Dubois (s. d. Art.), gelang es, Großbritannien und die Niederlande zu einem Bündniß mit Frankreich gegen Spanien zu bewegen, das am 4. Jan. 1717 im Haag geschlossen wurde. Alberoni verfolgte demungeachtet seinen Plan, griff Oestreich in Italien an und eroberte Sardinien. Oestreich sah sich hierdurch genöthigt, der obigen Trippelallianz beizutreten, und so entstand jenes vierfache Staatenbündniß, was 1718 zu London geschlossen wurde. Sein Zweck war, Spanien zu zwingen, den Utrechter Frieden anzuerkennen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, in dessen Besitz Oestreich treten sollte, Sardinien anzunehmen. Savoyen machte Schwierigkeiten; doch aus Furcht, erdrückt zu werden, schickte es sich in die Forderung und trat sogar den 10. Nov. 1718 der Quadruple-Allianz bei. Spanien wollte den Verfügungen des Bündnisses seine Einwilligung nicht geben. Frankreich und England erklärten Spanien den Krieg. Ein französisches Heer drang siegreich unter Berwick in Spanien vor, und der Admiral Byng (s. d. Art.) schlug die spanische Flotte an der Küste Siciliens; hierdurch wurde Philipp gezwungen, der Quadruple-Allianz im Haag am 17. Febr. 1720 beizutreten. Später wurden zwar noch viele Bündnisse mehrerer Staaten, die selbst nicht immer den Zweck hatten, ihre Unabhängigkeit und Freiheit gegen eine überwiegende Macht zu sichern, sondern Eroberungspläne beabsichtigten, so die Allianz mehrere Mächte Europa's gegen Friedrich den Großen, errichtet; sie führten aber nicht den Namen von Quadruple- und Quintuple-Allianz. Die merkwürdigste Allianz in der letztern Zeit ist die, welche am 1. März 1814 zu Chaumont (s. d. Art.) geschlossen wurde. Die zusammentretenden Mächte waren Oestreich, Rußland, Preußen und England, das Bündniß war eine Folge der großen Verbindung gegen Napoleon. — Nachdem die große Verbindung von 1813 ihren Zweck, die despotische Präponderanz Frankreichs zu vernichten, und seine Macht in ihre alten Gränzen zurückzudrängen, erreicht, ward jene Allianz zu der Grundlage des gegenwärtigen politischen Systems. Die Tendenz dieser Allianz, welche die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und die Ruhe der Staaten Europa's beabsichtigte, wurde wiederholt auf dem Congresse zu Wien, in der Heil. Allianz (s. d. Art.), und noch feierlicher und bestimmter auf dem Congresse zu Aachen ausgesprochen. Von Genz nennt die Allianz mit Recht ein Coalition des Friedens. In diesem System hat, wie Hr. v. Genz (s. Wiener Jahrb. d. Lit. 5. B. 1819. S. 279—318.) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftlich positive Verträge zu einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte noch nichts Aehnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von föderativer Diktatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesses und unter Beistimmung aller Interessanten geführt, und sie endlich zu Aachen, nachdem die letzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. — Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den Aachner Verhandlungen in der großen europäischen Friedens-Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten. Frankreich, gegen das ursprünglich diese Verbindung gerichtet war, trat auf dem Aachner Congresse ihr bei. Seitdem sind jene coalitte Mächte nichts weiter, wie Hr. v. Genz in der oben angeführten geistreichen Schrift sie nennt, als die „ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge be-

kräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschwornen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Frieden. Der kleinste souveräne Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach altvölkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt." Dieser Geist ihres Bündnisses geht deutlich aus der Aachner Deklaration des Völkerrechtes hervor, worin die fünf Mächte feierlich erklären: daß ihre Pflichten gegen Gott und gegen die Völker, die sie beherrschen, ihnen vorschreiben, der Welt, so viel es in ihren Kräften liegt, das Beispiel der Gerechtigkeit, der Eintracht und Mäßigkeit zu geben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Genz a. a. O.) schließt alle alten Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und wechselseitige Unterstützung jeder Art sind seine einzigen Zwecke. Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größeren und kleineren Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Akten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dies sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souveräns, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien nur eine neue moralische und religiöse Sanktion verliehen, und ist in so fern allerdings die höchste Garantie. Daß der Aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten für Europa seyn wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergiebt sich keineswegs aus dem Inhalte der Aachner Dokumente. Die Souveräns oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eigenen Namen, von ihren eigenen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den Schein der Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sey denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefordert würden, beschäftigen wollen. Ueber diesen Gegenstand lese man noch die Art. Heilige Allianz, Wiener und Aachner Congreß.

Quäker (engl. Quakers), eine christliche Religionspartei, die um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entstand, und ihren Namen, der Zitterer bedeutet, erhielt, weil sich die Begeisterung bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit durch Verzuckungen und Zittern ankündigte, oder weil ihr Stifter, der Schuster Georg Fox, der 1624 zu Drayton in Shropshire geboren war, einst vor Gericht gesagt haben soll: Zittert vor dem Worte des Herrn! Sie selbst nennen sich Kinder oder Bekenner des Lichts und die christliche Gesellschaft der Freunde. Zu ihren eifrigsten Anhängern gehörten W. Penn (s. d. A. u. Pensylvanien) und R. Barclay. In England waren sie abwechselnd geschont und gedrückt, bis sie 1689 durch eine Parlamentsakte für Protestanten erkannt wurden, denen man ihre Versammlungen und andre Religionsübungen zustand, und statt des Eides der Treue eine besondre Formel vorlegte, die ein Versprechen an Eides Statt enthielt. Diese Akte wurde 1715 erweitert, und ohne Beschränkung auf gewisse Jahre für stets gültig erklärt. Jetzt zählen die Quäker in England 80.000 Seelen, die allein in London 32 Bethäuser haben; außer diesen haben sich die 1656 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden erhalten; in Deutschland ward durch englische Apostel 1786 in Friedens-

thal bei Pyrmont eine kleine Gemeinde gestiftet. In den vereinigten Staaten von Nordamerika wird ihre Zahl über 300,000 Seelen geschätzt. Nach ihren Grundsätzen werden jedem, der den göttlichen Geist ernstlich sucht, unmittelbare göttliche Offenbarungen zu Theil. Das Werk der Erlösung erneuert sich im Innern eines jeden wahren Christen; daher sind ihnen die Sakramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, eine innere Wiedergeburt und Reinigung des Herzens, ein geistiger Genuß des Erlösers, und es gibt daher bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den jeder andern christlichen Sekte; man sieht keinen Altar, keine Kanzel, keine Bilder; man hört keinen Gesang und keine Musik in ihren Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen, und harrt schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, Mann oder Frau, kündigt seine Begeistetung durch Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zu. Fühlt sich keiner zum Sprechen gedrungen, so geht die Gemeinde nach stundenlangem Harren wieder auseinander. Erst in neueren Zeiten haben sie die Gemeindeglieder, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und sie zu Dienern der Gemeinde ernannt, die aber bei ihrem Gewerbe bleiben, und nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindekasse erhalten. — Jede Gemeinde versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Proselyten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die nur durch ein vor den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen, und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und die Deputirten zu den vierteljährlichen Versammlungen, welche aus den Deputirten der Gemeinden eines Distrikts bestehen, und eine höhere Synode bilden, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätigt, die Berichte derselben der jährlichen vorlegt, in zweiter Instanz die Appellationen entscheidet, und die Repräsentanten des Distrikts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Diese sind die höchste Instanz für alle Gemeinden des Landes, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitten die gesetzgebende Gewalt, und bevollmächtigen Apostel (Missionairs) zur Ausbreitung der Lehre. Dieser jährlichen Generalversammlungen werden für die 7 Länder oder Provinzen, in welche die Sekte sich getheilt hat, gleichzeitig 7 gehalten, nämlich für Neuengland (Neuhampshire, Massachusets, Rhodeisland und Connektikut), Neuyork, Pennsilvanien (mit Georgien) und für die europäischen Quäker zu London. Unter ihrer Aufsicht stehen die Gesellschaftskassen, die den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrag freiwilliger Beiträge bestreiten. Ihre Moral untersagt ihnen die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern, den Genuß der die Sinnlichkeit reizenden und Leidenschaften anregenden Vergnügungen, als öffentlicher Lustbarkeiten, Schauspiele, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse, Luxus, und den Handel mit Luxuswaaren und Kriegsbedürfnissen. Sie nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel, und nehmen vor keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung beschränkt den Anzug auf das Nöthige, und schreibt den Männern Hüte mit breiten hinabhangenden

Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, und den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vor. Ehetrennungen kommen wohl vor; aber eine zweite Verheirathung der Getrennten, wie Begräbnisse, gehen ohne alle Ceremonien vor sich, und kein Leichenstein, wovon die Engländer sonst so viel halten, bezeichnet die Grabstätte. — Bei dem Kriege der vereinigten Staaten gegen England entstand unter den Quäkern die Sekte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte die Generale Matlock, Green und Thom. Miflin hervorgingen, während die Quäker vom alten System, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen und andre Körner (d. i. Munition) bewiesen; die neue Partei macht nun ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. — Trotz aller Eigenheiten verdienen die Quaker wegen ihres sittlichen Charakters hohe Achtung. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und häusliche Tugenden haben ihnen die öffentliche Achtung erworben; Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgends Bettler und Landstreicher zu sehen. Ihren menschenfreundlichen Bemühungen vorzüglich ist die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in einem großen Theile der vereinigten Staaten zuzuschreiben. Bei ihrer Erziehung sind Lesen, Rechnen, Schreiben, Gewöhnung zu anständigen Sitten, zur Selbstverleugnung, zum Stillschweigen, zum Fleiß, Hauptzwecke. Religion wird nicht gelehrt, aber geübt, und durch Beispiele in die jugendlichen Herzen gepflanzt. Daher zeigen die Quäker auch viel Interesse für die Lehrart des Quäkers Lankaster, und sind auch Mitglieder der zur Verbreitung derselben gestifteten Schulgesellschaft. Unter den Fakultätsstudien üben sie nur die Medizin; ihr Sinn ist durchaus mehr aufs Praktische gerichtet, und die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Diejenigen unter ihnen, die sich neuerlich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt, und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen; die altgläubigen und strengen heißen dagegen trockne Quäker.

Qualität und Quantität. Qualität heißt überhaupt Eigenschaft und bezeichnet in der Logik eine Denkform, die, weil sie ein Urbegriff des menschlichen Denkvermögens ist, zu der Klasse der Categorien (s. d. Art.) gehört. Qualität ist der Inbegriff der Merkmale eines Begriffes oder Dinges, wodurch sie als ein solcher Begriff oder eine solche Sache erkannt werden. Qualität ist demnach die Bestimmung eines Dings überhaupt, wodurch dessen Inhalt oder Materie gedacht wird. Z. B. die Qualität des Begriffes Baum umfaßt alle Merkmale, welche dem Begriffe Baum als einem solchen zukommen und ihn von andern unterscheiden. Qualität des Urtheils ist die Bestimmung des Verhältnisses des Prädikats zum Subjekte. Die Qualität des Begriffs oder Urtheils ist entweder real, oder negativ, oder limitirt. Real heißt die Qualität, wenn sie wirklich ist, oder doch von dem Begriffe bejahend ausgesagt werden muß; negativ, wenn dies nicht der Fall ist; limitirt, wenn das Positive, Reale im Begriffe durch das Negative; das Wirkliche durch das Nichtwirkliche beschränkt wird. Qualität nennt man im gemeinen Leben auch eine bürgerliche oder andere Eigenschaft, als Stand, Würde ꝛc. Quantität ist die Zusammenhäufung oder Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, das nach einem angenommenen Maß (Einheit) vermehrt oder vermindert werden kann. Die Quantität ist entweder extensiv, d. h. eine Größe, die successiv, von Zeit zu Zeit erfaßt wird; in der Logik heißt die extensive Größe auch Größe des Umfangs; oder intensiv d. h. eine Größe, die auf einmal erfaßt wird; in der Logik heißt sie auch die Größe des Inhalts, die größere oder geringere Anzahl der Merk-

male in einem Begriffe. Beide stehen zu einander im umgekehrten Verhältnisse: z. B. der Begriff Thier ist extensiv größer, aber intensiv kleiner als der Begriff Hund; weil in dem letzten neben den Merkmalen des Thiers noch die des Hundes zusammen treten und so die Sphäre des Begriffes, seinen Umfang, verkleinern. Eine Größe, die zugleich extensiv und intensiv ist, heißt kontinuirlich. Ueber die Quantität der Sylben vergl. den Art. Prosodie.

Quanz (Joh. Joach.), geb. zu Oberscheden in Hannover 1697, der Sohn eines Hufschmids, ward zu demselben Gewerbe bestimmt; doch eine größere Neigung zur Musik bewog ihn, nach seines Vaters Tode im 10. J. zu seinem Oheime, Stadtmusiker in Merseburg, in die Lehre zu gehen. Hierauf kam er als Kunstpfeifergeselle in die herzogl. Kapelle. 1714 ging er nach Dresden und übernahm zwei Jahre darauf den Dienst eines Stadtpfeifergesellen. 1718 ward er als Hoboist bei der polnischen Kapelle angestellt und ging nach Warschau. 1724 trat er im Gefolge des polnischen Gesandten eine Reise nach Italien an, lernte zu Neapel den berühmten Hasse und Alessandro Scarlatti kennen; ging hierauf nach Dresden zurück, wo er bei der königl. Kapelle angestellt wurde. 1741 zog ihn Friedrich II. mit 2000 Thalern Gehalt und anderen vortheilhaften Bedingungen nach Berlin. Er unterrichtete den König auf der Flöte und blieb ununterbrochen in seinen Diensten; bis er gegen das Jahr 1773 zu Potsdam starb. Quanz spielte die Flöte meisterhaft und brachte sogar an diesem Instrumente bedeutende Verbesserungen an. So fügte er noch eine Klappe hinzu; und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch das Instrument einen halben Ton höher oder tiefer gestellt werden kann, ohne daß man das Mittelstück umzutauschen braucht. Er hat auch eine Anweisung, die Flöte zu spielen, geschrieben, die mehrmals aufgelegt wurde. Als Compositeur ist er weniger bekannt, obgleich er bei 300 Conterte und 200 Solo's für den großen Friedrich gesetzt haben soll, die aber nicht bekannt wurden: was man von ihm besitzt, zeigt ihn als einen großen Kenner der Harmonie. Friedrich ließ ihm ein schönes Grabmal setzen.

Quarantaine oder auch Contumaz heißt diejenige Zeit, in welcher ein Schiff, das von einem Lande kommt, wo eine epidemische gefährliche Krankheit herrscht, oder doch im Verdachte ist, daß eine solche Krankheit dort ihren Sitz habe, außer Verbindung mit dem Orte seiner Bestimmung bleiben muß, nicht landen, keine Waaren ausladen und die Besatzung nicht ans Land kommen darf. Anfangs war diese Zeit auf 40 Tage festgesetzt, daher der Name Quarantaine; jetzt wird sie nach Umständen verkürzt oder verlängert, daher die Benennung Contumaz die passendere ist. Die Quarantaine-Anstalten entstanden in den Zeiten, wo von den mittelländischen Häfen aus einen starken Handel nach der Levante getrieben und Europa häufig mit der Gefahr bedroht wurde, daß der Ansteckungsstoff der orientalischen Pest herübergebracht würde. Ursprünglich war die Contumaz eine polizei-medizinische Sicherheitsanstalt gegen die Pest des Morgenlandes; als aber die europäischen Nationen nach Amerika und Westindien, wo häufig die occidentalische Pest, das sogen. gelbe Fieber, wüthet, fuhren, wurden auch alle Schiffe, die aus den dortigen Häfen kamen, wenn ihr Gesundheitszustand verdächtig war, der Contumaz oder Quarantaine unterworfen. Contumaz-Anstalten sind nun solche Oerter, an welchen Schiffe und Reisende ihre Quarantaine halten, d. h. so lange bleiben, bis man versichert ist, daß sie nicht an der gefährlichen Krankheit leiden, oder bis sie von ihr geheilt sind. Wir beschreiben eine der wohleingerichtetsten Quarantaine-Anstalten in Europa, die Marseiller. Das Quarantaine-Gebäude liegt außerhalb der Stadt, auf der Nordostseite derselben am Ufer des Meeres. Das Ganze ist mit zwei Mauern eingefaßt, die

25′ hoch und 36′ von einander entfernt sind. Zwischen ihnen machen die Wache habenden Personen häufig Patrouillen, um alle Verbindung mit der äußern Umgebung zu verhindern. Diese Anstalt steht ganz allein unter der Sanitätsadministration. Zum befehlshabenden Capitän darin wählt man gewöhnlich einen Kaufmann von gutem Rufe, der die Reise in die Levante gemacht hat. Die Lazarethpolizei wird ausschließend von dem Lazareth-Capitän besorgt. Er bestimmt den Preis der Räucherungen, sorgt für die Bezahlung der Garden, visitirt die Enclos und Hallen, begleitet die Aerzte und Chirurgen bei ihren Krankenbesuchen, hält die Garden zur strenger Erfüllung ihrer Pflichten an, und setzt die Testamente auf, die dann völlig rechtskräftig sind. Die Garden des Lazareths sind alte Matrosen oder Seesoldaten; es sind ihrer 40 — 50, ein Theil davon muß die Runde zwischen den Mauern machen, auch in den Abtheilungen und auf den Kais; die andern bedienen die Quarantenaires und verhindern sie, mit einander in Verbindung zu seyn. Jedem Quarantenaire giebt man bei seinem Eintritte ein kleines Zimmer, wo man Thymian und andere aromatische Kräuter verbrennt, und in denen nichts ist, als ein eisernes Bette und Möbeln von Holz und Stroh, die am wenigsten der Ansteckung fähig sind. Außerhalb derselben ist eine Gallerie, wo die Quarantenaires sich Bewegung machen können, doch ohne zusammen zu kommen. Jeder Passagier muß in dem besonders dazu bestimmten Zimmer durchräuchert werden. Dasselbe geschieht mit seinen Effekten, die an den Wänden aufgehängt werden. Seine Papiere werden in die bekannte Räuchermaschine gelegt, und dütenförmig zusammengerollt, damit der Rauch desto besser hineinziehen kann. Sie müssen ganz gelb und stark riechend seyn, ehe man sie für hinlänglich geräuchert hält. Wer eine Patente nette hat, ein Gesundheitsbillet, worin bezeugt wird, daß man beim Besitzer desselben nicht die geringste Anzeige einer ansteckenden Krankheit gefunden habe, kann aus seinem Zimmer gehen; jeder Andere darf das Zimmer vor dem 16ten Tage nicht verlassen. Wenn man in seinem eingeschlossenen Bezirke spazieren geht, so wachen die Garden, daß man nicht mit Jemand zusammen kommen könne. Die Form der Sprachplätze auf beiden Seiten neben der nördlichen Hauptpforte, wo man mit seinen Bekannten und Freunden, die außerhalb sind, sprechen kann, widersetzt sich allem nähern Zusammenkommen. Jeder Quarantenaire hat eine Nummer, und der Pförtner seines Bezirks benachrichtigt ihn, wenn man ihn auf dem Sprachplatze verlangt, indem er beim Läuten, so viele Glockenschläge anbringt, als zu seiner Nummer passen. Nachts ist jeder mit seinem Hüter eingeschlossen, und der Schlüssel wird dem Capitän überbracht. Wenn ein Quarantenaire krank wird, so wird er noch sorgfältiger abgesondert. Der Arzt, der sich nach seinen Umständen erkundigt, und ihm Recepte verschreibt, bleibt mit dem Capitän vor der Thüre. Will der Kranke ein Testament machen, so ruft man den Capitän, der vor der Thüre des Zimmers schreibt, was jener diktirt. Verlangt er einen Priester, so setzt sich dieser in eine Ecke, wo er seine Beicht anhört und giebt ihm die Absolution und den Segen; aber nie erhalten die Kranken die letzte Oelung oder die Hostie. Wenn der Priester wieder herauskommt, so muß er auf das Crucifix schwören, daß er den Kranken weder berührt, noch sich ihm genähert habe. Stirbt er, so schleppen die Garden seinen Körper mit Stricken von Sparte, woran eiserne Hacken sind, aus dem Bette, man legt ihn auf eine Trauhahre, und trägt ihn Nachts auf den Gottesacker des Lazarethes. Ueber den ins Grab versenkten Leichnam häuft man ungelöschten Kalk, und wirft noch alles hinein, was dem Verstorbenen gehört hatte. Wenn endlich für den Quarantenaire der Tag der Erlösung, des Abzuges aus dem Lazarethe gekommen ist, so führt man ihn in das Räucherzimmer. Im dicken Rauche muß nun der Quaran-

tenaire 5—6 Minuten aushalten, während welcher der Hüter vor der Thüre bleibt. Hierauf führt man den auf diese Art Gereinigten in den Saal der Administration des Lazareths, wo der Capitän, der Lieutenant, der Arzt und Chirurg versammelt sitzen; hier erklärt man ihn nun für gesund, giebt ihm sein Patent, und kündigt ihm an, daß er jetzt das Lazareth verlassen könne, und einen freien Eintritt in die Stadt habe. Die Schiffswaaren werden in solche eingetheilt, die Empfänglichkeit für den Peststoff haben, und nicht haben. Als empfänglich dafür werden erklärt: Werk von Hanf und Flachs, Ziegenhaare, Seide, Leinewand, Tücher aller Art, Schwämme, Pelzwerk, Bücher, Pergament, Hanf und Flachs, Cordouanleder, Federn, Papier, Baumwolle, frische Blumen, alle Fabrikate aus Baumwolle, Wolle, Seide, alle Arten von Kleidern, Möbeln, Stricke, die nicht betheert sind, Geld ꝛc. Für nicht empfänglich gegen Ansteckungsmaterien hält man alle Wurzeln: Kaffee, Taback, Pottasche, Grapp, Salpeter, Elfenbein, Galläpfel, Mineralien, Asche, Oel, eingesalzene Eßwaaren, gedörrtes Obst, Wein, überhaupt alle Flüssigkeiten, Pfriemenkraut, Unschlitt, betheerte Stricke ꝛc.; die Quarantaine der Waaren hängt von der Natur des Patents ab. Das Patent entscheidet, ob vor ihrer Transportirung in das Lazareth, schon auf dem Schiffe, die erste Reinigung mit ihnen vorgenommen werden muß, diese heißt Sereine. Die Patente touchée, worin bemerkt wird, daß das Schiffsvolk gesund ist, aber von einem verdächtigen Orte herkommt, macht nur die kleine Sereine von 9—14 Tagen nöthig. Die Patente brute, worin angezeigt wird, daß die Pest in dem Lande war, woher das Schiff kommt, und wo es seine Ladung aufgenommen hat; oder daß sie selbst auf dem Schiffe sey, macht die große Sereine von 14 21 Tagen nothwendig. Alle diese Waaren werden auf steinerne, einen Schuh hohe Bänke gelegt, oder unter Schuppen, wenn sie durch Feuchtigkeit Schaden leiden können. Diese Schuppen (Hangars) sind große offene Bogengänge, welche 30.000 Ballen fassen können; alles ist hier in der schönsten Ordnung aufgestellt, und die Art, wie man die Waaren hier ausbreitet, hängt von der Natur des Patentes ab. Die Arten der Reinigung der Waaren im Lazarethe sind sehr mannigfaltig. Das Getreide wird auf Kornböden aufgeschüttet, und oft aufgerührt. Die Oeltonnen werden ins Meer getunkt: die kleinsten Stücke Seide, Baumwollenzeug, Pergament oder Papier, werden als verdächtig betrachtet. Sachen von Gold und Silber werden ausgepackt, und durch Essig gezogen; alle Pflanzen müssen ihrer Blumen und Knöpfe beraubt werden. Am Ende der Quarantaine werden die Waaren auf den Kai gebracht, der zu ihrer Einschiffung bestimmt ist, und alle Orte, wo sie nieder gelegt worden waren, werden gelüftet und durch Räucherungen und Waschen mit Essig gereinigt. Die Kosten der Quarantaine sind: für die des Schiffes ein Proz., für die Reisenden täglich 12 — 18 Fr., für die Waaren 6. 8. 10 Pr. Es giebt Lazarethe, wo man die Schiffe nicht aufnimmt, welche mit einer ansteckenden Seuche behaftet sind, aber im Lazarethe von Marseille nimmt man sie auf. Man zeigt ihnen alsdann den Platz an, wo sie die Anker auswerfen sollen. Die Quarantaine des Schiffes und der Schiffsgesellschaft wird auf 80 Tage gesetzt, die der Waaren auf 100. Man verdoppelt die Wachen; man setzt Ventilatoren in jede Oeffnung des Schiffes. Die Effekte der Schiffsgesellschaft werden alle 24 Stunden ins Meer getunkt. Sobald sich die Ansteckung an einem von der Schiffsgesellschaft zeigt, so wird er sogleich nach dem Lazarethe abgeführt, wobei aufs sorgfältigste alle Maßregeln der Vorsicht beobachtet werden, und durch einen Tambour in ein Zimmer gebracht, welches keinen Ausgang in das Innere des Lazarethes hat. Hier erwartet er den Besuch des Sanitätsoffizieres, der mit dem Capitän und Conservateur, an dem die Reihe für die Woche ist, er-

auf. — Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen, Wilna. Seine Schriften bestehen theils in Abhandlungen, als: über den Nutzen und Schaden der Insekten, über die Verschiedenheit der Salze, Versuche über die Cicuta ꝛc.; theils in größern Werken: de curandis febribus et inflammationibus, und Animadversiones practicae in diversos morbos, die er noch in seinem Alter durch neue Erfahrungen bereicherte. In allen zeigte er sich als einen denkenden und scharfbeobachtenden Arzt; um so mehr ist es zu verwundern, daß er auf den unstatthaften Einfall gerieth, das Lebensalter eines jeden Menschen aus dem bloßen Ansehn unfehlbar bestimmen zu wollen.

Quarré, gleichbedeutend mit Viereck (s. d. Art.).

Quart ist der vierte Theil eines Ganzen, eines Maßes. — Quarta heißt die vierte Gymnasialklasse; daher Quartaner. — Quartal, der vierte Theil eines Jahres; auch nennt man Quartal den vierteljährigen Zins, oder Abgabe, Besoldungen, Einnahme, die alle Viertelj. ausgezahlt oder empfangen wird. — Quartalschrift, eine vierteljährige periodische Schrift. — Quartformat, ein Bücherformat von der Größe eines Viertel-Druckbogens, daher Quartant ein Buch mit einem solchen Formate. — Quartanfieber, ein viertägiges Wechselfieber.

Quarte ist in der Musik ein Intervall von vier Stufen und kann dreifacher Art seyn, die verminderte, die reine und übermäßige Quarte. Man hat Streit darüber geführt, ob sie eine Consonanz oder Dissonanz ist; sie kann beides seyn: dient die reine Quarte nicht zur Aufhaltung der Terze des folgenden Akkords, so ist sie das erste, und folgt in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar auf die reine Quinte, ist aber häufig einer eben so beschränkten Fortschreitung unterworfen, als die Dissonanzen. Ist die Quarte hingegen eine Aufhaltung der Terze des folgenden Akkords, so gehört sie zu den Dissonanzen. — Quarte bezeichnet auch die A. Saite auf der Violine. In der Fechtkunst ist sie die vierte Hauptstoßart; im Kartenspiel, besonders im Piquet, bezeichnet sie vier in einer Reihe und Farbe folgende Blätter und wird Quarte Major genannt, wenn diese Reihe mit dem höchsten Blatte anfängt.

Quartett oder Quatuor nennt man sowohl ein Musikstück für vier Instrumente, als wie in den Opern ein Gesangstück für vier Stimmen, wenn dies letztere auch von dem vollen Orchester begleitet wird. Das Quartett unterscheidet sich von dem sogenannten vierstimmigen Satz dadurch, daß es im freieren Theater- und Concertstyl geschrieben ist, statt daß jener im streng gebundenen Kirchenstyl komponirt seyn muß. Das eigentliche Instrumentalquartett ist stets für die erste und zweite Violine, Viola und Violoncell geschrieben und muß so komponirt seyn, daß keines dieser Instrumente vorherrscht, sondern daß alle in einander greifen und abwechselnd sich unterstützen, begleiten, fragen und antworten. Es ist das in der Tonsprache, was ein lebhaftes Gespräch in einem engen Zirkel traulicher Freunde ist, wo immer ein Geistesfunken rasch den verwandten weckt, und wo jeder sich gerade dadurch reicher fühlt, weil es ihm nicht einfällt, allein glänzen zu wollen. In keiner Art von Instrumental-Compositionen treten die Gedanken des Tondichters klarer und faßlicher hervor, mit beschränkten Mitteln wird hier dem Kenner ein überaus reiches Ganze geboten. Nur wahrhaft schöne und durchgeführte Gedanken eignen sich zu dem Quartett, weil hier nicht der Zauber der mannigfaltigen Stimmen aller Instrumente bestehen kann, wie bei den Symphonien, wo oft eine überraschende Wirkung nur durch Wahl und Wechsel der Instrumente hervorgebracht wird, bei einem musikalischen Gedanken, der vielleicht ganz trivial wäre, wenn er dieser bunten Pracht entkleidet wäre. Daher ist auch Quartettmusik für wahre Kenner

ein hoher Genuß. Sie gewährt überdem den Tonkünstlern Gelegenheit, sich in dem zartesten Vortrage vereint mit strenger Taktfestigkeit zu üben. Es gibt Quintette, Sextetts und Septetts, die in demselben Geist geschrieben sind und die man daher mit zur sogenannten Quartettmusik rechnet, doch sobald nur eines der Instrumente vorherrscht, wird es Sonate mit obligater Begleitung oder Concertino und gewinnt einen ganz andern Charakter. Es gibt auch Quartettmusik bloß für Blasinstrumente, dies nennt man aber Harmonie und gebraucht gewöhnlich fünf oder sieben Instrumente dazu. Einer der ersten Tonsetzer von Quartetts war Boccherini. Haydn und Mozart liebten und vervollkommneten diese Musikgattung sehr, ihre Quartetts werden immer schön bleiben. Die berühmten Quartetts von Mozart für das Pianoforte mit jenen 4 Instrumenten sind eigentlich Sextetts, da das Piano schon zweistimmig ist. Bernhard u. Andreas Romberg, Krommer, Beethoven, Spohr ꝛc. haben seitdem treffliche Quartetts geschrieben. Die älteren Quartetts bestehen meist, jedes aus nur drei Sätzen, die neueren aber oft aus fünf, da man jetzt, wie in den großen Symphonien, außer einer Einleitung, auch noch einen aus Scherzo und Trio bestehenden kürzern humoristischen Zwischensatz häufig anwendet.

Quartier, ein Maß für trockene oder flüssige Dinge; im letztern Falle der vierte Theil eines Nöseins, oder Schoppens.

Quartierfreiheit, s. Freiheit.

Quarze, eine Steinart, die zum Kieselgeschlechte gehört, und eine große Verbreitung hat. Der Quarz ist meist ohne Farbe oder weißlich, wasserfarbig und sehr verschieden an Glanz und Durchsichtigkeit. Gewöhnlich kommt er in Crystallform vor und bildet eine sechsseitige Säule, deren Flächen oft eine Querstreifen zeigen. Der Quarz ist hart, und verbreitet im Finstern aneinander gerieben einen phosphorartigen Schein. Er findet sich meist in Gangg birgen, und enthält dann Erz und Metalle, seltner in Flötzgebirgen. — Zum Quarzgeschlechte gehören viele Abarten, die besondere Namen führen: die Hauptarten sind der gemeine Quarz; er dient zur Glasirung des Steinzeuges, des Porzellanes und zum Glasschmelzen; der Bergkrystall, er nimmt eine schöne Politur an. Zu den Quarzarten gehört auch der Amethyst (s. d. Art.).

Quästoren, gewisse ordentliche Magistratspersonen bei den Römern, welche die Einkünfte des Staats einkassirten, und von diesem Amte den Namen hatten. Die Einführung dieser Magistrate scheint fast so alt zu seyn, als Rom selbst. Im Jahre 333 wurden außer den zwei Quästoren in der Stadt zwei andere zur Unterstützung der Consuln im Kriege erwählt, und von dieser Zeit an durften sie ohne Unterschied aus dem Volke und den Patriziern genommen werden. Nachdem sich die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier Quästoren hinzu, welches um eben die Zeit geschah, als man in Rom Geld zu münzen anfing. Sulla vermehrte ihre Anzahl auf 20 und Julius Cäsar auf 40. Unter den Kaisern war ihre Anzahl unbestimmt und willkührlich. Von allen Quästoren blieben nur zwei in Rom, und hießen daher quaestores urbani; die übrigen gingen entweder in die Provinzen oder sie waren bei der Armee; deßwegen nannte man sie quaestores provinciales oder militares. Die Hauptbeschäftigung der quaestores urbani war die Sorge für den öffentlichen Schatz, welcher im Tempel des Saturnus aufbewahrt wurde. Sie besorgten die Einnahme und Ausgabe der öffentlichen Gelder und führten darüber Rechnung. Sie forderten die Geldstrafen ein, welche vom Staate auferlegt worden waren. Ferner verwahrten sie im öffentlichen Schatze die silbernen und goldnen Standarten, und überlieferten sie den Consuln, wenn sie ins Feld gingen. Sie sorgten für die Verpflegung und Aufnahme der fremden Gesandten, und

übergeben ihnen die Geschenke des Staats. Sie besorgten die Leichenbegängnisse derer, welche auf öffentliche Kosten verbrannt wurden. Auch übten sie eine gewisse Jurisdiktion aus, insbesondere über ihre Sekretäre. Die aus dem Kriege zurückkehrenden Generale mußten vorher, ehe sie einen Triumph erhalten konnten, vor den Quästoren schwören, daß sie dem Senate einen treuen Bericht darüber erstattet hätten, wie viel Feinde getödtet worden und wie viel Römer geblieben wären. Was die quaestores provincialis betrifft, so bestimmte der Senat erst überhaupt, in welche Provinzen die jedes Jahr gewählten gehen sollten, und dann wurden durch das Loos (sors) die Provinzen unter sie vertheilt, daher steht sors oft für das Amt oder die Ernennung eines Quästors, so wie auch anderer Magistrate. Die Quästur war die erste Stufe zu Ehrenämtern, und bahnte den Weg in den Senat; doch bekleideten sie bisweilen auch solche, welche schon Consuln gewesen waren. Das gesetzmäßige Alter zur Erlangung der Quästur war nach Einigen das 25., nach Cicero, der sein eignes Beispiel anführt, das 30. Jahr.

Quatember (vom latein. quatuor tempora, d. i. vier Jahrszeiten), das Vierteljahr, besonders die Tage, an denen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. Sachsen: Reminiscere, Trinitatis, Crucis, Luciä. — In Sachsen auch eine Grund- oder Gewerbsteuer, die jeder Contribuent nach Maßgabe seiner Schocke entrichtet, und die anfangs nur viermal des Jahrs entrichtet ward; jetzt finden jährlich 20, 30 und mehr solcher Quatembersteuern nach der Bewilligung der Landstände statt. — In der katholischen Kirche die Fasten in den vier Jahrszeiten, und zwar in jeder Jahrszeit drei Tage in der ersten Woche, nämlich am Mittwoch, Freitag und Sonnabend.

Quatuor, s. Quartett.

Quatuordezimaner, s. Sekten.

Quebek oder Unterkanada, ein britt. Gouvernement in Nordamerika, enthält mit Neuwales und dem westlichen Binnenlande 77.650 Q. M. mit 350.000 Einw. meistens franz. Abkömmlinge mit franz. Sprache und kath. Religion, 1810. 275.000 Seelen, die übrigen Britten und höchstens 25.000 Indier von den Stämmen der Algonkinen und Huronen. Dem General-Gouverneur sind in militärischer Hinsicht die Gouverneure der übrigen nordamerik. Gouvernements untergeordnet. Das Land hat sein Ober- und Unterhaus mit eigner Verfassung von 1791, eine reguläre Truppenmacht von 4000 Mann, eine 15.000 M. starke Miliz; es wird in 4 Distrikte und 21 Grafschaften getheilt, welche letztere wieder in Seigneuries zerfallen. — Die Hauptstadt Quebek, zugleich eine wichtige Festung, liegt am nördlichen Ufer des St. Lorenzflusses in einer romantischen Gegend, an dem 350 Fuß hohen Diamantenvorgebirge (in dessen Spalte man Steinkrystalle findet). Von der Höhe desselben übersieht man den 5 bis 6 engl. Meilen breiten Strom bis an das entfernteste Ende der Insel Orleans, wo er sich zwischen den Bergen, die ihn von beiden Seiten einschließen, verliert; an einem stillen heitern Sommerabende gleicht er oft einem großen Spiegel, in welchem sich die reichen bunten Farben des Gewölkes, so wie die Bilder aller Gegenstände an den Ufern in einem unbeschreiblichen Glanze darstellen. Dem südlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein einziges Dorf zu seyn scheint. Hier begrenzt die lange Bergkette die Aussicht und da man das flache Land zwischen dieser und den Dörfern am Ufer nicht sehen kann, so scheinen die Berge unmittelbar aus dem Wasser empor zu steigen, und die Häuser an den steilen Wänden derselben erbaut zu seyn.

Quebek zählt in 2100 Häuſern 20.000 Einw., hat eine ſtarke Citadelle und einen großen und ſichern Hafen, worin hundert Linienſchiffe bequem liegen können. Sie hat eine ſchön gebaute Oberſtadt, worin die vielen Beamten, und eine Unterſtadt, welche meiſtens enge Gaſſen hat, worin die Kaufleute wohnen. Quebek iſt der Sitz des Statthalters, des kathol. Erzbiſchofs (unter dem 6 Suffragane ſtehen) und eines anglikaniſchen Biſchofs; merkwürdig iſt die Metropolitankirche mit einem ſchönen und hohen Thurme; mehrere andere Kirchen, 4 Klöſter, wovon das Urſulinerkloſter eine Erziehungsanſtalt von jungen Mädchen unterhält, ein andres Nonnenkloſter das allgemeine Spital verwaltet; katholiſche Hochſchule, erzbiſchöfl. Klerikalſeminar, zwei Bibliotheken, mehrere gelehrte Schulen ꝛc. Der Handel iſt beträchtlich und immer im Steigen. Nahe bei der Stadt liegt das Feld Abrahams, auf welchem 1759 der brittiſche General Wolf über die Franzoſen zwar ſiegte, aber zugleich fiel. Gleich nachher mußte ſich das damals weniger feſte Quebeck den brittiſchen Waffen ergeben.

Queckſilber, Hydrargyrum, Mercurius vivus, Argentum vivum, ein Metall, welches die alten griechiſ. und römiſchen Naturforſcher ſehr wohl kannten. Ariſtoteles, Dioskorides, Plinius führen es an, und beſchreiben die Darſtellung deſſelben aus Zinnober durch Eiſen. Es kommt in der Natur ſowohl gediegen, und mit andern Metallen in Verbindung (als Amalgam mit Silber) vor, als auch mit Schwefel, Schwefelkohlenſtoff und Chlorin; das gediegene findet ſich zwiſchen den andern Queckſilbererzen eingeſchloſſen. Man gewinnt das Queckſilber meiſtens aus Schwefelqueckſilbererzen, mit Kreide gemiſcht durch Deſtillation in Retoren und eigens dazu eingerichteten Oefen; das künſtliche enthält gewöhnlich noch einige fremde Metalle aufgelöſt, weßhalb es zum mediziniſchen Gebrauche vorſichtig deſtillirt werden muß. Es iſt zinnweiß, ſtark und glänzend, bei der gewöhnlichen Temperatur flüſſig, gefriert bei — 40°, dann kryſtalliſirt es in Oktaëdern, läßt ſich ſtrecken, und erregt, wenn es angefaßt wird, heftige brennende Schmerzen, die Haut wird weiß; das ſpec. Gewicht des flüſſigen iſt 13.58 bei 17°, des gefrornen 14.4, es ſiedet bei 350° (verdunſtet ſchon bei 21 bis 24°). Atomengewicht 2581.60. Wird das Queckſilber mittelſt Reiben mit feſten Körpern oder Schütteln mit flüſſigen Stoffen ſehr fein in gleichartige Maſſentheilchen getheilt, ſo erſcheint es als ein grauſchwarzes Pulver; dieſes Pulver verwechſelten früherhin die Chemiker mit dem Oxydul des Queckſilbers, welches auch ſchwarz erſcheint, ſie nannten es das fein zertheilte Queckſilber: Aethiops per se, dieſes bildet ſehr leicht mit der Zeit wieder Queckſilberkügelchen. Den Prozeß, durch welchen man das Queckſilber fein zertheilt, nannte man die Tödtung des Queckſilbers.

Queckſilbermittel. 1. Verbindung des Queckſilbers mit Sauerſtoff. 1) Queckſilberoxydul (fälſchlich mit dem Aethiops per se verwechſelt). Es erzeugt ſich bei dem Behandeln des Queckſilbers mit verdünnten Mineralſäuren bei niederer Temperatur, Schwefel, Salpeterſäure; man erhält es durch Präcipitation eines ſolchen Oxydulſalzes mittelſt eines ätzenden Alkalis (mit Ausnahme des Ammoniums). Es iſt ein ſchwarzes, geſchmack- und geruchloſes, unauflösliches Pulver, welches durch Hitze und durch unvollkommne Säuren desoxydirt wird, beſteht aus gleichen Atomen Queckſilber und Sauerſtoff, oder aus: 96, 2 Q. und 3. 8 S. 2). Queckſilberoxyd, rothes Präcipitat, Mercurius praecipitatus ruber. Wird das Queckſilber in einer Viole unter freiem Luftzutritt bis faſt zum Sieden erhitzt, ſo bildet ſich nach und nach rothes Oxyd, welches die ältern Chemiker Mercurius praecipitatus per se nannten, es iſt das reinſte Oxyd, reducirt ſich aber zum Theil durchs Sonnenlicht. Gewöhnlich bereitet man das rothe Oxyd vor-

theilhafter aus dem ſalpeterſauren Queckſilberoxyde, welches man gehörig getrocknet entweder für ſich calcinirt, oder welches vorher mit eben ſo viel reinem Queckſilber, als in dem Salze enthalten iſt vermiſcht, und dann erſt bei ſchnell ſteigender Hitze calcinirt wird, bis keine rothe Dämpfe ſich mehr entbinden. Es iſt ein ziegelrothes, orangefarbenes Pulver, ohne Glanz und Geruch, von einem ſcharfen, herben Metallgeſchmack in Waſſer, Alkohol, unauflöslich, ſpec. Gewicht 3.691, beſteht aus 1 At. Queckſilber und 2 At. Sauerſtoff, oder aus: 92.68 Q. und 7.32 S. Es wird durch diejenigen Stoffe zerſetzt, die große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff haben, ſelbſt durch die höhern Hitzegrade; mit Phosphor, Schwefel erhitzt explodirt es heftig, verbindet ſich mit den Säuren zu den Queckſilberoxydſalzen, die im neutralen Zuſtande farblos, im baſiſchen gelb erſcheinen; ſie werden auch, wie die Oxydulſalze, durch Waſſer leicht in 2 Salze geſchieden. II. Verbindung des Queckſilbers mit brennbaren Körpern. 1) Mit Schwefel. A. in minimo des Schwefels, Queckſilbermohr, Aethiops mineralis, mercurial. Man kann dieſes Präparat auf verſchiedene Weiſe darſtellen: I. auf trocknem Wege, 1) durchs Zuſammentreiben gleicher Theile Queckſilber und Schwefelpulver in erwärmten Mörſern, bis das erſtere vollkommen getödtet iſt. 2) Durchs Schmelzen, man ſetzt zu geſchmolznem Schwefel 4 bis 5 Theile Queckſilber unter ſtetem Umrühren zu; es entſteht dabei ſehr leicht Entzündung, welche unterdrückt werden muß. 3) Durchs Schütteln des Queckſilbers mit hydrothionſaurem Gaſe. II. Auf naſſem Wege. Man zerſetzt ſalpeterſaures Queckſilberoxydul mittelſt einer Auflöſung von Schwefelleber, ſo fällt ein ſchwarzes Präcipitat nieder; es ſoll etwas Hydrothionſäure enthalten (?). B. In maximo des Schwefels, Zinnober (ſ. d. Art.). 1) Mit Schwefel-Kohlenſtoff, kömmt in der Natur als Queckſilberlebererz vor, dunkel kochenillroth, grauſchwarz von Farbe, gibt einen kochenillrothen Strich. 2) Mit Phosphor, auf direktem Wege aus Phosphor und Waſſer, aus Phosphor und Calomel; eine ſchwarze, leicht zu ſchneidende Maſſe, welche ſich an der Luft oxydirt, und weiße Dämpfe verbreitet, bei einer Hitze über 100° ſich aber ſchnell zerſetzt. 3) Mit Chlorin. A. in minimo des Chlorins, mildes ſalzſaures Queckſilber, Mercurius dulcis, Calomel. I. Auf trocknem Wege, durch Sublimation. Man zerreibt 4 Th. Queckſilberſublimat mit etwas Waſſer, und ſetzt dann 3 Th. Queckſilber zu, welche bis zur vollkommnen Tödtung gerieben werden muß, ſodann wird die getrocknete Maſſe in ſtarken Medizingläſern, bei nach und nach verſtärktem Feuer, ſublimirt. II. Auf naſſem Wege. Man löst ſalpeterſaures Queckſilberoxydul im achtfachen deſtillirten Waſſer auf, unter Zuſatz von einigen Tropfen Salpeterſäure, und fügt dann ſo lange eine filtrirte Auflöſung von Kochſalz in Waſſer hinzu, als ſich noch ein weißer, flockiger Niederſchlag bildet. Das Calomel erſcheint, durch Sublimation gewonnen, in ſilberglänzenden, vierſeitigen Prismen, in konzentriſch faſrigen Stücken, die an der äußern Fläche, wo ſie am Glaſe feſtſaßen, glatt ſind, gelblich weiß von Farbe, an der innern aber kryſtalliniſch; durchs Zerreiben erhält man weißgelbliches, geſchmack- und geruchloſes, in Waſſer, Alkohol unauflösliches Pulver, welches durchs Sonnenlicht ſich ſchwärzt, im Dunkeln gerieben phosphoreſcirt, in der Glühehitze ſich ſublimiren läßt. Das auf naſſem Wege gewonnene iſt etwas weißer, nicht ſo körnig, mehr fein (wahrſcheinlich ein Hydrat). B. In maximo des Chlorins, ätzendes ſalzſaures Queckſilber, ſalzſaures Queckſilberoxyd, ätzendes Queckſilberſublimat. Man gewinnt es nach der Kunckelſchen Methode alſo: man miſcht gleiche Theile ſchwefelſaures Queckſilberoxyd und getrocknetes Kochſalz zuſammen, und ſublimirt die Maſſe in ſtarken Medizingläſern, ſo ſetzt ſich Chlorinqueckſilber in maximo als Sublimat ab, und ſchwefelſaures Natron bleibt zurück. Das ätzende Queckſilberſublimat wird

in weißen, durchſcheinenden Stücken im Großen gewonnen, welche eine ſtrahlige Textur zeigen, es kryſtalliſirt in vierſeitigen Säulen, Nadeln, beſitzt einen ſcharfen, ätzenden, metalliſchen Geſchmack, iſt in 16 Theilen kaltem Waſſer, auch in Alkohol löslich, verflüchtigt ſich leichter als Calomel. 5) Mit Jodin. A. Jn minimo des Jodins, entweder durch unmittelbare Verbindung, oder durch doppelte Wahlverwandtſchaft aus einem Queckſilberoxydulſalze mit iodin-waſſerſtoffſauren Alkalien. Es iſt ein gelbes Pulver, wird durchs Erhitzen roth, läßt ſich ſublimiren, und ſetzt ſich in Blättchen ab, löſt ſich weder in Waſſer, noch in Alkohol auf, beſteht aus gleichen Atomen Queckſilber und Jodin. 6) Mit Blauſtoff. B auſtoffqueckſilber (trocknes blauſaures Queckſilberoxyd). Man erhält es entweder durch Auflöſen des Queckſilberoxydes in Blauſäure, und nachmalige Kryſtalliſation, oder durch Kochen des Queckſilberoxydes mit 2 Th. Berlinerblau und Waſſer: die Flüſſigkeit wird darauf filtrirt, und mehrmals mit Oxyd gekocht, um alles Eiſen daraus abzuſcheiden (iſt etwas Oxyd dann überſchüſſig, ſo muß es durch Blauſäure beſonders neutraliſirt werden). Aus dieſer Flüſſigkeit erhält man durch Kryſtalliſation das Blauſtoff-Queckſilber. III. Queckſilberſalze. 1) Kohlenſaures Queckſilberoxydul, durch doppelte Wahlverwandtſchaft, aus einem Queckſilberoxydulſalze und kohlenſaurem Kali, Natron; es iſt ein weißgelbliches Pulver, in Waſſer unauflöslich, wohl aber in kohlenſaurem Waſſer löslich. 2) Schwefelſaures Queckſilberoxydul, durch doppelte Wahlverwandtſchaft, aus ſalpeterſaurem Queckſilberoxydul und ſchwefelſaurem Natron, kryſtalliſirt in farbloſen Prismen, iſt geſchmacklos, unauflöslich, heißes Waſſer zerſetzt es in ein ſaures auflösliches, und in ein baſiſches, gelbes, unauflösliches Salz; das neutrale beſteht aus gleichen Atomen Oxydul und Schwefelſäure. 3) Phosphorſaures Queckſilberoxydul, durch doppelte Wahlverwandtſchaft aus ſalpeterſaurem Natron, mit Ueberſchuß an Phosphorſäure; das Präcipitat muß ausgewaſchen, und an einem dunkeln Orte gehörig getrocknet werden. Es iſt ein weißes, kryſtalliniſches Pulver, faſt ganz geſchmacklos, in Waſſer unauflöslich, löst ſich aber in ſtärkern Säuren auf, phosphoreszirt im Dunkeln gerieben. 4) Boraxſaures Queckſilberoxydul, durch unmittelbares Auflöſen des Oxydul in Boraxſäure, oder durch doppelte Wahlverwandtſchaft, vermittelſt neutraliſirtem Borax und ſalpeterſaurem Queckſilberoxydul. Es kryſtalliſirt in weißen, glänzenden Schuppen, und löst ſich im Waſſer ſchwer auf. 5) Salzſaures Queckſilberoxyd, durch Auflöſen des ätzenden Sublimates in Waſſer, oder durch Auflöſung des Oxydes in Salzſäure. Salzſaures Queckſilberoxyd und Ammonium, a) neutrales, kann ſowohl durch Sublimation des ätzenden Queckſilberſublimates und Salmiaks, als auch durch Auflöſen beider Salze zu gleichen Theilen bereitet werden. b) Baſiſches. Man ſchlägt eine Auflöſung des Obigen in 12 Th. heißen deſtillirten Waſſer mittelſt einer Auflöſung von kohlenſaurem Natron nieder, ſo lange als der Niederſchlag noch ſchön weiß erfolgt; dieſer muß ſorgfältig ausgewaſchen an einem ſchattigen Orte getrocknet werden. 6) a. Salpeterſaures Queckſilberoxydul, erhält man durch Auflöſen des Queckſilbers in gleichen Theilen konzentrirter Salpeterſäure bei einer niedern Temperatur, man vermeidet dabei alle Einwirkung der Wärme. b. Oxyd, durchs Auflöſen des Queckſilbers in konzentrirter Salpeterſäure mit Hülfe der Wärme, die ſaturirte Flüſſigkeit ſieht hellgelb aus, iſt ölartig (Merkurialöl). — Wirkungen des Queckſilbers auf den menſchlichen Organismus. Zwar hat jedes der angeführten Queckſilbermittel eine verſchiedene Wirkung auf den menſchlichen Körper, und dieſe Verſchiedenheit hängt von dem Grade der Stärke ab, worin der Sauerſtoff oder die Säure mit dem Metalle verbunden iſt; demungeachtet haben ſie alle eine gemeinſchaftliche Wirkung; ſie zeigen alle, in den Körper aufgenommen, die Tendenz, die

Cohäsion der organischen Fieber mehr oder weniger aufzuheben, und den plastisch-bildenden Prozeß des Organismus zu schwächen und zu beschränken; zugleich besitzen sie eine bedeutende Kraft, das Speicheldrüsensystem zu erregen und zu bethätigen. Werden die schärferen Quecksilbersalze, in gehörig concentrirter Form und in hinlänglicher Dosis mit dem Körper in Berührung gebracht, so wirken sie ätzend und zerstörend; aus diesem Grunde erregen die Quecksilbersalze unter den angegebenen Bedingungen im Magen Entzündung und tödten schnell durch Brand. In kleineren Dosen und in längerer Zeit gebraucht, bewirken die Quecksilbersalze sowohl als die Quecksilberkalke eine Verminderung der organischen Cohäsion und Beschränkung der plastisch-bildenden Kraft des Organismus. Nach einer anhaltenden Anwendung der Quecksilbermittel schwellen das Zahnfleisch, die Zunge und die innern Bekleidungen der Wangen an; diese Theile werden in einen gereizten Zustand versetzt, erhalten einen höhern Wärmegrad; es entsteht ein metallischer Geschmack, der Athem wird übelriechend, und die Speichelsekretion vermehrt, oft so vermehrt, daß der Kranke im Tage mehrere Pfunde Speichel verliert. Wird bei diesen Erscheinungen der Gebrauch des Quecksilbermittels noch fortgesetzt, so entsteht endlich das Mercurialfieber; es erfolgen Absonderungen der innern Haut, das Zahnfleisch wird locker, die Zähne fallen aus, es kommen Geschwüre im Munde und auf der Oberhaut vor, der Speichel wird so enorm vermehrt, daß alles sich in denselben aufzulösen droht, die Bildungsthätigkeit wird gänzlich vernichtet, es bilden sich Wassersuchten, die den Tod im Gefolge haben. Mit Vorsicht und unter sichern Indikationen angewandt, werden daher die Quecksilbermittel in den Krankheiten von vortrefflichem Nutzen seyn, die auf einer abnorm-erhöhten Cohäsion, und auf einem unregelmäßig bethätigten Bildungs-Prozeß des Körpers beruhen; als bei Entzündungen im Stadium der Ausschwitzung, bei abnormen Bildungen der Haut, als den Flechten, den Krätzen, in Krankheiten des lymphatischen Systems, als bei angeschwollenen und verhärteten Drüsen. Ein spezifisches Mittel ist es bei venerischen Krankheiten. Als ein das Lymphsystem erregendes Mittel wird es ebenfalls gegen Wassersuchten mit Vortheil angewandt. Einige Aerzte haben es sogar in der Wasserscheu und in Krampfkrankheiten empfohlen.

Quedlinburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, am Vorharze, durch die Bude in die Alt- und Neustadt getheilt, mit den Vorstädten Westendorf, Münzenberg und Neue Weg, mit Mauern, 4 Thoren, 1620 Häusern, 11.000 Einwohnern, Schloß mit einer Bibliothek, Stifts- (mit Kaiser Heinrich des Ersten Grabmal) und sieben andern Kirchen, sechs Hospitälern, Waisen- und Armenhäusern, Gymnasium, zwei Stadt- und vier Elementarschulen, Postamt; Woll- (mit 69 Stühlen), Leinwand- (mit 65 Stühlen), Siegellackfabriken, Branntweinbrennereien mit 60 Blasen, zwei Buchdruckereien und zwei Buchhandlungen, Bierbrauerei, Wasserbrennerei, Handel mit Vieh, Korn, Gartenfrüchten, Flachs u. s. w. Außerhalb der Stadt ist der Brühl mit seinen Spaziergängen und ein eisenhaltiger Gesundbrunnen, und in der Nähe Gyps- und Steinbrüche. Geburtsort des Dichters F. G. Klopstock (st. 1803). Die Stadt gehörte dem ehemal. hiesigen fürstl. Damenstifte, deren Aebtissin ein Stand des Reichs war, und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es hatte auf zwei Q. M. 15.000 Einw. und stand unter brandenburg. Stiftshauptmannschaft und Erbvogtei oder Schutzgerechtigkeit, die 1679 von Kursachsen an Brandenburg für 300.000 Thaler verkauft wurden. Die Einkünfte der Aebtissin wurden auf 30.000 Thaler geschätzt, und das Stiftswappen waren zwei goldene kreuzweis über einander

gelegte Dolche im rothen Felde. Seit 1704 entstanden Streitigkeiten, weil sich das Kapitel die alte Wahlfreiheit nicht nehmen lassen und der König von Preußen ohne seine Genehmigung keine Aebtissin und Stiftsperson anerkennen wollte; diese wurden 1802 dadurch geendigt, daß das ganze Stift mit seinen Besitzungen als Entschädigung an Preußen kam. Seit 1807 bis Oktober 1813 gehörten Stadt und Gebiet zum Departement der Saale des Königreichs Westphalen, dessen Orden der westphäl. Krone 1810 die Einkünfte des Stiftes zur Dotation erhielt.

Querflöte, s. Flöte.

Querpfeife (pillaro), ein musikalisches Instrument, das die Gestalt einer Flöte und dieselbe Intonirung hat, sich aber von ihr unterscheidet, daß sie überall gleich weit ist; sie hat keine Klappe, ist viel kleiner und steht eine Oktave höher: aus diesem Grunde besitzt sie einen schärfern und durchdringendern Ton. Ihr Umfang reicht vom zwei gestrichenen bis zum viergestrichenen d und begreift die durch Kreuze erhöhten Töne fis, gis, cis, in sich. Sie wird beim Militär gebraucht und begleitet die Trommel.

Quellen. Der größte Theil des atmosphärischen Wassers schlägt sich auf Höhen und Bergen nieder, theils weil die wärmere Luft der Thäler, sumpfigen Stellen und Seen, wenn sie an den Abhängen der Berge emporsteigt, dort abgekühlt wird und ihr Wasser in Gestalt eines gelinden, aber fortwährenden Thaues absetzt; theils deßhalb, weil die Wolken sich um hohe Punkte mehr zusammenziehen und Regen da absetzen, während das unten liegende flache Land gutes Wetter hat. Das auf Bergen gesammelte Wasser rinnt theils an ihrer Oberfläche herab und bildet Bäche, theils senkt es sich in die kleinen Klüfte derselben und zieht sich hier in die Tiefe. Am deutlichsten sieht man diesen ersten Ursprung der Quellen in Bergwerken. Die Berge sind im Inneren nach allen Richtungen zerklüftet und in geringer Tiefe unter Tage träufelt das Wasser aus diesen kleinen Klüften in allen Punkten hervor; allenthalben hört man das Fallen der Tropfen und dies vermehrt sich, je tiefer man kommt, so daß man in allen Gruben Pumpenwerke zu erhalten genöthiget ist, um diese Tagewasser zu gewältigen. Da diesem hineindringenden Wasser immer anderes nachfolgt, dessen Schwere es mitzutragen hat; so sucht es sich allenthalben durch die Klüfte Wege nach unten, bis es endlich auf eine Stelle kommt, wo es verhindert wird, tiefer niederzusinken und wahrscheinlich sind die Klüfte der Berge so weit mit Wasser gefüllt, als dieses einzudringen vermag, oder so weit die Klüfte hinlänglich warm sind, um das Wasser in tropfbar flüssiger Gestalt zu enthalten. Die Schwere der in den Klüften auf das untere Wasser drückenden Wassersäule preßt dieses nach den Thälern und niederen Gegenden hin, durch Lager von Sand und Erde, wobei sich das Wasser eine oder mehrere Rinnen aushölt, aus welchen es entweder zugleich, oder einzeln auf gewissen Stellen hervorbricht und Quellen bildet. Nach der verschiedenen Gestaltung und Fortsetzung der Berge unter der Erdoberfläche können diese Quellen dem Berge, in welchem sie entspringen, entweder nahe liegen, oder entfernter von ihm hervorbrechen. Man hat diese Ansicht von der Entstehung der Quellen um deßwillen verwerfen wollen, weil der eigentliche Erdboden selbst schon etwas Wasser durch sich hindurch läßt. Man grub z. B. ein großes Faß in den Erdboden ein, von dessen Boden aus man ein dünnes Röhrchen in einen tiefen Keller niederleitete und fand niemals, selbst nach dem stärksten Regen nicht, daß etwas Wasser durch dieses Röhrchen durchgegangen wäre. Dagegen ist aber zu erinnern, daß es hauptsächlich die Berge sind, welche den Quellen den Ursprung geben und daß der Erdboden, ob er gleich unter seiner Rinde allenthalben feucht ist, dennoch sein Wasser stets zurück behält, ohngefähr so, wie ein Schwamm. In gegrabenen Brunnen hingegen sammelt

sich das Wasser allmählig aus den benachbarten Erdschichten; sie füllen sich langsam und der Wasserspiegel bleibt tief unter der Oberfläche des Bodens, je nachdem die Erdschichten mehr oder weniger reich an Wasser sind.

Quellwasser haben unter einerlei Klima auch fast immer einerlei Temperatur. Die Ursache dieser unveränderlichen Temperatur ist, daß die Erdrinde, wenn sie einmal bis zu einem, der wärmenden Kraft der Sonnenstrahlen in jedem Breitengrade entsprechenden Wärmegrade erwärmt ist, im Sommer zu keiner bedeutenden Tiefe weiter erwärmt; auch im Winter weiter nicht abgekühlt werden kann, sondern bis zu einem gewissen Abstande von der äußeren Kruste eine Art von Mitteltemperatur behält, die nachher nach dem Inneren der Erde zu sehr allmählig abnimmt. Diese Mitteltemperatur beträgt in Schweden + 6° und + 7°, in Frankreich + 12° oder etwas weniger und in wärmeren Ländern noch mehr. Die hervorbrechenden Quellwasser behalten diese Temperatur mit unbedeutenden Veränderungen bei, je nachdem sie eine längere oder kürzere Strecke durch die oberste, von der Wärme der Atmosphäre unmittelbar mehr abhängige Erdkruste durchlaufen. Heiße Quellen erhalten ihre Wärme von feuerspeienden Bergen, oder wenn sie nicht in der Nähe solcher liegen, scheinen sie dieselben entweder von alten vulkanischen, die noch nicht ausgekühlt und deren obere Oeffnungen durch spätere Erdrevolutionen, mit Zurücklassung von Basalt- Bimssteine- und Lava-Massen, zerstört worden sind — oder auch von langsam sich zersetzenden schwefelhaltigen Lagern — zu erhalten. Im ersteren Falle enthalten die Wasser eine große Menge Kohlensäure; im letztern riechen sie nach Schwefelwasserstoffgas. Auf ihrem Wege durch die Spalten der Berge und durch die innere Erdmasse lösen die Quellwasser eine Menge Stoffe auf, womit sie bei ihrem Hervorbrechen über Tage verunreinigt sind. Diese Stoffe sind Kieselerde, unterschiedliche Salze und Säuren, auch Extraktivstoff, den sie beim Durchdringen durch die oberste Erdrinde aus der Dammerde aufnehmen. Auf welche Weise das Wasser damit geschwängert werde, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt; denn manche Quellen enthalten gewisse Stoffe so reichlich, daß die Umgebungen des Laufes der Quellen sie unmöglich auch nur auf ein paar Monate lang mit einem solchen Vorrathe versehen könnten Alle Quellwasser enthalten in größerer oder geringerer Menge eine flüchtige Säure, Kohlensäure genannt, und ausserdem unterschiedliche, in einem Ueberschusse dieser Säure aufgelöste Erdarten, insbesondere Kalk- und Talkerde; bisweilen auch oxydirtes Eisen und oxydirtes Mangan. Läßt man Quellwasser einige Zeit offen an der Luft stehen, so verpflüchtiget sich der Ueberschuß jener Säure allmählig und die Erd- und Metallsalze schlagen sich darin nieder und ihr Wasser verliert beim Fortrinnen seine Kohlensäure, so daß man in Bächen und in den aus ihnen entstehenden Flüssen und Seen nicht die mindeste Spur von den saueren kohlensauren Salzen findet, welche das Quellwasser enthält. Die übrigen Salze bleiben wohl im Wasser zurück; allein da ihre Menge, gegen die der kohlensauren Salze, wenigstens in Schweden, so äußerst gering ist, so ist auch das Flußwasser reiner als Quellwasser. Das Flußwasser löst weiße und grüne Seife fast ohne Trübung auf; das Quellwasser hingegen zerlegt sie durch ihre kohlensauren Erdsalze, schlägt das Oel mit den Erdarten nieder und hat im Technischen den Namen hartes Wasser erhalten. In mehreren nördlichen Gegenden ist das Flußwasser fast so rein, als das Regenwasser. Gahn fand, daß die Reagentien, welche sonst die meisten natürlichen Wasser trüben, auf das Wasser im Fahlun-Flusse gar nicht wirkten. Kocht man dieses Wasser ein, so hinterläßt es eine dünne gelbliche Haut, die meist aus Extraktivstoff besteht, in welchen aber doch die Reagen-

tien eine Spur von Kochsalz andeuten. Von schwefelsauren Salzen findet sich keine Spur darin auf.

Quetschung ist eine Verletzung irgend eines Körpertheiles durch eine mehr stumpf als scharf schneidend wirkende äußere Gewalt, bei der die Cohäsion der organischen Fieber geschwächt und ihre Thätigkeit gelähmt wird, ohne ihren Zusammenhang zu trennen. Der Grad der Quetschung hängt von der Stärke der äußern Gewalt und der Lage des beschädigten Theils, ob er auf Knochen liegt oder nicht, ab. Weil bei der Quetschung der Ton der thierischen Faser gelähmt wird, und auch oft kleinere Gefäße zerrissen werden, so treiben die umliegenden gesunden Theile die Säfte in die gequetschten Theile, wo sie stagniren, und die zerrissenen Gefäße ergießen ihr Blut ins Zellgewebe; daher die Geschwulst bei der Quetschung, die bald dunkelblau, bald braun, bald gelblich nach der Größe der Quetschung ist, daher auch die Entzündung, die oft ihre Folge ist. Zur Heilung gehört die Beseitigung der etwaigen Entzündung durch antiphlogistische, und später die Bethätigung der Resorbtion der ergossenen Säfte durch reizende Mittel.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von St. Jago und Herr von La Torre de Juan Abad, hat sich in der spanischen Literatur bekannt gemacht. Er ward zu Madrid 1570 geb. und studirte zu Alcala de Henares. Er besaß große Kenntnisse in der lateinischen, griechischen, hebräischen, italienischen und arabischen Sprache. In seinem 23. Jahre stand er schon mit Justus Lipsius und andern berühmten Gelehrten in Korrespondenz. Seine treffliche Uebersetzung des Anakreon und anderer griech. Classiker beweist seine gründlichen Kenntnisse in der griech. Sprache. Außer den Sprachen umfaßte er auch das Studium der Theologie, Jurisprudenz, Philosophie und Medizin. Um ganz den Musen zu leben, schlug er die ihm angebotenen Aemter aus. Ein Duell, wodurch er eine Beleidigung, welche eine Dame von seiner Bekanntschaft in der Kirche erhalten hatte, rächte, und worin er sein Gegner gefährlich verwundete, zwang ihn, Madrid zu verlassen. Er bereiste mehrere Länder und hielt sich lange Zeit in Sizilien bei dem Vizekönig, Herzog von Ossuna, Don Pedro Giron, auf, dem er durch seine weisen Rathschläge große Dienste leistete. Nach Spanien zurückgekehrt, mußte er die Ungnade des Herzogs theilen, wurde eingezogen, und erhielt erst nach 3 Jahren seine Freiheit wieder. Er lebte von jetzt an zu Madrid in der Zurückgezogenheit. Im J. 1641 zog ihn der Neid seiner Nebenbuhler, die ihn für den Verfasser eines satyrischen Gedichts gegen die Regierung ausgaben, eine Verfolgung zu. Der Minister Olivarez ließ ihn in das königl. Kloster von St. Marcus de Leon einsperren. Als man ihm die Freiheit wiedergab, zog er sich auf seine Besitzung Juan Abad zurück, um seine Gesundheit wiederherzustellen; aber seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu und nöthigte ihn, wirksamere Hülfe zu Villaneuva de los Infantes zu suchen, wo er am 8. Sept. 1644 starb. Lupez de Vega, Ludwig Tribaldo und Franz Lopez de Surate setzten ihn in den ersten Rang spanischer Gelehrten: sein Leben des heil. Paul, seine Politik Gottes und die Regierung Christus, seine Abhandlungen über die Vorsehung, zeigen, daß er die Reize der schönen Künste mit dem hohen Geiste der Bibel zu verbinden verstand. In seinen Poesien herrscht eine gewisse Gedankengröße und eine Erhabenheit des Ausdrucks. Seine scherzenden Schriften sind voll geistreicher und witziger Gedanken; unter ihnen sind besonders merkwürdig: 1) der Traum der Todtenköpfe oder das jüngste Gericht; 2) Alguacil Alguatilato oder der betrogene Betrüger; 3) die Ställe oder die Baracken des Pluto oder die Träume der Hölle; 4) der Intriguant und die Duenna. Seine heroischen Gedichte, sagte der spanische Kritiker Nikolaä Antonio, beurkunden Kraft

und Erhabenheit der Gedanken, Schönheit und Sanftmuth zeichnen seine lyrischen Gedichte aus; Leichtigkeit, Witz und feiner naiver Scherz herrschen in seinen heitern Poesien. Seine prosaischen Schriften sind doppelter Art: ernsthafte, sie behandeln Gegenstände der Moral und Religion; und burleske, sie enthalten die Ergüsse seiner Satyre und Laune. Die letztern haben ihm eigentlich einen Namen im Auslande gemacht, vorzüglich seine Suenos y Discursos, durch Philander von Sittewald (s. Moscherosch) ins Deutsche übersetzt. Straßb. 1645 und sein Gran Tacano, der erste spanische Bettlerroman. Seine sämmtlichen Werke sind in Spanien mehrmals wiedergedruckt worden; auch in Brüssel erschien 1660 und 1670 eine Ausgabe in 3 Bdn. 4.

Quiberon, Marktflecken und Hauptort eines Kanton im franz. Departement Morbihan, Bezirk L'Orient, auf einer schmalen und langen Halbinsel gleiches Namens, die zwei kleine, seichte, mit Batterien besetzte Häfen hat; mit 1950 Einwohnern und Sardellenfischerei. Quiberon hat sich durch das unglückliche Schicksal, was dort einen Haufen franz. Ausgewanderter traf, in der letzten Zeit berühmt gemacht. 1795 im Juni rüstete England ein aus den dort befindlichen Emigranten und aus franz. Kriegsgefangenen, die mit Gewalt zum Kriegsdienst gezwungen wurden, eine Expedition aus, um die Chouans zu unterstützen. 7—8000 Mann war diese erste Abtheilung stark, die man durch die auf den Inseln Jersey und Guernsey befindlichen Truppen bis auf 20.000 zu verstärken hoffte. Während diese an der Küste von Bretagne landeten, sollte zu gleicher Zeit die am Oberrheine stehende Armee des Prinzen von Condé durch die Departements des Jura und des Doubs einen Einfall in Frankreich versuchen; allerdings ein sehr gewagtes, weitaussehendes Unternehmen! Unter dem Schutze einer engl. Kriegsflotte segelten indessen die zur Landung bestimmten Fahrzeuge aus England ab, die franz. Brester Flotte, die sich ihrer Ueberfahrt widersetzen wollte, ward auf der Höhe von L'Orient von Lord Bridport geschlagen und nach Brest zurückzukehren gezwungen, wenige Tage darauf aber lief der Kommodore Harren mit dem Geschwader, welches die Ausgewanderten führte, ungehindert in den Meerbusen von Quiberon ein und schon am nächsten Tage ward der ganze Heerhaufen, unter Hervilly's Befehlen, zwischen Crak und Carnak ans Land gesetzt; gleichzeitige Bewegungen mehrerer Haufen der Chouans unter Puisaye hatten die Landung erleichtert und die Verbindung zwischen der Halbinsel von Quiberon und den Städten Auray und Vannes abgeschnitten. Zwar waren schon auf der See Meutereien unter den franz. Kriegsgefangenen ausgebrochen, die unter den Ausgewanderten dienten, dennoch aber schien anfangs der Erfolg das kühne Unternehmen zu begünstigen. Mit etwa 1500 Chouans vereinigt, eroberten die Gelandeten das nur von 300 Mann vertheidigte Auray und besetzten die Halbinsel von Quiberon und das Fort Penthievre, welches den Eingang in dieselbe vertheidigt. Auf die erste Nachricht von der erfolgten Landung hatte der Wohlfahrtsausschuß Hoche zum Oberbefehlshaber der Küstenarmee von Brest ernannt und sobald Tallien als Bevollmächtigter des Convents mit beträchtlichen Verstärkungen bei derselben eingetroffen, sahen sich schon in den nächsten Tagen die Gelandeten von allen Seiten auf der Halbinsel Quiberon eingeschlossen. Schon hatten dieselben in wiederholt vergeblichen Angriffen auf die Linien von Hoche einen empfindlichen Verlust erlitten, als Verrätherei und Uneinigkeit unter den Anführern selbst, vornehmlich aber die Unfähigkeit Hervilly's, ihre Niederlage beschleunigte. Ein nächtlicher Angriff gegen das republik. Lager bei St. Barbe mißlang, Hervilly selbst war schwer verwundet, der junge Graf von Sombreuil übernahm statt seiner den Oberbefehl. Schon hatten sich die Chouans zum Theil wieder entfernt, als wohl bekannt mit

der Stimmung eines großen Theils der gelandeten Mannschaft, die nur eine Gelegenheit zum Abfalle suchte. Hoche hatte in der Nacht das Fort Penthievre beinahe ohne allen Widerstand erobert und mit Tagesanbruch griffen die auf der Halbinsel zerstreuten Ausgewanderten und Chouans von allen Seiten an. Sogleich ging ein Theil der Truppen zu den Angreifern über; Puisaye mit den noch übrigen Chouans und etwa 2000 der Ausgewanderten entflohen mühsam auf die engl. Schiffe, nur Sombreuil setzte noch eine Zeit lang den Kampf mit großer Entschlossenheit fort. Endlich jedoch, durch die Menge der Feinde überwältigt, sah er sich, gegen ein mündliches Versprechen Hoche's, das Leben seiner Mannschaft zu schonen, — sich selbst hatte er edelmüthig ausgenommen — zur Uebergabe gezwungen und selbst die Sieger ehrten seine Tapferkeit; sämmtliche Gefangene wurden nach Auray geführt. Alleinumsonst suchte Hoche die Unglücklichen zu retten, öffentlich widersprachen Tallien und Blad, die Abgeordneten des Convents, dem Vorhandenseyn einer Kapitulation und ein zu Vannes niedergesetztes Kriegsgericht verurtheilte sämmtliche, mit den Waffen in der Hand gefangen genommene Ausgewanderten zum Tode; 560 derselben, unter ihnen viele junge Männer aus den ersten Familien, wurden erschossen, nur einige 20 wurden auf verschiedene Weise gerettet. Eine unermeßliche Beute an Kriegsbedürfnissen jeder Art fiel in die Hände der Sieger.

Quick, oft so viel als Queckſilber; bei Metallarbeiten das in Scheidewasser getödtete Queckſilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. — Quickmühle, so viel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Quietismus, eine mystische Lehre, deren Hauptgrundsatz es war, daß man sich selbst vernichten, um mit Gott in Verbindung treten zu können, und dann in einer vollkommen ruhigen Gemüthslage, in steter Beschaulichkeit beharren müsse. Michel Molinos, ein span. Weltpriester, begründete sie durch seine Schriften, der geistliche Wegweiser, über die Ruhe ꝛc. Die letztere Schrift gab die Veranlassung, seine Lehre Quietismus zu nennen. Er fand viele Anhänger 1680, und seine Meinungen, die für die menschliche Vernunft so demüthigend sind, machten in Rom ein solches Aufsehen, daß der Papst Innocenz XI. 1687 eine Untersuchungskommission niedersetzte, auf deren Gutachten er Molinos Lehre verdammte, dessen Schriften verbrennen ließ und ihm selbsten auferlegte, öffentlich zu widerrufen. Molinos folgte dem Ausspruche des Papstes. Inzwischen hatte der Streit, den der Jansenismus in Frankreich erregte, die Geister zu ähnlichen theologischen Untersuchungen empfänglich gemacht, und der Quietismus wurde mit in den Kreis des Kampfes gezogen. Der Streit über den Quietismus, sagt Voltaire, gründete sich auf jene Ausschweifungen des Geistes und jene theologischen Subtilitäten, die keine Spur in dem Gedächtnisse der Menschen zurückgelassen haben würden, wenn nicht zwei berühmte Nebenbuhler sich gegenüber gestanden hätten. Ein Weib, ohne Ansehn, ohne Geist, die bloß eine überspannte Einbildungskraft besaß, verwickelte die beiden größten Männer der gallikanischen Kirche in einen Streit. Sie hieß Bouvieres de la Motte, war 1648 zu Montargis geboren, und hatte den Sohn des Erbauers des Canals von Briare, Guion, geheirathet, daher sie unter dem Namen Madame Guion bekannter ist. Sie wurde bald Wittwe, und jung, reich, schön, dabei eine starke Schwärmerin, warf sie sich in die religiöse Mystik. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre mystischen Schriften und die Bemühungen ihres geistigen Führers, des Barnabiten La Combe, erwarben ihr viele Anhänger, und zogen zugleich die Augen des Clerus auf sich. Sie und La Combe kamen 1687 nach Paris und predigten; sie selbst hielt sich für die schwangere Frau in der Apokalypse und sagte von sich, sie sey von der Gnade so übermäßig gefüllt, daß sie fast bersten und ihre Kleidungen lüften müss-

wo dann die Gnadenfülle auf ihre Umgebungen ausströme. Der Erzbischof von Paris, von Harlay, wirkte einen Befehl aus, den La Combe als ihren Verführer zu verhaften, und sie in ein Kloster zu sperren. Mad. Maintenon, welche auch Hang zur religiösen Schwärmerei hatte, verschaffte ihr die Freiheit wieder, und verstattete ihr sogar den Zutritt zu ihren Betstunden zu St. Cyr. Hier lernte sie Fenelon kennen, und weil er in ihr eine Geistesverwandte zu erblicken glaubte, so schloß er sich ihr an. Er vertheidigte sie und ihre Schriften in seiner Explication de Maximes des Saints sur la vie interieure 1697. Bossuet trat gegen diese Maximen in die Schranken, und der Streit spaltete Stadt und Hof in Partheien. Beide schickten ihre Werke dem Papst Innocenz XII. zur Prüfung. Es erfolgte ein Breve, in dem der Papst 37 Sätze der Explikation für irrig erklärte. Fenelons Sanftmuth und Unterwürfigkeit brachten aber den Gegner um die Früchte des Sieges: er bestieg die Kanzel zu Cambrai, verurtheilte selbst sein Werk, und verlangte von seinen Anhängern, es nicht zu vertheidigen. Mad. Guion kam zwar wieder in die Bastille, wurde aber bald befreit; sie zog sich nach Blois zurück und starb dort den 9. Juni 1717. Der Zeitgeist, welcher damals eine andere, nicht religiöse Richtung erhielt, drängte den Quietismus in die Vergessenheit zurück. — Die Lehre des Molinos ist übrigens nicht neu; schon die alten Braminen und Gymnosophisten gaben sich ganz der Beschaulichkeit hin, und glaubten den höchsten Zweck des Menschen in der gänzlichen Ertödtung aller Gemüthsaffekte und Leidenschaften zu finden, und setzten in die vollkommene Ruhe das höchste Glück. Nach dem h. Hieronymus schrieb Evagrius, Diakon der Kirche zu Constantinopel, Grundsätze, die beabsichtigten, den Menschen von allen irdischen Gemüthsbewegungen zu befreien. Aehnliches lehrte Molinos: der himmlische Bräutigam, sagt er, hebt alle Kräfte der Seele auf, wiegt sie in einen süßen und ruhigen Schlaf ein, und in diesem Schlummer genießt sie eine unaussprechliche Ruhe, ohne zu wissen, worin ihr Genuß besteht. Nach Molinos Lehre, sagt de la Bruyere in seinen Dialogen über den Quietismus, muß eine Seele, die mit der geistigen Gnade erfüllt ist, gleichgültig gegen Alles, es mag den Körper, die Seele, die zeitlichen oder ewigen Güter betreffen, seyn; sie muß das Vergangene vergessen, die Zukunft und die Gegenwart der Vorsehung Gottes überlassen; sie muß der göttlichen Einwirkung sich so ganz hingeben, daß sie ohne Bewußtseyn handele und aufhöre, eine Person zu seyn; sie muß außer Gott nichts fühlen, nichts sehen, nichts erfassen und denken. — Aus diesen Bruchstücken der quietistischen Lehre wird man leicht einsehen, daß ein solcher gehaltloser und übermystischer Mystizismus, der zu einer dumpfen, gedankenlosen geistlichen Oede führte, und den Menschen zum Nichts herunter würdigte, sich nicht lange halten konnte, und bald in Vergessenheit gerathen mußte.

Quin (James), ein berühmter englischer Schauspieler, war zu London 1693 geboren. Durch einen sonderbaren Zufall ward Quin unehelich geboren: sein Vater, ein Irländer, hatte die Frau eines Mannes, den man seiner langen Abwesenheit wegen für todt hielt, geheirathet. Dieser aber kam in die Heimath zurück und erhielt nach den Gesetzen seine Frau wieder. Der junge Quin studirte zu Dublin, aber ohne großen Nutzen. 1710 starb sein Vater und Quin befand sich ohne Vermögen in einer sehr üblen Lage. Die Noth zwang ihn im 21. Jahre auf die Bühne zu Dublin zu treten. Ein Freund, der seine großen Fähigkeiten für dies Fach erkannte, rieth ihm nach London zu gehen. Quin reiste mit Empfehlungsschreiben ab, und wurde am Theater von Drury-Lane angestellt. Sein Talent wurde anfangs nicht erkannt; den ersten Beifall errang er sich in der Rolle Bajazet im Tamerlan. Dies erweckte den Neid, und Quin wurden viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Hierüber aufgebracht, ging er 1713 zum Lincoln's-Inn-Thea-

ter über, dessen Zierde und Hauptstütze er 17 Jahre hindurch war. Als 1732 das Theater von Covent-Garden geöffnet wurde, nahm Quin bei ihm Angagement: Zwistigkeiten mit der Direktion bewogen ihn aber, sich wieder mit der Gesellschaft von Drury-Lane zu verbinden. Hier blieb er, bis 1741 Garrick auftrat, und durch seinen Glanz Quin beschattete. Quins eitles Gemüth vermochte diese Verdunklung nicht zu ertragen, er ging deswegen nach Bath, und schrieb seinem Direkteur: Ich bin in Bath; dieser antwortete ihm eben so lakonisch: Bleiben Sie da und gehen Sie zum Teufel. Quins leicht reizbarer und leidenschaftlicher Charakter brachte ihn in manche Mißhelligkeiten. Uebrigens bewies er bei mehrern Gelegenheiten, daß er ein gutes Herz besaß. Thomson, mit dem er in keiner nähern Verbindung stand, wurde einer Schuld von 100 Pfund wegen verhaftet. Quin half ihm damit aus. Als er den Prolog des Trauerspiels Coriolan, das nach dem Tode Thomson's auf dem Theater von Covent-Garden aufgeführt wurde, sprach, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Quins Fach war im Trauerspiele die ernsten, würdevollen, mannhaften und sententiösen Rollen, und im Lustspiele die, welche durch einen sarkastischen Humor sich auszeichnen, als Fallstaff, Volpone ꝛc. 1753 verlies Quin die Bühne und lebte von der Zeit an meist zu Bath, wo er 1766 starb. Er wurde in der Cathedrale zu Bath beigesetzt, und Garrick, der später sein Freund geworden war, verfaßte eine poetische Inschrift für sein Grabmal.

Quinault (Philippe), ein berühmter franz. Operndichter, ward 1676 geboren. Er war der Sprößling einer Schauspielerfamilie und genoß in seiner Jugend keiner sorgfältigen Erziehung. Den einzigen Unterricht erhielt er von Tristan l'Hermite in der Verskunst, sonst verdankte er seine Bildung der Natur und sich. Schon vor dem 20. Jahre hatte er einige Theaterstücke geliefert, die ziemlich Glück machten, und vor seinem 30. belief sich die Anzahl schon auf 16. Sie besaßen aber kein großes Verdienst, und riefen hierdurch, und auch durch den Beifall, den man ihnen schenkte, die scharfe und satyrische Kritik des Boileau gegen sich auf. Quinault, der selbst fühlte, daß er für das Trauerspiel nicht gemacht sey, gab es auf, und dichtete Opern, die Lully in Musik setzte. In dieser Gattung errang er einen vorzüglichen Rang, und die besten Kenner Frankreichs erklärten ihn für den ersten Operndichter. Er ist allerdings Meister in der lyrisch-dramatischen Poesie, und daß er nicht Lully's Musik den rauschenden Beifall verdankte, den seine Dichtungen fanden, wie Boileau und seine Tadler glaubten, wird dadurch bewiesen, daß Lully's Compositionen verschollen sind, aber Quinaults Gedichte noch immer mit Vergnügen gelesen werden. In der französischen Literatur gibt es auf diesem Felde nichts Zarteres, Sinnreicheres und Zärtlicheres. Man müßte entweder keinen Geschmack besitzen oder sehr gegen ihn eingenommen seyn, um unempfindlich gegen die Reize einer Alceste, eines Theseus, Atis, Phaeton und einer Armide zu seyn. Quinault, der sich ebenfalls Kenntnisse der Rechte erworben hatte, ordnete die Rechnungen eines reichen Kaufmanns, den seine Gesellschafter beunruhigten. Nach einiger Zeit starb dieser und Quinault heirathete dessen Wittwe mit einem ansehnlichen Vermögen. Er wünschte sich hierauf einen Titel und kaufte sich 1671 die Stelle eines Auditeurs bei der Rechenkammer. Bald darauf ward er als Mitglied in die französische Akademie aufgenommen, und harangirte in ihrem Namen den König bei seiner Zurückkunft aus den Feldzügen 1675—77. Seine Prologen, obgleich ihnen Feinheit und Geist nicht abzusprechen sind, enthalten zu starke und häufige Schmeicheleien gegen Ludwig XIV.; sie bewirkten ihm vom Hofe eine jährliche Pension von 1000 Liv., überdies bezahte ihm Lully für jede Oper 4000 Liv. Später verfiel Quinault in Schwermuth, und Bigotterie ließ ihn gereuen, seine Zeit auf Opern-Dich-

tung gewandt zu haben; er glaubte den Himmel hierdurch beleidigt, und um diesen zu versöhnen, schrieb er ein Gedicht über die Ausrottung der reformirten Religion, das er aber zum Besten seines Ruhms nicht vollendete. Er starb 1688. Er war im Umgange liebenswürdig, fein und zuvorkommend, sprach und recitirte angenehm. Außer den schon angeführten Opern schrieb er noch die Feste des Amor und Bachus, Isis, Proserpina, den Triumph der Liebe, Amadis, der Tempel des Friedens, einige Epigramme ohne Werth, und einige Gelegenheitsgedichte, die Beachtung verdienen. Seine sämmtlichen Werke mit seinem Leben kamen 1739 und 1778 in 5. Bd. 12. zu Paris heraus.

Quinquertium, s. Gymnasium.

Quinte bedeutet in der Musik ein Intervall von fünf Stufen, oder der fünfte Ton vom Grundtone an. Wie bei der Quarte hat man bei der Quinte drei Arten unterschieden, die reine, verminderte und übermäßige. Die erste ist eine Consonanz; die beiden andern sind Dissonanzen. Falsche Quinte nennt man die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten; dies ist fehlerhaft. 2) Quinte ist auf der Violine die E Saite, die schwächste Saite mit dem höchsten Tone. Quinta ist die fünfte Classe eines Gymnasiums; daher Quintaner. Im Kartenspiele fünf Blätter in einer Folge und Farbe; Quinte Major, wenn die Reihe mit dem höchsten Blatte beginnt.

Quintenzirkel heißt in der Musik der Durchgang aller zwölf harten und weichen Tonarten vermittelst der Quinte.

Quinterne, s. Lotterie.

Quintessenz (von quinta essentia), die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dings, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowohl, als für Vokal-Musik, wozu bei jenem fünf Instrumente, bei diesem fünf concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumental-Begleitung) erfordert werden. Was vom Quartett (s. d. A.) gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus (M. Fabius), aus der Stadt Callagorra (oder Calapurri) im terrakonensischen Spanien gebürtig und Zeitgenosse des jüngern Plinius. Nach dem Tode des Nero brachte ihn Galba als Jüngling mit nach Rom, wo er zuerst durch seine gerichtliche Beredsamkeit sich großen Ruhm erwarb, und nachher 20 Jahre lang mit dem größten Beifall die Redekunst lehrte, und seine Schüler, wozu die edelsten Römer gehörten, theils durch Unterricht, theils durch eignes Beispiel bildete. Nach Andern kam er schon als Kind in die Hauptstadt des röm. Reichs, und erhielt daselbst seine Erziehung. Domitian ertheilte ihm das Consulat. Die letzte Zeit seines Lebens verlebte er in Ruhe, und schrieb nun seine berühmten Institutionen noch während der Lebenszeit des Domitian, der im J. nach Chr. 96 starb. Seine uns noch erhaltenen Schriften sind: 1) das schon erwähnte Werk Institutiones in 12 Büchern, seinem Freunde Marcellus Victorius zugeeignet. Diese vortreffliche Abhandlung stellt eine eben so geschmackvolle als gründliche Theorie der Rhetorik dar, und verbindet mit den besten Regeln zugleich die Charakterisirung und Anführung der besten Muster. Seine Anweisung begleitet darin den Redner von seiner ersten Erziehung bis zu seiner völligen Ausbildung. Vorzüglich schön und lehrreich ist das zehnte Buch. Von den Ausgaben der Institutionen nennen wir die von Burmann (Leyd. 1720. 4.), von Gesner (Götting. 1738, 4. und Zweibr. 1784, gr. 8. 4 Bde.). 2) Eine Sammlung von Uebungsreden oder Deklamationen, welche aus 19 größern und 145 kleinern besteht. Sie rühren aber wahrscheinlich nicht von ihm her, wenigstens nicht alle, sie sind zusammen auch von Burmann (Amsterd. 1720, 4.)

herausgegeben worden. 3) Ein Dialog de causis corruptae eloquentiae. Dieser wird von Einigen dem Quintilian, von Andern, obgleich noch unwahrscheinlicher, dem Tacitus beigelegt, bei dessen Werken er auch gewöhnlich mit abgedruckt ist. Eine einzelne Ausgabe davon haben wir von Heumann, Götting. 1769, 8.

Quintole, eine Notensigur, Tonfigur, aus fünf Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber, nach der griechischen Schreibart Kointos, ein griechischer, nach Einigen des Namens wegen, ein römischer Dichter, welcher die Geschichte des trojanischen Krieges seit Hektors Tode bis zum Abzuge der Griechen in Hexametern beschrieb. Den Beinamen Calaber hat er bloß wegen des Umstandes erhalten, daß sein Gedicht in Calabrien bei der Stadt Hydrus in einer alten Kirche des heil. Nikolaus gefunden worden ist. Da er in den Gedichten von seinem Aufenthalte in Smyrna spricht, so hat man ihm auch den Beinamen Smyrneus gegeben, obgleich nichts weniger aus jener Stelle folgt, als daß er aus Smyrna gebürtig gewesen sey. Die Scholiasten nennen ihn gewöhnlich nur Quintus ohne weitern Beinamen. Der Professor Tychsen vermuthet in seiner Abhandlung über das Gedicht des Quintus, welche er seiner neuen Ausgabe desselben (Götting. 1783, 8.) vorangeschickt hat, daß Quintus unter den konstantinopolitanischen Kaisern gelebt habe, vielleicht unter Julianus oder Anastasius oder Justinianus. Von den Ausgaben bemerken wir nur die schon erwähnte von Tychsen.

Quippos, eine Art Farben- oder Bilderschrift bei den Peruanern vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro im Anfange des 16. Jahrh. Mehrere Fäden von verschiedenen Farben und mit Knoten wurden an eine Schnur gereiht; jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, und was man dadurch nicht bezeichnen konnte, wurde durch die Knoten angedeutet. So wurden Rechnungen geführt, Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, Bündnisse und Verträge aufgezeichnet ꝛc. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt, die mit unsern Archivaren und Rechnungsführern überein kamen. Eine ähnliche Art Schrift findet sich jetzt noch in Guiana.

Quirini (Angelo Maria), ein gelehrter Cardinal, geb. 1689, stammte aus einer venetianischen adlichen Familie. Seine erste Erziehung erhielt er in dem Collegium von St. Antonio zu Brescia und trat dann als Jüngling in den Orden der Benediktiner v Monte Cassino. Zu Florenz genoß er den Unterricht der ausgezeichnetsten Männer der Stadt und machte große Fortschritte in der Kenntniß der alten Klassiker, des Alterthums und der Geschichte. Er wurde hierauf Professor in seinem Kloster und hielt eine lateinische Rede über den Vorzug der mosaischen Geschichte, die gedruckt wurde. Eine eingebildete Krankheit, er glaubte einen Blasenstein zu haben, unterbrach einige Zeit seine Studien. Nachdem er sich vom Ungrunde seiner Einbildung überzeugt hatte, trat er 1710 eine wissenschaftliche Reise an, auf der er mit den Gelehrten Deutschlands, Hollands, Flanderns, Englands und Frankreichs Bekanntschaft machte. In Frankreich verweilte er zwei Jahre, meist bei den Benediktinern von St. Germain des Près. Nach Italien zurückgekehrt, gab er den Plan zu einer Geschichte dieses Landes und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farfa im Herzogthum Spoleto heraus. Papst Innocenz der Dreizehnte erhob ihn zum Erzbischof von Corfu; Benedikt der Dreizehnte ernannte ihn zum Bischofe von Brescia und schmückte ihn 1727 mit dem Cardinalshut. Zu Rom stellte er die Kirche des heil. Markus mit Pracht wieder her, und durch seine Bemühungen wurde die

Cathedrale zu Brescia eines der herrlichsten Bauwerke Italiens; nicht weniger trug er zum Baue der katholischen Kirche zu Berlin bei. Später erhielt er die Direktion der Bibliothek des Vatikans, die er durch die Schenkung der seinigen, die ausgesucht und so zahlreich war, daß ein neuer Saal im Vatikan erbaut werden mußte, vergrößerte. Seine Verdienste um die Literatur erwarben ihm überall die verdiente Anerkennung; er ward in die Akademien von Berlin, Petersburg, Wien, Greifswalde und Bologna aufgenommen. Einer der schönsten Züge seines Charakters war die Mäßigkeit und Billigkeit gegen die Nichtkatholiken; er verwechselte nie die Person mit den Meinungen, und keiner wußte so den streitigen Geist der Polemik zu mildern, ohne ihm doch seine Stärke zu nehmen, als er. Deswegen konnten selbst protestant. Schriftsteller ihm ihren Beifall nicht versagen. Er starb 1755 zu Brescia. Seine vorzüglichsten Werke sind: Primordia Corcyrae antiquissimis monumentis illustrata, Brescia 1788, ein Werk voller Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinns. 2) Eine Herausgabe der Werke einiger Bischöfe von Brescia, 1788. 3) Die Beschreibung seiner Reisen. 4) Eine Edition der Bücher des heil. Offiziums für die griechische Kirche. 5) Die Herausgabe des Enchiridion graecorum. 6) Eine Sammlung seiner Briefe. 7) Das Leben Paul des Dritten gegen Platina, Rom 1740. 8) Eine Edition der Briefe des Cardinals Polus. 9) Eine neue Auflage der Werke des heil. Ephraim, griechisch, syrisch und lateinisch 1742. Außerdem übersetzte er Voltaire's Henriade und das Gedicht über die Schlacht von Fontenoy in italienische Verse.

Quirinus, ein Beiname des **Romulus** (s. d. Art.), den er nach seiner Vergötterung erhielt. Man leitet den Namen ab von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, ein Spieß und figürlich ein Krieger, daher man auch dem Mars den nämlichen Beinamen gab; von dem Namen Quirites, den das römische Volk nach der Vereinigung mit den Sabinern entweder auch von dem obigen Worte Quiris oder von der sabinischen Stadt Cures annahm. Romulus erhielt unter diesem Namen mehrere Tempel, wurde als Gott verehrt, hatte einen Flamen und ein eignes Fest, Quirinalia.

Quistorp. Diese Familie hat sich durch ihre gelehrten Sprößlinge einen berühmten Namen gemacht. Der Erste war Johann Quistorp, geboren zu Rostock 1574, lutherischer Prediger, Professor der Theologie in Rostock und Superintendent. Als Grotius zu Rostock erkrankte, pflegte ihn Quistorp auf das freundlichste bis an dessen Tode. Quistorp starb 1648. Er schrieb unter andern eine Erklärung des Propheten Nahum; latein. Noten zu allen Büchern der Bibel; lateinische Commentare über die Briefe des heil. Paulus; Reden und Dissertationen. — Sein gleichnamiger Sohn, geb. zu Rostock 1624, studirte zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leyden, ward Prediger und Professor der Theologie zu Rostock und starb 1699. Er schrieb gegen die katholische Kirche, und machte sich außerdem durch mehrere Schriften, die freilich dem Geiste seiner Zeit angemessen waren, verdient. — Bernard Friedrich Q., geb. zu Rostock 1718, gest. 1788. Er war ebenfalls erster Professor der Theologie zu Rostock und Generalsuperintendent von Schwedisch-Pommern und Rügen; er gab mehrere kleinere Schriften, Programmen, Dissertationen und Predigten heraus. — Theodor Johann Q., geb. 1722 zu Rostock, studirte in seiner Vaterstadt und in Leipzig; von Gottsched wurde er sogar mit dem poetischen Lorbeerkranz gekrönt. Er schrieb Abhandlungen, philosophischen, juristischen und historischen Inhalts; auch Lust- und Trauerspiele und Gelegenheitsgedichte, die aber vergessen sind. 1744 ward er Lizentiat zu Rostock und dann Doktor der Rechte. 1746 wurde er zu Wismar Tribunaladvokat. Nachdem er von einer Reise, auf der er zwei Grafen von Schulenburg begleitet hatte, zurückgekommen war,

wurde er zum Prokurator beim Tribunal zu Wismar ernannt und 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats. Er starb 1776. Er hat mehrere kleinere Werke in Handschrift hinterlassen, die nicht ohne Werth seyn sollen. — Johann Christian Q., geb. 1737 zu Rostock, gest. den 15. März 1795. In seinem 23sten Jahre ward er Doktor der Rechte und vertheidigte seine Inaugural-Dissertation über die damals vielbesprochene Frage: Ob bei einem Zeugen die Tortur noch anwendbar sey? Zuerst Professor zu Rostock, ward er 1772 als ordentlicher Professor nach Bützow berufen. 1774 ward er zum herzogl. mecklenburg-schwerin'schen Justiz-Rath und 1780 zum Oberappellationsrath ernannt. 1792 wurde er bei dem sächsischen Vikariate angestellt, und mit dem Titel eines Ritters und edlen Herrn in den Adelstand erhoben. Er hat viel geschrieben, unter dem Manches von großem Werth ist.

Quito, vormals eine Provinz des span. Vicekönigreichs Neugranada in Südamerika, 7820 □M. und eine Mill. Einw. enthaltend, jetzt eine Provinz der Republik Columbia, welche auf 19.854 □M. 1.055.000 Einw. zählt. Die gleichnamige Hauptstadt, 8772 Fuß über der Meeresfläche am Fuße des Pichincha gelegen, hat 70.000 Einw., eine Universität und viele Industrie in Baumwolle, Leder, Seide, Gold und Silber, ansehnlicher Handel und einen Bischof. Die Erdbeben wüthen in dieser Gegend, die eines ewigen Frühlings genießt und die Erzeugnisse Europa's und der Tropenländer zugleich besitzt. Der Krieg um die Freiheit hat auch hier einen Theil der Bevölkerung aufgerieben und einen andern verarmt.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang dessen, was er an ihm zu fordern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quodlibet, von dem lateinischen quod libet, was gefällt, bezeichnet ein buntes Gemisch, in dem Alles ohne Ordnung und nach keiner Idee durcheinander liegt, oder doch den Schein hat, als wenn es der Zufall oder die Willkühr zusammen geworfen habe. So nennt man Gemälde und Zeichnungen Quodlibets, die aus mehrern Gegenständen bestehen, unter den kein Zusammenhang und keine Ideenverbindung zu herrschen scheint: doch darf dies nur scheinen; denn herrscht wirklich keine Verbindung und keine verdeckte Beziehung der einzelnen Theile auf einander, so ist es gar nichts. Die Beziehung in einem Quodlibet von Zeichnungen ist meist lächerlich-satyrisch. Dasselbe gilt von einem Quodlibet-Gedichte, das aus mehrern Bruchstücken anderer Gedichte besteht. Die Verbindung und Beziehung zwischen diesen einzeln Bruchstücken muß verdeckt und leise angedeutet seyn; ohne allen Zusammenhang, ohne alle Idee würde ein solches Quodlibetsgedicht nichts mehr als ein Fiebertraum, das Irrereden eines Wahnsinnigen seyn und so wenig Genuß wie diese gewähren. Auch in der Musik besitzt man solche Quodlibets; sie heißen jetzt musikalische Potpouri's. Man sehe hierüber den Art. Potpouri.

Quote, der bestimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Kosten oder Gewinn).

Quotient wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entstehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher ist der Quotient gleich dem Produkte des Divisors und Dividendus.

R ist der achtzehnte Buchstabe des deutschen ABC und der vierte der Halblauter oder fließenden Buchstaben. Eine zitternde Bewegung der Zunge gegen den Gaumen spricht das R aus.

Raab, die Hauptstadt der gleichnamigen ungarischen Gespannschaft, am Einfluß der Raab in die Donau, wird in die innere und äußere Stadt getheilt. Sie hat mehrere Vorstädte, breite und gerade Straßen, 1620 steinerne Häuser, 14.000 Einwohner, worunter an 150 Griechen; ein Schloß, Comitatshaus, Kathedrale, 4 katholische, eine reformirte und eine griechische Kirche, Synagoge, Karmelitermönchs- und Ursulinernonnenkloster; Sitz eines katholischen Bischofs, der unter dem Erzbischof zu Gran steht, und mit dem Domkapitel und der 1750 hier angelegten Akademie, in der theologische, juristische und philosophische Wissenschaften gelehrt werden (1826 mit 250 Studierenden), ansehnliche Einkünfte genießt; Archigymnasium, bischöfliches Liceum, lutherisches Gymnasium, Normalschule; Kriegskommissariat, Hauptdreißigstamt und Leggstätte; Tuchweberei, Seidenbau, berühmte Jahrmärkte. Hier besiegten die Franzosen am 14. Juni 1809 die ungarische Insurrektionsarmee.

Rabanus Maurus, s. Maurus.

Rabatt, Diskonto, Conto, in der Kaufmannssprache ein Abzug an Geld, den der Käufer auf gewisse Waaren genießt. Die Berechnung desselben ist verschieden, in Hamburg und Amsterdam wird er auf 100 gerechnet, d. h. für 106 ½ Thaler Waaren werden 100 Thaler bezahlt; in Leipzig und italienischen Handelsplätzen in 100, d. h. für 100 Thaler Waaren zahlt man nur 98 ½ Thaler. Vgl. Diskontiren.

Rabaut-Saint-Etienne (Jean Paul), geb. 1744, Advokat, protestantischer Geistlicher und der Erste in der Reihe der Geschichtschreiber der franz. Revolution, ward 1789 als Deputirter seiner Vaterstadt Nimes zu den Reichsständen gesandt. Er war ein eifriger Vertheidiger der neuen Meinungen und der bürgerlichen Freiheit; aber kein polit. Schwärmer, sondern predigte stets Frieden und Eintracht, und nur solche Maßregeln, die Vernunft und Gerechtigkeit riethen. Seine Reden bearbeitete er stets sorgfältig, und trug sie mit Freiheit, selbst Kühnheit vor. 1790 war er Präsident der National-Versammlung; als aber Mirabeau und andre ausgezeichnete Redner die Bühne betraten, verließ er sie und schwieg. Als Deputirter des Aube-Departements bei dem Convent, zeigte er auch hier den Charakter der Mäßigkeit, der sich allein durch Vernunft und Gerechtigkeit leiten ließ. Er erhob sich gegen die blutdürstige Parthei, welche den Convent unterdrückte, und wagte es, ihr das Recht abzustreiten, über Ludwig XVI. zu urtheilen. Ich bin, sprach er, es müde, länger einen Theil an der Willkührherrschaft zu haben, und ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo ein nationales Tribunal uns die Formen und die Haltung der Tyrannen nimmt. Diese Sprache erzürnte die Bergparthei; bei dem Namenaufruf stimmte er für Ludwigs Verhaftung bis zum Frieden und dann Verbannung. 1793 war er Präsident des Nationalconvents und unterstützte die gewaltsame Anleihe: bald darauf

wurde er zum Mitgliede der Commission der Zwölfen ernannt, die den Auftrag hatte, die Verschwörungscomplotte, welche die Stadtbehörde von Paris gegen den Convent angezettelt haben sollte, zu erforschen. Er konnte aber nie zur Berichterstattung über diesen Gegenstand kommen, und legte deswegen seine und seiner elf Collegen Entlassung ein. Durch ein Dekret ward Hausarrest über ihn verhängt; er floh nach Bourdeaux; durch ein anderes Dekret vom 9 Juni 1793 ward er außer dem Gesetze erklärt, und seine Güter wurden eingezogen. Von Bourdeaux reiste er nach Paris zurück, um sich dort versteckt zu halten. Hier wurde er von einem Freunde, bei dem er einen Zufluchtsort suchte, verrathen, den 4. Novemb. 1793 eingezogen und am folgenden Tage hingerichtet. Er verband vielfache Kenntnisse mit Rednertalenten; gutmüthig und vertrauend ließ er sich aber leicht durch seine Umgebungen und durch die, welche seinem Ehrgeize zu schmeicheln wußten, leiten. Seine Hauptschriften sind: 1) Brief über das Leben und die Schriften des Court de Gebelin, 1774 in 8. 2) Briefe über die Urgeschichte Griechenlands 1787. Sie enthalten glückliche Vermuthungen und liefern einen achtbaren Beweis seines Wissens. 3) Betrachtungen über die Interessen des 3ten Standes, 1789. 4) Grundriß der Geschichte der französischen Revolution 1791, in 8. mit 1 Kupferst. Diese kurzgedrängte Erzählung der wichtigsten Begebenheiten der franz. Revolution zieht durch Klarheit der Darstellung an, zeichnet sich aber nicht durch Unpartheilichkeit aus; besonders ist ihm darin eine übertriebene, nicht zu rechtfertigende Abneigung gegen die katholische Geistlichkeit zur Last zu legen. Im Jahre 1792 huldigte der National-Convent öffentlich den Verdiensten des Rabaut St. Etienne und dekretirte den Wiederdruck des historischen Grundrisses auf Kosten der Republik. Der jüngere Lacretelle hat dieses Werk fortgesetzt. Rabaut hat mit Cerutti auch die Redaktion der feuille villageoise geleitet, und war bis 1792 Mitarbeiter am Moniteur.

Rabbaniten sind diejenigen Juden, welche neben dem alten Testament auch das Gesetz des Talmud als symbolisch anerkennen.

Rabbi, Lehrer des jüdischen Gesetzes und Vorsteher einer jüdischen Schule oder Synagoge. Die Landesgesetze bestimmen, wie weit sich ihre Macht in rechtlichen Dingen außer Kirche und Schule erstreckt und die genauen Grenzen derselben in der Kirche und Schule. — Rabbiner bezeichnet Rabbi.

Rabbinische Sprache. Das Rabbinische ist eine gelehrte Sprache der neuern Juden, die sie erst seit dem elften Jahrhundert gebildet haben. Seit dem siebenten Jahrhundert verfielen bei den Verwirrungen, in welche Palästina und Babylon, die Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, durch die Eroberungen der Araber geriethen, die Studien der Juden: sie schränkten sich fast bloß auf das Lesen des Talmud ein und wurden nach und nach unbekannt mit dem reinen Hebraismus ihrer alten heiligen Bücher. Sie schrieben daher auch, so lange sie in Palästina und Babylon geduldet wurden, in dem verdorbenen chaldäischen Dialekt fort, der sich seit ihrem Exilium aus dem reinen Ostaramäischen durch dessen Vermischung mit dem Althebräischen und die Aufnahme einer Menge fremder Wörter gebildet hatte, und in dem die Gemaren des Talmud geschrieben waren. Seitdem aber die babylonischen Rabbinen durch die Araber vertrieben, ein neues Vaterland in Europa hatten suchen müssen und sie sich in Spanien hauptsächlich niedergelassen hatten, begannen sie einen neuen gelehrten Lauf, der sie auf die Reinigung ihrer Schriftsprache führte. In den Ländern ihrer neuen Niederlassungen wurden sie durch die grammatischen Arbeiten der Araber über die arabische Sprache veranlaßt, auch die Regeln aufzusuchen, nach welchen die althebräische Sprache in ihren heiligen Nationalbüchern geschrie-

ben worden, welches ohne ein genaues Studium derselben nicht möglich war. Mit demselben erwachte das Verlangen, sich in ihren gelehrten Ausarbeitungen dem biblischen Hebraismus wieder zu nähern; sie fingen an, ihre bisherige Schriftsprache von ihren Barbarismen zu reinigen und die Eigenthümlichkeiten des Althebräischen nachzuahmen; doch gelang es ihnen nicht ganz, weder in Ansehung der Grammatik noch in Ansehung der Wörter: in der Grammatik hielten sie viel Chaldäischartiges bei, weil sie die feine Linie zwischen dem Alten und Neuen nicht mehr richtig zu ziehen wußten; den Wörtern legten sie viele neue Bedeutungen unter, weil sie weder in der Erforschung der alten wirklichen Bedeutungen geübt, noch im Besitz aller dazu nöthigen Hülfsmittel waren, und die Armuth der noch vorhandenen hebräischen Worte nach ihren wahren Bedeutungen nicht mehr hinreichte, um alle die neuen Begriffe auszudrücken, die sie rein Hebräisch darzustellen wünschten. So entstand eine gelehrte hebräische, oder neu-hebräische Sprache, die von den Rabbinen, die sie in Spanien und Portugal, in Italien und Deutschland schrieben, die Rabbinische genannt wird. In diesem ihrem gelehrten Dialekt unterrichteten Juden zuerst die Christen mündlich; darauf schrieben letztere eigene Grammatiken, Wörterbücher und andere Schriften, welche die Erlernung der rabbinischen Sprache und Literatur erleichterten. Gilbert Genebrard verfaßte 1563 die erste bekannte rabbinische Grammatik; nach dem Zwischenraum von mehr als einem Jahrhundert ließen Otho 1684 und Cellarius 1699 ihre Anweisungen folgen, aus deren Werken Hadrian Relaud 1702 das Nützlichste und Wichtigste zusammen stellte, neben welchem sich Hermann's von der Hardt 1703 erschienener rabbinischer Hoseas als ein zweckmäßiges Lesebuch gebrauchen ließ. In dem achtzehnten Jahrhundert gaben Zanolini 1747, Olav Gerhard Tychsen 1763 und Johann Ernst Faber 1770 ähnliche Lehrbücher, so wie Schulz 1782 und Fabricius 1792 für Lesebücher sorgten. — Um das rabbinische Wörterbuch machten sich zuerst die beiden Buxtorfe, Vater und Sohn, verdient; der ältere durch ein kleines Vokabular, der jüngere durch die Bearbeitung und Ergänzung der Materialien, die sein Vater zu einem ausführlichen chaldäischen, talmudischen und rabbinischen Lexikon hinterlassen hatte. Doch entging noch Manches ihrem gelehrten Fleiß, und es wußte sowohl Castell in seinen Heptaglotten, als Otto in seinem rabbinischen Specialwörterbuch noch manches Wichtige nachzutragen. Aller dieser Hülfsmittel ohnerachtet war doch das Lesen rabbinischer Schriften wegen der ohne die nöthige Unterscheidung eingewebten biblischen Stellen, und der gebrauchten vielen willkührlichen Abbreviaturen mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die erstere hob Buxtorf durch seine hebräische Conkordanz 1732; die zweite Buxtorf 1613, Wolf 1721 und Tychsen 1768 durch ihre Verzeichnisse der Abbreviaturen; am allervollständigsten aber Selig 1780, dessen fleißiger Sammlung nur Weniges nachzutragen seyn möchte. Da Förster und Gussetz sehr herabwürdigende Urtheile über die Rabbinen gewagt hatten, so war es nicht überflüssig, daß Hackspan 1644 den Nutzen im Allgemeinen ins Licht setzte, den man aus ihren Schriften ziehen könne: noch wichtiger war aber der Dienst, der ihnen zur Erhaltung ihrer Schätzung Lightfoot vor 1655, Schottgen 1753 und Neuschen 1786 durch den gelehrten Gebrauch leisteten, den sie von ihnen machten. Eine vortreffliche Uebersicht über die rabbinische Literatur gaben Buxtorf 1613, Bartoloccius 1675 und Wolf 1721, durch deren literärische Werke man die Verdienste der jüdischen und christlichen Bearbeiter der von den Rabbinen hinterlassenen Schriften kann schätzen lernen, wie die eines R. Jakob Ben Chajim 1525, Mussaphia 1655, Salomo Norzi 1742 und andern Juden, die jüdischen Druckereien vorgestanden sind; eines Justinian 1520 und Münster 1525, eines Guidacerius 1540, Arias Montanus 1575 und Drusius vor 1616, der beiden

Buxtorfe seit 1629 und des Constantin l'Empereur 1533, eines Hackspan 1644 und Pococke 1655, eines Wagenseil 1687, Hyde 1691 und Beck vor 1701, eines Christiani 1636, Frey 1705 und Nagel 1735. Vergl. Bibel.

Rabelais (François) ward um das Jahr 1483 zu Chinon in Touraine geboren, wo sein Vater Wirth oder Apotheker war. Zu Fontenai le Comte in Nieder-Poitou trat er in den Franziskanerorden. Mit einer lebhaften Einbildungskraft, und einem glücklichen Gedächtnisse begabt, widmete er sich der Kanzel und fand Beifall. In seinem Kloster wurde die Gelehrsamkeit nicht hoch geachtet, und Bücher waren dort nicht zu finden. Rabelais kaufte sich eine kleine Bibliothek von dem Honorar seiner Predigten. Sein Ruf fing an sich zu verbreiten, als ein Liebesabentheuer ihm ein strenges Klostergefängniß zuzog, aus dem er das Glück hatte, zu entfliehen. Angesehene Personen, denen sein jovialer Geist gefiel, unterstützten seinen Wunsch, das Kloster zu verlassen, und Clemens VII. gestattete ihm auf ihr Gesuch, zum Benediktinerorden überzugehen. Rabelais, jedes Zwanges Feind, legte plötzlich das religiöse Kleid ab, ging nach Montpellier, Medizin zu studiren, und erhielt den Doktorhut. Sein Verdienst erwarb ihm 1531 einen Lehrstuhl in dieser Fakultät. Als der Kanzler Duprat durch ein Arret des Parlaments der Universität ihre Privilegien nahm, bewog ihn Rabelais, es zu widerrufen. Rabelais verließ bald darauf Montpellier und begab sich nach Lyon; er übte hier einige Zeit die Arzneikunde aus, als der Cardinal Jean du Bellay ihn mit nach Rom nahm. Seine Scherze und Bouffonerien vergnügten den Papst und die Cardinäle, und gewannen ihm eine Absolutions-Bulle, und eine andere ertheilte ihm ein Canonikat in der Abtei von Saint Maur de Fosses. Im Jahre 1535 übertrug man ihm die Pfarrei von Meudon. Zu dieser Zeit hatte er die letzte Hand an seinen Pantagruel gelegt, in dem vorzüglich die Mönche die Geißelhiebe seiner Satyre fühlen mußten. Hierdurch erbittert, erwirkten sie von der Sorbonne eine heftige Censur und vom Parlamente ein Verdammungsurtheil. In diesem ausschweifenden und kaum verständlichen Werke, sagt Voltaire, zeigt er allerdings einen ungemeinen Frohsinn, aber noch eine größere Frechheit. Gelehrsamkeit, Obscönitäten und Langeweile sind darin verschwendet. Eine gute Erzählung von zwei Blättern wird durch zwei Bände Thorheiten erkauft. Er zeichnet oft in seinem Pantagruel die Verkehrtheiten seiner Zeit mit Lebhaftigkeit, und giebt gute moralische Lehren; man bedauert aber, daß ein Mann, der so viel Geist besaß, nicht immer einen guten Gebrauch davon machte; nicht selten ist er ein betrunkener Philosoph. Rabelais starb 1552 zu Paris. Er hatte einen edeln, würdevollen Anstand, ein regelmäßig schönes Gesicht, eine geistreiche Physiognomie, ein feuriges und dabei mildes Auge, eine liebliche Stimme, eine lebhafte und leichte Rednergabe, eine Einbildungskraft, unerschöpflich an lächerlichen Bildern; dies alles machte ihn zu einem reizenden Gesellschafter. Er hatte umfassende Kenntnisse in den alten und neuern Sprachen, in der Poesie, Astronomie, Philosophie, Medizin und Rechtsgelehrtheit. Er war einer der ersten, welcher seiner rauhen Muttersprache Geschmeidigkeit und Ausbildung gab. Seine Werke sind ihrer vielen zeitlichen Beziehungen wegen nicht mehr ohne erklärende Noten verständlich. Unter den ältern Ausgaben ist die von Le Duchat mit Kupf. von Picart (Amsterd. 1741, 3 Bde.) die beste; die neueste kam 1798 zu Paris in 3 Bänden mit 78 Kupferstichen und in verschiedenen Formaten heraus. Eine freie deutsche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel veranstaltete 1552 J. Fischart (vergl. d. Art.), die mehrmals aufgelegt wurde; eine nicht eben glückliche Umarbeitung derselben erschien 1785–87 von Eckstein (D. Sander in Copenhagen).

Rabener (Gottl. Wilh.), einer der besten deutschen Satyriker, geb. 1714 zu Wachau bei Leipzig. Sein Vater war Gutsbesitzer dieses Dorfes und

Anwald beim Ober-Hofgericht in Leipzig. Er erhielt 1729—34 seine erste Bildung auf der Landschule zu Meißen, und bezog dann die Universität von Leipzig. Hier trat er mit Gellert und Gärtner in ein enges Verhältniß. 1741 erhielt er die Stelle eines Steuerrevisors im Leipziger Kreise und 1753 die eines Obersteuersekretärs in Dresden. Gegen das Ende des siebenjährigen Krieges erhielt er das Patent als Steuerrath, und starb 1771 am Schlagflusse. In der von Schwabe 1741 herausgegebenen Monatschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes, zeigte sich Rabener zuerst als Satyriker; später bereicherte er mit seinen satyrischen Aufsätzen die Bremer Beiträge. Aus den Leistungen in diesen beiden Zeitschriften entstanden die zwei ersten Bde. seiner Schriften. Der 3te kam 1752 unter dem Titel: satyrische Briefe, der 4te 1755, der unter andern Sancho Pansa's Abhandlungen von den Sprichwörtern und das Mährchen vom ersten April enthält, heraus. In der Belagerung von Dresden 1760 gingen mehrere Manuskripte ihm verloren, und nie konnte Rabener dazu bewogen werden, sie von neuem auszuarbeiten. Christian Felix Weiße sammelte seine freundschaftlichen Briefe nach seinem Tode, und gab sie 1772 heraus. Rabener verdiente alle Achtung als Mensch und Gelehrter. Seine Satyren sind nur auf das Allgemeine gerichtet, und nie würdigte sich Rabener so weit herunter, daß er seine Geißel gegen Personen erhob; nicht weniger war ihm ehrwürdig, was andern Menschen heilig und achtungswürdig durch Sitte war. Rabener besaß eine heitere Laune, echten Witz, scharfe Beobachtungsgabe; seine leichte, verständliche Schreibart und seine helle Darstellungsgabe, verbunden mit einer klassischen Sprachreinigkeit setzen ihn in den Rang unserer vorzüglichsten Schriftsteller, wenn gleich seine Schriften für uns nicht mehr so anziehend seyn können als sie für seine Zeitgenossen waren, weil die Thorheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeit nicht mehr die der unsrigen sind. Seine Werke sind in die gebildeten Sprachen Europa's übersetzt worden.

Rabulisten sind die Advokaten, welche das Recht in Unrecht zu drehen und durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu verzögern suchen.

Räburn (Sir Henry), ein 1756 zu Stockbridge geborner schottischer berühmter Porträtmaler, welcher 1823 in Schottland starb. Man bewundert die große Aehnlichkeit seiner Stücke; er pflegte das Charakteristische der Individuen richtig aufzufassen, indem er sich mit den Personen, welche er malte, über ihre Lieblingsgegenstände unterhielt, dann schnell die Gesichter, wie sie eine theure Idee belebte, auffing und daher rasch arbeitete. In den Stunden der Muße war er Mechaniker und studirte Naturwissenschaften und Bildhauerei. Die Antike und die Werke andrer Maler kannte und schätzte er, war aber vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß er den Muth hatte, nur Porträt-, Geschichts- und Thiermaler seyn zu wollen.

Rabutin (Roger), Graf von Bussy, war 1618 zu Epiry in Nivernois geboren, und der Enkel des Grafen Franz Bussy, der sich durch den 1574 zu Paris herausgegebenen Commentar über den Krieg in Oberbelgien zwischen Heinrich II. und Carl V. einen Namen erworben hat. Roger trat als Knabe von 12 Jahren in das Regiment seines Vaters und zeichnete sich durch Muth in mehreren Belagerungen und Schlachten aus. Er wurde durch ansehnliche militärische Stellen, als die eines Generallieutenants der königl. Armee und eines Generallieutenants von Nivernois belohnt. 1665 ward er als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Um diese Zeit las man im Geheim ein Manuskript: die Liebesgeschichte zweier mächtigen Damen (Mad. d'Olenne und d'Chatillon), am Hofe. Rabutin hatte es der Marquisin von Beaume, mit der er auf dem freundlichsten Fuße lebte, anvertraut; diese glaubte sich später von ihm beleidigt und verrieth das Geheimniß. Das Manuskript führte den Titel: Histoire amoureuse de Gaules

und machte ein großes Aufsehen. Mit der Leichtfertigkeit des Styls und Lebhaftigkeit des Scherzes verband der Autor die Kunst, eben so geschickt als wahr einige Personen am Hofe abzukonterfeien. Die Beleidigten klagten beim Könige, und dieser, schon längst dem Rabutin abgeneigt, nahm die Histoire amoureuse zum Vorwande, ihn nach der Bastille zu schicken. Eine Krankheit befreite ihn aus dem Kerker; doch bevor mußte er noch um seine Entlassung von seinen Stellen einkommen und die Opfer seiner Satyre um Verzeihung bitten. Der König verwies ihn hierauf auf seine Güter. Er schrieb eine Menge Briefe an Ludwig, um seine Verbannung aufzuheben, sie blieben ohne Wirkung, und aus Verdruß schrieb er 1674 bittere kritische Bemerkungen zu Boileau's schöner Ode auf des Königs Uebergang des Rheins; Boileau wollte ihn eben züchtigen, als der Graf ihn durch einige Freunde um Verzeihung bitten ließ. Nach 17jähriger Verbannung erhielt er endlich die Erlaubniß, wieder am Hofe erscheinen zu dürfen. Da der König ihn aber fortgesetzt gering behandelte, ging er auf seine Güter zurück und theilte seine Zeit unter ländlichen Vergnügungen und den Musen. Womit er sich in der Einsamkeit noch ferner beschäftigte, hierüber giebt Millin in seiner Reise in die mittäglichen Departements von Frankreich Auskunft; er errichtete hier eine Gemälde-Gallerie aus Bildnissen von Zeitgenossinnen, deren jedes er mit einer satyrischen Inschrift versah. Rabutin starb 1693 zu Autun. Er besaß viel Geist, aber noch mehr Eigenliebe; sein Witz und seine Satyre dienten ihm nur, um sich Feinde zu machen; beißend, stolz war er eben so wenig am Hofe als in der Provinz beliebt. Er war von sich sehr eingenommen, und wähnte, in Hinsicht des Muthes über Turenne und in Hinsicht des Genies über Pascal den Preis davon zu tragen.

Racen der Menschen, s. Mensch.

Racen der Thiere, s. Thiere.

Racine (Jean), der größte dramatische Dichter Frankreichs, wurde 1639 zu Ferte-Milon geboren. In früher Jugend verlor er seine Eltern, und erhielt in der Abtei Port-Royal-des-Champs, wo seine Großmutter Marie des Moutins zurückgezogen lebte, seine Erziehung. Seine vorherrschende Neigung zur dramatischen Dichtung gab sich schon frühe kund; er verlor sich oft in dem Walde der Abtei mit dem Euripides in der Hand. Nachdem er seine Studien zu Port-Royal und auf dem Collegium von Harcourt vollendet hatte, begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Ode auf die Vermählung des Königs, die Nymphe der Seine genannt. Dies Gedicht brachte ihm ein Geschenk von 100 Louisd'or und eine Pension von 600 Livr. ein. Das eine wie das andere verdankte er dem Minister Colbert. Dieser glückliche Erfolg gewann ihn der Dichtkunst auf immer. Vergebens übertrug ihm einer seiner Onkel, ein regulirter Chorherr und General-Vikar zu Uzes, eine reiche Präbende; der Ruf seines Genies zog ihn nach Paris. Er kam 1664 dahin, und brachte in demselben Jahre sein erstes Trauerspiel, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, auf's Theater. Es ist zwar nur ein Versuch, doch ein Versuch, der seine zukünftige Größe ankündigte. In der Thebaide hatte er sich Corneille zum Vorbilde genommen; er fühlte aber bald, daß er nicht zum bloßen Nachahmer geboren sey, und verließ in der Folge sein Muster. Im J. 1666 erschien sein Alexander. Dies Trauerspiel, welches Corneille's Beifall nicht hatte, der zum Autor sagte: er besitze Talente für die Dichtkunst, aber keine für's Theater, bezauberte Paris. Die Kritiker urtheilten über dasselbe mit mehr Wahrheit: die Liebe, das Hauptmotiv des Stückes, sey nicht tragisch; Porus verdunkle so den Alexander und die Versifikation zeige noch immer Nachlässigkeiten. Um diese Zeit erhielt Racine die Priorie v. Epinay; er genoß aber dies Benefiz nicht lange; es verwickelte ihn in einen Prozeß, welcher ihn langweilte, daß er Benefiz und Prozeß aufgab. Bald darauf hatte er einen andern

Streit. Der Schwärmer Demarets de St. Sarlins zog die Augen des Publikums durch seine Träumereien auf sich; Nicole bestritt sie. In den Briefen gegen diesen Schwärmer nannte er die Poeten Seelenvergifter. Racine übernahm die Vertheidigung seiner Kunst, und schrieb einen Brief voll Geist und Feinheit gegen seine ehemaligen Lehrer. Nicole antwortete nicht, aber Barleier d'Hucons und Dubois thaten es für ihn. Racine wollte durch einen zweiten Brief antworten und zeigte ihn Boileau. Der Brief, sprach sein Freund, macht Ihrem Geiste, nur nicht Ihrem Herzen Ehre. Sie greifen Menschen von großem Verdienste darin an, denen Sie zum Theil verdanken, was Sie jetzt sind. Racine unterdrückte den Brief, und nahm alle noch vorhandenen Exemplare des ersten zurück. 1668 kam seine Andromache auf die Bühne; sie fand rauschenden Beifall; aber die Rezensenten schwiegen nicht, und tadelten bald, daß Pyrrhus zu leidenschaftlich, bald, daß man über die bewegte Lage der Hermione die Heldin des Stückes, die Andromache, aus den Augen verliere. Subligne gab gegen die Andromache eine Parodie, der tolle Streit, heraus. Racine beachtete aber diese fade Kritik eines faden Schriftstellers nicht. In demselben Jahre wurden seine Plaideurs aufgeführt. Das Stück, was voll komischen Gehaltes ist, fiel fast bei den beiden ersten Vorstellungen, und nur Molière, der sich mit Racine überworfen hatte, ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Am Hofe fand es die verdiente Anerkennung. Den Plaideurs lagen die Wespen des Aristophanes zu Grunde. 1670 erschien sein Britannikus, ein Meisterstück der französischen tragischen Muse. Durch die Lektüre des Tacitus genährt und begeistert, hauchte er die Kraft dieses Geschichtsschreibers seinen Versen und seinen Charakteren ein. Alle sind gleich gut entwickelt, gleich gut gezeichnet. Das Jahr darauf schrieb er Berenice. Das Stück beruht auf Sueton's paar Worten: Invitus invitam dimisit. Voltaire gesteht: allein Racine sey im Stande gewesen, aus einem so armen Stoffe ein Trauerspiel zu machen. Henriette von England soll Racine und Corneille bewogen haben, denselben Gegenstand zu bearbeiten. Sie wollte das Vergnügen genießen, zwei so berühmte Nebenbuhler kämpfen zu sehen, und zugleich auf die Selbstbeherrschung anspielen, mit der sie ihre eigne Neigung gegen Ludwig XIV. besiegt hatte. 1672 erschien Bajazet. Der Stoff dieses Trauerspiels ist die Verschwörung des Wessiers, den Sultan Amurat vom Throne zu stoßen, und dessen Bruder Bajazet darauf zu erheben. Der Charakter des Wessier's ist einer der schönsten, welchen das französische Theater besitzt, und die Entwickelung des Drama's ein Meisterstück. 1673 wurde Mithridates aufgeführt. Die Tragödie ist mehr im Geschmacke des erhabenen Corneille gehalten. Erst zwei Jahre darauf erschien Iphigenia. Ich bekenne, sagt Voltaire, daß ich die Iphigenia als das Meisterstück der Bühne betrachte. Will man Größe? Man findet sie im Achille, aber so, wie sie auf dem Theater seyn muß; nothwendig, leidenschaftlich, ohne Schwulst und ohne Deklamationen. Will man wahre Politik? Ulysses Rolle ist voll davon; sie ist eine vollendete Staatsweisheit, allein auf die Liebe des Gemeinwohls sich gründend, geschmeidig und edel. Clytemnestra ist das Muster der pathetischen Größe; Iphigenia das der edlen anziehenden Einfachheit. Agamemnon ist so, wie er seyn muß. Und welch ein Styl! der des wahren Erhabenen. Der Ruhm des großen Dichters hatte ihm eine Menge feindlicher Neider erweckt; sie kabalirten gegen ihn, und Racine fürchtete sie. Er machte deswegen lange aus seiner Phädra ein Geheimniß. Seine Gegner kamen dahinter, und bewogen den Reimer Pradon, denselben Stoff zu bearbeiten. So fade das Machwerk auch war, und so sehr der Verfasser selbst erröthen mußte, mit Racinen um den Preis zu kämpfen, brachten es doch die Feinde, mit denen sich sogar große und angesehene Personen verbunden hatten, dahin, daß Pradon's Phädra bei der Aufführung für das bessere

Stück erklärt wurde. Diese und ähnliche unwürdige Machinationen verleideten Racine das Theater, und er beschloß Karthäuser zu werden: er gab aber auf Anrathen seiner Freunde den Entschluß wieder auf, und er suchte und fand in einer glücklichen Ehe Entschädigung für die Unannehmlichkeiten, welche ihm die Bühne verursacht hatte. 1678 ward er Mitglied der franz. Akademie, und einige Jahre später ernannte der König ihn und Boileau zu seinen Historiographen. Widerwärtigkeiten, in Verbindung mit einer angestammten Religiosität, hatten ihn der Bühne entführt, und Religiosität brachte ihn wieder dahin zurück. Die Frau von Maintenon hieß ihm ein religiöses Drama, das zu Saint-Cyr aufgeführt werden könnte, dichten. Racine verirrte sich und schrieb Esther. Der mystische Ton, welcher damals an dem Hofe Ludwigs XIV. durch die Maintenon herrschte, nahm zwar das Stück mit rauschendem Beifalle auf, in ihm aber blieb Racine weit unter sich. Auf Verlangen der Maintenon schrieb Racine noch ein religiöses Drama. Im vierten Buche der Könige glaubte er einen anziehenden und reichhaltigen Stoff zu finden, daß alle Liebesintriguen, Episoden und Vertrauten entbehrlich würden. Er ersetzte sie durch die reizende Zartheit seiner Dichtung, durch den Adel der Charaktere, durch die Wahrheit der Gefühle, durch große Lehren, die er darin den Königen, Ministern und Hofdamen gab, und durch den glücklichen Gebrauch erhabener Bibelstellen. Athalie wurde 1691 aufgeführt; erst später, nach Racine's Tode wurde der ganze Werth dieses Stückes erkannt. Frankreich, schreibt Voltaire an Maffei, rühmt sich einer Athalie, die schönste Blüthe unserer Bühne und unserer Poesie. Sie war sein letztes dramatisches Werk. Racine lebte im Sonnenschein der Hofgunst; er war Gentilhomme ordinaire des Königs und der Monarch ließ ihn während seiner Krankheit in seinem Zimmer schlafen. Doch dauerte die königliche Gunst nicht, und die Ungnade, in welche er fiel, beschleunigte seinen Tod. Die Frau von Maintenon, welche den Druck, unter dem das Volk zu unterliegen schien, einsah, trug Racinen auf, über diesen delikaten Gegenstand ein Memoire anzufertigen. Der König sah es in ihren Händen und erzürnt, daß sein Historiograph es wage, die Fehler der Regierung aufzudecken, und verbot der Maintenon, ihn je wieder vor sich zu lassen. Ein heftiges Fieber und eine gefährliche Krankheit waren die Folgen des königlichen Unwillens und Racine starb den 22. April 1699. Racine's andere literärischen Arbeiten haben nicht den Werth seiner dramatischen; die vorzüglichsten sind: 1) geistliche Lieder, in ihnen herrscht ein sanftes und tiefes religiöses Gefühl, er dichtete sie auf Verlangen der Maintenon. 2) Die Geschichte von Port-Royal, 1667, 2 Thle.; der Styl dieses Werkes ist fließend und historisch, aber manchmal nachlässig. 3) Eine Idylle auf den Frieden, voll großer Bilder und lachender Gemälde. 4) Einige Epigramme, des Marot würdig. 5) Briefe und kleine Stücke, von seinem Sohne in seinen Memoiren über das Leben Jean Racine's, 1747 in London bekannt gemacht. La Harpe und Geoffroy haben jeder einen Commentar zu Racine geliefert. Der Abbe d'Olivet gab 1738 grammatikalische Bemerkungen zu Racine's Werken mit einem kritischen Briefe über den Reim heraus. Der Abbe des Fontaines vertheidigte den Dichter in einer besondern Schrift; beide Schriften verdienen gelesen zu werden.

Racine (Louis), Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1692, verlor frühzeitig seinen Vater. Boileau rieth ihm, die Dichtkunst aufzugeben; aber seine Neigung zu ihr überwog den sonst wohlgemeinten Rath. 1720 gab er sein Gedicht über die Gnade heraus, in dem eine vorzügliche Reinheit der Sprache herrscht und das durch manche glückliche Versen sich auszeichnet. Er dichtete es im Oratorium von Notre-Dame des Vertus, wohin er sich zurückgezogen hatte. Der Verdruß, den sein Vater eben erfahren hatte, machte ihn furchtsam, sich

dem Hofe zu nahen: dem Kanzler d'Aguesseau gelang es, während seiner Verbannung zu Tresne ihn aus der Einsamkeit in die Welt zurückzuführen. Der Cardinal Fleury, der seinen Vater gekannt hatte, verschaffte ihm eine Stelle bei den Finanzen, und von da an lebte er mit einer geliebten Gattin in stiller Ruhe. Sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, kam 1755 bei der Ueberschwemmung zu Cadix um. Der Vater, tief ergriffen von dem Verluste, betrauerte ihn bis an seinen Tod. Er starb den 19. Jan. 1763. Die Akademie der Inschriften hatte ihn zum Mitgliede erwählt. Der jüngere Racine war ein guter Bürger, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater, ein treuer Freund und stets dankbar gegen seine Wohlthäter; Aufrichtigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge seines Charakters. Er ließ sich mit den Werken seines Vater in der Hand malen, den Blick auf den Vers in der Phädra: Ich, unbekannter Sohn eines glorreichen Vaters, gerichtet. Seine Schreibart ist verständig, rein und korrekt, und keiner verstand besser den Mechanismus des Versbaues, als er.

Racknitz (J. Friedr. Frhr. v.), Sohn des Hofmarschalls des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen, Gallus Maximilian, Freihr. v. Racknitz, geb. d. 3. Nov. 1744, verlor seinen Vater 1758, erhielt aber dennoch von seiner Mutter, einer gebornen Gräfin Flemming, eine treffliche Erziehung. Er trat im 17. Jahre in sächsische Militärdienste, wohnte noch den Feldzügen von 1761—62 bei, wurde nach dem hubertsburger Frieden Premierlieutenant bei der Grenadiergarde und 1768 Kammerjunker. Schon im folgenden Jahre verließ er die Kriegsdienste, wurde 1774 Kammerherr, 1790 Hausmarschall am kursächs. Hofe und 1809 erster Hofmarschall. Er starb 1818 und hinterließ, den Wissenschaften seine schönsten Mußestunden widmend: Briefe über Karlsbad und die Naturprodukte der Gegend, Dresden 1788; über Kempelens Schachmaschine, ebendas. 1789; Schreiben an einen Freund über den Basalt, ebds. 1790; Briefe an eine Freundin über die Kunst, ebds. 1792; Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst, Leipz. 1796, 4. mit Kpfrn.; Versuch zur Beurtheilung einiger Gemälde der königl. sächs. Gemäldesammlung, Dresden 1811 mit Kpfrn.; Skizze einer Geschichte der Künste, besonders der Malerei in Sachsen, Dresd. 1812.

Radegast, 1) eine bei den Wagriern und Obotriten, den jetzigen Meklenburgern, verehrte Gottheit, mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochsenkopf auf der Brust, Schild und Speer in der Hand; 2) ein kleiner Fluß Meklenburgs, der sich, ohne einen Hafen zu bilden, in die Ostsee ergießt.

Radical-Reformers, der Name einer politischen Parthei in England, deren Zweck es ist, die Verfassung des Landes von Grund aus zu reformiren. England leidet an Uebeln, die auf die Dauer die innere Ruhe des Landes und seine Constitution mit einer gewaltsamen Umgestaltung bedrohen. Der ganze Grund und Boden ist im Besitz von etwa 33.000 Familien, und von 2.600.000 Familien sind nur 656.000, die ein jährliches Einkommen von 50 Pfd. und darüber haben. Die größte Masse der Nation ist daher kein Grundbesitzer, und ihre Existenz ist auf den künstlichen Erwerb der Industrie und des Handels angewiesen; finden nun die Erzeugnisse der erstern keinen Abgang und stockt der letztere, oder werden durch neue Erfindungen von Maschinen eine Menge Menschen außer Arbeit und Brot gesetzt, so sind diese, welche nur vom Tagewerke ihrer Hände leben, plötzlich arm, und in England doppelt ärmer, als in einem andern Staate, weil dort die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in einem sehr hohen Preise stehen. Die unmittelbaren Folgen hievon sind natürlich bei dem gemeinen Haufen, der die wahre Quelle selten erkennt, und was er den Zeitverhältnissen, deren allgebietender Herrschaft sich kein Staat entziehen kann, zuschreiben sollte,

seiner Regierung zuschreibt: Unzufriedenheit mit der Regierung, Plane und Anstrengungen, seine drückende Lage zu verbessern, Haß gegen die wohlhabendern Klassen, und endlich gewaltsame Versuche, sich ein günstigeres Loos zu verschaffen. Nach dem großen Continentalfrieden geriethen plötzlich viele Gewerbe, die ihren Flor dem Kriege verdankten, in Stillstand; der Handel stockte, die Taxe und andere Lasten des Volkes konnten nicht gleich erleichtert werden, und zugleich wurden in die meisten Fabriken Dampfmaschinen, die eine große Menge Arbeiter plötzlich brotlos machten, eingeführt. Gegen diese brach der Zorn des Volkes zuerst los, er stürmte die Fabrikgebäude und zerschlug die Maschinen. 1819 stieg die Kühnheit dieser Maschinenzerstörer (s. Luddisten) aufs höchste, die Klagen des Volkes wurden immer lauter, sein Betragen stürmischer und seine Unzufriedenheit drohender. Volksredner standen auf und hielten heftige Reden über den Druck, worunter es seufze, und über die Weise, wie ihm abzuhelfen sey, und setzten es in eine gährende Bewegung. Mit dem ärmern Volke, das bisher bloß seinem blinden Eifer sich überlassen hatte, verband sich um diese Zeit die Parthei der Radical-Reformers. Mehrere angesehene Whigs traten auf die Seite der Reformers, selbst im Unterhause erhoben sich Sir Robert Wilson, Hobhouse und Sir Francis Burdett, unterstützten ihre Wünsche, und trugen auf eine freie, gleiche, allgemeine und jährliche Parlamentswahl an: denn die Radical-Reformers sahen in der bestehenden, allerdings sehr ungleichen Volksrepräsentation, zu der große und wichtige Städte gar keine Abgeordneten schicken dürfen, während höchst unbedeutende Fischerdörfer einen oder zwei wählen, die Hauptquelle aller Uebel. Alle constitutionellen Mittel wurden zur Erreichung dieses Zwecks versucht; Gesellschaften traten zusammen, Ausschüsse wurden errichtet, Beschlüsse gefaßt, Bittschriften übergeben ꝛc.; man versagte sich sogar an manchen Orten den Genuß des Thee's, des Kaffee's, um die Zollgefälle zu vermindern, und die Regierung so zum Nachgeben zu zwingen. Als diese Maßregeln den gehofften Erfolg nicht hatten, stieg die Erbitterung und das Volk zeigte sich geneigt, mit den Waffen in der Hand die Reformen durchzusetzen. Seine Häupter, Hunt, Watson, Thistlewood, Preston ꝛc. leiteten die Bewaffnungen und übten das Volk militärisch. Am 16. August 1819 hielt Hunt zu Manchester eine Versammlung, der 100.000 Menschen beiwohnten. Bei einer solchen furchtbaren Bewegung sah sich die Regierung genöthigt, zu ernsthaften Maßregeln zu greifen. Sie ließ die Aufruhrakte (Mutini-Act) vorlesen, und als das Volk nicht auseinander ging, ließ sie die berittene Miliz (Yeomanry), unterstützt durch Cavallerie der Linie, einhauen. Viele wurden verwundet, Mehrere getödtet und Hunt nebst 14 Anhängern eingezogen. Diese Maßregel erregte die höchste Unzufriedenheit, man schrie zu den Waffen, um Rache für den Mord in Manchester zu nehmen. Die Radical-Reformers übergaben aus mehreren Städten dem Prinzregenten zahlreich unterzeichnete Bittschriften, um das Verfahren der Obrigkeit zu Manchester, was sie eine Verletzung der Constitution nannten, gerichtlich untersuchen zu lassen. Der Gemeinderath von London reichte eine ähnliche zu gleichem Zwecke ein, und selbst in Schottland zeigten sich Volksbewegungen. Gegen Bürgschaft war Hunt wieder in Freiheit gesetzt worden, und hielt den 13. Sept. einen Triumpheinzug in London. Der Zulauf des Volkes war ungeheuer, doch betrug er sich mit Ordnung und beging keine gesetzwidrigen Handlungen. Bald zerfielen aber die Häupter der Volksbewegungen unter sich. Hunt, mäßiger gesinnt, als seine Freunde Wooler, Watson und Thistlewood, sprach sein Mißfallen gegen die gereizte Heftigkeit der andern Radical-Reformers, welche die gesetzlichen Schranken zu überspringen drohte, aus, und diese verschlugen seine Büste. Hunt zog sich jetzt zurück, fürchtend,

ihm möchte die Volksgährung, die er zuerst mit angeregt hatte, über den Kopf wachsen. Obgleich die angesehenste und reichsten Volksklassen ihren Abscheu gegen die tumultuarischen Zusammenrottungen und Volksversammlungen erklärten, fanden doch mehrere Große und Whigs von ausgezeichnetem Charakter, als der Herzog von Norfolk, die Grafen Fitzwilliam und Albemarle und die Lords Milton, Dundas, Egremont u. A. die Beschwerden des Volkes gerecht und unterstützten sie. Sie nahmen an den Volksversammlungen Theil und unterschrieben ihre Beschlüsse. Durch den Beitritt dieser angesehenen Männer schienen die Radical-Reformers ein bedeutendes Gewicht zu erhalten, und das Ministerium glaubte, keinen Augenblick säumen zu dürfen, durchgreifende Vorkehrungen zu treffen: die Truppen wurden mit 10.000 Mann vermehrt, überall die berittene Yeomanry aufgeboten, und selbst die Opposition vereinigte sich mit dem Ministerium, um den Ausbruch einer Revolution zu unterdrücken. Demungeachtet wurden die Anhänger des Radicalismus in ihrer Sprache und Anstrengungen immer kühner, besonders wurde der religiöse und politische Fanatismus der Bandmänner in Irland wieder entflammt; man weigerte sich dort den Zehnten zu entrichten und Protestanten unter sich zu dulden; bis 1821 hatte die Regierung mit ihrer Wuth in Irland zu kämpfen. In Schottland und England dauerten die Versammlungen fort, heftige Pamphlets erschienen im Drucke, unter deren Schreibern sich vorzüglich Cobbet und Hobhouse auszeichneten, und reizten das Volk immer mehr. Zur Bekämpfung dieser Gährungen wurden 5 von den Ministern vorgeschlagene Bills im Parlamente angenommen und erhielten den 30. Dezemb. 1819 die königliche Bestätigung. Sie betrafen die Stempelung der Flugblätter, politische und religiöse Schandschriften, die Beschränkung der Volksversammlungen, das Verbot militärischer Uebungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern. Um London und das Land von dem überflüssigen armen Pöbel so viel als möglich zu befreien, ward beschlossen, eine Colonie auf dem Cap anzulegen, und das Parlament bewilligte hiezu große Summen; der Prinzregent überließ den hülfsbedürftigen Bewohnern der Hauptstadt den Wald von Dortmoore zum Anbau; überall wurden Geldbeiträge zur Unterstützung, besonders der Armen in Irland, gesammelt, und viele reiche Grundbesitzer erließen ihren Pächtern einen Theil der Pacht. Umfassendere Vorschläge, um die drückende Noth zu steuern, machten Owen und Brougham; doch ehe diese realisirt werden konnten, beschlossen einige Radical-Reformers, alle vierzehn Minister, wenn sie bei Lord Harrowby am 23. Febr. 1820 versammelt sein würden, umzubringen. Das Complott wurde aber am Morgen des Mordtages durch einen Brief, den ein Unbekannter dem Lord Harrowby überbrachte, vereitelt. Magistratspersonen, an der Spitze von Polizeibeamten und einer Gardeabtheilung, überfielen um 8 Uhr Abends das Versammlungshaus der Verschwornen, die sie mit Füllung von Granaten und Patronen beschäftig fanden. Die 25 Verschwornen vertheidigten sich wie verzweifelt, tödteten einen Polizeibeamten und verwundeten Mehrere; sie mußten aber der Uebermacht weichen, und flohen mit ihrem Führer Thistlewood an der Spitze; nur 9 wurden ergriffen. Das Complott bestand aus Bettlern und Leuten der niedrigsten Klasse, die mehr Noth und Verzweiflung, als ein durchdachter Plan zu diesem Mordunternehmen getrieben hatte; auch fanden sich keine Spuren, daß das Complott größere Verbreitung gehabt habe. Thistlewood und die andern Entflohenen wurden am folgenden Morgen verhaftet. Die Grandjury verurtheilte Thistlewood, Ings, Brunet (ein Schuster), Tidd und Davidson als Hochverräther zum Tode und den 1. Mai 1820 wurden sie aufgeknüpft. Die Andern wurden theils nach Botanybai transportirt, theils mit Gefängnißstrafe belegt. Dieser Schlag und zugleich die Bemühungen des Königs

des Parlaments und der wohlhabenderen Klasse, nach Kräften die drückende Last der Armuth, worunter die gemeinern Klassen erlagen, zu heben, dämpften allmählig die gesährlichen Unruhen, und benahmen dem Radicalismus, der seine Hauptstütze in dem armen Volke gefunden hatte, seine Kraft, so daß Hunt, als er im Okt. 1822 seiner Haft (denn er war im März 1820 bis zur Beendigung seines Prozesses wieder eingezogen worden) entlassen wurde, seine frühe so populäre Rolle ausgespielt hatte.

Radiren, s. Kupferstecherkunst.

Radius (Halbmesser), s. Diameter.

Radzivil, eine alte polnische Magnatenfamilie, die Kaiser Maximilian I. 1515 in den Fürstenstand erhob, und von Narimund, Großherzog von Litthauen, abstammt. Ihr Stammhaus Radzivilow liegt in der russischen Statthalterschaft Minsk, wo das russische Hauptzollamt in Wolhynien sich jetzt befindet. In der poln. Geschichte sind mehrere Glieder dieses Fürstenhauses berühmt, dessen meisten Besitzungen in dem ehemaligen Großherzogthum Litthauen liegen. Es theilt sich in vier Linien, von denen die Ordinaten von Klezk und Birze die bedeutendsten sind. Den Majoratsherren von Nierswicz und Olyka, Fürst Anton Heinrich (geb. 1775), jetzt k. preuß. Statthalter in Posen, heirathete 1796 des Prinzen Ferdinand von Preußen einzige Tochter Louise (geb. 1775).

Raffiniren heißt in der Chemie das Feinmachen, Reinigen und Läutern gewisser Substanzen; es wird am höchsten getrieben bei der Bereitung des Zuckers (vergl. d. Art.), des Kampfers, rothen Borax u. s. w. für den Handel und die Consumtion. — Raffinirt, verfeinert; ein verschmitzter, schlauer, abgefeimter Mensch.

Ragoczy, s. Rakoczy.

Ragusa, ein ehemaliger kleiner Freistaat slavischen Ursprungs, am adriatischen Meere, der im 6ten Jahrhundert bereits seine Selbstständigkeit behauptete, ist ein kleines, felsiges unfruchtbares Küsten- und Inselland von 24 Quadrat-Meilen, auf dem an 64.000 katholische Einwohner leben, die einst über 300 Handelsschiffe besaßen und im Handel mit dem ihnen verhaßten Venedig wetteiferten. Ein Jahrtausend, seit 656 bis sie das Erdbeben 1667 zerstörte, bewahrte Ragusa, mitten unter wilden Völkern, während mächtige Dynastien um sie her sich kräftig erhoben, oder in ihrem Falle weit umher Alles erschütterten, durch Muth, Sitten und Klugheit seine Freiheit und Kultur. Das eifrige Studium der Alten erhielt unter seinen Bürgern die Kraft und den Ernst, wodurch die Stadt ein Damm wider die Barbarei wurde. Als Freistätte für die aus Konstantinopel vertriebenen Griechen, gab sie ihnen Schutz, oder Geld und Schiffe nach Italien. Nach dem Erdbeben 1667, wo sie gänzlich in Schutt fiel, und über 5000 Menschen umkamen, wurde Marino Kaboga ihr zweiter Stifter. In der Geschichte Ragusa's ist es erfreuend zu sehen, wie viel Frohes, Humanes von alter Art, und welche schöne Kultur bei so antiker Einfalt auf dieser äußersten Gränze westeuropäischer Sitte zum Theil noch bis auf uns besteht. Ragusa, wo noch die lateinische Dichtkunst blüht, ist zugleich die erste Pflegerin der slavischen Literatur. Für den türkischen Schutz, unter welchen die Republik sich schon 1360 freiwillig begab, zahlte sie jährlich 500 Zechinen, und unterhielt in Konstantinopel eine Gesandtschaft, die 20.000 Zechinen kostete; dagegen hielt die Pforte mit seltenen Ausnahmen den von Orchanes den klugen Republikanern bewilligten Schutzbrief, und Ragusa wurde ihrerseits die Beschützerin der Christen in der Türkei. Ihre Regierungsform, an deren Spitze ein Rektor stand, der monatlich wechselte, war aristokratisch und nach dem Muster der vormaligen venezianischen eingerichtet, übrigens aber gegen die untern Stände milde. Sie verlor ihre Selbst-

ständigkeit durch Napoleon. Der französ. General Lauriſton nahm am 27. Mai 1806 Beſitz von der ſtreng neutralen Stadt und ihrem Gebiet, weil die Ruſſen Albanien und Korfu beſetzt hielten. 1811 ſchlug der franzöſ. Kaiſer Ragusa zu den nach dem Wiener Frieden (15. Okt. 1809) errichteten illyr. Provinzen; es bildet jetzt einen Kreis des öſtr. Königreichs Dalmatien (vergl. d. Art.). — Die ſtark befeſtigte Hauptſtadt des Kreiſes, Ragusa, liegt am Fuße eines hohen und kahlen ſteilen Berges auf einer Halbinſel des adriat. Meeres, hat breite, regelmäßige Straßen, einen prächtigen Pallaſt, vormals Reſidenz des Rektors, und jetzt nur 12000 Einw., deren ſie einſt über 40000 zählte. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, hat eine philoſ. Lehranſtalt, einige Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel mit 200 Seeſchiffen. Der Hafen iſt klein; daher iſt der ſchöne und geräumige Hafen des etwas nördlich gelegenen Gravoſa der eigentliche Landungsplatz für die nach Ragusa ſegelnden Schiffe. Ein ſchöner Aquädukt verſorgt die Stadt mit Waſſer.

Raitzen, Rätzen, Rascen, Serben, Serblen, ſlaviſche Völkerſchaft in der europäiſchen Türkei, Ungarn und dem ruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoslaw. Sie haben den Namen von dem Fluß Rasca, beſtehen aus Serviern, reden einen walachiſchen Dialekt, ſind griechiſcher Religion und haben zu Eſſek einen Metropoliten und Erzbiſchof. Die Männer zeichnen ſich durch feſten Körperbau, feurige Augen und männliche Haltung aus, tragen einen rundgeſchornen Kopf, freien Hals und gewöhnlich die weite türkiſche Kleidung; die Frauen haben viel Sanftes, oft viel Bildung und häusliche Tugenden. Sie beſchäftigen ſich mit Baumwollweberei und Handel, und ſind gute Soldaten.

Raja, Radſchah, in Hinduſtan der Name der von den alten Landesherrſchern abſtammenden Fürſten, die meiſtens Vaſallen des Großmogols wurden, und ſeit dem Verfall des mogoliſchen Staats von demſelben unabhängig waren, bis die engliſch-oſtindiſche Handelsgeſellſchaft die meiſten derſelben ſich unterwarf. Ihre Truppen heißen Rajahputs, Radſchaputen oder Rasbuten, d. i. Söhne des Radſchahs, auch Tſchettri-Nairen, die gewiſſe Ländereien bekommen, und für deren Genuß ihrem Fürſten Kriegsdienſte thun. — Auf der Inſeln Sumatra heißen alle Landeigenthümer Radſchahs.

Rakete, eine papierne Röhre über einen Dorn mit Pulver vollgeſchlagen. Befeſtigt an einem langen Stabe, und perpendikular aufgehängt und entzündet, ſteigt ſie ſenkrecht oft einige 1000 Fuß hoch in die Luft. — Die Congreveſchen Raketen ſteigen horizontal, und ſind in den öſtreichiſchen, ſächſiſchen und andern Artillerieregimentern verbeſſert worden. Man findet jedoch ihre Wirkung bloß bei belagerten Städten furchtbar, wenn ihnen die Witterung zufällig günſtig iſt. S. Brandgeräthe. — Rakete, Raketchen, im Luftfeuerwerke, eine mit einem Pulverſatze gefüllte, walzenförmige Papierhülſe, welche angezündet in die Höhe ſteigt und mit einem Knalle zerplatzt. Wirft ſie im Steigen noch allerlei Feuer, als Leuchtkugeln ꝛc. in die Luft, ſo heißt ſie verſetzte oder Schlagrakete. Im Bergbaue heißt eine inwendig mit zerriebenem naſſen Pulver beſchmierte Papierhülſe, welche in das mit Pulver gefüllte Bohrloch geſteckt wird, Raketchen.

Rakoczy, irrig Ragotzy, eine berühmte fürſtliche Familie in Siebenbürgen, die jetzt in ihren männlichen Erben ausgeſtorben iſt. Sie beherrſchte einige Zeit dies Fürſtenthum, that viel für ſeine politiſche und religiöſe Verfaſſung und zeigte ſich ſogar dem öſtreichiſchen Kaiſerhauſe oft als gefürchteter Gegner. Der erſte Fürſt von Siebenbürgen aus dieſem Geſchlechte war Siegmund, der um 1606 regierte und ſeine Herrſchaft zum Beſten Gabriel Bathory's abtrat. Nach Bathory's und Bethlen Gabors Tode (1629)

übernahm Siegmund's Sohn, Georg I., die Regierung wieder. Er verband sich im 30jährigen Kriege mit Schweden gegen Oestreich und erkämpfte 1645 einen günstigen Frieden für die Protestanten seines Landes. Er starb 1659. Der berühmteste aus diesem Geschlecht ist Georg's Enkel, Franz Rakoczy. Nachdem 1689 der Kaiser Leopold I. das Fürstenthum sich unterworfen hatte, lebte Franz theils auf seinen Gütern, theils in Wien bis 1697. Hier betrieb er am kaiserlichen Hofe die Rückgabe einiger seiner Besitzungen, als er plötzlich arretirt wurde. Man beschuldigte ihn, gefährliche Verbindungen mit dem Pascha von Temeswar, der die ungarischen Unzufriedenen beschützte, und mit Ludwig XIV. eingegangen zu seyn, und er ward auf das Schloß zu Neustadt gefangen gesetzt. Hier entfloh er im April 1701, und ward geächtet. Aus Rache stellte er sich an die Spitze der ungarischen Mißvergnügten, brachte eine Armee von 100.000 Mann zusammen, eroberte, weil des Kaisers Armeen in dem spanischen Erbfolgekrieg fochten, schnell den größten Theil Ungarns und Mährens, und nahte sich Wien. Die ungarischen Stände erklärten ihn zum Beschützer des Königreiches bis zur Wahl eines neuen Königs, und im August 1704 ward er zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen. Der Kaiser Leopold bot den Frieden an; Franz machte zu übertriebne Bedingungen; Ungarn sollte ein Wahlreich, alle geduldeten Religionen in ihre Freiheit hergestellt, er als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, und die eingezogenen Güter zurückgegeben werden. Nach dem Siege Marlboroughs und Eugens bei Hochstädt dachte Leopold ernsthaft darauf, Rakoczy zu bekriegen; er starb aber während den Rüstungen, und sein Nachfolger Joseph I. bot nochmals den Frieden an, doch vergebens. Der Kaiser schickte hierauf eine bedeutende Kriegsmacht nach Ungarn und Siebenbürgen, und den Fürsten verließ sein altes Glück. Er wurde überall geschlagen, die eroberten Festungen gingen wieder verloren, die Pest rieb das Heer der Mißvergnügten auf, und Franz sah sich gezwungen, mit dem Kaiser in gütliche Unterhandlungen zu treten. Um einen vortheilhaftern Frieden zu erhalten, rief er vergebens die Pforte zum Beistand auf, und auch seine Reise nach Polen zu Peter dem Großen hatte keinen bessern Erfolg. Während seiner Abwesenheit setzten die Ungarn die Unterhandlungen fort, die den 29. April 1711 zu Szathaar beschlossen wurden. Die ungarischen Stände unterzeichneten am 1. Mai desselben Jahrs zu Ravel den Frieden mit Oestreich; seine Bedingungen waren gänzliche Amnestie und die Zurückgabe der eingezogenen Güter, freier Gottesdienst der geduldeten Religionen, Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte der ungarischen Nation. Rakoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück; er lebte erst in Polen und dann auf seinem Landgute in Rumelien, wo er 1735 starb, ungefähr 56 Jahre alt. Er hinterließ ein Werk in französischer Sprache: Memoiren über die Revolution in Ungarn. Haag 1778 in 2 Bd., und noch ein anderes, was ihn aber nicht zum Verfasser haben soll, ebenfalls in französischer Sprache, unter dem Titel: politisches und moralisches Testament des Fürsten Rakoczy.

Raleigh (Sir Walter), aus einer alten adelichen Familien, geb. zu Bodley in Devonshire 1552, studirte einige Zeit zu Oxford die Rechte, und ging dann nach London, um sich der Ausübung derselben zu weihen. Raleigh aber, der sich für ein thatenreiches Leben geboren fühlte, machte schon 1569 als Freiwilliger in dem Hülfskorps, was die Königin Elisabeth zur Unterstützung der Protestanten nach Frankreich schickte, den Feldzug mit. 1578 focht er gegen die Spanier in den Niederlanden; 1579 machte er mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise nach Nordamerika, die ohne Erfolg blieb. 1580 diente er als Hauptmann unter dem Grafen von Ormond gegen die irländischen Empörer, und bewies in diesem Kriege einen solchen Muth und leistete so treffliche Dienste, daß er später die Stelle eines

Statthalters von Cork erhielt, und mit bedeutenden Gütern in Irland beschenkt wurde. Ein glücklicher Zufall zog Elisabeths Augen auf ihn, und er wußte durch sein schönes Aeußere, seine Jugend, Gewandtheit und durch einen Anstrich von Ritterlichkeit sich in der Gunst der Königin zu befestigen. Auf einem Spaziergange wurde die Königin durch eine schmutzige Stelle aufgehalten; der junge Raleigh nahm seinen kostbaren Mantel von den Schultern und spreitete ihn zu Elisabeths Füßen über den Schmutz. 1588 rüstete er in Verbindung mit Humphrey Gilbert Schiffe zu einer Expedition nach Newfoundland aus, die aber unglücklich ablief. Eine ansteckende Krankheit hatte die Equipage angefallen und Raleigh mußte schnell nach Plymouth zurückkehren; überdies verlor er seinen Halbbruder auf der Fahrt. Entdeckungsreisen zu machen, war Raleigh's Lieblingsneigung. 1584 ertheilte ihm Elisabeth ein ausgedehntes Patent zur Entdeckung unbekannter Länder und Anlegung von Colonien in den Theilen von Nordamerika, in welcher europäische Mächte noch keine Besitzungen hatten. Raleigh war der erste, der einen Plan zu Anlegung von Colonien in Nordamerika entwarf und ausführte. Auf sein Betreiben trat eine Gesellschaft zusammen, welche zwei Schiffe ausrüstete, die im April 1585 nach Nordamerika absegelten, in der Bai von Roenoque im heutigen Carolina landeten, und sich mit den dortigen Wilden in einen Waarentausch einließen. 1585 wurden 7 Schiffe hingesandt, und man legte eine Colonie an, die aber nach einigen Jahren durch die eigne Schuld der Colonisten unterging. 1584 war er zum Abgeordneten von Devonshire ins Parlament erwählt worden. Elisabeth erhob ihn in den Ritterstand, und belohnte seine Verdienste durch ein Patent, durch das ihm allein die Befugniß ertheilt wurde, den Kleinhändlern mit Wein die Erlaubnißscheine zu ihrem Gewerbe auszustellen. Ueberdies schenkte ihm die Königin noch große Güter in Irland. 1586 ward er Seneschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und Oberaufseher der Zinnbergwerke, und 1587 Hauptmann der königlichen Garde so wie General-Lieutenant von Cornwall. 1588, als Philipp II. seine unüberwindliche Flotte nach England sandte, stieß er mit mehrern eigenen Schiffen zu Englands Seemacht, und half durch Muth und Einsicht den Feind besiegen. Die Königin ernannte ihn später zum Mitgliede ihres Geheimenrathes und wies ihm bedeutende Einkünfte an. Raleigh, der ruhmsüchtig, prachtliebend und freigebig war, konnte nie des Geldes genug besitzen, und suchte sich auf alle Weise zu bereichern: er kaufte wohlfeil Kirchengüter, ließ sich bestechen, und belästigte immerwährend Elisabeth mit seinen Bitten, so daß diese ihn einst fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler zu seyn?" „Wann Ihre Majestät, antwortete er, aufhören werden, eine Wohlthäterin zu seyn." 1589 begleitete er Don Antonio, König von Portugal, der Elisabeth's Schutz angerufen hatte, von London nach Portugal, um ihn auf den Thron zu setzen. auf seiner Rückreise landete er in Irland und brachte von dort den Dichter Spencer nach Hofe. 1592 rüstete er wieder in Gesellschaft mehrerer Andern eine kleine Flotte aus, um Panama anzugreifen und eine spanische Silberflotte wegzunehmen. Das Unternehmen scheiterte und nur ein einziges reiches spanisches Schiff ward ihm zur Beute. Der Ruf von Guiana's unermeßlichen Reichthümern lockte auch Raleigh mit einer Expedition dahin. 1595 segelte er ab, nahm die Insel Trinidad weg, und ging eine Strecke den Oronoko hinauf. Da er aber in seinen Erwartungen sich betrogen fand, kehrte er bald zurück. In seinem Berichte über die Entdeckungen in Guiana (1596 in 4to) suchte er die allgemein verbreitete Meinung von den dortigen Schätzen zu verstärken. Bei der Unternehmung auf Cadix (1591) befehligte er eine Flottenabtheilung unter dem Grafen Esser, und hatte häufig Gelegenheit, seinen muthigen und ent-

schlossenen Charakter zu zeigen. Im folgenden Jahre ward er ebenfalls unter Esser Oberbefehl Contre-Admiral einer Flotte, welche eine spanische Westindienflotte wegnehmen sollte. Ohne Auftrag des Grafen Esser griff er die Feinde an und siegte. Dies Glück zog ihm Esser's Unwillen zu, und er würde sein Vergehen gegen die Subordination mit Cassation gebüßt haben, wenn seine Freunde sich nicht für ihn verwendet hätten. Später übertrug ihm Elisabeth die Statthalterschaft von Jersey. Sein Benehmen gegen seinen Nebenbuhler, den Grafen Esser, wirft einen schwarzen Fleck auf sein Leben. Er trat gegen ihn als Zeuge auf, beschleunigte mit unanständiger Hast dessen Hinrichtung, und sah selbst aus einem Fenster des Zeughauses den Kopf seines Gegners fallen. 1602 starb Elisabeth und mit ihr verschwanden sein Glück und seine Hoffnungen. Jakob I. haßte ihn, weil er in ihm einen Mann zu sehen glaubte, der dahin strebe, die königl. Gewalt zu beschränken. Er ward der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den König angeklagt. Am 10. Juli 1603 begann sein Prozeß vor dem Rathe von Westminster, er erhielt Hausarrest und ward später in den Tower gesetzt. Raleigh vertheidigte sich mit einer so siegenden Beredsamkeit, daß man ihn nicht zum Tode verurtheilen konnte; demungeachtet ward er im Tower gefangen gehalten. Hier schrieb er seine Weltgeschichte nach einem großen, vielumfassenden Plane. Er vollendete sie bis zur Mitte der römischen Geschichte; verbrannte aber die Fortsetzung aus Unmuth über die Ungewißheit der historischen Beweise. Erst 1616 erhielt er seine Freiheit wieder. Die Zerrüttung seines Vermögens ließ ihn seinen alten Plan, Goldminen in Guiana zu entdecken, wieder aufnehmen. Er beschloß eine neue Fahrt dorthin; fand viele Theilnehmer und segelte im Juli 1617 mit 12 Schiffen ab. Jakob I. hatte ihm hierzu die Erlaubniß ertheilt, ohne doch das über ihn ausgesprochene Urtheil des angeblichen Hochverraths wegen zurück zu nehmen. Die Spanier, welche Nachrichten von der Expedition erhalten hatten, legten Bergwerke auf der Küste von Guiana an und setzten sie in Vertheidigungszustand. Raleigh, der während der Reise krank geworden, war nicht glücklich; das ganze Unternehmen scheiterte. Als er im Juli 1618 nach England zurückkam, ward er in Plymouth gefänglich eingezogen. Er berief sich auf die anscheinend bewilligte Begnadigung des Königs und verlangte, daß man ihm gestatte, sein Betragen bei der letzten unglücklichen Unternehmung zu rechtfertigen. Man nahm hierauf keine Rücksicht, und sprach ihm am 29. Okt. das Todesurtheil, was am folgenden Morgen vollzogen wurde. Mit seinem gewöhnlichen Muthe und großer Seelenstärke hielt er vor der Hinrichtung eine Rede an das Volk, ließ sich das Beil zeigen, prüfte die Schärfe der Schneide und sagte: „Es ist eine scharfe Medizin, aber ein sicheres Mittel gegen alle Uebel." Als ihn der Henker fragte, auf welche Seite des Blocks er seinen Kopf legen wolle? antwortete er: „Wenn das Herz nur rechtschaffen ist, so ist es einerlei, wo der Kopf liegt." Wenn auch der frühere Prozeß einige Zweifel über Raleighs Unschuld zurückließ, so war es doch ungerecht, das Todesurtheil erst 15 Jahre nachher an ihm vollziehen zu lassen. Raleigh besaß einen großen Unternehmungsgeist, und bei einer außerordentlichen Thätigkeit auf dem politischen Schauplatze, beschäftigte er sich doch stets mit den Wissenschaften. Seine Poesien bestehen meist aus Liedern, und sind für seine Zeit nicht ohne Werth. In seiner Weltgeschichte entfaltete er einen großen Geist, und behandelte von den Neuern zuerst die Geschichte wieder pragmatisch. Die neueste Ausgabe derselben erschien 1736 in Fol. 1748 kam eine Ausgabe seiner vermischten Schriften zu London in 2 Bden. heraus. Raleigh gab durch seine Entdeckungsunternehmungen die erste Veranlassung, daß der Tabak nach Europa gebracht wurde, und er war der Erste, der sich desselben in England bediente; eben so hat er den ersten Kirschbaum von England nach Irland verpflanzt.

Rallentando, retardándo oder lentando, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß wegen des Ausdrucks langsamer werden muß. Der Eintritt folgt ohne weiteres nach einigen Takten von selbst, oder wird durch ein a tempo angezeigt.

Ramadan, Ramasan, Remassan, der Fastenmonat, bei den Muhamedanern der 9te Monat im Jahre. Er fällt aber nicht immer in dieselbe Zeit, sondern rückt wegen der arabischen Mondjahre, nach Sonnenjahren gerechnet, jährlich 11 Tage vorwärts, so daß er innerhalb 33 Jahren in alle Jahreszeiten fällt. Das Fasten wird bei Tage streng beobachtet; aber vom Aufgang bis zum Verschwinden der Sterne darf jeder essen und trinken, und zum Zeichen der Erlaubniß zu essen werden auf die Gänge der Minarets oder Moscheenthürme Laternen gesetzt. Die Uebertretung des Fastens kann auch durch Speisung eines Armen vergütet werden. Wenn diese Fasten sich nach Sonnenuntergang am letzten Tage endigen, so beginnt den Tag darauf das Opferfest Bairam (s. d. Art.).

Rameau (Jean Philippe), einer der berühmtesten französ. Tonkünstler und Compositeure, geb. zu Dijon 1683, wo er auch die Anfangsgründe der Tonkunst lernte, und dann mit einem Operntheater herumzog. Schon in seinem achtzehnten Jahre machte er mehrere musikalische Versuche; da sie aber zu Avignon nicht gefielen, so verließ er diese Stadt und ging nach Italien; er lernte hier das Clavier so meisterhaft spielen, daß man ihn dem berühmten Marchand an die Seite setzte. Hierauf versah er einige Zeit zu Dijon die Stelle eines Organisten bei der heiligen Kapelle; länger bekleidete er dieselbe Stelle an der Kathedrale zu Clermont. Marchand kam, durch Rameau's Ruf gelockt, nach Clermont und hörte ihn spielen. Rameau hat mehr Geschick; ich mehr Seele, urtheilte Marchand, und Rameau, der es erfuhr, reiste nach Paris, überzeugte sich von der Wahrheit, und ward Marchand's Schüler. Er dachte hier eifrig über seine schöne Kunst nach und schrieb sein Werk über die Grundsätze der Harmonie; es begründete für immer seinen Ruhm als Theoretiker in der Musik und erwarb ihm den Namen eines Newton in der Harmonie. Er wünschte jetzt für's Theater zu arbeiten und wandte sich an Pellegrin, um ein Gedicht zu haben; weil man glaubte, Rameau würde in diesem Fache nichts Vorzügliches liefern, so gab ihm Pellegrin nur unter der Bürgschaft von 500 Liv. seine Oper Hippolyte und Aricie; aber schon nach der Probe des ersten Aktes zerriß Pellegrin Rameau's Schuldverschreibung in der festen Ueberzeugung, daß eine solche Composition ihr Glück machen müsse. Sie wurde 1733 aufgeführt, und der neue und große Styl, worin sie gesetzt war, fand den rauschendsten Beifall. In dieser Oper, sagt der berühmte Campra, ist so viel Musik, daß man zehn daraus machen kann: Rameau wird uns alle verdunkeln. Von nun an wurde alles, was Rameau componirte, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und sogar seine Oper: Zoroaster, in Dresden ins Italienische übersetzt und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem franz. Musikstück widerfahren war. Rameau ward Kapellmeister des Königs, erhielt ein Adelspatent, das er aber aus Geiz nie einregistriren ließ, und sollte eben mit dem St. Michaelsorden geschmückt werden, als er den 10 Sept. 1764 starb. Er wurde mit der größten Pracht in der Kirche St. Eustach zu Paris neben Lully begraben. Seinen Ruhm verdankte er vorzugsweise seiner Theorie in der Musik, der gründlichen Entwickelung der Grundsätze der Harmonie und des General-Basses.

Ramler (Carl Wilhelm), geboren zu Colberg 1725, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität in Halle, wurde hierauf 1748 Lehrer der schönen Wissenschaften bei dem Cadettenkorps zu Berlin. 1790 aber legte er dies Lehramt nieder und übernahm die Mitdirektion des Thea-

ters zu Berlin. 1756 zog er sich von allen Geschäften zurück und starb zwei Jahre darauf. Ramler hat sich als lyrischer Dichter, Uebersetzer und Kritiker einen berühmten Namen erworben; man nannte ihn den deutschen Horaz. Allerdings suchte ihn Ramler nicht allein in dem Gegenstande seiner Muse — wie Horaz den August feierte, so besang Ramler den größten König seines Zeitalters, Friedrich — sondern selbst in einzelnen Gedichten nachzuahmen, wie sein Vorbild Horaz Griechen zu seinen Mustern nahm. Doch hiermit hört auch die Paralelle zwischen Beiden auf. Ramler konnte Horaz wohl nachahmen, doch nicht seinen Dichtergenius erfassen; ihm mangelte die lyrische Kraft, die lebhafte Phantasie, welche den Römer auszeichnen; eben so wenig war Ramler im Stande, ein Dichterwerk selbst zu schaffen; dagegen besaß er einen feinen Geschmack und weihte dem Ausdrucke eine so anhaltende, ausführliche Feile, daß man sie oft zierlich nennen könnte; daher sein größtes Verdienst um unsere Literatur eine sorgfältig polirte und korrekte Sprache ist. Besser gelang ihm die Darstellung der mildern, sanftern Empfindungen, als die des lyrischen Phantasieschwunges. Seine Nachbildung horazischer Versmaße und des Hexameters der Alten leidet an vielen Mängeln, die aus einer zu eingebildeten und willkührlichen Prosodie herrührten; jedes einsylbige Wort, behauptete er, könne nach Gefallen kurz oder lang gebraucht werden. Er hielt es für ein verdienstliches Werk, andere Dichtungen in Prosa in irgend ein paßendes Metrum zu bringen, und beachtete nicht, daß auf diese Weise viele Eigenthümlichkeiten des Originals verloren gehen mußten; so erkennt man Geßners sanfte, melodische Idyllensprache in seinen Hexametern nicht wieder. Einigen von Lessings Fabeln erging es unter seinen Händen nicht viel besser. Als Kritiker war er eigensinnig, und nahm an den Gedichten Anderer, die er einer Stelle in seiner lyrischen Blumenlese und Fabellese würdigte, nicht zu billigende Abänderungen vor. Er hat auch einige Cantaten geschrieben, unter denen der Tod Jesu durch Graun's Musik eine große Berühmtheit erlangt hat. Wir besitzen von ihm ferner eine kurzgedrängte Mythologie und eine Schrift über allegorische Personen für Künstler; eine Bearbeitung der Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux. Mit Lessing veranstaltete er eine Herausgabe des Logau. Während seinem Leben genoß er sowohl durch seinen Charakter als seine Kenntnisse die Achtung der Besten unserer Nation. Nach seinem Tode erschienen seine poetische Werke, 2 Thle. Berl. 1800 — 1801.

Rammelsberg, ein 1820 Fuß über der Meeresfläche sich erhebender Berg des Harzgebirges im Süden der Stadt Goslar, im braunschweigischen Kreisgericht Harzburg, von dessen mineralischen Erzeugnissen, die unter Otto dem Großen schon entdeckt wurden, aber Hannover $^{4}/_{5}$ erhält. Er hat ein ausgezeichnetes Erzlager, das 300 Lachter lang und 40 breit in den Berg hineingeschoben zu seyn scheint. Man baut auf 12 Gruben; 3 Stollen lösen das Erzlager. Man gewinnt jährlich an 830 Treiben Erz, 260 Treiben Brandstand, und 71 Treiben Kupferrauch, die sämmtlich auf den Oker- und Langelsheimer Hütten verschmelzt werden. Der viele natürliche Kupfer-, Eisen- und Zink-Vitriol gewährt an einigen Orten die prächtigsten Anblicke. Die jährliche Ausbeute ist im Durchschnitt: 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 3200 Entr. Glätte, 5600 Etnr. Blei, 2500 Etnr. Kupfer, 5200 Etnr. Zink, 650 Etnr. weißen, 200 Etnr. blauen, und 1600 Etnr. grünen Vitriol, und 2200 Etnr. Schwefel ꝛc. Der jährl. Ueberschuß beträgt 40.000 Thaler. Von den 12 Gruben gehören 8 der Kommunion und 4 der Stadt Goslar.

Ramsden (John), berühmter mathematischer und optischer Instrumentenmacher, geb. 1780 zu Halifax in Yorkshire, war bis in sein 20. Jahr Tuchmacher wie sein Vater, und begab sich hierauf nach London, wo er zunächst bei einem Kupferstecher in die Lehre ging, bald aber auf Verbesse-

rung und Vervollkommnung der mathematischen Instrumente sann, die zuweilen zu ihm gebracht wurden, um sie in Kupfer zu stechen. Zunächst bearbeitete er die hadleyschen Oktanten und Sextanten, erfand eine Theilungsmaschine für Kreisbögen, nach welcher ein Sextant in 20 Minuten Zeit eingetheilt werden kann; ferner ein Werkzeug, um gerade Linien zu theilen; einen Barometer, um Höhen zu messen u. s. w. Dabei verbesserte er die meisten schon bekannten astronomischen Instrumente, den Barometer, den Mikrometer, den Mauerquadranten u. a. Da er übrigens seine Instrumente wohlfeiler als Andere gab, so konnte er beständig 60 Arbeiter beschäftigen und war dennoch nicht im Stande, alle Bestellungen zu liefern. Er wurde 1785 Mitglied der königl. Gesellschaft und starb zu London 1800, mehrere Abhandlungen in den Philosophical Transactions hinterlassend.

Rance (Dom Armand Jean le Bouthillier de), Stifter oder vielmehr Wiederhersteller des Ordens von la Trappe, geb. zu Paris 1626, aus einer angesehenen Familie, zeigte in früher Jugend glückliche Anlagen für die schönen Wissenschaften, wurde Canonikus zu Notre-Dame und erhielt mehrere Pfründen, studirte hierauf Theologie in der Sorbonne, wurde 1654 Doktor und gab sich nun allen Ausschweifungen hin. Der traurige Ausgang eines Liebeshandels, indem er nämlich seine Geliebte, die er des Nachts heimlich zu besuchen gedachte und deren plötzlicher Tod ihm unbekannt geblieben war, nachdem er sich heimlich in ihr Zimmer geschlichen, auf der Bahre fand und zwar ohne Kopf, weil der bleierne Sarg, in den sie kommen sollte, durch einen Zufall zu klein war, so wie andere Ereignisse bewirkten eine gänzliche Sinnesänderung. Nur auf unnatürliche Selbstpeinigungen bedacht und voll von dem Wunsche, auch Andere dazu zu vermögen, wählte er unter seinen Pfründen die Abtei la Trappe vom Cisterzienserorden, deren Mönche ein ziemlich regelloses Leben führten. Nachdem er selbst Profeß gethan und vom römischen Stuhle Erlaubniß erhalten hatte, die strenge Regel in seiner Abtei wieder herzustellen, begab er sich dorthin und schuf mit vieler Mühe die ganze Anstalt um. Vergl. hierüber den Art. Orden (geistliche) und Trappisten. Rancé st. 1700 auf einem Lager von Stroh und Asche. Seine Schrift: über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsstandes, erregte viele Streitigkeiten zwischen ihm und Mabillon (s. d. Art.), so wie später mit den Anhängern Arnauld's. Er hinterließ außerdem noch eine Menge Schriften, größtentheils in Bezug auf das Mönchsleben.

Rang, Rangrecht, bedeutet den Grad des äußern Vorzugs oder die Stufe der äußern Achtung, worin Menschen stehen. Der Rang gründet sich auf Standes- und andere bürgerliche und Staatsverhältnisse und dient zur äußern Unterscheidung der verschiedenen Klassen. In jedem Staate muß in Bezug auf seine höhern und niedern Aemter eine gewisse Rangordnung herrschen; diese würde sich auch im Falle, daß die Gesetze des Staates hierüber nichts bestimmen, von selbst bilden, indem die niedern Behörden sich immer mit einer größern äußern Achtung und Ehrerbietung an die höheren wenden würden. Hat aber ein Staat die verschiedenen Standesverhältnisse und den aus ihnen resultirenden Rangvorzug gesetzlich bestimmt, so entsteht hieraus das Rangrecht. Am pünktlichsten, fast bis zur peinlichen Mikrologie gehend, wird bei Höfen und den Verhandlungen unabhängiger Staaten untereinander auf den äußern Rang gesehen. Die Anmaßungen des einen Fürsten oder dessen Gesandten hierin haben nicht selten zu blutigen Folgen die Veranlassung gegeben, wie dies der Fall war zwischen den Republiken Genua und Venedig. Um dies zu vermeiden, haben die Fürsten oder ihre Gesandten folgende Maßregeln getroffen: 1) man kommt incognito zusammen; 2) man nimmt einen geringern Charakter an, und empfängt und giebt diesem gemäß die äußern Ehrerbietungsbezeugungen; 3) man

geht im Conferenzzimmer auf und ab spazieren; 4) man bedient sich der Mittelspersonen, und führt durch sie die Unterhandlung schriftlich; 5) man vereinbart sich, die Stelle in der Ordnung einzunehmen, in welcher die Gesandten im Versammlungszimmer erscheinen; oder man setzt sich auch an eine runde Tafel. Auch hat man die Rangstreitigkeiten durch das Loos zu beseitigen gesucht. Ehemals glaubten die Päpste sich das Recht, über solche Rangstreitigkeiten als letzte Instanz zu entscheiden, beilegen zu dürfen; so gab der Ceremonienmeister des Papstes Julius II. 1504 eine Rangordnung heraus, welche aber von vielen Herrschern nicht anerkannt wurde. (S. hierüber d. Art. Ceremoniel.) Die ergiebigste Quelle für die verschiedensten Rangverhältnisse, Titelsucht und andere äußere Achtungsbezeugungen war ursprünglich der Feudalismus. Er hatte so viele Abtheilungen und Unterabtheilungen und Klassen ins menschliche Leben gebracht, die alle ihrem Stande gemäß äußere Auszeichnungen verlangten, und so eifersüchtig ihre wechselseitigen Rechte und Anmaßungen bewiesen, daß aus dem gesellschaftlichen Leben der freie Natursinn fast gänzlich entflohen zu seyn schien: erst die französische Revolution, die Auflösung des deutschen Staatskörpers und die allmählige, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführte politische Unbedeutsamkeit des Adels, der im preußischen Staate fast nichts mehr, als ein erbliches Ordenszeichen ohne erbliche politische Rechte ist, haben Rang- und Titelsucht bedeutend geschwächt.

Rantzau, Ranzau, Ranzow, eine alte angesehene Familie in Dänischen, Holsteinischen und Meklenburgischen, deren Vorfahren mit der Markgrafschaft Lausitz belehnt waren, doch starb jene ältere Linie aus. Der Stammvater der jüngeren Linie, Otto I., kaufte das Stammschloß Ranzau in Holstein zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Ausgezeichnet haben sich in dieser Familie: 1) (Johann von), berühmter dänischer Feldherr und Staatsmann, geb. 1492, diente von seinem 13. Jahre an, machte hierauf große Reisen durch Europa und Asien, wurde 1517 in Jerusalem zum Ritter geschlagen, kam bei der Rückkehr nach Worms zu dem Reichstage, wo Luther seine Lehre vertheidigte und wurde dadurch so für ihn eingenommen, daß er später die Reformation in Dänemark aufs Thätigste beförderte, so wie er auch verständige Anordnungen zur ruhigen Thronbesteigung König Friedrich I. 1523 traf und den Anhänger des abgesetzten Königs Christian II., Soren Norby, 1525 in Schonen, so wie 1531 Christian II. selbst in Norwegen schlug. Auch im Auslande war er geschätzt. Kaiser Karl V. und Franz I. suchten beide, ihn in ihre Dienste zu bekommen, doch blieb Ranzau im Dienste seines Vaterlandes und starb 1561. — 2) (Heinrich, Graf von), Statthalter von Holstein, geb. 1526, war ein großer Beförderer der Wissenschaften, wandte einen großen Theil seines Vermögens zu freigebiger Belohnung von Gelehrten, Sammlung einer sehr gemeinnützigen Bibliothek und andern literarischen Zwecken an, und schrieb mehrere Werke über Astronomie und Astrologie, Arzneikunde, Kriegskunst u. s. w. — 3) (Josias, Graf von), französischer Marschall, Gouverneur von Dünkirchen, Generallieutenant der französischen Armeen in Flandern, war anfangs in schwedischen Diensten, befehligte 1638 bei der Schlacht von Packenau den linken Flügel gegen den Herzog von Lothringen, befand sich hierauf bei der Belagerung von Breisach, ging 1635 mit Oxenstierna nach Paris und wurde von Ludwig dem Dreizehnten in Dienste genommen. Durch persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent gleich ausgezeichnet, erhielt er nach der Belagerung von Gravelingen 1646 den Marschallsstab und war in den verschiedenen Gefechten, denen er beiwohnte, so verstümmelt worden, daß er nur noch ein Auge, einen Arm und ein Bein hatte. Er starb 1650 an der Wassersucht.

Raphael Sanzio oder de' Santi, der größte und vortrefflichste Mater der neueren Kunstperiode, war geboren zu Urbino am Charfreitage 1483 und starb an demselben Tage 1520 zu Rom. Sein Vater, Giovanni Sanzio, war ein mittelmäßiger Maler, und konnte seinem Sohne nur die ersten Anfangsgründe beibringen; doch verkannte er nicht die herrlichen Anlagen des jungen Raphael, und suchte ihm die Aufnahme in die Schule eines größern Meisters zu verschaffen. Pietro Vanucchi, genannt Perugino, nahm den jungen Raphael unter die Zahl seiner Schüler auf. Unter Perugino's Leitung entwickelten sich Raphael's Talente so schnell und glücklich, daß er ihn bald in der Ausführung erreichte und in der Zeichnung übertraf: dies bezeugen seine damals angefertigten Gemälde, als die Krönung des heil. Nicolo da Tolentino, ein gekreuzigter Heiland zwischen zwei Engeln, eine heilige Familie, eine Verlobung Maria's, und vor allen die Krönung Maria's, welche er für das Kloster S. Franzesko verfertigte. — Raphael war etwa 16 Jahre alt, und eben im Begriffe, in Verbindung mit einem seiner Mitschüler, Pinturicchio, der ihn hiezu eingeladen hatte, den Büchersaal im Dom zu Siena auszumalen, als er hörte, daß die Cartons des Michel Angelo und Leonardo da Vinci zu Florenz öffentlich ausgestellt seyen; er eilte nach Florenz, studirte nicht nur die Cartons der beiden größten Künstler der damaligen Zeit, sondern auch die Kunstschätze zu Florenz, und machte mit einigen jungen talentvollen Malern, als Ghirlandajo, A. St. Gallo ꝛc. Bekanntschaft, die für seine Ausbildung nicht ohne Nutzen war. Eine Madonna mit dem Jesukinde, die er während seines Aufenthaltes zu Florenz malte, und die Vasari schon ungemein rühmt, beweiset, daß er nicht weniger die ältern Meister der florentinischen Schule studirt habe. Der Tod seiner Eltern rief Raphael nach Urbino, wo er einige Zeit blieb, um die Nachlassenschaft derselben zu ordnen und mehrere Gemälde zu vollenden, als: zwei Madonnen, einen heil. Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den heil. Michael (noch in Paris), ferner einen betenden Christus im Garten (in Paris). Hierauf ging er auf zwei Jahre nach Perugia zurück, und erwarb sich neuen Ruhm durch mehrere Gemälde, als: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi, eine Mater Dolorosa, über welche Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Pallast Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemälden einen Christus mit Gott dem Vater, von mehreren Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenserkloster, sein erstes Freskogemälde. An diesen Arbeiten merkt man noch den Schüler. Sein Eifer, sich auszubilden, zog ihn bald wieder nach Florenz; er hatte hier das Glück, die Bekanntschaft des Fra Bartolomeo zu machen, und dessen festere Grundsätze im Colorit sich anzueignen. Auch lernte er hier den Arbeiten Masaccio's, Michel Angelo's und L. da Vinci's die Richtigkeit der Zeichnung ab, die vereint mit jener Erhabenheit und Anmuth, welche er allen seinen Stücken zu geben wußte, Raphaels Gemälde zum Range der größten Meisterstücke erheben. Nach Perugia zurückgekehrt, vollendete er die Grablegung Christi, die später nach Rom in den Pallast Borghese kam. Nach Beendigung dieses Gemäldes begab sich Raphael zum dritten Male nach dem schönen und kunstreichen Florenz, wo er sich fast vier Jahre aufhielt. Aber auch diesmal mochten Studien seine Hauptbeschäftigung seyn, wenigstens sind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieser Zeit mit Bestimmtheit nachzuweisen, nämlich die herrliche Madonna, la belle Giardiniera (noch in Paris), und eine andre Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. Auf des kunstliebenden Papstes Julius II. Ruf, den Bramante, der die erste Idee zum Neubau der Peterskirche und zur Verschönerung des Vatikan's entworfen, auf den jungen Künstler aufmerksam gemacht hatte, reis'te Raphael 1508

nach Rom, wo zu gleicher Zeit auch Michel Angelo Buonarotti (s. d. Art.) ankam, die sixtinische Kapelle zu schmücken. Der Papst erkannte das umfassende Genie Raphaels und wußte es zu würdigen. Schon war das Werk begonnen, die Säle des Vatikans mit Fresken zu schmücken; Viel es davon war schon zu Ende gebracht von Pietro da Franzesko, Luca da Cartona und Bramantino da Milano. Pietro della Gatte hatte eben Hand an die ihm aufgetragene Arbeiten gelegt, als Raphael mit in Konkurrenz trat, und in der Camera di Segnatura auf einer Steinwand sein großes Gemälde, bekannt unter dem Namen Disputa (der Streit über das Sakrament der Eucharistie) in Fresko ausführte. Die Vollendung entsprach den Erwartungen des Papstes so sehr, daß auf seinen Befehl alle übrigen Wandgemälde wieder herabgeworfen und durch Raphaels Hand ersetzt werden mußten; selbst den trefflichen Sodoma traf dieses Schicksal, nur Perugino der Lehrer durfte Platz behaupten unter den Werken des Schülers, und zwar aus Achtung für ihn: ein schöner Zug in Raphaels Charakter. Daß wir, ohne dieses glückliche Ereigniß, Raphaels Genie vielleicht nie so umfassend kennen gelernt, ja daß es sich selbst bei dessen leider so kurzen Lebensdauer wohl nie so schnell und auf den uns bekannten höchsten Grad der Kunst ausgebildet haben würde, möchten wir kaum mehr bezweifeln. Die verschiedenartigsten Aufgaben, wüthender Kampf (in der Schlacht des Constantin), Scenen des Schreckens (im Attila und der Bolzener Messe), besonders aber seine personifizirte Darstellungen der abstraktesten Begriffe (in der Disputa und der Schule von Athen), der übrigen Darstellungen des Parnasses und der vielen einzelnen allegorischen Figuren von Tugenden und Wissenschaften nicht zu gedenken; diese verschiedenartigsten Aufgaben mußten nicht nur sein Denken nach allen Seiten hin wecken, seinen Empfindungsgeist im ganzen Umfange anregen und beschäftigen, zum Erwerbe neuer Erfahrungen und psychologischer Kenntnisse nöthigen; kurz ihn selbst in die eigenen fast unergründlichen Tiefen seiner Seele blicken lassen, damit er überall konsequent verfahre, seinen Ideen Mannigfaltigkeit und dieser dann wieder Einheit und Ordnung gebe; und jetzt allen den weit höheren Forderungen an Disposition des Ganzen und Gruppirung der einzelnen Theile immer mehr zu entsprechen. In dem oben erwähnten Gemälde der Disputa ist Alles so fein gefühlt, so wohl und tief überlegt und doch dabei so zufällig wahr vor Augen gestellt, daß das Reizende und Gefällige davon nicht beschrieben werden kann. Ausdruck und Charakter stehen am Höchsten; Alles regt und bewegt sich nach Mannigfaltigkeit der Empfindungen in tiefer Ehrfurcht, und ist groß, edel und würdevoll gehalten, und je näher dem Sakramente, desto mehr. Die Gruppen der Väter mit dem Eigenthümlichen ihrer Züge, wie aus dem Leben, sind das Würdigste, was man sehen kann. Die Umrisse sind mit bewunderungswürdiger Strenge und Sicherheit gezeichnet; Leben und Charakter im Runden, besonders in den Köpfen, mit einer Bestimmtheit und anatomischen Kenntniß fein gefühlt und richtig modellirt, daß man es nur mit Staunen betrachten kann. Das zweite Hauptgemälde Raphaels in der Camera di Segnatura ist die Schule von Athen. Im vorigen Bilde waren es zunächst die berühmten Theologen, hier dagegen sind es die ausgezeichnetsten Philosophen des Alterthums, die handelnd eingeführt sind. Ein in sich abgeschlossenes Ganzes, in seinen Theilen wohl verbunden, von tiefer, sprechender Motivirung aller Charaktere, durch und durch wahr, im Ausdruck und der Bewegung. Der Anordnung kann man im Ganzen hohe Simplizität nicht absprechen. Es ist auch hier Alles groß und edel gehalten, doch von anderer Art und auf andere Weise. Es herrscht hier bei allem dem, und in Vergleichung zur Disputa, eine größere Mannigfaltigkeit in Stellung und Geberde. Alles regt sich mit mehr Freiheit, doch auch im Gleichgewichte; nirgends

Uebertreibung. Das dritte Hauptgemälde jener Camera stellt den Parnaß vor: Apollo sitzend, um ihn dieneun Musen; rechts dieser Gruppe Homer zwischen Virgil und Dante — ist aber als Gemälde von Raphaels Hand keines der vorzüglichen. Dann folgen die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie Gerechtigkeit und Dichtkunst; ferner in den Ecken des Plafonds der Fall Adams, die Astronomie, Apoll und Marsias und Salomons Urtheil, sämmtlich in Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierten Hauptwand unter den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den K. Justinian, der die Pandekten vom Trebonian empfängt, und Gregor der Zehnte, der die Dekretalen einem Sachwalter des Consistoriums übergiebt, unter denselben Moses und eine bewaffnete allegorische Figur. Alle diese Arbeiten hatte Raphael 1511 vollendet. Um diese Zeit malte er mit gewohnter Kunstfertigkeit den Esaias in St. Augustin, die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace und seine berühmte Madonna di Foligno, unter Napoleon im Pariser Museum, wo es mit vielem Glück von Holz auf Leinwand gezogen worden, befindet sich jetzt im Vatikan. Auf Wolken sitzt die jungfräuliche Mutter mit dem geliebten Sohne; um beide ein weiter Lichtkreis gezogen, um den sich zwischen leichten Wölkchen wie aus Aether gewobene himmlische Kinder betend und frohlockend gesammelt haben. Den untern Raum nehmen zunächst vier Figuren, Johannes der Täufer, St. Franziskus, der Donator des Bildes und St. Hieronymus, ein. Zwischen ihnen ein Engel, der eine noch unbeschriebene Tafel hält. Unter allen, die Sanzio im Geiste je empfangen, und sein Pinsel zur Darstellung gebracht hat, ist diese Madonna die erwählteste, die würdigste, heiligste von Allen. Was sie auf Erden war, Jungfrau und Mutter, und Mutter und Jungfrau, und Himmelskönigin jetzt; Demuth und Majestät, begnadigt und begnadigend, das Alles erscheint sie hier oben in unbegreiflicher Einigung; die wunderbarste, die bedeutungsvollste von Allen, ein ewiger Typus für Alle. Stellung und Bewegung sind lauter Grazie; die Formen scheinen fast ideal und weniger aus der wirklichen Natur genommen, und doch so lebendig, so tief beseelt und natürlich der wunderschöne Kopf mit dem herabwallenden Schleier, den das Kind mit beiden Händen erfaßt. Wie Raphael in dem eigenthümlichen originellen Styl mit Riesenkraft immer stieg, zeigte er in folgendem Gemälde in den Stanzen: die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, den er plündern wollte. Hier ist der Styl weit ernster, größer, kühner, und gewaltiger, die Behandlung weit geistreicher und meisterhafter. Diesem folgte 1514 unter der Regierung des neuen Papstes, Leo X., der die Kunst mit Enthusiasmus liebte, sein Attila, der, durch Leo den Großen bewogen, sich von Roms Maueren zurückzieht; und Petri Befreiung aus dem Gefängniß. In vier Fächern der Decke sind biblische Geschichten gemalt: Gott der Vater, wie er dem Moses die Befreiung der Kinder Israel aus Aegypten verheißt; Noah, Gott für seine Rettung aus der Sündfluth dankend; die Aufopferung Isaaks; Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Inzwischen fertigte Raphael auch mehrere Staffelei-Gemälde: unter andern die berühmte Madonna del Pesce (im Eskorial), eine heilige Cäcilia von unvergleichlicher Schönheit, einige Madonnen, wovon die dell' Impannato die berühmteste; Ezechiels Traum, Christus in der Glorie von Heiligen umgeben (alle 4 in Paris gewesen), die unter dem Namen lo Spasimo die Sicilia bekannte Kreuztragung (jetzt in Madrid), sodann sein eignes Bildniß, in der k. Gallerie zu München, das Porträt Leo's X. in Florenz u. a. Um dieselbe Zeit soll auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erschollenen Ruhm bewogen worden seyn, mit ihm schriftlich in freundschaftliche Verbindung zu treten; sie übersandten sich gegenseitig Werke ihrer Hand, Dürer an Raphael einige Kupferblätter und

sein Bildniß, dieser aber an den Erstern mehrere Zeichnungen. Für den unermüdeten Raphael waren jene verschiedene Arbeiten indessen nur Nebenbeschäftigungen, die ihn in seiner Hauptarbeit im Vatikan nicht aufhielten, wo Leo X. schon die Ausschmückung eines dritten Zimmers für ihn bestimmt hatte. Allein wenn gleich Raphael die Zeichnungen lieferte, die Aufsicht über die Ausführung übernahm, und oft die letzte Hand anlegte, so mußte er doch oft den mühsameren Theil der Arbeit jungen Künstlern überlassen. Auf zwei Seiten des Zimmes sieht man die Krönung Karls des Großen durch Leo III. und die Rechtfertigung dieses Papstes über die bei Karl gegen ihn erhobene Anklage; auf den beiden andern Seiten Leo's IV. Sieg über die Sarazenen im Hafen von Ostia, und die wunderbare Löschung des Brandes im Borgo Vechio zu Rom. Letzteres ist ein Gemälde, in dem man Raphael's Reichthum an Erfindung nicht genug bewundern kann, da er keine der interessantesten Situationen unbenützt gelassen hat, um auf das Gefühl des Zuschauers recht ergreifend zu wirken. Charakter und Bewegung der Figuren sind vortrefflich; erschütternde Situationen fordern bewegteren Ausdruck, größere Anstrengung; aber Raphael hielt sich aber immer dabei in den Schranken des Edlen, nirgends finden wir Uebertreibung. Jetzt (1517) bekam Raphael den Auftrag, die von Bramante unvollendet gelassenen Logen des vatikanischen Pallastes, d. h. die Gallerien, welche die Zimmer des Pallastes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurde vom Papst genehmigt, und dieser ersuchte den Künstler, auch die Zeichnungen zu der Malerei sowohl, als zu dem Schnitzwerk und der Stukaturarbeit zu verfertigen. Die Zeichnungen merkwürdiger Alterthümer zu liefern, trug er besonders zweien seiner Schüler auf, dem Julius Romano und Johann von Udine; der erstere hatte die Aufsicht über das Fach der Geschichte, der letztere über Stukaturarbeit und Arabesken. In den zahlreichen Fächern der Decke brachte Raphael eine Reihe bibl.ischer Geschichten an, deren einige von ihm selbst ausgemalt, andere von seinen Schülern unter seiner unmittelbaren Aufsicht vollendet sind. Die Größe und Mannichfaltigkeit dieser Arbeit, die schöpferische Einbildungskraft Raphaels in den Zeichnungen, die Freundlichkeit und Nachsicht, womit er seine Schüler behandelte, deren immer mehrere in seinem Gefolge erschienen, sobald er sich an öffentlichen Orten sehen ließ, und die Freigebigkeit, womit der Papst ihre Arbeiten belohnte, — alles machte damals den Vatikan zu einer Pflanzschule der Kunst. Der Papst, entzückt von der Vortrefflichkeit dieser Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatikan mit Bildnissen der Heiligen und Apostel auf, ernannte ihn zum Oberaufseher über alle Verschönerungen dieses Pallastes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. In diesem Abschnitt seines Lebens verfertigte Raphael mehrere Oelgemälde, die nachher sowohl in Rom, als in andern Gegenden Italiens so begierig gesucht wurden, und noch jetzt die Hauptzierde der meisten Gemäldesammlungen in Europa ausmachen; z. B. die Madonna für die Kirche St. Sixt zu Piacenza (gegenwärtig in Dresden), unstreitig eins der Meisterwerke seines Pinsels (die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in diesem Bilde herrschen, möchten wohl für immer unerreicht bleiben); ferner Raphaels großes Gemälde des h. Michael (war in Paris), die Freskogemälde in der Farnesina, das Leben der Psyche in zwölf Bildern, und die Galatee vorstellend, alle, außer dem letztgedachten, von seinen Schülern ausgeführt; sodann die von jenen sehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Psyche, 38 an der Zahl; ingleichen die wunderliebliche Madonna della Segiola (in Paris). Eben so ausgezeichnet sind seine Bildnisse; z. B. die Porträts der Beatrice von Ferrara und seiner geliebten Fornarina, in Florenz. Letzteres ist von unbeschreiblicher Vollendung und als Gemälde an Kraft, Wärme,

Klarheit und Verschmelzung der Töne mit keinem seiner Werke zu vergleichen; des Carondelet (welches Bildniß sich jetzt in England befindet), des Grafen Castiglione, der wunderschönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andre ausgezeichnete Arbeiten. So berühmt er als Maler war, so zeichnete er sich nicht minder auch als Baumeister aus; er erhielt 1574 die Stelle eines Oberarchitekten, und mußte zu mehrern Palästen, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern. Wahrscheinlich später fertigte Raphael für Augustin Chigi die vortrefflichen Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in Santa Maria del Popolo, so wie zu einem Familiendenkmal dieses kunst- und wissenschaftliebenden Römers. Leo der Zehnte machte rastlos Forderungen, die nur das Genie und die geübte fertige Hand eines so großen Künstlers wie Raphael befriedigen konnte. Da der Papst ein Zimmer im Vatikan mit Tapeten behängen lassen wollte, die damals in Flandern sehr schön gearbeitet wurden; so mußte Raphael zu dieser Arbeit die Zeichnungen angemessener biblischer Geschichten liefern. Er wählte sie aus der Apostelgeschichte, und zeichnete auf Pappe, mit Papier überklebt, den Tapetenwebern ihre Muster mit lebendigen Farben vor. Jeder von diesen Cartons hatte unten einen breiten Rand, auf welchem eine Begebenheit aus dem Leben Leo's X. in helldunkler Manier vorgestellt war. Die nach diesen Mustern gewirkten Tapeten, welche sich in einem der vatikanischen Säle befinden, setzen durch ihre täuschenden Gestalten und lebhaften Farben alle Zuschauer in Erstaunen, weil man sie eher für Werke des Pinsels, als des Weberstuhls, halten möchte. An diese Meisterstücke verwandte Leo die ungeheure Summe von 76.000 Scudi. Die Tapeten wurden nun zwar nach Rom geliefert, allein die noch kostbareren Cartons von Raphael ließ man in den Händen der flandrischen Arbeiter. (S. über ihre Schicksale d. Art. Cartons.) Mehrere Staffeleigemälde scheinen auch um diese Periode von Raphael verfertigt worden zu seyn, unter andern Johannes in der Wüste (von dem mehrere fast gleich gute und einander fast ganz ähnliche Bilder existiren, nämlich in Florenz, in London, aus der Gallerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht gewiß ist, welches von diesen das Original ist), ferner seine Madonna mit dem Christkinde, das von einem Engel mit Blumen bestreut wird (war in Paris), u. m. a. Unter den letzten unvollendeten Arbeiten Raphaels sind seine Zeichnungen für die vierte Stanze, die Halle Constantins, die von Julius Romano und J. Fr. Penni vollendet wurden. Das Ganze besteht aus vier besondern großen Stücken; die Bekehrung Constantins und wunderbare Erscheinung des heil. Kreuzes, Constantins Sieg über Maxentius, Constantins Taufe, und seine Schenkung an die Kirche vorstellend. Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes Gemälde war die Verklärung Christi, welche vom Cardinal Julius von Medizis für die Hauptkirche seines Erzbisthums Narbonne bestimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam; es war ebenfalls im Museum zu Paris, ist aber jetzt wieder im Vatikan aufgestellt. Wenn auch die Kritiker diesem Bilde gewöhnlich vorgeworfen haben, «es enthalte zwei Hauptgegenstände, und bestehe eigentlich aus zwei Bildern»; so müssen doch alle zugeben, daß dieses Gemälde das vollendetste Meisterstück ist, welches die neuere christliche Kunst hervorgebracht hat. Die Composition ist so edel, die Zeichnung so vollendet, der Ausdruck so erhaben und ernst, es herrscht in den Charakteren so große Mannigfaltigkeit, das Colorit, so wie es von Raphael herrührt, ist so wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken andrer Meister diese Vorzüge in dem Maße vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Christus, in welchem diese Vereini-

gung am meisten bewundert wird, soll seine letzte Arbeit gewesen seyn. Im 37. Jahre seines Alters starb der große Künstler an einem hitzigen Fieber, dessen Ursache er den Aerzten verborgen hatte, und die ihn daher falsch behandelten. Sein Leichnam wurde öffentlich ausgestellt und in der Kirche St. Maria Rotunda, in dem ehemaligen Pantheon, beigesetzt. Raphael war ein gutmüthiger, zuvorkommender, dienstfertiger, bescheidener und liebenswürdiger Mann; er besaß eine schöne Gestalt, eine edle, Zutrauen erwekkende Gesichtsbildung. Der Cardinal Bibiena wollte ihm seine Nichte zur Gattin geben: Raphael hoffte aber von Leo X. den Cardinalshut zu erhalten, und deßhalb blieb er unverheirathet. Raphaels Nachlaß fiel, seinem letzten Willen gemäß, an seine Lieblingsschüler, Giulio Romano und Franzesko Penni. Raphaels Künstlercharakter kündigte sich schon früh in seinen Gemälden an. Wir finden ihn in seiner Grablegung (in der Gallerie Borghese), zu welcher er die Zeichnung während seines ersten Aufenthaltes zu Florenz verfertiget, in den Gruppen dieses Gemäldes so frei, groß und herrlich sich bewegen, als nur immer in den Anordnungen seiner Schule von Athen. Dagegen finden wir ihn in den Gemälden der heil. Cäcilia und der Madonna di Foligno, die wenn nicht später, doch gleichzeitig mit der Schule von Athen sind, zur Eurythmie zurückgekehrt; ja derselben noch in seinem letzten Werke huldigen in der eigentlichen Verklärungsscene: Christus zwischen Moses und Elias. Daraus geht nun klar hervor, daß Raphael schon frühzeitig dem strengeren Style mit großer Besonnenheit ergeben war, und weit entfernt durch Mich. Angelo's Anordnungsweise davon zurückgebracht, denselben vielmehr, wo es Natur und Charakter der Gegenstände nothwendig heischten, bis ans Ende seines Lebens beibehalten hat. Endlich war es ihm vorbehalten, allen frühern Meistern es darin zuvor zu thun, daß sein vorstrebendes Genie mit jenem gebundenen Style zugleich einen freiern, bewegteren zu verbinden gewußt, so, daß man jetzt zwei Style in seinen Werken unterscheiden muß, von welchen beiden er bald getrennt, wie es der Gegenstand der Aufgabe forderte, bald vereinigt, den verständigsten Gebrauch machte. Von letzterm Falle geben uns die Disputa und selbst die Transfiguration die unwiderleglichsten Beweise. Im Ganzen trägt jede seiner poetischen Erfindungen den Charakter völliger Abgeschlossenheit, sowohl was den Moment der Handlung, als die darin begriffenen Personen betrifft, deren Zahl sich genau nach dem Interesse und Umfange des Gegenstandes richtet, worauf er jede bezogen hielt zur Einheit und Deutlichkeit der Darstellung. Auf Deutlichkeit ging zuerst sein Streben im Ausdruck. Durch Mienen und Geberden spricht jede Figur den Zweck ihres Daseyns bündig aus. In der Motivirung war er der größte Meister. Sein Ausdruck blieb immer edel, und selbst da, wo er durch Leidenschaft sichtbar verstärkt hervortritt, im durchgängigen Gleichgewichte mit sich selbst. Braucht es noch mehr, um sagen zu müssen: Raphael war ein unbegreifliches Genie, der Künstler ohne Gleichen, mit dem Keiner der Erste gewesen, und Keiner der Zweite! Raphaels Zeichnung ist im Ganzen schön und richtig zu nennen wenn gleich seine Formen weniger der Antike, als der einfachen, kräftigen Natur sich nähern, deren Wahrheit er mehr, als ihrer Steigerung zum Idealen nachgestrebt hat. Seine Formen sind darum schön, ohne die schönsten zu seyn, lebendig und höchst bedeutsam, ohne Kälte, ohne frostige Gleichgültigkeit. In den Umrissen war er äußerst bestimmt, ja fein bis zum Zierlichen. Dieses Letztere setzen wir in das Geschmeidige der Umrisse, in einen fließenden Schwung der Linien, der alles Harte und Eckige in den Biegungen vermeidet. Anfänglich hielt er sich in seinen Umrissen mehr an die Strenge seiner Schule, wie sie denn auch allen übrigen vor ihm eigen gewesen war. Im Grunde kann man nicht sagen, daß er später gänzlich davon

abgewichen; nur ist sie in der Folge eher Bestimmtheit als Strenge zu nennen. Aber in das Fade, Verweichlichte und völlig Charakterlose der Umrisse späterer Schulen ist er nie verfallen. Den Styl der Gewänder bildete Raphael ebenfalls zu einer Größe, Wahrheit, Schönheit und Mannigfaltigkeit aus, worin er allen Uebrigen weit überlegen ist. Die Unterlage, Stellung oder Bewegung, gab jeder seiner Kleidungen den natürlichen Bruch, die richtige Faltung; seine fliegenden oder sonst bewegten Gewänder sind ganz unvergleichlich. Dabei wird man unwillkührlich auf die Vermuthung gebracht, es mögen da und dort die antiken Basreliefs ihm zu Vorbildern gedient haben. Nur in der Färbung allein, und in dem, was als berechnete Wirkung damit verbunden ist, im Helldunkel, geben seine Fresken im Vatikan keinen erfreulichen Beweis von Raphaels Vollkommenheit; und leicht sehen wir ihn in diesen künstlichen Theilen von Anderen übertroffen. Indeß liegt die Ursache zum Theil in der Beschränktheit der Behandlungsweise al Fresco zu malen. Daß er übrigens ein tüchtiger Maler gewesen, davon gab er herrliche Beweise; seine heil. Cäcilia, seine Madonna di Foligno, die Fornarina und das Bildniß Julius II. sind doch gewiß gemalt. Wenn gleich der röthliche Ton seiner Carnation und das Schwarze seiner Schatten, das man den Oelgemälden vorwirft, uns an seine Fresken erinnern; so wußte er doch auch durch gefälligere Mitteltöne zarte Verbindungen und Uebergänge aus dem Schatten in das Licht, und damit ein theilweises Helldunkel in seinen Figuren hervorzubringen, sey es auch, daß man das Letztere in der Haltung seiner Gemälde von größerem Inhalt vermißt. Raphaels beste Schüler waren, außer den genannten: P. Cald. di Caravaggio, Benv. Garofalo, Joh. v. Udine, Bagnacarallo. Die neuesten Biographien Raphaels haben Braun (Wiesb. 1815) und Füßli (Zürich 1815) geliefert. In München, Mainz und Berlin feierten 1820 mehrere Künstler, so wie die Kunstakademie zu Berlin seinen 300jährigen Todestag.

Rapp (Johann, Graf von), einer der besten Kavallerie-Offiziere Napoleons, geb. 1772 in Elsaß, nahm 1788 Kriegsdienste, und zeigte eine vorherrschende Neigung zu diesem Fache. Unter dem General Desaix machte er als Adjutant den Feldzug in Deutschland mit, und segelte hierauf in derselben Charge nach Aegypten ab. Mit Desaix kehrte er wieder nach Europa zurück, und sah seinen trefflichen General bei Marengo fallen. Napoleon zog ihn nach dieser Schlacht als Adjutant an sich. Im Jahr 1802, als der Bürgerkrieg in der Schweiz ausgebrochen war, weil mehrere der kleineren Kantone die neue republikanische Verfassung nicht gegen die alte vertauschen wollten, sandte ihn Napoleon zu den Eidgenossen mit der Forderung, die Feindseligkeiten einzustellen und Frankreichs Vermittlung anzunehmen; Rapp erreichte den Zweck seiner Sendung. In der Schlacht bei Austerlitz drang er mit einem Reiterhaufen in die russischen Garden, und brachte sie in Unordnung. Napoleon ernannte ihn zur Belohnung der tapfern That zum Divisionsgeneral. In dem folgenden preuß.-russischen Kriege zeichnete er sich nicht weniger aus, und löste 1807 den General Lefebre in dem Oberbefehl von Danzig ab. Napoleons Befehle in Rücksicht auf Danzig, so wie die Ereignisse des Krieges, waren für diese Stadt ungemein drückend. Rapp benahm sich aber in seinem wichtigen Posten so schonend, und wußte die strengen Befehle und andere Maßregeln, die er in Ausführung bringen mußte, so viel als möglich zu mildern, so daß selbst Augenzeugen ihm das Lob nicht verweigern können, er sey aus den französischen Generalen der bessere für Danzig gewesen. In dem unglücklichen Zuge nach Rußland 1812 bedeckte sich Rapp mit neuem Ruhme, und nach demselben eilte er nach Danzig, um die Festung in Belagerungszustand zu setzen; dies that er im härtesten Winter durch Ueberwindung der größten Schwierigkeiten mit genialer Einsicht. Anfangs des Jahrs 1814 fing die Belagerung an. Rapp

vertheidigte sich mit der entschlossensten Tapferkeit; endlich zwangen ihn mehr die Hungersnoth und die Erschöpfung aller Vertheidigungsmittel, als die Feinde, die Stadt auf ehrenvolle Bedingungen zu ergeben. Er ging nach Kiew als Kriegsgefangener. Im Sommer 1814 kehrte er nach Frankreich zurück, und ward mit Auszeichnung empfangen. 1815 befehligte er das erste Armeekorps gegen Napoleons Invasion. Erst, nachdem das Schicksal der Bourbonen schon entschieden, und die ganze Armee zu ihrem alten Kaiser übergegangen, schloß sich auch Rapp ihm an: erklärte aber dem Kaiser in einer vertrauten Unterredung, die Rapp in seinen Memoiren öffentlich bekannt gemacht hat, daß er unter andern Verhältnissen und im Beginne des Unternehmens, gegen den Kaiser sein Korps geführt haben würde: demungeachtet übergab ihm Napoleon das Kommando der Rheinarmee, welche die Linien an der Lauter und Weißenburg besetzt hielt. Rapp lieferte einem weit überlegenen Feinde einige Gefechte und zog sich dann unter die Kanonen von Straßburg zurück. Auch Ludwig der Achtzehnte ließ ihm den von Napoleon anvertrauten Oberbefehl über die fünfte Division bis zum September, wo sie auseinander ging. Während der Zeit bekämpfte er mit Muth und Entschlossenheit einen Aufruhr unter seinen Truppen. Er lebte hierauf eingezogen auf seinen Gütern, kehrte aber bald nach Paris zurück. Er hatte eben den Dienst beim Könige, als er die Nachricht von Napoleons Tode erfuhr; sie erschütterte ihn so sehr, das er seine Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte. „Ich bin kein Undankbarer," sprach er und entfernte sich. Der König erfuhr Rapps edles Benehmen und äußerte sich gegen ihn: „Ich weiß, daß Sie jene Nachricht tief bewegt hat, dies macht Ihrem Herzen Ehre; ich achte und liebe Sie um so mehr." Er starb 1822 als General der Kavallerie, und hinterließ Memoiren über sein Leben.

Raserei, s. Wahnsinn.

Rastadt, eine regelmäßig gebaute Stadt von 6000 Einw. im Murg- und Pfinzkreise Badens, am Einfluß der Murg in den Rhein, zwei Meilen von Karlsruhe, war bis 1771 die Residenz der Markgrafen von Baden-Baden. Merkwürdig ist das schöne nach dem Muster zu Versailles angelegte Schloß mit schätzenswerthen Gemälden, das Lyceum, das katholische Schullehrer-Seminarium, die treffliche Waaren liefernde Stahlfabrik und die guteingerichteten Murgbäder. Der Speditionshandel ist bedeutend. — In der Geschichte ist Rastadt bekannt durch zwei hier gehaltene Friedenskongresse. Auf dem ersten (1713) hatten die Friedensunterhandlungen, welche dem Frieden zu Baden in der Schweiz (7. Sept. 1714) vorangingen, zwischen dem Prinzen Eugen östreich. Seits und dem Marschall Villars von Seiten Frankreichs statt. In der Geschichte des franz. Revolutionskrieges ist der zweite Kongreß zu Rastadt denkwürdig, ob er gleich fruchtlos war. Er wurde von der Reichsdeputation unter dem Vorsitze des kurmainzischen Direktorial-Subdelegirten, Freiherrn von Albini, in Gegenwart des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Grafen Metternich, am 9. Dez. 1797 eröffnet, und am 7. April 1799 durch den kaiserlichen Bevollmächtigten mittelst eines kaiserlichen Kommissionsdekrets aufgelöst. Die franz. Diplomatie verleugnete zu Rastadt jede Form des Anstandes; die deutsche benahm sich oft kleinlich und furchtsam, und das Ganze endigte am 28. April 1799 mit einem blutigen Frevel, wo die franz. Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean de Bry, von Rastadt mit Pässen des kurmainzischen Direktorialgesandten, Freiherrn von Albini, versehen, Abends ungefähr 200 Schritt weit von der Vorstadt auf dem Wege nach Pittersdorf meuchelmörderisch von einer Rotte Menschen angehalten wurden, die wie Szekler-Husaren gekleidet waren, von welchen aber nicht ausgemacht ist, ob es wirklich Szekler oder verkleidete gedungene Mörder waren. Ueberhaupt liegt jene schaudererregende Begebenheit, welche zweien der französischen Gesandten den Tod brachte, noch im Dunkel.

Räthsel (von rathen), eine Aufgabe zur Beschäftigung des Scharfsinns, die vermittelst absichtlicher Dunkelheiten mehr als eine Lösung zuzulassen scheint, aber in der That nur auf eine Art genügend beantwortet werden kann. Zu dem Ende stellt es die Eigenschaften des im Sinne behaltenen Gegenstandes so dar, daß der Rathende dadurch irre geführt und auf andere in den Merkmalen verwandte Gegenstände hingeleitet wird. Die änigmatische oder Räthsel-Poesie gehörte zu den Erstlingefrüchten des erwachten menschlichen Nachdenkens, zu den frühesten Blüthen des Witzes und des Scharfsinns. Sie war — vorzüglich in ihrer Heimath, dem Orient — bei Festen und Freudengelagen ein willkommener Gast und Veranlassung zu heiteren Kämpfen und Wettspielen, Hebräern und Arabern aber vorzüglich lieb. Wir erinnern nur an die Räthselspiele bei Simsons Hochzeitsfeste und an den Räthselkampf, zu welchem die Königin Saba aus dem fernen Arabien an K. Salomon's Hofe sich einfand. Die Salomenischen Sprichwörter enthalten eine Menge schöner räthselhafter Sprüche und können als die älteste Sammlung der Art gelten. — Schon das Alterthum liebte die poetische Einkleidung derselben, die auch von den bessern neuern Räthselbildnern der prosaischen vorgezogen worden. Als Muster können die bekannten Schiller'schen Räthsel angesehen werden. Eine Sammlung meist recht gelungener Räthsel gab Th. Hell im J. 1811 unter dem Titel: Arigonien, heraus.

Rationalismus. So nennt man in der Theorie von dem Ursprung unserer Erkenntniß, die Behauptung, daß es Erkenntnisse gebe, die aus dem Erkenntnißvermögen selbst entspringen, und daher Erkenntnisse a priori heißen. Die Behauptung hingegen, daß alle unsere Erkenntniß aus der Erfahrung müsse abgeleitet werden und durch die Sinne in uns komme, heißt der Empirismus, und wenn er gar keine rationale Erkenntniß zugibt, der reine Empirismus. Der Rationalismus gründet sich darauf, daß es Erkenntnisse gebe, die Nothwendigkeit und Allgemeinheit haben, welche allein durch die Ableitung jener Erkenntnisse aus dem Erkenntnißvermögen eingesehen wird; indem der Mensch so erkennen muß und also nothwendig immer so erkennt, wie das Erkenntnißvermögen nach seiner Beschaffenheit die Erkenntnisse allein formen kann. Kant, der den Rationalismus zuerst in Ansehung der Gründe, Grenzen, Anwendung und Umfang desselben in seiner ganzen Vollkommenheit aufgestellt hat, hatte zu unserm Zeitalter das Zutrauen, daß der Empirismus vermuthlich nur noch zur Uebung der Urtheilskraft aufgestellt werde. Er meinte daher, daß man es denen doch Dank wissen müsse, die sich mit dieser sonst eben nicht belehrenden Arbeit bemühen wollen. Er irrte sich aber hierin, denn in Deutschland hat man eben so, wie bisher in Frankreich der Empirismus herrschend war, denselben in allem Ernst vertheidigt. Man kann den Rationalismus sowohl als den Empirismus nach den drei spezifisch verschiedenen Erkenntnißvermögen eintheilen, in den der spekulativen Vernunft, den der praktischen Vernunft und den der Urtheilskraft. Der Rationalismus der spekulativen Vernunft ist die Behauptung, daß es unter unsern Erkenntnissen solche gebe, die a priori sind, oder die aus dem Erkenntnißvermögen selbst entspringen, welche also aller unserer Erkenntniß eine nothwendige und unveränderliche Form geben, und sie unveränderlichen Gesetzen unterwerfen. Der Empirismus der spekulativen Vernunft ist die Behauptung, es gebe keine solche Erkenntnisse, sondern alle Erkenntniß komme a posteriori, durch die Sinne, in uns. Der reine Empirismus der spekulativen Vernunft ist in Ansehung der kosmologischen Ideen im Art. Epikurismus vorgetragen; er muß durchaus leugnen, daß es einen freien Willen, folglich Moralität und einen Gott, folglich Religion gebe, wenn er anders konsequent seyn will. Denn das sind Vernunftideen, zu denen es in der Sinnenwelt keine Gegen-

stände gibt. Gibt es also nichts weiter als Erfahrungserkenntniß, so gibt es auch nichts weiter, als die Sinnenwelt, folglich keine übersinnliche Gegenstände. Der reine Empirismus hat daher auch gar kein praktisches Interesse. Moral und Religion ziehen uns, als Willensbestimmungen, um ihrer selbst willen an; Niemand, der nicht ganz verworfen ist, möchte sie wohl wissen. Der reine Empirismus aber gefällt uns in Beziehung auf unsern Willen und unsere Handlungen gewiß nicht; denn er scheint der Moral und der Religion alle Kraft und allen Einfluß zu benehmen. Denn wenn es kein von der Welt unterschiedenes Urwesen gibt, wenn der Wille nicht frei ist, so verlieren die moralischen Ideen und Grundsätze alle Gültigkeit, und an der Religion und den transscendentalen (aus dem Vernunftvermögen selbst hervorgehenden und auf nicht empirische Gegenstände hinweisenden) Ideen, die die letztere voraussetzt, ihre theoretische (obwohl allein nicht zureichende, dennoch unentbehrliche) Stütze. Dagegen hat freilich der reine Empirismus ein größeres spekulatives Interesse, und das ist es eben, was so sehr für ihn einnimmt. Der Verstand ist bei demselben immer auf seinem eigenthümlichen Boden, nämlich dem Felde von lauter möglichen Erfahrungen, vermittelst deren Gesetze er seine sichere und faßliche Erkenntniß ohne Ende erweitern kann. Er kann hier alles der Anschauung darstellen, oder doch in Begriffen, deren Bild in gegebenen ähnlichen Anschauungen klar und deutlich vorgelegt werden kann. Der Empirist wird es z. B. niemals erlauben, irgend eine Epoche der Natur für die schlechthin (absolut) erste anzunehmen, weil er einen schlechthin ersten Anfang der Welt verwirft. Er wird von den Gegenständen der Natur nie zu denen überzugehen erlauben, die weder Sinn, noch Einbildungskraft in concreto darstellen kann, dergleichen das absolut Einfache ist, und hält daher sogar die Seele für eben so theilbar und verweslich, als die Materie. Er wird nicht einräumen, daß man in der Natur einen freien Willen zum Grunde lege, weil nach Naturgesetzen alles nothwendig seyn muß, und nichts in der Natur unabhängig von diesen Gesetzen wirken kann. Er wird nicht zugeben, daß man die Ursache irgend wozu außerhalb der Natur in einem Urwesen suche, das nicht zur Natur gehöre. Denn alles dies hieße das Feld der Erfahrung verlassen und folglich nach seiner Vorstellung, dichten. Man sollte zwar glauben, daß die transscendentale Dogmatik oder der Inbegriff von Behauptungen, die eine Erkenntniß a priori möglich machen sollen, den Empirismus dem gemeinen Verstande annehmlicher machen würde. Allein eben das, daß der Gelehrteste von den Gegenständen dieser Erkenntniß nicht mehr weiß, als der gemeine Verstand, empfiehlt ihm den dogmatischen Rationalismus. Die Eitelkeit also, etwas zu wissen, wovon der Gelehrteste nicht mehr weiß, und die Gemächlichkeit, dieses zu wissen, ohne viel Nachforschungen darüber anstellen zu dürfen, empfehlen den dogmatischen Rationalismus sehr. Der gemeine Verstand will überdem etwas haben, womit er zuversichtlich anfangen kann zu erklären, die Unbegreiflichkeit eines solchen absoluten Anfangs beunruhigt ihn nicht. Zuletzt aber verschwindet alles spekulative Interesse bei ihm vor dem praktischen, und so ist der Empirismus der transscendental-idealisirenden spekulativen Vernunft aller Popularität gänzlich beraubt. Der dogmatische Rationalismus hat überdem noch ein architektonisches Interesse, denn die Vernunft fordert nicht empirische, sondern reine Vernunfteinheit a priori. Diesem Interesse ist nun der Empirismus gänzlich zuwider; denn seine Sätze sind von der Art, daß sie die Vollendung eines Gebäudes von Erkenntnissen gänzlich unmöglich machen. Der dogmatische Rationalismus kann das Gebäude seiner Erkenntniß vollenden, denn nach demselben gibt es einen absoluten Anfang der Welt, absolut einfache Theile, woraus alles zusammengesetzt ist u. s. w. Bei den Voraus-

setzungen des Empirismus ist aber ein vollständiges Gebäude der Erkenntniß gänzlich unmöglich, denn nach ihnen gibt es über einen Zustand der Welt immer einen noch ältern, in jedem Theile immer noch andere wiederum theilbare u. s. w. Könnte sich ein Mensch von allem Interesse losmachen und die Behauptungen der Vernunft, gleichgültig gegen alle Folgen, bloß nach dem Gehalt ihrer Gründe in Betracht ziehen, so würde er in einem unaufhörlich schwankenden Zustande seyn und sich bald zu einer Behauptung, bald wieder zu dem Gegentheil derselben bekennen. Der Rationalismus der praktischen Vernunft ist die Behauptung, daß die praktischen Begriffe des Guten und Bösen nach einem, aus der Vernunft entspringenden, also reinen, a priori den Willen bestimmenden Gesetze und durch dasselbe, bestimmt werden müssen; daß also die Vernunft durch ihr Gesetz den Willen a priori bestimmen könne. Der Empirismus der praktischen Vernunft setzt die praktischen Begriffe des Guten und Bösen bloß in Erfahrungsfolgen (der sogenannten Glückseligkeit). Der Empirismus frägt, was wird daraus entstehen, wenn ich so oder so handle, wird es mir Nutzen oder Schaden bringen, und nennt im erstern Falle die Handlung gut, im letztern böse; der Rationalismus frägt, welche Handlungsmaxime kann als allgemeines Gesetz für den Willen betrachtet werden, damit ich bloß um dieser Beschaffenheit der Maxime willen darnach handle, und nennt die Handlung, die darum geschieht, gut, und die entgegengesetzte böse. Der erste rottet die Sittlichkeit in Gesinnungen mit der Wurzel aus; daher ist die Verwahrung vor demselben höchst wichtig und anrathungswürdig. Der Rationalismus der Urtheilskraft ist die Behauptung, daß aus der Urtheilskraft selbst Gründe der Subsumtion des Besondern unter das Allgemeine entspringen. Der Empirismus der Urtheilskraft ist die Behauptung, daß alles Urtheilen sich bloß auf logische Abstraktion von Erfahrungsgegenständen gründe, wodurch alles Allgemeine gegeben werde, unter welches das Besondere subsummirt werde. Beide sind entweder der des Geschmacks oder der der teleologischen Urtheilskraft. — Der Rationalismus in Glaubenssachen ist die Behauptung, daß bloß die natürliche Religion moralisch-nothwendig, d. i. Pflicht sey. Er ist entweder Naturalismus (s. d. A.) oder reiner Rationalismus, welcher eine übernatürliche göttliche Offenbarung zuläßt, aber behauptet, daß sie zu kennen und für wirklich anzunehmen, zur Religion nicht nothwendig erfordert werde. Der Rationalismus muß sich, vermöge dieses seines Titels, von selbst schon innerhalb der Schranken der menschlichen Einsicht halten. Daher wird er, wenn er konsequent seyn will, immer nur reiner Rationalist seyn. Also kann die Streitfrage nur die wechselseitigen Ansprüche des reinen Rationalisten und des Supernaturalisten in Glaubenssachen, der an eine übernatürliche Offenbarung glaubt, betreffen. Der Gegenstand des Streits zwischen beiden ist: ob sich eine übernatürliche Offenbarung beweisen lasse, und ob sie zur alleinigen allgemeinen wahren Religion nothwendig, oder die bloße natürliche Religion schon hinlänglich und die geoffenbarte bloß zufällig sey. S. Offenbarung.

Raub (rapina, robbaria, depraedatio) ist die gewaltthätige Entwendung einer Sache, bei der aber der Thäter nicht die Absicht hat, das Leben des Besitzers zu gefährden. Der Raub unterscheidet sich daher vom Diebstahle dadurch, daß mit ihm immer eine Gewaltthätigkeit gegen die Person des Besitzers verbunden ist; vom Raubmorde aber dadurch, daß der Räuber die Absicht zeigt, seinen Zweck durch Tödtung oder Verwundung des Besitzers zu erreichen. Bei den Römern wurde dies Verbrechen durch die Privatstrafe eines vierfachen Ersatzes gestraft. Nach der peinlichen Gerichtsordnung der Deutschen steht Tod darauf. — Menschenraub ist die widerrechtliche Verletzung der Freiheit eines Menschen und die gewaltthätige Wegführung desselben. Freiheit ist eines der schönsten Güter des Menschen; um so mehr muß

man sich wundern, daß in Deutschland in mehreren Staaten das Verbrechen des Menschenraubes noch willkührlich bestraft wird.

Raubvögel, s. Vögel.

Rauch. Gewisse Körper geben beim Verbrennen einen mehr oder weniger dicken Rauch von sich, welcher sich auf kalten Körpern mit schwarzer Farbe verdichtet und den Ruß bildet. Dieser entsteht aus kohlenstoffhaltigen Körpern, welche bei niedriger Temperatur oder bei schwachem Luftwechsel und geringem Zutritt von Sauerstoffgas brennen, auf diese Weise, daß der Wasserstoff in den von der Hitze gebildeten Gasarten verbrennt, ohne daß die Temperatur und der Sauerstoff zureichen, zugleich allen Kohlenstoff zu verbrennen, der daher niedergeschlagen und fein mechanisch zertheilt von der aufsteigenden warmen Luft als Rauch fortgeführt wird. Er setzt sich an den Körpern ab, die er berührt, und auf diese Weise sammelt sich der Ruß in unsern Schornsteinen. Der Ruß, welchen man von Birkenrinde, Terpentin, Pech, Kampher u. dergl. m. erhält, ist reine Kohle; der Ruß von Hölzern aber enthält brenzliches Oel, mit kohlensaurem und essigsaurem Ammoniak, die beim Verbrennen gebildet werden und sich mit der Kohle verdichten. Rauch und Ruß können durch starken Luftzug vermieden werden, weil dadurch der Zutritt von Sauerstoff und die Hitze vermehrt wird; den Beweis dafür liefern Thilorier's Ofen ohne Rauch und Argand's Lampen. Diese letztern, welche besonders häufig im Gebrauche sind, geben eine ringförmige Flamme, die von der Luft innerlich und äußerlich berührt, und bei welcher der Luftwechsel ringsum noch durch einen um die Flamme herum angebrachten Glascylinder beschleuniget wird, der die aufsteigende heiße Luftsäule erhöht, und dadurch nach ärostatischen Gesetzen, den Zug verstärkt. In dem Luftzuge dieser Lampen brennt die Flamme fast mit demselben Glanze, wie im Sauerstoffgase, und der Rauch wird vollkommen verzehrt.

Räuchern, d. h. aus gewissen Substanzen Rauch entwickeln, geschieht zu verschiedenen Zwecken: 1) Um durch den entwickelten Rauch die Luft zu reinigen und aus ihr die schädlichen Stoffe, die sie beigemischt enthält, zu entfernen oder doch einzuhüllen. Gewöhnlich werden solche Substanzen hierzu gebraucht, die durch Erhitzen und Verbrennen einen angenehmen Geruch verbreiten, als Räucherpulver und Räucherkerzen. Sie können wohl auf einige Zeit einen unangenehmen Geruch aufheben, indem sie entweder einen entgegengesetzten stärkern hervorbringen oder die übelriechenden Partikel einhüllen; doch sind sie wenig tauglich, die Luft zu reinigen und die schädlichen ansteckenden Stoffe zu vertilgen. Hierzu sind andere stärker wirkende Räucherungen erforderlich. Wir besitzen zwei Hauptklassen derselben, a) Räucherungen aus vegetabilischen sauren und gewürzhaften Stoffen, als: Essig, der bis zum Verdunsten erhitzt wird; Kampher, Knoblauch, Wachholderbeeren, Gummiarten, antiseptische Kräuter, aus denen der Pestessig (Vinaigre à quatre voleurs) bereitet wird; b) Räucherungen aus Mineralsäure. Diese Räucherungen gegen ansteckende Krankheiten gehören zu den schönsten Entdeckungen unseres Zeitalters. Es sind dazu alle Säuren tauglich, vorzüglich aber das salzsaure Superoxidûl, weil es sowohl am wirksamsten, als am wohlfeilsten ist. Die schädlichen und ansteckenden Stoffe bestehen aus Kohlen-Wasser-Sauer- zuweilen auch Stickstoff, in verschiedentlichen Verhältnissen, und werden ihrer Zusammensetzung nach in soweit zerstört, daß diese Grundstoffe sich in andern für die Gesundheit unschädlichen Verhältnissen, mit einander verbinden. Vorzüglich wirkt das salzsaure Superoxidûl durch seinen Ueberschuß an Sauerstoff auf sie. Alle andere Räucherungen, selbst wenn sie den Sauerstoffgehalt der atmosphärischen Luft vermehren sollten, richten gegen jene schädlichen Ausdünstungen nichts aus, die meisten wickeln

sie bloß ein, geben der Luft einen stärkern Geruch und verhindern dadurch, daß ihre Anwesenheit den Sinnen nicht mehr auffällt. Es ist in solchen Fällen nicht, wie man sonst glaubte, ein verminderter Gehalt der Luft an Sauerstoff, welcher schädlich ist und ersetzt werden müßte, sondern die Luft hält ihre Bestandtheile in den gewöhnlichen Verhältnissen, führt aber die Stoffe, welche schaden und deren Zusammensetzung zerstört werden muß, mit sich. Die Räucherung mit salzsaurem Superoxidül ist so einfach und so leicht, daß sie auch der Unerfahrenste verrichten kann. Man mengt z. B. ein Loth feingeriebenen Braunstein mit vier Loth zerstoßenem Kochsalze; gießt dann ein Gemisch von drei Loth concentrirter Schwefelsäure und sechs Loth Wasser in eine Theetasse, stellt diese auf einen warmen Stubenofen oder im Sommer über eine Lichtflamme, so daß sie gelinde erwärmt wird, und setzt dann das Salzgemenge nach und nach in kleinen Portionen zu, so daß die Zimmerluft immer so viel gasförmiges Superoxidül enthält, als man ohne Beschwerde vertragen kann. Diese schöne Entdeckung, die schädlichen Stoffe in der Luft durch Räuchern mit Säuren zu zerstören, gehört Guyton de Morveau an, welcher durch den Versuch, den Leichengeruch in einer Kirche in Dijon durch Räuchern mit gemeiner Salzsäure zu zerstören, darauf geleitet wurde. Für diejenigen, welche an Brustkrankheiten leiden, braucht man lieber Salpetersäure und entwickelt sie auf die Weise, daß man concentrirte Schwefelsäure in eine Theetasse gießt und Salpeter in kleinen Parthien zusetzt; das Gemenge muß lauwarm erhalten werden, damit die Säure Gasgestalt annimmt. Die Kranken befinden sich gewöhnlich schon den zweiten Tag nach dem Anfange des Räucherns weit besser, und man hat auf diese Weise in neuerer Zeit den zerstörendsten Epidemien Einhalt gethan, die hier und da, besonders im südlichen Europa, entstanden sind. Die Guyton-Morveauschen Räucherungen sollen neuern Erfahrungen nach, besonders wirksam seyn, wenn die ansteckenden Krankheiten ihren Ursprung aus verdorbener Sumpfluft nehmen, oder durch lang eingesperrte und mit animalischen Ausdünstungen überfüllte Luft veranlaßt werden. Im J. 1771 bedienten sich die Russen gegen die vollhynische Pest folgender Zusammensetzung mit großem Nutzen. Man nimmt zwei Theile Schwefel, vermischt sie mit einem Theile Salpeter zum leichtern Verbrennen, und setzt überdies einen Theil Wachholderbeeren, Myrrhen oder Weihrauch, oder auch Kiefer- und Tannensprossen hinzu. Das Gemenge wird wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrannt. — 2) Räuchern heißt auch durch Rauch dörren, d. i. animalischen Substanzen, als eingesalzenem Fleische, Fischen ꝛc. die Neigung, in Fäulniß überzugehen, benehmen. Hierzu ist vorzüglich der Rauch aus Holz dienlich, besonders Holzarten, aus dem sich beim Verbrennen viel Harz und empyreumatisches Oel verflüchtigen. Der Rauch wirkt nicht allein auf die zu dörrenden Substanzen mechanisch, d. h. austrocknend, sondern auch chemisch, in dem die aus dem Holze entwickelte dunstförmige Holzsäure (s. d. A.), in Verbindung mit Kohlensäure, brandigem ätherischem Oele und verflüchtigtem Harze, ungemein fäulnißwidrig wirkt.

Raucourt, Flecken und Hauptort eines Cantons im französischen Departement Ardennen, Bezirk Sedan, mit 1400 Einw.; berühmt durch eine Schlacht 1740 zwischen den Oestreichern und Franzosen. S. Moritz, Marschall von Sachsen.

Raucourt (Sophie), eine der berühmtesten französ. Schauspielerinnen, war 1760 geboren. Mad. Vestris brachte sie zuerst auf die Bühne und hatte dabei die Absicht, sie einer begünstigten Nebenbuhlerin entgegen zu stellen. Das Publikum, welches diesen Plan merkte und das überdies an der moral. Aufführung der Raucour vieles mit Recht auszusetzen hatte, empfing sie sehr übel: bittere Kritiken über ihre Anlagen und ihr Leben wurden ver-

breitet. Die junge Schauspielerin ließ sich aber nicht stören und siegte endlich durch ihre Verdienste über den Unwillen des Publikums. Sie besaß für die tragischen Rollen ein ausgezeichnetes Talent, eine angenehme Stimme, die aber gegen das Ende ihrer theatralischen Laufbahn rauh und unangenehm ward, einen schönen stolzen Wuchs, und zeigte eine vorzügliche Kraft im Ausdrucke der Leidenschaften; daher sie in den Rollen Roxane, Hermione, Agrippina, Semiramis, Phädra ꝛc. den meisten Effekt hervorbrachte. Robespierre, dem alle Schauspieler verdächtig waren, ließ sie verhaften; sie erhielt erst nach dessen Sturze die Freiheit wieder und schuf 1796 aus den Trümmern des alten Theaters eine neue Gesellschaft; aber schon im folgenden Jahre ließ das Direktorium ihre Bühne, die ein Versammlungsort der Royalisten seyn sollte, schließen. Später berief sie der König Murat nach Neapel und übertrug ihr die Leitung des Theaters. Sie hielt sich mehrere Jahre in Italien auf, kehrte nach Paris zurück und starb bald darauf (1815). Sie hat (1782) ein Schauspiel, Henriette, geschrieben, das nicht ohne alles Verdienst ist.

Raugraf. Man ist zweifelhaft, woher diese Benennung, welche im Mittelalter der Titel einiger gräflicher Geschlechter war, entstanden sey. Einige leiten das Wort Rau von dem alten oder verstümmelten Worte Ruh ab und glauben, die Raugrafen seyen Beamte des Kaisers gewesen, um während den Zeiten des Faustrechts in ihren Gauen die Ruhe und Ordnung zu erhalten. Andere meinen, der Name Raugraf stamme von den rauhen Gebirg- und Waldbesitzungen, welche diese Grafen inne hatten, her. Dies hat allerdings etwas für sich: denn die Besitzungen der Raugrafen lagen meist in solchen Gegenden; als das Erbe der Raugrafen zu Dassel am solinger Walde, das der Raugrafen am Rhein, in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alsey. Die Geschlechter der letztern sind erloschen und ihre Besitzungen kamen an die Pfalz.

Raum. Nicht nur der Grund und die Quelle alles unseres Denkens liegt in dem Bewußtseyn, auch die Form und die Grenzen desselben werden durch dasselbe vorgeschrieben. Der Mensch kann sich das Bewußtseyn seines Ichs nur im Gegensatze eines Nichtichs als existirend vorstellen. Beide bestehen durchaus nebeneinander. Zwei Dinge können aber miteinander existirend nur in der Art gedacht werden, daß man sich das Merkmal der Existenz in ihnen so vorstelle, daß beide sind, oder so, daß die Existenz des einen Wesens nicht ist: d. h. schon aufgehört hat, wenn die des andern ist, d. h. anfängt. — Wo mein Ich aber ist, kann nicht zugleich mein Nichtich seyn. Die Begrenzung der Dinge nun, die zugleich existirend gedacht werden, heißt der Raum, so wie die Begrenzung nach dem Aufeinanderfolgen, die Zeit. Raum und Zeit fließen daher unmittelbar aus dem Bewußtseyn unserer Selbst und sind darum auch Bedingungen unseres Denkens: wir können uns demnach die Unendlichkeit, als unbegrenzten Raum, und die Ewigkeit als unbegrenzte Zeit, nur negativ, als Gegensätze von Raum und Zeit, vorstellen. Der Maßstab aber des Raumes sowie der Zeit liegt in unserer Seele; er kann unendlich verschieden seyn, wie die Vergleichungen, die wir zwischen den Dingen anstellen können. Nur daß Alles durch Raum (oder Zeit) begrenzt werde, erkennt die Seele im Bewußtseyn; der Maßstab aber zur Beurtheilung der Raumbegriffe ist willkührlich, und wird durch Vergleichung zweier Gegenstände gesucht und festgestellt. Diese Gegenstände sind gewöhnlich solche, deren Vergleichung uns oft aufstößt, oder doch einen starken Eindruck auf uns macht; und nur erst, nachdem wir zu einem hohen Grade der Ueberlegung gekommen sind, wählen wir nach den Regeln der Klugheit aus denen durch die Erfahrung uns vorgeführten Vergleichungen und den daraus abgezogenen Maßen dasjenige aus, welches sich am besten eignet zu einer Einheit zu

dienen, indem es sich am bequemsten theilen und vervielfachen läßt. — Die Mathematik setzt den Raum als Axiom voraus. Die Sätze der Geometrie: der Raum hat nur drei Dimensionen, und zwei Dinge können nie einen und denselben Raum einnehmen, sind für sie unbeweisbar.

Raute, s. Rhombus.

Rautenglas, s. Polyeder.

Ravaillac (François), Sohn eines Rechtsgelehrten zu Angoulême, ergriff anfangs eben diesen Stand, wurde aber darauf Barfüßermönch, und wegen seiner düstern und tollen Ideen schon nach 6 Wochen aus dem Kloster verjagt, worauf er zu seinem vorigen Stande zurückkehrte, aber einen Prozeß wegen einer ihn selbst betreffenden Erbschaft verlor, so daß er in drückende Noth gerieth. Schon von früher Jugend an durch die liguistischen Prediger und ihre heftigen Reden erhitzt, versetzte der bloße Name eines Hugonotten ihn in Wuth und er faßte endlich den Vorsatz, Heinrich IV. (s. d. Art.) zu ermorden, den er auch nach öftern vergeblichen Versuchen am 14. Mai 1610 wirklich ausführte, als der König in der engen Straße de la Ferronnerie durch ein Gedränge genöthigt war, zu halten. Da er gar keinen Versuch machte, zu entkommen, oder sich zu verbergen, so wurde er, ungeachtet der Bestürzung der Umgebenden, weil er das blutige Messer in der Hand behalten hatte, erkannt, gefänglich eingezogen und den 27. Mai 1610 auf dem Grèveplatze geviertheilt.

Ravelin, franz. demi-lune, ein besonders zur Beschützung von Brücken und Thoren angelegtes Aussenwerk, das vor der Courtine und dem Graben, gewöhnlich zwischen den Basteien liegt und aus 2 Flanken besteht, deren zusammenfallender Winkel gegen das Feld gekehrt ist.

Ravenna, eine alte, einst höchst wichtige Stadt Italiens in der Romagna, die Hauptstadt der Delegation gleiches Namens im Kirchenstaat, liegt mitten in Sümpfen, die sich von hier bis an die Mündung des Po ziehen. Sie war die Residenz der letzten weström. Kaiser, dann einiger gothischen Fürsten, zuletzt eines griech. Statthalters, welcher unter dem Titel Exarch diese Gegenden beherrschte. Pipin eroberte die Stadt (755) nebst dem Exarchat, das 178 Jahre im Besitz der Longobarden gewesen war, dem Papste. Von 1440—1503 war Ravenna venezianisch, und ward dann von Ludwig XII. dem Papste abgetreten. — Sie lag einst am Meere und hatte einen guten Hafen, wo eine Abtheilung der römischen Flotte lag; jetzt ist das Meer so weit zurückgewichen, daß sie beinah 1 Meile davon liegt und der Hafen sehr unbedeutend ist. Ihre ungesunde Lage ist dadurch etwas verbessert worden, daß man die beiden Flüsse Montone und Ronco hierher geleitet hat. Die Stadt ist in der neuern Zeit sehr zurückgekommen und zählt 21.000 Einw. In einer Straße, an der Ecke eines Klosters, sieht man das mit einem eisernen Gitter umgebene Grabmal des Dante, welcher hier unter dem Schutze des damaligen Herrn von Ravenna, Guido da Polenta, eine Zeitlang lebte und starb. Bei der sehr alten Kirche St. Vitale steht in einem Hofe das von der Tochter Theodosius d. Gr. erbaute Familienbegräbniß, worin sie und ihr Bruder Honorius und ihr Sohn Valentinian II. ruhen. Vor den Thoren sieht man das bedeutendste Denkmal von Ravenna, das dem großen Theodorich von seiner Tochter Amalesunta errichtete Grabmal; von seiner Gestalt führt es den Namen Rotonda, und es ist besonders dadurch höchst merkwürdig, daß die gewölbte, 24 F. im Durchmesser haltende und 4 F. dicke Decke des Denkmals aus einem einzigen Steine besteht. Der Sarkophag selbst und die Statuen, die das Gebäude zierten, sind längst verschwunden, ersterer soll in einer Kirchenwand in Ravenna eingemauert seyn, und letztere sich jetzt in der Markuskirche in Venedig befinden. Ravenna ist der Sitz eines Erzbischofs, hat ein Kollegium, Sei-

denfabriken, Weinbau und einigen Handel. In der Nähe der Stadt erkämpfte der franz. Feldherr Gaston de Foix (vrgl. d. Art.) 1512 mit seinem Tode über die vereinten span. und päpstlichen Truppen einen Sieg.

Ray (John), auch Wray, einer der vorzüglichsten Naturhistoriker, geb. zu Black-Notley in der Grafschaft Essex 1628, studirte zu Cambridge Theologie und war bis 1662 Prediger. Seine Opposition gegen die Bischöflichgesinnten verhinderte seine fernere Beförderung; doch das Studium der Natur tröstete ihn hierüber. Er besaß alles, um ein gründlicher Naturforscher zu werden, einen lebhaften Geist, einen brennenden Eifer und einen nicht zu ermüdenden Fleiß. Er bereiste Schottland, Holland, Deutschland, Italien, Frankreich, und beschäftigte sich überall mit schwierigen und mühevollen Untersuchungen. Die königliche Sozietät in London nahm ihn 1687 zum Mitglied auf. Er starb 1705 zu Notley. Mit den Kenntnissen eines großen Naturforschers verband er die eines gründlichen Literatoren und Theologen; er hat so viel geschrieben, daß seine Feinde ihm seine Fruchtbarkeit zum Vorwurfe machten. Seine Schriften, die sich durch Gründlichkeit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit auszeichnen, sind: 1) eine Geschichte der Pflanzen in 3 Vol. 1686, eins der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer von unschätzbarem Werthe; 2) eine neue Methode der Pflanzen, London 1682; 3) ein Catalog der Pflanzen Englands und der naheliegenden Inseln, Lond. 1677, worin er 1050 Pflanzen in naturhistorischer, ökonomischer, medizinischer und anderer Hinsicht beurtheilt; 4) ein Catalog der Pflanzen, welche in Cambridge wild wachsen, 1610; 5) ein Synlogus der außerhalb England wachsenden Pflanzen, Lond. 1690; 6) eine methodische Synopsis der vierfüßigen Thiere und der Schlangen, Lond. 1724; 7) eine methodische Synopsis der Fische und Vögel, Lond. 1713; 8) eine Geschichte der Insekten mit Mart. Lister's Anhange über die Käfer Englands, Lond. 1710; 9) eine Methode der Insekten. Alle vorhergehende Werke sind in lateinischer Sprache geschrieben. Seine englischen Schriften sind: 1) typographische, moralische und physikalische Beobachtungen auf einer Reise durch die Niederlande, Deutschland, Italien und Frankreich, ein Werk, reich an Erfahrungen; 2) die Existenz der Weisheit Gottes, sich offenbarend in den Werken der Schöpfung; 3) drei Dissertationen über das Chaos, die Schöpfung, die Sündfluth und die künftige Vernichtung der Welt durch Feuer, Lond. 1713; 4) eine Ermahnung zur Frömmigkeit gegen Bayle's Behauptung, daß ein Staat, dessen Glieder genau Christus Lehren befolgen, nicht bestehen könne, Lond. 1692, u. a.

Raynal (Guillaume Thomas François) Mitglied der Akademien von London und Berlin, geb. zu St. Geniez in Guienne 1713. Frühzeitig kam er zu den Jesuiten: die Väter erkannten seine Talente und bewogen ihn, in ihren Orden zu treten. Als Prediger fand er großen Beifall; die Klosterzucht mißfiel aber seiner Neigung zur Unabhängigkeit, er verließ daher gegen das Jahr 1748 das Jesuiten-Collegium, ging nach Paris und lebte dort von literärischen Tagesarbeiten; er schrieb literärische Anekdoten, Memoiren der Ninon Lenclos und redigirte den Mercure de France. Nach einigen andern Werken, welche die Aufmerksamkeit des Publikums nicht sehr auf ihn lenkten, gab er 1770 seine philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer nach den beiden Indien, heraus. Diese Schrift erwarb ihm zwar einen Namen, doch entgingen dem Verfasser nicht die vielen Unrichtigkeiten und wenig gegründeten Ansichten, welche dieselbe enthielt. Um seine Kenntnisse zu bereichern, bereiste er Frankreich, Holland und England, und gab nach seiner Rückkehr eine neue Ausgabe jenes Werkes 1781 zu Genf heraus, worin er die frühern Falschheiten glücklich verbesserte. So viel neue Wahrheiten und Ansichten diese Schrift auch

enthält, so kann man doch nicht umhin, dem Verfasser den Vorwurf zu machen, daß er gegen die Hierarchie und Geistlichkeit zu sehr eingenommen war; auf der andern Seite spricht er aber auch eben so männlich-kräftig und schonungslos gegen Despotismus und Fanatismus. Das Werk zog ihm Verfolgungen zu. Die Sorbonne erklärte es für abscheulich, und nannte es die Irreden einer lasterhaften Seele, die man nicht genug verdammen, verabscheuen und verwünschen könne; das Parlament zu Paris verurtheilte dasselbe, öffentlich verbrannt zu werden, und verordnete, den Verfasser einzuziehen; doch ließ man ihm hinlängliche Zeit, Frankreich zu verlassen. Er ging nach Deutschland und besuchte mehrere Hauptstädte; doch bald erlaubte man ihm wieder nach Frankreich zurückzukehren, wo er in den südlichen Gegenden mehrere Jahre lebte. Den Akademien zu Marseille und Lyon übersandte er den Preis zur Lösung einiger Fragen, die er selbst bestimmte; die wichtigste unter ihnen war: ob die Entdeckung Amerika's Europa nützlich oder schädlich gewesen sey? 1788 ging er wieder nach Paris. Als die constituirende Nationalversammlung mehrere Beschlüsse faßte, die, wie es Raynal schien, das Privateigenthum gefährdeten, und die Gährung des Volkes begünstigten, hatte er den Muth, ihr am 31. Mai 1791 einen langen Brief zu überreichen, worin er der Versammlung den Weg andeutete, den sie hätte gehen sollen, und die Klippen aufdeckte, die sie hätte vermeiden müssen: Raynal sah im prophetischen Geiste die furchtbaren Folgen voraus, die Statt haben würden. Das Schreiben machte aber keinen Eindruck. Während der Schreckensregierung zog er sich nach Passy zurück, wo er den 6. März 1796 arm starb. Raynal besaß eine lobenswerthe Freimüthigkeit, eine große Herzensgüte und Empfindlichkeit, aber zugleich eine unruhige Ruhmsucht, und den Hang, alles zu tadeln, was er nicht geschrieben hatte. Außer der genannten Geschichte der beiden Indien lieferte er noch mehrere andere historische Werke: eine Geschichte des engl. Parlaments, historische Denkwürdigkeiten, Geschichte der Revolution in Nordamerika ꝛc. Alle seine statistischen Werke sind um so unbrauchbarer, weil er stets in einer gewissen vorgefaßten Meinung schrieb.

Reaction, s. Gegenwirkung. — Reaction heißt medizinisch von einer äußern Einwirkung hervorgerufene Thätigkeit des organischen Körpers. — Politische Reaction ist das siegreiche Streben einer unterdrückten Gegenpartei, die unterdrückende sich unter zu ordnen. Wo die Zeit die Menschen heftig ergriffen hat, oder Parteien den Staat zerreißen, da trifft man oft Reactionen, weil die Gegner ihr erlangtes Uebergewicht entweder nicht mit Mäßigung nutzen, oder weil die früher Unterdrückten in der Wahl ihrer Mittel gewissenloser und ungerechtlicher ihre Gegner zu verrängen verstehen. Leider ist dies der Weltgang, aber auch eben so richtig, daß die Hersteller eines vorigen Zustandes ihren Plan immer nur zum Theil durchzuführen vermögen.

Reagentien nennt man Stoffe, deren sich die Chemie bedient, um die Gegenwart eines andern Stoffes in einer Mischung zu erforschen oder um aus einer Mischung einen Körper auszuscheiden. Sie bewirken dies, indem sie entweder selbst eine Veränderung erleiden, oder durch Veränderungen, die sie hervorbringen, die Gegenwart und Beschaffenheit gewisser Stoffe anzeigen. So werden die blauen Pflanzensäfte, der Veilchensaft, die Lakmustinktur durch freie Säuern in Roth umgewandelt; Alkalien heben diese Farben wieder auf. Das Schwefelwasserstoffgas ist ein Reagens auf viele Metalle ꝛc.

Real, sachlich, dinglich, woraus Realdefinition — Erklärung der Sache selbst, und nicht des Wortes als Bild der Sache, sich erläutert. — Real de

Plata (Silberreal), deren achte eine Piaster oder Stück von Achten bilden (4 gGr.). — Real de Vellon (Kupferreal) bildet etwa ¼ des Werths des Silberreals. Unter dem Real de Vellon (Billon) wird zwar der Werth des Reals in Kupfermünze verstanden; aber das Silbergeld nimmt gegen die Kupfermünze Agio, wonach man den Real de Vellon zu 34 Maravedis, den silbernen zu 51 Maravedis rechnete.

Realgeld, Sachgeld, ist ein solches Geld oder ein solcher Vermögensmesser, der einen wirklichen Werth in sich selbsten hat, und steht dem Idealgeld, das keinen Werth in sich selbsten hat, und um als Geld und Vermögensmesser dienen zu können, eine anderweitige, außer ihm liegende Gewährleistung haben muß, entgegen. Z. B. Staatspapiere, Bank- und Tresorscheine, Kaufmannswechsel ist Idealgeld; denn die erstern gründen sich auf den Credit des Staates und die letztern auf den der Privaten, und ihr Nominalwerth fällt und steigt im Verhältnisse zu diesem; dagegen ist ein Loth Silber immer ein Loth Silber, wenn gleich sein Preis in Vergleichung mit andern Waaren, die in Tausch kommen, zu gewissen Zeiten steigen und fallen kann. Da das Idealgeld sich stets auf den Credit des Ausstellers stützt, und nur in so fern Werth hat, als dieser anerkannt wird, so kann es nicht zu einem allgemeinen Maßstabe dienen, um nach ihm den Tauschwerth der Waaren zu bestimmen. Das Idealgeld ist nichts weiter, als ein imaginäres Tauschmittel, und kann demzufolge nur in so weit Werth und Geltung haben, als sie eine Anweisung auf reelle Güter, auf derer Besitznahme der Inhaber des Idealgeldes mit Sicherheit rechnen kann, enthält; das Idealgeld giebt keinen Besitz, sondern nur einen Bürgen für die mit dem Nominalwerthe des Idealgeldes verglichenen Güter. Dem Realgelde liegt nothwendig ein sinnlicher Stoff zu Grunde, der wirklich ein Gut, ein Genußmittel ist, und keiner anderweitigen Gewährleistung für seine Geltung bedarf. Aus dem Gesagten sieht man leicht, warum alle Nationen von jeher sich zum Vermögensmesser lieber des Real- als des Idealgeldes bedienten und nur im Nothfalle, wenn das erstere nicht hinlänglich vorhanden war, zu dem letztern ihre Zuflucht nahmen. Obgleich das Realgeld eine weit größere Sicherheit des Besitzes gewährt, als das Idealgeld, ist es demungeachtet nicht vor jeglicher Veränderung seines verglichenen Werthes gesichert, denn es ist unmöglich, ein reales Tauschmittel zu finden, das zu allen Zeiten und unter jeglichen Verhältnissen denselben verglichenen Werth unwandelbar behalte, und so zu einem allgemeinen Vermögensmesser dienen könne. Ein Loth Silber ist zwar immer ein wirkliches Genuß- und Tauschmittel, und kann durchaus im Handel nicht werthlos werden, so lange es ein Loth Silber bleibt: doch seine comparative Geltung ist nicht immer zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern sich gleich: z. B. ein Loth Silber hat in Deutschland einen größern verglichenen Werth, als in England, indem man hier für dasselbe eine größere Menge Genußmittel eintauscht, als dort, weil die Masse des Metallgeldes in England die unsere bei Weitem übersteigt, und folglich das Silber dort in seinem Werthe tiefer stehen muß. Vor der Entdeckung von Amerika stand die Währung der edlen Metalle, in Vergleichung mit andern Gütern, viel höher als jetzt, und das Stückchen Silber oder Gold, was damals hinreichte, eine bestimmte Quantität Güter einzutauschen, würde jetzt kaum hinreichen, den 6ten Theil Quantität zu erstehen. Zum Realgelde passen sich unter allen Tauschmitteln und Vermögensmessern die Metalle und zwar die edeln am besten. Hierüber s. d. Art. Münze und Geld.

Realinjurie ist eine solche Handlung, durch die der Körper und zugleich die Ehre eines Menschen verletzt wird, z. B. ein gewaltthätiger öffentlicher Angriff auf die Schamhaftigkeit eines Frauenzimmers, eine Ohrfeige, ein Nasenstüber. Der oben angegebene Begriff einer Realinjurie geht aus

dem römischen Rechte hervor und scheint der richtigere zu seyn, wenn gleich einige Rechtsgelehrte behaupteten, daß jede körperliche Beleidigung, auch wenn sie nicht ehrenverletzend ist, schon eine Realinjurie zu nennen sey. Ueber diesen Gegenstand lese man Ad. Dietr. Weber über Injurie und Schmähschriften, Schwerin und Wismar 1803.

Realismus, heißt die Behauptung, daß gewisse Gegenstände unserer Erkenntniß unabhängig von unsrer Art sie zu erkennen existiren. So ist der Realismus der ästhetischen oder subjektiven Zweckmäßigkeit der Natur die Behauptung, daß der Hervorbringung des Schönen eine Idee desselben in der hervorbringenden Ursache, nämlich ein Zweck zu Gunsten unsrer Einbildungskraft zum Grunde gelegen habe. Der Realismus der Naturzwecke oder der objektiven Zweckmäßigkeit, ist die Behauptung, daß einige Zweckmäßigkeit der Natur, nämlich die in organisirten Wesen, absichtlich sey. Wer dieses behauptet, will sagen, es ist in der Natur wirklich ein Ding um des andern willen da, die Ursache des Daseyns der Dinge hat wirklich die Absicht gehabt, ein Ding um des andern willen hervorzubringen. Dieser Realismus der objektiven Zweckmäßigkeit ist nun entweder der Hylozoismus oder der Theismus. Der kritische, formale oder transscendentale Realismus ist der Lehrbegriff, daß alles, was im Raume oder in der Zeit angeschauet wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, an sich subsistirende Dinge sind. Das Gegentheil ist der transscendentale Idealismus (s. Idealismus). Der transscendentale Realismus sieht also Zeit und Raum als etwas an sich, unabhängig von unsrer Sinnlichkeit, Gegebenes an. Der transscendentale Realismus stellt sich nämlich äußere Erscheinungen (wenn man ihre Wirklichkeit einräumt) als Dinge an sich selbst vor, die unabhängig von uns und unsrer Sinnlichkeit existiren, also auch nach reinen Verstandesbegriffen außer uns wären. Der empirische Realismus ist der Lehrbegriff, daß alles, was in Raum und Zeit angeschauet wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, Materie und die Vorstellungen des innern Sinnes, als Erscheinung, eine Wirklichkeit habe, die nicht geschlossen werden darf, sondern unmittelbar wahrgenommen wird. Der empirische Realist kann es aber nur als transscendentaler Idealist seyn, welcher allein behaupten kann, daß das Daseyn der äußern Gegenstände eben so gewiß sey, als das Daseyn seiner innern Vorstellungen, weil jene auch nur Vorstellungen sind, und daher ihr Daseyn eben sowohl als das Daseyn der Gedanken auf dem unmittelbaren Bewußtseyn beruhe, ja das Bewußtseyn der Gedanken ohne das Beharrliche in den äußern Vorstellungen gar nicht einmal möglich seyn würde. Dagegen kommt der transscendentale Realismus nothwendig in Verlegenheit, und verwandelt sich endlich in empirischen Idealismus. Denn weil der transscendentale Realist die Gegenstände äußerer Sinne für etwas von den Sinnen selbst Unterschiedenes, und bloße Erscheinungen für selbstständige Wesen ansieht, die sich außer uns befinden; so ist es freilich nicht gewiß, daß darum die Gegenstände wirklich existiren, die seinen Vorstellungen correspondiren, weil er sich dieser Vorstellungen von ihnen bewußt ist, und diese seine Vorstellungen als solche existiren. Der empirische Realist hingegen erkennt die äußern Dinge, die Materie nämlich, in allen ihren Gestalten und Veränderungen, für nichts als bloße Erscheinungen, d. i. Vorstellungen in uns, folglich ist es ihm gewiß, daß sie als solche wirklich sind, da er sich dieser Wirklichkeit seiner Vorstellungen unmittelbar bewußt ist.

Realisten sind die sogenannten Philosophen der realistischen Sekte, die im Mittelalter, weil es verpönt war, über wichtige Dinge tief zu denken und seine Gedanken auszusprechen, als Forscher der Wahrheit im Sinne des Aristoteles gefeiert wurden. Sie standen den Nominalisten entgegen. S. deßhalb die Art. Nominalisten und Scholastik.

Realinstitute. Von der ärmeren Klasse der Bürger unterscheidet sich in einer jeden etwas bedeutenden Stadt eine zahlreiche Klasse wohlhabender Einwohner: der Stand der Manufakturisten, Kaufleute, Civilbediente, Rentirer, Oekonomen, Künstler, Gelehrte, Prediger, die ihr Amt oder ihr Wohlstand auf eine höhere Stufe der Ausbildung gestellt hat. Ihre Kinder werden gewöhnlich für den Stand und das Geschäft ihrer Eltern bestimmt. Aber ehe sie dazu übergehen, ist es nöthig und wünschenswerth, daß sie nicht nur in den zur allgemeinen Menschenbildung unentbehrlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten, sondern auch in so manchen andern, für jeden geschäftigen Bürger nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, und dadurch zu guten Menschen und nützlichen Gliedern des Staats gebildet werden. Nur so ist zu erwarten, daß dieser große und wichtige Theil der Nation in der Bildung seines Verstandes mit seiner übrigen gesteigerten Kultur gleichen Schritt halten, und daß selbst die allgemein gewordene Lektüre, welche durchaus eine gewisse Grundlage von Kenntnissen voraussetzt, zu seiner Fortbildung wirklich etwas beitragen werde. Diesen Zweck befördern bis jetzt die allerwenigsten Stadtschulen, welche von den Kindern jener Bürgerklasse besucht werden. Sie sind noch immer auf gelehrte Erziehung berechnet, fangen mit Latein an und enden wieder mit Latein; oder gerade das, was für die Meisten das Interessanteste und Wissenswürdigste wäre, fällt wenigstens erst in obere Kassen, zu welchen die nicht zum Studiren, sondern für das bürgerliche Leben bestimmten Kinder selten gelangen. Daher sollten die unteren Abtheilungen dieser Schulen ohne Ausnahme in eigentliche Bürgerschulen verwandelt werden. Dies sind nämlich solche Anstalten, worin Knaben und Jünglinge aus dem höheren und gebildeteren Bürgerstande, auf einem andern Wege, als dem der klassischen Literatur, diejenigen Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten sich erwerben können, die in ihnen überhaupt den Menschen entwickeln, und sie zu brauchbaren Bürgern bilden sollen, ohne sie jedoch auf einen besondern Stand oder Beruf unmittelbar vorzubereiten. Man hat dergleichen Schulen, wie sie hier gewünscht werden, Realschulen genannt, weil sie sich nicht bloß mit Sprachen, sondern auch mit Sachkenntnissen (Realien) beschäftigen; auch Mittelschulen, sofern sie zwischen der (niedern) Bürgerschule und der Gelehrtenschule in der Mitte stehen. Um die Ausführung der Idee hat sich J. J. Hecker, der Stifter der berlin. Realschule, welche man hernach an mehreren Orten nachgeahmt hat, vorzügliche Verdienste erworben. Man sehe Sammlung der Nachrichten vom Anfang und Fortgang der Realschule von 1749 — 1768; ferner: A. J. Hecker, kurzer Abriß der königl. Realschule, Berlin 1797. Desselben Etwas über die Entstehung der Realschulen, Ebendas. 1798; ferner J. F. Degen über Mittelschulen, ihre Form und Bestimmung, Erlangen 1802; G. C. Harles Gedanken von den Realschulen, Bremen 1766 und C. Schmieder über die Einrichtung höherer Bürgerschulen, Halle 1809. Vorzüglich aber vergleiche man Natorps Grundriß allgem. Stadtschulen und Lieberkühns kleine Schriften. Wenn von den Anfangspunkten des Unterrichts, oder den Elementarkenntnissen, welche bis in ein gewisses Alter beschäftigen müssen, die Rede ist: so haben diese Schulen mit den Gymnasien durchaus nichts gemein, und wenn die höhere Bürgerschule eigene Klassen für die Anfänger hat, so ist doch kein anderer Plan als der angedeutete darin zu befolgen. Auch ist es für die meisten künftigen Bürger aus dieser Mittelklasse und selbst aus der höheren, die nicht eigentlich studiren wollen, weit wichtiger, daß sie in jenen allgemeinen Grundrissen recht fest werden und selbst Alles, was darin mechanisch ist, namentlich das Schreiben und Zeichnen, bis zur vollkommensten Fertigkeit üben, als daß man sie vor der Zeit weiter führt und durch eine Menge neuer

Kenntnisse zerstreut! Daher ist wohl zu berechnen, bis in welches Alter die Schüler in einer höheren Bürger- oder Realschule bleiben können, da es, wenn die Zeit nur kurz ist, weit besser bleibt, sich auf Weniges zu beschränken, als von Vielem, was im praktischen Leben oft leichter erlernt wird, oberflächliche Ideen beibringen, die nur Versäumniß des Wichtigeren veranlassen. Haben sie aber wirklich Alles, was in den Kreis der niedern Schulen gehört, so gründlich erlernt, daß nun ein höherer Unterricht Bedürfniß wird: so sey es vor Allem zunächst wieder das Wichtigste, worin die Unterweisung gesteigert und der Schüler weiter geführt werde. Es trete nun ein noch strengerer grammatikalischer Unterricht in der Muttersprache ein, und man behandle deutsche Schriftsteller theils eben so genau, theils mit eben dem Geschmack, wie man in der klassischen Bildung die Alten behandeln soll. Den Uebungen in schriftlichen Aufsätzen in dieser Sprache werde ein höheres Ziel gesteckt, besonders aber auf das, was im praktischen Leben häufig vorkommt, Briefe, Relationen, Quittungen, Beschreibungen und andere bürgerliche Geschäfte Rücksicht genommen, ohne deßhalb die Kultur des ästhetischen Sinnes ganz zu versäumen. Neben der Muttersprache ist für diese Bürgerklasse die französische, wegen ihrer so allgemeinen Verbreitung und Brauchbarkeit zum bürgerlichen Verkehr mit allen Ländern, die wichtigste. Ist schon früher einiger Grund in der lateinischen gelegt: so mag dafür gesorgt werden, daß das Erlernte erhalten und etwas weiter gebracht werde, wiewohl es hier nicht als eine Hauptlektion betrachtet werden kann und für Viele ein Zeitverlust, dagegen eher, wenn Kopf und Zeit dazu da ist, das Englische und Italienische Gewinn wäre. Desto ernster werde Alles, was in das Gebiet der Arithmetik und der mathematischen Wissenschaften gehört, getrieben, und zwar streng und gründlich langsam fortschreitend; weil alles Ungründliche, zu früh auf das Praktische Berechnete, weder die Seelenkräfte übt, noch sicher und fest macht; nach und nach aber und etwas früher, als in den Gelehrtenschulen, werde es auf das Praktische angewendet. Weniger systematisch darf aber das, was zu den Elementarkenntnissen von Naturlehre und Naturbeschreibung, wozu auch der physische Mensch gehört, von Technologie und allgemeiner Oekonomie mitgetheilt wird, behandelt werden. Das zu Spezielle nützt nur Einzelnen, und wird im praktischen Leben oft in sehr kurzer Zeit weit besser und anschaulicher erkannt, als in den Schulen, wo es mehr einem Spielwerk gleicht. Weit mehr Werth für das ganze Leben hat dagegen Alles, was den Verstand strenger übt, als was das Gedächtniß mit Worten und Namen zum baldigen Vergessen überladet; wozu eine recht praktische Logik, eine allgemeine Rechts- und Klugheitslehre, eine Moral recht eigentlich für Bürger und selbst ein gewisser höherer, wiewohl nie eigentlich systematischer Unterricht in der Religion gehört. Dem Gedächtniß aber werde theils das, was von Geographie und Geschichte schon bekannt ist, durch stete Wiederholung erhalten; theils gehe man hier so weit, als es die Zeit und die Fähigkeit der Schüler erlaubt. Denn unstreitig gehören diese Kenntnisse, auch wegen ihres Einflusses auf eine richtige Ansicht der Welt und der Menschen, zu den allerschätzbarsten.

Realmünze, Sachmünze, unterscheidet sich von der Idealmünze, wie sich das Realgeld vom Idealgeld unterscheidet. S. d. Art. Münze, Ideal- und Realgeld. In den frühern Zeitaltern der menschlichen Gesellschaft und noch jetzt bei rohen Nationen, dienten gewöhnlich solche Gegenstände, welche für sie einen großen Werth besaßen, als Realmünze: so dienten anfänglich den Athenern Ochsen zur Münze, daher auch später auf einer ihrer Metallmünzen ein Rind als Gepräge stand; bei den Römern galten Schafe und anderes Vieh dafür; daher bei ihnen die Münze den Namen Pecunia führte. In Südafrika, in Aethiopien und Abyssinien ist Stein-

salz, das ein sehr kostbarer und doch für die warmen Länder ein nothwendiger Artikel ist, die gewöhnliche Münze. Den Mexikanern galten ehemals Cakaobohnen, Federkiele mit Goldstaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze; in Virginien der Tabak, in Siam und in Bengalen eine kleine Muschelart, die Kauris heißt; in Newfoundland vertritt Stockfisch, in einigen westindischen Colonien Zucker, in der Hudsonsbai und bei einigen Wilden von Canada Biberfelle, und in Island Kabeljau die Stelle der Münze. Solche und ähnliche Gegenstände besitzen im Gebrauche als Realmünze lange nicht die Vortheile und Bequemlichkeiten, welche die Metalle und vorzugsweise die edlen gewähren: diese geben mehr eine allgemeine Münze ab, jene hingegen beschränken sich in Hinsicht ihrer größern Geltung auf die Grenzen, innerhalb welchen sie entweder durch zufällige Umstände oder durch ein Naturbedürfniß ihren Werth erhalten haben; mehrere derselben, als Ochsen, Schafe, Biberfelle, können überdies nicht getheilt und aus ihnen keine kleinere Münze gemacht werden.

Realschulen, s. Realinstitute.

Reaumur (René Ant. Ferchault de), ein großer Naturforscher, geb. zu Rochelle 1683, war der Sprößling einer Advokatenfamilie, und sollte sich demselben Fache widmen; verließ aber bald das Rechtsstudium und widmete sich der Mathematik, Physik und Naturgeschichte. 1703 kam er nach Paris und ward 1708 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte, als: über die Bildung und das Wachsen der Schale bei den Schalthieren, erwarben ihm frühzeitig einen Namen. Später beschäftigte er sich mehr mit technischen Versuchen; er stellte eine Menge mit glücklichem Erfolge an, um das Eisen in Stahl zu verwandeln, und dem Gußeisen die Geschmeidigkeit des Schmiedeeisens zu geben. Seine Methode theilte er 1722 in einer besondern Schrift mit. Der Regent von Frankreich, Herzog von Orleans, gab ihm zur Belohnung seiner Verdienste um den Staat einen Gehalt von 12.000 Liv. Frankreich verdankt ihm auch die Kunst, Porzellan zu verfertigen: er suchte das japanische nachzuahmen, was ihm aber nicht vollständig gelang. 1730 machte er seinen Thermometer von Weingeist und eine neue Eintheilung der Skala, die beibehalten wurde, als man den Weingeist mit dem Quecksilber vertauschte, bekannt. Hierauf schrieb er eine Geschichte der goldführenden Flüsse Frankreichs. Er schrieb auch eine Kunst, Eier künstlich auszubrüten; ferner eine Naturgeschichte der Insekten. 1756 übergab er der Akademie eine Abhandlung über die Verdauung der Vögel, und eine andere, über die Art, wie verschiedene Vögelgattungen ihre Nester bauen. Er starb 1757 an den Folgen eines Falles auf seinem Gute Bermondiere in der Landschaft Maine. Reaumur war mehr ein praktischer als spekulativer Physiker; ein unermüdeter Beobachter, wandte er seine Aufmerksamkeit auf Alles. Seine Manuscripte, wie sein Naturalienkabinet, hinterließ er der Akademie.

Recensionswesen. Recensiren heißt überhaupt beurtheilen; in der engeren Bedeutung bezeichnet es das öffentliche Beurtheilen eines im Druck erschienenen Buches. Eine Zeitschrift, welche sich die Tendenz vorgesteckt hat, über alle Erscheinungen auf dem Felde der Wissenschaften und der Literatur, oder auch über das, was in einzelnen Zweigen geleistet und dem Drucke übergeben wird, sich kritisirend auszusprechen, kann immer den Namen einer Recensionsanstalt führen. Solche kritische Gerichtshöfe sind von großer Wichtigkeit und bedeutendem Nutzen, sobald sie ihr freiwillig übernommenes Amt redlich und umsichtig verwalten. Bei der stets sich mehr verbreitenden Schreibseligkeit, bei dem immer stärker werdenden Drängen der literarischen Waaren auf den Buchhändlermessen, ist es dahin gekommen, daß selbst der fleißigste Leser die neu erschienenen Schriften, auch nur in einigen wissenschaftlichen und belletristischen Fächern, nicht alle selbst zu lesen vermag: da sich

überdies unter der großen Menge Schriften, die jährlich in die Welt treten, natürlich viel Schlechtes und Mittelmäßiges, das des Druckes und des Lesens nicht werth ist, befinden wird; so kann daher dem Literaturfreunde, der ohne eine Recensionsanstalt auf's Geradewohl im Bücher-Catalog wählen müßte, ein kritisches Institut, an dem die Richter redlich und nach ihrem besten Gewissen über den Werth oder Unwerth der Werke ihr Urtheil fällen, nicht anders als wünschenswerth seyn. Wenige Gelehrten besitzen hinlängliches Vermögen, um Alles, was in ihren Wissenschaften geschrieben wird, sich anzuschaffen; sie sind demnach auf das Ausgezeichnete verwiesen: dies aber lernen sie durch die öffentlichen Recensionen kennen. Soll dieser gewiß nicht unwichtige Vortheil der kritischen Blätter nicht verloren gehen, so ist es durchaus nothwendige Bedingung, daß die Schöpfen an solchen literärischen Gerichtshöfen weder mit ihrem Lobe noch mit ihrem Tadel feilschen. Der Recensent darf und muß allein seiner Ueberzeugung folgen; deswegen wird aber noch nicht verlangt, daß sein Urtheil untrüglich seyn müsse: der Leser erwartet von dem Recensenten ein durchdachtes, durch Daten aus dem kritisirten Werke begründetes Urtheil in einer klaren und bündigen Sprache, durch das er im Allgemeinen eine Uebersicht und Würdigung des Buches erhält: gibt ihm der Recensent dieses, so kann es dem Leser ziemlich gleichgültig seyn, ob der Beurtheiler in einigen einzelnen Punkten sich geirrt habe oder nicht. Redacteur und Recensent müssen aber aus Kräften vermeiden, daß die kritisirende Zeitschrift nicht zum Kampf- und Tummelplatze einer Schule oder irgend einer Parthei werde. Der einseitige Geschmack ist gar kein Geschmack, sagt Lessing; und eben so wenig ist eine einseitige in dem rechthaberischen Geiste einer Schule oder Sekte geschriebene Beurtheilung eine Beurtheilung: der Leser sieht dann im Kritiker nur den warmen, partheiischen Vertheidiger irgend eines Systems, und nicht den kalten, ruhigen Richter, und setzt Mißtrauen in dessen Urtheil. Die Sprache, welche in einer Recension herrschen soll, sey scharf aber bescheiden, sie mag selbst witzig und satyrisch seyn; doch darf der Recensent es nie vergessen; daß er nur das Buch oder den Autor als Autor und nicht als Mensch oder in seinen anderweitigen Lebens-Beziehungen, vor seinen Schöpfenstuhl ziehen darf. Behalten die Literatur-Zeitungen und literärischen Blätter den Zweck der Wissenschaften rein im Auge; so können sie auf den Namen und die Achtung eines wichtigen Hülfsmittels, Licht und Kenntnisse zu verbreiten, ein tieferes, gründlicheres, wissenschaftlicheres Forschen anzuregen, überhaupt das geistige Leben vielseitiger und kräftiger auszubilden, Anspruch machen. Aus diesem Grunde haben allemal die kritischen Zeitschriften, welche ihren Zweck erfüllten, nicht nur bei ihrer Nation, sondern selbst bei dem Auslande in Ansehn gestanden, und waren und sind in wissenschaftlicher und literärischer Hinsicht oft die Beherrscher der öffentlichen Meinung, und bestimmten durch ihr Urtheil in den Augen des Publikums das Schicksal eines Werkes. Die Franzosen, denen das Verdienst nicht abzusprechen ist, daß sie zuerst die Wissenschaft populariſirt, oder doch dies Streben zuerst gezeigt haben, waren auch die Ersten, welche dergleichen kritische Institute errichteten. Louis Jacob (st. 1670) eröffnete der öffentlichen Beurtheilung über Werke die Schranken durch den Entschluß, welchen er in seiner Bibliographie Parisienne ausführte: über alle Werke, die jährlich in Paris erschienen, freimüthig und ohne Rücksicht seine Meinung auszusprechen, und soll hierdurch den ersten Gedanken zu dem noch vorhandenen Journal des Savans, dessen Gründer Denis de Sallo (st. 1669) war, gegeben haben. In Deutschland erkannte man bald darauf das Zweckmäßige einer Recensionsanstalt, und Thomasius lieferte: Freimüthige Gedanken über allerhand Bücher, Halle und Leipzig 1688; Tentzel: Monatliche Unterredungen, Leipzig 1689, und Otto Menken: Acta eruditorum, seit 1682. (S. die Uebersicht

der wichtigsten kritischen Blätter des In- und Auslandes im Art. Zeitungen (Literatur-). Doch erst um die Mitte des 18. Jahrh. traten die besseren kritischen Blätter hervor, welche die deutsche Kritik ausbildeten, begründeten, und ihr selbst Anerkennung im Auslande verschafften. Dahin gehörten vorzüglich die durch Lessings, Mendelsohns und Nikolai's Geist und Thätigkeit bedeutend gewordenen Literaturbriefe, die allgemeine deutsche Bibliothek, die göttinger gelehrten Anzeigen und die allgemeine Literatur-Zeitung.

Receptirkunst, die, hat zum Vorwurf, mehrere Arzneisubstanzen mit einander zu vereinigen und zu verbinden, um theils ihre Kräfte zu verstärken, theils sie zu vermindern oder zu mäßigen. Um gut zu receptiren, muß man vor allen Dingen von den Formen, unter welchen die Arzneimittel im Allgemeinen angewendet werden können, von ihrer Natur, ihren chemischen Bestandtheilen, und von der Wirkung, welche sie, unter einander gemischt, auf einander gegenseitig hervorbringen können, vollkommene Kenntniß besitzen. Demzufolge ist ein vorausgegangenes sorgfältiges Studium der Pharmacie, Materia medica und Chemie dem Arzte unerläßlich. Es ist in der That unmöglich, ohne wenigstens allgemeine aber genaue Kenntnisse über diese drei Zweige der Arzneiwissenschaft, Formeln nach den Regeln der Kunst zusammen zu setzen. Wenn man Arzneimittel vorschreiben will, muß man 1) die zu bekämpfende Krankheit wohl erkannt haben; 2) mit Beurtheilung die Substanzen wählen, welche man anwenden will; 3) die Dose derselben bestimmen; 4) die Form angeben, in welcher man sie verschreiben will. Das Studium der Pathologie und der Materia medica hilft dem Arzte zur Erfüllung der beiden ersten Indikationen; die Receptirkunst lehrt ihn, wie man den beiden andern entsprechen kann. Es gibt zwei Ordnungen pharmaceutischer Zubereitungen (Präparate). Die einen werden, da sie sich durch die Zeit wenig verändern, in den pharmac. Officinen schon fertig aufbewahrt (officinelle Präparate). Dahin gehören die destillirten Wässer, die Tinkturen, Weine, Syrupe, die Aetherarten, die Pulver, Conserven, Trochiscen, Extrakte, Salze, Pflaster, Salben und Pomaden ꝛc. Die andern werden dagegen auf der Stelle bereitet, wenn sie verordnet werden, und heißen Magistralpräparate; wie z. B. die Tisanen, Apozeme, Emulsionen, Potionen, die Julepe, die Mixturen, die Pillen, Bolus, Linimente, Cataplasmen ꝛc. Wenn der Arzt ein officinelles Arzneimittel verschreiben will, so schreibt er bloß den Namen des Mittels, die Dose, welche er anwenden will, und die Gebrauchsart auf. Will man im Gegentheile eine Magistraiformel verschreiben, so muß man folgende allgemeine Vorschriften berücksichtigen. Jedes vollständige Magistralpräparat muß 1) eine Basis enthalten, 2) ein Excipiens, 3) ein Adjuvans, 4) ein Corrigens. 1) Die Basis ist die wirksame Substanz des Präparats; sie muß wesentlich die von dem Arzte bei Beschreibung des Arzneimittels bezweckte Heilwirkung hervorbringen. Bei einer sehr zusammengesetzten Formel können mehrere Basen in einem und demselben Präparate enthalten seyn. 2) Das Excipiens ist die Substanz, welche dem Präparate seine besondere Consistenz gibt: nämlich Wasser in einer Tisane, einem Apozem; eben so Wasser oder destillirte Wässer der Vegetabilien in einer Potion; Honig oder Zucker in einer Conserve ꝛc. 3) Das Adjuvans kann in einem Präparat auch fehlen. Gewöhnlich ist es eine Substanz, welche man zu der Basis setzt, um entweder ihre Wirkung zu verstärken, oder auch, in einigen Fällen, diese zu entwickeln. 4) Das Corrigens endlich, welches auch zuweilen fehlt, ist theils dazu bestimmt, den unangenehmen Geschmack des Hauptmittels zu verbessern und zu verbergen, theils, eine zu starke Wirkung desselben zu verhüten. Die Basis und das Excipiens sind die beiden wesentlichen Theile einer Magistralformel; sie müssen also immer vorhanden

seyn. Das Adjuvans und Corrigens können dagegen zuweilen fehlen, ohne daß dadurch die Formel weniger richtig und vollständig würde. So ist in der Potion mit Brechweinstein der Spießglanzweinstein die Basis, das destilirte Wasser das Excipiens. In River's antiemetischer Potion ist das kohlensaure Kali die Basis, der Citronensaft das Adjuvans, welches das kohlensaure Gas entbindet, Wasser das Excipiens, der Limoniensyrup das Corrigens; doch könnte es auch als Adjuvans betrachtet werden. Wenn der Arzt irgend eine Formel verschreiben will, so muß er 1) an der Spitze des Papiers die pharmaceutische Form bemerken, welche das Arzneimittel bekommen soll und ihre Gattung so viel wie möglich bestimmen; 2) vor der Angabe der Substanzen, welche das Arzneimittel bilden sollen, ein R oder durchstrichenes R (Recipe, nimm) setzen; 3) schreibt er jeden einzelnen Arzneikörper auf eine besondere Zeile, indem er erst die Basis, dann das Adjuvans, darauf das Excipiens oder Auflösungsmittel und zuletzt das Corrigens bemerkt. Er muß die Dosis gewissenhaft entweder mit den zur Bezeichnung der verschiedenen Gewichte oder Maße angenommenen Zeichen oder mit Buchstaben angeben; 4) er zeigt dann, wenn es nöthig ist, die besondere Bereitungsart der Substanzen, welche er anwendet, an, oder setzt, wenn die Ausführung seiner Formel nichts Besonderes erfordert, bloß die Worte: fiat lege artis (secundum artem) potio, julep; fiant lege artis pilulae, welche man folgendermaßen abkürzen kann: f. l. a. (s. A.) potio etc. Er bemerkt dann, wie das Arzneimittel gebraucht werden soll; die Dosis desselben; ob es auf ein oder mehrere Male, Glas-, Eßlöffel- oder Tropfenweise ꝛc. angewendet werden soll. Diese Vorschrift, welche speciell den Kranken oder dessen Umgebungen angeht, muß durch ein S. (Signetur oder Signa) angedeutet werden, wodurch dem Apotheker angezeigt wird, daß er auf der Etikette des Arzneimittels die Gebrauchsart desselben bemerken soll. Endlich fügt der Arzt am Schlusse der Formel das Datum und seine Unterschrift, so wie um jeden Verdacht von Seiten des Pharmaceuten zu vermeiden, den Namen der Person hinzu, für welche sie bestimmt ist. Letztere Vorsicht bedarf es nicht, wenn man aus den Mitteln die Krankheit, die der Kranke vielleicht zu verheimlichen wünscht, erkennen könnte. Dies sind die Hauptregeln, welche man bei Verschreibung einer Magistralformel befolgen muß. Bei der Zusammensetzung dieser Formel aber hat man noch Vieles zu berücksichtigen, um Fehler zu vermeiden, über welche nur die Chemie belehren kann. Man muß in der That, wenn man in einer zusammengesetzten Formel mehrere Substanzen verbindet, die Wirkung derselben auf einander, so wie die dadurch vielleicht möglichen Zersetzungen und die neuen Produkte kennen, welche daraus hervorgehen. Wenn man z. B. irgend ein Salz mit einer Säure verbindet, so wird beinahe immer eine Zersetzung erfolgen. Dasselbe wird bei Mischung zweier Salze geschehen. Wenn man z. B. zwei auflösliche Salze, schwefelsaures Natron und salzsauren Baryt mit einander verbindet, so wird nothwendig Zersetzung erfolgen; die Schwefelsäure wird mit dem Baryt ein unauflösl. Salz bilden und sich niederschlagen, die Salzsäure wird sich dagegen mit dem Natron verbinden, und ein unauflösliches Salz, das salzsaure Natron, erzeugen. Dieselben Phänomene würden sich zeigen, wenn man ein unauflösliches salzsaures Salz, wie z. B. salzsaures Kali, mit salpetersaurem Silber in Berührung brächte. Diese beiden Salze würden sich zersetzen, und ihre getrennten Elemente neue Verbindungen eingehen. Man verdankt diese wichtige Entdeckung der Wirkung, welche die verschiedenen Salze auf einander äußern, vorzüglich Bertholet. Es ist daher, wenn man ein Recept schreibt, unerläßlich, nur solchen Substanzen, die keine gegenseitige Zersetzung hervorbringen, miteinander zu mischen, wenn man nicht, um die dabei entstehenden neuen Produkte zu benutzen,

diese Zersetzung beabsichtigt. Dieses ist z. B. der Fall mit Rivers antiemetischer Potion: die Citronensäure, welche man auf das kohlensaure Kali gießt, soll dieses Salz zersetzen, um die Kohlensäure zu entbinden, welche gewissermaßen die Basis der Potion bildet. Diese Anwendung der chemischen Kenntnisse beim Receptschreiben wird auch über die Wahl und Beschaffenheit der Gefäße, in welchen die Anfertigung der Präparate geschehen muß, Licht geben. So dürfen z. B. alle saure Substanzen nicht mit kupfernen, eisernen, bleiernen oder mit Gefäßen aus Marmor, auf deren Wände sie mehr oder weniger starke Wirkung äußern, in Berührung gebracht werden; sondern man bedient sich der Gefäße mit Porzellan, Serpentinstein, Sandstein oder Glas, welche jeder zersetzenden Einwirkung widerstehen. Dasselbe gilt von den metallischen Salzen, wie z. B. vom Brechweinstein, dem Sublimat ꝛc. Man muß sich sorgfältig hüten, sie mit adstringirenden Substanzen, welche eine gewisse Quantität Gallussäure enthalten, anzuwenden, weil dadurch eine Zersetzung bewirkt werden könnte. Wir verweisen über die nähern Bestimmungen der Receptirkunst auf die Schriftsteller über Materia medica. Wir wollten nur die wichtigsten Regeln derselben angeben. — Gewichte und Maße: das Pfund hält 12 Unzen Medicinal-, 16 Unzen oder 32 Loth bürgerliches Gewicht; die Unze hält 8 Drachmen oder Quentchen; die Drachme hält 3 Scrupel; der Scrupel hält 20 (24 französ.) Gran. Raummaße: das Maß hält ungefähr 2 Pfund; das Nösel hält 1 Pfund. Nicht streng bestimmte Maße, 1) für feste Substanzen: der Manipel, Handvoll — so viel man mit der Hand fassen kann; das Pfötchen — was man mit dem Daumen und Zeigefinger halten kann. 2) Für Flüssigkeiten: ein Glas- oder Tassevoll beträgt ungefähr ein Quentchen; ein Tropfen einen Gran.

Receß, der zwischen zwei oder mehreren Personen über eine streitige Sache abgeschlossene schriftliche Vergleich. Beim Bergbau, die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeschossenen Kosten zu den Grubenbauten ꝛc.; Receß- oder Quatembergeld, die Abgabe der Theilnehmer an einem Grubenbau an den Landesherrn.

Rechenkunst, s. Arithmetik.

Rechenmaschine ist ein Instrument, das den Zweck hat, die Aufmerksamkeit beim Rechnen zu fesseln, und begangene Irrthümer durch seine Hülfe aufzudecken. Viele, selbst große Mathematiker, als Leibnitz, haben den Nutzen einer solchen Maschine erkannt und auf ihre Erfindung und Vervollkommnung viel Mühe und Zeit verwandt. Unter den bisher angegebenen Rechenmaschinen zeichnet sich die Grüson'sche durch Einfachheit und Leichtigkeit im Gebrauche aus. Wir wollen hier eine kurze Beschreibung derselben geben, wenn gleich man sich ohne eigene Anschauung schwerlich einen deutlichen Begriff von der Maschine entwerfen wird. Die Maschine besteht aus einer Scheibe, die $9\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hält, um deren Mittelpunkt sich ein Weiser dreht. Auf der Scheibe sind konzentrische Kreise gezeichnet, die durch Halbmesser in neun Stücke von Kreisringen getheilt werden. In den durch den Bogen und den Halbmesser abgeschnittenen Fächern stehen Zahlen, welche nach einem gewissen Systeme geordnet sind; auf dem Weiser steht die Zahlenreihe von 1, 2 ꝛc. bis 0. Von den neun größern Abschnitten ist einer für die Addition und Subtraktion und die andern sind für die übrigen beiden Rechenspezies bestimmt. An jedem für Multiplikation und Division bestimmten Stücke befindet sich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Bei der Division wird nun also verfahren: der Divisor sey 6, der Dividendus 14736; man dreht nun den Weiser auf die Tafel, die mit 6 bezeichnet ist, und bringt ihn auf die Zahl 14, als den ersten einzelnen

Dividend. Unter dieser Zahl 14 findet man auf dem Weiser den Quotienten 2, am äußersten Rande der Tafel aber rechts nach derselben Richtung den Rest 2; der 2te einzelne Dividend ist 27; verfährt man auf dieselbe Weise, so erhält man als 2te einzelne Quote 4 und als Rest 3. Bei fortgesetztem Verfahren erhält man endlich den ganzen Quotienten 2456 des obigen Dividendus. Später fügte man der Rechenmaschine noch zwei Rechenstäbe und eine zweite Scheibe hinzu, und gab hierdurch ihrem Gebrauche die Ausdehnung auf zusammengesetzte Zahlen. Das Nähere über die Rechenmaschine enthält die kleine Schrift: Beschreibung und Gebrauch einer neu erfundenen Rechenmaschine von Grüson. Halle 1795, mit einem erklärenden Kupfer.

Recht, s. Rechtswissenschaft.

Rechtfertigung (im kirchlichen Sinne), s. Versöhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darstellung, worin man ein Urtheil zu begründen sucht, ist eigentlich rechtfertigender Art, mithin finden sich auch bei allen juristischen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (s. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in diesem Sinne vor. Die meisten solcher im allgemeinen deutschen Civilprozesse vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verschiedene Benennungen, und zwei führen auch in dieser Hinsicht den Namen Rechtfertigung (justificatio): nämlich die nach Einwendung eines suspensiven Rechtsmittels, und die nach Ausbringung eines Arrestmandats zu bewirkenden Vorträge. Bei bloß suspensiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung sofort auf die Einwendung; bei zugleich devolutiven hingegen erst nach der geschehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen ist sie eine juridische Ausführung, daß in Ansehung der die Beschwerden bildenden Punkte rechtlich anders hätte geurtheilt werden sollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gebrauchten Rechtsmittel eine Abänderung der Beschwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien).

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtschreibung, nach der griechischen Benennung Orthographie, ist die Kunst, seine Gedanken in irgend einer Sprache dem Geiste derselben gemäß richtig und regelmäßig darzustellen und zu veranschaulichen. In der deutschen Sprache, die ihrer Orthographie nach nicht durchaus bestimmt ist, lassen sich doch im Allgemeinen folgende Regeln für dieselbe feststellen. — Da die Schrift ein genauer Abdruck der Sprache seyn muß, so ergeben sich daraus folgende allgemeine Regeln: 1. man schreibe, wie man spricht, und zwar der allgemeinen und besten Aussprache gemäß; folglich nicht schlaffen, Meser, taussend, Kreis. Indessen unterscheidet theils die Schrift einige Wörter, wo es die Aussprache gar nicht oder nur sehr unmerklich thut, wie in Weise und Waise, Seite und Saite, das und daß; theils ist auch die Aussprache nicht in allen Theilen Deutschlands dieselbe und mit der steigenden Bildung allerlei Veränderungen unterworfen, die nicht immer in die Schrift übergehen, daher man zu größerer Uebereinstimmung und Verständlichkeit noch folgender Entscheidungsgründe bedarf: 2. man folge der erweislich nächsten Abstammung: also Bäcker von backen, Männer von Mann, räuchern von Rauch. Da aber die Abstammung in vielen Fällen schwer und ungewiß ist (wie z. B. emsig von Ameise), so sehe man 3. auf den allgemeinen Schreibgebrauch, der so wichtig als der Sprachgebrauch ist, und als der erste Gesetzgeber in der Orthographie betrachtet werden muß, daher auch nicht willkürlich abgeändert werden darf. So müßte nach der Abstammung Vätter (von Vater), Hänne (Hahn) geschrieben werden; aber der Schreibgebrauch will

es anders. Diesem Schreibgebrauch zufolge werden auch die Dehnungsbuchstaben a, h, e, ie in vielen Wörtern gebraucht und in vielen andern weggelassen, z. B. Saat, Samen, lahm, kam. 4. man berücksichtige auch die Sprachähnlichkeit, d. h. man achte bei der Beugung und Ableitung auf ähnliche Fälle. So z. B. schreibt man: du liebest, achtest, also sollte man auch schreiben: du grüßest, küssest (nicht grüßt, küßt). Die Sprachähnlichkeit will, daß man schreibe: adelig und weitläufig, denn man schreibt kitzelig, schwindelig und beiläufig; ferner daß man schreibe; Gebirge, Hilfe und giltig, denn sie kommen her von Berg, helfen und gelten, und das e der Wurzel geht in allen ähnlichen Wörtern in i nicht ü über, z. B. wirken von Werk, verbirgst von verbergen, wirbst von werben, Gefilde von Feld, richtig, Richter und Gericht von recht, irdisch von Erde ꝛc. ꝛc. 5. fremde, aber auf deutsche Art ausgesprochene und gebogene Wörter werden mit deutscher Schrift und nach deutscher Aussprache und Sitte geschrieben, also: Zepter, Pallast, Engel, nicht Scepter, Palast, Aengel. Auf diesen Regeln beruht die Orthographie (Rechtschreibung) oder die Lehre, wie die Wörter nach den einmal angenommenen Grundsätzen geschrieben werden sollen. Auch die Rechtschreibung ist mit jedem Jahrzehend mannigfaltigen Veränderungen unterworfen. Der Grammatiker muß sie beachten, darf ihnen aber nur langsam und prüfend folgen. Zu den nichts sagenden, und schon wieder verschwindenden Eigenheiten der neuern Zeit gehört besonders die Auslassung der Dehnungsbuchst. a, e und vorzüglich des h, als: Sat (Saat), Se (See), lam (lahm), Son (Sohn), hir (hier), wofür sich noch kein bedeutender Schriftsteller erklärt hat. Schwankend ist der Gebrauch in echt (von Ehe), Eltern, möchte, Grenze ꝛc., die von mehrern ächt, Aeltern, mögte, Gränze geschrieben werden. Richtig ist die neuere Schreibart in Hilfe, Gebirge und gleichgiltig, für Hülfe, Gebürge und gleichgültig. Indessen läßt sich auch Hülfe und gültig vertheidigen, wenn man sie von dem alten hulp und gult ableitet. — Besondere Regeln. Mit großen Anfangsbuchstaben werden geschrieben: 1. alle Wörter zu Anfange einer jeden Rede und Periode, so wie alle Wörter nach einem Punktum, Ausrufungs- und Fragezeichen, wenn die beiden letztern einen Satz beschließen, und also statt eines Punktes stehen. Auch pflegt man jede Zeile eines Gedichts mit einem großen Buchstaben anzufangen; 2. alle Hauptwörter und solche, die als Hauptwörter gebraucht werden; also nicht bloß: Vater, Sohn, Kind, Stuhl, Kleid, sondern auch: das Mein und Dein ꝛc. 3. alle Eigennamen und gewöhnlich auch die von ihnen abgeleiteten Eigenschafts- und Umstandswörter: Carl, Franz, Berlin, Preußen, der Brandenburgische Soldat, die Deutsche Sprachlehre, die Christliche Religion. Nach eingeführter Sitte schreibt man auch die Wörter Kaiserlich, Königlich und Kurfürstlich groß; 4. die Personwörter, welche sich in schriftlichen Aufsätzen auf die angeredete Person beziehen: Sie, Ihnen; und im Kabinets- und Kanzleistyl das Wir, wenn es die Person des Fürsten bezeichnet. — Auch findet man öfters das Zahlwort Ein zum Unterschiede vom dem unbestimmten Geschlechtsworte ein groß geschrieben. — Die Buchstaben ä, ö, ü werden in solchen Wörtern gebraucht, welche die Vokale a, o und u in der Beugung oder Ableitung verändern, als Vater — Väter, Sohn — Söhne, Mutter — Mütter. Es gibt aber auch noch mehrere Wörter, die ein e in der Schreibung haben, obgleich ihre Abstammung ein ä erfordert: Henne, Vetter, edel, Kerl, Mehl, netzen, schmecken, verwegen. Schwankend ist Aernte und Ernte, Grenze und Gränze. — Auch ü und i werden oft mit einander verwechselt; richtig ist i in Gebirge, wirklich, Sprichwort, spritzen; richtig ist ü in ausbündig, flüssig. — Den schönen Doppellaut ai hat die hochdeutsche Sprache leider nur selten gebraucht. Man findet ihn nur noch in Main, Mai, Kaiser, Laie, Waid,

Rain, Hain, Saite, Waise, selten noch in Getreide, Weitzen. Der Doppellaut äu hat seinen Ursprung von au, daher man häucheln (von Hauch), und schläudern schreiben sollte, doch ist das eu üblicher, weil die Ableitung nicht mehr erkannt wird. — Der Buchstab C ist in ursprünglich deutschen Wörtern gar nicht vorhanden, sondern wird allemal mit k oder mit z vertauscht, je nachdem der Laut es erfordert. Eben dies gilt auch von fremden Wörtern, wenn sie das Bürgerrecht erhalten haben, oder durch den Gebrauch schon zu deutschen Wörtern gestempelt worden sind. Dahin gehören: Kapelle, Kloster, Kalender, Katheder, Kantel, Kreuz, Küster, Körper, Kanone, Keller, Krone, Kreatur, Klavier, Katechismus, Karl, Kastellan, Kapitel, Sklave, Objekt, Adjektivum ꝛc. Zepter, Zentner, Zirkel, Zitrone, Zither, Polizei, Prozeß, Spezerei. — Das dt wird nur dann gebraucht, wenn es aus det zusammengezogen ist; z. B. beredt (beredet), gesandt, bewandt, verwandt, todt (für todet) u. s. w. In Schwert und Ernte fällt das d weg, nur Stadt bekommt ein dt; Brod wird von Einigen mit d, von den Meisten mit t (nach der Ableitung von βρωτός, cibus), von Keinem aber mit dt geschrieben. In ungewissen Fällen kann man sich durch Verlängerung des Wortes und durch eine richtige Aussprache helfen. So schreibt man z. B. todt, weil wir sagen: todte Menschen, aber Tod (der) ohne t, da es im Genitiv des Todes heißt. — Die Buchstaben F und V sind in der Aussprache schwer zu unterscheiden, daher der richtige Gebrauch derselben durch Uebung erlernt werden muß. Man merke sich indessen; daß das V nie vor einem Konsonanten, auch nicht vor U und Ue steht, weil es ehedem selbst als ein U betrachtet wurde. — Die Buchstaben G und Ch, wenn sie am Ende eines Wortes stehen, werden häufig mit einander verwechselt, daher man sich Folgendes merken muß: das G wird gebraucht in allen den Wörtern, deren Endsylbe ig lautet, also: 1) in denjenigen abgeleiteten Wörtern, deren Stammwörter auf el ausgehen: schwefel-ig (Schwefel), adel-ig ꝛc. 2) in denjenigen Wörtern, welche von Zahlwörtern abgeleitet sind, so wie überhaupt in allen, welche auf zig und ßig ausgehen. 3) in denjenigen Wörtern, welche die Endsylbe selig haben: armselig, holdselig ꝛc. 4) in denjenigen Wörtern, welche sich auf tig endigen: gütig, artig, muthig ꝛc. In allen diesen Wörtern heißt die letzte Sylbe ig, denn eine Sylbe ich hat der Deutsche in seinen Adjektiven nicht. Auch in den Substantiven ist sie selten. Das Ch wird gebraucht: 1) in denjenigen Wörtern, welche auf lich ausgehen: göttlich, menschlich ꝛc. 2) in den Beschaffenheitswörtern, welche auf icht ausgehen, und also eine Aehnlichkeit anzeigen: erd-icht, buckel-icht ꝛc. In ungewissen Fällen, die indessen bei der Kenntniß der deutschen Endsylben nicht eintreten können, verlängere man das Wort und folge alsdann der richtigen Aussprache. — Die Buchstaben G, ch und K müssen genau von einander unterschieden werden. Die Aussprache ist hier nicht immer sorgfältig genug. — Kw kennt der Deutsche nur in der Aussprache, nicht in der Schrift. Er setzt dafür immer qu, als: Quell, Qual ꝛc. Der Buchstab j steht nie in der Mitte, selten am Ende, größtentheils zu Anfang einer Sylbe, und alsdann jedesmal unmittelbar vor einem Vokal: ja, jäh, jährlich, Jude. — K und ck. Das ck kann nur auf einen kurzen Vokal folgen, als: Rock, Stock, Block, nie aber auf einen langen und gedehnten, also nicht Eckel sondern Ekel. Bei den aus dem Lateinischen in das Deutsche übertragenen Wörtern aber geht das c nur in ein einfaches k über, also: Subjekt, nicht Subjeckt. Nach einem Konsonanten folgt nie ein ck, sondern jederzeit nur ein einfaches k. In ungewissen Fällen darf man auch hier nur das Wort verlängern und auf die Aussprache achten. Zur Abtheilung der Sylben bedient man sich des doppelten k, z. B. schmük-ken, bak-ken. — Die Doppelkonsonanten ff, ll, mm, nn, rr, tt werden nur nach kurzen oder geschärften Vokalen gesetzt, und

zwar dann, wenn bei der Beugung des Wortes der Doppellaut in der Aussprache gehört wird. So schreibt man das Wort Mann mit dem Doppelkonsonanten nn, weil a geschärft ist. — Das Pf soll die Aussprache des einfachen f verstärken, wird aber nicht immer genau unterschieden. — Ph ist nur in fremden Wörtern und Namen gebräuchlich, als in Philosophie, Prophet, Philantropin Triumph, Nymphe, und in Westphalen, Rudolph, Joseph, Pharao. Einzelne Schriftsteller haben es zu verbannen gesucht, und schreiben Filosofie und Josef, allein der Gebrauch hat noch nicht dafür entschieden. — Die Buchstaben s, ſ, ß und ſſ werden, selbst vom Sprachkundigen, mit einander verwechselt, daher man sich den Unterschied derselben besonders merken muß. Das kleine s steht nur am Ende einer Sylbe; das lange ſ aber am Anfange, als Seele, sehen. Das ß wird nur am Ende einer Sylbe und zwar da gebraucht, wo ein geschärfter Vokal hervorgeht; z. B. Haß, Roß, geß. Es bezeichnet aber auch ein geschärftes ſ nach einem gedehnten Vokal: Muß, Gruß. Nun ist aber noch ein Unterschied zwischen ß und ſſ. Das ß geht nämlich in ſſ über, wenn es zwischen zwei Vokalen steht, von denen der erstere geschärft ist: aus gießen z. B. wird gegossen, eben so wissen, müssen ꝛc. — Das einfache z kann nur nach einem Konsonanten stehen: Tanz, Kranz, Schmerz; das tz aber, da wir es als Doppelkonsonanten behandeln, nur nach einem geschärften Vokal: Blitz, Witz, Schatz. In den aus dem Latein. und Französischen aufgenommenen Wörtern fällt das tz durchaus weg; wir schreiben also Miliz nicht Militz. — Ueber den Unterschied der Buchstaben x, chs, gs und cks lassen sich keine Regeln geben, sondern hier müssen Gebrauch und Abstammung entscheiden. — Das y ist aus ij entstanden, also ein doppeltes i, und vertritt zugleich die Stelle des griechischen *v*, daher es nur noch in solchen Wörtern üblich ist, welche aus dem Griechischen herkommen, als: Styl, Sylbe, und in einigen deutschen Wörtern, welche von andern ihnen ähnlichen im Schreiben unterschieden werden sollen, als seyn von sein. — Unser Zweck erlaubte uns nur, uns hier auf die deutsche Sprache einzulassen. Wer über die lateinische Rechtschreibung Belehrung suchen sollte, den verweisen wir auf Quintilians Anweisung zur Rednerkunst, Buch 1 Kap 7, und auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper, Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agrötius, M. Aurelius Cassiodorus, Beda Sacerdos, und auf die neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier; C. S. Schurzfleisch, H. Noris, G. Korte, Chph. Cellarius; ferner in Hinsicht der franz. Sprache auf das Dict. d'Orthographie und auf die Werke von C. P. D. Michel und von Plasmann. — Ausführlichere Belehrung über deutsche Rechtschreibung geben folgende Werke: J. C. Adelungs vollständige Anweisung der deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipzig 1788. Die Kunst zu lesen und recht schreiben zu lernen v. F. Olivier. Dessau 1801. Neue Rechtschreibung nach der deutschen Mundart. Berlin 1804. 8. C. Kruse Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. Oldenburg 1807. J. F. A. Krugs ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und schreiben zu lernen. 1808. 8. Unterricht in der deutschen Rechtschreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittler Schulen, nebst einem Anhange von gleich- und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812. 8. 139 S. G. M. Roth Anweisung zur Orthographie, 1802, sodann bedeutend erweitert in dessen Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollständigere und verbesserte Aufl. Gießen 1814. 8. Auch giebt Heinsius in seinen Werken über deutsche Sprachlehre gründliche Anweisung zur Wortschreibung.

Rechtsgelehrter (Jurist), ein Kenner sowohl der philosophischen als statutarischen Rechtslehre. Er schränkt sich nicht bloß auf die positiven Gesetze seines Staates ein; sondern macht sich auch mit den Gesetzen anderer Staaten bekannt, um sie zu vergleichen, und den Geist der Gesetze, d. i. ihren Zweck und ihre Anwendbarkeit, kennen zu lernen. Es gehören zu einem Rechtsgelehrten mancherlei, besonders humanistische, philologische, historische, antiquarische und philosophische Kenntnisse. Besonders muß er ein guter Logiker seyn, theils um kein Rabulist zu werden, theils um den Sophistereien Anderer mit Nachdruck begegnen zu können. Rechtserfahren nennt man ihn, wenn er die Fertigkeit erlangt hat, von seinen erlangten Kenntnissen in wirklichen Rechtsfällen Gebrauch zu machen, welches, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Fälle, bloß durch die Erfahrung erlernt werden kann.

Rechtsmittel, s. Prozeß.

Rechtsphilosophie, s. Naturrecht.

Rechtspflege, Justiz, Justizhoheit, Justizpflege (von Justitia, Gerechtigkeit, vergl. d. Art), die Handhabung der äußern Gerechtigkeit im Staate. Da es ein wesentlicher Zweck des Staats ist, die Rechte der Menschen zu befestigen und zu beschützen, und dieses nur durch eine gesetzlich wirkende Obergewalt möglich ist, so kommt auch nur dieser Obergewalt (Staatsgewalt), und denen, auf welchen dieselbe ruht (Regierung), das Recht zu, die Gerechtigkeit im Staate zu handhaben, und man nennt daher dieses Recht der Obergewalt die Justizgewalt oder Justizhoheit (s. Hoheit und Regierungsrechte), auch oft selbst Justiz. Sie zerfällt in Hinsicht ihrer Form, d. i. der Art ihrer Wirksamkeit, wie die Staatsgewalt überhaupt, in 1) das Recht der Justizgesetzgebung, 2) die richterliche Gewalt, Gerichtsbarkeit, Jurisdictio, im weitern Sinne, deren wirkliche Ausübung die Justizpflege in einem engern Sinne genannt wird. Sie begreift die Beurtheilung der gesetzlich zu bestimmenden Rechtsfälle (Justizsachen) und die Vollstreckung des richterlichen Urtheils. Sie wird von öffentlich bevollmächtigten Personen (Gerichtspersonen), welche bald aus physischen Personen, bald aus Collegien (Justizcollegien) bestehen, und ebenfalls oft die Justiz oder Gerichtsbarkeit, Gerichtshof genannt werden, im Namen und unter Oberaufsicht der Regierung, welche die oberste Gerichtsbehörde ausmacht, und durch ein oberstes Justizcollegium alle niedern Behörden verbindet, durch das ganze Gebiet des Staats ausgeübt. Die gesetzlichen Normen, nach welchen der Richter dabei verfahren soll, sind ebenfalls durch die Justizgesetzgebung bestimmt. Mittelbar übt sie die Regierung in der genannten Patrimonial-Gerichtsbarkeit aus (s. d. A.). Uebrigens ist den Justizbehörden gewöhnlich auch die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit (jurisdictio voluntaria, s. Gerichtsbarkeit) übertragen. In Hinsicht der Verschiedenheit der Justizsachen, unterscheidet man Civil- (oder bürgerliche) und Criminaljustiz (Criminalgewalt). Jene hat es mit Civilsachen, und zwar mit der Bestimmung der bürgerlichen Rechte (Civilgesetzgebung), mit der Untersuchung und Entscheidung der entstandenen Rechtsstreitigkeiten, so wie mit der Vollstreckung der gerichtlichen Urtheile (Civilgerichtsbarkeit) zu thun. Diese begreift das Recht der Staatsgewalt, Verbrechen zu bestrafen, und zerfällt also ebenfalls in Criminalgesetzgebung, welche die Handlungen, die als Verbrechen angesehen werden sollen, nebst ihren Strafen bestimmt, und Criminalgerichtsbarkeit, oder das Recht begangene Verbrechen zu untersuchen, zu beurtheilen und zu bestrafen. Beide verbindet die Oberaufsicht des Staats. Ueber den Unterschied der Justiz und Polizei s. Polizei. Die Oeffentlichkeit der Justizpflege, oder die öffentliche Ver-

handlung aller Rechtssachen ohne Ausnahme, wird jetzt, ungeachtet der Herr von Gönner (in der Vorrede zu seinem Entwurfe eines Gesetzbuchs) den Nutzen derselben nicht anerkennt, fast allgemein als der Grundstein der bürgerlichen Freiheit angesehen. Dadurch erst wird die vollkommene Unabhängigkeit der Richter von der administrativen Gewalt ganz gesichert. Die in Deutschland bisher übliche Justizverwaltung bei verschlossener Thüre ist keinesweges in der deutschen Gerichtsverfassung herkömmlich gegründet. Vor 200 Jahren wurden alle Criminal- und Civilsachen öffentlich verhandelt, und das Gericht der Geschwornen bestand in ganz Deutschland; in einigen Theilen von Baiern bis 1803, und in der Schweiz werden noch heut zu Tage alle Civilsachen öffentlich verhandelt. In England und Frankreich ist die Oeffentlichkeit der Rechtspflege eingeführt. Vergl. d. Art. Jury.

Rechtspflicht, rechtliche Pflicht, eine solche Pflicht, für welche eine äußere Gesetzgebung möglich ist. Das Recht gibt Gesetze für die äußern Handlungen. Die Gesetzgebung für dieselben liegt zwar in der Vernunft und ist also innerlich, kann aber doch äußerlich werden, und da sie überdem eine äußere Triebfeder, Zwang und Furcht, mit ihren Gesetzen verbindet, so unterscheiden sich die Pflichten, die sie vorschreibt, dadurch von den ethischen. Die juridischen Gesetze können als die Gesetze des Willens überhaupt, oder auch des allgemeinen Willens, in dem der unsrige mit enthalten ist, also nicht bloß als Gesetze unseres eigenen Willens (welches bloß Pflichten der Ethik geben würde) gedacht werden. Die juridische Pflicht ist also die Nothwendigkeit einer äußern Handlung, die durch die rechtliche Gesetzgebung geboten, oder mit der eine äußere Triebfeder verbunden ist. Auch heißt diese Handlung selbst eine Rechtspflicht. So ist es keine Tugendpflicht, sein Versprechen zu halten, weil man zur Leistung derselben gezwungen werden kann. Denn wollte man es für eine Tugendpflicht halten, so würde kein Unterschied seyn zwischen den Leistungen der Treue gemäß, seinem Versprechen in einem Vertrage, und den Handlungen des Wohlwollens oder der Güte. Und so kann man auch sagen: eine Rechtspflicht ist eine solche Pflicht, zu deren Leistung man gezwungen werden kann.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz. Das Wort Recht hat im Deutschen, wie in mehrern andern Sprachen (jus, droit, diritto, right and law) so viele Bedeutungen, daß man beim Lesen sorgfältig unterscheiden muß, welche eben obwalte: hier soll nur der oberste Begriff des Rechts und das System der künftigen Entwickelung desselben (Rechtswissenschaft) angegeben werden. Die philosophirende Vernunft findet, indem sie sich selbst betrachtet, daß ihr ein doppeltes Hauptgeschäft angewiesen ist: ihre Forschungen betreffen entweder Gegenstände, die dem Menschen um des bloßen Erkennens willen wichtig sind (theoretische Philosophie), wohin die Form und Regel alles Denkens (des Vernunftgebrauchs) und die Betrachtung dessen gehört, was die Vernunft über den Menschen, die Welt und Gott aus sich selbst zu erkennen vermag (Logik und Metaphysik, s. d. Art. Philosophie); oder die Vernunft untersucht die höchsten Prinzipien des Thuns des Menschen (praktische Philosophie), und da zeigt sich, daß ihr drei Fragen zur Beantwortung vorliegen: was muß ich thun? was darf ich thun? und was kann ich hoffen? oder mit andern Worten: Tugend, Recht und Glaube sind ihre Objekte. Von dem ersten und dritten dieser Gegenstände ist hier nicht die Rede; hinsichtlich des Rechts aber ergiebt sich, daß seine ewige und allgemeine Quelle eben die Vernunft in ihrer so eben beschriebenen praktischen Funktion sey, und daß es, schon vor und außer aller Gesetzgebung der Staaten Rechte gebe, die zwischen den Menschen statt

finden. Das Recht selbst aber ist (objektiv) die Regel oder Norm, nach welcher die äußere Freiheit der Einzelnen unter sich durch Zwangsmittel beschränkt werden darf; oder (subjektiv) der im Nothfalle durch Zwang zu unterstützende Einfluß eines Einzelnen auf die äußere Freiheit Anderer (m. s. die lichtvolle Entwickelung dieses Begriffs in Wenck's Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Leipz. 1810). Sagt man z. B., ich habe ein Recht auf mein Eigenthum, so heißt das so viel als: ich darf hinsichtlich meines Eigenthums die äußere Freiheit aller Andern beschränken; spricht man von einem Rechte des Volkes auf eine Constitution, so will man sagen: das Volk dürfe die Feststellung einer Norm oder Regel verlangen, nach welcher es von der Staatsgewalt regiert werde. Dem Rechte des Einen (Befugnisse) entspricht von der Seite des Andern die Verbindlichkeit, zu deren Beobachtung er gezwungen werden darf, während man zur Pflicht (in der Tugendlehre oder Moral) nicht gezwungen, sondern nur erzogen werden kann, weil sie einzig auf den innern Gesetzen beruhet. Die Möglichkeit des Zwanges zur Erfüllung der Verbindlichkeit, und der Umstand, daß Rechte und Verbindlichkeiten nur statt finden hinsichtlich der äußern Form der menschlichen Handlungen (nicht hinsichtlich der Gesinnungen), macht den Unterschied zwischen den rechtlichen und sittlichen Vorschriften der Vernunft aus. Die Wissenschaft des Rechts, wie weit es aus der bloßen Vernunft erkannt wird, ohne Rücksicht auf die Gesetzgebung der Staaten, heißt philosophische Rechtslehre oder Naturrecht; weil aber alle Staaten durch ihre oberste Gewalt das durch die Vernunft vorgeschriebene Recht vielfältig modifizirt, bestätigt und nach den Bedürfnissen angewendet haben, so ist daraus das positive Recht (als Doktrin, die Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, auch schlechthin das Recht genannt) entstanden, welches daher so vielfältig ist, als es die Staaten und Corporationen sind, die es aufgestellt haben. Unter allen positiven Rechten in Europa ist, nebst dem Englischen das in Deutschland und dessen einzelnen Staaten geltende positive Recht das weitläuftigste, verwickeltste und aus den verschiedensten Quellen zusammengesetzte. Da nun derjenige, der das in Deutschland geltende Recht in einem allgemeinen Abrisse (encyklopädisch) übersieht, darnach leicht die Rechte anderer Völker verzeichnen kann, so mag hier eine Uebersicht des in Deutschland geltenden Rechtes anstatt aller übrigen stehen. M. vergl. das schon genannte Werk von Wenck, den trefflichen Grundriß von Kohlschütter (Propädeutik, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissensch. Wittenb. 1797) u. Thibaut's juriſt. Encyklopädie, Altona 1797. Es umfaßt nämlich die Rechtswissenschaft in Deutschland, nach Maßgabe ihrer Erkenntnißquelle, der Lehrart (auf Universitäten und in Büchern), des Materials und des historischen Ursprungs: nicht nur a) dasjenige Recht, welches bloß durch die philosophirende Vernunft erkannt wird und in ihr begründet ist (Naturrecht, philosophische Rechtslehre in drei Theilen, allgemeines Privat-, Staats- und Völkerrecht), sondern auch b) dasjenige Recht, welches durch die Gesetzgebungen der deutschen Staaten und der Corporationen in ihnen gestellt worden (positives in Deutschland geltendes Recht). — Aus beiden Quellen gehen, wenn man das Recht, ohne Rücksicht auf die zur Ausübung erforderliche Fertigkeit und deßfalsige Geschicklichkeitsregeln betrachtet, die theoretischen Rechtswissenschaften hervor, und zwar: I. das Recht der Privatleute oder Staatsbürger unter sich, Privatrecht (Civilrecht im weitern Sinne). A. Recht der Privatleute in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältnisse überhaupt und ohne Berücksichtigung der besondern, eine eigene Untersuchung erfordernden Rechtsbestimmungen, a) nach den Grundsätzen des in Deutschland aufgenommenen römischen Rechtes, wie es von dem Kaiser Justinian (525 bis 565 der christlichen Zeitrechnung) aufgestellt worden. Justinianeisch-römisches

Privatrecht, Civilrecht, im engern Sinne, nach Anleitung der Institutionen, der Pandekten, des Codex und der Novellen; b) nach den ursprünglich deutschen Rechtsgewohnheiten, Reichsgesetzen und dem deutschen Herkommen (deutsches Privatrecht) (man s. Weißen's Einleitung in das deutsche Privatrecht, Leipzig 1817); c) nach der einheimischen Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten, z. B. Preußen, Oestreich, Sachsen (preußisches, östreichisches, sächsisches Privatrecht, wovon das erstere auf dem trefflichen Gesetzbuche „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten" beruhet) — B. Rechte der Privatleute oder Staatsbürger in Beziehung auf mehrere, zu besondern Rechtsbestimmungen Anlaß gebende Verhältnisse, namentlich: a) auf den Lehnsverband oder das Lehnsverhältniß (Lehnrecht, jus feudale), und zwar: α) nach den noch übrigen longobardischen Lehnrechtsgebräuchen (longobardisches Lehnrecht); β) nach den ursprünglich deutschen Lehnrechtsgewohnheiten (gemeines deutsches Lehnrecht); γ) nach der einheimischen Gesetzgebung einzelner deutscher Staaten in Lehnssachen (wie unter andern das sächsische Lehnrecht); — b) auf das Religions- und Kirchenverhältniß (Kirchenrecht, jus canonicum im weitern Sinne), und zwar: α) nach den Grundsätzen des Corporis juris canonici (jus canonicum im engern Sinne); β) nach den Grundsätzen der deutschen katholischen Kirche und den darauf sich beziehenden Reichs- und Landesgesetzen, Concordaten ꝛc. (katholisches Kirchenrecht); γ) nach den Grundsätzen der Protestanten und den deßfallsigen Landesgesetzen (protestantisches Kirchenrecht, worüber das klassische Werk von Just Henning Böhmer) — c) auf mehrere, wegen ihrer Wichtigkeit für den Staat und die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Objekts, den Gegenstand besonderer Gesetzgebungen ausmachende Rechtsverhältnisse der Staatsbürger, wohin sämmtliche von Hufeland mit dem Namen „Regierungs-Privatrecht" bezeichnete Doktrinen gehören (s. Kohlschütter am angef. Ort §. 47. 49. 50). Die wichtigsten hierher gehörenden Rechte sind: das Polizeirecht, Finanz- und Cameralrecht, Kriegs- und Soldatenrecht, Handlungs-, See- und Wechselrecht, Privatrecht der Fürsten, Adels-, Bürger-, Handwerks- und Bauernrecht, Judenrecht, Jagd- und Forstrecht, und das Bergrecht; — d) auf die vom Staate angedrohete gänzliche und partielle Beraubung der staatsbürgerlichen Rechte, als Strafe solcher Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind (Verbrechen), und auf das vom Staate vorgeschriebene Verfahren, wie das Verbrechen und der Verbrecher erforscht, und letzterer bestraft werden solle (Criminal-, auch Straf- oder peinliches Recht und Criminalprozeß) und zwar: α) nach den in ganz Deutschland angenommenen, besonders durch Carls V. Halsgerichtsordnung (1532) bestimmten Grundsätzen (gemeines Criminalrecht); β) nach den Gesetzgebungen der einzelnen deutschen Staaten (besonderes Criminalrecht); — c) auf die vom Staate vorgeschriebene Form, wie die Staatsbürger die unter ihnen wegen streitiger Rechte entstandenen Händel vor Gericht führen und die nöthige Entscheidung veranlassen sollen (Prozeßrecht, auch schlechthin der Prozeß genannt, s. d. Art. Prozeß). — II. Rechte des Staates, in Beziehung auf seine Verfassung und Verwaltung (Constitution und Administration), als Staat betrachtet (Staatsrecht, jus publicum), und zwar: α) für ganz Deutschland nach seiner ehemaligen, im August 1806 aufgelöseten Verfassung, deutsches Staatsrecht, jus publicum Germanicum; β) nach den seit der Errichtung des deutschen Bundes eingetretenen Grundsätzen (Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten); γ) für die einzelnen deutschen Staaten, (z. B. östreichisches, preußisches, baierisches, sächsisches Staatsrecht). III. Rechte der Völker gegen andere Völker, wiefern deßhalb, namentlich

in Europa, durch Verträge und Herkommen positive Bestimmungen vorhanden sind (europäisches Völkerrecht, von welchem das Gesandtschaftsrecht, das Seerecht der europ. Nationen, das Ceremonialrecht, besonders behandelte Theile sind). S. v. Ompteda: Literatur des Völkerrechts, Regensb. 1785, und die treffliche Fortsetzung dieses Werkes durch v. Kamptz. Berlin 1817. — Betrachtet man aber das Recht aus dem Gesichtspunkte der Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache viele Sätze und Regeln aus andern Wissenschaften zu entlehnen sind, so entstehen dadurch die praktischen Rechts-Wissenschaften, welche I. die Anleitung zur Ausarbeitung von Akten enthalten, oder — bei Staatsgeschäften — die Anleitung zur Staats- und Kanzlei-Praxis, und — bei juristischen Privatgeschäften — zur gerichtlichen sowohl, als außergerichtlichen Praxis. Die außerordentliche Privatpraxis beschäftigt sich mit der Rechtsausübung in nicht streitigen Angelegenheiten des Privatrechts, und heißt gewöhnlich Notariatskunst. Doch ist der Umfang der Notariatspraxis nach den verschiedenen Gesetzgebungen verschieden. Vorzüglich wird sie bei Errichtung der Verträge und Contrakte aller Art, bei Testamenten, Erbschaften und Rechnungssachen ꝛc. angewandt. II. enthalten sie die Anleitung zur gehörigen Behandlung der schon ausgearbeiteten Akten. Dahin gehören: die Referir- und Dekretirkunst und die Archiv- und Registraturwissenschaft, oder die Theorie der Kunst, schon verhandelte und geschlossene Akten, auch Urkunden jeder Art, zum künftigen Gebrauche aufzubewahren und gehörig zu ordnen. — Hier stehe noch eine andere aus der Natur und dem Zwecke des Rechts abgeleitete Eintheilung der Rechtswissenschaft. Ist diese nämlich der Inbegriff aller über die Beziehung der sittlichen Natur des Menschen auf sein Erdverhältniß vorhandenen Aussprüche des Gesetzes, so ergeben sich folgende Theile derselben: A. Nach den vier Grundbegriffen dieses Erdverhältnisses: Person, Besitz, Erwerb, Sache, giebt es vier Theile des Civilrechts im weitern Sinne: Personen-, Sachen-, Erwerbs- und Besitzrecht, von denen jeder wieder vier Unterabtheilungen hat. 1) das Personenrecht: Staat, Gemeinde, Corporation, Familie; — 2) das Sachenrecht: Grundstück, Früchte, Produkte, Geld; — 3) das Erwerbsrecht: Besitznahme, Einerntung, Verfertigung, Uebertragung; — und 4) das Besitzrecht: Stammgut, eheliches Gut, Kindsgut, Vermögen. — B. Nach den vier Momenten des sittlichen Wesens des Menschen: 1) Zucht, daher: Strafzucht, Sittenzucht, Schulzucht, Kirchenzucht; — 2) Liebe, daher: Vater-, Mutter-, Kinder-, Eherecht; — 3) Ehre, daher: die Rechte der Obrigkeit, des Lehrstandes, des Wehrstandes und des Nährstandes; — und 4) Heimath, daher: Recht der Städte, Dörfer, Höfe und des Vaterlandes. Diese vier Elemente umfaßt der Begriff Staat, ein Verein, dessen Idee die das Volk durchdringende Einheit seiner geistigen Natur ist. Die Zucht gedeiht zur Selbstherrschaft des Staats über die in ihm enthaltene Menschheit; die Liebe weiht Ansichten, nach denen sich der Staat aus Familienverhältnissen erbaut; die Ehre wird eine Stufenfolge von Ständen; und die Heimath dehnt sich rechtlich aus zur weiten Wohnung des Volks. — Unter den Hülfskenntnissen der Rechtswissenschaft müssen die mittelbaren — wie Kenntniß der Sprachen, Geschichte (insbesondere der römischen, deutschen und der neueren Staaten, Kirchengeschichte, Diplomatik und Genealogie), Geographie, Statistik, Alterthümer, Philosophie, besonders Logik, Politik, Moral und Staatswirthschaft, Mathematik und der gerichtlichen Arzneikunde — von den unmittelbaren Hülfsdisziplinen des Rechtsstudiums unterschieden werden. Zu letztern gehören: a) die juristische Encyklopädie und Methodologie (nach Pütter, Schott, Gildemeister, Reitemeier, Tafinger, Hugo, Eisenhard, Hufeland, Wenk u. A.); b) die Rechtsgeschichte, oder die historische Darstellung des Ursprungs, bisherigen Fortgangs

und der allmähligen Ausbildung des gegenwärtigen Rechtssystems (s. Hugo's Lehrbuch d. Rechtsgeschichte). Besonders wichtig ist die Geschichte des römischen Rechts und die deutsche Rechtsgeschichte (s. Reitemeier: Encyklop. u. Geschichte d. Rechte in Deutschland). — c) Die Literargeschichte der Rechtskunde, oder die Geschichte des Studiums derselben, und die Geschichte und Kenntniß der Literatur der Rechtswissenschaften. — d) die juristische Auslegungekunst, eine besondere Anwendung der Hermeneutik auf Gesetze, Verträge, Vorträge, Urtheilssprüche u. a. juristische Gegenstände.

Rechtswohlthaten, Beneficia juris, sind gewisse Rechtsbehelfe, welche man mit Unterstützung der Rechte in Anspruch nehmen darf, als a) der Bedenkzeit, B. deliberandi; b) des Nachlaßverzeichnisses, B. inventarii; c) B. legis falcidiae, welches dem instituirten Haupterben immer wenigstens den vierten Theil einer Verlassenschaft sichert; d) B. restitutiones in integrum, der Herstellung in den vorigen Stand; e) B. cedendarum actionum, nach welchem der Bürge vom Gläubiger vor der Erfüllung der Bürgschaft die Cession aller seiner Forderungen an den Schuldner verlangen kann; f) B. divisionis, nach welchem der Bürge fordern kann, daß die solidarischen Mitbürgen mit ihm pro rata herbeigezogen werden; g) B. ejurationes, die Rechtswohlthat des Schuldners, eidlich zu versichern, daß er nichts mehr besitze; h) B. excussionis, das Recht des Bürgen, einen Kläger zuvörderst zur Auskage des Hauptschuldners anzuhalten; i) B. Senatus consulti Trebelliani, das Recht des Fiduciarerben, wenigstens $^1/_4$ des Nachlasses nach Restitution der Erbschaft zu behalten; k) B. St. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welches Bürgin geworden ist, sich von den Folgen einer Bürgschaft befreien und condictione indebiti das bereits Zurückgezahlte zurück zu fordern; l) B. separationis, das Recht der Gläubiger eines Erblassers, aus dem noch vorhandenen Erblaß vorzugsweise vor den Gläubigern des Erben bezahlt zu werden; m) B. competentiae (s. Competenzrecht); n) B. cessionis bonorum, sich durch Uebergabe aller seiner Güter von fernerer Verfolgung frei zu machen; o) B. particularis solutionis, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminlich zu bezahlen nach der billigen Anweisung des Richters; p) B. dationis in solutum, das Recht eines unglücklichen Schuldners, die besten Sachen im Geldwerthe zur Befriedigung des Gläubigers in Vorschlag zu bringen.

Recipienten, Vorlagen, nennt man in der Experimental-Chemie und Physik Gefäße, welche bestimmt sind, eine Flüssigkeit oder einen luftartigen Stoff in sich aufzunehmen oder zu bewahren. Ihr Gebrauch ist bei chemischen Arbeiten sehr häufig; der Stoff, aus dem sie bestehen, ist verschieden, doch gewöhnlich ist er Glas; auch ihre Form ist nach dem Zwecke, zu dem sie gebraucht werden, verschieden; meist haben sie die Gestalt einer Glocke, oder einer Flasche, oder eines Cylinders. So heißen Recipienten die gläsernen Glocken oder Cylinder, die zur Auffangung der verschiedenen Luftarten auf die Löcher des Tragesimses der pneumatisch-chemischen Wanne gesetzt und hernach mit Wasser oder Quecksilber geschlossen werden. Die Glasglocke bei der Guerickeschen Luftpumpe heißt ebenfalls Recipient. Das Gefäß, was bei der Destillation den zu gewinnenden Stoff aufnehmen soll und entweder mit dem Helme oder mit dem Halse der Retorte verbunden wird, nennt man auch Recipienten.

Recitativ ist eine Gesangweise, die der Deklamation sehr nahe kommt; es unterscheidet sich von der Deklamation durch die Begleitung der Musik von einem oder mehreren Instrumenten, welche den Grundton angeben; vom Gesange unterscheidet es sich dadurch, daß es keine Melodie besitzt, und der Vortrag desselben nicht länger, als es einem Deklamateur erlaubt ist, in einzelnen Tönen verweilen darf. Bei den Italienern und Deutschen wird

das Recitativ gewöhnlich in ¾ Takt gehalten; während es bei den Franzosen in allen Taktarten vorkommt; aus diesem Grunde nähert es sich bei uns und den Italienern mehr der Deklamation, bei den Franzosen hingegen mehr dem Gesange. Es gibt ein doppeltes Recitativ: das einfache, welches nur durch den Baß begleitet wird, der in einzelnen Akkorden zur Bezeichnung der Wendungen der Harmonie angegeben wird; das obligate begleiten mehrere Instrumente. Den Namen Recitativ erhielt diese Gesangsweise, weil sie in Erzählungen und im Dialoge vorzugsweise ihre Anwendung findet; daher es in Opern, Cantaten und Oratorien häufig gebraucht wird. Vinci, Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua haben sich vorzüglich in der Composition des italienischen Recitativ's berühmt gemacht, und Lully in der des französischen.

Reclama, der Anspruch, durch den genommene Dinge zurückgefordert werden, und auf die der Eigenthümer seine Rechte giltig macht, z. B. bei Häuser- und Güterverkäufen, Schiffen ꝛc.

Recognosciren bedeutet in militärischer Hinsicht irgend einen Gegenstand, als die Stellung einer Armee, die Lage einer Festung, die Beschaffenheit eines Landes, genau zu besichtigen. Richtig zu recognosciren ist für den Anführer von großer Wichtigkeit; die Personen, welche der General dazu gebraucht, müssen daher die ausgedehntesten militärischen Kenntnisse mit Muth und großer Beurtheilungsfähigkeit verbinden. Karten und Plane können nie die Vortheile, welche das prüfende und umsichtige Recognosciren hat, gewähren, weil sie nicht alle Punkte, und diese nicht genau und im kleinen Detail angeben können. — Recognosciren oder Recognition ist in der Rechtslehre die gerichtliche Anerkennung der Zeugen, Documente und anderer Beweisgründe, welche die eine Streitpartei zur Begründung ihres Rechtes der Gegenpartei vorführt. Alles, was der einen Partei zum Beweise ihres Rechtes dient, ist demnach für die Gegenpartei ein Gegenstand eines solchen gerichtlichen Anerkennungsaktes. Der Recognition steht die Diffession, d. h. die eidliche Ableugnung, daß die von der Gegenpartei beigebrachten Beweisgründe — Instrumente — gültig und richtig seyen, entgegen. Doch ist die Diffession nicht zulässig, wenn der Gegner, welcher seine Sache durch Urkunden und andere Instrumente belegt, durch zwei unverwerfliche Zeugen darthut, daß seine Instrumente echt seyn. Recognition nennt man auch die Vergleichung der Handschriften, die durch zwei eigens dazu beeidigte Experten geschieht.

Recollecten sind Franziskaner und Minoriten, Brüder des h. Franziskus, und strenge Beobachter seiner Regeln. Der Orden entstand 1530. Die Mönche gehen mit bloßen Füßen in hölzernen Schuhen, haben einen Rock von grobem braunen Tuch und eine kleine runde Kappe am Halse. Sie besaßen sonst in Frankreich und Italien viele Klöster.

Reconvention, die bisweilen von Beklagten wider die Kläger benutzte Widerklage. Sie bewirkt eine nothwendige Prorogation der Gerichtsbarkeit.

Rectificiren nennt man die wiederholte Destillation einer Flüssigkeit, um sie von den noch anklebenden fremdartigen Theilen zu befreien. So rectificirt man den Weingeist, um ihm einen Theil des überflüssigen Wassers zu nehmen, und ihn auf einen sichern Grad der Stärke zu bringen; ein empyreumatisches thierisches Oel wird rectificirt, um es von den Stoffen zu befreien, welche es dickflüssig machen und ihm einen unangenehmen Geruch und eine schmutzige Farbe geben.

Recurs, s. Regreß.

Redacteur, Redaction. Redacteur heißt der, welcher an der Spitze eines literärischen Unternehmens, an dem Mehrere arbeiten, steht, und das Ganze leitet. Seines Amtes ist es, darauf zu sehen, daß alle Theilnehmer

nach der Idee und in dem Geiste, nach welchen die Anlage des Werkes entworfen ist, fortarbeiten: er muß daher die Beiträge prüfen, sichten, ordnen und die Autoren auf die etwaigen Mängel aufmerksam machen. Ein Redacteur muß in der Beurtheilung der fremden Arbeiten allerdings strenge, doch nicht eigensinnig seyn; er darf keiner Lieblingsmeinung oder einem Systeme vorzugsweise huldigen, und hierdurch den Werth und Unwerth der Beiträge bestimmen wollen. Unpartheiisch muß er prüfen, und sein Stand zum Werke, indem auf ihn allein alle Verantwortlichkeit fällt, verlangt, daß er mit großer Vorsicht verfahre. Redaction ist das Geschäft der Redigirung.

Rede ist überhaupt eine Reihe von Tönen, die durch ihre mannichfaltige, aber durch allgemeine Uebereinkunft bestimmte, Veränderung und Zusammensetzung hörbare Zeichen von Gedanken werden. Das Vermögen, solche Töne hervorzubringen, liegt in der Beschaffenheit der Organe und der verschiedenen Art, wie die Luft der Lungen auf dieselben wirkt, und heißt sprechen. Auch Vögel lernen sprechen, und man hat sogar die menschlichen Sprachorgane in Automaten nachgebildet, und menschenähnliche Töne hervorgebracht. Reden heißt, Gedanken mit diesen Tönen verbinden, und dieses ist das alleinige Werk der Vernunft. — Rede im ästhetischen Sinne, als Kunstwerk, ist eine nach bestimmten Regeln kunstmäßig zusammengesetzte und verbundene Reihe von Gedanken, die den Zweck hat, nicht nur auf Ueberzeugung, sondern auch auf Empfindung zu wirken. Dieser zwiefache vereinigte Zweck bestimmt denn auch die Regeln, nach welchen eine Rede eingerichtet werden muß. 1) Die Ueberzeugung fordert Gründe, und wenn die Gründe auf den Verstand wirken sollen: so müssen sie deutlich, bestimmt und in logischer Ordnung und Zusammenhange vorgetragen werden. Die Gründe selbst haben den Zweck, entweder eine unbekannte oder verkannte Wahrheit zu beweisen und zu bestätigen; oder eine bekannte zu berichtigen; oder auch nur in ihrer Würde und Anwendbarkeit darzustellen. 2) Die Erweckung der Empfindungen fordert Kenntniß des menschlichen Herzens, seiner Neigungen und Leidenschaften, so wie der Mittel, durch welche diese erweckt, unterhalten und gestärkt werden können. Zu diesen Mitteln gehören hauptsächlich 1) das eigene Gefühl des Redners von der Größe, Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes, für welchen er seine Zuhörer einnehmen will. Dieses Gefühl muß sich in der Wahl seines Ausdrucks, und in seiner ganzen rednerischen Haltung aussprechen (eloquentia pectoris). Wer das nicht selbst empfindet, wofür er Empfindung erwecken will, wird nie gut reden, nie seinen Zweck erreichen, sollte er auch selbst die schändliche Kunst gelernt haben, Empfindungen zu erheucheln. 2) Alle Mittel der Versinnlichung durch Bilder, Beispiele, Gleichnisse, klug, angebrachte Geschichten; alles was die Einbildungskraft in die Fälle zu versetzen vermag, worin von der zu lehrenden Wahrheit Gebrauch gemacht werden kann; die Tropen und Figuren, die dazu dienen, Wohlgefallen an der Darstellung selbst zu erwecken, und die Aufmerksamkeit zu spannen und zu unterhalten. 3) Die kluge Benutzung der Gelegenheiten, die besonders dazu geeignet sind, die Gemüther für gewisse Gegenstände empfänglich zu machen. 4) Die Entfernung alles Gemeinen, Niedrigen, in Gedanken und Ausdruck; alles dessen, was einen ernsthaften Gegenstand auf einer lächerlichen Seite zeigen könnte. Eine einzige komische Wendung ist im Stande, die Wirkung der besten Rede zu vernichten. Die Reden, als Kunstwerke, werden verschiedentlich eingetheilt: 1) dem innern Zwecke nach, belehrende, unterhaltende, rührende Reden, wiewohl uns diese Eintheilung nicht ganz richtig zu seyn scheint, insofern eine Rede alle drei Zwecke vereiniget. Ein zusammenhängender Vortrag, der bloß Belehrung, oder Unterhaltung zum Zweck hat, ist

nicht sowohl Rede, als Vorlesung; 2) dem äußern Zwecke nach, a. religiöse Reden, Kanzelreden, Predigten, dogmatischen oder moralischen oder aus beiden gemischten Inhalts; b. gerichtliche Reden; c. Staatsreden, wozu die Gelegenheitsreden bei Huldigungen, die Siegs- und Friedensreden ꝛc. gehören; d. die Lobreden, die hin und wieder noch bei den Leichenbegängnissen vornehmer Personen Mode sind, aber durch Mißbrauch vieles von ihrem Werthe verloren haben. Sehr gut würde es aber seyn, wenn in jedem Staate zuweilen solche Lobreden auf diejenigen Menschen gehalten würden, die sich durch ausgezeichnete Verdienste um ihren Staat, oder um die ganze Menschheit einen bleibenden Ruhm erworben haben. Dadurch würde der große Haufe wahre Verdienste schätzen lernen. Etwas der Art thun die Katholiken an den Festen ihrer Heiligen. Eine jede Rede hat drei wesentliche Theile: 1) den Eingang, der den Zweck hat, die Leser vorzubereiten und auf den abzuhandelnden Gegenstand aufmerksam zu machen. Doch kann der Eingang wegfallen, wenn etwa eine Thatsache, worüber geredet werden soll, die Stelle desselben vertritt, z. B. bei der ersten Catilinarischen Rede des Cicero; 2) der Hauptsatz, der wahr, bestimmt, deutlich, nicht gemein, und schon überall anerkannt, sondern neu und kurz ausgedrückt seyn muß, mit seinen Erklärungen, wenn er derselben bedarf, die denn entweder das Subjekt oder das Prädikat, oder beide betreffen; und mit seinen Beweisen, Bestimmungen und Erläuterungen; 3) die Anwendung auf den jedesmaligen Zweck, den der Redner zu erreichen sucht. Zu einem guten Redner gehören folgende Eigenschaften. Er muß 1) Gelehrsamkeit besitzen, um immer einen reichen Vorrath von Materialien bei der Hand zu haben, und in Ansehung der Erfindung nicht verlegen zu seyn. Er muß 2) sehr vertraut mit der Logik seyn, um aus seinem vorräthigen Stoffe das für seinen Zweck Brauchbare ausheben, und in der Geschwindigkeit richtig ordnen zu können. 3) Er muß seinen ästhetischen Geschmack gebildet haben, um beurtheilen zu können, was in Gedanken und Ausdruck schicklich, würdig, passend, schön oder nicht sey. 4) Er muß ein Sach- und Wortgedächtniß haben, um, weder den Faden seiner Gedanken, noch die Worte und Wendungen zu verlieren, wodurch er sie ausdrückt. 5) Muß seine ganze körperliche Haltung, Gestikulation, Stimme oder Geberde dazu beitragen, die Wirkung des Inhalts seiner Rede zu verstärken. — Die Griechen und Römer stellen uns fast unerreichte Muster öffentlicher Beredsamkeit auf. Heut zu Tage, wo die öffentliche Beredsamkeit fast bloß auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und außer England ein Staatsmann selten Vorträge an große Volksversammlungen zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entschluß zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so wesentlich erforderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen war; doch sind auch in den neuesten Zeiten, besonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredsamkeit sich nicht unwürdig an die großen Muster der griechischen und römischen Vorzeit anschließt. Als Kanzelredner haben sich berühmt gemacht: Bourdaloue, Massillon, Tilotson, Sterne, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard u. A. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isokrates, Lysias, Cicero und der jüngere Plinius. Vergl. noch d. Art. Beredsamkeit.

Redekunst, Rhetorik, ist die Theorie der Beredsamkeit, d. i. der Inbegriff der Regeln, nach welchen überhaupt ein guter Ausdruck der Gedanken, sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens (Wohlredenheit), als auch besonders in zusammenhangenden, eigentlich rhetorischen Vortrage (Beredsamkeit), mündlich oder schriftlich, zu bilden sey. Die Redekunst setzt daher 1. den Un-

terschied fest, der unter den verschiedenen Arten des Vortrags des historischen, philosophischen, dogmatischen Vortrags, des Vortrags in Briefen, Gesprächen und in eigentlichen Reden statt findet, und bestimmt gewisse Regeln, nach welchen ein solcher Vortrag einzurichten und zu beurtheilen ist. Dann zeigt sie II. die allgemeinen und besondern Eigenschaften 1) der Gedanken, die den Inhalt oder die Materie des Vortrags ausmachen; a. die allgemeinen sind, die Wahrheit, Richtigkeit, Schicklichkeit und Schönheit; b. die besondern, die Lebhaftigkeit, die Neuheit, die Feinheit, die Stärke, das Witzige, Natürliche, Naive, Sinnreiche, Erhabene, Große und Unerwartete in den Gedanken; 2) des Ausdrucks, a. in Worten, wobei denn α) zuerst der Unterschied der eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücke, die Nothwendigkeit der letzten und ihre Wirkung (s. Tropen); β) dann die Eigenschaften des Ausdrucks, sowohl an sich als die grammatische Richtigkeit, die logische Deutlichkeit, die Verhältnisse in der Anordnung und Verbindung der Sätze und Perioden zum Behuf des Rhythmus und des Wohlklangs; als in Rücksicht auf die Gedanken, in so fern eine jede Art der Gedanken auch eine sorgfältige Wahl des Ausdrucks fordert, wozu besonders die rednerischen Figuren (s. d. Art.) dienen; b. in der Stimme und Deklamation, c. in den Geberden und Gestikulation. Alles dieses sucht sie nun auf die verschiedenen Arten des Vortrags anzuwenden, weil nicht jede Eigenschaft, so wenig der Gedanken als des Ausdrucks, für jede Art des Vortrags passend ist, und durch wohlgewählte Beispiele, wo möglich von Satz und Gegensatz, zu erläutern. Man sieht daraus leicht, daß Jeder, der die Redekunst studiren will, mit der Grammatik der Sprache, worin er reden und schreiben will, völlig bekannt seyn muß. Aristoteles, Cicero und Quintilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfsinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben diese Theorie noch mehr ausgebildet, und besonders auf die geistliche Beredsamkeit angewandt. Was übrigens die wahre, edle Beredsamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunst sey, wenn sie jetzt mit sanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt die Brust zur Freude hebt, und jedem Affekt den treffenden Ausdruck gibt, das zu schildern, erfordert selbst einen hohen Grad dieser Kunst, und der große Meister derselben, Cicero liefert vielleicht am vollständigsten die Züge zu dieser Schilderung. Unter den Deutschen wird J. J. Engel, als ein Eingeweihter dieser Kunst, nie aufhören, Geist und Herz jedes Gebildeten oder Bildung Suchenden an sich zu ziehen.

Redende Künste sind diejenigen, welche sich der Sprache zu ihren Darstellungen als Medium bedienen, vermittelst dessen sie Gedanken und Empfindungen ausdrücken. Redende müssen zwar alle schöne Künste seyn, denn ihre Werke müssen etwas sagen, sie müssen den Geist der Zuschauer anregen, und dies können sie nicht anders, als indem sie Vorstellungen bei ihnen erregen; doch ist das Medium, durch welches sie Vorstellungen mittheilen und erwecken, bei allen nicht die Sprache: redende Künste im engern Sinne sind demnach die Dichtkunst und Beredsamkeit. Die Benennung: redende Künste, drückt nicht den Begriff, das Wesen der Dichtkunst und Beredsamkeit aus, sondern bezeichnet nur die Art ihrer Mittheilung; und so wenig man sich eine erschöpfende Vorstellung von der Maler-, Bildhauer- und andern Künsten aus den Stoffen, worin sie arbeiten, bilden kann: eben so wenig kann man von der Sprache, als dem Medium der redenden Künste, sich einen umfassenden Begriff dieser abziehen; dem ungeachtet ist sowohl für sie als für ihre Beurtheiler eine gründliche Kenntniß der Sprache nothwendig; indem der Stoff den redenden Künsten in ihren Darstellungen gewisse Schranken setzt und aus ihm gewisse Regeln und Gesetze

fließen, die sie beobachten müssen, wenn sie ästhetisch bilden wollen. Man sehe hierüber Lessing's Laokoon.

Redetheile sind die Elemente der Sprachen, so wie die Buchstaben die Elemente der Worte sind. Sie sind 1. allgemeine, die ihrer Natur nach allen Sprachen eigen seyn müssen, weil sie auf den allgemeinen Gesetzen des Denkens, auf den Funktionen des Verstandes, bei der Bildung der Urtheile beruhen. Der Verstand verbindet nämlich, wenn er urtheilt, ein Subjekt mit einem Prädikat. Ein jedes Urtheil besteht daher, wie bekannt, aus drei wesentlichen Theilen, 1) dem Subjekte, 2) dem Prädikate und 3) der Copula, welche aussagt, ob das Prädikat mit dem Subjekte vereinbar ist, oder nicht. Daher zerfallen alle Redetheile der Materie nach nur in folgende drei Klassen mit ihren Unterabtheilungen: 1) Subjektiva, Haupt-Nennwörter, die entweder die Substanz selbst bezeichnen, oder irgend etwas, was als Substanz oder als Subjektsbegriff gedacht wird. Sie sind a) nomina propria, Eigennamen, bezeichnen die Individualität; b) nomina appellativa, Gattungsnamen; c) pronomina, Fürwörter, Stellvertreter, besonders der Eigennamen. Sie heißen Subjektsfürwörter, pronomina substantiva, wenn sie dazu dienen, den Eigennamen des Individuums zu bezeichnen; d) nomina infinita, die ganz unbestimmten Begriffe des Handelns, Leidens oder des Zustandes; die sogenannten Infinitiva, Seyn, Werden, Handeln, Leiden, Sterben ꝛc. Sie sind immer Nennwörter, so oft sie ohne alle Beziehung gebraucht werden. 2) In Prädikativa oder Adjektiva, d. i. Prädikat oder Eigenschaftswörter. Sie bezeichnen immer Accidenzen des Subjekts, und zwar auf zweierlei Art: a) entweder sie beziehen sich unmittelbar auf das Subjekt, so daß entweder das Urtheil erst gemacht wird, Cajus ist fleißig; oder als schon gemacht gedacht, und folglich das Prädikat unmittelbar mit demselben ohne Copula verbunden wird, der fleißige Cajus. Zu diesem Adjektivis gehören denn auch die sogenannten Supina der Zeitwörter, lesend, schreibend, geliebt, gehaßt ꝛc. b) Oder sie dienen zur nähern Bestimmung des Prädikats, oder auch der Copula. Dann heißen sie Adverbia, Bestimmungswörter. Sie theilen sich wiederum in drei Klassen: α) entweder sie beziehen sich unmittelbar auf das Prädikat, welches mit der Copula in dem Zeitworte steckt, oder β) sie dienen, dieses Prädikat aufs Neue zu bestimmen; γ) oder sie bestimmen die Copula. c) Die eigentlichen Adverbien werden wieder zu Substantiven wenn sie als Subjekte gedacht werden. d) So wie es pronomina substantiva gab, so gibt es auch pronomina adjectiva, mein, dein, seyn, unser, euer. Auch diese werden wieder zu Nennwörtern als Subjekt gedacht: das Meine, Deine ꝛc. Jedes Haupt- und Eigenschaftswort steht ferner der Form des Urtheils gemäß 1) theils unter den Kategorien der Quantität, a) der Einheit, Singular, b) der Vielheit, Plural, c) der Allheit, d. i. Vielheit als Einheit gedacht, Singular; 2) theils unter den Kategorien der Relation. Die mannigfaltigsten Verhältnisse derselben werden entweder durch gewisse Beugungen dieser Wörter, die Casus (s. d. Art.) heißen, oder durch Vorwörter ausgedrückt. Die Kategorien der Quantität werden durch die Copula ausgedrückt, und durch den Begriff des Hauptworts selbst bestimmt. So sind auch die Kategorien der Modalität, die bloß die Beziehungen anzeigen, in welchen die Vorstellungen zu dem vorstellenden Subjekte stehen, nur in der Copula, ist, kann seyn, soll, muß seyn, zu finden. 3) die Copulativa. a) Das einzige, eigentliche, reine Copulativum ist das Zeitwort seyn. Das Zeitwort haben vertritt zwar auch die Stelle desselben, ist aber doch nur Umschreibung. Ich habe gethan, gelitten ꝛc. sagt eigentlich: ich bin gewesen der Thuende, der Leidende. b) Die übrigen Zeitwörter sind das Copulativum mit einem Adjektivo verschmolzen. Ich lebe, heißt so viel, als ich bin lebend. Diese Redetheile heißen Zeitwörter, weil der Begriff der Zeit unzertrennlich

mit ihnen verbunden ist. Alle Zeit ist aber entweder gegenwärtig, vergangen, oder zukünftig. Diese Verschiedenheit der Zeiten wird durch Veränderungen angezeigt, welche die Zeitwörter erleiden. Ich liebe, d. i. bin liebend, oder der Liebende. Ich habe geliebt, d. i. bin gewesen der Liebende; ich werde lieben, d. i. werde seyn der Liebende. Alle diese Zeiten können nun wieder in verschiedenen Verhältnissen gegen einander betrachtet werden. Ich kann mir α) die Vergangenheit als gegenwärtig oder als fortdauernd, noch nicht geschlossen denken, daraus entsteht das tempus imperfectum: ich liebte, oder ich war liebend, d. i. in der Vergangenheit und in der Gegenwart, ich bin es noch, oder würde es seyn, wenn dieselben Umstände noch jetzt wären. Ich kann ferner β) die Vergangenheit nicht bloß als eine völlig geschlossene Zeitreihe (tempus perfectum), sondern auch in Verbindung mit einer neu angefangenen Zeitreihe denken, daraus entsteht das tempus plusquamperfectum. Ferner kann man γ) die Zukunft sich schon als vergangen denken (futurum exactum). Jede der Hauptzeiten kann man δ) sich überhaupt wieder als gegenwärtig, vergangen oder zukünftig denken. Aus der Form der Copula entstehen nun wieder verschiedene Veränderungen des Zeitworts. Die Subjektiva, Prädikativa und Copulativa machen die eigentliche Sprachtheile aus. Die Pronomen, Casus, Präpositionen und Conjunktionen bilden sich erst, wenn die Sprache zur Rede wird. Man könnte sie Redetheile im engern Sinne nennen. Die Interjektionen sind weder Sprach- noch Redetheile. Sie sind bloß willkührliche Aeußerungen der Empfindungen. Aus ihnen besteht die Sprache der Thiere. — II. Zu den besondern, nicht allen Sprachen eignen Redetheilen, gehören 1) die Geschlechtswörter; 2) die Mittelwörter, welche Nennwörter, und zwar sowohl Haupt- als Eigenschaftswörter sind, die aus den Zeitwörtern gebildet werden; 3) die Deponentia sind bloß abweichende Formen des eigensinnigen Sprachgebrauchs. Die Theorie der Redetheile macht einen Theil der allgemeinen Sprachlehre aus, und ist in neuerer Zeit vorzüglich von Bernhardi, Vater, Reinbeck, Rothbauer u. A. verschieden bearbeitet worden. Ersterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädikats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt ersteres Merkmal der Substanz im Raume, letzteres Merkmal der Substanz in der Zeit. Die Anwendung der Redetheile endlich ist in den verschiedenen vorhandenen Sprachen verschieden, obwohl sie niemals den Denkformen durchaus widersprechen kann. Diese verschiedene Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verschiedenartigen Bildung der Nationen und von der menschlichen Freiheit ab, die sich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie ist daher nur aus den empirischen und speciellen Sprachlehren zu erlernen.

Reding, ein altes Geschlecht in der Schweiz, das sich schon frühe um die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes große Verdienste erwarb; so standen schon im 14. Jahrhunder. Sprossen dieses Geschlechts in der Reihe der tapfern Vertheidiger, welche das schwere Joch der Zwingherrn zerbrachen. In der neuern Zeit haben sich vorzüglich zwei Männer aus diesem alten schweizerischen Stamme hervorgethan. I. Aloys von Reding. Seine Jugend brachte er im spanischen Dienste zu; doch kehrte er bald (1788) nach seinem Vaterlande zurück: hier lebte er einige Zeit in einer glücklichen Ehe nur sich und den Seinigen; doch seine Frau starb, und Reding ward Landeshauptmann des Cantons Schwyz. 1798 wurde Bern von den Franzosen unter Brune angegriffen; dieser Angriff rief Reding's Thätigkeit auf, und mit den muthigen Bewohnern der Berg- und Waldcantone zog er der bedrängten Schwester-Republik zu Hülfe. Inzwischen hatten die Franzosen gebietend durch Uebermacht die alte Schweizer-Verfassung umgestürzt und die neue helvetische Republik gegründet. Doch die Cantone Schwyz, Uri,

Unterwalden, Zug und Glarus wollten von ihren alten Institutionen, unter den sie so lange glücklich gelebt hatten, nicht lassen, und Reding griff an der Spitze seiner Schwyzer auf der classischen Ebene von Morgarten am 2. Mai 1798 die Franzosen an, und schlug ihren Heerhaufen. Die Früchte waren des tapfern Kampfes und des Sieges nicht werth; Reding gebot nur einer kleinen und dabei übelgeordneten Kriegerschaar. Die Cantone waren unter sich selbsten nicht einig, der Feind dagegen übermächtig, im Kriege geübt und mit Nachdruck wirkend, weil er nur dem Willen seines Führers gehorchte; Reding und seine Landsleute mußten sich unterwerfen. Die Aufhebung der alten Verfassung und die Gründung der neuen brachten Partheien hervor, unter deren Zuckungen das Land zerrüttet wurde; besonders standen zwei sich gegenüber und verschlangen mehr oder weniger die andern: die eine verlangte die Rückkehr der alten Verfassung, doch mit zeitgemäßen Abänderungen; die andere hingegen wollten keine Bundes-, sondern eine Gesammtregierung und Einherrschaft. Die letztere, an die sich ebenfalls die Mitglieder der im August 1800 eingerichteten Regierung schlossen, hatte das Uebergewicht und besiegte die andere, an deren Spitze Reding stand. Im Herbste 1801 widersetzte sich aber die letztere den Machthabern, und es trennten sich, auf Frankreichs Beistand hoffend, die Abgeordneten von Schwyz, Uri und Unterwalden von der Tagessatzung: sie errichteten, mit Hülfe der Franzosen, die absichtlich innere Gährungen unterhielten, eine neue Regierung, an der die Freunde der alten Verfassung die Oberhand erhielten. Reding ward Landamtmann; er ging hierauf nach Paris, um die Anerkennung der umgeänderten Verfassung von Seiten Frankreichs zu betreiben. Er stellte der französ. Regierung den Wunsch der Cantone vor, daß das franz. Heer die Schweiz räumen, und daß Frankreich nicht auf die Abtretung des Cantons Wallis bestehen möchte. Er erhielt beruhigende Antworten, doch bestand man in Paris darauf, daß auch Anhänger des neuen Systems Theil an der Regierung haben sollten, weil auf diese Weise nur eine Verschmelzung und Ausgleichung der Partheien zu hoffen sey. Wenige Monate nachher bekam die republikanische Parthei wiederum das Uebergewicht, und Reding, der sich den Beschlüssen der Tagessatzung zu Bern widersetzte, ward verdrängt. Die kleinern Cantone weigerten sich ebenfalls, die neu entworfene Verfassung, im Mai 1802, die genau nach dem Einheits-Prinzipe gebildet war, anzunehmen. Jetzt zog Frankreich, das gern in der Schweiz den Bürgerkrieg entbrennen sah, um Grund zu haben, sich in ihre innere Angelegenheiten zu mischen, seine Truppen aus dem Lande zurück. Dies hatten die Cantone Uri, Unterwalden, Schwyz, Appenzell und Glarus erwartet, um sich offen von den andern zu trennen, und die alte Ordnung der Dinge von 1797 wieder zurückzuführen. Reding trat wieder in die Stelle eines Landamtmanns von Schwyz. Die Tagessatzung versammelte sich zu Schwyz, und wollte eben die Berathung über die Verfassung beginnen, als der General Rapp erschien, und Napoleons Vermittlung anbot. Rapp verlangte die Auflösung der Tagessatzung, und Reding berief sich auf den Lüneviller Frieden, worin der Schweiz die Freiheit zugestanden wurde, sich ohne fremde Einmischung eine Verfassung zu geben. Auf das Errücken franzöſ. Truppen mußte die Versammlung auseinander gehen. Ney ließ Reding verhaften und nach der Festung Aarburg bringen; doch erhielt er bald seine Freiheit wieder. Napoleon stellte durch seine Vermittelungsakte die alte Verfassung in den Hauptpunkten wieder her, und Reding lebte von der politischen Bühne fern bis 1803, wo ihn der Canton Schwyz von Neuem zum Landamtmann erwählte. Er starb bald darauf. II Reding (Theodor v.), ein Verwandter des Vorigen; er trat ebenfalls in spanische Dienste, und

war Marechal de Camp, als 1807 Napoleon Spaniens Unterwerfung gewaltsam erzwingen wollte. Reding erwarb sich bei mehreren Gelegenheiten das Zutrauen der Junta und ward zum Generallieutenant erhoben. Er führte ein Corps unter Castanos Befehlen an, und trug durch eine kühne Wendung, wodurch er die Heeresabtheilungen der französ. Generale Wedel und Dupont trennte, viel zu dem Siege von Baylen bei. Später befehligte er in Catalonien und schlug sich tapfer in Verbindung mit dem General Vivet bei Caudedon; eben so muthig vertheidigte er im Decemb. 1808 gegen Gouvion St. Cyr die Stellung von Lainez, mußte aber der Uebermacht weichen; der Rückzug nöthigte ihn, die Belagerung von Barcelona aufzuheben. Im Februar des folgenden Jahres hatte er den Befehl, Valencia zu decken, bei Valls stieß er mit Gouvion St. Cyr wieder zusammen, und erhielt im Treffen eine Wunde, an der er bald nachher starb.

Redoute nennt man eine geschlossene Schanze, die keine Seitenvertheidigung, sondern bloß ausspringende Winkel hat. Gewöhnlich sind sie viereckig, doch gibt es auch, welche fünf bis acht Ecken haben. Die Redoute bietet eine selbstständige Vertheidigung nach allen Seiten dar; dies ist ein Vortheil; Mängel an ihr hingegen sind, daß sie Flankenvertheidigung hat, vor jedem ausspringenden Winkel ein Raum, der unbestrichene Winkel genannt, übrig bleibt, wohin die Kugeln der Besatzung, von den man annehmen muß, daß sie im Allgemeinen gerade aus, und rechts oder links anschlagend, geschossen werden, nicht kommen, und endlich, daß der ganze Graben, der todte Winkel, dem Feuer nicht bloß steht. Man bedient sich der Redouten, um wichtige Punkte auf dem Schlachtfelde in einer schwachbesetzten Gegend, vor einer Festung, zu befestigen. — Redoute nennt man auch einen Maskenball, der gewöhnlich während der Fastnachtzeit gehalten wird. Redoute oder Ridotto heißt in Venedig ein öffentlicher Ort, wo in der Karnevalszeit Hazardspiele, besonders Pharao, gespielt werden. Ehemals durfte nur ein Nobili hier Bank halten; auch waren ihm manche an andern Banken nicht gewöhnliche Freiheiten zugestanden. Die Spieler, die Nobili ausgenommen, durften hier nur en Masque erscheinen. Sonderbar dabei war, daß der bankhaltende Edelmann zwei maskirte Damen zur Seite hatte, die ihm zum Theil als Croupiers dienten.

Reduktion, in der Münze, die Bestimmung ihres Werths in einer andern Münze; aber häufig durch die Herabsetzung des Werths einer Münze. In der Chemie ist Reduktion die Entfernung desjenigen Körpers, der sich während der Verbrennung mit dem Brennlichen vereinigte, oder dessen Zurückführung zur früheren Einfachheit, z. B. indem man dem Metall-Kalk den in der Verbrennung angenommenen Sauerstoff entzieht. Dies Verfahren im Großen nennt der Hüttenarbeiter An- oder Verfrischen.

Reflexion, Ueberlegung, ist der Zustand des Gemüths, in welchem wir uns dazu anschicken, die subjektiven Bedingungen zu erforschen, unter welchen wir zu Begriffen gelangen können. Manches Urtheil wird aus Gewohnheit angenommen; manches wird durch Neigung geknüpft. Reflektiren wir nun nicht über ein solches Urtheil, so glauben wir leicht, es sey ein Werk des Verstandes. Wir reflektiren aber, wenn wir untersuchen, aus welcher Erkenntnißquelle das Urtheil floß. Das Urtheil, z. B. die Sonne geht auf und unter, gehört den Sinnen. Reflektiren wir darüber, so sagt der Verstand gerade das Gegentheil. Alle Urtheile, alle Vergleichungen bedürfen, wenn sie nicht von unmittelbarer Gewißheit sind, einer solchen Reflexion. Wir vergleichen Begriffe mit einander 1) logisch, wenn wir untersuchen, ob sie a) einerlei oder verschieden sind; ob z. B. b) Demuth und Kriecherei einerlei oder verschiedene Begriffe seyn, und ob das Urtheil richtig

sey, daß ein demüthiger Mensch ein niederträchtiger Kriecher sey. Ob sie b) übereinstimmen, oder sich widersprechen, ob z. B. die Demuth mit der Selbstachtung bestehen könne, oder eine die andere aufhebe; c) reflektiren wir über das Innere und das Aeußere, d. h. ob etwas analytisch aus dem Begriff hervorgehe, oder synthetisch zu denselben hinzukomme; ob z. B. das Prädikat der Schwere in dem Begriffe des Körpers liege, oder hingedacht werden müsse. d) Ueber Materie und Form, d. i. über den Begriff selbst, oder nur über die Art, ihn zu denken, über das Bestimmbare, und über die Art, es zu bestimmen, z. B. soll ich sagen: die Sonne ist ein Feuerklumpen, oder, sie ist kein Feuerklumpen. Die Materie ist gegeben Sonne und Feuerklumpen. Aber über die Form ist, ist nicht, bin ich ungewiß. Diese zu erforschen bedarfs der Ueberlegung. Wir reflektiren 2) transscentendal, wenn wir überlegen, durch welche Erkenntnißkraft wir zu gewissen Begriffen, Vorstellungen und Urtheilen gelangt sind; ob durch Sinnlichkeit, oder durch Verstand, oder Vernunft. Z. B. sind Raum und Zeit Begriffe, die der Verstand von den Dingen, die sich darin befinden, abgezogen hat; oder sind Raum und Zeit Anschauungen; die uns von der Sinnlichkeit gegeben sind. Wie muß ich also urtheilen: Raum und Zeit sind Vorstellungen, welche erst durch die Erfahrung entstehen; oder Vorstellungen, welche, a priori, aller Wahrnehmung und Erfahrung zum Grunde liegen? Die bloß logische Reflexion gibt Vergleichungsbegriffe, conceptus comparationis, d. i. solche, wodurch das Verhältniß zweier Begriffe in einem Urtheile im Verstande allgemein ausgedrückt wird, ob ich etwas bejahen oder verneinen, oder Bejahung oder Verneinung einschränken, absolut oder hypothetisch urtheilen soll. Die transscentendale Reflexion gibt Reflexions-Ueberlegungsbegriffe, wodurch bestimmt wird, ob die Dinge selbst, ihrer Materie und Inhalte nach, einerlei oder verschieden sind, zusammenstimmen, oder sich widersprechen. Z. B. Sind die Gegenstände, so wie sie mir in Raum und Zeit, als Anschauungen erscheinen, einerlei mit den Dingen an sich, den Nooumenen, die der Verstand bloß denkt? Kann ich von den Erscheinungen auf das Unbekannte schließen, das ihnen zum Grunde liegt? Kann ich mit dem reinen Verstande etwas erkennen, wozu nothwendig Anschauung erfordert wird? Wenn man also die reinen Verstandes-Objekte mit den Gegenständen der Anschauung verwechselt, die Prädikate des einen auf das andere überträgt: so entsteht daraus die Amphibolie der Reflexionsbegriffe. Bei dieser Amphibolie scheinen unsere Begriffe einen Inhalt zu haben, ohnerachtet ihnen die nothwendige Bedingung dazu, die Anschauung, fehlt. — Reflexion des Lichts ist die Veränderung der Richtung der Lichtstrahlen, wodurch sie wieder in das Mittel, wodurch sie kommen, zurückgeworfen werden. Dieses geschieht, wenn sie auf einen Körper fallen, den sie nicht durchdringen, oder von dem sie nicht gebunden werden. Das allgemeine Gesetz ist: der Einfallswinkel ist dem Reflexionswinkel gleich. Fällt z. B. ein Lichtstrahl in gerader Linie auf einen Spiegel: so geht er in der nämlichen Linie wieder zurück. Fällt er hingegen schief auf, z. B. in einem Winkel von 40°, a. so geht er unter eben diesen Winkel wieder zurück.

Reformation (Geschichte der, von ihrem Entstehen bis zum 30jährigen Kriege). Eine der größten Erscheinungen in der Geschichte ist die Losreißung eines bedeutenden Theils der Christenheit im 16ten Jahrhundert von dem päpstlichen Stuhle. Wie bei allen religiösen oder politischen Revolutionen fiel ihre Erzeugung nicht mit dem Augenblicke ihrer Geburt zusammen. Die Reformation war schon lange vor ihrem Ausbruche vorbereitet worden, und lange vor Luthern deuteten mehrere Erscheinungen und krampfhafte Zuckungen darauf hin, daß die dunkle Saat der Ursachen über kurz oder

lang einen Stamm ans Tageslicht treiben müßte, der jenen Ursachen gemäße Früchte bringen würde. Die Ursachen, welche jene große Kirchenumwälzung hervorbrachten, waren kurz folgende. Die päpstliche Macht hatte sich aus einem geringen Keime zu einer solchen Höhe im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte gehoben, daß sie in geistliche Despotie ausartete und drückend wurde. (Vrgl. d. Art. Papst.) Die Päpste erkannten bis auf Heinrich d. Vierten die Kaiser für ihre Oberherren, und wurden von ihnen bestätigt. Aber seit der Kirchenversammlung zu Sutri, auf der Heinrich d. Dritte drei Päpste absetzte, bekleidete die Papstwürde eine Reihe einsichtsvoller, wenig tadelhafter Männer, die den Rathschlägen des größten damaligen Genies, des Cardinals Hildebrand, folgten, welcher endlich unter dem Namen Gregor d. Siebente (s. d. Art.) selbst den Thron bestieg. Dieser merkwürdige geistliche Eroberer griff das Recht der weltlichen Fürsten, die geistlichen Kirchenämter zu vergeben, unter der allerdings wahren Anklage, daß sie es äußerst mißbrauchten, an, und entriß es ihnen in allen Staaten minder oder mehr. Er hatte den heftigsten Kampf mit dem Kaiser Heinrich d. Vierten (s. d. Art.), den er zu Unterwerfung nöthigte. Seit dieser Zeit betrachtete sich der Papst als Statthalter und Repräsentant Gottes auf Erden, als das Oberhaupt aller geistlichen und weltlichen Macht und Hoheit, und brachte diesen Anspruch in Ausübung. Er vergab und nahm Kronen, erhielt die Lehnsherrlichkeit über viele Reiche, und das Bestätigungsrecht der deutschen Kaiserwahl, war der Richter der Fürsten, und schaffte seinen Aussprüchen Gehorsam durch den Bann und das Interdikt. Nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die gesetzlossprechende Gewalt kam in seine Hände. Er unterwarf sich den von der weltlichen Herrschaft losgerissenen geistlichen Stand in allen Reichen. Unter Gregors Nachkommen hat der geschickte, thätige, gelehrte Innocenz d. Dritte die Beweise der päpstlichen Gewalt am uneingeschränktesten ausgeübt. Der König Johann von England unterwarf sich ihm zum Lehnsmann, und er erfuhr dabei eine Behandlung, die derjenigen, die dem Kaiser Heinrich d. Vierten widerfahren war, nichts nachgab. Keiner aber zeigte seine Größe mit so vielem Geräusche als Bonifaz d. Achte (s. d. Art.); aber er war auch der Erste, der in dem Kampfe mit einer weltlichen Macht, nämlich mit Philipp dem Schönen, Könige von Frankreich, unterlag. So wohlthätig auch die Macht der Päpste in der frühern Zeit als geistiges Bildungsmittel der rohen Völker und als das fast einzige Element zur Gestaltung des Gesammtlebens der Staaten war; eben so sehr mußte sie später, überwiegend geworden, und im steten Conflikte mit den Rechten und Gewalten der Fürsten, die Ruhe und freie Entwickelung derselben Staaten stören, welche sie früher aus dem Zustande der Rohheit und der Unkultur mit kräftigem Arme gehoben hatte. In keinem Staate hatten sich die Päpste ein größeres Ansehn erworben, und griffen durch ihren geistlichen Einfluß mehr in die innere Politik desselben, als in Deutschland. Es lag allerdings in der Verfassung Deutschlands begründet, daß die Päpste eine gewichtige Stimme bei den Diskussionen über seine innern Angelegenheiten gewinnen mußten: den weltlich-adeligen Reichsständen von der Churfürstenstufe an bis auf den Grafen- und Baronenstand standen geistliche Stände in ähnlichen Abstufungen gegenüber. Diese geistlichen Stände hingen mehr oder weniger vom päpstlichen Stuhle ab, und begründeten somit die politische Gewalt Rom's auf Deutschland. Die Päpste steigerten allmählig ihre Forderungen an Deutschland so sehr, daß sie das römische Reich fast als ein Lehn des päpstlichen Stuhles betrachtet wissen wollten; so weigerte sich noch Paul der Vierte, die Resignation Carl's des Fünften und Ferdinand's des Ersten als römischen Kaiser anzuerkennen, indem er behauptete, Carl der Fünfte hätte eigentlich den Reichsscepter in seine

Hände niederlegen müssen. Diese Anmaßungen, welche sich, wenn gleich nicht so gebietend, in allen abendländischen Reichen der Christenheit wiederholten, mußten nothwendig auf die Dauer die Fürsten gegen die päpstliche Macht in die Schranken rufen und vielfachen Streit veranlassen, aus dem der Papst nicht immer als Sieger herausgehen konnte. Selbst in dem Falle, daß die Hierarchie die Oberhand in ihnen behalten hätte, mußte es doch immer ein bedenklicher Fall für den päpstlichen Stuhl seyn, daß man den Muth hatte, gegen ihn zu kämpfen. Die Herrschaft der Meinung ist nur so lange allgebietend, als sie nicht angetastet wird; jeder öffentliche Feind, auch wenn er unterliegt, bringt ihrem Ansehen Schaden. Der König Philipp der Schöne war nicht allein der erste Fürst, der der päpstlichen Macht Widerstand gethan hatte, sondern er fügte ihr auch dadurch einen unwiederbringlichen Schaden zu, daß er den Papst Clemens d. Fünften (s. d. Art.) bewog, die päpstliche Residenz nach Avignon zu verlegen, wo sie 70 Jahre blieb. Es war nur eine geringe widrige Folge hievon, daß der Papst vom französischen Hofe abhängig wurde. Weit wichtiger war es, daß dadurch nach der Rückkehr des päpstlichen Hofes nach Rom die große Trennung veranlaßt wurde, die vornehmlich der Welt ein Aergerniß und dem Papst einen Richter gab. Gregor der Eilfte war nämlich nach Rom zurückgegangen. Seines Nachfolgers Urban d. Sechsten Stolz erbitterte die französischen Cardinale; sie fielen von ihm ab, und erwählten Clemens d. Siebenten, der seinen Sitz zu Avignon nahm. Hieraus entstand ein vierzigjähriges Schisma. Jeder Papst erhielt nach seinem Tode Nachfolger. Europa war zwischen Rom und Avignon getheilt. Man hielt zu Pisa eine Kirchenversammlung, setzte Gregor d. Zwölften und Benedikt d. Dreizehnten ab, und erwählte Alexander d. Fünften. Aber die ersten achteten nicht auf ihre Absetzung, und man hatte anstatt zwei Päpste drei. Der geschäftige Kaiser Sigismund nöthigte Alexanders Nachfolger, Johann d. Dreiundzwanzigsten, eine Kirchenversammlung zu Costnitz zusammen zu rufen, die von äußerster Wichtigkeit in der Geschichte des Papstthums ist. Denn sie setzte nicht allein alle ihre drei Päpste ab, und wählte einen neuen, sondern sie machte auch den Schluß, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über den Papst sey, und er sich ihren Aussprüchen unterwerfen müsse. Der von den Vätern gewählte Martin d. Fünfte hob die Versammlung auf, als sie zu einer Reformation der Geistlichkeit schreiten wollte, und es wurde keine eigentliche Verbesserung erhalten. Eben so wenig wurde diese Hoffnung erfüllt, als der Papst Eugen d. Vierte ein neues Concilium zu Basel ausschrieb. Diese Versammlung griff indessen sogleich die päpstliche Gewalt wieder an; der neue Streit brachte ein neues Schisma hervor; der Herzog von Savoyen, Amadeus d. Fünfte, wurde von den Vätern unter dem Namen Felix d. Fünfte zum Papst gegen Eugen gewählt. Aber der weisere Nikolaus d. Fünfte, Eugens Nachfolger, willigte in manche von der Versammlung aufgestellte Sätze, die eine kluge Distinktion leicht unschädlich machen konnte, söhnte sich darauf mit der Versammlung aus, und Amadeus legte die päpstliche Würde nieder, und kehrte zu seiner klösterlichen Lebensart nach Ripaille zurück. Ungeachtet auf diese Art der Hauptzweck nicht erreicht war, so setzten doch die Vorfälle dieser Epoche das Ansehn der Päpste sehr herunter; die Concilien setzten die Begriffe über die Gränzen ihrer Gewalt fest. Eine andere vorbereitende Ursache der Reformation war, daß schon vor Luther mehrere Reformatoren aufstanden, und den Geist der Prüfung in kirchlicher, religiöser und moralischer Hinsicht erweckten. Schon im 12. Jahrhundert erhob sich gegen die Mißbräuche Arnold von Brescia (s. d. Art.); allein sein kühner Muth entsprang mehr aus ungezähmter Ruhmbegier, als aus reinem Eifer, und er büßte als Aufruhrstifter zu Rom (1155) am Galgen. Bald darauf predigte P. Waldus (s. d. A.)

(1170) eine reinere Sittenlehre; allein er und seine Anhänger wurden aus der Kirche verstoßen und mit Feuer und Schwert verfolgt. Joh. Wiclef (s. d. Art.) in England (1386) ging von der Bekämpfung der Bettelmönche zum Angriff der Kirchenlehren über, übersetzte die Bibel ins Englische, und zog viele Schüler. Joh. Huß und Hieronymus von Prag predigten hierauf (um 1426) zu Prag gegen die Geistlichen, und Jakob von Misa gegen die Transsubstantiation; zwar wurden die ersten beiden das Opfer ihres Unternehmens, und man verbrannte sie auf dem Concilium zu Costnitz. S. Hussiten. Aber sie hatten schon eine solche beträchtliche Anzahl Schüler gezogen, daß sie im Stande waren, die Waffen zu ergreifen, und damit ihre Lehre zu vertheidigen. Der Kaiser Sigismund wurde genöthigt, ihnen das freie Bekenntniß derselben zu gestatten, und so entstand hier seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine vom Papstthume getrennte Gemeine. Selbst nicht lange vor Luthern regte sich an vielen Orten ein polemischer und kritischer Geist und untersuchte bald kirchliche Satzungen, bald Glaubenssätze. Wenn gleich die Untersuchungen in eigensinnige, wenig fruchtende Streitigkeiten ausarteten; so beunruhigten die Thomisten und Skotisten oder Dominikaner und Franziskaner die Welt; die Einen behaupteten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, und die Andern leugneten sie, und beide verdammten sich gegenseitig als Ketzer; so waren doch Andre schon verwegner und griffen den Papst an. So predigte Hieronym. Savonarola (s. d. Art.), ein Schwärmer und Prophet zu Florenz, heftig gegen Alexander d. Sechsten und ward dafür zu Florenz 1498 erwürgt und verbrannt. Ein junger Fürst, Pico von Mirandola, vertheidigte 1485 zu Rom eine Menge Thesen, und ward als Ketzer bei Innocenz d. Achten angeklagt. Dieser verdammte 13 Sätze; aber Pico schrieb eine Apologie und brachte seine Gegner zum Schweigen. Die ersten Angriffe dieser Reformatoren waren nicht so sehr gegen die Dogmen der katholische Religion, als gegen die Päpste selbst gerichtet: eine Reihe von Oberhirten nahmen den päpstlichen Stuhl ein, die jeden Weg einschlugen, ihre weltliche Macht zu vergrößern, einen üppigen, verschwendrischen Hof hielten, und von dem ehrwürdigen Pfade und dem tugendhaften Beispiele der alten Päpste, die eine Zierde ihrer Würde und der Welt ein leuchtendes Muster waren und unendlich viel Gutes schafften, abwichen. Die Einkünfte ihres eigenen beschränkten Gebiets vermochten nicht die Kosten eines prunkvollen Hofes zu bestreiten; aus fremden Quellen mußten sie daher genommen werden, und diese konnten nur in den andern Staaten eröffnet werden. Die Päpste, welche unmittelbar vor der Reformation regierten, entnahmen den Ländern durch allerhand Mittel viel Geld; besonders war es in Deutschland, wo ihre Forderungen einen ergiebigen Boden fanden. So vortheilhaft auch das Concordat vom Jahre 1448 unter Friedrich d. Dritten den Päpsten war, so ward es doch nur in solchen Punkten, die zu ihrem Vortheile dienten, zur Ausführung gebracht. Die alten Mißbräuche wurden durch neue Geldanforderungen vermehrt. Nach Maximilians d. Ersten eigner Aussage zog der päpstliche Stuhl aus dem Reiche mehr als 500.000 Dukaten jährlicher Einkünfte; eine ungemein große Summe, das Geld nach seinem heutigen Werthe berechnet. Dies Alles flößte den Fürsten sowohl, als den Völkern, die immer mehr verarmten, eine Abneigung gegen die päpstliche Herrschaft ein, die früh oder spät in Thätlichkeit übergehen und, wenn auch nicht gerade eine völlige Losreißung bewirken, doch den Wunsch nach einer Kirchenreformation hervorrufen mußte. Leo d. Zehnte (s. d. Art.), der bei diesen Geldeinziehungen mit noch wenigern Rücksichten, als seine Vorgänger verfuhr, gab die erste Veranlassung zur Kirchenumwälzung. Die stolze St. Peterskirche, die Julius d. Zweite zu bauen angefangen hatte, so wie ein großer Aufwand erschöpften den Schatz

des Papstes, der nicht anstand, sich eines Mittels zu bedienen, das vermittelst des Aberglaubens seit langer Zeit eben so leicht auszuführen, als ergiebig geworden war. Unter dem hundert Mal erneuerten Vorwande eines Türkenkrieges bot er in einer öffentlichen Ankündigung allen denjenigen, die Geld geben würden, Ablaß an; und zum größten Aergernisse Deutschlands ward dieser Ablaßhandel sogar in den niedrigsten Schenken getrieben. Der Dominikaner Tetzel machte besonders durch unverzeihliche Ausschweifungen das größte Aufsehen. Die Dominikaner hatten vom Papste den Auftrag erhalten, Ablaß zu predigen. Sie thaten dies nach Gewohnheit, indem sie ihre Vorstellung von der Kraft dieser geistlichen Wohlthaten auf eine ungereimte Weise übertrieben. M. Luther (s. d. Art.), ein gelehrter, ungestümer und schon von kühnen Meinungen eingenommener Theolog der Augustiner, predigte in Sachsen wider die Grundsätze der Dominikaner in Ansehung des Ablasses; er bewies das Ungereimte und die schlimmen Folgen desselben; er eiferte wider Betrügereien und Erpressungen des päpstlichen Hofes, er ließ sich öffentlich hören, und fand Unterstützung, weil man es müde war, den römischen Luxus zu bezahlen. Noch in den letzten Jahren Maximilian's hatte Luther seine 95 Thesen gegen Tetzels Ablaßkram vertheidigt. Sogleich waren von allen Seiten der dabei interessirten Partheien Klagen nach Rom geflogen. Schon im August 1518 war Luther nach Rom vorgeladen worden, um wegen seiner Ketzereien Red und Antwort zu geben: aber dieser Reise, die für ihm nur schmählig hätte ablaufen können, hatte ihn sein Churfürst, Friedrich der Weise, durch die Wendung überhoben, daß ein Streit der Art, in Deutschland entstanden, nach den Rechten der deutschen Kirche auch in Deutschland müsse entschieden werden: „der Angeklagte könne sich füglich vor dem päpstlichen Gesandten Cajetan, der auf dem bevorstehenden Reichstag zu Augsburg erwartet werde, verantworten." Schüchtern war Luther im Okt. 1518 vor den großen scholastischen Theologen zum Colloquium getreten; beherzter war er im Fortgange desselben geworden, als er fühlte, er sey wenigstens dem Cardinal-Legaten in der Bibelkunde überlegen: der Muth war ihm bis zu Ende des Colloquiums gestiegen, in welchem er vor dem Cardinal zuletzt wie mit seines Gleichen redete. Durch die Unterredung war nichts ausgemacht worden; noch weniger durch das Leipziger Colloquium mit Eck (im Jun. 1519). Nun wurde Luther, gleich nach Carl's des Fünften Erhebung auf den deutschen Thron (1520) mit dem Bann bedroht, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe. Luther appellirte an ein allgemeines Concilium, und trat selbst, weil ihn doch der Bann unvermeidlich traf, am 10. Dezember 1520 aus der katholischen Kirche, indem er das kanonische Recht und die gegen ihn gerichtete Bulle vor den Thoren von Wittenberg feierlich verbrannte. Diesen Muth flößte ihm das Verhältniß ein, in dem nach Maximilian's Tod (1519) sein Churfürst mit dem neuen Kaiser, Carl dem Fünften, stand. Wie er dem Letztern gegen Franz den Ersten auf den deutschen Kaiserthron geholfen hatte, so mußte er wieder dem Churfürsten seinen wittenbergischen Professor schützen helfen. Doch mußte auch der Kaiser als Schirmherr der Kirche etwas thun, und deßhalb lud er den Beklagten unter sicherem Geleite auf den Reichstag nach Worms 1521, auf dem ihn aber weder wiederholte Verhöre, noch die Commissarien, die seine Meinungen untersuchten, zum Widerruf bewegen konnten. Seine Acht war zwar beschlossen; doch ließ der Kaiser ihn mit sicherem Geleite wieder abreisen. Um ihn gegen alle Folgen des bevorstehenden kaiserlichen Verfahrens persönlich sicher zu stellen, ließ ihn sein Churfürst unterwegs auf die Wartburg bringen. Nun erst erschien das kaiserl. Edikt, das Luthern in die Acht erklärte, und seine Schriften zu lesen und ihn und seine Anhänger zu schützen verbot. Hierdurch war der große Prozeß vor dem Forum

des deutschen Reichs anhängig worden: sein Gang ging nun ferner fort; langsamer oder schneller, wie es die politische Lage der dabei interessirten Fürsten mit sich brachte, aber mit immer größerer Sensation, da auch Ulrich Zwingli seit 1519 mit der Ausbreitung gleicher Grundsätze in Oberdeutschland in voller Thätigkeit war. Vom Wormser Edikt, bis sich die neue Parthei durch den Religionsfrieden publizistische Duldung in Deutschland erzwang, verflossen 34 Jahre (von 1521 — 1555). Dem Wormser Edikt fehlte es überall an der Exekution, obgleich Veranlassung dazu genug vorhanden gewesen wäre, da um diese Zeit mehrere Schriften Luthers, seine Uebersetzung des N. T. (seit 1522) und sein kleiner Katechismus (seit 1523) erschienen, und die gelesensten Bücher wurden. Das Glück, welches sie machten, führte zwar zu einer Berathschlagung auf den beiden (1522 und (1524) zu Nürnberg gehaltenen Reichstagen, auf denen aber nichts Definitives gegen sie zu Stande kam, sondern nur beschlossen wurde, daß bis zu einem allgemeinen Concilium jeder in seinem Lande die Bücher der neuen Lehre untersuchen lassen sollte. Noch überraschender war es, daß sich auf einmal mehrere angesehene Mächte für die neue Lehre erklärten. Der Deutschmeister, Albrecht von Brandenburg, säkularisirte (1525) Preußen für sich und seine Nachkommen; der Churfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, kehrt viele Stücke des öffentlichen Gottesdienstes und das Kirchenregiment um; der Landgraf Philipp von Hessen zog Klöster ein, und begabte damit andere Stiftungen; Schweden und Dänemark reformirten. Sogleich traten die Fürsten von der alten Lehre, der Churfürst Albrecht von Mainz, sein Bruder der Churfürst Joachim von Brandenburg, der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel im J. 1525 zu Dessau in einen Bund zusammen. Diesem entgegen schlossen Churfachsen und Hessen zu Torgau ein Schutzbündniß, auf den Fall, wenn sie wegen ihrer Religion sollten angegriffen werden, und die Herzoge von Lüneburg und Meklenburg der Fürst von Anhalt, der Graf von Mansfeld und die Stadt Magdeburg traten demselben bei. Um die politisch-religiöse Gährungen zu stillen, rief zwar der Kaiser eilig im Jahr 1526 einen Reichstag nach Speyer zusammen; beschloß ihn aber, da er kaum eröffnet war, weil es ihm wegen wichtiger auswärtiger Geschäfte an der nöthigen Zeit zur Entscheidung eines so wichtigen Prozesses fehlte, mit einem Reichsabschied, der alles unentschieden ließ: „das in Sachen des Wormser Edikts jeder bis auf ein allgemeines Concilium oder auf einen Reichstag mit seinen Unterthanen leben sollte, wie er es sich zu verantworten getraue, vor Gott und dem Kaiser." Indessen war nun klar, die Neuerer waren keine bloße Sekte der alten Kirche, sondern eine völlige neue Kirche, und sie erhielt eine Zwischenduldung, doch ohne daß sie vom dem Vorwurf der Ketzerei losgesprochen wurde. Leider floß schon gegenwärtig Blut durch die Schwärmereien einzelner Fanatiker. Der Tuchmacher Storch und Th. Münzer (s. d. Art.), ein Weltgeistlicher, traten zu Zwickau in Gesellschaft mehrerer Phantasten als Propheten auf, die sich berufen fühlten, die Sache der Reformation zu unterstützen, und predigten daneben gegen die Kindertaufe, und für die Taufe der Erwachsenen. Bald wanderte ihr Anhang bei dem Widerstande, den er bei dem Magistrat in Zwickau fand, mit ihrem Thomas Münzer nach Wittenberg, wo ihnen aber Luther, der von der Wartburg deßhalb herbeieilte, durch einige Feuerreden Einhalt that. Von da durchstreiften die Enthusiasten Thüringen, wo Thomas Münzer seinen Sitz nahm, und schlossen sich zugleich an die aufgestandenen Bauern in Franken und Oberschwaben an, und zogen sich endlich nach erhaltenen mehreren Niederlagen nach Westphalen. Die Augsburger Confessionsverwandten sahen sie nie für echte Brüder an, weßhalb sie auch ausdrücklich von dem Cadaner Vergleich (1534) ausgeschlossen wurden. Am längsten

spielten sie ihre Rolle zu Münster; und fanden erst ihr Ende nach der Eroberung dieser Stadt (am 24. Juni 1535), die sie 16 Monate lang aufs hartnäckigste vertheidigt hatten. Während dieser blutigen Auftritte, die nur zufällig mit der Reformation verflochten wurden, ruhete der große Prozeß von 1526—1532, weil der Kaiser durch andere Geschäfte zerstreut, und mit dem Papst in ein großes Mißverhältniß durch das Bündniß gerathen war, welches Clemens der Siebente mit Venedig und Frankreich gegen die Ausbreitung der spanischen Macht in Italien geschlossen hatte. Doch betrieb in Deutschland die katholische Parthei zur Austilgung der neuen Kirche einen neuen Reichstag, den des Kaisers Bruder, Ferdinand, im J. 1529 zu Speyer hielt, auf welchem die katholische Parthei auf kurze Zeit durch den Reichsschluß triumphirte: „daß die neue Parthei sich aller weitern Neuerungen bis auf ein allgemeines Concilium enthalten sollte." Gegen einen solchen zweideutigen und ungewissen Zustand legte die neue Parthei eine Protestation ein, von welcher sie von nun an den Namen der Protestanten führte. Der Kaiser säumte, sobald er die Nachricht davon erhalten hatte, die Protestanten von Bologna aus, wo er sich damals aufhielt, mit dem Versprechen zu beruhigen, daß er das nächste Jahr in eigener Person auf einem Reichstag zu Augsburg den Vorsitz führen wolle, auf welchem die Religionssache abgethan werden sollte. Um gerüstet auf demselben zu erscheinen, entwarfen die Protestanten eine Klag-, Schutz- und Vertheidigungsschrift, die Augsburgische Confession, worin sie, ohne gerade eine vollständige Darstellung des Christenthums, wie es sich die Protestanten dachten, zu geben, nur ihre Altgläubigkeit beurkunden, und den Vorwurf der Ketzerei, den man ihnen machte, auf die alte Kirche zurückschieben wollten. Sie ward auch auf dem Reichstag im Jahre 1530 feierlich übergeben. Die katholische Parthei gab unverweilt eine Widerlegung derselben ein, auf welche zwar die Protestanten durch eine Apologie antworteten, aber dessen ohnerachtet in allen ihren Hoffnungen getäuscht wurden, indem der Kaiser dem Churfürsten von Sachsen durch den Churfürsten von Brandenburg erklären ließ, daß er sich mit den übrigen Ständen zur Ausrottung des Protestantismus verbunden habe. Der Reichsabschied verwilligte den Protestanten eine Bedenkzeit bis zum 15. April 1531. Unmittelbar darauf verbanden sich die Protestanten zu Schmalkalden auf fünf Jahre zur Vertheidigung ihrer Lehre, und traten mit Frankreich, England und Dänemark des Beistandes wegen in Unterhandlung. Und um zugleich den Kaiser zur Aenderung seines Verfahrens zu bewegen, widersetzten sie sich ihm in allen seinen Wünschen; weder seinen Bruder Ferdinand, den Carl der Fünfte (am 5ten Januar 1532) zum römischen König hatte wählen lassen, wollten sie erkennen, noch Beiträge zu dem Türkenkriege verwilligen. Durch diese Weigerung erlangten sie endlich, daß der Kaiser durch den Nürnberger Religionsvergleich (im Jahre 1532) sowohl das Wormser Edikt, als den Augsburger Reichstagsschluß außer Wirksamkeit setzte, und nur bestimmte, „daß über die Augsburgische Confession hinaus keine weitere Neuerungen vorgenommen, hingegen auch evangelische Räthe vom Cammergericht nicht ausgeschlossen werden sollten; doch sollten dessen Prozesse in Religionssachen bis auf ein Concilium, und bis auf die zu hoffende Religionsvergleichung suspendirt, auch bis dahin kein Reichsstand der Religion halber von dem andern beunruhigt werden." So waren durch den Nürnberger Religionsvergleich allerdings die Protestanten sicher, die es bis dahin gewesen waren; nur ihre Anzahl wuchs täglich; was sollte mit den neuerdings Uebergetretenen werden? Der Kaiser beruhigte die neu Hinzugekommenen durch einen eigenmächtig bloß von ihm zu Cadan im Jahre 1534 ausgefertigten Vergleich, kraft dessen alle Arten von Religionszwisten ruhen sollten bis zu einem

allgemeinen Concilium. Der Papst war damit unzufrieden, die katholischen Schriftsteller eiferten dagegen: die Protestanten wußten endlich nicht, wie sie daran waren, und schlossen im Jahre 1530 zu Schmalkalden einen Bund auf zehn Jahre, dem ein stehendes Heer von 2000 Mann Reuterei und 10.000 Mann Fußvolk unter der halbjährig wechselnden Anführung von Churſachsen und Hessen die nöthige Kraft geben sollte. Schon bei seinem Anfang war er ansehnlich, und ward mit jedem Jahre durch den Uebertritt mehrerer größerer und kleinerer Stände furchtbarer, daß sich die katholische Parthei gezwungen sah, ihm den heiligen Bund im Jahr 1538 entgegenzustellen. Seit er zusammengetreten war, zeigte sich Herzog Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel als den thätigsten Gegner der Protestanten, und bedrohete nicht bloß Goslar, sondern auch die beiden protestantischen Oberhäupter, den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen. Den letztern schien es daher für die Sache des Protestantismus nothwendig, den wolfenbüttelschen feindlichen Gesinnungen theils gegen die Stadt Goslar, theils gegen die Protestanten, welche der Landgraf Philipp zufälliger Weise entdeckt hatte, durch einen Einfall in das Herzogthum zuvorzukommen. Im Jahr 1542 (am 12. August) ward das ganze Herzogthum von ihnen besetzt, und im Jahr 1544 (am 20. Oktober) bei der Schlacht zu Nordheim der Herzog von Wolfenbüttel von Philipp von Hessen gefangen. Nun (im J. 1546) trat auch der Kaiser wegen des gebrochenen Landfriedens auf den Kriegsschauplatz, und während die beiden geächteten Oberhäupter der Protestanten dem kaiserlichen Heer nach Baiern entgegen zogen, fiel der Herzog Moritz von Sachsen in die churſächsischen Länder ein, wodurch der Churfürst, noch ehe dem Kaiser eine Schlacht geliefert war (im November 1546), sich genöthigt sah, mit seinen Truppen von dem Bundesheer in seine Länder zurückzueilen. Jetzt erst, nach einem 27 Jahre langen fortgesetzten Hinhalten, that Carl der Fünfte den ersten gewaltsamen Schritt gegen die Protestanten, weil jetzt die Zeit gekommen war, wo ihm die Politik ein anderes System erlaubte und ihn ein thätiger Widerstand zur Erreichung seines lang gehegten Wunsches nach größerer Unumschränktheit auch in Deutschland führen konnte. Anfangs hatte er, aus Schonung gegen seinen Beförderer auf den deutschen Thron, Friedrich den Weisen, von dessen Lande die kirchliche Bewegung ausging, ohne Energie gehandelt; seit 1525 aus Erbitterung gegen Clemens den Siebenten, der gegen seine Macht in Italien einen Bund mit Frankreich und Venedig abgeschlossen hatte, und als diese politischen Bewegungsgründe aufgehört hatten, führten ihn die Umstände, sein beständiger Kampf mit Franz dem Ersten, und der Vortheil, den seine Herrschaft aus einer innern Verwirrung Deutschlands einst zu ziehen hoffte, wenn er sich dessen katholische Stände durch Vernichtung der ihnen zu mächtig gewordenen Protestanten verpflichten würde, zur Fortsetzung des temporisirenden Systems. Jetzt schien zu seinen lange gehegten Zwecken alles reif zu seyn. Der lange Krieg mit Frankreich war (seit 1544) durch den Frieden zu Crespy geendigt; mit den Türken war ein Waffenstillstand auf fünf Jahre (seit 1546) geschlossen, mit dem Papst ein Bündniß, das den Kaiser kurz darauf mit einem Heere von 10.000 Mann verstärkte; es hatte sich allmählig alles so gefügt, daß ihn die Protestanten selbst auf den Kampfplatz zu fordern schienen. Die Protestanten widersetzten sich dem (seit 1545) versammelten Concilium zu Trient; der erste deutsche Churfürst, Hermann, hatte sein Erzstift Köln zu reformiren angefangen; Pfalz war lutherisch geworden; der Schmalkaldische Bund war nicht bloß bewaffnet, er hatte schon gegen Wolfenbüttel losgeschlagen: und der Kampf mit den Protestanten schien nicht schwer. Von Anfang an hing ihr Bund nicht fest zusammen; Pfalz und Köln hatten sich

neutral erklärt; Moritz (s. d. Art.), Herzog von Sachsen, hatte sich durch die Hoffnung auf die Churwürde auf des Kaisers Seite heimlich ziehen lassen: und nun gelang ihm gar durch die Langsamkeit der Bewegung von Hessen und Chursachsen, in die Länder des letztern einzubrechen, ehe noch ihre in Verbindung mit Würtemberg und einigen Reichsstädten zusammengebrachten 90.000 Mann einen Hauptstreich ausgeführt hatten, und den Churfürsten von Sachsen durch diese Diversion zu nöthigen, das Bundesheer zur Vertheidigung seiner Erbländer zu verlassen. Des Kaisers Sache schien gewonnen. Von dem Aufbruche des Churfürsten an verließ ein Verbündeter nach dem andern das Bundesheer. Der Kaiser zog dem Churfürsten nach, und schlug ihn nicht nur (am 24. April 1547) bei Mühlberg (s. d. Art.) an der Elbe, sondern machte ihn auch zum Kriegsgefangenen. Ein eigenmächtiger Schlag des Kaisers folgte nun dem andern. Eigenmächtig ließ er über seinen Gefangenen das Todesurtheil aussprechen, dessen Vollziehung nur dessen Gemahlin durch die schleunige Uebergabe von Wittenberg hinderte; nahm ihm seine Churwürde und belohnte mit ihr und dem Churkreis seinen Bundesgenossen, den Herzog Moritz (im Februar 1548). Der Landgraf Philipp von Hessen, verlassen von allen, und für sich allein zu schwach, den Kampf weiter zu bestehen, that, unter der ihm gemachten Aussicht zur Begnadigung, zu Halle (im Junius 1547) einen Fußfall vor dem Kaiser, und ward dessen ungeachtet für einen Staatsgefangenen erklärt: das Schicksal der Protestanten schien verzweiflungsvoll. Schon hielt der Kaiser, von einem furchtbaren Heere umgeben, einen Reichstag zu Augsburg, welcher der katholischen Parthei den völligen Sieg geben, und die Protestanten zwingen sollte, sich den Schlüssen des tridentinischen Concilium's (das seit 1545 saß) zu unterwerfen, als ein dunkles Gerücht von einer ausgebrochenen Pest die versammelten Väter auseinander trieb. Die Schlüsse kamen nicht zu Stande, der Papst zauderte, ein neues Concilium zur Fortsetzung der tridentinischen Geschäfte zusammen zu berufen; dem Kaiser, zu andern wichtigen Unternehmungen gerufen, ward die Zeit zu lange und er schloß deßhalb 1548 eine Zwischeneinrichtung ab (s. Interim), nach welcher sich die alte und neue Parthei bis zu einem allgemeinen Concilium richten sollte. Die Protestanten erhielten dadurch wenigstens Luft. Aber beide Partheien waren mit dem Interim nicht zufrieden; die Katholiken, weil der Churfürst von Mainz, ohne Rücksprache mit ihnen, es in ihrem Namen angenommen hatte; die Protestanten, weil es so viele unprotestantische Einrichtungen in die Kirche wieder einführte. Der Kaiser ließ sich in dieser Zwischenzeit, durch die halbe Entwaffnung der Protestanten sicher gemacht, zu Schritten verleiten, die auf unumschränkte Herrschaft in Deutschland hinzielten. Die beiden Staatsgefangenen wurden aus ihrer Staatsgefangenschaft aller Vorbitten ohnerachtet nicht entlassen; die Reichsstadt Costnitz wurde wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen das Interim (am 15. Mai 1548) ihrer Freiheit beraubt und vom Kaiser eingezogen; Magdeburg ward aus derselben Ursache mit der Reichsacht belegt, und von Moritz, als dem Exekutor derselben (vom Septbr. 1550 bis Nov. 1551) belagert. Aber noch vor den Mauern von Magdeburg ward Moritz in seinen Gesinnungen gegen den Kaiser wankend. Des Kaisers Härte gegen seinen Schwiegervater, Philipp von Hessen, den er aller Vorstellungen des Churfürsten Moritz ohnerachtet immer noch in Staatsgefangenschaft hielt, und dessen fortgehendes Bestreben nach unumschränkter Gewalt bewog ihn, die Belagerung von Magdeburg gegen einen Vergleich aufzuheben, und noch im Lager vor dieser Stadt mit dem französischen König, Heinrich dem Zweiten, in Unterhandlung zu treten. Von der Regierung Carls des Fünften an war Frankreich mit den Protestanten in Verbindung: nur sie ließen sich mit

Franz dem Ersten aus Mißtrauen, weil er ihre Glaubensgenossen in seinem eignen Reiche verfolgte, lange Zeit in keine ernsthafte Maßregeln ein. Erst nach dem Reichstage zu Augsburg 1530 traten die Häupter des Schmalkaldischen Bundes mit ihm in Unterhandlung, und von ihm unterstützt, nöthigte (1532) Philipp von Hessen den Kaiser, dem geächteten Herzog Ulrich von Würtemberg sein Herzogthum, das er sammt den östreichischen Ländern seinem Bruder Ferdinand abgetreten hatte, zurückzugeben. Nun wurde gar mit seinem Nachfolger gegen die Gewaltthätigkeiten Carls des Fünften der Vertrag abgeschlossen, daß Heinrich gegen die Einräumung der Stifter Metz, Toul und Verdün, den Churfürsten Moritz mit Hülfsgeldern unterstützen, und zu gleicher Zeit, wenn dieser den Kaiser angreifen würde, einen Einfall in Lothringen wagen sollte. Moritz überfiel darauf den Kaiser in Tyrol, wo er in der größten Sicherheit lebte, so unvermuthet und geschickt, daß er mit genauer Noth zu Inspruck der Gefangenschaft entkam. Wie nun auch Heinrich der Zweite daneben von Toul und Verdün und nach einigen kleinen Schwierigkeiten auch von Metz Besitz genommen hatte, so hielt Carl der Fünfte aus Furcht vor noch ernsthaftern Folgen dieser raschen Unternehmungen fürs rathsamste, den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen aus der Haft zu lassen, und sich durch den Passauer Vertrag, den sein Bruder Ferdinand (am 26. Mai 1552) für ihn geschlossen hatte, mit den Protestanten zu setzen. Philipp von Hessen ward gleichfalls frei und jeder Geächtete in seine vorigen Rechte und Besitzungen eingesetzt; das Interim ward aufgehoben und Jedem freie Religionsübung bis auf den nächsten Reichstag, wo alles beigelegt werden sollte, zugesichert; und sollte man sich auf einem Reichstage nicht vereinigen können, so sollte doch die versprochene Religionsfreiheit fortdauern. Darauf wendete sich Carl der Fünfte (1552) zur Wiedereroberung von Metz, das aber Franz von Guise glücklich gegen ihn entsetzte. Zerstreut durch diese Unternehmungen, verzog es sich mit dem Reichstage zu Augsburg bis 1555. Auf demselben kam endlich der Religionsfriede zu Stande, nach welchem „die Augsburger Religionsverwandten von ihrer Religion, Glauben und Gebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, die sie aufgerichtet hätten oder noch aufrichten würden, nicht getrennt werden, die eingezogenen geistlichen Güter behalten und von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit seyn sollten. Doch sollte auch jeder katholische Geistliche, der die Religion ändere (nach dem sogenannten geistlichen Vorbehalt) seiner Präbende verlustig seyn." Die Protestanten konnten sich dieses Ausgangs ihres bisherigen Kampfes freuen. Im Genusse mannichfaltiger Freiheiten, losgerissen von der Gewalt des Papstes, und frei von seinen und der Bettelmönche Geldeinforderungen, und im Besitz der geistlichen Stiftungen, mußten sich ihre Länder in Wohlstand heben, und konnte es ihren Fürsten nicht an Quellen zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen in Krieg und Frieden fehlen, wenn eine vernünftige Staatsökonomie hinzukam. Im Churcollegium hielten diese protestantischen Fürsten, Sachsen, Pfalz und Brandenburg, den katholischen, Mainz, Trier und Köln (da Böhmen fast von aller Theilnahme an gemeinschaftlichen Berathungen ausgeschlossen war) das völlige Gleichgewicht; das Cammergericht besetzten sie gleich den Katholiken mit Mitgliedern ihrer Parthei, und Carl der Fünfte hatte seine schon 1548 publizirte Cammergerichtsordnung, um die Protestanten in gleiche Rechte mit den Katholiken einzusetzen, 1550 aufs Neue publiziren müssen; die Protestanten brachten durch die Fortdauer und Befestigung ihrer Existenz geistliche und weltliche Stände wieder in ihr richtiges Gleichgewicht. Die Protestanten genossen auch diese ihre glücklich durchkämpften Rechte 30—40 Jahre in beneidenswerther Ruhe, und kamen unter den sanften Regierungen Ferdinands und Maximilians des Ersten

von Jahr zu Jahr (selbst in Oestreich und Böhmen) in eine umsichgreifendere Blüthe. Doch standen schon vom Anfange an heftige Gegner gegen sie auf, die eben so von der Wahrheit ihrer Religion überzeugt, und von nicht geringerem Eifer dafür beseelt, als sie, den Kampf alle Augenblicke von Neuem zu beginnen drohten. Noch vor dem ersten Ende ihres Kampfes (1539) war der Jesuitenorden von dem Spanier Ignatius Loyola (gest. 1556) gestiftet, und von Paul d. Dritten (1539) gebilliget und (1540) zum ersten Mal durch eine Bulle bestätiget worden, zu der großen Bestimmung, die Wirkungen der Reformation zu unterdrücken und das sichtbare Oberhaupt der Kirche aufrech zuerhalten. Vergl. Jesuiten. Das geistliche Reservat, das der römisch König Ferdinand dem Friedensinstrument, trotz der von den Protestante eingelegten Protestation, einseitig beigefügt hatte, erleichterte ihre Bestrebungen und machte es unmöglich, daß sich Deutschland je in der Religion. vereinigte. Carl d. Fünfte vergaß es nie, daß der Krieg mit Heinrich dem Zweiten, der einzige, den er während seiner langen Regierung mit einemt Verlust (mit dem Verlust der drei Stifter, Metz, Toul und Verdün) geendigt hatte, von den Protestanten herkam, und nur seine bald darauf erfolgte Niederlegung der Regierung, und die billige Denkart seiner nächsten Nachfolger enthob die Protestanten einer Rache, die sonst gewiß schon früher ausgebrochen wäre (s. Carl d. Fünfte). Ferdinand d. Erste (s. d. Art.), schon seit 1530 röm. König, folgte seinem Bruder ohne Widerspruch der deutschen Stände, wohl aber unter dem Widerspruch des Papstes in der Würde eines deutschen Kaisers. So wenig auch unter den weisen, billigen und friedfertigen Regierungen der beiden Kaiser, Ferdinand d. Ersten (von 1558 bis 1564) und Maximilians d. Zweiten (von 1564—1576), Religionsverfolgung Nahrung fanden — Ferdinand bestätigte vielmehr gleich an seinem ersten Reichstag zu Augsburg (1559) den Religionsfrieden (s. d. Art.) in seinem ganzen Umfang, und er und Maximilian d. Zweite gestatteten in ihren eigenthümlichen Reichen den Protestanten so große Freiheiten, daß in Oestreich Böhmen und Ungarn der Protestantismus immer mehr sich verbreitete; — so ward doch während ihrer Regierungen der Grund zu immer größerer Trennung der verschiedenen Religionsverwandten in dem deutschen Reich gelegt. Das tridentinische Concilium, das nach einer langen Suspension (von 1552 — 62) endlich beendigt wurde (1563), hatte Lehren, welche bisher selbst die katholische Kirche noch nicht feierlich entschieden hatte, als Glaubensartikel festgesetzt, und durch Verfluchungen und durch Verdammungen aller andern Lehren jede Annäherung der Katholiken an die Protestanten für die Zukunft unmöglich gemacht. Die Jesuiten breiteten sich und ihr Einfluß in dem deutschen Reich immer weiter und kühner aus, und suchten die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken immer mehr zu erweitern und zu befestigen. Und mit welchen heftigen Erschütterungen drohete der besondere Zustand einer Religionspartei dem deutschen Vaterlande! Die immerwährenden Nuntien (s. d. Art.), die der Papst gleich nach der Publikation der Schlüsse des Tridentinms nach Wien, Köln, Brüssel und Luzern geschickt hatte, um die Vollstreckung der Dekrete zu betreiben und zu wachen, daß der Umgang mit den Protestanten die guten katholischen Christen nicht mit Ketzerei anstecke, standen bald mit den Erzbischöfen ihrer Gegend, in deren Rechte sie gewaltthätig griffen, und mit der weltlichen Macht, die sie durch kühne Anmaßungen beunruhigten, im Kampfe, Zwischen den Protestanten und Katholiken war ein ewiges Fluthen und Wogen auf den Reichstagen. Jene klagten über harte Bedrückungen der Katholiken, und drangen auf die Aufhebung des Vorbehalts, das ihr Emporkommen hindere; diese klagten über beständige Verletzungen des Religionsfriedens, und drangen auf die Einstellung der fortgehenden Einziehung der Klöster zum Nachtheil der

katholischen Parthei. Ja die Protestanten selbst geriethen unter sich in innere Kriege. Die Punkte, in welchen schon Luther und Zwingli abwichen, vermehrte bereits Calvin durch seine neue Abweichungen von Zwingli's Lehrbegriff, welches die Controversen unter den Protestanten vermehrte. Es fehlte nur noch, daß auch die lutherische Parthei mit sich selbst zerfiel, so war das Uebel voll. Nun war schon vor Melanchthon's Tode seine Annäherung an den reformirten Lehrbegriff vielen seiner Kirche ein Aergerniß gewesen; die Schüler Melanchthon's gingen nach seinem Tode noch immer weiter, als ihr Lehrer, und gestützt auf die protestantische Denk- und Gewissensfreiheit, als die Grundveste des Protestantismus, verließen sie die augsburgische Confession noch in mehreren unwesentlichen Stücken, und erschütterten zuletzt Ober- und Niedersachsen durch ihre Neuerungen. Mit welcher Freude hörten die Jesuiten die Klagen der lutherischen Rigoristen über die vermessenen Abweichungen von der augsburgischen Confession, die besonders aus Sachsen häufig erschollen, um einst die Protestanten um die Anwendung des Religionsfriedens auf sie zu bringen. Ein neuer Schwung kam in die Streitigkeiten der lutherischen Kirche, seitdem Friedrich d. Dritte von der Pfalz (1561) öffentlich zu der reformirten Parthei übergetreten war, und den calvinischen Lehrbegriff in seinem Lande eingeführt hatte. Die lutherischen Rigoristen geriethen nun gar in Erbitterung, aus unzeitiger Besorgniß, einst viel zu schwach zu werden, wenn mehrere Fürsten zu den Calvinisten übertreten würden; und fielen auf den Einfall der Verzweiflung, den Reformirten den Mitgenuß des Religionsfriedens zu bestreiten. Schon am 14. Mai 1566 wollten die Stände ihrer Parthei mit Beistimmung des Kaisers den Churfürsten von der Pfalz von ihren Berathschlagungen in Religionssachen ausschließen, welches Churfachsen nur mit Mühe noch vermittelte. Endlich wollten gar diese Rigoristen in dem blinden Eifer ihres Widerspruchs den Religionsfrieden nur auf die Bekenner der ungeänderten augsburgischen Confession ausgedehnt wissen, und ihre freier denkenden Glaubensgenossen mit den Reformirten hinopfern. Wie gern sahen doch die Jesuiten, daß die Fürsten, welche es mit ihnen hielten, besonders der Churfürst August von Sachsen, ihre Theologen (1575) zusammentreten ließen, um ein neues, echtlutherisches symbolisches Buch, die Concordien-Formel (s. d. Art.), zusammenzusetzen! So wurde ja der Kampf mit den Reformirten und den freien Lutheranern ihnen erleichtert, die letztern (hieß es bald) sind eben so wenig als die ersten augsburgische Confessionsverwandten, auf die allein der Religionsfriede gestellt ist. Dieser innere Krieg der Protestanten machte sie gegen ihre starke, gewandte, und die unverzeihlichen Blößen der Protestanten bald entdeckenden Feinde schwach, und hob sogar das Gleichgewicht auf, welches die drei protestantischen Churfürsten, so lange sie einig waren, den drei geistlichen hielten. Unter diesen traurigen Symptomen näherte sich die träge Regierung Rudolphs d. Zweiten (von 1576—1612), welche die kämpfenden Partheien ihrem Streite überließ, ohne die Gemüther zu besänftigen, oder die Partheien so zu stellen, daß keine der andern tödtliche Streiche möchte versetzen können. Die Jesuiten nützten den freien Raum, der ihnen die Unthätigkeit des Kaisers und seine Ergebenheit an sie gelassen war, meistens zur Beschränkung der Protestanten; die Protestanten dagegen rieben sich an ihren katholischen Nachbarn, wo sie nur dazu Gelegenheit fanden. Der gegenseitige Kampf zeigte sich am Reichstag, am Kammergericht, am Reichshofrath bald in bittern, bald in komischen Auftritten. Der julianische Kalender war so sichtbar fehlerhaft, daß die Aequinoktien und Solstitien nicht mehr auf die Tage trafen, auf welche sie zur Zeit des nicäischen Conciliums gefallen waren. Papst Gregor XIII. hatte diese Fehler bessern lassen, und den verbesserten Kalender

in einer Bulle (von 1580) geistlichen und weltlichen Regenten und der Kaiser auf dem Reichstag zu Augsburg (1582) den deutschen Ständen zur Aufnahme empfohlen. Aber die Protestanten wollten lieber ihren unrichtigen Kalender behalten, als aus den Händen des Papstes und des Kaisers den verbesserten annehmen, und beharrten lächerlich und hartnäckig bei dieser Weigerung, bis Verwirrungen im Handel und Wandel, im Gottesdienst und in den Gerichtsstuben sie am Ende des 17. Jahrh. davon zurückbrachten. Bitterlich klagten die Protestanten über das partheiische Verfahren des Kammergerichts und des Reichshofraths und über die Vorliebe dieser höchsten Reichsgerichte für den katholischen Theil, wenn katholische Landesherrn mit ihren protestantischen Unterthanen Streitigkeiten hatten. Die Protestanten hielten gegen die partheiischen Erkenntnisse des Reichshofraths mehrmalige Zusammenkünfte (wie zu Heilbronn 1594, zu Frankfurt 1598, zu Friedberg 1599); in einer Versammlung zu Speier 1600 beschlossen sie, auf die Abstellung aller Prozesse beim Reichshofrath zu dringen, und im Weigerungsfalle dagegen zu protestiren. Der Reichshofrath kümmerte sich um keine Protestation und verfuhr nach seiner Weise, so oft sich eine Gelegenheit ihm anbot. Der evangelische Magistrat der schwäbischen Reichsstadt Donauwerth protestirte (1606) gegen die Prozessionen der Katholiken, als gegen eine Neuerung; da dessen ohnerachtet der Abt zum h. Kreuz (1606) in einer feierlichen Prozession durch die Stadt zog, so stand der protestantische Pöbel dagegen auf und trieb sie auseinander; dafür ward die Reichsstadt vom Reichshofrath (1608) in die Acht erklärt, und ihre Vollstreckung nicht dem kreisausschreibenden Fürsten, sondern, da Donauwerth eine schwäbische Stadt war, gegen alle Constitution dem Herzog Max von Baiern aufgetragen, der die Stadt besetzte, sie von der Zeit an in Besitz behielt, dem schwäbischen Kreis ein Mitglied entzog, und die protestantische Religion darin vertilgte. Umsonst verlangten die Protestanten in der Reichsstadt Aachen, wo gemischte Religion war (im Jahre 1580), freie Zulassung zu den Magistraturen; bei den daruber entstandenen Streitigkeiten erkannte der Reichshofrath 1598 die Acht, 1605 die völlige Vertreibung der Protestanten, und 1612 die Einsetzung eines völlig katholischen Magistrats unter der Mitwirkung spanischer Truppen, die aus den Niederlanden dahin aufgeboten wurden. Das größtentheils protestantische, unter hessischem Schutz stehende Paderborn wurde 1604 ungehindert und ungeahndet von seinem Bischof der ihm zustehenden Freiheit beraubt. Säkularisirten aber Protestanten geistliche Güter, so wurden von den Katholiken dagegen, als gegen eine grobe Verletzung des Vorbehalts, laute und bittere Klagen erhoben. Um ein Warnungsbeispiel für die zukünftigen Zeiten aufzustellen, wurde von dem Papst mit aller Strenge gegen den Churfürsten von Köln, Gebhard, verfahren, als er aus Liebe zu der protestantischen Gräfin Agnes von Mansfeld zur reformirten Parthei übergetreten war und nach seiner Vermählung mit ihr (1583) sein Erzstift (1587) zu reformiren anfing, im Vertrauen auf den Beistand der Protestanten, die ja immer dem Vorbehalt so eifrig widersprachen. Der Papst setzte ihn ab und that ihn in den Bann; die Domkapitularen wählten den Prinzen Ernst von Baiern zu ihrem Erzbischof; der Beistand der unter sich selbst viel zu uneinigen Protestanten blieb aus, und Ernst von Baiern verjagte seinen Vorgänger mit spanischer Hülfe, und Gebhard mußte sein Heil in einer Flucht zum Prinzen von Oranien suchen. Selbst an einem kathol. Erzbischof und Churfürsten war nun der Inhalt des geistl. Vorbehalts vollzogen worden: ließ sich dafür eine festere Bestätigung wünschen? Durch diese Vorfälle gegen den Kaiser erbittert, und gegen sie vom Reichstag nicht geschützt, entfernten sich die Protestanten immer mehr von dem Oberhaupt des deutschen Reichs

(sie verweigerten z. B. standhaft die ihm von den katholischen Ständen auf dem Reichstag zu Regensburg 1603 verwilligte Hülfe gegen Mohamed d. Dritten) und traten endlich in eine engere Verbindung, um sich, wenn es nöthig sey, Hülfe mit den Waffen in der Hand zu schaffen. Churſachsen war seit seinem Churfürsten August, und dessen Sektenhaß gegen die Reformirten nicht mehr geschickt, an der Spitze der Protestanten zu stehen, wie bisher, und er verlor auch wegen seiner luther. Bigotterie mit Recht (etwa seit 1599) das Direktorium der evangelischen Angelegenheiten. Gerade damals, als Churſachsen das Vertrauen der Evangelischen verloren hatte, besaß die Pfalz an ihrem Churfürsten, Friedrich d. Vierten, einen jungen, kühnen, feurigen, unternehmenden Helden, wie ihn sich die Protestanten in der damaligen Zeit der Noth und der Bedrängnisse wünschen mochten. Seine eigene Lage, als reformirter Churfürst, dessen Rechte schon die luther. Bigotterie unter seinem Vater angefochten hatte, seinen Zusammenhang mit dem Hause Oranien, durch seine Vermählung mit der Schwester Moritzen's, Luise Juliane, und mit den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die sich so zahlreich in Heidelberg sammelten, machten den pfälzischen Hof recht geschickt zur Opposition gegen die katholische Parthei. Schon 1594 hatte Friedrich d. Vierte eine nähere Verbindung der evangelischen Fürsten vorgeschlagen; schon 1603 hatte er mit mehreren Fürsten zu Oehringen (am 12. Januar) ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, und darauf zu Heidelberg (am 12. Februar) die nöthigen Maßregeln mit ihnen näher verabredet. Die Abschließung einer förmlichen Union hielt der Umstand, daß das Oberhaupt ein reformirter Fürst seyn sollte, woran der Sekteneifer Anstoß nahm, noch fünf Jahre auf, bis das kaiserliche Verfahren gegen Donauwerth und die auf dem Reichstag zu Regensburg (1608) gemachte Bemerkung, daß die Katholiken an den Religionsfrieden nicht weiter gebunden seyn wollten, allem weiteren Zögern ein Ende setzte. Ungesäumt kamen nun im Mai 1605 mit Friedrich d. Vierten von der Pfalz die wichtigsten evangelischen Fürsten, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian von Culmbach und Joachim Ernst von Anspach, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, zu Aschhausen, einem Dorf im Anspachischen, zusammen, und schlossen mit einander (am 4. Mai 1608) eine Union dahin: „daß sie es mit einander treulich meinen, in vertraulicher Correspondenz stehen und im Fall eines Angriffs einander kräftig beistehen wollten." Das Direktorium in Friedenszeiten wurde dem Churfürsten von der Pfalz, die Oberbefehlshaberstelle im Krieg dem Markgrafen Joachim Ernst von Anspach und die Stelle eines Generallieutenants dem Minister des Churfürsten von der Pfalz, dem Fürsten Christian von Anhalt (dem eigentlichen Urheber und die Seele der Union) (am 4. August 1608) übertragen. Noch vor dem Ende des Jahres 1609 war die evangelische Union durch den Beitritt des Churfürsten von Brandenburg, des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel und acht protestantischer Reichsstädte verstärkt. Nur Churſachsen verweigerte aus Verdruß über das ihm entrissene Direktorium der evangelischen Angelegenheiten und aus lutherischer Bigotterie seinen Beitritt. Dagegen standen Heinrich d. Vierte in Frankreich und Prinz Moritz von Oranien mit der Union im Briefwechsel, jener, um sich gegen das Haus Oestreich, und dieser, um sie zugleich gegen Oestreich und die kathol. Parthei noch mehr aufzuwiegeln. Sie war fürs erste nur bis 1618 geschlossen, und wurde deßhalb 1617 noch auf 3 Jahre erneuert. Die Katholiken hatten damals unter sich keinen fähigern Fürsten, als den Herzog Maximilian v. Baiern; ein Fürst, jung, fromm und rastlos thätig, reich an Talenten für das Cabinet und das Feld, ein

wahrer Meister in der Staats- und Kriegskunst. Sobald die protestantische Union kein Geheimniß mehr war, traten die Bischöfe von Würzburg, Passau, Costnitz und Augsburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten mit ihm zu München (am 10. Jul.) in eine Ligue zusammen, die (am 30. Aug.) zu Mainz noch näher bestimmt und durch den Beitritt der geistlichen Churfürsten und der Bischöfe von Straßburg und Regensburg verstärkt wurde. Max von Baiern war ihr Oberhaupt und Spanien und der Papst versprachen ihr Unterstützung. Beide Unionen stellten Schriftsteller auf, die, ehe es zum Waffenkampf zwischen ihnen kam, einander heftig und geschmacklos beschimpften. Während sich diese beiden Föderationen bildeten, erlosch der Mannsstamm der bisherigen Herzoge von Jülich, Cleve und Berg mit dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm, 1609; ein Sterbfall, auf den Heinrich der Vierte in Frankreich die Erneuerung des Kampfes zur Zertrümmerung des Hauses Oestreich, und Moritz von Oranien seine Hoffnung ausgesetzt hatte, zur Vergrößerung seiner Macht wieder auf den Kampfplatz zu kommen. Nur Beides ging bei dem wirklichen Eintritte dieses Falles nicht ganz in Erfüllung. Heinrich fiel vor seinem Aufbruche durch Meuchelmord, und Moritzen's Antheil ward anfangs auf wenige Gefechte eingeschränkt. Desto lebhafter waren die Bewegungen, in welche die Erledigung des Herzogthums mehrere deutsche Stände, durch gegründete und ungegründete Ansprüche, die sie auf dasselbe zu haben glaubten, setzte: zuerst Sachsen nach seinen beiden Linien; die albertinische wegen der Anwartschaft, die sie darauf 1493 erhalten hatte; die ernestinische wegen der Vermählung des Churfürsten Johann Friedrich mit der jülichschen Prinzessin Sibylla (1525), auf welche diese Linie sogar ein Erbrecht gründete. Aber Karl der Fünfte hatte Sachsen, zum Verdruß, aus Rache gegen das Oberhaupt der Protestanten, das Herzogthum (1546) zu einem Weiberlehn erklärt, wodurch es möglich wurde, daß nach dem Tode des letzten Herzogs dessen vier Schwestern oder deren Kinder das Land erben konnten. Daher machten auch die beiden mächtigern Stände unter denen, die das Recht hatten, Brandenburg und Pfalzneuburg, auf das Herzogthum Ansprüche: jenes, weil sein Churfürst mit der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs, die aber nicht mehr lebte; dieses, weil sein Pfalzgraf mit der jüngern Schwester, die noch lebte, vermählt war. Pfalzneuburg glaubte sogar, Brandenburg in der Erbschaft vorzugehen, weil seine jülichsche Prinzessin noch am Leben war. Brandenburg und Pfalzneuburg, schon auf diesen Fall gerüstet, besetzten unverzüglich das erledigte Land; Sachsen, dazu nicht gerüstet, versäumte den günstigen Augenblick, und mußte daher durch den Kaiser auf dem Wege Rechtens seine Ansprüche geltend zu machen suchen. Der Kaiser forderte nun zwar durch ein scharfes Mandat die Prätendenten auf, alles im vorigen Zustande zu lassen, und innerhalb vier Monaten zur rechtlichen Ausführung ihrer Ansprüche an seinem Hofe zu erscheinen. Diese Ediktalcitation verfehlte ihre Absicht ganz, und statt die beiden bereits in den Besitz getretenen Fürsten zu schrecken, belebte sie vielmehr ihren Eifer, sich in dem besetzten Lande mehr zu befestigen. Um nicht durch Streitigkeiten mit einander die ganze schöne Erbschaft auf das Spiel zu setzen, verglichen sie sich unmittelbar darauf (am 10. Jun. 1609) zu Dortmund mit Einwilligung der Landstände dahin, die streitigen Lande bis zum Austrag der Sache gemeinschaftlich zu besitzen und zu vertheidigen. Der Kaiser dagegen übertrug dem Erzherzog Leopold, als Bischof von Passau und Straßburg, die Sequestration des Landes. Aber kaum hatte sich der Sequester der Festung Jülich bemächtigt und Sachsen die Belehnung mit dem Herzogthum (am 6. Juli 1610) empfangen, als Brandenburg und Pfalzneuburg unter dem Beistand Frankreichs und der Generalstaaten (im Sept.

1610) den Sequester aus Jülich vertrieben, und wieder in den Besitz des ganzen Landes kamen. Dennoch gab Sachsen seine Hoffnung nicht auf, durch den Kaiser noch in Zukunft seine Ansprüche durchzusetzen, und schloß sich deßhalb an den Kaiser auf das engste an. Nach der Entfernung der ersten Gefahr erneuerten die beiden zum Besitz gelangten Fürsten ihre Streitigkeiten über diese Erbschaft, die man endlich durch die Vermählung des jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der Tochter des Churfürsten von Brandenburg auszugleichen dachte. Schon war man über alle Punkte einverstanden, schon war der Prinz in Berlin in der Nähe seiner Braut, als der künftige Schwiegervater seinem künftigen Schwiegersohne in einer hitzigen Unterredung die Kraft seiner Hand zu fühlen gab, und dadurch den ganzen Plan vereitelte. Jeder Theil suchte sich nun durch eine Religionsveränderung zu verstärken. Der pfälzische Prinz vermählte sich mit der Schwester des Herzogs Max von Baiern, und ward mit seinem Lande katholisch, um durch den Beistand der katholischen Ligue in den Besitz des ganzen Herzogthums zu gelangen. Johann Sigismund von Brandenburg dagegen trat zu der reformirten Parthei über, um sich des Beistandes der vereinigten Niederlande zu versichern. Das spanische Oestreich suchte nun (1613) durch den spanischen General Spinola für das Haus Pfalzneuburg den von Brandenburg besetzten Theil des Herzogthums Jülich und Cleve zu erobern, und Moritz von Oranien den von Pfalzneuburg besetzten Theil für Brandenburg. Zwar vermittelten Frankreich, England und die protestantische Union (1614) einen Provisional-Vergleich zu Xanten, nach welchem Brandenburg einstweilen Cleve, Mark und Ravensberg; Pfalzneuburg dagegen Jülich und Berg in Administration nehmen, aber beiderseits ihre Truppen herausziehen sollten: es fehlte aber an der Ausführung, und Jeder behielt den von ihm besetzten Theil; und die festen Plätze beider Theile mußten in den niederländischen Kriege (der 1621 anfing) häufige Belagerungen ausstehen. Erst 1666 kam es zwischen Brandenburg und Pfalzneuburg zu einer bleibenden Theilung, der die kaiserliche Belehnung, die 1678 unter gewissen Einschränkungen erfolgte, die nöthige Festigkeit gab. So wie Churſachsen durch die jülichsche Erbschaft, so ward auch Hessendarmstadt durch die Marburger Erbschaftssache auf die Parthei des Kaisers von den Protestanten abgezogen. Nach dem Testament des Landgrafen Ludwig des Sechsten von Hessen, der 1604 unbeerbt starb, sollten die beiden Fürstenthümer Marburg und Gießen zwischen den noch übrigen beiden Linien, Cassel und Darmstadt, in zwei Theile gehen; doch sollte der Theil, welcher in der Religion etwas ändern, oder das Testament anfechten würde, seines Antheils verlustig seyn. Nun verlangten die drei darmstädtischen Brüder, Ludwig zu Darmstadt, Philipp zu Butzbach und Friedrich zu Homburg an der Höhe eine Theilung nach Köpfen und wollten überdies den Landgrafen Moritz von Cassel von der ganzen Erbschaft ausgeschlossen wissen, weil er 1605 zu Marburg den reformirten Gottesdienst eingeführt hatte. Der Kaiser entschied durch den Reichshofrath für Darmstadt, wodurch dieses Haus fest an die kaiserliche Parthei durch den ganzen dreißigjährigen Krieg angeschlossen blieb, dessen Friede erst diese Streitigkeit des Hauses Hessen in einem besondern Vergleich (vom 14. April 1648) größtentheils zu Cassels Vortheil entschied. So verschlang sich unter Rudolph dem zweiten (s. d. Art.) eine Streitigkeit in die andere. Der Kaiser, mehr Drechsler, Maler, Chymist und Astrolog als Kaiser, saß indessen in unthätiger Ruhe zu Prag zuletzt gar eingeschlossen in seinem Pallaste daselbst, ohne daß er einen Minister vorließ, und so unbekümmert um das Wohl seines Hauses, seiner Staaten und des deutschen Reichs, daß er endlich selbst die Geduld seiner Brüder erschöpfte. In seinen Gedanken immer Bräutigam,

nach und nach mit allen Prinzessinnen von Europa, über die er fleißig Nachrichten einzog, und doch bald ein Sechziger und noch immer unvermählt; gegen seine Brüder zu geizig, um ihnen zu standesmäßigen Vermählung ein ausreichendes Auskommen zu geben, und auch nicht zu bewegen, für die künftige Erbfolge eine Anordnung für seine Anverwandten festzusetzen, hatte er sich längst das allgemeine Mißvergnügen seines Hauses zugezogen. Nun auch unbekümmert darum, den schmachvoll mit den Türken geführten Krieg (von 1591 — 1606), durch einen erträglichen Frieden zu endigen, ehe er sich mit dem Ruin seines Hauses endigte, nöthigte er endlich seine Brüder durch den Drang der Umstände, einen Frieden mit Mahomet III. ohne den Kaiser zu unterhandeln, und ihm den Vertrag nach dem Abschluß zur Ratifikation vorzulegen. Da er der dringenden Noth ohnerachtet die Ratifikation hartnäckig verweigerte, so erklärten alle östreichischen Prinzen, seiner Albernheit überdrüssig, ihn der fernern Regierung unfähig und ernannten seinen Bruder Matthias zum Oberhaupt des Hauses. Nun erst war Rudolph, aus Haß gegen Matthias, um die Bestimmung der Erbfolge besorgt, und wollte, wahrscheinlich von den Jesuiten heimlich geleitet, seinen Vetter, Heinrich von Steyermark, zu seinem Nachfolger ernennen und Matthias von der Regierung ausschließen. Unverzüglich griff Matthias zu den Waffen und ängstigte mit einem Kriegsheer, das er größtentheils den östreichischen Protestanten verdankte, den schwachen Rudolph, bis er ihm den Titel eines designirten Königs von Böhmen abtrat. Für ihre Dienste stellte Matthias den östreichischen Protestanten eine Urkunde aus, die ihnen ihre Religionsfreiheiten aufs neue zusicherte. Die Böhmen, darüber eifersüchtig, drangen nun bei Rudolph, ihrem König, auf unbeschränkte Religionsfreiheit, und er fertigte ihnen ohne Schwierigkeit (am 11. Jul. 1609) den berühmten Majestätsbrief aus, der den Böhmen, außer der freien Religionsübung, das Consistorium und die Universität zu Prag wieder einraumte, und den Utraquisten die Erlaubniß gab, neue Kirchen und Schulen anzulegen. Den Protestanten in Schlesien ließ er kurz darauf ähnliche Freiheiten zusichern. Nun glaubte Rudolph in Böhmen und Schlesien sich so viele Freunde erworben zu haben, daß er es wagen könne, Matthias von dem Thron dieser Länder auszuschließen, und ihn dem Erzherzog Leopold zuzuwenden. Schon hatte Leopold unter dem Vorwand der Erbschaftsstreitigkeit wegen Jülich und Berg eine Armee geworben und war nach Böhmen mit 16.000 Mann eingerückt, als Matthias noch zu rechter Zeit mit einer noch stärkern Macht herbeieilte, Leopold entwaffnete, und den Kaiser und den Erzherzog (1611) zwang, ihm Böhmen, Schlesien und die Lausitz abzutreten. Rudolph, aller seiner Länder beraubt und auf eine schmähliche Pension gesetzt, überlebte seine Demüthigung nicht lange: er starb am 20. Januar 1612 und machte seinem Bruder, dem bereits regierenden König von Böhmen und Ungarn, auch auf dem Kaiserthrone Platz. Die deutschen Fürsten erhoben Matthias nach einem kurzen Interregnum, durch ihre Wahl am 12. Junius 1612 auf ihren Thron (reg. von 1612 bis 1619). Um diese Zeit standen schon die beiden Föderationen, die protestantische Union und die katholische Ligue, bereit, sich bei der ersten schicklichen Gelegenheit zu schlagen: und noch in seinem ersten Regierungsjahr (1613) brach das Kriegsfeuer über die jülichsche Erbschaft aus, das von da an 40 Jahre lang am Rhein und in den Niederlanden fortbrannte. Um diese Zeit hatte sich der Kaltsinn der beiden Linien des Hauses Oestreich, der deutschen und spanischen, schon wieder in innige Anhänglichkeit verwandelt, und unter ihren Wirkungen vermittelte auch Spanien und der Papst bei Matthias und seinen Brüdern, Albrecht und Ernst, daß Ferdinand von Steyermark die unmittelbare Nachfolge in den gesammten östreichischen Staaten (1617

und 1618) zugesichert wurde. Matthias zog darauf von Prag nach Wien; und es fingen in Böhmen Bedrückungen an, die Verletzungen des Majestätsbriefs und den böhmischen Krieg (1618) herbeiführten, der Deutschland dreißig Jahre lang verwüstete. Matthias erlebte nur noch seinen Anfang; er füllte die ganze Regierung Ferdinands II. von Steyermark (vom 18. August 1619 bis 15. Febr. 1637) und den größten Theil der Regierung seines Sohns, Ferdinands III. (von 1637 — 1648). Vergl. hierüber d. Art. Deutschland (Geschichte v.). — Die Schriftsteller, welche vorzüglich als Quellen für die Geschichte der Reformation in der eben durchlaufenen Periode benutzt werden können, sind folgende: Des französischen Jesuiten Maimbourgs Geschichte des Lutheranismus. Paris 1680. 2 Fol. 8. Sekkendorfs historischer Commentar und Apologetik des Lutheranismus und der Reformation gegen Maimbourg. Lat. Frankfurt und Leipzig 1688. 4. 1696. Folio; ins Deutsche übersetzt von Elias Frick. Leipzig 1714. 4. Joh. Matth. Schröcks Leben Dr. Martin Luthers, in der allgemeinen Biographie. Berlin 1767 ff. 5 Bände. 8. Gottlieb Jakob Plank's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs seit den Zeiten der Reformation bis auf die Konkordienformel. Leipzig 1781 ff. 8. Ueber Ulrich Zwingli: J. J. Hottingers Hist. eccl. Sec. XVI. J. C. Füesli's Beiträge zur schweizerischen Reformationsgeschichte. Zürich 1751 — 1753. 5 Th. 8. Schröckh's Leben berühmter Gelehrten I. Sartorius Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs. 1795. 8. Joh. Sleidans Commentar. de statu relig. et rei publicae Carolo V Caesare lib. XXVI. Straßb. 1555. Fol. 1556. 8. Friedrich Hortleder's Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Carls V. wider die Schmalkaldischen Bundesverwandten, Frankfurt 1617 Fol. als 2ter Theil: von Rechtmäßigkeit, Anfang, Fort- und Ausgang des deutschen Kriegs (bis 1558). Frankfurt 1618. Fol. Neue Ausgabe mit Kupfern, vermehrt und verändert von Zach. Prüeschenk. Gotha 1645. 3 B. Folio. Der Religionsfriede, im Corpus juris publ. Fr. C. Khevenhiller's Annales Ferdinandei oder wahrhafte Beschreibung K. Ferdinand's II. Thaten ꝛc. (von 1578 — 1637, vollständige Ausgabe). Leipzig 1716 — 1726. 12 Bde. Fol. in einen pragmat. Auszug gebracht von Just. Friedr. Runde (von 1578 — 1637. Leipzig 1778. 2 Bde. 8. C. Londorps Acta publ. Frankf. 1621. ff. Fol. und Meyer's Londorp. supplet. et contin. Joh. Ludolf's allgemeine Schaubühne der Welt. Frankf. 1699. ff. Fol. Vittorio Siri's Memorie recondite dall' a. 1601 sino all' a. 1640 Vol. I — VIII. Lyon 1679. 4.

Reformirte Kirche (Geschichte der). Daß der Geist des Zeitalters besonders eine sichtbare Unzufriedenheit mit dem Benehmen des römischen Stuhls und ein immer weiter um sich greifender, immer tiefer eindringender Untersuchungsgeist das Gelingen von Luthers Unternehmung schon vorbereitet hatte, beweisen einige Vorfälle ähnlicher Art, die sich um dieselbe Zeit in andern Gegenden Europa's ereigneten. Schon 1516, ehe noch Luther seine berühmten Sätze in Wittenberg angeschlagen hatte, widersetzte sich Ulrich Zwingli (s. d. Art.), ein Geistlicher in Zürich, kühn den Glaubenslehren der kathol. Kirche, und fing dort an mit einer Klugheit und Entschlossenheit zu reformiren, die der von Luthern gewiß nichts nachgab. Der Verkauf des Ablasses, den in den Schweizerstaaten ein Bettelmönch, Sanson oder Samson betrieb, gab ihm neuen Anlaß zum Tadel, und er ergriff denselben begierig. Darüber entspann sich in der Schweiz ein eben so heftiger und an wichtigen Folgen eben so reicher Federkrieg, als der in Deutschland zwischen Luther und Tetzel geführte war. So wie Zwingli seinen Streit gegen das Papstthum unabhängig von Luther erhoben hatte, so trafen auch die Meinun-

gen der beiden Reformatoren nicht immer überein, vielmehr widersprachen sie sich oft geradezu. Wirklich ging auch Zwingli in seinem Widerspruche gegen die alte Kirche viel weiter als Luther, der noch immer einige katholische Geheimnißlehren beibehielt, indeß der Schweizer unumwunden die Absicht bekannte, die Religion von allen Lehren, welche die Vernunft nicht erfassen könne, zu reinigen, und eine einfache von allen Ceremonien entblößte Gottesverehrung einzuführen. Aus dieser Verschiedenheit der Meinungen entstand ein Streit, der mit vieler Heftigkeit geführt wurde, und besonders die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle betraf, welche Luther steif behauptete, Zwingli aber nicht zugeben wollte, indem er vielmehr Brot und Wein nur als Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi betrachtete. Ueber diesen Gegenstand sprachen sich (weiterhin, 1529) beide Reformatoren zu Marburg, wohin Zwingli von Oekolampadius und Bucer, Luther aber von Philipp Melanchthon und andern seiner Freunde begleitet wurde. Beide Partheien beriefen sich, um ihre Meinung zu beweisen, mit Zuversicht auf das Zeugniß der heiligen Schrift; aber beide wurde bei dieser Gelegenheit gewahr, daß man nicht immer auf diesem Wege ein Streit zu schlichten vermag. Jeder beharrte bei der Meinung, daß er das Christenthum zu seiner ursprünglichen Einfalt zurückführen würde, und so wurde Zwingli Stifter der Reformirten. Nach seinem Beispiel traten in den verschiedensten Gegenden der Schweiz, zu Bern und Basel, zu Constanz, Biel und St. Gallen, zu Zug, Glarus und Appenzell unter dem Widerspruche der Mönche beherzte Männer auf, welche in die Lehre einstimmten, und Luther's und Zwingli's Schriften empfahlen. Erst seitdem Papst Leo der Zehnte 1521 den Eidgenossen Luther's Schriften zu verbrennen, und die neue Lehre zu unterdrücken befahl, theilte sich die Schweiz: zu Uri, Schweiz und Unterwalden unterstützten Bischöfe, Aebte und Priester den Befehl des Papstes mit ihrem ganzen Ansehen; zu Luzern war man noch für keine Parthei entschieden; zu Bern hingegen, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel und Schafhausen, stimmten die obern Stände für die neue Lehre, während das Volk noch mit einfältigem Herzen, von der Priesterschaft bestärkt, an dem Glauben seiner Väter hing: nur in Zürich waren Vornehme und Niedere der neuen Lehre zugethan, und diese Stadt konnte es wagen, ohne Widerstand zu besorgen, die Kirchenverbesserung öffentlich einzuführen. Um zu diesem entscheidenden Schritt sich den Weg zu bahnen, versammelte die Obrigkeit zu Zürich (1523) ihre gesammte Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande, um die Lehren Zwingli's aus der Schrift zu widerlegen; und da die Versammelten die Einwürfe der Gegner nicht zu rechtfertigen vermochten, so befahl der Magistrat zu Zürich: bei hoher Strafe nichts zu lehren, was nicht aus dem Worte Gottes erwiesen werden könne. Und bei diesem Beschluß blieb er standhaft. Andere Orten waren nicht so fest und entschlossen. St. Gallen und Mühlhausen folgten dem Beispiele der Züricher ohne Einschränkung; in Schafhausen und Basel hielt es die Bürgerschaft mit der neuen, der Rath aber mit der alten Lehre, mit wechselndem Uebergewicht; Bern schwankte. 1523 befahl es, nur nach Gottes Wort zu lehren, und nahm im nächsten Jahr diesen Befehl durch ein anderes Mandat wieder zurück. Bald bemerkte man zwischen Zwingli's und Luthers Lehren, die man anfangs für einerlei gehalten hatte, einigen Unterschied. Weder Religionsgespräche noch Vereinigungsversuche der Fürsten und Gelehrten, konnten ihre Schüler zur gewünschten Einheit wieder zurückbringen: jemehr man erläuterte, erörterte und disputirte, desto mehr wich man auseinander. Es hieß zuletzt: „die Neuerer wüßten selbst nicht, was sie wollten." Nur gingen gar manche Anhänger der neuen Lehre gegen die Messe, Altäre und Bilder stürmend zu Werke: seitdem hieß es und nicht mit Unrecht „die Neuerer stifteten Aufruhr und Empörung." Unter dem Vorgeben, die

öffentliche Ruhe müsse gesichert werden, traten Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Freiburg mit Wallis unter dem Schutz des Königs von Spanien in ein Bündniß; Zürich stellte ihm (1528) ein sogenanntes christliches Bürgerrecht entgegen, für das sich die unter Unentschlüssigkeit allmählig für die Reformation doch eingenommenen Eidgenossen, Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen erklärten. Die ganze Schweiz war nun in Gährung gesetzt, und zwischen der alten neuen Lehre getheilt: Zürich und Bern ließen durch Abgeordnete zur Annahme der neuen Lehre, und die fünf Orte (Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Freiburg) zur Beibehaltung des alten Glaubens ermuntern; die Züricher vertrieben den Abt von St. Gallen, unter dem lächerlichen Vorwande, daß Niemand zugleich Geistlicher und Fürst seyn könne, die fünf Orte dagegen setzten einen Landvogt in Baden mit gewaffneter Hand ein; die Züricher befürchteten von ihm die Unterdrückung der neuen Lehre; die fünf Orte klagten über Gewalt, welche man gegen Anhänger des alten Glaubens in dem Beispiel des Abts von St. Gallen verübe: beide zogen ihre Heere zusammen; 24.000 M. standen bei Cappel, zum Kampfe fertig, einander gegenüber. Doch zum Blutvergießen kam es diesesmal noch nicht. Der Land-Ammann Aebeli verwandelte noch durch rührende Vorstellungen den ersten Cappler Krieg kurz vor seinem Ausbruch in den ersten Landfrieden, bei dessen Abschließung sich die beiden Partheien gelobten: Niemand sollte zur Religion gezwungen, dagegen aber auch der Bund mit Spanien aufgehoben werden. Nach dem Cappler Frieden nahm die Reformation einen schnellern Gang in der Schweiz und drang selbst in Gegenden, wo sie vordem heftigen Widerstand gefunden hatte, wie nach Solothurn. Desto mehr stieg die Erbitterung der fünf Orte. Sie klagten, daß Zürich und Bern durch List und Gewalt den alten Glauben verdrängten, und Zürich gesetzwidrig die Rechte des vertriebenen Abts von St. Gallen ausübe. Als nun Zürich und Bern gar noch dem Freiamt und Thurgau den Kornmarkt abschlugen, so fielen die fünf Orte unvermuthet in das Züricher Gebiet ein und schlugen die in unordentlichen Haufen in Eile entgegengestellte Mannschaft, und wer unter den Verwundeten nicht auf der Stelle die neue Lehre verleugnen wollte, der wurde auf dem Schlachfeld ermordet. Auch Zwingli fiel in diesem Schlachtgetümmel; seine Leiche wurde von den Siegern aufgesucht und in ihrer fanatischen Wuth verstümmelt. Von ihren Bundesgenossen verlassen, mußten die Züricher 1532 den zweiten Landfrieden schließen. So wie der erste Landfriede der Reformation schnell fortgeholfen hatte, so gebot ihr der zweite schnellen Stillstand: durch ihn wurden der Kirchenverbesserung in der deutschen Schweiz die Gränzen gesetzt, die sie nach der Zeit behalten hat. So weit die Macht der fünf Orte reichte, führten sie mit Gewalt wieder den alten Glauben ein. Der Abt von St. Gallen zog wieder mit seinen Mönchen in seine Abtei zurück; Solothurn und die Stadt Rothweil, welche mit den Eidgenossen im Bunde stand, mußten nach den Friedensartikeln wieder zu dem alten Glauben zurückkehren, und mancher Neugläubige sein Vaterland verlassen. In die südliche Schweiz kam die Reformation durch Bern. Schon 1523, als in Bern durch eine feierliche, drei Wochen lang fortgesetzte Disputation für die Reformation entschieden wurde, ward auch in der Waadt eine Disputation in lateinischer Sprache gehalten, die aber keinen Fortgang hatte. Nachdem nun Bern Kirchen, Klöster und Schulen sekularisirt hatte, so schickte es den unermüdeten Reformationsprediger, Wilhelm Farel, mit Empfehlungsschreiben in die südliche Schweiz, um von einer Stadt zur andern die neue Lehre zu predigen. Bis nach Genf gelang ihm sein Werk, obgleich nicht ohne große Unruhen, da er die Stärke seiner Beredsamkeit in Schmähungen der alten Parthei suchte. Genf theilte sich bald in Alt- und Neugläubige, und der fanatische Eifer der Reformationsprediger setzte die beiden Partheien in die höchste Spannung.

Dazu wirkten auch ihre beiden Bundesgenossen mit: so wie die Freiburger die Kirchenverbesserung verboten, so geboten sie die Berner, unter der Androhung, im Weigerungsfall ihr Bündniß mit Genf aufzuheben. Lieber entsagten die Genfer dem Bündniß mit Freiburg und wurden evangelisch. Calvin (s. d. Art.) vollendete darauf bei ihnen das Werk der Reformation durch seine alles überflügelnden Talente. Die katholischen Orte vergaßen den evangelischen Eidgenossen ihren Abfall von der alten Lehre nie. Sie erneuerten ihre Bündnisse mit Frankreich, Mailand, Savoyen und dem Papst; und Rom und die hohe Geistlichkeit ließen es sich angelegen seyn, die in Helvetien übriggebliebenen Kinder der katholischen Kirche in ihrem Glauben zu befestigen. Um über ihr Seelenheil zu wachen, setzte der Papst, gleich nach der Annahme der tridentinischen Kirchenbeschlüsse, einen eigenen Nuntius nach Luzern; der Cardinal und Erzbischof von Mailand, Borromeus, ließ auf seine Kosten vierzig Eidgenossen in Italien studiren, um in ihnen recht gelehrte Verfechter des katholischen Glaubens in Helvetien aufzustellen; um sich auch ihrer Seits einer solchen Fürsorge werth zu machen, traten die römisch-katholischen Kantone mit Wallis, dem Bischof von Basel und dem Papst in einen Religionsbund (nur das goldne oder borromeische Bündniß genannt), den sie zu Luzern feierlich beschworen, um sich auf ewige Zeiten zur Treue gegen die katholische Kirche zu verpflichten. Mit Freuden schickten die katholischen Orte ganze Heere nach Frankreich, um den König und die Ligue in den Religionskriegen zu unterstützen. Die evangelischen Eidgenossen gaben an Religionseifer den katholischen nichts nach. Ihre Schriften athmeten evangelische Bigotterie und Religionshaß; Schaarenweis eilten sie nach Frankreich, um ihre Glaubensgenossen gegen die Verfolgungen der Ligue zu vertheidigen (1588 standen auf einmal gegen sie 20.000 evangelische Helvetier im Felde), sie öffneten ihr Land den flüchtigen Hugenotten und unterstützten sie nach Kräften; aus lutherischer Bigotterie nahmen sie den verbesserten gregorianischen Kalender nicht an, weil er vom Papst kam und sich die sieben katholischen Kantone an ihn hielten: und weder Zeit noch Unordnung in bürgerlichen Geschäften konnte je die Appenzeller, Glarner und Bündtner bewegen, ihn aus der Hand der kathol. Kirche anzunehmen, obgleich endlich Bern und Zürich 1701 und St. Gallen 1725 der Vernunft und Nothwendigkeit nachgegeben hatten. Religionsantipathie mischte sich in alle Vorfälle in der Schweiz bis in die neuesten Zeiten herab. Mit ihren einheimischen Religionsunruhen genug beschäftigt, mischten sich die Eidgenossen in den großen Religionskrieg nicht, ob er gleich bis an ihre Grenzen seine Zerstörungen verbreitete, und einst der Kaiser vor ihren Augen Constanz unterjochte und daselbst den alten Glauben mit Gewalt einführte. Als der Religionskrieg in Deutschland ausgetobt hatte, erneuerte er sich in Helvetien über die Intoleranz im Kanton Schweiz. Einige Familien im Flecken Art wurden wegen ihres Uebertritts zu den Evangelischen ihrer Güter beraubt und vertrieben. Sie wendeten sich nach Zürich, das sogleich ihre Sache führte, und nach dem alten Herkommen und dem Landesfrieden ihre Wiedereinsetzung in ihre Güter verlangte. Dadurch ward das Schicksal der Vertriebenen nur noch härter; die Obrigkeit zu Schweiz ließ sie verhaften und einige derselben gar hinrichten. Mitten im Winter (1655) standen die Zürcher und Berner gegen die fünf Orte im Felde. Während sich diese herumschlugen, suchten die übrigen Kantone zu vermitteln. Die Berner wurden zu Vielmergen geschlagen; die Zürcher belagerten Rapperschweil vergeblich. Nun nahmen auch die Zürcher und Berner wie die fünf Kantone den von den neutralen Orten vorgeschlagenen Frieden zu Baden 1656 an, in dem die alten Religionskonventionen erneuert wurden. 1700 erwachte in der Schweiz noch einmal die Hyder des Religionskrieges, und trieb die Eidgenossen gegen

einander. Das Gotteshaus St. Gallen hatte die Grafschaft Toggenburg gekauft, wodurch die Toggenburger in weltlichen und kirchlichen Dingen in die drückendste Sklaverei geriethen. Der Abt zu St. Gallen hatte gewußt, ihnen durch List ihre Freiheitsbriefe aus der Hand zu spielen, und leugnete nun, daß sie je Freiheiten gehabt hätten, und übergab sie der willkührlichen Gewalt seiner Landvögte. Die Toggenburger riefen 1701 die Hülfe ihrer Schirmorte, Glarus und Schweiz, gegen diese Tyrannei an: der Abt verwarf ihre Vermittelung und klagte über die Anmaßung beider Kantone bei der Tagsatzung und trat noch mehrerer Sicherheit wegen mit dem Kaiser in ein Bündniß, dem er aber 1705 wieder entsagen mußte. Die Streitigkeit nahm bald die Gestalt eines Religionsstreites an, da die evangelischen Toggenburger in allen Kirchensachen gedrückt wurden, und Zürich und Bern ließen bbuch eigene Gesandten den Abt von St. Gallen zu einer gütlichen Vereinigung mit den Toggenburgern auffordern. Der Kanton Schweiz sah diesen Schritt für einen Eingriff in seine Schirmrechte an, und erklärte, daß er den Abt gegen die Anmaßungen der Zürcher und Berner mit gewaffneter Hand schützen würde. Der Abt von St. Gallen rüstete sich und besetzte (1711) seine Schlösser, welcher sich darauf die Toggenburger wieder bemächtigten. Gleich darauf formirten sich die beiden kämpfenden Partheien: Zürich und Bern führten die Sache der Toggenburger, die fünf Orte aber die Sache des Abts. Die ersten erhielten bald die Oberhand und der Abt von St. Gallen mußte sein Heil in einer Flucht nach Schwaben suchen. Während man auf dem Schlachtfeld kämpfte, arbeitete Glarus mit den übrigen neutralen Kantonen zu Arau an einem Frieden. Als er schon bis zum Abschluß gediehen war, überfielen die fünf Orte die Berner bei der Sefftier Brücke und schlugen sie, wodurch noch ein Akt des Kriegs herbeigeführt wurde. Die Berner zogen sich bei Vilmergen zusammen und schlugen die Völker der fünf Orte in einer blutigen Schlacht; die Zürcher trieben zu gleicher Zeit auf dem Richtenschweilerberg den auf sie gemachten Angriff siegreich zurück: beide Bundesgenossen rückten unmittelbar darauf in das feindliche Gebiet: die Zürcher in das Zuger, die Berner in das Luzerner Gebiet. Zug und Luzern machten auf der Stelle Frieden, und die übrigen Orte unterschrieben ihn zu Arau bald darauf zum großen Gewinn von Bern und Zürich und der allgemeinen Beruhigung der Schweiz. Die fünf Kantone traten an Zürich und Bern ihre Rechte auf Baden, die untern freien Aemter und Rapperschweil ab: Bern ward in die Regierung des Thurgaus und Rheinthals aufgenommen, und statt des alten Landfriedens von 1531 ward ein neuer (1717) errichtet, der von nun an Bestand hatte. Vergl. d. Art. Schweiz.

Refugiés (Flüchtlinge). Ludwig XIV., der erst durch seine unruhige Ruhmsucht und alles verschlingende Eroberungssucht, und dann durch seine Prachtliebe, dem Wohlstande seines Volkes tiefe Wunden beigebracht hatte, schlug ihm zuletzt noch die größte und gefährlichste durch seine Bigotterie. Die Maintenon, sonst eine ausgezeichnete Frau; aber eine verkehrte Eiferin für den Katholizismus, bewog (1685) den von ihr beherrschten König, das Religionsedikt von Nantes (1598), wodurch den franz. Reformirten Duldung und ungekränkte Ausübung ihrer Religion zugestanden worden war, wieder aufzuheben. Um die Verirrten, so nannte man die Hugonotten, wieder in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, bediente man sich der grausamsten Maßregeln, die in ihrer Strenge und Furchtbarkeit der spanischen Inquisition, als sie noch mit ihrer ganzen schwarzen Macht herrschte, nichts nachgaben. Dragoner wurden bei den Reformirten einquartirt, die gegen die Opfer des religiösen Despotismus jede Bedrückung und Gewaltthätigkeit sich erlauben durften; durch dieses Aussaugungssystem wollte man die Hugonotten zwingen, ihren Glauben aufzugeben, und sich der herrschenden Religion

anzuschließen: wer aber bei seiner Ueberzeugung beharrte, kam entweder unter den Säbeln der Soldaten um, oder wurde in den Kerker geworfen. Viele suchten ins Ausland zu flüchten; doch auch dieser Weg ward ihnen von den Drängern versperrt; die Grenzen waren mit Truppen besetzt, und wer ihnen in die Hände fiel, wurde ohne Unterschied des Standes auf das Empörendste behandelt; die Flüchtlinge wurden ihres Vermögens beraubt, in Gefängnisse gesetzt, auf die Galeeren geschmiedet; die Kinder wurden ihren Eltern entrissen, mit Gewalt in Klöster gesperrt, um katholisch erzogen zu werden. Auf diese Weise würde wahrscheinlich der blinde Fanatismus Ludwig XIV. einen furchtbaren Religionskrieg in seinem Reiche angezündet haben, wenn nicht über 800.000 Hugonotten das Glück gehabt hätten, theils durch List theils durch Gewalt ihrem Vaterlande zu entfliehen, um eine neue Heimath unter fremden Fürsten sich zu suchen, man nannte diese ausgewanderten Protestanten Refugiés; die reichsten Kaufleute und Kapitualisten nahmen ihre Zuflucht besonders nach Holland und England, weil sie dort ihre Glieder am besten unterzubringen hofften. Die Schweiz, Dänemark und das protestantische Deutschland nahmen gastfreundlich die Flüchtlinge auf; besonders Brandenburg, wohin sie vorzüglich Adelige, Gelehrte, Handwerker, Künstler, Fabrikarbeiter wandten. Der große Kurfürst wies ihnen in seinen Staaten Wohnsitze an, und gewährte ihnen die ausgedehntesten bürgerlichen Rechte; er stellte sie mit seinen Unterthanen gleich. So vertrieb Frankreich eine große, nützliche, durch Sitten, Betriebsamkeit und geistige Bildung ehrwürdige Volksmenge, und brachte seiner Industrie und seinem Handel eine Wunde bei, die erst nach langen Jahren wieder geheilt werden konnte; während durch die Vertriebenen in den fremden Staaten, hauptsächlich in Preußen, neue Fabriken angelegt, die Gewerbe verbessert und vergrößert, und überall die industrielle Thätigkeit angeregt wurde. — Ueber die Refugiés lese man zur weiteren Belehrung einen Aufsatz über die Aufnahme der verjagten Hugonotten in den brandenburgischen Landen von Ch. W. von Dohm im 5. Bande seiner Denkwürdigkeiten. Französisch beschrieb der Prediger David Ancillon, die Geschichte der Niederlassung der französischen Refugiés in den Staaten von Brandenburg. Berlin 1690. Erman und Reclam gaben ebenfalls in französischer Sprache, Memoiren zur Geschichte der französischen Flüchtlinge in 9 Bd. zu Berlin 1782—1800 heraus.

Regalien (jura regalia), gewisse Gerechtsame, welche die Herrscher auszuüben pflegen, die aber nicht aus dem Begriffe der Hoheitsrechte nothwendig folgen, sondern als ihre Quelle einen besondern Rechtsgrundsatz voraussetzen. Die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt können daher keine Regalien genannt werden, indem sie nothwendig aus dem Begriffe der Souveränität fließen. Regalien unterscheiden sich überdies von den Hoheitsrechten dadurch, daß jene sich stets auf ein Eigenthum beziehen, diese aber nicht, und von den Domainen des Fürsten dadurch, daß er diese als Privateigenthum besitzt, die Regalien hingegen an die Ausübung der Hoheitsrechte geknüpft sind. Wenn Einige behaupten, daß die Regalien entweder zu den Abgaben oder zu den Domänen gehören, so ist dies in den meisten Fällen wahr, wenn gleich es dem Begriffe eines Regals nicht gemäß ist: z. B. es wird zu den Regalien gerechnet, wenn ein Staat sich ausschließlich als Großhändler den Debit des Salzes aneignet; im Grunde aber ist dieser Staatsdebit des Salzes eine Abgabe, die er auf den Verbrauch dieses Minerals legt. Da die Regalien kein wesentlicher Ausfluß der Hoheitsrechte sind, und sich auf Eigenthum beziehen, so können sie nicht anders als zufällig und müssen in verschiedenen Staaten verschieden seyn; so war der Tabaks-Verkauf im napoleonischen Reiche ein Regal; während er in andern Staaten, wo nicht viel Tabak gebaut wird, es nicht ist. Unter den Regalien

nehmen in Hinsicht der Allgemeinheit die Regalität der edlen Metalle und das Münzregal den ersten Platz ein. Die Sicherheit des Verkehrs und des Geldbesitzes erfordert, daß die Münze regalisch sey. Wenn gleich Gold- und Silbermünze eine Realmünze ist, und ihren Werth in sich selbsten hat, so beruht doch ihre Geltung zum Theil auf Glauben; im Verkehr kann man nicht untersuchen, und Wenige vermögen dies, ob jedes gemünzte Gold- und Silberstück einen vollen Gehalt habe: man ist daher genöthigt, im Verkehre den Münzcharakteren Glauben beizumessen, und das Gepräge als Gewährleistung zu nehmen; welche Gewährleistung wiederum auf dem Glauben an die Redlichkeit des Prägers fußet. Keine Privatperson ist aber im Stande, sich den Glauben an ihre Redlichkeit so allgemein und sicher zu verschaffen, als der Staat. Aus diesem Grunde muß ihm das Prägrecht, wenn auch nicht als ein Hoheitsrecht, doch als ein Regal, einzig zustehen. Eine ähnliche Bewandtniß, in Bezug auf Sicherheit der Transportirung von Gütern, Briefschaften und Geldern hat es mit dem Postwesen. Was das Jagdrecht anbetrifft, so kann es die Regierung füglich unter ihre Aufsicht nehmen; indem eine freie Jagd unter Bauern und Bürgern viele Müßiggänger machen würde. Unter den Flüssen sind gewöhnlich nur die größern ein Regal des Staats, dem dann auch ihre Benutzung zukommt. Canäle, Land- und Heerstraßen bilden ebenfalls ein Regal; wenn der Staat sie auf seine Kosten hat anlegen lassen. — Die Bestimmung der Regalien, so wie der Name selbst, entstand zuerst in der Lombardei. Im J. 1158 eroberte Kaiser Friedrich I. Mailand; er ließ, um den Streit zwischen ihm und den Großen und Städten über ihre beiderseitigen Gerechtsame zu schlichten, zu Bologna durch eine Commission römischer Rechtsgelehrten in Verbindung mit Abgeordneten der Städte, die Rechte bestimmen, welche ihm als Kaiser und König in Italien zuständen, und ein Verzeichniß derselben entwerfen. Die Constitution beginnt mit dem Worte: Regalia; daher die Benennung Regal. Sie dient zwar in Deutschland häufig als Muster, hatte aber nie Gesetzeskraft. Vergleiche noch die Art. Hoheitsrechte und Regierungsrechte.

Regatta, eine öffentliche Lustbarkeit in Venedig, bei der viele Boote vom Markusplatz an einen Wettlauf auf den die Stadt durchkreuzenden Kanälen halten. In jedem Boot ist nur eine Person, und die zuerst das Ziel erreichenden erhalten kleine Belohnungen an Geld. Das Sehenswürdigste bei diesem Volksfeste sind die vielen Zuschauer in prächtig geschmückten Gondeln.

Regen und Wolken. Um die Bildung der Wolken und die Entstehung des Regens richtig zu begreifen, muß man sich vorstellen, daß beides über einem großen, gleichförmig erwärmten Landstriche und bei einer vollkommnen Ruhe in den obern und untern Regionen der Atmosphäre vor sich gehe. — Das Wasser der Seen, Flüsse und des feuchten Erdreichs verdunstet mit der, seiner Temperatur angemessenen Expansionskraft; die Luft aber, welche das hierbei entstehende Wassergas aufnimmt, wird theils durch dessen Beimengung, theils durch die Erwärmung vom Sonnenlichte, leichter, und muß Kraft dessen aufsteigen, und einer minder feuchten Luft Platz machen. Sie zieht auf diese Weise nach und nach bis zu Luftschichten empor, wo sie so viel abgekühlt wird, daß das Wasser, was sie mit sich führt, seine Gasgestalt nicht mehr behalten kann, sondern in Gestalt eines Dampfes niedergeschlagen wird. Je wärmer die Luft und je weniger sie mit Wasser gesättiget ist, in desto größerer Höhe geht dieser Niederschlag vor sich, welcher nur dadurch sichtbar wird und Wolken bildet, daß die Masse der Dämpfe theils von der Sonne erleuchtet wird, theils dieselbe verdeckt. Je dichter die Dämpfe sich zusammenhäufen, desto weniger durchsichtig werden

sie, und desto dunkler erscheinen sie uns. Die Wolken wachsen nach und nach, und erhalten sich, weil die kleinen Bläschen mit der Luft ziemlich gleiches eigenthümliches Gewicht haben, einige Zeit in den höheren Regionen der Luft schwebend. Haben sie endlich einen gewissen Grad von Dichtheit erlangt, so fangen sie allmählig an sich zu senken, und wenn die Dämpfe nun wieder in eine niedrigere, wärmere Luftschicht kommen, werden sie nach und nach wieder aufgelöst, bis die Luft ihr Maximum von Feuchtigkeit erreicht hat. Man sieht dabei deutlich, wie ganze Wolken sich senken, ohne daß noch ein Tropfen Regen gefallen ist. Die Luft zwischen der untern Fläche der Wolken und der Erde wird dadurch ihrem höchsten Grade von Feuchtigkeit nahe gebracht, daß die Wolken die Sonne verdecken, diese Luft dadurch abgekühlt und die Expansionskraft des Wassers vermindert wird. Hat die Luft endlich dieses Maximum erreicht, so fängt es an zu regnen. Beobachtet man dabei das Hygrometer, so sieht man, wie die Feuchtigkeit der Luft sich nach und nach vermehrt, bis sie aufs Aeußerste gebracht ist, wo dann einige Augenblicke vorher oder nachher die ersten Regentropfen fallen. Die Regentropfen werden durch die kleinen Luftbläschen gebildet, die, wenn sie bei ihrem Falle von der feuchten Luft nicht mehr aufgelöst werden, einander immer mehr und mehr berühren und kleine Wasserkugeln bilden. Diese nehmen beim Niederfallen an Größe zu, theils durch den Zutritt anderer Bläschen und Tropfen, theils dadurch, daß sie gewöhnlich aus einer kälteren in eine wärmere Luftregion fallen, und so wie jeder andere kalte Körper in warmer und feuchter Luft, während des Falles Wasser an ihrer Oberfläche niederschlagen. Deßhalb sind im Sommer die Tropfen beim Anfange eines Regens größer, und werden nachher allmählig kleiner. Im Winter hingegen und in den kälteren Jahreszeiten, wo der Unterschied zwischen der Temperatur der oberen und unteren Luftschichten geringer ist, oder wenn, wie bisweilen geschieht, die in der Höhe niedergeschlagenen Wasserdünste zum Theil die Temperatur des Landstriches, aus welchen sie hergeführt worden sind, noch beibehalten, und daher wärmer als die untere Luft sind, ist jener Unterschied weniger merklich. Bei Stürmen, Gewitter und Regenwetter kommen ebenfalls vielfältige Veränderungen vor. — Selten fällt der Regen gerade auf der Stelle nieder, von welcher vorher das Wasser durch Verdunstung aufstie, sondern meistens wird dieses von der Luft eine kürzere oder längere Strecke weit fortgeführt, ehe es abgekühlt, verdichtet und niedergeschlagen wird. Das Meiste verdunstet von der Oberfläche der Meere und Seen, auch fällt eine Menge davon wieder dahin zurück; indessen wird auch ein guter Theil davon auf das Land geführt. Vermöge der Neigung, der Erde auf ihrer Bahn, hat jeder Landstrich zwei Hauptjahreszeiten, eine entschieden wärmere, den Sommer, und eine andere kältere; den Winter; zwischen beiden bilden der Herbst und der Frühling bloße Uebergänge. Während der wärmeren Jahreszeiten verdunsten die Seen und die Feuchtigkeiten des Erdbodens, und das verdunstete Wasser folgt der warmen aufsteigenden Luft, vermöge des allgemeinen großen Kreislaufes, nach den kälteren Ländern, deren kühlere und trocknere Luft die entwichene (wärmere und feuchtere) Luft wieder ersetzt. Jene wärmere, mit Wassergas gemengte Luft wird allmählig auf diesen Stellen abgekühlt, und bildet Wolken und Regen, und zwar dergestalt, daß, wenn sie in einer Temperatur einen gewissen Vorrath davon abgesetzt hat, sie dann in einem kälteren Klima noch mehr absetzen kann. Daher sind die Sommermonate im Allgemeinen mehr trocken, und der Herbst, Frühling und Winter feucht und reicher an Regen und Schnee. Inzwischen regnet es im Sommer ebenfalls, und das kommt daher, daß theils die warme Luft an der Erdoberfläche oft mehr Wasser aufnimmt, als sie bei ihrem Aufsteigen in höhere Luftschichten in Gasgestalt

an sich behalten kann, welches sich dann verdichtet und wieder niederfällt, theils daß die regelmäßigen Winde außerhalb den Wendekreisen die Sommerluft oft unmittelbar aus einem wärmeren nach einem kälteren Lande treiben, wo ihr Wassergehalt verdichtet wird und Regen bildet. Der Regen ist von verschiedenen Graden der Heftigkeit, und erhält hiernach besondere Namen, z. B. Staubregen, Platzregen u. s. w. Der Unterschied zwischen diesen Regen rührt von der ungleichen Höhe der Wolken über der Oberfläche her, wenn sie nicht durch die Elektricität entstehen. Bei einem Staubregen streichen die Wolken oft ganz auf der Erde hin, bei einem stärkeren Regen gehen sie weit höher. Je höher die Wolken ziehen, desto größer werden die Tropfen beim Fallen und desto schneller stürzen sie herab. Daher sind Platzregen in wärmeren Ländern gewöhnlicher, als im Norden, weil hier die wärmeren Schichten der Atmosphäre tiefer liegen und das Wassergas sonach verhindert wird, vor seiner Verdichtung zu Wolken in eine größere Höhe aufzusteigen. Daher werden die Regentropfen zwischen den Wendekreisen bisweilen so groß, daß sie ¼ Zoll im Durchmesser haben, und unter dem Aequator hat man sie sogar manchmal von einem ganzen Zoll im Durchmesser beobachtet. — Gewitterregen nennen wir einen solchen Regen, welcher von den, beim Donner gewöhnlichen Erscheinungen der Elektricität begleitet ist. Die Gewitterwolken kommen oft sehr schnell heran, ziehen gegen den herrschenden Wind, und haben oft heftige Sturmwinde zu Vorläufern, welche ganz schmale Erdstreifen einnehmen. Ihre Entstehung, ihr Zusammenhang mit der Elektricität, ob sie durch diese allein oder nur durch Beihülfe derselben gebildet werden u. s. w., ist uns gänzlich unbekannt. Ein Regen wird gewöhnlich durch das Fallen des Barometers angekündiget. Dies rührt wahrscheinlich daher, daß die Luft in dem Maße, als ihre Feuchtigkeit zunimmt, leichter, folglich die Atmosphäre höher, als bei trockener Luft, wird, wodurch der obere Theil der feuchten Luftsäule sich seitwärts niedersenkt und sonach keiner so hohen Quecksilbersäule, als vorher, das Gegengewicht halten kann. Man hat auch, wewohl vielleicht weniger richtig, den Regen für eine Folge von der Verdünnung der Luft erklärt, welche das Fallen des Barometers zu erkennen giebt; ungefähr auf dieselbe Weise, wie die Luft in einer feuchten Glocke über der Luftpumpe trübe wird und sich mit Wasserdämpfen füllt, wenn man sie durch einige Pumpenzüge verdünnt, weil die in der Glocke sich ausdehnende Luft Wärmestoff von dem Wassergase einsaugt, dessen Expansionskraft vermindert, und dasselbe sonach theilweise niederschlagen muß. Dieses nimmt indessen seine vorige Gasgestalt und Durchsichtigkeit in wenigen Augenblicken wieder an, sobald man wieder Luft zulässt.

Regenbogen gehört zu den emphatischen oder glänzenden Meteoren. Wer ihn sieht, der muß sich zwischen einer regnenden Wolke und der Sonne befinden. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Reflexion der Sonnenstrahlen innerhalb der Regentropfen der Wolke und in der verschiedenen Brechbarkeit des weißen Lichtstrahls. Die Theorie desselben ist zu weitläufig, um hier vorgetragen zu werden. Man findet sie in jedem guten Lehrbuche der Physik aus optischen Gründen vollständig erklärt. Nur ein Paar, manchem unserer Leser vielleicht unbekannten Folgerungen aus der Theorie wollen wir hinzusetzen: 1) Jeder Beobachter sieht seinen eigenen Regenbogen. 2) Eine Wolke muß wirkliche Regentropfen, nicht bloß Dünste enthalten. Fehlen diese Tropfen an einer Stelle der Wolke: so wird auch der Regenbogen unterbrochen. 3) In jedem Augenblicke sieht man einen andern Regenbogen, so lange in jedem Augenblick ein Tropfen den andern in seiner Stellung gegen das Auge ablöset. 4) Ein Regenbogen kann bei uns nie in Süden gesehen werden, weil das Auge sich in gerader Linie zwischen der Sonne und

dem Mittelpunkte des Regenbogens befinden muß. 5) Auch in den Tropfen, die bei den Wassersäulen als Regen in die Höhe gespritzt werden, zeigt sich oft ein Regenbogen. 6) Man sieht außer dem Hauptregenbogen noch einen andern schwächern über demselben, in welchem, der Theorie gemäß, die Farben desselben in umgekehrter Ordnung erscheinen. 7) Je tiefer die Sonne am Horizonte steht, desto mehr kann von dem Kreise des Regenbogens gesehen werden. Wenn die Sonne 42° über dem Horizonte ist, so ist wenigstens der innere, oder Hauptregenbogen nicht mehr sichtbar, und auch der äußere nicht, wenn ihre Höhe 54° und darüber beträgt.

Regenmesser, oder Ombrometer, eine Verrichtung, die aus der Atmosphäre auf die Erde niederfallende Feuchtigkeit zu messen. Man hat sieben verschiedener Art. Die, von der Royal Society zu Sommerset House errichtete, besteht in einem konischen Trichter, dessen Rand durch einen starken Messingring, von 12 Zoll Durchmesser, in gehöriger Lage erhalten wird. Der innere Rand des Ringes und des Trichters neigt sich gegen den Horizont in einem Winkel von mehr als 65°, die äußere Seite des Ringes ungefähr mit 60°, so daß bei einer solchen Verrichtung wohl kaum ein Tropfen Regen, der auf den innern Rand und Trichter fällt, verloren gehen kann. Ein sehr einfacher Regenmesser besteht in einem kupfernen 10 Zoll weiten Trichter, der in einem untergesetzten Gefäße steht. Um die Menge des gefallenen Regens messen zu können, ist das untergesetzte Gefäß am besten ein Cylinder, dessen Raum cub sch, im Verhältniß der Weite der Trichter-Mündung, eingetheilt ist. Um für ungestörten Zufluß des Regens Sorge zu tragen, stellt man die Gefäße gewöhnlich auf die Dächer der Häuser, und um vergleichende Resultat zu ziehen, müssen sie gleichhoch stehen, da die relative Entfernung von der Erdoberfläche die zu sammelnde Menge der Feuchtigkeit sehr abändert. Den Beobachtungen zufolge, die auf der Mitte des festen Landes von Europa angestellt worden sind, beträgt die jährliche Menge des Regens 18 bis 19 rheinl. Zoll; an der Seeküste steigt sie bis 24, in England bis 35,5 engl. Z., zu Pisa bis 43 Z.

Regensburg, eine der ältesten Städte Deutschlands, von ihren Erbauern, den Römern, Reginum, oder Regina Castra genannt, war schon im zweiten christl. Jahrh. ein ansehnlicher Handelsplatz und unter den Agilolfingern die Hauptstadt Baierns. Die Stadt ward nachher urbs regia; allein die Carolinger ließen die Kaufleute ihren Geschäften ungestört nachgehen, sich in Hansen oder Gemeinheiten vereinen, und stellten diese unter ihren besondern Schutz. Sie waren nicht kriegspflichtig, standen daher auch nicht unter dem Herzog von Baiern, sondern unter einem Pfalzgrafen, und waren, wie man später sagte, unter des Königs Frieden begriffen. Der pagus mercatorum, der Römling, war schon im 9. Jahrh. eine städtische Gemeinde mit einer Art von Magistratur. Die Stadt war daher von den ältesten Zeit her eine freie Stadt (so wie auch Basel, Straßburg, Mainz und Köln), und gehörte im 14. Jahrh. nicht zu dem Reich und den Reichsstädten. Zu ihren vorzüglichen Freiheiten gehörte, daß sie nicht eigentlich dem Kaiser oder König Pflicht und Treue schwur, nie jenseit der Berge diente, noch einen Römerzug mitmachte, oder sich mit Geld loskaufte, daß sie nie des Reiches Bürden trug, oder zum Reich steuerte ꝛc. Im Anfange des 16. Jahrh. verloren die Freistädte das Wesentliche ihres Vorrechts, und durch Unkunde ihrer Beamten selbst den Namen der Freistädte. Reichstage wurden hier schon in den ältesten Zeiten gehalten; aber seit 1662—1806 war Regensburg der beständige Sitz der deutschen Reichsversammlung. 1633 kapitulirte es an die Schweden. 1802 verlor sie als Folge des Lüneviller Friedens ihre Reichsstandschaft und kam als Entschädigung nebst dem gleichnamigen Bisthum (6 Q. M. mit

10.000 Einw. und 120.000 Gl. Eink.), dessen Bischof deutscher Reichsfürst war, sammt allen Klöstern und den in ihren Ringmauern liegenden drei Reichsstiftern (der Abtei St. Emmeran, den beiden adeligen Frauenstiftern Ober- und Niedermünster) als Fürstenthum an den Kurfürsten von Mainz, dessen erzbischöfl. Stuhl zu Mainz auf die regensburger Domkirche übertragen wurde (vrgl. Dalberg). 1810 kam Fürstenthum und Stadt an Baiern, letztere wurde die Hauptstadt des Regenkreises. Sie liegt am rechten Ufer der Donau in einem weiten fruchtbaren Thale, zwischen mäßig hohen Bergen, die am linken Donauufer die Stadt ober- und unterhalb umgeben. Ueber die Donau, die hier den Regenfluß aufnimmt, führt nach dem am linken Ufer liegenden Stadt am Hofe eine berühmte steinerne, durch ihre Festigkeit und wahrhaft schönen und einfachen Bau ausgezeichnete Brücke, welche von Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern und den Bürgern Regensburgs von 1135—1146 aus den größten Quadersteinen erbaut wurde, 15 große Bogen hat, 1092 Fuß lang und 23 Fuß breit ist. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen versehene, und mit verschiedenen Mühlen, Schiffer-, Fisch- und Gartenhäusern besetzte Inseln Ober- und Niederwörth, welche durch die Brücke verbunden werden. Sie hat starke Mauern, aber schlechte Gräben mit Contrescarpe; sollte aber, als ein zur Behauptung der beiden Donauufern sehr wichtiger Punkt für den Staat, eine Festung des ersten Ranges seyn. Die Stadt enthält in 1800 Häusern an 24.000 Einw., worunter 6900 Evangelische, die übrigen Katholiken, dann noch 125 Juden. Die vielen Straßen sind zwar meistens dunkel, enge und krumm, aber reinlich und haben ein gutes Pflaster; die Häuser sind hoch, von Stein und alterthümlich gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden sind: das alte große Rathhaus, dunkel aber merkwürdig, weil der deutsche Reichstag mit weniger Unterbrechung 114 Jahre seine Versammlungen darinnen hielt; es ist auch dort eine ansehnliche Bibliothek. Die gothische Domkirche, 1263—1276 erbaut, enthält manche Sehenswürdigkeiten; ferner die St. Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, die vormalige Reichsabteien St. Emmeran (aus einem weitläuftigen Bezirke von Gebäuden, die eine eigne Stadt für sich ausmachen, bestehend, mit einer Bibliothek und einer schätzbaren Gemäldesammlung, einem vortrefflichen Museum von mathematischen und physikalischen Instrumenten), Nieder- und Obermünster; das ehemalige Jesuitencollegium, das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, der ditmarische Pallast, das neue Theatergebäude u. m. a. Auch ist das dem hier 1630 gest. berühmten Astronomen Keppler von dem Erzbischof und Fürst-Primas Carl von Dalberg († 1817) errichtete Denkmal merkwürdig. Regensburg ist der Sitz eines Bischofs unter der Metropole München-Freising, des Generalcommissariats, des Oberpostamts, der Finanz- und Polizei-Direktion; hat ein vereinigtes katholisches und evangelisches Lyceum, ein Gymnasium, ein Clerikalseminar, eine Blindenanstalt, eine Zeichnungsschule, mehrere ansehnliche Bibliotheken und Kunstsammlungen, eine Sternwarte, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die hiesigen Industrie-Anstalten liefern: Fayence und Steingut, gebleichtes Wachs, Seife und Lichter, Stärke, Spielkarten, Papier, Tabak, Wein- und Fruchtessig; Mandel- und Cichorienkaffee, Leder, Schrote, Fischangeln, physikalische Instrumente, Feilen, Waffen, Siegellack, Chokolade, Zuckerwaaren, Strafen, Türkischgarn, ein berühmtes Bier, Branntwein, Liköre ꝛc. Auch stehen die hiesigen Würste und der Meth im Rufe. Ferner werden eine Wollspinnfabrik, Eisen- und Kupferhämmer unterhalten. Ueberaus wichtig ist die Schifffahrt auf der Donau; denn die Stadt hat die Anlandungsgerechtigkeit auf diesem Strome, und was an Getreide und andern Dingen

aus Baiern zu Wasser ankommt, muß zu Stadt am Hof durch regensburger Schiffer weiter gebracht werden. Auch giebt die Donau Veranlassung zu wichtigen Speditions- und Commissionsgeschäften, besonders mit ungarischen und östreichischen Produkten, von denen große Niederlagen hier sind, welche nach Hamburg, Frankfurt, den Rheingegenden und weiter versandt werden. Durch die fünftägige Schlacht vom 19. bis 24. April in dem Kriege 1809 zwischen Frankreich und Oestreich, die in der Nähe von Regensburg vorfiel (s. Abensberg und Eckmühl) und wobei auch innerhalb der Stadt selbst gekämpft wurde, litt Regensburg durch Brand und Plünderung. Am 23. April verlor die Stadt durch Brand 134 Häuser, und der Verlust durch Plünderung wurde auf fast 1½ Mill. Gulden geschätzt.

Regent ist diejenige moralische oder physische Person im Staate, welcher die ausübende Gewalt zukömmt. Als moralische Person, die aus mehrern physischen Personen zusammengesetzt ist, heißt sie auch Regierung (s. d. Art.). Regenten sind 1) moralisch gültig, wenn sie Repräsentanten des Willens des Volks sind, das sie beherrschen, und welcher Wille des Volks nicht, wie er vielleicht wirklich ist, sondern wie er vernünftig seyn müßte, sich in den Gesetzen ausspricht; 2) moralisch ungültig, wenn sie a) entweder Tyrannen sind, sich selbst, wider Willen des Volks, zu Beherrschern desselben aufwerfen, nicht um das Beste desselben, sondern um ihre Privatabsichten zu befördern; b) oder Despoten, wenn sie nach willkührlichen Gesetzen herrschen, die nicht als allgemeiner, auf Vernunft gegründeter Volkswille betrachtet werden können. Ein moralisch gültiger Regent ist seiner Natur nach heilig und unverletzlich, weil außer ihm keine höhere irdische Macht denkbar ist. Bei der Beurtheilung der moralischen Gültigkeit oder Ungültigkeit einer Regierung kommt es nicht auf einen historischen Ursprung, noch auf die Art an, wie ein Regent zum Thron gelangt ist, sondern auf die Einwilligung des Volks und seiner Repräsentanten, und auf den Gebrauch oder Mißbrauch, den die Regenten in so fern von ihrer Gewalt machen, als diese die Einwilligung des Volks, oder das Gegentheil davon als Folge nach sich ziehen. — Regent nennt man auch den Stellvertreter eines Fürsten. In den neuern Zeiten sind besonders folgende Regentschaften merkwürdig: die des Herzogs von Orleans, Philipp, während der Minderjährigkeit Ludwigs d. Fünfzehnten (von 1715 bis 1723). Die Herrschaft des leichtfertigen, verschwenderischen Herzogs hatte traurige Folgen für Frankreich, und selbst für Europa. Geisteskrankheit des vorigen Königs von England veranlaßte weitläufige Debatten in den beiden Parlamentern, ehe der damalige Prinz von Wales, der jetzige König, die Regentschaft übernahm; sie war einflußreich auf die europäischen Angelegenheiten. Von weniger Bedeutung war die kurze Regentschaft der vormaligen Kaiserin von Frankreich, Marie Luise. Länger dauerte die des Kronprinzen von Dänemark von 1788—1804, wo er unter dem Namen Friedrich d. Vierte die Regierung übernahm. In der jüngsten Zeit hat wegen der bürgerlichen Reibungen und der politischen Interessen, welche Spanien und England an Portugal knüpfen, die Regentschaft der Prinzessin Maria Isabella während der Minderjährigkeit der Königin, Prinzessin von Grand-Para, Donna Maria da Gloria, bis zur Verheirathung der Letztern mit ihrem Oheim Don Miguel, eine besondere Aufmerksamkeit erregt.

Regie. Regir heißt eigentlich verwalten, und Regie heißt eigentlich jede Verwaltung, die mit Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung verbunden ist; doch hat man dies Wort auf die Verwaltung gewisser Staatseinkünfte beschränkt, als auf die Accise; zum wenigsten erhielt es diesen engern Sinn in Deutschland, als Friedrich der Große die franz. Accise in seine Staaten einführte. — Regie heißt auch eine theilweise Verwaltung der Bühne, welche vom Direktor einem Schauspieler übertragen wird; dieser heißt Re-

gisseur. Seines Amtes ist es, allein oder in Verbindung mit dem Direktor das Repertoire an den Bühnen, welche unter keiner besondern Behörde unmittelbar stehen, und zu dessen Revision der Direktor abhängt, anzufertigen, die Rollen zweckmäßig zu vertheilen, die Proben abzuhalten, und für die Aufführung zu sorgen. Dies Amt erfordert einen sehr geübten Künstler, der Geschmack und Beurtheilungskraft besitzt. Bei großen Theatern giebt es gewöhnlich mehrere Regisseurs, die entweder ihr Amt kollegialisch verwalten, oder sich in die Zweige desselben theilen.

Regierung, Regierungsrechte. Regierung ist die Ausübung der Rechte, welche ein Staat verfassungsmäßig zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Eigenthums besitzt. Regierungen nennt man auch in einem andern Sinne die Behörden, welchen der Staat die Ausübung jener Rechte übertragen hat. Der Wilde, dessen ganze Habseligkeit in seiner Hütte, seinem Pelze und seinen Waffen besteht, kennt sich mit demjenigen Vorrathe und dem Grade der Sicherheit genügen, die er selbst verschaffen kann. Im Handel und Wandel mit seines Gleichen bemerkt er eben kein so verwickeltes Geschäft, daß es zur Entscheidung die Scharfsinnigkeit eines Dritten, seines Richters, erfordert. Der Barbar wird wohl eher durch seine Bewunderung persönlicher großer Eigenschaften, durch die Herrlichkeit eines hochmüthigen Geschlechts oder durch Vorzug in Glücksgütern veranlasset, dem Panier eines Anführers zu folgen und ein subordinirtes Mitglied eines Haufens zu werden. Indessen weiß er nicht davon, daß das, was er aus freier Wahl thut, zu einem Gegenstand der Verbindlichkeit gemacht werden muß. Er handelt aus natürlichen Trieben, ohne mit Förmlichkeiten bekannt zu seyn, und wenn er aufgefordert wird, oder in Streitigkeiten geräth, so nimmt er seine Zuflucht zu dem Schwerte, als dem endlichen Entscheidungsmittel, so oft die Frage ist, wer recht oder unrecht hat. Erst mit der Bildung eines festliegenden Eigenthums, und bei der Vermehrung der Glieder einer Nation erwachte das Bedürfniß nach einer Regierung, die der Person und dem Eigenthum gegen innere und äußere Angriffe Schutz und Sicherheit gewährt. Aus diesem Zwecke fließen die Regierungsrechte des Staates. Es sind entweder allgemeine, formelle, die richterliche, gesetzgebende, ausübende und aufsehende Gewalt (s. Hoheit und Hoheitsrechte), oder besondere, oder materielle, als: 1) das Recht der Repräsentation oder die Befugniß des Regenten, den Staat vorzustellen, dessen Gerechtsame auszuüben, und dessen Verpflichtungen nachzukommen; 2) das Recht der Waffen, jus armorum, oder das Recht des Staatsoberhaupts, alles, was auf dessen Vertheidigung abzweckt, anzuordnen und zu leiten; 3) die Ernennung der Behörden und Besetzung der Aemter; 4) das Recht, die Einkünfte des Staats zu bestimmen und darüber zu verfügen, sowie auch Auflagen auf die Glieder des Staats oder dessen Vermögen zu legen und sie zu erheben; 5) die richterliche Gewalt, oder das Recht, in Streitigkeiten der Unterthanen über den Besitz zu entscheiden; 6) das Recht, über Leben und Tod nach den Gesetzen zu sprechen, und das Begnadigungsrecht; 7) die aufsehende oder Polizeigewalt zur Sicherung der Ruhe und Wegräumung aller Hindernisse der innern Ordnung und Handhabung der gesetzmäßigen Mittel zu diesem Zwecke. Die angeführten Rechte nennt man auch die innern im Gegensatze zu den äußern, welche die Sicherheit des Staats von Außen betreffen, als 1) das Recht, Bündnisse, Verträge, Handelskonventionen ꝛc. mit andern Staaten zu schließen; 2) das Recht, Krieg zu erklären; 3) Frieden zu schließen; 4) das Recht der Retorsion oder das Regierungsrecht, vermöge dessen der Regent die Befugniß besitzt, Maßregeln, welche andere Staaten ergriffen haben, und die seinen Unterthanen nachtheilig sind, durch ähnliche gegen den fremden Staat zu erwiedern. Mit den Regierungsrechten sind noch andere verbunden

die zwar nicht aus dem Begriffe der Regierung nothwendig fließen und folglich nicht nothwendig sind, die aber für das Wohl des Staates nützlich sind; sie beziehen sich meist auf die Vermehrung der Einkünfte und der Würde des Staatsoberhauptes, und heißen Regalien (s. d. Art.).

Regiomontanus, geboren 1436, hieß eigentlich Johannes Müller, nahm aber von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken den Namen Regiomontanus an. Eine große Neigung zog ihn zur Mathematik, in der er sich seit 1451 unter der Leitung des bekannten Mathematikers Georg von Peurbach ausbildete; hierauf ging er nach Wien und trug dort seine Wissenschaft mit allgemeinem Beifall vor. 1461 ging er mit dem Cardinal Bessarion nach Italien und studirte dort die griechische Sprache mit einem solchen Eifer, daß er einige Zeit darauf mehrere mathematische und astronomische Werke aus dem Griechischen übersetzte, und einen Auszug aus dem Almagest des Ptolemäus, welchen Peurbach begonnen hatte, zu Stande brachte, der 1469 zu Venedig erschien. Sein Tractatus de doctrina triangulorum war in dieser Art das erste Werk. Nachdem er einige Zeit am Hofe des ungarischen Königs Mathias Corvinus zugebracht hatte, ging er 1471 nach Nürnberg, wo er eine Buchdruckerei errichtete, welche sich durch die Correktheit der Ausgaben einen großen Namen machte. Auf Sixtus IV. Ruf, der ihm eine Umänderung des Kalenders übertrug, reiste er zum zweiten Male nach Rom (1474). Der Papst ernannte ihn zum Bischofe von Regensburg; doch genoß er nicht lange dieses Glück, und starb 1476 in der Pest, oder wie Andere behaupten, ermordet durch die Söhne des Georg von Trapezunt, in dessen Uebersetzungen er viele Fehler nachgewiesen hatte und deßhalb unter der Rache der Söhne desselben fiel. Müller hatte große Verdienste um das Studium der Algebra, das in Deutschland fast gänzlich vergessen war; er belebte es wieder; auch verdankt ihm die Trigonometrie eine höhere wissenschaftliche Ausbildung. Außer seinen Schriften über Gewicht, Brennspiel, Wasserleitung ꝛc., die alle von großen Kenntnissen zeugen, schrieb er besonders folgende: 1) Astronomische Beobachtungen, Ephemeriden genannt, berechnet von 1475 — 1506; sie erschienen zuerst 1474 in Nürnberg, 1476 — 1478 zu Venedig und 1488 zu Köln. 2) Kalendarium. Nürnb. 1483. 3) De Reformatione Kalendarii. Vened. 1489. 4) Tabula magna primi mobilis. 5) De Cometae magnetudine longi tudineque. Nürnb. 1731. 6) De triangulis omni modis Lib. V. Nürnberg. 1533. 7) Tabula directionum profectionumque in nativitatibus multum utilis. Vened. 1585. Ueberdies soll er noch eine Chiromantie und Physiognomie geschrieben haben. Gassendi beschrieb Regiomontan's Leben.

Register, ein Verzeichniß von Namen und Dingen, vorzüglich wenn sie einer Art sind; — uneigentlich z. B. im schwarzen Register stehen, beim Gerichte im Verzeichnisse derjenigen Personen eingetragen seyn, welche durch frevelhaftes Leugnen und Lügen vor Gericht sich einer Eidesleistung unfähig gemacht haben; — im Bergwesen, die geschriebene Rechnung, welche der Schichtmeister oder Steiger über Einnahme, Ausgabe und Vorräthe eines Berggebäudes führt; — mehrere Dinge einer Art selbst, wie alle zu einer einzelnen Stimme gehörenden in der Orgel; — bei den Drechslern, eine Stange mit kleinen Zapfen, die Rückenlehne, je nachdem man will, nahe oder entfernter zu stecken und bei den Kunstdrechslern alle zu einer Arbeit gehörende Dinge; — ein Werkzeug, mehrere Dinge einer Art damit zu bewegen, wie in den Orgeln die dünnen beweglichen Stäbe unter dem Pfeifenstocke, durch deren Schiebung die Oeffnungen eines Pfeifenregisters oder der zu einer gewissen Stimme gehörenden Pfeifen geöffnet oder geschlossen werden, daher alle Register zusammen so viel ist, als alle Stimmen der Orgel

spielen lassen; — an den Oefen der Scheidekünstler besteht ein Register aus mehreren Oeffnungen, die mit einer einzigen Bewegung nach Belieben geöffnet und geschlossen werden können; — ein metallenes Werkzeug, die Schraubenmutter mittelst desselben zu drehen; — Register halten, heißt bei den Buchdruckern darauf sehen, daß die Bogen beim Wiederdruck genau in die Punkturlöcher des Schöndrucks kommen, damit die Schrift auf beiden Seiten völlig aufeinander passe.

Registerschiffe hießen vormals die von den spanischen Handelshäusern, besondern denen von Cadiz und Sevilla, nach dem spanischen Amerika gesandten Kauffahrteischiffe, um jene Länder mit den europäischen Waaren zu versehen. Dazu ward eine Erlaubniß des Raths von Indien in Madrid erfordert, und dafür eine Abgabe entrichtet, die einen Theil der Kroneinkünfte ausmachte. Der Name kommt daher, weil die Schiffe in die Register des Handelshofes zu Cadiz eingetragen wurden.

Regnard (Jean François), ein französischer Lustspieldichter, geb. 1647 zu Paris aus einer guten Familie. Seine Neigung zu reisen erwachte schon in früherer Jugend und trieb ihn aus seinem Vaterlande. Er bereiste zuerst Italien; in Bologna ward er in eine schöne Provenzalin verliebt, und machte mit ihr und ihrem Manne Bekanntschaft; sie schifften sich auf einem englischen Schiffe nach Marseille ein, wurden von einem algierischen Corsaren genommen und nach Algier gebracht. Regnard, der die Kochkunst verstand, machte sich bei seinem Herrn beliebt; seine angenehme Gesichtsbildung und einschmeichelnden Manieren gewannen ihm die Herzen der Weiber. Der eifersüchtige Türke entdeckte das Verhältniß zwischen Regnard und ihnen, und schleppte den Sklaven vor Gericht; hier sollte er eben nach den mahomedanischen Gesetzen zwischen dem Feuertode und dem Islamismus wählen, als sein Lösegeld ankam; dies und die Vorstellungen des französischen Konsuls bewogen seinen Herrn, die Klage zurückzunehmen, und Regnard frei zu geben. Er kehrte nach Frankreich zurück, und lebte einige Zeit zu Paris, das er 1681 wieder verließ, um Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden zu bereisen. Der König von Schweden, Karl d. Elfte, nahm ihn sehr wohl auf, und bewog ihn, eine Entdeckungsreise nach Lappland zu machen. Regnard unternahm sie mit zwei Landsleuten, beschiffte den bothnischen Meerbusen, drang über Torneo bis ans Eismeer, ging sodann nach Stockholm zurück, durchreiste hierauf Polen, Ungarn und Deutschland, und kam nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder in Paris an. Des Herumstreifens müde, kaufte er sich in der Gegend von Dourdan, elf Stunden von Paris, einen Rittersitz und die Stelle eines Lieutenant des éaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan, und lebte dort den Wissenschaften und schönen Künsten in Gesellschaft einiger ausgesuchter und geistreicher Freunde. Hier starb er 1709 an den Folgen einer Unverdaulichkeit, gegen die er unzweckmäßige Arznei gebrauchte. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die pariser von 1790 in 4 Fol. Der erste Band enthält seine Reiseberichte: nur der über Lappland verdient Beachtung. Der zweite die Provenzalin; als Kunstwerk von geringem Werthe: unter dem Namen Elvira spielt die Provenzalin, die er zu Bologna kennen lernte, die Hauptrolle darin; überdies enthält der Roman mehrere Begebenheiten seines Lebens. Seinen Ruhm verdankt er eigentlich seinen Lustspielen. Wer keinen Gefallen an Regnard findet, sagt Voltaire, verdient nicht, Molieren zu bewundern. Auf dem französischen Theater haben sich erhalten: der Spieler, die Menechmes, eine Nachahmung des Plautus, der verliebte Demokrit, der Zerstreute, die verliebten Thorheiten, die unverhoffte Rückkehr, der Universalerbe. Der vorherrschende Charakter seiner Stücke ist Frohsinn. Regnard ist ausgezeichnet in der höhern, so wie in der niedern Komik: zum Vorwurfe gereicht ihm, daß er

manchmal die Moral verletzt hat; seine Versifikation ist nicht immer korrekt, gefällt aber durch ihre Leichtigkeit und durch die Lebhaftigkeit des Dialogs.

Regnier (Mathurin), ein ausgezeichneter franz. Dichter, war zu Chartres 1573 geboren. In seiner Jugend zeichnete er sich schon durch einen nicht zu besiegenden Hang zur Satyre aus: vergebens züchtigte und bat sein Vater. Sein Dichtertalent erwarb ihm mächtige Beschützer. Der Kardinal Franz von Joyeuse nahm ihn mit nach Rom. Dieselbe Reise machte er später noch einmal mit dem Gesandten Philipp von Bethune. Seine Gönner verschafften ihm mehrere Benefizen und eine Pension von 2000 Liv. auf einer Abtei. Der Kirchengüter bediente er sich bloß, um seinen Lüsten zu fröhnen. Ein erschöpfter Greis im 30. Jahre, starb er im 40sten zu Rouen 1613. 1733 erschien in London die beste Ausgabe seiner Schriften; sie enthalten Satyren, Episteln, Elegien, Stanzen und Oden. Die ersteren gründeten seinen Ruf. In ihnen ahmte er Persius und Juvenal nach und übertraf sie oft an Ausgelassenheit. Er ist nicht arm an glücklichen Versen, feinen Witzen und naiven Ausdrücken; das Kolorit seiner Gemälde ist kräftig; sein Styl hingegen ist häufig inkorrekt, seine Scherze gemein und tief die Schaam verletzend. Trotz seiner satyrischen Neigung soll er doch so viel Herzensgüte im Leben gezeigt haben, daß er den Beinamen: der gute Regnier, erhielt.

Regnier (François Seraphin Desmarais oder richtiger Demarets), einer der vorzüglichsten französ. Schriftsteller, geb. zu Paris 1632, studirte zu Nanterre und dann zu Montaigue im dortigen Kollegium die Philosophie. Die scholastischen Spitzfindigkeiten behagten ihm nicht, reizender dagegen erschienen ihm die schönen Wissenschaften, und auf diese wandte er vorzugsweise seinen Eifer. Im 15ten Jahre übersetzte er schon den Froschmäuslerkrieg, welcher dem Homer fälschlich zugeschrieben wird, in burleske Verse. Da er viele Geschwister hatte, so konnte er von seinem Vater keine große Hülfe zu seinem künftigen Fortkommen erwarten; er wandte sich daher an mehrere bedeutende Männer um Unterstützung. Der Herzog von Crequi fand Gefallen an dem jungen Manne und nahm ihn auf einer Reise nach Rom 1662 mit. Hier erlernte er die italienische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß er darin dichtete, und die Akademie della Crusca sich sogar durch eine Ode, für dessen Verfasser sie Petrarka hielt, täuschen ließ; als sie ihren Irrthum gewahrte, nahm sie ihn in ihre Mitte auf. Gleich groß waren seine Kenntnisse in der spanischen Sprache. 1668 trat er in den geistlichen Stand und erhielt von Ludwig XIV. eine Priorstelle. 1670 ward er zum Mitgliede der französ. Akademie erwählt, und 1684 erhielt er nach Mezerai's Tode die Stelle des Sekretärs. Die Herausgabe des Dictionnaire de l'Académie ist hauptsächlich sein Werk. In dem Streite der Akademie mit Furetiere leistete er ihr wichtige Dienste; er verfertigte alle Memoiren, die bei dieser Sache im Namen der Akademie herauskamen. Regnier besaß mehrere geistliche Benefizen; unter andern die Abtei St. Laon de Thouars, und man behauptet sogar, daß er zum Bischofe erhoben seyn würde, wenn er nicht eine unanständige Scene aus den Pastor Fido, die ihm trefflich gelang, übersetzt hätte. Er starb zu Paris 1713. Man wirft Regnier hartnäckiges Beharren in seinen Meinungen und Eigensinn vor, weßhalb er den Beinamen Abt Pertinax erhalten haben soll; er bedeckte aber diese Mängel durch große Vorzüge, und ihm verdankt die Akademie am meisten ihren damaligen Ruhm. Seine Schriften sind: 1) eine französische Grammatik, 1676, im Namen der Akademie, ist zwar nicht so gründlich in Hinsicht der Philosophie der Sprache, als die von Port-Royal, enthält aber mehrere Auseinandersetzungen und wichtige Bemerkungen, die jener mangeln; 2) eine Uebersetzung Anakreon's in italienische Verse, 1692; 3)

französische, lateinische, italienische und spanische Gedichte, 1768. Die französ. zeichnen sich durch Mannichfaltigkeit, Frehsinn und schöne moralische Stellen aus; doch ist sein Styl mehr edel als lebhaft, mehr rein als glänzend; die italienischen und spanischen besitzen ein stärkeres Kolorit und mehr Anmuth; 4) Eine Uebersetzung der christlichen Vollkommenheit von Rodriguez; 5) eine Uebersetzung der Bücher Cicero's de divinatione und de finibus bonorum et malorum, mit guten Anmerkungen; 6) Hist. des démêlés de la France avec la cour de Rome au Sujet de l'affaire des Corses, 1776; bloß interessant in Hinsicht der Original-Aktenstücke und der Glaubwürdigkeit; doch zugleich ein Beweis, daß Regnier nur mittelmäßige Talente für einen Historiographen besaß.

Regreß, Recurs, Rückgang, Schadloshaltung, z. B. wenn bei einer von einem Andern verbürgten Schuld der Gläubiger sich im Fall des Nichtzahlens des Schuldners an den Bürgen hält und wenn der Empfänger einer Summe, im Fall der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, an die Vormänner des Bezogenen oder den Aussteller des Wechsels (Trassenten) seinen Regreß nimmt.

Regulinisch, s. Metall.

Regulus, s. König.

Regulus (Marcus Attilius), s. Attilius (M. Reg.).

Rehabilitation, die Handlung des Landesherrn vermöge der er einer durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des Besitzes von Gütern, Aemtern, Würden rc. für unfähig erklärten Person diese Fähigkeit wieder ertheilt.

Reich heißt im Allgemeinen das Deutsche Reich (s. d. Art.); im engern Sinne der oberrheinische, baierische, schwäb. und fränk. Kreis. — Das große Reich unter Napoleon war ein monarchisch-militärischer Staatenbund und begriff 1812 das Kaiserthum Frankreich mit 130 Depart.; die franz. Lehnstaaten und die Napoleons Willen allein unterworfenen Nebenländer, wie Lucca und Piombino, Neufchatel, Benevento, Pontecorvo, Jonien, die illyrischen Provinzen, Katzenellnbogen, Erfurt; die Familienstaaten, die nach dem kaiserl. Familienstatut vom 30. März 1806 unter des franz. Kaisers Obervormundschaft und höchster Verfügung standen, als die Königreiche Italien, Spanien, Westphalen, Neapel und die Großherzogthümer Berg und Frankfurt; die schutzverwandten und föderirten Staaten, die Schweiz der Rheinbund und das Herzogthum Warschau; und die Bundesmächte des Kontinentalsystems, als Preußen, Rußland, Dänemark, Oestreich, Schweden. S. Frankreichs Geschichte und Buonaparte.

Reichsabschied, s. Deutsches Reich.

Reichsacht war eine gewisse Strafe, die von den Gerichten und von dem Kaiser über die Uebertreter der deutschen Reichsgesetze verhängt wurde. Es gab eine Unter- und Oberacht; die erstere konnte jedes Gericht in seinem Sprengel aussprechen: ihre Folge war, daß jeder Geächtete von Jedem aufgegriffen und dem Gerichte übergeben werden konnte. Wer aber mit der Oberacht belegt wurde, war vogelfrei, Jeder konnte ihn ungestraft ermorden; seine Güter fielen, je nachdem sie mittelbare oder unmittelbare Lehne waren, dem Lehnsherrn oder dem Reiche anheim. Ursprünglich hatten die Kaiser allein das Recht, in die Acht zu erklären; doch spätere Reichsgesetze und vorzüglich die Wahlkapitulation Carls des Sechsten (1711) schränkten dies Recht sehr ein. Ohne Zustimmung der Reichsstände durften sie keine Acht mehr verhängen. Die sämmtlichen Reichsstände sprachen das Urtheil, der Kaiser oder seine Commissarien genehmigten es, worauf es publizirt und dem Kreise des Geächteten die Vollziehung übertragen wurde; doch verloren die unschuldigen Agnaten des Letztern nicht ihre Rechte auf seine Güter, eben so wenig gingen Personen, die Anwartschaft auf dieselben hatten, ihrer Befugnisse verlustig. S. Acht.

Reichsämter, s. Erzämter.

Reichsarmee bestand vormals aus den Contingenten der deutschen Reichsstände. 1681 wurde festgesetzt, wie viel jeder Kreis an Mannschaft stellen sollte, um 40.000 Mann (12.000 Reiter und 28.000 Mann Fußvolk) zusammenzubringen, und diese, obgleich unverhältnißmäßig vertheilte Bestimmung diente bis zur Auflösung der Reichsverfassung als Grundlage. Bei einem Reichskriege wurde später bei der steten Zunahme der stehenden Heere das Triplum und im französischen Revolutionskriege das Quintuplum, also 200.000 Mann, nach einem Beschluß des Kaisers und Reichs bestimmt; viele Stände aber machten, statt Truppen zu schicken, ihre Leistungen mit Geld ab, oder kamen zu spät, oder nur mit einem Theil ihres Quantum, oder trennten sich durch Separatfriedensschlüsse von den übrigen Ständen. Nach den Reichsgesetzen befehligten das Heer 2 Generalfeldmarschälle, 2 Generalfeldzeugmeister, 2 Generale der Cavallerie und 2 Generalfeldmarschall-lieutenant, deren einer stets von der katholischen und der andere von der evangelischen Confession seyn mußte. Das zur Bestreitung der Kosten für die Reichsarmee erforderliche Geld wurde von der Reichsoperationskasse gezahlt, die aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Stände errichtet und unterhalten wurde (s. Römermonat). Die ehemaligen Reichsfestungen Philippsburg und Kehl wurden sonst ausschließend von Truppen der Reichsarmee besetzt. Das neue deutsche Bundesheer soll nach dem Entwurfe vom J. 1818, 300.000 M. stark seyn, und in 10 Armeekorps getheilt werden. Das 1ste, 2te und 3te Corps, 94.822 M., stellt Oestreich; das 4te, 5te und 6te, 79.234 M., Preußen; das 7te, 35.600 M., Baiern; zu dem 8ten stellen Würtemberg 13.955 M.; Großherzogthum Hessen 6195 M.; Hohenzollern-Hechingen 145 M.; Hohenzollern-Sigmaringen 356 M.; Liechtenstein 55 M.; Hessen-Homburg 200 M. u. Frankfurt 479 M. Zu dem 9ten Corps stellen das Königreich Sachsen 12.000 M.; Kurhessen 5400 M.; Nassau 3028 M.; Luxemburg 2141 M.; Reuß ältere Linie 223 M.; Reuß jüngere Linie 522 M.; S. Weimar 2010 M.; S. Gotha 1857 M.; S. Coburg 800 M.; S. Meiningen 544 M.; S. Hildburghausen 297 M.; Schwarzburg-Rudolstadt 539 M.; Schwarzburg-Sondershausen 451 M.; Anhalt-Dessau 529 M.; Anhalt-Bernburg 379 M.; Anhalt-Cöthen 325 M. Zum 10ten Corps stellen Hannover 13.054 Mann; Braunschweig 2096 M.; Holstein und Lauenburg 3600 M.; Oldenburg 2178 M.; Waldeck 515 M.; Hamburg 1298 M.; Lübeck 497 M.; Bremen 485 M.; Lippe-Detmold 691 M.; Schaumburg-Lippe 240 M.; Meklenburg-Schwerin 3580 M. und Meklenburg-Strelitz 718 M. Bei diesem Bundesheer ist als Maßstab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Uebrigens halten die Bundesstaaten eine Landwehr oder Reserve, nach dem Maßstabe zu ½ vom 100 der Bevölkerung. Zu Bundesfestungen sind bestimmt: Mainz, Luxemburg, Landau, Ulm und noch zwei andere.

Reichsdeputation, eine Auswahl von Ständen des deutschen Reichs, denen gewisse Geschäfte übertragen waren. Man theilte sie in ordentliche und außerordentliche. Zu den ordentlichen kamen alle Kurfürsten, einige Reichsfürsten, ein Prälat, 2 Reichsgrafen und die Deputirten von 6 Reichsstädten zusammen; die erste hatte 1555, die letzte 1655 — 1662 statt. Die außerordentlichen wurden in Hinsicht auf Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den 3 Reichskollegien gewählt, und nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wurden blos aus dieser die Deputirten ernannt. Die Deputationen fanden auf dem Reichstage nur wegen der Menge und Schwierigkeit der Angelegenheiten, außer demselben aber nur in einigen wichtigen Fällen statt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation wurde am 24. August 1802 zur Berichtigung der Entschädigungs-

angelegenheiten und anderer aus derselben fließenden Anordnung niedergesetzt, und der von ihr unter dem Einfluß der vermittelnden Mächte, Frankreich und Rußland, erlassene Reichsdeputationshauptschluß vom 23. Febr. 1803 ist für Deutschlands Geschichte höchst wichtig.

Reichsfürsten, die Glieder der zweiten Klasse der deutschen Reichsstände, welche in geistliche und weltliche eingetheilt wurden. Zu jenen gehörten die Erzbischöfe, Bischöfe, gefürsteten Aebte und Aebtissinnen, und Pröbste. Aber seit 1803 kannte der Reichstag nur noch den Reichserzkanzler, den Hoch- und Deutschmeister, der 1805 erblich für einen Prinzen des Hauses Oestreich wurde, und den Großprior des Johanniterordens zu Heitersheim, dessen Besitzungen im Breisgau in demselben Jahre als weltliches Fürstenthum an Baden kamen, so wie das Großpriorat des Ordens einem baierischen Prinzen erblich überlassen wurde. Unter den weltlichen Fürsten begriff man die Herzoge, die eigentlichen Fürsten, Pfalz-, Mark-, Land- und einige Burggrafen, und unterschied altfürstliche Häuser, die schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts die fürstliche Würde und Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath hatten, und die neufürstlichen, die erst nachher dazu gelangten. Der Kaiser konnte den Reichsfürsten-Titel auch denen, die nicht Reichsstände waren, und Ausländern verleihen, und Grafen in den Fürstenstand erheben, ohne daß sie dadurch sitz- und stimmenfähig wurden. S. Fürst.

Reichsfuß. Der 1690 angenommene leipziger Münzfuß wurde schon 1738 wieder abgeändert und sollten darnach 18 fl. aus der Mark fein geprägt werden; allein 1753 beredeten Oestreich und Baiern den 20 fl. Conventionsfuß und ließen außer Oestreich die sämmtlichen süddeutschen Staaten im Handel und Wandel den 24 fl. Fuß zu, welcher durch die Annahme der Kronenthaler zu 2 fl. 42 Xr. sich in der That nach in den 25 fl. Fuß verwandelt hat.

Reichsgesetze, die im ganzen Umlauf eines Reichs verbindende Kraft haben, und daher den Provinzialgesetzen entgegenstehen.

Reichsglieder, die dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfenen Personen und Gemeinen, die nicht Reichsstände waren, und also auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten, als die italienischen Reichsvasallen mit Ausschluß des Herzogs von Savoyen, die freie unmittelbare Reichsritterschaft, mehrere Reichsdörfer, Herrschaften und Gauerbschaften.

Reichshofrath, in Deutschland eines der höchsten Gerichte, nach seiner letzten Gestalt 1559 von Kaiser Ferdinand I. errichtet. Der Kaiser ernannte dazu den Präsidenten, Vicepräsidenten und die Räthe; die beiden ersten mußten aus fürstlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutsche und im Reiche mit mittel- oder unmittelbaren Gütern angesessen seyn. Die Zahl der Räthe war auf 24 bestimmt, von denen seit dem westphälischen Frieden 6 Protestanten seyn mußten. In Sachen, wo von beiden Religionspartheien ein gleiche Stimmenzahl erfordert wurde, rechnete man eine protestantische Stimme gleich 3 katholischen; stimmten alle evangelische Reichshofräthe überein, so galt die Mehrheit der katholischen Stimmen gegen sie nicht; stimmte aber einer von jenen den katholischen bei, so entschied die Stimmenmehrheit. Das Gericht theilte sich in die Bank der Grafen, Freiherrn und Ritter, und in die der Gelehrten, auf der auch die Neugeadelten saßen, und übte die Rechtspflege nur im Namen des Kaisers aus; daher hörten bei der Erledigung des Kaiserthrons seine Geschäfte auf, und begannen wieder, sobald der neuerwählte Kaiser die Wahlkapitulation beschworen hatte. Er hatte übrigens gleiche Gerichtsbarkeit mit dem Reichskammergericht; ausschließlich gehörten von ihm alle auf kaiserlichen Reservaten beruhenden Sachen, z. B. Privilegien und Rangstreitigkeiten der Stände ꝛc., die Lehns- und Prozeßsachen der italienischen Reichsvasallen,

und das Petitorium der deutschen Reichslehnsachen; denn über das Possessorium konnte auch das Kammergericht entscheiden. Appellationen von dem Reichshofrath fanden nicht statt, sondern nur der Rekurs an den Reichstag in den alle Reichsstände in interessirenden Sachen. Der Kurfürst von Mainz mußte alle 3 Jahre den Reichshofrath visitiren, der seinen Sitz in der Residenz des Kaisers hatte, und bei Auflösung des deutschen Reichs 1806 aufgehoben wurden.

Reichsinsignien, Reichskleinodien, wurden bei der Krönung eines römischen Königs oder Kaisers gebraucht, und enthielten die Reichskrone, von purem Golde, mit vielen Edelsteinen und Perlen geziert, und 15 Mark schwer; das Reichsscepter von Silber und dünn vergoldet (außer dem auch ein bloß silbernes vorhanden war); dem Reichsapfel vom feinsten Golde, mit einer pechartigen Materie ausgefüllt (außer dem noch 2 von Silber und vergoldet und inwendig hohl vorhanden waren); das Schwert Kaiser Karl des Großen; das Schwert des heil. Mauritius; die Dalmatika, ein Unterkleid von Seidenzeug und violetter Farbe, das bis unter die Knie reicht; die Alba, eine Art von Chorhemd, von dicken, weißem Taft; die Stola, die über die Alba um den Hals gegeben ward, auf dem Rücken breit hinabhing, vorn getheilt war, und kreuzweis über die Brust gelegt ward (außer der noch eine bei der Krönung nicht gebrauchte vorhanden war); das Pluviale, Pallium, Chormantel oder Oberkleid, ein Mantel von rothem Seidenzeug (außer dem noch ein Paar andere von Hundsleder vorhanden waren, die aber nicht gebraucht wurden); die Strümpfe von rothem Seidenzeug; die Schuhe oder Sandalen von Karmosinatlas; die innern Schuhe oder Socken eben so (ein Paar andere wurden nicht gebraucht); die 2 Gürtel zum Aufschürzen der kaiserl. Kleider; die 2 Sporen von Silber und stark vergoldet, in einem Stück gegossen; die 2 Armbänder; das Schweißtuch aus Karmosinsendel; nicht gebraucht wurde Karl des Großen rothe Gugel oder Chorhemde. Die Insignien führten ehemals die Kaiser mit sich herum; sie wurden aber 1424 vom Kaiser Siegmund der Stadt Nürnberg zur ewigen Verwahrung übergeben, und nach eingelaufenen kurfürstl. Requisitorialschreiben an den Krönungsort durch eine nürnbergische Kronegesandtschaft geliefert. Die Stadt Aachen hatte von den Reichsinsignien (von denen das letzte eine Reliquie ist) in Verwahrung des Evangelienbuch, worauf der Neuerwählte mit Auflegung zweier Finger den Krönungseid leistete; einen Säbel Karl des Großen; eine Kapsel mit etwas Erde, auf die das Blut des heil. Stephanus floß. — Außer den Reichskleinodien verwahrte Nürnberg auch die Reichsheiligthümer; den Speer, womit Christus Seite durchstochen, und einen der Nägel, womit seine Hände durchbohrt wurden; ein Stück vom Kreuze Christus; ein Stück vom Tischtuch, auf dem er das Abendmahl gehalten; ein Stück des Schurztuches, das er trug, als er seinen Jüngern die Füße wusch; 5 Dornen aus der Dornenkrone; ein Stück der Krippe; einen Arm der heil. Anna, der Mutter der Jungfrau Maria; einen Zahn Johannis des Täufers; ein Stück vom Rocke des Evangelisten Johannes; einige Glieder von 3 eisernen Ketten, mit denen Petrus, Paulus und Johannes der Evangelist im Gefängniß gebunden waren. Sie wurden in einer Kiste von Eichenholz mit Silberblech überzogen aufbewahrt, die in einem Gehäuse sich befand, das in der Kirche des neuen Spitals zum h. Geist an einer Kette vom Gewölbe des Chors hinabhing.

Reichsritterschaft (unmittelbare), im ehemaligen deutschen Reich, ein Corps von Edelleuten, welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsständen. Ihren Ursprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankten sie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterschaft in den fränkischen,

schwäbischen und rheinischen Kreis, und diese Kreise wieder in Cantons eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räthe und einen Syndikus, welche die Streitsachen der Reichsritter mit ihren Unterthanen schlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte, und wenn es ein von einem Reichsstande abhängiges Lehn betraf, an den Lehnhof desselben. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Direktoren und Hauptleute zusammenberufen wurden. Uebrigens hatte die Reichsritterschaft als ganzes Corps und kreisweise das Recht, Gesandte zu schicken, welche Abgeordnete hießen. Mehrere von ihnen hatten landesherrliche Gewalt, die sie aber im Zweifel beweisen mußten. Sie besaßen ferner die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, das Besteuerungsrecht ihrer Unterthanen, und was sie an Reichsanlagen beitrugen, wurde als Donatuit (subsidium charitativum) betrachtet. Vermöge des Einstandsrechts konnten die nächsten Agnaten und Cognaten, in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterschaft selbst ein an einen Fremden veräußertes unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. Ihre Rechte und Privilegien wurden jedes Mal in den kaiserlichen Wahlcapitulationen bestätigt. Ihre Lehngüter sind nicht auf die jetzigen Landesherren übergegangen. Sie hat sehr verloren theils durch höhere Abgaben, theils durch die erhöhten Zinsen ihrer Schulden und den gefallenen Pacht ihrer Ländereien und endlich durch den allgemein gesunkenen Werth der Landgüter und grundherrlichen Rechte und gewiß weit mehr als die Standesherren im reinen Einkommen.

Reichsstadt in Deutschland war eine dem Kaiser und Reiche unmittelbar unterworfene Stadt, die Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten. Sie hatten ihre Unmittelbarkeit durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiserliche Verleihung und durch Usurpation erlangt, besonders zur Zeit des Interregnum, wo sie sich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten und sich der Macht der kaiserlichen Reichsvögte entzogen. Die innere Verfassung näherte sich mehr oder weniger der demokratischen oder aristokratischen Form, je nachdem sie ihre Magistrate allein aus der Bürgerschaft, oder aus dieser und den Adeligen (Patriziern) oder bloß aus den letztern wählten. Sie theilten sich seit dem Reichstage zu Augsburg 1474 in 2 Bänke, die rheinische und schwäbische; auf jener saßen 14, auf dieser 37 Reichsstädte. Früher war ihre Zahl größer, als später, da dem Reiche ansehnliche Länder entzogen, viele Reichsstädte von den Kaisern verpfändet und nicht eingelöst, viele auch von Fürsten unterworfen wurden. So kamen die 10 Reichsstädte in Elsaß: Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster in St. Georgenthal, Kaisersberg und Türkheim an Frankreich; Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Eger verloren durch Verpfändung ihre Unmittelbarkeit; Donauwörth kam durch die kaiserliche Acht an Baiern. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 wurden die Reichsstädte bis auf Hamburg, Augsburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, welche ihre politische Existenz einstweilen behielten, der Landeshoheit mehrerer Reichsstände unterworfen und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des preßburger Friedens verloren am 4. Mai 1806 Augsburg und durch die Errichtung des Rheinbundes am 12. Juli 1806 auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit; am 13. Dezember 1810 wurden Hamburg, Lübeck und Bremen, die noch unter dem Namen der Hansestädte fortbestanden, mit Frankreich vereinigt. Diese 3 aber nebst Frankfurt am Main wurden 1814 wieder als freie Städte Mitglieder des deutschen Bundes. Vgl. auch Freie Städte.

Reiche der Natur. Bei einem auch flüchtigen Ueberblicke der Gegenstände der Sinnenwelt spalten sich diese von selbst dem Beobachter in zwei große Klassen; in die, deren Individuen ein inneres Leben besitzen

und sich durch Zeugung fortpflanzen, und in die, deren Individuen kein innres Leben besitzen, sondern sich durch Stoffansetzung von Außen vergrößern. Die erstern heißen organische, die letztern unorganische Wesen. Die organische Klasse theilt ein Hauptunterschied wieder in zwei Klassen: die Wesen derselben sind entweder mit Empfindung und Lokomotivität begabt, man nennt sie Thiere; oder leben sie bloß dem Vegetations- und Zeugungsprozesse; sie heißen Pflanzen. Nach diesem lassen sich die Gegenstände der Sinnenwelt füglich in drei Klassen oder Naturreiche theilen, in das Thier-, das Pflanzen- und Mineral- oder Steinreich.

Reichardt (Joh. Friedr.), ein berühmter deutscher Componist und Theoretiker in der Musik, wurde zu Königsberg 1752 geboren. Schon frühe zeigte er entschiedene Neigung zur Musik, und erwarb sich in Kurzem eine solche Fertigkeit in derselben, daß er schon im 10. Jahre als gewandter Spieler der Geige und des Pianoforte durch Norddeutschland reiste. Reichardt, dem es nicht bloß genügte, ein tüchtiger Künstler in seinem Fache zu werden, sondern nach einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung strebte, studirte erst in seiner Vaterstadt und besuchte vorzugsweise die Vorstellungen Kant's, von dem er auch später, 1812, eine Schilderung in seinem Taschenbuche Urania entwarf. 1771—72 setzte er seine Studien in Leipzig fort. Die Jahre 1773—74 brachte er auf einer Reise durch Deutschland zu, kehrte nach Preußen zurück und ward als Sekretär bei der Domänenkammer angestellt. Während der Zeit hatte er sich durch mehrere Compositionen bekannt gemacht, und Friedrich der Große berief ihn 1779 an Grauns Stelle als Kapellmeister für die italienische Oper nach Berlin. Hier errichtete er ein Conzert, wo theils seine Arbeiten, die in Grauns und Hasse's Manier gehalten waren, theils die noch unbekannten vorzüglicheren Werke der Italiener aufgeführt werden sollten. 1782 reiste er auf einige Zeit nach Italien, besuchte drei Jahre darauf London und Paris. Die musikalische Akademie zu Paris übertrug ihm die Composition zweier Opern, Tamerlan von Morel und Panthee von Berquin; die erstere vollendete er, doch mit der letztern kam er nur bis zur Hälfte. Wahrscheinlich hatte ihn der Tod Friedrichs des Großen darin verhindert; er reiste nach Berlin zurück, um eine Trauerkantate, welche der Marchese Lucchesini verfertigt hatte, in Musik zu setzen. Diese, welche eine der gediegendsten Arbeiten Reichardt's ist, und 1787 zu Paris in Partitur erschien, wurde bei dem Begräbnisse des Königs zu Potsdam gegeben. Unter Friedrich Wilhelm II., der ein warmer Verehrer der Musik war, eröffnete sich für Reichardt eine größere thatenreichere Laufbahn. Das Orchester des Prinzen von Preußen, was in Hinsicht der Leistungen das alte königliche übertraf, wurde mit diesem vereinigt und Reichardt die Direktion anvertraut. Durch seine Bemühungen wurde es bald eines der ausgezeichnetsten in Deutschland. Für die italienische Oper setzte Reichardt die Opera Andromeda, Prometheus, doch nur den ersten Akt von dieser; ferner die beiden großen Opern Brenno und Olimpiade; eben so war er für das Nationaltheater thätig. 1790 ging er wieder nach Rom, um Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Bei seiner Rückkehr fiel er in eine Krankheit, als Folge der Reisebeschwerlichkeiten und konnte deswegen die Oper Olimpiade nicht vollenden. Reichardt hatte mit manchen Unannehmlichkeiten, die theils durch Mißverständnisse, theils durch Uebelwollen Andrer veranlaßt wurden, und die ihm vielen Verdruß verursachten, zu kämpfen; dies bewog ihn, um seinen Abschied einzukommen: er erhielt zwar diesen nicht, doch die Erlaubniß, drei Jahre hindurch außer seinen Dienstverhältnissen zuzubringen, um seinen Gesundheitszustand, der gelitten hatte, zu pflegen. Er bezog das Landgut Giebichenstein bei Halle. Doch der König rief ihn aber bald zurück, um die Oper Olimpiade, die bei einer großen Hoffeierlichkeit

aufgeführt wurde, zu dirigiren. Hierauf lebte er zurückgezogen auf seinem Landsitze bis 1792, wo er zum dritten Male eine Reise nach Paris machte. Der Resultat derselben waren seine vertrauten Briefe in 2 Bänden, die viel Aufsehen erregten. In denselben zeigte er sich in mancher Hinsicht der franz. Revolution geneigt, was ihm seine völlige Entlassung zuzog. 1795 ging er nach Hamburg und schrieb sein Journal Frankreich; doch in demselben Jahre rief ihn der König wieder zurück, und ertheilte ihm die Stelle eines Salinen-Direktors zu Halle. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm III. behielt er ebenfalls dieses Amt und wurde für die italien. Oper und das Nationaltheater beschäftigt. 1793 komponirte er Rosmunda und erhielt vom Könige 1500 Thlr. geschenkt, nebst einer Erhöhung seines Gehaltes von 800 Thlr. Früher hatte er am Krönungstage die Geisterinsel von Gotter, meisterhaft von ihm in Musik gesetzt, aufgeführt. 1800 komponirte er die Oden Friedrichs des Großen und führte seinen Tamerlan deutsch auf. 1801 setzte er Kotzebue's Oper, der bezauberte Wald, und einige Stücke aus den Kreuzfahrern; eben so die Instrumental- und Gesangstücke für Göthe's Egmont und dessen Schweizer-Oper Jery und Bäthely. Nicht völlig gelang ihm der Versuch, das französische Vaudeville auf das deutsche Theater zu bringen, wenn gleich er die satyrische und epigrammatische Tendenz dieser Stückchen fahren ließ, und zu seinem Gegenstande einen sentimentalen, die Deutschen mehr ansprechenden Stoff aus der Revolution wählte. Seine beiden andern Liederspiele, Fuchhei und Kunst und Liebe, gefielen weniger als das erstere, Liebe und Treue. 1803 ging er nochmals nach Frankreich und ward korrespondirendes Mitglied des Instituts. Seine Reise beschrieb er wieder in vertrauten Briefen, 3 Bdn., die nicht weniger allgemein gelesen wurden als die ersten. Beim Vordringen der Franzosen 1806 verließ er Halle und lebte ein Jahr in Danzig, Königsberg und Memel. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er nach Halle zurück; die Stelle als Salinendirektor war eingezogen, doch erhielt er das Versprechen von der Regierung zu Cassel, seinem Verluste gemäß entschädigt zu werden. Man schlug ihn zum Unterpräfekten von Halle und zum Generalsekretär der Präfektur zu Magdeburg vor; der König von Westphalen ernannte ihn aber mit 9000 Franken Gehalt zum Direktor der deutschen und italienischen Bühne. Er schrieb hier Einiges für den Hof und die kleine Oper l'heureux naufrage. 1808 reiste er nach Wien, um Sänger für die Opera buffa zu engagiren. Die dortige Generaldirektion der Theater trug ihm die Composition der Oper Bradamanta von Collin an; da er aber zu dieser Arbeit keinen längern Urlaub von Cassel erhalten konnte, wollte er sich eben in Wien durch die Annahme einer ehrenvollen Stelle fixiren, als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach. Reichardt kehrte auf sein Landgut Giebichenstein zurück und schrieb dort die interessanten Briefe über Wien. Er starb 1814 am 27. Juni. Reichardt war nicht so sehr ein musikalisches Genie; aus diesem Grunde brach er sich auch keinen neuen Weg, sondern seine glücklichen Talente hatte er durch Studium sorgfältig und glücklich ausgebildet; sein Muster war vorzüglich Gluck, daher auch in seinen Compositionen ein Streben nach Charakter und einfacher Größe sichtbar ist, das aber manchmal in Trockenheit, Steifheit und Leere übergeht. Seine besten Werke sind die Trauercantate, die Geisterinsel, die Hexenmusik in Macbeth und die Composition der göthischen Lieder; die letztern sind Musterwerke seiner Musik, ganz der leichten gemüthlichen Naivetät und dem einfachen Charakter der Gedichte anpassend; Klopstock's, Herders und Schiller's Lieder gelangen ihm weniger; die Musik derselben ist meist trockene Deklamation. Reichardt war ein geistvoller Mann und seine vertrauten Briefe beurkunden ihn als einen feinen Beobachter; doch tadelte man seine Eitelkeit und Ruhmredigkeit.

Reichenbach (Georg von), einer der ersten mechanischen Künstler unserer Zeit, 1772 zu Mannheim geboren, wurde 1793 Offizier, 1811 als Salinenrath im Königreiche Baiern angestellt und mit dem baierischen Civilverdienstorden geschmückt. Er starb 1826 im Mai. Reichenbach besaß von Natur eine ungemeine Gabe zu erfinden; sein Genie faßte schnell die Hilfsmittel auf, welche sich in den Gebieten der Mechanik und Optik darboten, um Naturerscheinungen genauer und sicherer zu beobachten, als bis jetzt der Instrumente wegen geschehen konnte; und eben so leicht erkannte er das Mangelhafte an den vorhandenen Werkzeugen, den Beobachtungen und Versuchen gewidmet, und wußte sie höchst glücklich zu verbessern. Auf einer Reise nach England, wo er Alles, was sich in jenen beiden Fächern der Aufmerksamkeit werth zeigte, sorgfältig untersuchte, bildete er seine Talente für Mechanik noch mehr aus. In sein Vaterland zurückgekehrt, errichtete er in Gesellschaft mit dem geheimen Rathe von Utzschneider und Frauenhofer zu München und Benediktbeurn 1805 eine Anstalt, in der unter seiner Leitung die Instrumente zu den größten und umfassendsten astron. und geodät. Operationen in einem Grade von Vollkommenheit, wie sich nie früher Deutschland rühmen konnte, dergleichen geliefert zu haben, gearbeitet wurden. Die großen dreifüßigen Meridiankreise, die zwölfzolligen Repititionskreise, die Theodeliten, verbinden mit der möglichsten Einfachheit und Zweckmäßigkeit eine solche Feinheit und Genauigkeit in der Theilung und Anordnung, daß selbst die englischen übertroffen werden. So wurde ein Refraktor von $7\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnung und 9 Fuß Brennweite, welcher, parallaxisch gestellt, vermöge eines Uhrwerkes, der Bewegung der Sterne folgte, angefertigt. Reichenbach versuchte noch größere Refraktoren zu bilden. Eben so ausgezeichnet in ihrem sinnreichen Baue und ihrer vortrefflichen Anordnung sind Reichenbach's Aequatoriale. Verwickelter und kunstreicher war das Instrument, was Reichenbach 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigte; es enthält ein vollkommenes Mittagsfernrohr, einen Repititionskreis nebst einem repitirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe. Nicht weniger verdient machte sich Reichenbach um die baierischen Salinen, für die er mehrere der nützlichsten Einrichtungen traf; auch gab er eine neue Baumethode, eiserne Brücken zu errichten, welche er in einem besondern Werke beschrieben hat, heraus. Der jetzige König Ludwig von Baiern ließ als Kronprinz Reichenbach's Büste von Kirchmayr verfertigen und stellte sie in seinem Pantheon großer Deutschen auf. So trefflich, genau und sicher Reichenbach's Instrumente sich bewiesen, eben so wohlfeil waren sie im Preise und übertrafen auch in dieser Hinsicht die englischen bei weitem. Wir führen hier einige Werkzeuge mit ihren Preisen an. Ein zwölfzolliger Repititionskreis, vollständig montirt, 1000 Fl. rheinisch. Ein astronomischer Repititionstheodolit 400 Fl. Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Stativ, feiner Vertikalarbeit, 2 irdischen, 4 astronomischen Okularen, Sonnenglas, Kasten 400 Fl. Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Oeffnung, mit Stativ, 1 irdischen und 2 astronomischen Okularen, Sonnenglas, Kasten 200 Florin. Fernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 24 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, 1 irdischen Okular, 74 Fl. Detto von 25 Zoll Länge, 13 Zoll Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit 2 Röhren, 1 irdischen Okular 29 Fl. Theaterperspektiv von Messing mit doppeltem Objektiv 6 Fl. 30 Kr. Zusammengesetztes Mikroskop mit 4 achromatischen Objektiven, 2 Okularen, Apparate und Kästchen 77 Fl. Detto mit 3 Objektiven, 1 Okular, Apparate und Kästchen 58 Fl.

Reichenbach, Kreisstadt des preuß. Regierungsbezirks Breslau mit 4000 Einw. und vieler Fabrikatur in Tuch und Rasch. 1790 den 27. Juli wurde hier die wichtige reichenbacher Convention zwischen Oestreich und

Preußen geschlossen, welche damals durch den zwischen Oestreich und dem türkischen Reich vermittelten Frieden letzteres vom seinem Untergange rettete. — Hier schlossen ferner die Gesandten Großbritanniens einen Subsidientraktat mit Preußen und Rußland den 14. und 15. Junius 1813, der vieles zum Abbruch der Friedensunterhandlungen in Prag beitrug, worin England sich verpflichtete, zur Vergrößerung Preußens, wenigstens auf den Fuß von 1806 mitzuwirken, wenn solches die Folge der verbündeten Waffen und die geographischen und statistischen Verhältnisse erlaubten. Dagegen versprach Preußen an Hannover einen Theil seiner alten Besitzungen abzutreten. Auch Oestreich schloß nachher eine eventuelle Allianz mit den Kronen Preußen und Rußland, welche den 27. Junius 1813 vom Kaiser Franz bestätigt ward.

Reichenhall, eine schöne Stadt im baierischen Isarkreise an der Saalk, welche sich in die Salze mündet, in einer wild-romantischen Gegend, zwischen hohen Bergen, 1323 F. über dem Meere, hat 331 Häuser und 2500 Einw., sechs Kirchen, Sitz eines Landgerichts und eines Salzoberamtes. Merkwürdig ist das hiesige reiche Salzwerk mit einem Brunnenhause, worin 30 Quellen sind. Zur Ableitung einer starken süßen Quelle, deren man sich zur Treibung der Räder und Preßwerke bedient, und des überflüssigen salzigen Wassers, ist eine Wasserleitung angelegt, die 12 Klaftern tief unter der Stadt und unter Gärten und Feldern eine halbe Stunde weit fortgeht. Man kann darin unter der Erde in einem kleinen Kahne fahren. Zu dieser unterirdischen Schifffahrt steigt man durch einen Thurm und Treppe tief hinunter bis zur Quelle der Soole, deren überflüssiges Wasser ungefähr 50 Schritte fließt, bis es sich in den Bach von süßem Wasser ergießt. Die Soole, welche hier nicht versotten werden kann, leitet man 3 und 7 Meilen weit nach Traunstein und Rosenheim. Man kauft jährlich an 296.000 Centner Halleinsalz, und führt 64.800 Centner Steinsalz von Berchtesgaden hierher, um einen großen Theil Bayerns mit Salz belegen zu können. Das Salzwerk beschäftigt 2550 Hüttenleute und 700 Holzleute, und beim Salzamte sind 226 Personen angestellt. Außerdem hat die Stadt auch Baumwoll-, Leinwand-, Handschuh- und Stärkefabriken, Huf-, Nagel-, Blech- und Kupferschmieden und in der Nähe Gyps- und Steinkohlengruben.

Reichstadt, Stadt und Sitz einer Herrschaft im böhmischen Kreise Bunzlau, mit 1900 Einw., einem prächtigen Schloß, schöner Stiftskirche, und einiger Fabrikindustrie. Die Allodialherrschaft kam zu Ende des 17ten Jahrhunderts durch eine Herzogin von Lauenburg, Gemahlin Johann Gastons von Florenz, an ihre Tochter Maria Anna, Gemahlin des Herzogs Ferdinand von Baiern. Erst in den neuern Zeiten kam sie von Kurbaiern an den Herzog von Zweibrücken, von diesem an den Fürsten von Waldeck, dann wieder an Toskana, bis sie 1818 zum Herzogthum erhoben und mit allen toskanischen Besitzungen in Böhmen dem Sohn der Herzogin Maria Luise von Parma, Franz Joseph Karl (Napoleon), geb. 20. Mai 1811, gegeben wurde. Er erhielt durch das kais. östreichische Patent vom 22. Juli 1818 den Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit der Benennung Durchlaucht. Sein Wappen besteht aus zwei gegen die rechte Seite über einander schreitenden goldnen Löwen, in einem durch eine schmale goldne Querlinie getheilten rothen, mit dem herzoglichen Hut und Mantel gezierten Ovalschild, dem zwei schwarze und goldne Greife mit Feldpanieren, in denen das herzogliche Wappen wiederholt erscheint, als Schildhalter beigefügt sind. Er hat den Rang unmittelbar nach den Prinzen des kaiserlichen Hauses.

Reif ist gefrorner Thau; in den Morgenstunden setzt er sich an den Baumzweigen, an Pflanzen ꝛc. an. Seine Krystallisation folgt den Gesetzen der Salzkrystallenbildung.

Reifenstein (Johann Friedrich), ein gelehrter Kunstkenner, geb. zu Königsberg in Preußen 1719, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, vorzüglich aber schöne Künste und Wissenschaften und erwarb sich auch bedeutende Fertigkeit in im Malen und Zeichnen. Später ging er als Hofmeister eines jungen Edelmanns auf ein Jahr nach Berlin, und hielt sich dann einige Zeit in Cassel auf, wohin ihn 1745 Gottsched als Pagenhofmeister empfohlen hatte. Da es ihm hier nicht gefiel, ließ er sich bestimmen, einen Grafen Lynar 1760 — 62 auf einer Reise nach Frankreich und Italien zu begleiten. In Rom gefiel es ihm so sehr, daß er dort zu bleiben beschloß. Mit Winkelmann trat er in genaue Verbindung und unterstützte diesen in den Nachsuchungen röm. Alterthümer, die er zu Rom und Herkulanum anstellte. Winkelmann erwähnt seiner öfter mit vieler Auszeichnung. Später erhielt er von der Malerakademie zu Petersburg eine Pension; diese und die vielen Bekanntschaften, die er bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers Joseph II. zu Rom mit vornehmen Oestreichern machte, und die nachher ihm häufige Aufträge gaben, für sie Kunstschätze einzukaufen, an den er einen bedeutenden Gewinn hatte, verbesserten seine ökonomische Lage, die bisher beengt gewesen war. Der Herzog von Gotha ertheilte ihm eine Pension nebst dem Hofrathtitel, und durch den Baron Grimm der Kaiserin von Rußland empfohlen, erhob ihn diese zum Hofrathe und wies ihm eine jährliche Pension von 500 Zechinen an, mit dem Auftrage, für sie unter seiner Leitung die berühmten Freskogemälde Raphaels im Vatican von den besten Künstlern Roms in gleicher Größe copiren zu lassen. Reifenstein starb 1793. Er hatte nur wenig geschrieben, z. B. eine Uebersetzung der Memoiren der Königin Christine von Archenholz aus dem Franz., und einige kleine Abhandlungen über Malerei und Farbenmischung, von den die meisten im Journal etranger 1757 erschienen. Wichtiger ist seine Wiederentdeckung der Art, wie man Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen verfertigt; ebenso verdankt man seinen Bemühungen eine größere Ausbildung der enkaustischen Malerei.

Reiger oder Reiher (Ardea major), ein storchähnlicher Vogel, welcher sich von Fischen, Fröschen und Muschelthieren nährt und sich deßwegen an Teichen, Seen und sumpfigen Oertern aufhält. Das Männchen hat auf dem Kopfe ein Federstrauß, der einen bis drei Fuß lang und sehr sauber ist; überdies trifft man an diesem Vogel noch andere Federn hin und wieder an, die man Kuppe der Reiher nennt. Aus ihnen und den Kopffedern werden die Spitzen oder Herzen der Federbüsche für Damen gemacht. Man zählt bis an die 80 Reihergattungen; es gibt Reiher mit durchaus schwarzen, grauen, blaulichten, weißen und weißen mit schwarzen Spitzen versehenen Kopffedern; in Deutschland ist nur die gemeine aschgraue Gattung einheimisch. Die schwarzen, welche von der Insel Kandia kommen, werden in Europa am meisten geschätzt; die grauen finden sich am häufigsten in Preußen, und die weißen in der Levante und Ostindien. Die Eier und Jungen der Reiher hält man für ein Leckerbissen.

Reihe, s. Progression.

Reil (Johann Christian), einer der berühmtesten Aerzte Deutschlands, war 1758 zu Rauden in Ostfriesland geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Schule zu Norden. Sein Vater, welcher Prediger war, wünschte, der Sohn möchte sich demselben Stande widmen; dieser Wunsch stand aber mit der Neigung des Sohnes, der eine große Vorliebe zur Arzneikunde hatte, in Widerspruch. Der Vater widersetzte sich dem Berufe des Sohnes nicht, und so ging dieser im 20. Jahre nach Göttingen, um diese Wissenschaft zu studiren. In Halle endete er seine akademische Laufbahn, erwarb sich Meckels und Goldhagens Freundschaft, und ward 1783 zum

Doktor der Chirurgie und Medizin promovirt. Hierauf übte er seine Kunst in seinem Vaterlande bis 1787 aus, wo er den Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle erhielt; das Jahr darauf wurde ihm die ordentliche Professur der Therapie und das Stadtphysikat von Halle ertheilt; zugleich ward er Direktor der klinischen Anstalt. Während der franz. Okkupation verlor Halle seinen alten Glanz und es ging der Verarmung, durch den Krieg, welcher die Vernichtung und nachherige dürftige Erneuerung der Universität herbeigeführt, immer mehr entgegen; um der Stadt und Gegend eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, legte Reil auf Kosten seines Vermögens die Badeanstalt an. 1810 ward er als Professor nach Berlin gerufen, der König hatte schon früher seine großen Verdienste um die Arzneikunde anerkannt, und ihm den Titel eines Oberbergrathes ertheilt; später schmückte er ihn mit dem rothen Adlerorden und zeichnete ihn durch den Charakter eines geheimen Oberbergrathes aus. Als das preußische Volk sich ermannte, und gegen die napoleonische Zwingherrschaft aufstand, bot auch Reil mit einem warmen Eifer für sein Vaterland alle seine Kräfte auf, um zu dem heiligen Zwecke der Befreiung beizutragen. Schon früher, gleich nach der Schlacht bei Auerstädt hatte er seinen ältesten Sohn nach Königsberg geschickt, um unter den Vaterlandsvertheidigern mitzustreiten. Das Unglück der Universität Halle und der klägliche Sturz seines Vaterlandes, deren beider Zierde er war, schmerzte ihn tief; er ward ernst und stille; doch entsank ihm nie der Muth, und Reil zeigte seinen männlichen deutschen Charakter bei jeder Gelegenheit, wo es galt, die Unterdrücker fühlen zu lassen, daß noch deutscher Sinn und deutsche Energie unter uns lebe, und suchte diese Gefühle in der Brust der Jüngern anzufeuern. 1813 übertrug ihm der König die Direktion der Lazarethe auf dem linken Elbufer. Reil kam, vom Typhusgifte angesteckt, nur bis Halle, wo er am 12. Nov. 1813 sein schönes, einflußreiches Leben endete. Er ward unter einem zahlreichen Gefolge auf einem Berge unweit Giebichenstein, auf dessen Anpflanzungen er viele Mühe und Kosten verwendet hatte, beigesetzt. Als Lehrer erwarb sich Reil durch seine zwanzigjähr. Bemühungen, durch seinen lichten gründlichen Vortrag, seine großen praktischen Kenntnisse und durch die fruchtbringende Methode, wie er junge Aerzte ausbildete, unvergängliche Verdienste. Als praktischer Arzt hatte er einen ausgezeichneten Ruf; sorgsam, theilnehmend, liebevoll am Krankenbette, hielt er doch fest auf die Befolgung seiner Vorschriften; ungemein glücklich war er in den Kuren psychischer und Augenkrankheiten. In seinen Schriften zeigte er sich als einen Mann von den umfassendsten Kenntnissen mit einer scharfen und nüchtern Beobachtungsgabe. Reil besaß einen philosophischen Geist, und sein höchstes Streben war, die Medizin mit der Philosophie in eine harmonische Verbindung zu bringen; so wie sich dann auch fast alle seine Schriften durch eine lichtvolle methodische Anordnung auszeichnen. Seine Werke haben einen großen Einfluß auf die Arzneikunde gehabt; die vorzüglichsten unter ihnen sind: sein Archiv für Physiologie, in ihm legte er seine feinen Untersuchungen der Fiberstruktur des Gehirns und eine Menge neuer physiologischer Ansichten, die ihm einen bleibenden Ruhm gewähren werden, nieder. In seiner Schrift über die Pepiniere stellte er das hohe Ideal eines Arztes auf: seine Vorschläge aber in Hinsicht der Bildung von Landärzten oder Routiniers, dürften aber gerade zu der Einseitigkeit und Charlatanerie führen, die er so sehr verachtete. Sein größtes Werk ist: Ueber die Erkenntniß und Kur der Fieber, Halle 1820, dritte Auflage in 5 Bänden; große Kenntnisse, tiefer Beobachtungsgeist, philosophischer Scharfsinn, praktische Sicherheit, und ein klarer, geordneter Vortrag zeichnen es aus. Großes Verdienst hat auch seine Schrift über psychische Kurme-

thoden. Seine allgemeine Pathologie neigt sich zu sehr zur Naturphilosophie und enthält manche gewagte, blendende, aber nicht immer gegründete Hypothese.

Reim ist der gleichtönende Laut der letzten, oder zwei letzten Sylben in Versen. Im ersten Falle heißt er männlich, wenn die letzten sich reimenden Sylben lang sind, z. B. Macht, Acht; weiblich, wenn er auf den beiden letzten, einer langen und einer kurzen beruht, z. B. Leben, geben. Erstreckt sich der Reim durch drei Sylben, so heißt er ein gleitender, z. B. reinigen und bescheinigen, gießende und fließende. Zwei lange Sylben, z. B. Rheinbund und Scheingrund, geben schwere Reime, und sind nur in Scherzgedichten, z. B. Voß schwergereimten Oden, wo es darauf angelegt ist, schwer zu reimen, anwendbar. Man hat über den Werth und Unwerth der Reime viel gestritten. Da die Alten sie nicht kannten, und selbst Verse, die sich reimten, für fehlerhaft hielten: so erhellet wenigstens daraus, daß sie keine wesentliche Eigenschaft aller Verse seyn. Gleichwohl ist der Reim fast in allen neuern Sprachen aufgenommen, und zwar zuerst, wie Hüet wahrscheinlich gemacht hat, von den Troubadours, die ihn von den Arabern bekamen, in ihrer provenzalischen Sprache. Die Gründe, warum der Reim so viele Liebhaber gefunden hat, sind verschieden. Zuerst ist er offenbar ein Hilfsmittel für das Gedächtniß. Daher auch viele andere Sprichwörter gereimt sind, z. B. Wie gewonnen, so zerronnen; eile mit Weile, u. a. Zweitens ist er eins von den Mitteln, das Metrum des Verses zu bestimmen. Z. B. Wenn ich folgende Strophe eines Klopstockschen Liedes so zusammenstelle: Mein Gebet steigt täglich auf zu dir, Herr, und du merkest darauf. So oft ich bete, sprichst du: dein Wunsch geschehe; dann dank ich dir: so wird nicht leicht Jemand das Sylbenmaß darin gewahr werden, worauf der Reim ihn leitet:

v v — — — v — v —
Mein Gebet | steigt täg | lich zu | dir auf
v — — — v —
Und du Herr merkest drauf.
v — v — v
So oft | ich flehe,
— — v — v — v
Sprichst du: | dein Wunsch | geschehe.
v — v —
Dann dank | ich dir.

Drittens benimmt er denen Versen, welche in einem einfachen Fußmaße, z. B. Jamben oder Trochäen, fortgehen, etwas von ihrer Einförmigkeit, wozu schon die Abwechselung der männlichen und weiblichen Sylben beiträgt, wenn sie auch nicht gereimt sind. Wenn man z. B. die Strophe des Gellertschen Liedes: Auf Gott, und nicht auf meinen Rath, so änderte:

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glück begründen,
Und dem, der mich bisher erhielt,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Schuf und regiert,
Wird mich auf dunklem Pfade
Mit Vatergüte leiten.

so würde man darin zwar Takt und Rhythmus gewahr werden, aber es würde seyn, als wenn man in einem Tonstück immer aus einem Akkord in den andern überginge, ohne am Ende sie aufzulösen, welches der Fall nicht ist, wenn die Reime beibehalten werden:

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Hierin scheint uns das Räthsel zu liegen, warum bei lyrischen Stücken, besonders der leichtern Art, der Reim noch immer für eine Schönheit gehalten wird. Er giebt eine Art von Harmonie. In den Schlußreimen trauen und tragen, hört man gleichsam die beiden Grundtöne, die den ersten und zweiten Theil der Strophe schließen, und die zu den in dem Ganzen herrschenden Akkorden gehören. So würde also der Reim vielleicht eine Wirkung unsrer vollkommenern Musik, und daher für musikalische Stücke, wenn gleich nicht für Gedichte, wobei es bloß auf Deklamation abgesehen ist, nothwendig seyn. Wir wollen nicht davon reden, daß sich oft der Mangel des eigentlichen Poetischen unter einer leichten Reimerei versteckt. Denn dieses kann dem Gedichte selbst keinen Werth geben, ohnerachtet er gerade darum für die Franzosen schon sehr wichtig ist, die es den deutschen Dichtern zum Vorwurf machen: qu'ils degradent leurs productions les plus estimables par la profondeur de leurs pensées, und folglich schon mit einer leichten, gefälligen Reimerei zufrieden sind. Was man dem Reime zum Vorwurf macht, ist dieses, daß er eine Fessel der Gedanken ist. Oft leitet er aber auch auf Gedanken, auf die der Dichter ohne ihn nie gefallen wäre. Wir haben nun der Reime, und zwar der ganz reinen, zu wenige in unsrer Sprache. Wäre sie so reimlich, als die französische, so würde man den Druck seiner Fesseln weniger empfinden. Die Regeln des Reims sind: sie müssen 1) nicht ängstlich gesucht erscheinen, und 2) der Gedanke nicht um ihrentwillen da seyn. Sie müssen 3) rein, d. i. im Klange völlig harmonisch seyn. Man darf also nicht reimen: begleiten und Freuden; loosen und stoßen; Zwerge und Werke; Gemüse und Füße. Solche Reime sind in der That so widrig, als wenn einer einen falschen Ton greift. Da indessen der Reim eine Fessel und unsre Sprache, wie gesagt reimarm ist: so sollte man billig auch diese Forderung nicht übertreiben bei solchen Reimen, wo allenfalls die Dissonanz durch den Ton der Stimme gehoben werden kann, z. B. vermissen und küssen, aber nicht verdrießen.

Reimarus (Herm. Samuel), geb. zu Hamburg 1694. Sein Vater, Nikolaus Reimarus, Lehrer am Johanneum daselbst, bildete in der Jugend die glücklichen Anlagen des Sohnes; ihm halfen die Lehrer Christian Wolf und Fabricius treulich. 1714 ging er nach Jena, promovirte dann als Magister legens zu Wittenberg und ward bei der philosophischen Fakultät Adjunkt. 1720 durchreiste er Belgien und England und kam hierauf nach Wittenberg zurück, um philologische und philosophische Collegien zu geben. — Als Rektor 1723 nach Wismar berufen, war sein dortiges Wirken für die Schule sehr vortheilhaft. 1727 übernahm er die Professur der hebräischen Sprache am Gymnasium zu Hamburg; später wurde diese noch mit der Professur der Mathematik verknüpft. Nach des berühmten Geßner's Tode wurde ihm dessen Lehrerstelle zu Göttingen angetragen, Reimarus aber, der zu viel Anhänglichkeit an seiner Vaterstadt besaß, schlug sie aus. Nachdem er über 40 Jahre an dem Gymnasium mit unermüdender Thätigkeit die Jugend gebildet hatte, starb er 1768. Als Lehrer befolgte er den richtigen Grundsatz, daß man die Jugend weniger lehren, als sie zum Selbstlernen anregen müsse, daher vermied er so viel als möglich das bloße Docieren, und suchte das Selbststudium der Schüler richtig zu ordnen und zu

leiten. Reimarus war nicht bloß Gelehrter, sondern ein selbstständiger Denker, und verband mit großen philologischen Kenntnissen ein gründliches Wissen in der Philosophie und Naturgeschichte. Sein wichtigstes Werk ist: Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet. Hamburg 1754. Reimarus trat in diesem Werke dem oberflächlichen, leichtsinnigen, oft in Hinsicht der Religion in Frivolität ausartenden Geist, der sich von Frankreich zu seiner Zeit nach Deutschland fortpflanzte, und häufig Eingang fand, entgegen. Er stellte den sogenannten physiko-theol. Beweis für das Daseyn Gottes und die andern höhern religiösen Wahrheiten, mit größerer Gründlichkeit und Consequenz, als damals der Stand der Naturwissenschaft zuließ, auf. Sein verdienstvolles Streben wurde auch allgemein anerkannt, indem seine Schrift sechs Auflagen erlebte. — Später gab er heraus: Die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln, der Einstimmung und des Widerspruchs, hergeleitet. Hamburg 1756. — Unglücklich für den Frieden der protestantischen Theologen in Deutschland war es, daß Reimarus die Grundsätze zur Erkenntniß der Wahrheit, welche er in obigem Werke aufgestellt hatte, als Prüfungssteine an mehrere Lehren des positiven Christenthums, besonders an einige Wunder des alten Testaments und die Auferstehungs-Geschichte Christi legte: er gab zwar selbst die Resultate seines Nachdenkens in diesem Felde nicht heraus; doch fiel Lessingen eine Abschrift davon in die Hände, und dieser gab sie unter dem Titel: Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten, in Druck. Sie erregten einen gewaltigen Aufruhr, und veranlaßten eine Menge Widerlegungsschriften, unter den Döderlein's Antifragmente 1783 sich als die gründlichste und kräftigste auszeichnete. Als vielseitiger und festgebildeter Philolog beurkundete sich Reimarus in der Ausgabe der römischen Geschichte des Dio Cassius, die Fabricius begonnen hatte und Reimarus vollendete.

Reimarus (Joh. Alb. Heinr.), der Sohn des Vorigen, geb. 1729 zu Hamburg, besuchte erst die Johannisschule, dann 1745 das Gymnasium; bildete sich aber vorzüglich unter den Augen seines Vaters zur akademischen Reife. 1751 bezog er die Universität zu Göttingen und widmete sich dem medizinischen Fache, wenn gleich er früher die Absicht hatte, die Rechte zu studiren. In den J. 1753—54 hielt er sich zu Leyden und Edinburg auf und legte sich vorzugsweise auf die praktische Arzneilehre. 1755 machte er unter Hunters Leitung einen praktischen Cursus in den Spitälern zu London. Auf seiner Rückkehr nach Holland verlor er seine Bücher, Abhandlungen und Manuscripte. Zu Leyden promovirte er und schrieb seine Inaugural-Dissertation: De tumore ligamentorum circa articulos, fungo articulorum dicto. 1757. Hierauf ließ er sich als praktischer Arzt in Hamburg nieder, wo er 1796 die Professur der Naturgeschichte und der Physik erhielt. Während der französischen Soldaten-Herrschaft in Hamburg verließ er 1813 seine Vaterstadt, und starb zu Ranzau; später wurde sein Leichnam nach Hamburg gebracht und neben den Seinigen beigesetzt. Reimarus war nicht so sehr ein gelehrter als glücklicher Arzt. Zufällig bemerkte er die Wirkung, daß nach Einspritzung des Saftes der Belladonna die Pupille sich erweitere; dies brachte ihn auf die Idee, dasselbe Mittel künstlich bei der Operation des grauen Staares oder andern Operationen, bei welchen der Operateur die Instrumente durch die Pupille führen muß, anzuwenden, um durch die vergrößerte Pupille mehr Raum für die Operation zu gewinnen. Reimarus haßte allen Zwang, und wo er diesen sah, es sey im Reiche der Wissenschaften und des Glaubens oder in den bürgerlichen Verhältnissen, trat er gegen ihn in die Schranken. Aus diesem Grunde schrieb er gegen Getreidesperre,

Digitized by Google

öffentliche Kornmagazine, Fleischtaxe, gegen Zünfte und Gilden, gegen den Zwang des Verlagsrechts, gegen medizinische Zwangsordnung, Handelsverbote ꝛc. In der Religion befolgte er die Grundsätze seines Vaters, und erkannte die Vernunft als Richterin derselben: so wie überall war er auch hier dem dogmatischen Zwange feind. Viele Verdienste hat er sich in Hamburg und den Umgegenden um die Verbreitung des Einimpfens der natürlichen Pocken und Blitzableiter, zu deren Erörterung über Blitz, über dessen Bahn und Wirkung auf die verschiedenen Körper, er Mehreres schrieb, erworben. Er hinterließ auch eine Selbstbiographie mit dem Plane einer Teleologie, oder mit dem Entwurfe zu einer Schrift, über die zweckmäßige Einrichtung in allen Reichen der Natur.

Reimlexikon, eine Zusammentragung aller in einer Sprache enthaltener Reimendigungen. Im 17. Jahrh. erhielt die französische eins durch die Bemühungen des Lexikographen Richelet, welcher die Endreime nach Ordnung des Alphabets mit Einschluß der Mitlauter zusammenstellte: der Deutsche erhielt eins durch Hübner in dessen poetischem Handbuche; er ordnete die Endreime nach den Vokalen; eine Methode, die passender zu seyn scheint. Einen andern Versuch zu einem Reimlexikon machte Schäfer in seinem hochdeutschen Wörterbuche, Weißenfels 1800. Ein ganz neues wurde vor einigen Jahren durch die Brockhausische Verlagshandlung zu Leipzig angekündigt, was vor einiger Zeit erschienen ist. Ob ein Reimlexikon für den Dichter von Nutzen ist? Wenn gleich Boileau behauptet, daß das Suchen nach einem Reime den Dichter oft auf einen neuen Gedanken, auf ein glückliches Bild oder interessante Sprachwendung führe, so ehrt es doch den wahren Dichter wenig, aus einer solchen Quelle seine Ideen zu schöpfen: nur Knaben in der Schule, geistesarmen Versmachern, kann man es erlauben, daß sie sich bei ihren poetischen Aufgaben eines Reimsteges zum Parnaß bedienen.

Reinecke oder Reinicke der Fuchs, ein berühmtes satyrisch-epischen Fabelgedicht, das gegen das Ende des 15. Jahrh. in friesischer Mundart unter dem Titel Rynke de Vos erschien. Es enthält in vier Büchern zwölf Gesänge und ist in kurzen gereimten Jamben, oder in den sogenannten Knittelversen geschrieben. Der Verfasser schildert darin unter dem Gewande der Fabel die Lächerlichkeiten seiner Zeit; ungemein treffend hat er den Charakter der Höfe, ihre Intriguen und die Ränke der Höflinge dargestellt, vorzüglich ist seine Satyre gegen die damalige Geistlichkeit witzig und scharf. Der Verfasser nennt sich zwar in der Vorrede selbst Hinrich von Alkmar und sagt: er habe das Gedicht aus dem Französischen in seine Mundart übertragen. Allerdings gibt es ein französisches Werk aus dem 13. Jahrh., welches 1823 Mehon aus Handschriften in vier Bänden zu Paris mit dem Titel Roman du Renard herausgegeben hat, und gänzlich ableugnen läßt es sich nicht, daß der Deutsche hievon die erste Idee entnommen habe, doch er selbst ist weit entfernt ein bloßer Nachahmer oder Uebersetzer zu seyn. Wer eigentlich der wahre Verfasser des deutschen Gedichtes sey, ist bis jetzt noch zweifelhaft, und die Literatoren haben hierüber verschiedene Meinungen geäußert. Rollenhagen hält einen Nikolaus Baumann für den Verfasser. Dieser stand früher in Diensten des Herzogs von Jülich, glaubte sich aber vom jülicher Hofe gekränkt und trat später in des Herzogs Magnus von Meklenburg, Dienste. Er starb 1526 zu Rostock als Doktor der Rechte und Sekretär. Aus Rache gegen den jülicher Hof soll er nun unter dem Scheinnamen Henrich von Alkmar, um sich sicher zu stellen, dies satyrische Gedicht verfaßt haben, was 1522 zu Rostock herauskam. Auch Gottsched ist in seiner Ausgabe dieses Gedichts (1752) derselben Meinung; aber weder er noch Rollenhagen haben ihre Behauptung auf Beweise gestützt, die alle Zweifel heben; so viel geht aus

den von ihnen angeführten Gründen hervor; daß Baumann ohne Zweifel der Herausgeber, doch nicht, daß er der Verfasser sey. Dies behaupten ebenfalls Eckart in seiner Einleitung zu Leibnitzen's Collect. etymolog. und Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten, 1774. Die genauesten Nachrichten über dies satyrisch-epische Fabelgedicht finden sich in Flögels Gesch. d. kom. Lit. Bnd. 3. S. 28 ꝛc. Eine andere Frage ist es, ob dies Gedicht durchaus deutschen Ursprungs sey? Daß Eckart in seinem Commentar sogar die damaligen deutschen Fürsten, auf welche, als Thiere verkleidet, der Verfasser seine satyrischen Pfeile abschoß, namentlich angibt, kann nicht als Grund gelten, daß es ein deutsches Originalwerk sey. Höchst wahrscheinlich ist es sogar, daß der Deutsche ein franz. Gedicht nachahmte; aber wie ein Mann von Kopf und selbstständig nachahmte. Die Franzosen besitzen eine Menge Gedichte, worin der Fuchs die Hauptrolle spielt; außer dem obengenannten sind es noch folgende, die weit älter als unser Reinecke und noch nicht gedruckt sind: Nouveau Regnard en vers par Jacquemars Gielée en Flandre von 1290; ferner le Roman du Regnard contrefait von 1319 bis 1328, halb in Versen, halb in Prosa. In den Tabliaux ou Contes du XII. Siècle findet sich ein ähnliches Gedicht: Roman du Regnard et d'Isangrin. Eine nicht geringe Aehnlichkeit hat unser Reinecke mit dem Roman Nouveau du Regnard von Gielee; die Oekonomie und der Gang sind sich theilweise in beiden nicht selten sehr ähnlich; selbst mehrere Namen hat der Deutsche, die dem französischen eigen sind: so heißt die Höhle des Fuchses in diesem Man-Pertuis und im Deutschen Maupertus; die Benennung des Widders Bellyn stammt vom französischen Belier her. Vor allem hat aber unser Reinecke mit dem Roman du Regnard et d'Isangrin die größte Aehnlichkeit; der Gang der Geschichte ist fast ganz und gar derselbe. Die erste Ausgabe dieses Gedichtes von Werth erhielten die Deutschen durch Gottsched. Eine treffliche Bearbeitung desselben lieferte Göthe in hochdeutscher Sprache und in Hexametern. Soltau gab 1803 eine hochdeutsche Ausgabe in dem Versmaße des Originals heraus. Bredow veranstaltete 1797 zu Eutin die beste Ausgabe in plattdeutscher Mundart, und fügte ein zweckmäßiges Glossarium hinzu. Renner hatte unter dem Namen Sparre eine Fortsetzung des Reinecke Fuchs, betitelt Hennynk de Han, geliefert. Obschon wenig bekannt und nicht den satyrischen Gehalt des ursprünglichen Gedichtes besitzend, verdient sie demungeachtet in mehrerer Hinsicht beachtet zu werden.

Reinecke (Joh. Friedr.), ein ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1745 zu Helmstädt, wo sein Vater Advokat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder; die Gemüthsstimmung beider Knaben paßte aber so wenig zusammen, daß sie fast immer in Streit lebten, und es oft zu Schlägereien kam, in den der jüngere den Kürzern zog; gewöhnlich erhielt noch obendrein der ältere beim Vater Recht. In einer mißmüthigen Stunde, wo er glaubte, wieder Unrecht erlitten zu haben, verließ Reinecke heimlich das Vaterhaus. Er war 14 Jahre alt, als er ohne Geld, ohne Aussicht und selbst nicht wissend, wohin, davon lief. Es war Zufall, daß er gerade auf den Weg nach Hamburg gerieth. Vom Hunger gequält, bittet er einen Müller um ein Stück Brot. Das offene Wesen des Knaben macht auf den Müller Eindruck; er nimmt ihn ins Haus und pflegt ihn. Hier hatte Reinecke's Redlichkeit einen harten Kampf zu bestehen. Sein freundlicher Wirth ließ ihn einige Zeit allein im Zimmer, wo eine Taschenuhr hing; Reinecke fühlt plötzlich eine heftige Begierde, sie zu besitzen, und weiß sich vor der Versuchung nur durch die Flucht zu retten. Hierauf machte er mit Fuhrleuten, die er antraf, Bekanntschaft; sie nahmen sich des Verlassenen an und brachten ihn nach Hamburg. An einem Bäckerladen vorbeigehend, erregt das ausgestellte Brot seinen Appetit; er tritt hinein und bittet den Eigenthümer,

ihm ein Stück zu borgen, das er, sobald er könne, bezahlen würde. Auch diesen bewog des Knaben Hilflosigkeit und ehrlich-unschuldiges Wesen zum Mitleid; er nimmt ihn in sein Haus, und verspricht nach Umständen für sein Fortkommen zu sorgen. Einige Tage nachher führt der Bäcker den jungen Reinecke ins Theater, und in ihm hielt Letzterer die Bestimmung seines Lebens. Die Wunderwelt auf den Brettern machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß es bald sein höchster Wunsch ward, sich der Bühne widmen zu können. Am andern Morgen läuft er zum Direktor und bittet, ihn aufzunehmen: dieser verweigert das Begehren; Reinecke läßt aber nicht nach, und bringt es endlich durch unabläßiges Bitten dahin, daß er als Laufbursche angenommen wird. In dieser Bedienstelle bleibt Reinecke mehrere Jahre, und das Gefühl seiner drückenden Lage wird durch das Glück aufgewogen, täglich der Bühne nahe zu seyn, und manchmal in der Rolle eines Aufwärters auftreten zu dürfen. Die harte Behandlung seines Herrn, und eine innere Stimme, die ihm sagte: er sey zu etwas Höherem bestimmt, bewogen ihn endlich, Hamburg zu verlassen. Er gesellte sich zu einer kleinen herumziehenden Schauspielertruppe und spielte mit; auf Theatern in Landstädtchen entwickelte sich zuerst sein großes mimisches Talent, das er durch unermüdetes Studium und Nachdenken ausbildete. Nach einiger Zeit engagirte er sich bei der Seylerschen Gesellschaft und kam nach Hamburg zurück, wo sein Spiel schon nicht geringe Aufmerksamkeit erregte; doch bei der Bondinischen Gesellschaft in Leipzig und Dresden entfaltete sich sein Talent erst zu seinem höchsten Glanze. Zu seiner Bildung trug nicht wenig die Freundschaft bei, welche er mit dem bekannten Deklamator Schocher machte. Damals herrschte in den heroischen Rollen noch ein falscher Pathos, der mit seinen Uebertreibungen in Mimik und Deklamation — von den man sagen kann, was Young in einer andern Hinsicht sagte: um eine Feder wegzufluthen, bedarf es keines Oceans, — die reine, ungekünstelte Natur von der Bühne vertrieb. Mit Recht verschmähte es Reinecke, dieser prunkenden und dabei doch hohlen und geistlosen Darstellungsweise zu folgen: er gab die hochtragischen Rollen natürlich, ohne Schwulst und Uebertreibung und ward der Liebling des Publikums und ein Vorbild für alle Schauspieler. Er besaß überdies eine geistreiche und männliche Bildung, eine edle Haltung und eine wohltönende, jeder Modulation der Empfindung und der Leidenschaft fähige Stimme. Daher er auch in den Rollen des Essex, König Lear, Otto von Wittelsbach, des Oberförsters ꝛc., die größte Bewunderung sich erwarb. Er starb 1787 als Regisseur des Bondinischen Theaters zu Dresden.

Reinhard (Franz Volkmar), ein berühmter evangelischer Theolog und Prediger, wurde 1753 zu Vohenstrauß im Herzogthum Sulzbach geboren. Der Vater, welcher Prediger war, erzog fast ausschließlich seinen hoffnungsvollen Knaben; schon früh erweckte er in ihm durch fleißiges Bibellesen den tiefen, religiösen Sinn, durch den sich Reinhard später so sehr auszeichnete und mit dem er so viel wirkte; der zweite Hauptzweck seiner Erziehung war, dem Knaben genaue Kenntnisse in den gelehrten Sprachen beizubringen und die Neigung zum Selbstdenken in ihm anzuregen. Beides ist ihm über Erwartung gelungen. Hernach ging er auf die Schule zu Regensburg, wo der Conrektor Töpfer auf seine Bildung den wohlthätigsten Einfluß hatte. 1773 bezog er die Universität zu Wittenberg, wurde 1777 daselbst Magister legens und Adjunkt der philosophischen Fakultät. 1780 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und hielt philologische und philosophische Vorlesungen, in den er seinen Scharfsinn und seine gründliche vielseitige Gelehrsamkeit zeigte. Seine ausgezeichneten Predigten und seine vielen anderweitigen Verdienste machten, daß er 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberkonsistorial-

Affessor nach Dresden, wo er der sächs. Regierung berufen wurde. Hier starb er allgemein betrauert 1812. Reinhard besaß einen höchst ehrwürdigen Charakter, ausgezeichnet durch eine seltne Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe; seine Berufspflichten, die viele und beschwerlich waren, erfüllte er mit möglichster Strenge und Gewissenhaftigkeit. Bei Gelehrten, besonders akademischen, ist es eine häufige Erscheinung, daß sie das Gedächtniß, den Geist und die höhere Erkenntnißthätigkeit der Seele auf Kosten des Gefühlsvermögen bilden und auswirken. Reinhard behauptete aber mit Recht, daß des Menschen wahre Bildung und auch sein Glück in der harmonischen Entwickelung aller seiner Kräfte zu setzen sey, und daher war es sein steles Streben, keine Fähigkeit und Kraft des Herzens oder des Kopfs zu vernachlässigen, sondern sie den Gesetzen der Vernunft gemäß harmonisch und ihrer Natur und in Beziehung auf die höhern intellektuellen Thätigkeiten ihrem Werthe nach auszubilden. Jedes Forschen nach Wahrheit fängt mit der Skepsis an; denn erst beim Erwachen des Zweifels gegen eine Erkenntniß, die man bisher für wahr hielt, erwacht auch das Bedürfniß, dieselbe tiefer nachzuforschen, um jenen aufzuhellen. Da aber unmöglich der Skepticismus stets das ganze Leben hindurch währen kann, denn es gibt gewisse Vernunftsätze, über die der Mensch sich einmal bestimmen muß, weil sie mit seinem innersten Seyn und Wesen so innig zusammenhangen, daß, ohne ihre Forderungen auf irgend eine Weise befriedigt zu haben, der Mensch keine Ruhe findet; so kömmt auf die Dauer entweder der Forscher auf einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit in seinen Erkenntnissen, daß sie die Stelle der Wahrheit vertritt und in völlige Ueberzeugung übergeht, oder er kehrt fromm ergeben zum Glauben zurück. Bei Reinhard war dies letztere der Fall, er gesteht selbst: „Das Studium aller Systeme der philosophirenden Vernunft läßt ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Spekulationen derselben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philosophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieser Art, wie scheinbar sie auch vorgetragen seyn mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Besserung gewendet hatte, war das moralische Gefühl in mir zu wirksam geworden, als daß es unmoralische Behauptungen nicht sogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangelische Erziehung gegeben). Bei der Philosophie fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder im Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte selbst geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird man alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt.“ So war das Resultat seiner Untersuchungen ein frommer, ergebener und beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jesu nach einer vernünftigen und kritischen Auslegung der Schrift. Seine Ansichten des Christenthums hat er in den meisten seiner Werke entwickelt. So sagt er in der Vorrede zu seiner Moral: „Es wurde mir unwidersprechlich gewiß, daß das Christenthum die nothwendigsten und gemeinnützigsten Wahrheiten auch gerade in der Form enthalte, in welcher sie am faßlichsten, anwendbarsten und wirksamsten sind; ich wurde gewahr, daß ohne die Authorität Gottes bei dem großen einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukommen ist, und daß es Augenblicke geben kann, wo sie auch dem scharfsinnigsten Denker willkommen und nützlich seyn muß; es wurden mir selbst an den Geheimnissen des Christenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Art Anstoß gaben, Seiten sichtbar, wo sie sich an die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie wirklich ist, anschlossen, und dadurch eine große praktische Wichtigkeit für Besserung und Beruhigung

erhielten.“ Unter seinen Schriften sind folgende vorzügsweise der Beachtung würdig: 1) Psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, 1r Thl.; der zweite, welcher von dem Wunderbaren im Christenthume handeln sollte, ist nicht erschienen: wahrscheinlich ließ sich Reinhard durch die Furcht abhalten, zarten und religiösen Gemüthern ein Aergerniß zu geben, wenn er seine Ansichten über die testamentarischen Wunder, was er dem Plane seiner Schrift nach thun mußte, unverhohlen hinstellte. 2) Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf. Er kam zuerst 1781 ohne Namen heraus; es erfolgten später mehrere Ausgaben nacheinander, in den Reinhard sich nannte. Sein Zweck in diesem Werke war, zu zeigen, daß es höchst vernünftig sey, zu glauben, daß Jesus ein Gesandter Gottes an die Menschen gewesen sey, weil der Plan seines Strebens so groß als umfassend und einzig sey, daß er unmöglich ohne den höhern Einfluß Gottes in einem Menschenkopfe entspringen könne. Dieser Schluß hat wenig Haltbarkeit; denn, wenn es dem Heilande als bloßer Mensch möglich war, den ihm von Gott unmittelbar eingeflößten Plan zu begreifen und zu würdigen, und dies mußte er wohl, wenn er das Streben seines Lebens auf ihn richten sollte; so sieht man nicht ab, warum Jesus nicht auch ohne eine höhere Einwirkung auf diesen Entwurf gekömmen seyn sollte; da das menschliche Erkennen und Durchdringen eines Planes von dem menschlichen Selbstschaffen desselben nicht durch eine so ungeheure Kluft getrennt wird, daß das Letztere nothwendig göttlich seyn müsse, während das Erstere die Erkenntnisse des Menschen nicht überbietet. 3) 1788—89 gab er die beiden ersten Bände seines Systems der christlichen Moral heraus. Dies Werk wurde das Ziel seines schriftstellerischen Lebens; er erweiterte es später zu fünf Theilen. Seine Absichten bei diesem Werke waren: eine Vergleichung und Würdigung der christlichen Sittenlehre und der Moralsysteme der alten heidnischen Religionen und der Vernunft aufzustellen und zu zeigen, daß die erstere den Vorzug verdiene und worin dieser Vorzug bestehe; ferner wollte er nachweisen, wie sich die christliche Moral zu der menschlichen Natur und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit verhalte. In der Theologie verwarf Reinhard Alles, was mit den klaren Worten des Evangeliums in Widerspruch stand: „Daß hierbei (sind seine eigenen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede seyn. — Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen, und sie so zu gebrauchen nie hatte aufgehört; so war sie mir so heilig, ihr Ansehn war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Religionsgefühl so sehr empörte, als eine unsittliche Behauptung meinen moralischen Sinn.“ Der Geist und die Art des Vortrages in seinen Predigten unterscheidet sich nach seinen verschiedenen Lebensperioden; in den ersten Jahren herrschte die psychologische, in den folgenden die moralische, später die moralische und dogmatische Seite in ihnen vor; in den letzten Jahren legte er in sie seine reinen dogmatischen Ueberzeugungen nieder. Seine Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, erregten unter den Protestanten einen gewaltigen Streit. Er behauptete nämlich in dem neunten Briefe seiner Geständnisse, daß wenn es darauf ankomme, den Lehrbegriff zu begründen, der Rationalist die Bibel gar nicht zulassen könne. Bei diesem komme nicht der Inhalt der Offenbarung in Betracht, sondern allein die Prinzipien, von den man ausgehe. Die Prinzipien lägen entweder in der Vernunft oder in der Offenbarung; ein anderes Dritte sey nicht möglich. Wer sich konsequent bleiben wolle, müsse sich unbedingt zu einem von diesen beiden bekennen, sie beide mit einander verschmelzen zu wollen, sey nichts weiter als ein inkonsequenter Synkretismus. — In der Vorrede,

mit der er das von Crell abgefaßte Werk: Pyrrho und Philalethes, 1811. begleitete, erklärte er sich öffentlich als ein Feind der Naturphilosophie, besonders trat er gegen ihre despotische Herrschaft, die sie sich damals, und auch mitunter noch jetzt, anmaßte, in die Schranken. Da Reinhard in seinem Denken selbst den streng logischen und dialektischen Formen und Gesetzen folgte, so hätte man vermuthen sollen, daß er sich der kritischen Philosophie, die denselben Weg in ihren Forschungen einschlug, nicht ungünstig gezeigt haben würde, dies war aber nicht der Fall; er bestritt sie, weil er der Meinung war, sie sey dem Offenbarungsglauben gefährlich. Seine 1800 gehaltene Reformations-Predigt veranlaßte viel Aufsehn. Er sprach darin seine Ansichten über die freie Gnade Gottes aus. Eine gewisse mystische religiöse Parthei am Hofe glaubte darin ihre Grundsätze vertheidigt, und ließ durch ein Dekret diese Predigt verbreiten. Sie zog Reinharden von vielen Seiten Anschuldigungen der Hyperorthodoxie und Heuchelei zu; doch nichts war von Reinhard ferner als diese. Das Ideal eines Predigers hat er in seinen Geständnissen entworfen, und sein stetes Streben war es, sich diesem Ideale so viel als möglich zu nähern: «Könntest du auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganze wäre; könntest du allezeit einen interessantrn, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affektes durch sie sichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus, und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das Beredsamkeit seyn, die sich für die Kanzel schickte, dein Vortrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz seyn, du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll. Dieser aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredsamkeit ist mir so eigen geworden, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt, und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eigenen Predigten leitet.» Am besten hat er diese Aufgabe wohl in seinen Predigten gelöst, die er zur Schärfung des sittlichen Gefühls und über den Streit der Weltbegebenheiten mit der Vorsehung hielt; auch seine Reformations-Predigten nähern sich dem Ideal am meisten. Als Beamter hat sich Reinhard in seinen verschiedenen Geschäftskreisen mehrfache Verdienste erworben. So viel in seinen Kräften stand, regte er auf und erhielt er den wissenschaftlichen Geist auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen; ebenso trug er viel zur Gründung und Verbesserung der Schullehrer-Seminarien bei. Als Kirchenrath half er kräftig zur Einführung einer neuen Agende und neuer Gesangbücher mitwirken. Zum Besten der Prediger entwarf er einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntags-Predigten. Im ersten Jahre sollten die evangelischen, im zweiten die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den dritten

Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte der Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Uebersicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde, dies geschah 1809. Für den vierten Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verse aus, in welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Wir besitzen zwei Biographien von ihm; eine kurzgedrängte Skizze seines Lebens von dem Hofrath Böttiger, Dresden 1813, und eine zweite ausführlichere und reichhaltigere von Pölitz, Leipz. 1815, in zwei Theilen.

Reis (Oryza sativa L.), eine einjährige Pflanze der 5. Klasse mit ährenförmiger Rispe, meistentheils einfachen Aehren, langen Grannen und länglichten bloßen Samen. Dieses Sommergetreide soll aus Aethiopien abstammen, und wird häufig auf Java und Südkarolina und in China, auch in Mailand, Neapel u. a. O. gebaut. Es liebt einen sandigen nassen Boden und reift in fünf bis sechs Monaten. Es gibt zwei Hauptarten von Reis, den Berg- und den Sumpfreis, und von diesem wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreis erfordert einen nassen morastigen Boden. Der Bergreis hingegen verlangt ein hochliegendes, trocknes Land. Er ist wohlschmeckender und weißer, als der Sumpfreis, aber lange nicht so ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfrist dauern zu können, muß der Reis in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden; daher seine Härte. Der Arrack (s. d. Art.) wird aus Reis gebrannt. Jüngst hat man in Mähren angefangen, sich mit dem Anbau des Reises zu beschäftigen. Die Versuche aber, die man damit in Sachsen und im Lüneburgischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Ueber den Reisanbau in China, s. d. Art.

Reis-Effendi, s. Effendi.

Reisen. Sie sind dreifacher Art, entweder Geschäfts-, Bildungs- oder Entdeckungsreisen. Nach dem Zwecke, den man durch die Reise zu erzielen gedenkt, muß man sich zu derselben vorbereiten. Der Zweck der Reise muß vorher fest bestimmt, und diesem alle andere Rücksichten untergeordnet werden. Wer eine Bildungsreise unternimmt, er sey Staats- oder Weltmann, Literator, Aerzt, Geograph, Kaufmann, Landwirth ꝛc., muß sich erst hinlängliche umfassende Kenntnisse über den Gegenstand seiner Reise sammeln, er lese vorher sorgfältig, was andere Reisende in dem Lande und an dem Volke beobachtet haben: denn kommt jemand fremd unter ein fremdes Volk, und verwendet er auf dessen Beobachtung keine längere Zeit, als gewöhnlich eine Reise gestattet, so wird er ohne großen Gewinn von ihm scheiden. Nicht weniger suche man sich vorher historische Kenntnisse der Leistungen des fremden Volkes in den Künsten, Wissenschaften, politischen, bürgerlichen und andern Einrichtungen zu verschaffen, um derentwillen man die Reise unternimmt, doch darf man keine vorgefaßten Meinungen mitnehmen, und sein Urtheil durch die frühere Lektüre beschränken lassen. Ohne eine gewandte Fertigkeit in der Sprache des Landes, wird man mit keinem bedeutenden Nutzen je eine Bildungsreise unternehmen. Dann beobachte man nicht zu viel, alles genau ohne Vorurtheil und in einer gewissen Ordnung. Ueber die Art, wie man sich zu einer Reise vorbereitet, und sie am vortheilhaftesten für die Bildung anstellt, lese man die Einleitung zu Richards Guide des voyageurs mit von Bechtold's Anleitung für Reisende. Unter allen Reisen sind die Entdeckungsreisen am wichtigsten, erfordern aber große und viele Vorbereitungen. Keiner darf eine Entdeckungsreise unternehmen, der nicht eine feste, dauerhafte und abgehärtete Körperconstitution besitzt, welche die Mühseligkeiten einer Reise in ganz unbekannten Landen zu ertragen vermag; Entschlossenheit,

Muth, Besonnenheit in Gefahren, ein geübtes Auge, die Fertigkeit, richtige und genaue Beobachtungen zu machen, sind einem solchen Reisenden durchaus nothwendig. Eine vollständige Geschichte der Entdeckungsreisen besitzen wir noch nicht, zwar Bruchstücke hiezu von Math. Sprengel, Adelung, Forster und de Bosse. Man kann die Geschichte der geographischen Entdeckungen in 6 Zeiträume eintheilen. Der erste fängt mit den frühesten Nachrichten an, und schließt mit der Völkerwanderung, durch welche sich Völker einander kennen lernen, die und deren Länder, die sie bewohnten, vorher selbst dem Namen nach sich unbekannt gewesen waren. Der zweite Zeitraum begreift die Zerstörung des römischen Reichs, die Entdeckungen der Araber im Süden und Osten, der Normänner im Norden und Westen; endlich die Bemühungen der ältern Missionarien und der Kreuzzüge. Der dritte Zeitraum endigt mit Heinrich, dem Seefahrer. Der vierte fängt mit den Seereisen des Columbus an. Der fünfte mit Magellans Seereisen und der sechste mit der merkwürdigen Weltumseglung des Engländers Cook und seiner engl. schen und deutschen Gefährten. Zu einer bessern und detaillirtern Uebersicht wird das nachstehende chronologische Verzeichniß dienen, das die vorne müen geographischen Entdeckungen periodisch anmerkt. Die Phönizier vor Mosis waren die ersten, die sich über die ältesten Gränzen der Schiffahrt hinaus auf das hohe Meer wagten. Sie theilten die Welt in drei Theile und legten ihnen die Namen bei, die sie noch führen. Sie passirten die Säulen des Herkules, drangen in den Ozean und legten Gades an. Sie gingen nordwärts nach Britannien und nach der Nordsee; südwärts bis nach Guinea, längs der Westküste von Afrika, wo sie auf der Insel Arguin eine Colonie errichteten. Ihre dreijährigen Fahrten nach Ophir, an welchen Salomo Antheil nahm, waren wahrscheinlich Fahrten um Afrika, an denen man jetzt so wenig zweifelt, daß man die Bevölkerung Amerikas von ihnen ableiten will. Der Inbegriff ihrer Entdeckungen und ihrer Archive sind mit diesem klugen und thätigen Volke, das die Griechen u. Römer ausbeuteten, zugleich zu Grunde gegangen. J. d. W. 2709 fällt der Zug der Argonauten nach Kolchis und Entdeckung des schwarzen Meers. Koläus von Lemnos (3200) giebt Nachrichten von Tyrrhenien und Ligurien, und beschifft den atlantischen Ozean. Herodot macht (3330) Handelsreisen und unterrichtet sich dabei von der wahren Lage und Beschaffenheit der Länder. Die Karthager Hanno und Himilkon (3570) ziehen aus, ersterer, um an Afrikas Westküste Colonien zu gründen; der andere, um Albion zu erforschen. Der Perser Sataspes will Afrika umschiffen, erschrickt aber in der Gegend der kanarischen Inseln an den vielen gewöhnlich daselbst schwimmenden Meerpflanzen und kehrt um. Hippokrates (3580) macht medizinische Reisen nach Skythien, Kolchis, Thrazien, Thessalien, Attika und Kleinasien. Xenophons (3583) Rückzug aus Asien giebt zu vielen Erweiterungen der Erdkunde des dermaligen Kurdistans und Armeniens Anlaß. Durch Alexander M. (3660) Expedition nach Asien kam großes Licht in die Kunde dieses Erdtheils. Pytheas von Marseille (3671) untersucht die nördlichen Küsten von Gallien und Britannien, von da erreicht er Thule und die Bernsteinküste, das jetzige Jütland, Dänemark und Schweden. Seleukus Nikator (3680) dringt an den Ganges vor, macht Agra, Delhi und Bengalen bekannt. Sein Admiral Patrokles beschifft das indische und das caspische Meer. Dionysius und der Ptolemäer Flotte entdecken (3690) die Halbinsel Dekan, Koromandel und Malabar. Eratosthenes ist der Herausgeber des ersten auf mathematische Grundsätze errichteten geographischen Systems. In diesem Zeitraume (3883 bis 90 n. Chr. Geb.) wurde Spanien durch Augusts Eroberungen, früher noch Gallien durch Cäsar, der Caukasus durch die Kriege mit Mithridates und den Parthern, das innere

Arabien durch Aelius Gallus; Pannonien, Dazien und Germanien bis an die Elbe, gleichfalls, theils unter August, theils unter seinen Nachkommen, und Britannien unter Claudius und Vespasian bekannt. Im ersten Jahrh. n. Chr. lernten die Römer Afrika bis an den Niger, die Quellen des Nils und die Passatwinde des indischen Ozeans kennen. — Pausanias bereiste und verfaßte, 150, eine schätzbare Beschreibung Griechenlands. Menippus liefert (180) eine Beschreibung des mittell. Meeres, Anatomius 340 n. Chr. seine Reisebeschreibung. Verfertigung der großen theodosianischen Weltcharte, welche Conrad Celtes im 15. Jahrh. in einem Kloster auffand und solche nachher dem Doktor Conrad Peutinger abtrat (390). Hier schließt sich die alte Geographie mit Moses von Chorene, einem Armenier, der 450 belehrende Nachrichten über Ostasien herausgab. Mittlere Periode von 500 bis 1492. Die ersten Jahrh. dieser Periode bieten bloß ein trauriges Gemälde der von Osten und Norden einbrechenden rohen Kriegsvölker und durch diese zerstörten Staaten dar. Indessen hat doch während dieser traurigen Periode die Erdbeschreibung einigen Zuwachs erhalten. — Kosmas, ein ägyptischer Mönch, besuchte 550 Aethiopien und schrieb eine Topographie der damaligen christlichen Welt. Die Normänner entdecken und bezwingen Irland (700) erforschen und bezwingen in diesem und dem folgenden Jahrh. die Küste der Ostsee. Ohter und Anegar machen im 9. Jahrh. den Norden und Osten Europas bekannter. Die Araber reisen 710 durch Katschgar nach China und gründen einen bedeutenden Handel. Wilibald's, ersten Bischofs von Eichstett, Wallfahrt nach Palästina 730. Der Calife Mamun ließ 833 in der Wüste Sandsjar einen Meridiangrad messen. Die Araber 851 bis 877 durchwandern die entferntesten Gegenden Asiens, die den Alten noch unbekannt waren. Die Normänner entdecken die Faröer-Inseln und auch 861 die Insel Island. Des Mönchs Bernhard's Reise nach Palästina (872). Haitou's Reise von Basel nach Constantinopel (870). Die Normänner erobern 893 die Hebriden und entdecken ein Paar Jahre nachher Winland, das man für die erste Entdeckung der neuen Welt ansehen kann; man hält es für einen Theil von Carolina oder für Neufoundland. Die Normänner entdecken, 954 die Shetlands-Inseln und 20 Jahre nachher Grönland. Der Isländer Björn entdeckt 1101 einen Theil des nördlichen Amerika. Durch Sturm an die liefländische Küste verschlagen, vollenden Bremer Kaufleute 1157 die Entdeckung der Ostsee. Der Jude Benjamin, von Tudela, macht 1165 eine bedeutende Reise ins südliche Europa. Man findet die canarischen Inseln wieder und Carpini besucht die goldene Horde, von 1200 bis 1300. Des Mönchs Ascelinis Gesandtschaftsreise zu den Tartaren (1245). Der Franziskaner Plano Carpini reist 1246 zu dem Beherrscher von Kapischak, Khan Batu, der ihn zum Khan Ajuk, dem Oberhaupt aller mongolischen Stämme, schickt. Durch beider Mönche Reisebeschreibungen erhielt man manche schätzbare geographische Belehrung. Der Mönch Andreas Lucimel wurde ein Jahr darauf ebenfalls in die Mongolei abgeschickt. Zwei Jahre später, sandte Ludwig der Heilige den Minoriten Wilhelm Ruisbrock aus Brabant zu dem Groß-Khan der Mongolen. Er war, nächst Marco Polo, der vorzüglichste Erforscher dieser entlegenen Gegenden. Auch der Papst schickte abermals 1236 den Mönch an die Mongolen. Marco Polo, ein Venetianer, durchreiset 1271 bis 1295 den größten Theil Asiens, China, Ostindien und Bengalen, auf Veranlassung Papst Gregors X. Der Engländer, Ritter John Mandeville, geht 1327 bis 1350 in die Dienste des Sultans von Aegypten und dann in die des Khans von Kathai. Die Geographie hat ihm manche Entdeckungen zu verdanken. Oderich von Portenau vollendet 1330 seine Reisen durch Asien von den Küsten des schwarzen Meeres bis China. Ruy Gonzalez Clavijo's

Landschafts-Reise (1403) an den Khan der Tataren, Timur-leng. Juan Gonzalez Zarko und Tristan Vaz Texeira entdecken 1413 Porto-Santo u. Madeira. Gesandtschafts-Reise des Schach-Rokh nach China (1420). Der Venetianer Pietro Quirini reist 1431 nach Norden. Der Portugiese Gonzalo Velho Cabral landet 1432 an der Azore Santa Maria und Gillia- umschifft Cap Bojador. Ein Jahr nachher umsegelte er auch das Cap Nunez oder Non, das non plus ultra der Alten, die es fürchteten. Ferner, 1433 bis 1435, in Gesellschaft des Alonso Gonzalez Baldayo, entdeckte er die Bay Angra de Ruoros an der westlichen Küste von Afrika. Der venezianische Gesandte Josaphat Barbaro reist 1436 nach Tana (jetzt Asow). Antonio Gonzalez und Nuno Tristan dringen südwärts über das Cap Bojador vor; Letzterer entdeckt das weiße Vorgebirge; Ersterer (1442) das Cap und die Insel Arguin. Die Portugiesen langen 1445 am Senegal an. Lanzarot entdeckt 1447 den Fluß Senegal und Denis Fernandez das grüne Vorgebirge. Der Venetianer Cadamosto entdeckt 1451 die Inseln des grünen Vorgebirgs. Petro de Emtra erreicht 1462 die Küste von Guinea. Die Portugiesen gehen 1471 unter dem Aequator durch und entdecken, unter Santarem und Pedro Escobar, die Goldküste bis zu dem Cap St. Catharina. Fernando Po entdeckt die nach ihm benannte nördlichste der guineischen Lilien-Inseln. Die Portugiesen entdecken 1472 die St. Thomas, Prinzen- u. Lemobon-Inseln. Der Portugiese Diego Cam entdeckt 1484 die Küste von Congo. Der Portugiese Bartolomeo Diaz entdeckt 1486 die Südwestspitze Afrika's, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Petro de Covilhao bereiste 1487 die malabarischen und ostafrikanischen Küsten, und entdeckte die Mondsinseln (Madagaskar). Den 7ten Oktober 1492 entdeckte der Genueser, Don Christoval Colombo, die Bahama-Inseln, Guanahani, die er St. Salvator nannte; bald darauf Haiti, der er den Namen St. Domingo beilegte; und zugleich wurde auch Cuba und Hispaniola von ihm entdeckt. Vasko de Gama umsegelte 1497 das Vorgebirge der guten Hoffnung und untersuchte die Ostküste Afrika's. Sebastian Cabot entdeckte Neufoundland, Labrador und die Westküste Nordamerika's bis gegen Florida hin. Das erste europäische Schiff, unter den Befehlen Vasko de Gama's, langte 1498 in Ostindien, zu Calicut, an. Colombo's dritte Reise; er entdeckte die Mündung des Orinoko, die Insel Trinidad und das feste Land von Amerika. Vinzenz Yanes Pinzon machte 1499 eine Entdeckungsreise nach Südamerika und ist der erste Spanier, der südlich des Aequators anlangte. Der Florentiner Amerigo Vespucci machte seine erste Reise nach Westindien. Peter Alvarez Cabral entdeckte 1500 Brasilien und kam an der Küste Quiola an. Gaspar de Cortereal schiffte nach Nordamerika und entdeckte gleichfalls Neufoundland und Labrador. Bastidas entdeckte die Küste von Terra Firma 1501. Vespucci und Ojeda entdeckten abermals Brasilien und untersuchten es. Juan de Nurva's 1503 Entdeckung der Insel Ascension. Colombo's vierte Reise nach Westindien; er entdeckte die Landenge Darien 1502. Albukerque entdeckte 1503 die Insel Zanzibar. Diaz de Solis entdeckte 1507 die Südküste von Yucatan. Antonio Abreu entdeckte 1511 Banda und Amboina. 1512 entdeckte Ponce de Leon Florida; und Andrada wurde nach den Malediven verschlagen. Nunez Balboa drang 1513 durch die Landenge Darien und sah von einem hohen Gebirgspunkte, von den Europäern zuerst, das große Weltmeer. Solis entdeckte 1515 den Rio de Janeiro und den la Plata. Das erste europäische Schiff, unter den Befehlen des Portugiesen Ferdinand Porez, landete 1516 bei Tamang, unferne Canton in China, und entdeckte bald nachher die Likejos-Inseln. Johann Grivalva entdeckte 1518 die Küsten von Neuspanien. Die Portugiesen Lopez Segueira und Franz Alvarez machten 1520 Abyssinien bekannter

Digitized by Google

Der Portugiese Hernandez Magelhaens (Magellan) ging, durch die nachher von ihm benannte Straße, an der Südspitze von Amerika in den großen Ozean. Er entdeckte die Ladronen und die Philippinen, wurde aber auf der Insel Matan erschlagen. Er war der erste Weltumsegler. Sebastian Cano, Magellans Gefährte, kam 1522 von dieser Expedition. Der Spanier, Gil Gonzalez Avila, untersuchte 1522 die Küsten nord- und südwärts des Meerbusens von Panama. Johann Verazzani entdeckte 1524 auf seiner zweiten Reise die Küste von Florida bis Neuschottland. Der Spanier Rodrigo Bastides nahm 1525 einen Theil der Nordküste von Südamerika in Besitz. Der Spanier Alvaro de Soavedra schiffte 1527 von Neuspanien nach den Molukken und entdeckte Neuguinea. Cortes Gefährten entdeckten 1533 Californien. Zugleich besuchte der Missionär Marco di Nizza die nördlich und nordwestlich von Mexiko liegende Länder, Quivira und Cinalra. Almagro drang in Chile ein. Jacques Cartiers 1535 erste Reise nach Nordamerika, wo er Canada und den St. Lorenz-Strom entdeckte. Alkazowa ging durch die Magellans-Straße nach den Molukken. Der Spanier Ferd. von Gryalva durchschiffte 1537 den großen Ozean und entdeckte Neuguinea. Der Portugiese Ferd. Mendez Pinto reisete nach Indien, China, Japan u. s. w. und kam erst 1558 zurück. Franz de Castro entdeckte 1538 die Insel Mindanao. Der Spanier Franz von Ulloa u. m. A. untersuchten 1539 die Küsten Californiens und die Nordwestküste Amerika's. Philipp von Hutten, ein Deutscher, reiste 1541 von Venezuela in das innere Südamerika. Der Spanier Orellana beschiffte 1541 den Amazonen-Strom. Die Spanier drangen 1542 bis zum Cap Mendozino vor (44 Grad nördl. Breite). Sie schifften nach den Philippinen durch den großen Ozean. Bernard della Torre entdeckte die nach ihm genannte Straße, südlich von Neu-Guinea. Ferner unternahm Juan Rodriguez de Cabrillo eine Entdeckungsreise nach Norden. Der Portugiese Ant. de Motto wurde durch Sturm nach Japan verschlagen. Iwan Wasilie Witsch's Reise nach Nordasien 1552. Der Engländer Thomas Windham war der erste Britte, der eine Fahrt nach Guinea machte. Hugo William Willoughby fuhr 1553 um das Nordkap und kam nach Archangel. Des Engländers Stephan Burrough's Reise 1556 nach dem nördlichen Rußland, wobei Novaja-Semlja (Nova Zembla) und die Straße Waigats entdeckt wurde. Lerry reiste nach Brasilien. Der Mönch Andr. Urdanietta stellte Entdeckungsreisen durch das westliche Nordamerika an. Der Engländer Rich-Chancellor machte 1557 eine Handels- und Entdeckungsfahrt nach Rußland. Sein Landsmann Anton Jenkinson bereiste Mittelasien. Die Dänen suchten 1564 von Island aus, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien. Des Engländers Martin Frobishers erste Entdeckungsreise nach Norden 1567. Die Spanier entdeckten die Salomons-Inseln. Der Franzose Vincent le Blanc besuchte 1568 alle Erdtheile auf seinen vierzigjährigen Reisen. Juan Goray untersuchte 1573 das innere Südamerika. Des Deutschen Leonh. Rauwolfs Reise in den Orient. Der Engländer John Ornam durchreisete 1575 die Landenge von Panama und beschiffte den großen Ozean. Der Spanier Juan Fernandez unternahm 1576 eine Seefahrt nach Süden. Im Dezember d. Jahrs 1577 begann die erste Erdumschiffung der Engländer unter dem Admiral Francis Drake. Er war der zweite Erd- und Weltumschiffer und umsegelte zuerst die südlichste Spitze Amerika's, das Cap Horn. Die Reise dauerte drei Jahre, in welcher Zeit Drake Neu-Albion, die nördlich von Californien liegende Küste Amerika's, entdeckte und für England in Besitz nahm. Sibirien wurde von den Kosaken, unter Deschneff 1578 entdeckt und nach und nach (bis 1580) unterjocht. Die Engländer suchten im Jahre 1580 eine Durchfahrt nach dem großen Ozean in Nordamerika und machten eine Entdeckungsreise nach Virginien.

Sir Walter Raleigh nahm 1584 dieses Land für England in Besitz und machte die alte Welt mit den Kartoffeln bekannt. Der Engländer John Davis machte 1585 bis 1587 drei Reisen, um eine Straße durch oder um das nördliche Amerika, in den großen Ozean, zu finden, es gelang ihm aber nicht. Indessen entdeckte er die nach ihm benannte Straße und das westliche Grönland. Des Engländers und dritten Weltumseglers, Thomas Cavendish, dreijährige Reise um die Welt 1586. Zu gleicher Zeit reiste Grenville nach Virginien; Welsch nach Benin. Rainold's und Dassels Reise 1591 nach Senegambien; und Weymouth's Entdeckungsfahrt nach Norden. Des Engländers Richard Hawkin's Erdumseglung 1594. Er war der Vierte in diesem Geschäfte. Die Holländer Ney und Baarents suchten 1594 eine Fahrt um den Norden und Osten. Don Alvaro de Mendano's Reise von Peru in den großen Ozean, wobei er die Marquesas-Inseln 1595 entdeckte. Lussy's Reise nach Jerusalem 1596. Des Engländers Benj. Woods Reise nach Ostindien. Der Holländer Jak. von Hemskerk entdeckte Spitzbergen und die Bäreninseln. Andr. Battel theilte 1599 wichtige Nachrichten über Angola, Benguela, die benachbarten Länder und die im Innern Afrika's lebenden wilden Jaggas mit. Pedro Sarmiento de Gamboa Reise nach Magellanien. Der Engländer Barth. Gosnold reiste 1602 nach Virginien. Der Spanier Vizcaino machte seine zweite Reise nach der Nordwestküste von Amerika. Der Jesuit Benedikt Gorz reiste 1603 zu Lande, von Lahor in Hindustan, nach China. Die Engländer Popham und Gilbert reisten 1606 nach Neu-England; John Smith ebenfalls. Pedro Hernandez de Quiros lief von Calao mit zwei Schiffen aus und entdeckte die Sagittaria (Otaheiti) und die neuen Hebriden, besonders aber, außer anderen, die große Insel, die er das heilige Geist-Land nennet. Hier ließ er das zweite Schiff unter Luis Vaez de Torres zurück, der dann die von ihm benannte Straße, zwischen Neuguinea und Neuholland, entdeckte. Karsten Richards Entdeckungsfahrt nach Norden 1607. Viermalige Reisen (bis 1611) des Engländers Henry Hudson zur Entdeckung einer nordwestlichen Fahrt nach Indien. Diese Reisen geben über Spitzbergen und andere Polarländer bedeutende Aufklärung und den nördlichen Theilen von Nordost-Amerika eine ganz neue Gestalt. Die Entdeckung ging, der Ostküste von Grönland entlang, bis zum 82sten Grad Nordbreite. Hudson drang durch die nach ihm benannte Straße in das große Binnenmeer, das dermalen noch die Hudsons-Bay oder der Hudsons-Busen heißt. Der Engländer Middleton machte 1609 eine Fahrt nach dem rothen Meere und nach Surate. Sandy's Reise nach Persien und Aegypten 1610. Flori's Fahrt nach Arabien 1611. Georg Spielberg, ein Holländer, umsegelte von 1614 bis 1617 die Erde. Er ging durch die Magellans-Straße zunächst nach den Molukken und ist der fünfte Weltumsegler. Drei, in dem Zeitraume von 1611 bis 1616 von dem Holländer Jan May und den Engländern Thomas Button und Robert Bylot, mit seinem Steuermanne Baffin unternommene Schifffahrten, um eine nordwestliche Durchfahrt in den großen Ozean zu finden, haben viel zur Kenntniß dieser Gegenden beigetragen. Ersterer entdeckte die nach ihm genannte Insel an Grönlands Ostküste. Der andere entdeckte den südlichen Theil der Insel Southampton und gab der Bay, in der er an der Küste von Neu-Süd-Wallis überwinterte, seinen Namen. Beide Letztere entdeckten, statt der gesuchten Durchfahrt, nach zwei verschiedenen Reisen, die Baffinsstraße und die sehr große Baffins- oder Bylots-Bay, mit vielen daran liegenden Inseln und Buchten. Des Engländers Casletons Reise nach Priaman — und Buttons Entdeckungsfahrt nach Nordwesten 1612. Des Engländers Gibbon Entdeckungsfahrt nach Nordwesten 1614. Die Holländer Jak. le Maire und Corn. Schouten sind die sechsten, welche

1615 die Erde umschifften. Ihre Reise zeichnete sich gleich anfangs durch die Entdeckung einer neuen Straße aus dem atlantischen in den großen Ozean aus. Sie schifften durch einen, zwischen dem Staaten- und dem Feuerlande liegenden Canal, der le Maire's Namen erhielt. Im großen Ozean wurden der aus vier Hauptinseln bestehende Schoutens-Archipel, die Nordküste Neu-Guineas, die beträchtliche Schoutens-Insel an derselben und eine große Zahl kleiner, sich gegen die Molukken erstreckender Inseln entdeckt. Thomas Rhoes, 1615 Gesandter der englisch-ostindischen Gesellschaft an dem Hofe des Großmoguls, dessen Reise von Surate dahin und zweijähriger Aufenthalt am Hofe selbst, dann dessen Reisen im Gefolge des Moguls, geben über diese Länder viel Licht und schätzbare Aufschlüsse. Die Holländer Hesterge, Nurts, Witt, Vianen, Pelsaert und Taßmann entdeckten 1616 binnen 24 Jahren acht verschiedene Küsten von Neuholland. Der Holländer Dirk Hartigh lief mit dem Schiffe, de Eendracht, aus und entdeckte einen Theil der Nordwestküste Neuhollands. Diesem gab er den Namen: Eendrachtsland und einer darin gelegenen Bay den seinigen. Der holländische Seefahrer Zechaen entdeckte 1618 einen Theil der Nordküste Neuhollands und benannte sie Arnheimsland. Der Engländer Richard Jobson drang 1620, längst dem Gambia, weiter in das innere Afrika und gab vom Innern dieses noch unbekannten Erdtheils sehr schätzbare Nachrichten und Beiträge. Das holländische Schiff, die Löwin, entdeckte 1622 das südwestliche Vorgebirge Neuhollands mit seinen Umgebungen, und dies erhielt den Namen Löwinsland. Der Engländer William of Methold reisete 1622 zu den Diamantgruben in Golkonda. Der franz. Missionair Alex. de Rhodes gab Belehrungen über Malakka, Cochinchina, die Philippinen- und Sunda-Inseln, einen Theil von Persien und Kleinasien. Die Holländer Jak l'Heremite und Schapenham umsegelten 1623 die Erde. Ihre Expedition war die siebente dieser Art und dauerte drei Jahre. Des Mönchs Gabr. Sagards Reise 1624 in das Land der Huronen. Die Engländer entdeckten 1631 den südlichsten Theil der Hudsons-Bay und nannten ihn nach dem Namen des Anführers der Expedition (Thomas James) Jamesbay. Des Deutschen Peter Heyling Reise nach Abyssinien. Des Holländers Franz Caron neunjährige Reise nach Japan 1635 ist durchaus sehr belehrend. Reise 1639 des Russen Kapilow in Nordasien. Des Franzosen de la Boullaye le Gour zehnjährige Reisen nach Indien und Afrika. Der Holländer Abel Tasmann lief 1642 von Batavia aus, um noch unentdeckte Südländer zu finden. Er entdeckte an der südöstlichen Küste eine große Insel, die er Diemens-Land nannte. Auf seiner weitern östlichen Fahrt entdeckte er ein ansehnliches Land, das er mit dem Namen Staatenland belegte, welches das jetzige Neuseeland ist. Im Jahr 1643 entdeckte er die Inseln Polstart, Middelburg, Amsterdam und Rotterdam, und kam auf der Rückreise nach Batavia, nach Neubritannien. Die Holländer Fries und Schaep schifften 1643 von den Molukken aus nach Japan, um die dortigen Meere zu erforschen, und kamen durch Sturm unter 42 Grad nördlicher Breite. Sie entdeckten ein im Osten liegendes gebirgtes Land, welches sie Staatenland nannten. Der Kosacke Simon Deschneff durchsegelte 1648 mit drei Schiffen die Meerenge zwischen Asien und Amerika. Er gelangte bis zum Busen des Anadie und seine Reise hat das Verdienstliche, daß das nordöstliche Ende Asiens zuerst umschifft wurde. Der Engländer Skyner reiste ins innere Nordafrika. Thevenots Reisen durch Asien und Afrika 1652; auch des Russen Dunajew's Reise durch das nördliche Asien. Hamels Nachrichten über Corea 1655. Arvieux Reisen in die Morgenländer und Martinieres Reisen nach Norden. Des Spaniers Navarette Beschreibung von China und des Holländers Walther Schulze Reise nach Indien sind noch

t schätzbar. Die Reisen der Franzosen: Bernier's, Chardin's, Tavernier's, nnefort's und Flacourt's, imgleichen Carre's, nach Cachemir, Persien, adagaskar und Indien (1664 bis 69), sind gute geographische Quellen. er Franzosen Frejas und Bellefonds Reisen nach Nordafrika und Guinea 66. Der Holländer Graaf beschiffte 1668 den Ganges. Cowley und ampier, zwei Engländer, und die achten und neunten Weltumsegler von 79 bis 1791, bestimmten mehrere Punkte der West- und Nordwestküste euhollands und auf Guinea; der Letztere entdeckte Neu-Britannien und reicherte die physische Geograph ie durch seine Erfahrungen über die regelmäßigen Winde, die Strömungen, die Pflanzenarten von Neuholland, e Menschenrassen und mehrere neue Thiergeschlechter. Lemaire's Reise ach den Canarien und nach Senegambien 1682. Merolla's Reise nach engo. Des Deutschen Engelbrecht Kämpfers Reisen durch einen großen Theil Asiens und durch Japan 1683. Diese Reisen dauerten zehn Jahre nd lieferten vortreffliche geographische Notizen. Französische Missionaire nd Jesuiten reiseten 1685 nach Siam und lieferten gute Aufklärung über dieses Land. Die Carolinen wurden durch die Spanier, von den Philippinen aus, 1686 entdeckt. Der Franzose Paul Lukas machte 1699 Reisen in die Levante, in verschiedene Gegenden Asiens, nach Oberägypten u. s. w., auch nach Afrika, bis 1717. Die Franzosen Barbot, Grazilhier, Cassenenve und Tournefort reisten nach Malabar, Congo und in die Levante, von 1700 bis 1702. Der Holländer Cornelius de Bruyn reiste 1701 durch Kleinasien, Aegypten, Syrien und Persien nach Ostindien. Peter Kolbe's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von 1703 bis 1713. Die Engländer Eduard Cooke und Wrodes Roger umschifften die Erde von 1708 bis 1712. Dies war die zehnte Weltumseglungs-Reise. 1710 entdeckte der Spanier Padilla die Palaos- (Pelews-) Inseln. Die Russen entdeckten mehrere Inseln des jetzigen Catharinen-Archipels; die Kurilen und eine andere, wozu sie sechs Jahre brauchten. Des Franzosen Frezier Erdumschiffung 1712 bis 1714 war die elfte Expedition dieser Art. Des Franzosen La Barbinais le Gentil Erdumschiffung, die zwölfte Reise, dauerte drei Jahre. Des Engländers John Bell 24jährige Reise von St. Petersburg durch Nordasien und wieder auf anderen Wegen zurück. Der Franzose Compagnon drang 1716, vom Senegal aus, in das goldreiche Bambuk. Der Engländer Knight und Barlow's Entdeckungsreise nach dem Norden. Der Engländer Shelvocke und Cliperton's Reise um die Welt war die 13. Weltumsegler und dauerte vier Jahre. Der Holländer Jakob Roggewein umsegelte die Erde 1721. Er entdeckte die Osterinsel und sonst noch verschiedene Inseln in Schoutens gefährlichem Meere, die Inseln Aurora und Hesperus, die Inselgruppe, das Labyrinth, und den Archipel des Fleurieu. Der Russe Bering machte seine erste Entdeckungsreise im Nordosten von Asien, erforschte 1728 und 1729 die Kurilen und machte 1729 seine zweite Reise nach Whidah. J. G. Gmelin, G. Fr. Müller und Delisle de la Croyere bereisten das asiatische Rußland von 1732 bis 1743. Die Gelehrten, de la Condamine, Bouguer, Couplet, Godin, Jussieu, Don Juan und Don Ulloa, stellten 1737 in Peru; — und Maupertuis, Clairaut, Outhier, Camus und Celsius 1736 in Lappland, unter dem Aequator und den Polarkreisen, wichtige Gradmessungen an, die Newtons Theorie von der Gestalt der Erde bestätigen. Mart. Bergius, Leche, de de Fabricius, Falk und Solander erforschten den höhern Norden; Kalm, Löfling, Rolander, Mutis und Sikander Amerika; Osbeck, Tornström, Toreen und Eckeberg Asien; Sparrmann und Thunberg das südliche Afrika, Letzterer auch Ostindien und Japan. Die meisten dieser gelehrten Reisenden waren Schüler des berühmten Linné und von diesem zu eben bemerkten Entdeckungsreisen

aufgemuntert worden. In diesem und folgenden Jahre untersuchten Spangenberg, Walton und Schelting die Kurilen, Jedso und die Mündung des Amur- oder Sagalien-Flusses. Der Engländer Lord Anson umsegelte die Erde. Er war der 15te Weltumschiffer und entdeckte innerhalb 5 Jahren, so lange als seine Reise dauerte, verschiedene Inseln zwischen den Ladronen und Californien. Bering, Tschirikow und Steller reisten 1741 von Kamtschatka nach Amerika, aber nur der Zweite erreichte es. Der Russe Nowosilzoff entdeckte 1745 die Aleuten. Die Russen, unter Bering und später unter Wsedidoff und Tolstyk, entdeckten von 1750 bis 1753 die Fuchsinseln, die eigentlichen Aleuten und die Küsten von Nordwest-Amerika. 1758 russische Entdeckungsreise nach dem Nordosten von Asien. Chappe d'Auteroche reiste 1760 nach Sibirien, um den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe zu beobachten; zu gleichem Zwecke ging Legentil nach den Philippinen. Beide gaben gute Bemerkungen ihrer Reisen heraus. Des Engländers John Byron Erdumschiffung 1764 (die 16te), machte die Maluinen und Patagonen näher bekannt. Die Engländer Wallis und Carteret umschifften 1766 die Erde zum 17ten Male: Ersterer bemerkte Tahiti (Otaheite) und entdeckte mehrere zu dieser Inselgruppe gehörige Theile, der Zweite fand die Inseln von Santa Cruz wieder und nannte sie die Charlotteninseln, entdeckte nebstdem die Straße zwischen Neubritannien und Neuirland, die Admiralitätsinseln. Der Franzose Louis Bougainville war der 18te in der Expedition der Erdumseglung; er lieferte mancherlei schätzbare Nachrichten, berichtigte des Don Quiros Entdeckungen; gab eine Beschreibung der Maluinen und bessere Nachrichten über die Patagonen und Pescherähs heraus, als alle, die vorher bekannt waren; entdeckte den gefährlichen Archipel und Tahiti, der er den Namen Neu-Cythere gab, berührte auch mehrere der früheren Entdeckungen Carterets und Anderer, kam dann, nach manchen Bereicherungen der Kunde dieser Gegenden, 1768 in Batavia an. Der Franzose Kerguelen-Tremarec machte 2 Reisen, die erste 1767 nach Island und an die Felsenküsten Norwegens, die zweite 1773 nach dem Südpole. Im nämlichen Jahre machte de Page eine große Reise von St. Domingo nach Neuorleans, den Missisippi hinauf bis Natchitochez, von hier, durch Wüsten und wilde Völker, nach Akapulko in Neu-Spanien; er schiffte sich hier ein, kam nach den Marianen und Philippinen und 1769 nach Batavia und Bombay, Surate, Bassora und endlich durch die arabische Wüste nach Damaskus. James Cook, der mit Recht berühmte Engländer und der 19te unter den Weltumseglern, machte in neun Jahren, von 1768 bis 1776, rastlos, drei Reisen um die Erde, in Begleitung Joseph Banks, Doktor Solanders, den beiden Deutschen, Forster, Vater und Sohn, und Doktor Sparmann. Er setzte allen bisher geschehenen Entdeckungen nicht allein die Krone auf, sondern vermehrte sie noch mit wichtigen neueren. Er entdeckte nämlich und untersuchte zugleich die ganze Gruppe der Gesellschaftsinseln, Neu-Seeland ganz, Neu-Holland, über 25 Grad der Breite, von Süden gegen Norden fortlaufende Ostküste, die er Neu-Südwallis nannte, und eine, nördlich Neu-Holland von Neu-Guinea trennende Straße. Er entdeckte die Endeavourstraße und fuhr zuerst hindurch, die Sandwich-Inseln, Neu-Caledonien, die Wilden-Insel, Palmerston, Herwey, Ohiteroa, mehrere der Sozietäts- und niedrigen Inseln, und Süd-Thule. Er untersuchte und bestimmte genauer als seine Vorfahrer, Neu-Seeland, die neuen Hebriden, die Freundschafts-Inseln, die Marquesen, die Oster-Insel und Süd-Georgien. Er fuhr rings um den Südpol, drang dreimal über den antarktischen Polarkreis, sah, außer dem traurigen Süd-Thule und Süd-Georgien, keine Spur von Land, jedoch Eis in

ungeheurer und undurchdringlicher Menge und das geglaubte Südland verschwand. Er verfolgte die westamerikanische Küste von Cap Blanko bis zum 71sten Grad der Nordbreite, entdeckte und benannte auf dieser Fahrt den Nutkasund, den Sandwichsund, den großen Turnagain-Fluß, nebst vielen Landspitzen und Bayen. Er untersuchte, erkannte und bestimmte zuerst die Meerenge zwischen der alten und neuen Welt: suchte jenseits vergeblich auf allen Seiten einen Durchgang durch Eis und bestimmte mehrere russische Inseln genauer, als es vor ihm die Russen selbst gethan hatten. Nach seinem, auf seiner dritten Reise, auf Owahi, eine der Sandwich-Inseln, erfolgten gewaltsamen Tod, wiederholten seine Gefährten, Capitain Clerk und Capitain Goore, die gleichfalls viele schätzbare Entdeckungen machten, den Versuch, durch das Eis zu brechen, abermalen vergeblich. Die oben genannten Gelehrten, welche Cook auf den beiden ersten Reisen bei sich hatte, haben nicht geringen Antheil an der Bereicherung der Erdkunde. Cook hat übrigens noch den Ruhm, daß er die große, im stillen Meere zerstreute Ländermasse, zu dem Range des fünften Erdtheils erhoben hat. Wissenschaftliche Erforschung des russischen Reichs durch die Astronomen und Geodäten Rumowski, Grischew, Mayer, Islenieff, Schmid, Treskott, Tischernoi und deren Gehülfen; dann durch die Naturforscher: Pallas, Gmelin, Falk, Güldenstedt, Georgi, Lepechin und ihre Adjunkten. Die ganze Periode für die Erforschung des russischen Asiens, von 1772 an, umfaßte 9 Jahre. Der Engländer James Bruce entdeckte die bis dahin unbekannten Quellen des Nils. Der Amerikaner Samuel Hearne reiste 1775 nach dem nördlichen Polarmeere und entdeckte viele westlich liegende Gegenden Nordamerika's, so wie den in das Eismeer sich ergießenden Kupferfluß. Die Reise dauerte drei Jahre. Der Schwede Thunberg bereiste 1771 Asien und theilte über Ostindien und Japan schätzbare Nachrichten mit. Der Franzosen Verdün de la Crenne, Pingre und Debordе Seereise nach verschiedenen Küsten von Europa, Afrika und Amerika, zur Verbesserung der Seecharten und der geographischen Bestimmungen vieler Küstenpunkte. Der Schweden Müller und Sparmann reisten 1772 nach Marokko, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und mit Cook um die Erde. Sparmanns Reise durch das Land der Hottentotten. 1777 machte Patterson die nämliche Reise und besuchte auch die Kaffern. Der Franzose le Vaillant machte 1780 zwei Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und zu den Hottentotten, die ungemein belehrend sind. Des Spaniers Felix Azara zwanzigjährige Reisen im östlichen Südamerika, von 1781 bis 1801. Des englischen Capitains Wilson Erdumschiffung und Aufenthalt auf den Pelew-Inseln, war die 20ste Reise um die Welt, 1783. Volneys Reise nach Syrien und Aegypten, und Fallies Reise durch die Wüste Sahara. Der Franzosen Lajaille Reise nach Senegambien, und Deguignes Reise nach Peking, Manilla und Isle de France von 1784 bis 1801. Die Russen Billing und Sarytschew reisten auf Entdeckungen in den Norden neun Jahre lang. Des Franzosen la Perouse Entdeckungsreise in den großen Ozean von 1786 bis 1788. Sie war reich an schätzbaren Nachrichten über die Osterinsel, Port des Francais und die Insel Necker, die Ladrone Assumption, besonders über die Philippinen, Formosa, die Fischerinseln, die Liquejos, die Küste von Corea, das westliche Japan, das Meer von Jedso, die Küsten der Mandschurei und über die große Insel Sagalien oder Tschoka. La Perouse entdeckte die Straße zwischen Sagalien und Jedso, und schiffte nach Kamtschatka. Nach der Abfahrt von dieser Halbinsel wurden die Lagen der Schifferinseln genau bestimmt. Er segelte nach Port Jakson, wo er am 26 Jenner 1788 landete. Nach eingenommenen Erfrischungen ging er von da wieder ab und man hat seitdem von ihm nichts weiter vernommen. Im

Digitized by Google

Peter und Pauls-Hafen auf Kamtschatka gab la Perouse seinem Begleiter Lessip die Rapporte über seine gemachten Entdeckungen und sandte diesen damit nach Paris. Der Engländer Lawrie, Guise, Meares und Tipping Schifffahrt nach dem nordwestlichen Amerika, wobei die Charlotten-Insel 1786 entdeckt wurde. In das Jahr 1788 fallen: Philipps, eines Deutschen in englischen Diensten, Reise nach Neu-Süd-Wallis, um dort eine Colonie zu gründen; Schortlands Reise nach den Salomons-Inseln, die er Neu-Georgien nannte; Watts, Marshalls und Gilberts Seereisen, wobei die bedeutende Inselreihe, Lord Mulgraves Range, entdeckt wurde; Helms Reise durch Südamerika nach Peru; Haringmanns Reise nach Marokko; Martinez Reise nach Unalaschka und den Nutka-Sund; Warwille's Reise durch Nordamerika und Forsters Reise von Bengalen nach Petersburg. Des Spaniers Malaspina Erdumschiffung (die 21ste) von 1789 bis 1793. Ihn begleitete der Deutsche Thadd. Hänke, der nachher Südamerika bereiste. Der Engländer Alex. Makenzie drang ins westl. Nordamerika 20° L. weiter vor, als seine Vorgänger, und gelangte längs des nach ihm benannten Flusses an die Küste des nördlichen Polarmeers. 1793 machte er seine zweite Landreise durch Nordamerika bis zum großen Ozean. Houghton's 1790 Reise in das innere Afrika. Vancouvers, eines Schülers Cook's, Entdeckungsreise in den großen Ozean und an der Nordwestküste Amerikas. Sie war ungemein reichhaltig an Entdeckungen und Berichtigungen und für den Geographen sehr instruktiv. Des Franzosen Etienne Marchand Erdumschiffung (die 22ste) bis 1792. Er entdeckte die nördlichen der Marquesas-Inseln. Des Engländers Browne Reise nach Nordafrika, Darfur und Syrien von 1792 bis 1789. Lords Macartney Gesandtschafts-Reise nach China bis 1794, beschrieben von Staunton und Barrow. Holm schrieb ein Tagebuch über diese Gesandtschaftsreise. Broughton's Reise über Liquejos, Formosa, Coren, Tschoka (Jedso) und den ganzen Norden des großen Ozeans. Des Engländers Mungo Parks erste Reise nach Nigritien 1795; 1804 machte er seine zweite Reise in das innere Afrika. Hornemann's Reisen in das innere Afrika 1796. Barron's Reise in das Innere von Afrika. Marschall von Biberstein's, eines Deutschen, Reise nach den Ländern zwischen dem Terek und Kurn am kaspischen Meere. Des Deutschen Alexander von Humboldts Reise in die Tropenländer des neuen Continents von 1799 bis 1803. Diese Reise lieferte die vollständigsten und vortrefflichsten Resultate für Geographie, Naturgeschichte, Statistik und Alterthumskunde. Des russischen Capitains von Krusensterns Erdumschiffung 1303 (die 23ste) gab nähere Aufschlüsse über die früheren Entrepriſen dieser Art. Des Deutschen Doktor Lichtensteins Reise in das südliche Afrika von 1801 bis 1803. Reise einer russischen Gesandtschaft nach China 1805; sie gab viele Aufklärung über das asiatische Rußland. Julius von Klaproth's Reise nach dem Caukasus und nach Georgien 1807. Des Franzosen de la Bissachere Schilderung von Tunkin, Cochinchina, Cambodia, Tsiampa und Laktho 1811. Hooker's Reise nach Island. Wichtig für die Länderkunde waren noch Burkards, Bowdichs, Melliens, Campbells und Anderer afrikanische Reisen, so wie die Reisen nach Aegypten und Nubien, die Belzoni, Gau und Menu von Minutoli unternahmen. Vergl. Nordpolexpeditionen.

Reiske (Joh. Jak.), einer der ausgezeichnetsten Philologen Deutschlands im 18ten Jahrhundert, geb. zu Zörbig in Sachsen 1716, stammte von armen Eltern. Sein Vater, ein Lohgerber, war nicht im Stande, viel auf die Bildung seines Sohnes zu verwenden. Seine erste Erziehung erhielt er auf der Stadtschule zu Zörbig, genoß dann einige Zeit hindurch den Privatunterricht des Predigers zu Zöschen mit dessen Söhnen, und studierte hernach 4 Jahre auf dem Waisenhause zu Halle, wo er 1732 seinen

ulkursus beendigte. Die eingezogene fast klösterliche Zucht, worin man Zöglinge des Waisenhauses hielt, hatte auf seine von Natur schon trübe ...üthsstimmung den üblen Einfluß, daß sich diese verstärkte. Mit vielen ...ulkenntnissen ausgerüstet ging er 1783 zur Universität nach Leipzig ab. ...ke, dessen düstere Gemüthslage nicht eben dazu geeignet war, sich ...lich anzuschließen und Bekanntschaften zu machen, zog sich hier ganz ...ck; er besuchte kaum die Vorlesungen und studirte überhaupt ohne ...nung Philosophie, Mathematik, Literatur und besonders Sprachen: ...ugsweise trieb ihn eine heftige Neigung zum Studium der arabischen ...ache. Bald hatte er die in Leipzig vorhandenen Hülfsmittel erschöpft, ...nun beschloß er, sich nach Leyden, wo damals die arabische Gelehrsam... blühte, zu begeben. Reiske, der fünf Jahre hindurch zu Leipzig von ...Thalern studirt hatte, konnten seine üblen Vermögensumstände, denn ...tte nichts, und der Mangel aller Aussichten nicht von seinem Vorhaben ...recken. 1738 trat er die Reise zu Fuße an. Zu seinem Glücke fand ...Hamburg zwei edle Männer, den Professor Reimarus und den Pastor ...f, die ihn unterstützten. In Leyden fand er der Mittel in Menge zu ...r Ausbildung in der arabischen Literatur; Schultens eröffnete ihm die ...othek, er erhielt auch den Auftrag, für ein sehr mäßiges Honorar die ...lschen Manuskripte in Ordnung zu bringen. Ebenfalls fand er an ...avelande und d'Orville theilnehmende Freunde; Burmann bediente sich ...r zu Correkturen, und d'Orville übertrug ihm mehrere Uebersetzungen aus ...Französischen und Deutschen ins Lateinische: so übersetzte Reiske für die ...cellana critica die Geographie von Abulfeda aus dem Arabischen und ...iton aus dem Griechischen. Da er sich nach den damaligen akademischen ...en zu einer der drei Fakultäten bestimmen mußte, so wählte er die ...izin, und trieb neben seinem philologischen das theoretische Studium ...lben so eifrig, daß er bald kostenfrei den Doktorhut erhielt. Reiske, ...einer Gelehrsamkeit, seines Fleißes und seiner sonstigen Führung wegen ...rden in großer Achtung stand, fehlte es nicht an Aussichten auf Anstel... ; sie wurden ihm sogar angeboten, er schlug sie aber theils aus Liebe zur ...hängigkeit, theils in der Hoffnung, höher befördert zu werden, aus. ...finsteres, hypochondrisches Wesen, verknüpft mit Eigensinn und hart...gem Beharren auf einmal gefaßten Meinungen, verscheuchte seine ...nde und Gönner von ihm. So tadelte er Schultens Methode, die ...talischen Sprachen zu lehren, öffentlich und zerfiel mit ihm; d'Orvilles ...ndschaft verlor er, weil er sich in die Eigenheiten des alten Mannes nicht ...n wollte; am meisten aber schadete er sich durch die Art, wie er nach ...mann's Tode, der ihm bei seinen Lebenszeiten die Correktur seines Pe... ...ius übertragen hatte, diese Ausgabe besorgte; willkührlich machte er, den ...hten Burmann's zuwider, Veränderungen im Originale und ließ eine ...ge sinnentstellender Druckfehler stehen. Nachdem er auf diese Art ...Glück verscherzt, selbst seinen Ruf befleckt und sich aller Aussichten beraubt ...kehrte er 1746 nach Leipzig zurück und lebte dort, einen kurzen Aufent... ...n Zörbig abgerechnet, in großer Dunkelheit und Dürftigkeit mehrere ...e. Er wünschte, philologische Vorlesungen zu halten, und verlangte ...lb zur Magisterwürde zugelassen zu werden: der akademische Senat ...g ihm aber die Bitte unter dem Vorwande ab, daß er schon auf einer ...n Universität eine höhere Würde empfangen habe und man ihm deßhalb ...geringere ertheilen könne. Zwar wurde er durch die Gnade des Chur... ...n 1748 Professor der arabischen Sprache, doch ohne Gehalt und sein ...ium kam aus Mangel an Zuhörern nicht zu Stande. Er befand sich ...in Nahrungssorgen, die er durch Uebersetzen, Corrigiren, Privatunter... Bücherschreiben und Aufsätze für kritische Journale, besonders für die

Acta eruditorum, zu beseitigen suchte. Auf einer Reise nach Dresden lernte er 1756 den Grafen Wackerbarth kennen und machte sich ihm durch die Erklärung einer arabischen Inschrift zum Freunde. Dieser verwandte sein Ansehen, um ihn in eine glücklichere Lage zu versetzen, indem er ihm 1758 die Rektorstelle bei der Nikolaischule zu Leipzig verschaffte. Er stand diesem Amte mit Gewissenhaftigkeit und Treue 16 Jahre hindurch vor. 1763 heirathete er Ernestine Müller, eine Frau von seltenen Kenntnissen und fast eben so bewandert in der griechischen Literatur, als er. Sie half ihm in seinen literärischen Arbeiten, besonders an seiner vortrefflichen Ausgabe der griechischen Redner, und setzte selbst nach seinem Tode die angefangenen Werke fort. Er starb 1774 nach einer langwierigen Krankheit. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1) eine Sammlung von arabischen Sprichwörtern, die von Stecken hergenommen sind, Leipzig 1763; 2) mehrere Schriften über arabische Literatur; 3) Conjecturae in jobum et proverbia Salamonis, Leipzig 1779, enthaltend viele gewagte ungegründete Behauptungen, aber auch manches sehr Gute; 4) Animadversiones in autores graecos. 5 Bde. Leipz. 1759—66; 5) sein Hauptwerk, die Ausgabe der griechischen Redner, 12 Bde. 1770—75; 6) die Ausgabe des Theokrit, 2 Bde. Wien und Leipzig 1765; des Plutarch, 12 Bde. Leipz. 1774—79; des Dionysius von Halikarnaß, 6 Bde. Leipz. 1774—77; des Maximus aus Tyrus, 2 Bde. Leipz. 1774; ferner 7) die Reden des Divi Chrysostomus, Leipz. 1784. 2 Bde.; 8) griechische Anthologie mit Commentar, Leipz. 1754. 2 Bde.; 9) Konstantin Porphyrogenetus Werk von den Ceremonien des byzantinischen Hofes, griech. und lat. Leipzig 1751. Als Uebersetzer war er weniger glücklich; er übertrug zwar die Griechen treu und richtig, doch ohne Eleganz und Geschmack, dies beweisen die Uebersetzungen der Reden des Demosthenes und des Aeschines, Lemgo 1764 in 5 Bänden. Mit großer Mühe und Kosten hatte er sich eine zahlreiche und treffliche Manuskriptensammlung, unter den die arabischen die vorzüglichste Stelle einnahmen, angeschafft; nach seinem Tode erstand sie Suhm in Copenhagen. Von ihm besitzen wir auch eine Selbstbiographie in deutscher Sprache, die er selbst nur bis 1774 brachte, von seiner Frau aber bis an seinen Tod fortgesetzt wurde und 1783 zu Leipzig herauskam. Er bekannte darin offen und ohne Schminke seine Schwächen und Fehler, so daß man vor seinem edlen und wahrheitsliebenden Charakter große Achtung erhält.

Reiten. Wir können diese Bewegung hier nur in Hinsicht der Wirkungen, die sie auf den gesunden und kranken menschlichen Organismus äußert, betrachten. Die durch das Reiten veranlaßten Bewegungen bestehen hauptsächlich in allgemeinen Erschütterungen des Körpers, und diese Erschütterungen sind es eben, wodurch das Reiten einen bedeutenden Einfluß auf die thierische Oekonomie hat; indem bei den meisten andern Gattungen von Bewegungen nur einige Glieder in Thätigkeit sind; beim Reiten aber weniger die Glieder sich bewegen, als durch das Rütteln, von einer mechanischen Ursache hervorgebracht, der ganze Körper bis in die kleinsten Fiber in ein Zittern versetzt wird. Das Reiten, mit Maß und gehöriger Vorsicht angewandt, wirkt daher auf den Organismus tonisch, d. h. es bekräftigt die Organe; vorzugsweise hat es auf die Verdauungsorgane einen wohlthätigen Einfluß; es erweckt vor dem Essen den Appetit, und bethätigt nach demselben die Verdauung; nicht weniger stärkend wirkt es auf die Gefäße des Kreislaufes, doch nicht reizend und die Bewegung der Gefäße des arteriellen Blutes beschleunigend; das Ein- und Ausathmen befördert es ebenfalls, doch darf dabei die Bewegung des Pferdes nicht zu heftig seyn, und dies keinen schweren Gang haben, weil sonst der Andrang des Blutes zu den Lun-

gen zu stark werden kann. Auch die Thätigkeit der einsaugenden Gefäße und hauptsächlich die des venösen Systems im Unterleibe wird vermehrt. Aus dem Gesagten wird sich leicht der Schluß ziehen lassen, daß in allen Krankheiten, die auf einem abnorm-erhöhten Reaktions-Vermögen beruhen und hitziger Art sind, z. B. bei aktiven Entzündungen, bei hitzigen Fiebern rc., das Reiten nachtheilig wirken müsse. Dagegen ist es in den Krankheiten, welche aus Schlaffheit der Gefäße und Trägheit der organischen Bewegungen entspringen oder mit ihnen verbunden sind, sehr nützlich. Auch bei chronischen Entzündungen ist es immer mit Vorsicht anzuwenden, besonders wenn eine solche ihren Sitz in den Lungen hat; bei Lungen-Catarrhen aber darf man von ihm einen günstigen Erfolg erwarten. Seine Hauptanwendung findet das Reiten bei Krankheiten des Unterleibs, denen eine Trägheit und Schlaffheit des Verdauungs-Systems zu Grunde liegen, oder die durch Stockungen in den venösen Blutgefäßen hervorgebracht werden. Daher haben es auch die meisten Aerzte gegen Hypochondrie und gegen das Heer diese Krankheit begleitender Zufälle anempfohlen. Bei schlechter Verdauung, beim trägen Stuhlgange, bei Durchfällen, die in Schwäche des Darmkanals ihren Grund haben, kann es vortheilhafte Dienste thun; selbst bei Wechselfiebern und Nervenübeln ist es ein nicht zu verachtendes Mittel. Man empfiehlt es gleichfalls bei scrophulösen und scorbutischen Leiden; Ramasini rühmt es gegen beginnende Bauchwassersucht und Sydenham gegen Lungensuchten. Bei langwierigen Krankheiten muß man sich zum wenigsten täglich einmal die Reitbewegungen machen: es versteht sich, daß der Kranke sich nicht dabei gleich bis zur Ermüdung anstrengen darf. Er beginne mit kleinen Spazierritten und bediene sich dazu eines ruhigen lenksamen Pferdes. — Für schwache Kranke haben die Morgen- und Abendluft etwas zu stark Reizendes und Empfindliches; diese müssen sie daher vermeiden, so wie im Sommer die Mittagshitze.

Reiterei, Cavallerie. Schon im höchsten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegerischen Unternehmungen erwähnt, und schon 1650 v. Chr. soll Sesostris in Aegypten Reiterei bei seinem Heere gehabt haben. Zu Homer's Zeiten kannte man bei den Griechen nur Wagen, die gewöhnlich von zwei Pferden gezogen wurden; die erste geschichtliche Nachricht von eigentlicher griechischer Reiterei ist aus dem zweiten messenischen Kriege (745 v. Chr.). Der griechische Boden, Thessalien ausgenommen, ist der Pferdezucht nicht günstig; auch hatte das Heer der Griechen in den Schlachten von Mantinea und Platäa, obgleich über 100.000 Mann stark, keine Reiterei, wahrscheinlich weil Thessalien von den Persern besetzt war. Die Römer lernten den kriegerischen Gebrauch der Reiterei erst von Pyrrhus und Hannibal. Ihre besten Pferde bezogen sie späterhin aus Gallien, und Cäsar erwähnt verschiedentlich der gallischen Reiterei mit großem Lobe. Im Mittelalter war die Reiterei der wichtigste und furchtbarste Theil der Kriegsheere, welche nicht selten ganz aus dieser einzigen Waffenart bestanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber, und besonders seit der Vervollkommnung der Artillerie besteht die Hauptstärke eines europäischen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Reiterei beigegeben ist, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Reiterei einem Heere ist (obgleich man sie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemassen hat ersetzen sehn), so gewiß ist es doch, daß eine bloße Reitereimasse zu großen militärischen Unternehmungen nicht brauchbar seyn würde. Wir theilen die Reiterei in schwere und leichte, je nachdem sie schwere oder leichte Pferde hat. Doch unterscheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur schweren Reiterei gehören die Cuirassiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten

die sogenannten Chevaurlegers, Husaren und Uhlanen (s. d. A.). Der allgemeine Gebrauch der ganzen Reiterei mit besonderer Rücksicht auf die schwere ist: 1) die feindliche Reiterei anzugreifen; 2) die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3) den geschlagenen Feind zu verfolgen und seine Niederlage vollkommen zu machen; 4) die Infanterie zu unterstützen und zu decken; 5) zu recognosciren und Detachements abzuschicken; 6) Posten, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7) zu fouragiren und die Fouragirer zu schützen. Die Dragoner dienen auch außerdem, so wie die Infanterie, nöthigenfalls sowohl angriffs- als vertheidigungsweise zu Fuß und fechten gleich den leichten Reitern in oder außer der Linie geschlossen oder einzeln. — Die Husaren, Chevaurlegers und Uhlanen aber sind vorzugsweise bestimmt: a) zu allen schnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorposten, und stets dem Feinde nahe zu seyn; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundschaften; e) zum Recognosciren; f) Ueberfälle zu thun; g) die Zufuhr zu decken; Stellung zu recognosciren; h) die Verbindung des Feindes mit seinen Magazinen ꝛc. abzuschneiden oder doch zu beunruhigen; i) den Feind zu necken (harceliren) und ihm überhaupt stete Besorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umstände in geschlossener oder aufgelöster Schlachtordnung. Der verschiedene Gebrauch dieser drei Arten von Reiterei bestimmt also die Auswahl der Menschen und Pferde und die Art der Bewaffnung, Kleidung ꝛc. — Reiterei-Geschütz ist das Geschütz, welches durch seine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande ist, der Reiterei zu folgen und mit ihr zu wirken. Es besteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verschiedenen Heeren eine verschiedene Einrichtung.

Reitkunst ist der Inbegriff der Geschicklichkeiten in Abrichtung der Pferde zum Reitdienst. Es scheint, daß die Alten nach ihren Cameen die Kunst verstanden, bis 20 Pferde in eine Linie nebeneinander zu lenken und auch mit besonderer Gewandtheit zu reiten verstanden. Die Türken lernten die geschickte Pferdelenkung von ihren nomadischen Vorfahren, den Kaukasiern, deren Nachkommen unter den ägyptischen Mamelucken Napoleon bewiesen, daß sie selbst der europäischen Taktik im Felde furchtbar zu bleiben verstanden, und wäre unsere Artillerie den Türken nicht zu überlegen, so würde ihre Reiterei uns stets in Feldzügen die Spitze bieten können. Die Ungarn, früher selbst asiatische Nomaden und die Polen gleicher Abstammung, lernten zuerst die türkische Reiterei besiegen, welche nur in kleinen Corps strategische Ordnung beobachtet. Wenn also Franconi aus Byzanz seine Künste holte: so hatten die Türken solche gewiß nicht von den byzantinischen, vormals hellenischen Kunstreitern erlernt, denn die Griechen waren selten gute Reiter. Rus, der Sohn des Osiris, soll der alten morgenländischen Mythologie nach der Erfinder des Reitens gewesen seyn, nach Andern war es Sesostris. Das eigentliche Vaterland der höhern Reitkunst ist Italien; zu Neapel wurde die erste Reitschule eröffnet; und Federiko Grisani schrieb zuerst über sie. Von Italien aus ging sie durch Pignatelli's Schüler nach Frankreich; unter den Engländern schrieb zuerst der Herzog von Newcastle und in Frankreich La Broue und Pluvinel über sie. In Deutschland gaben Tennecker, Bauwing Hausen von Wallmerode, Lind und Andere, treffliche Schriften über die Reitkunst heraus. Unter den Neuern zeichnet sich aus, de la Guerinieres Reitkunst oder gründliche Anweisung zur Kenntniß der Pferde, von Knöll übersetzt.

Reizbarkeit. Die Muskelkraft oder die sogenannte Reizbarkeit gibt den Muskeln das Vermögen, sich auf einen ihnen selbst oder ihren Nerven angebrachten Reiz zusammen zu ziehen; man nennt sie auch die lebende Kraft, um sie von der Elastizität zu unterscheiden. Sie ist ebenfalls die Wirkung der Organisation des Muskels, setzt aber die Nervenkraft schon voraus, die

ein Theil der Reizbarkeit ist, oder vielmehr die Reizbarkeit ist die Nervenkraft selbst, nur durch den Bau des Muskels besonders zu einem neuen Phänomen des Lebens modifizirt. Es gibt aber außer der willkührlichen Muskelbewegung auch eine unwillkührliche, und eine, welche nach Umständen bald willkührlich, bald unwillkührlich seyn kann; daher pflegt man auch die Muskeln in die willkührlichen und unwillkührlichen und auch in die gemischten einzutheilen. Zu den willkührlichen rechnet man die Muskeln des Kopfes, des Rumpfes, der Extremitäten, der Augen, des Mundes, der Zunge, des Schlundes u. s. w.; die unwillkührlichen sind vorzüglich das Herz und die Gedärme; die theils willkührlichen, theils unwillkührlichen sind die zum Athmen bestimmten Muskeln. Kräfte unterscheidet man in dem Bauche eines Muskels zweierlei: eine todte und eine lebende Kraft. Die todte ist die Elasizität, welche der Muskel mit andern Theilen gemein, aber im stärkeren Grade hat. Die lebende Kraft heißt die Reizbarkeit, und besteht in einer Zusammenziehung oder Verkürzung, verhältnißmäßigen Anschwellung und Härte des ganzen Muskelbauches, oder nur eines Theils derselben, welche nach einem dem Muskel selbst oder seinen Nerven angebrachten Reize erfolget; sie heißt lebend, weil sie nur im Leben zugegen ist, und nach dem Tode bald ganz verloren geht. Nichts war mehreren Streitigkeiten in der Physiologie unterworfen, als die Kraft der Muskeln, die Haller einerseits ins beste Licht gesetzt, andererseits aber, indem er sie für eine selbstständige, dem Muskel angeborne, und von der Nervenkraft unabhängige Kraft erklärte, zu vielen Irrungen Anlaß gegeben hat. Die Reizbarkeit ist die Wirkung der Organisation des Muskels. Zu der Organisation des Muskels (s. d. A.) gehöret auch die Nervenkraft, welche in den Nerven der Muskeln zugegen seyn muß, ohne diese sind sie für keinen Reiz mehr empfindlich, und mit ihr geht auch die Reizbarkeit verloren. Ferner ist dazu erforderlich eine gewisse Menge, Mischung, Flüssigkeit und Beweglichkeit der Säfte, welche in den Gefäßen der Muskeln, wenn er auch schon aus dem Leibe ausgeschnitten worden ist, gleichwohl enthalten sind; sobald als diese Säfte stocken, und ihre gehörige Mischung verändern, so geht damit die Nervenkraft, Reizbarkeit und das Leben sowohl in einzelnen Theilen, als in dem ganzen Körper verloren. Nach Hallers Beobachtung soll das Stocken des thierischen Fettes der Zeitpunkt seyn, worin auch die Reizbarkeit aufhört sich zu äußern. Um die Reizbarkeit in Thätigkeit zu versetzen, ist ein Reiz nothwendig. Daß die Reizbarkeit eine der Muskelfaser angeborne und von der Nervenkraft unabhängige Kraft sey, ist daher ein höchst unrichtiger, der Vernunft und Erfahrung zuwider laufender Schluß. Nachdem die Reizbarkeit die Wirkung der Organisation des Muskels und der Nervenkraft ist, so fragt es sich, auf welche Weise diese Ursachen die Reizbarkeit hervorzubringen im Stande sind? Man muß gestehen, daß diese Frage unter die schwersten Probleme der Physiologie gehöre, und nach so vielen Hypothesen, welche man zu diesem Ende ausgedacht hat, noch nicht gehörig beantwortet sey. Eine neue Erklärungsart über die Muskelkontraktion hat Herr von Humboldt gegeben, daß nämlich das aus den Nerven in den Muskel einströmende Galvanische Fluidum, welches er auch für eine modifizirte Elektrizität hält, eine Annäherung der Elemente in den Muskelfasern und folglich ihre Verkürzung bewirke, so wie der elektrische Funke luftförmig ausgedehnte, von einander entfernte Substanzen, Sauerstoff und Stickstoff, oder Sauerstoff und Wasserstoff in tropfbare Salpetersäure und tropfbares Wasser zusammendrängt. Wir wissen aber auch, daß die Elektrizität das Gegentheil bewirken kann, sie theilt nämlich auch den Körpern eine repulsische Kraft mit, macht, daß sie gasartig werden, sich zünden und verbrennen. An der Reizbarkeit sind noch folgende Erscheinungen zu bemerken: Die Reizbarkeit der willkührlichen Muskeln gehorcht im natür-

lichen Zustande dem Willen Reiz, der durch die Nerven in die Muskeln auf eine automatische Art übergeht, ohne daß die Seele die geringste Kenntniß von den zu bewegenden Muskeln zu haben braucht. Die willkührlichen Muskeln werden oft auch ohne Willen durch bloße Gewohnheit und Association in Bewegung gesetzt, weil sie gewohnt sind, in Gesellschaft dieser oder jener Muskeln zu wirken. Im widernatürlichen Zustande gehorchen die willkührlichen Muskeln auch mechanischen, chemischen und andern krankhaften Reizen, die entweder im Gehirne, oder im Verlaufe der Nerven, oder auf die Muskeln selbst angebracht worden sind; unter allen widernatürlichen Reizen zeichnen sich vorzüglich nach Galvani's und Creve's Versuchen die Metallreize aus. Die auf die widernatürlichen Reize erfolgte Zusammenziehung der willkührlichen Muskeln ist meistens tumultuarisch, minder zweckmäßig, bald heftig, bald schwach, bald anhaltend, bald vorübergehend, abwechselnd oder zitternd ꝛc. Die unwillkührlichen Muskeln gehorchen dem Willen nie, nur starke Gemüthsbewegungen können auf sie einen Einfluß haben: z. B. Zorn, Freude, machen die Bewegung des Herzens geschwinder; der Schrecken, die Furcht, machen das Herzklopfen; der durch eine Idee erzeugte Ekel das Erbrechen u. s. w. Der natürliche Reiz des Herzens ist das Blut; des Magens und der Gedärme die Nahrungsmittel, und die dahin abgesetzten Säfte. Die Reizbarkeit soll nach Hallers Bemerkungen in den Gedärmen, in dem Zwergfelle und in dem Herzen länger dauern, als in den willkührlichen Muskeln, welches nicht immer zutrifft; doch das ist gewiß, daß sie bei kaltblütigen Thieren, Amphibien, viel länger währet, als in warmblütigen, und da man die Reizbarkeit mit Recht als ein Zeichen des noch fortdauernden Lebens oder der noch fortdauernden Nervenkraft ansieht, so sagt man auch, daß jene ein zäheres Leben haben, oder daß ihre Nervenkraft etwas länger nach dem Tode dauere. Außer der Muskelbewegung giebt es in dem thierischen Körper noch eine ebenfalls in einer Zusammenziehung oder Verkürzung bestehende und dem Reize gehorchende lebende Bewegung, welche solchen Theilen zukommt, die keine faserige und den Muskeln eigene Organisation bekanntermaßen an sich haben; hieher gehörrn das Zellengewebe, mehrere Häute, manche Gefäße u. s. w. Diese Reizbarkeit ohne Muskelfasern findet man vorzüglich bei kleinen Thieren, z. B. Polypen, Blasenwürmern u. s. w., bei welchen wir keine Muskeln noch derlei Fasern sehen können, ja sie erstreckt sich sogar bis in das Pflanzenreich. Weil man bei solchen Thieren und Pflanzen auch keine Nerven gewahr wird, so haben Einige daraus geschlossen, daß die Reizbarkeit ein zweites von der Empfindung ganz verschiedenes und unabhängiges Lebensprinzipium sey. Diese scheinen aber nicht bedacht zu haben, daß die Reizbarkeit eine Fähigkeit, den Reiz zu empfinden, voraussetzet, auf den sie dann gehörig zurückwirken soll, es muß von darum keine Empfindung mit Bewußtseyn seyn. Andere glaubten, weil z. B. die Blasenbandwürmer bei ihrer Reizbarkeit keine Muskelfasern haben, daß die Muskelfasern unserer Muskeln auch nicht nothwendig für ihre Reizbarkeit sind, und daß die Theorie der Muskelbewegung, die auf die anatomische Struktur eines Muskels gebaut ist, über den Haufen fallen müsse. Wenn diese Art zu schließen richtig wäre, so fiele nicht nur die Theorie der Muskelbewegung, sondern unsere ganze Physiologie über den Haufen: denn der Blasewurm empfindet auf seine Art, und wir sehen doch keine Nerven an ihm, folglich wäre unsere Theorie, daß unser Nervensystem das nothwendige Organ zu unseren Empfindungen sey, auch falsch. Der Blasewurm lebet ohne zu athmen, ohne ein Herz und ohne einen Kreislauf des Blutes zu haben; fällt darum unsere Theorie, daß unser Leben ohne die Verrichtungen nicht seyn kann, auch über den Haufen? Die Natur hat einen Reichthum von Mitteln, womit sie den nämlichen Endzweck erreichen kann. Aus

aller der Erfahrung, die wir über die Reizbarkeit der thierischen und Pflanzentheile haben, können wir unsres Erachtens nichts anderes schließen, als daß die Reizbarkeit unserer Muskeln von der ihnen eigenen Organisation komme, so wie die Verrichtungen anderer Theile unseres Körpers die Wirkungen ihrer Organisation sind; die Reizbarkeit der Blasenwürmer, Polypen und Gewächse hingegen sey wiederum die Wirkung ihrer eigenen und uns noch unbekannten Organisation und Mischung ihrer Materie.

Relativ heißt ein Begriff, dessen Inhalt und Werth nur durch Vergleichung mit einem andern Begriffe bestimmbar ist. Groß und klein, arm und reich, gelehrt und ungelehrt ꝛc. sind solche Begriffe. Sie erfordern zu ihrer Bestimmung allemal einen Maßstab, z. B. die Größe eines Grenadiers 14 Zoll über das gewöhnliche Maß.

Relegation, Verbannung, Verweisung aus dem Vaterlande, ward von den Römern auf Jemanden aus doppelter Absicht verhängt; entweder sollte sie zur Strafe eines Verbrechens dienen, oder als Verwahrungsmittel der republikanischen Freiheit gegen das Uebergewicht eines Mannes, und dann hatte sie Aehnlichkeit mit dem griechischen Ostracismus (s. d. Art.). Die Relegation war entweder auf Lebenszeit oder auf gewisse Jahre. Sie unterschied sich vom Exil (s. d. Art.) dadurch, daß dies mit bürgerlicher Herabwürdigung verbunden war. — Die Verbannung eines Studenten von der Universität, der sich gröblich gegen die akademischen Gesetze vergangen hat, heißt noch jetzt Relegation; wird sie geschärft, so wird der Schuldige mit Schande (cum infamia) relegirt.

Relief, in der Bildhauerkunst, das Hervortreten der Gestalten aus dem Grunde, auf welchem sie gebildet sind, oder das Kunstwerk in erhabener Arbeit. Man unterscheidet drei Arten: alto, basso und mezzo Relievo. Das erstere, auch Hautrelief genannt, ist so beschaffen, daß die Gestalt, den natürlichen Verhältnissen gemäß, heraustritt. Basrelief (s. d. Art.) ist nur ganz flach erhöht, wie bei Münzen, Demirelief aber so, daß nur die Hälfte der Gestalten im Durchmesser aus dem Grund hervortritt. Das Relief, diesen schwereren Theil der Plastik, haben die Griechen zuerst ausgebildet. Bei den Aegyptern war das Relief bloß Schriftzeichen. Das griechische Relief bestand anfangs in einer bloßen Reihe, oder Nebeneinanderstellung des Verschiedenen ohne weitere Verbindung, dann erhob man es zu einer symbolischen Composition, endlich zu einer historischen. Einer der vorzüglichern neuern Künstler in Relief ist Prof. Tieck aus Berlin, der die Reliefs im großherzogl. Schlosse in Weimar verfertigt hat.

Religion bezeichnet objektiv, die Religion als Gegenstand der Erkenntniß betrachtet, den Inbegriff aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote. Sie unterscheidet sich also dem Objekt (der Materie) nach nicht von der Moral. Ihr Unterschied von derselben ist bloß formal, d. i. unsre Vernunft schreibt uns die moralischen Gesetze als göttliche Gebote vor, um der Moral durch die aus der Vernunft selbst erzeugte Idee von Gott auf den menschlichen Willen zu Erfüllung aller seiner Pflichten Einfluß zu verschaffen. Man kann daher auch sagen: die Religion ist die Moral in Beziehung auf Gott als Gesetzgeber. Darum ist sie aber auch nur eine einzige, und es gibt nicht verschiedene Religionen, aber wohl verschiedene Glaubensarten an göttliche Offenbarung und deren statuarische Lehren. Daher findet sich auch das Christenthum, welches die schicklichste Form der sinnlichen Vorstellungsart des göttlichen Willens (Glaubensart an göttliche Offenbarung) ist, in der Bibel aus zwei gleichartigen Stücken zusammengesetzt, dem Kanon und dem Organon der Religion. Der Kanon der Religion ist der reine Religionsglaube (ohne Statuten auf bloße Vernunft gegründet), das Organon oder sinnliche Vehikel der Religion ist der Kirchenglaube oder

Geschichtsglaube (der ganz auf Statuten beruht, und nur für dieses oder jenes Zeitalter ist). Allein bei Nennung des Religionsglaubens wird gemeiniglich der sich auf Schrift gründende Kirchenglaube mit verstanden, weil auch dieses Leitzeug zum moralischen Zweck zu gebrauchen Pflicht ist, aber der doch nicht nothwendig dazu gehört. Subjektiv (die Religion als Erkenntniß selbst) betrachtet, ist Religion (theoretisch) die Erkenntniß aller unsrer Pflichten als göttliche Gebote, aber (praktisch) die Maxime, sie als solche zu befolgen, nicht als Sanktionen, d. i. willkührlich, für sich selbst zufällige Verordnungen eines fremden Willens, sondern als wesentliche Gesetze eines jeden freien Willens für sich selbst, die aber dennoch als Gebote des höchsten Wesens angesehen werden müssen. Das moralische Gesetz führet uns, durch den Begriff des höchsten Guts, als des Objekts und Endzwecks der reinen praktischen Vernunft, zur Theologie, und diese unmittelbar zur Religion, weil die Erkenntniß unsrer Pflicht, und des darin uns von der Vernunft auferlegten Endzwecks (heilig und glückselig zu werden), den Begriff von Gott zuerst bestimmt hervorbringen konnte, der also schon in seinem Ursprunge von der Verbindlichkeit gegen dieses Wesen unzertrennlich ist. Denn nur von einem moralisch vollkommenen (heiligen und gütigen, ohne welche Eigenschaften der Begriff von Gott keine Grundlage zur Religion ausmachen kann), zugleich auch allgewaltigen Willen können wir das höchste Gut zu erlangen hoffen, welches zum Gegenstand unsrer Bestrebung zu setzen uns das moralische Gesetz zur Pflicht macht. Auch hier bleibt daher alles uneigennützig und bloß auf Pflicht gegründet, ohne daß Furcht oder Hoffnung als Triebfeder zum Grund gelegt werden dürften, die als Prinzipien den ganzen moralischen Werth der Handlungen vernichten. Ich kann das höchste Gut (nach welchem der Wunsch in keiner eigennützigen Seele aufsteigen kann, sondern durchs Moralgesetz geweckt werden muß) nicht zu erlangen hoffen, als nur durch die Uebereinstimmung meines Willens mit dem eines heiligen und gütigen Welturhebers; aber nicht das bedingte Element des höchsten Guts (meine Glückseligkeit), sondern das unbedingte (die Befolgung des moralischen Gesetzes) ist dann der Bestimmungsgrund meines Willens. Die Religion gibt uns die Hoffnung, der Glückseligkeit dereinst in dem Maße theilhaftig zu werden, als wir uns ihrer nicht unwürdig zu seyn bemühet haben. Daher kann nun die Sittenlehre als Religion auch Glückseligkeitslehre genannt werden. Vergl. d. Art. Glückseligkeitslehre. Der Mensch erhält also vermittelst der praktischen Vernunft nur nach der Analogie mit einem Gesetzgeber aller vernünftigen Weltwesen eine bloße Leitung, die Gewissenhaftigkeit (welche auch religio genannt wird) als Verantwortlichkeit vor einem von uns selbst unterschiedenen, aber uns doch innigst gegenwärtigen heiligen Wesen (der moralisch gesetzgebenden Vernunft) sich vorzustellen, und dessen Willen den Regeln der Gerechtigkeit zu unterwerfen. Die drei Eigenschaften, die alles in sich enthalten, wodurch Gott der Gegenstand der Religion wird, sind daher, daß er ist a) der heilige Gesetzgeber und Schöpfer; b) der gütige Regierer und Erhalter; c) der gerechte Richter und Vergelter. Die Religion unterscheidet sich also dadurch innerlich von Superstition, daß die Religion (z. B. bei dem Anblick der furchtbaren Wirkungen der Natur, die Idee der Erhabenheit des Herrn der Natur in uns erweckt, sofern wir nämlich nur seinen Willen gemäße Erhabenheit der Gesinnung bei uns selbst erkennen), dahingegen die Superstition Furcht und Angst vor diesem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, zum Grunde legt. — Die Religionen sind die verschiedenen Stufen der Darstellung des Volksglaubens an ein Uebersinnliches und Vollkommenes. Die niedrigste Stufe der Religion, eine rohe Ahnung des Göttlichen in der Natur und

ihren Kräften, das sinnliche Gefühl einer höheren Macht, aufgefaßt in sinnliche Anschauung, war der Naturdienst und Fetischismus der Aegypter, Syrer, Phrygier u. A. Diese überlieferte Naturmythologie bildeten die Griechen zur Symbolik sinnlicher Ideale aus, gaben aber die religiöse Wahrheit fast ganz auf in der Richtung des Symbols auf die Schönheit. Auch in den Mysterien (s. d. Art.) pflanzten sich relig. Ideen nur symbolisch fort. Als hierauf die Philosophie das Gebiet der Wahrheit für sich in Besitz nahm, ward die Volksreligion auf sinnliche Begeisterung beschränkt. Ihr fehlte die Idee der heiligen Liebe und Allmacht. Dagegen bildete bei den Hebräern Moses den Monotheismus des hebräisch-aramäischen Stammes zu einer symbolischen Nationalreligion aus, in welcher die Propheten (s. d. Art.) den Keim des Geistigen, Unendlichen und Sittlichen entwickelten. Endlich enthüllte das Christenthum den Begriff des übersinnlichen Verhältnisses der Menschheit zur Gottheit auf die der Wahrheit angemessenste, reinste und würdigste Art. Die Religionen, welche jetzt auf der Erde bestehen, gehören entweder zum Monotheismus (s. d. A.), Verehrung eines einzigen höchsten Wesens als Schöpfers und Gebieters des Weltalls, oder zum Polytheismus (vergl. d. Art.), Verehrung mehrerer Gottheiten. Zum Monotheismus gehören: I. das Christenthum. Zu diesem bekennen sich a. die orientalischen Christen, theils rechtgläubige, theils heretische. Jene sind 1) die Griechen in Rußland, die unter dem heiligst dirigirenden Synod zu Petersburg stehn, überhaupt 33½ Mill.; 2) die Griechen in Grusien, Mingrelien und den unter Rußlands Scepter stehenden Theilen des Kaukasus, ¼ Mill. unter dem Katholikos von Grusien, der jenem Synod in Petersburg sich anschließt; 3) die Griechen in dem osmanischen Reiche, 6 Mill., unter dem Patriarchen zu Konstantinopel; 4) die Griechen auf den ionischen Inseln, 150.000 M.; 5) die Griechen in der östreichischen Monarchie, 3.150.000. Ueberhaupt in Europa und Asien: 43.200.000 rechtgläubige Griechen. Zu den heretischen orientalischen Christen gehören: 1) die Monophysiten, die nur Eine Natur in Christo annehmen. Sie unterscheiden sich in Jakobiten unter dem Patriarchen zu Antakia, im Kloster Safran, und unter einem Bischofe, dem Maphrian von Taurit; Kopten in Aegypten, 2½ Mill.; habeschinische Christen, 4 Mill. in Tigre, Amhara, Schoa und Nubien; und Armenier, im ganzen osmanischen Reiche, in Rußland, Oestreich, Aegypten und in andern Ländern, etwa 2 Millionen. Ueberhaupt also: 8.600.000 Monophysiten. 2) Die Nestorianer im osman. Asien, in Turkistan, Iran und Hindustan zerstreut. Sie verehren den Nestorius als Heiligen, und nehmen in Christo zwei Naturen und zwei Personen, Gott und Mensch, an, haben auch drei Sakramente: etwa 400.000 Köpfe; 3) die Raskolniken und Duchoborzen, Sekten der griech. Kirche in Rußland; 4) die Filipponen oder Liporaner in der Bukowina, etwa 6000 Köpfe; 5) die Maroniten, etwa 150.000 Köpfe im osmanischen Asien, die sich in mehreren Punkten mit der kathol. Kirche vereinigt haben. Alle orientalische Christen mögen im Ganzen die Summe von 53 Mill. nicht übersteigen. b. Die occidentalischen Christen: α. Katholiken, ausschließend: in Spanien und Portugal; mit Duldung andrer Kirchen: in Frankreich, Italien, Baiern, in der östreich. Monarchie, in der kathol. Schweiz, in Belgien und Polen; gleiche Rechte mit andern Kirchen haben sie in der preuß. Monarchie, in Hannover, Würtemberg, Sachsen, Baden, Hessen, Rußland und auf den ionischen Inseln; sie werden blos geduldet in dem brit. und in dem osmanischen Reiche. Im Orient sind viele kathol. Christen, besonders in Hindustan 500.000; in China und Anam über 600.000; in Aegypten, in der Barbarei. Der Katholicismus ist herrschend in mehreren Negerstaaten auf der Küste Congo, 3 Mill., auf den Philippinen und

Karolinen, 1.800.000 Katholiken: auf den Azoren, Madeira, Canarias und Cabo Verde und einigen Plätzen von Guinea, 500.000 Katholiken, in den span. Colonien von Nord- und Südamerika, im span. und französ. Westindien, etwa 17 Mill. und auf Hayti, wo die kathol. Kirche von Heinrich dem Ersten und Pethion (st. 1818) als Staatsreligion anerkannt ist, 800.000 Katholiken. Auch leben in den Vereinigten Staaten und im britt. Nordamerika viele Katholiken. Ueberhaupt 125 Mill., davon in Europa 100 Mill. Mit den Katholiken haben sich in Oestreich, Rußland und der Türkei ein Theil der Griechen und Armenier vereinigt. Als Heretiker werden die Jansenisten in den Niederlanden betrachtet. β. Occidentalische Christen, die sich schon vor der Reformation von den Katholiken getrennt haben, wie die Waldenser, einzelne Gemeinden in den Alpenthälern; die böhmischen Brüder, ein Zweig der Hussiten in Schlesien, Böhmen, der Mark und in Sachsen; nebst den Waldensern, etwa 50.000 Köpfe. γ. Die Protestanten, wenigstens 55 Mill., als: a) die Lutheraner, herrschend in Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Meklenburg, Würtemberg, Baden, Dänemark, Schweden, Norwegen, im größten Theile der preuß. Monarchie, in Lievland, Esthland, Ingermannland, Finnland und Kurland; gleiche Rechte haben sie mit andern Religionspartheien in Sachsen, in den Niederlanden, in Hessen, Frankreich, Ungarn, Rußland, dem brittischen Reiche, in Nordamerika ꝛc. Ueberhaupt 28 Mill. b) Die Reformirten, herrschend in einem Theile der Schweiz, in Anhalt, Nassau, Bremen, als Presbyterianer in Schottland, gleiche Rechte mit andern Kirchen: in Sachsen, Preußen, den Niederlanden, Ungarn, Siebenbürgen, Frankreich, Rußland, Nordamerika, auf dem Kaplande, Surinam, dem britt. Guinea, im holländ. Westindien. Ueberhaupt 10 Mill. (vergl. d. Art. Reformation und Reformirte Kirche). c) Die Anglikaner, oder Episkopalen im britt. Reiche und Nordamerika, 11 Mill. d) Die Independenten oder Congregationalisten, in Nordamerika und England, $1\frac{1}{2}$ Mill. e) Die Arminianer oder Remonstraten, in Holland, 36.000 Köpfe. f) Die Anabaptisten oder Mennoniten, im britt. Reiche, Holland, Westpreußen, Rußland, Baden, Kurhessen, Ostfriesland, Hessen, Cleve, Berg Nordamerika 350.000 Köpfe. g) Die Socinianer oder Unitarier in Siebenbürgen, 45.000 Köpfe und in Ostpreußen. h) die Quäker, im britt. Reiche, Holland, Nordamerika und Dünkerque, kaum 80.000. i) Die Herrnhuter in Deutschland, Rußland, Holland, Dänemark und dem britt. Reiche (s. d. Art. Brüdergemeinde), höchstens 40.000. k) Die Methodisten (s. d. Art.) — II. Der Muhamedismus oder Islam (s. d. Art.), und zwar: a. Sunniten, welche neben dem Koran auch die Sunna verehren: 1) Osmanen und ein Theil der Arnauten; 2) die meisten Tataren im russ. und osman. Reiche und in der Kirgisensteppe; 3) die Afghanen in Kabulistan und die Beludschen in Beludschistan; 4) die Bucharen, Karakalpaken und Truchmenen in Turkestan oder beiden Dschagatai; 5) die Malaien auf den Sunda-Inseln, im östlichen Archipel und auf den Molukken, und auf der Halbinsel Malacca; 6) die Male- und Lakedivianer; 7) die Araber in Yemen, Aegypten und der Barbarei, so wie die Marabuten in Senegambien und am Joliba; desgleichen die Araber und Neger auf der Ostküste von Afrika und auf Madagaskar: doch ist die Religion dieser Völker mit Fetischismus vermischt; 8) die Sunnitischen Muhammedaner in Hindustan: $\frac{1}{6}$ der Einw. b. Die Schiitten, welche die Sunna verwerfen, und den Ali als Propheten verehren. Sie bestehen aus fünf Hauptsekten, und machen allein in Iran die herrschende Religionspartei aus. Auch die Kjurden sind zum Theil Schiitten. Ueberhaupt 120 Mill. Muhammedaner. — III. Der Mosaismus oder das Ju-

denthum (s. d. A.), theils Karaiten, theils Rabbiniten, wovon die letzten außer dem A. Test. auch dem Talmud eine bindende Kraft zugestehn. Ueberhaupt gegen 4 Mill., davon in Europa 1.180.000. Sie leben überall nur geduldet in einzelnen Familien. In Europa finden sich nur zwei ganz von Juden bewohnte Ortschaften, eine in Taurien, die andere in Dalmatien. Nach Bruce giebt es in Tigre auf der Bergkette von Samen ein eignes Judenreich, das der Falascha, das dem Raz Abgaben zahlt, aber seine eigne Regierungsform behauptet, einen König und eine Königin unter dem Namen Gideon und Judith verehrt, und etwa 100.000 streitbare Männer aufbieten kann. — IV. Die Druſen, ein Völkerstamm von 160.000 Köpfen am und um den Libanon, dessen Religion, ein Gemisch von Christen- und Judenthum, sich zum Islam hinneigt. Diese vier monotheistischen Religionen stützen ihr System auf Offenbarungen, nicht so: V. der Deismus (s. d. A.). Er ist Volksreligion: 1) bei den Wechabiten (vergl. d. Art.) in Arabien, die die göttliche Sendung des Propheten verwe fen, den Koran in seiner Reinheit herstellen, und an die Stelle der geoffenb. Religion einen reinen Deismus setzen. 2) Bei den Seiks in Hindustan, deren Gesetzgeber und Religionslehrer Nanak im 14. Jahrh. lebte; doch sind in ihrem Lande mehr Hinduer und Muhammedaner als Seiks. 3) Die Religion des Konfuzius in China, Korea und Japan, welche ein einziges höchstes Wesen und die natürliche Moral lehrt, ist nur die Religion des gebildetern Theils der Nation. Die zweite Hauptklasse aller Religionen, der Polytheismus oder das Heidenthum, besteht in der Anbetung mehrerer Gottheiten, entweder vernünftige Wesen, Menschen oder unvernünftige — Fetische (s. d. Art.). Eine dritte Classe nimmt ein ewiges Wesen als den obersten Herrn der Welt an, läßt aber die Geschäfte desselben durch Untergottheiten, die von jenem abhängen, verrichten, und lehrt diese Halbgötter verehren. A. Zu denen, die eine Menge Untergötter als Ausflüsse des höchsten Wesens verehren, gehören: 1) die Religion des Fo, die neben dem höchsten Wesen eine Menge Schutzgötter annimmt und zugleich Sonne und Mond göttlich verehrt. Sie ist die Religion des großen Volkshaufens in China. 2) Die des Buddha in Ostasien, welche unter dem Namen des Lamaismus über ganz Tibet und die chinesische Mongolei verbreitet und selbst in China Hofreligion ist, unter dem Namen der buddhistischen Religion aber in Ceylon und mit Ausnahme der malaiischen Halbinsel in ganz Hinterindien herrschend, endlich auch in Japan aufgenommen ist. 3) Die brahminische Religion in Hindustan, zu der sich mehr als 60 Mill. Hindu bekennen. Außer den drei Ausflüssen des höchsten Wesens, Brahma, Wischnu und Schiwen, zählt sie über 1000 Mill. Untergötter. 4) Die schamanische Religion (s. Schamanen), die neben dem höchsten Wesen auch den Urheber des Bösen göttlich verehrt, an die Einwirkung der Gestirne glaubt und vor magischen Uebeln zittert; daher ihre Zauberer viel gelten. Zu ihr bekennen sich die meisten Indianer in Nordamerika und viele kleine Völker im russ. Reiche. 5) die sabäische (s. Sabäer), eine Naturreligion, die ein einziges höchstes Wesen, und in Sonne, Stern und Feuer sein Symbol anerkennt. Ihr heiliges Gesetzbuch ist der Zendavesta; ihr Gesetzgeber Zoroaster. Zu ihr bekennen sich die Parsen oder Gebern (s. d. Art.). Diese fünf Religionen zusammen zählen wenigstens 259 Mill. Anhänger. B. Die Fetischanbeter sind sehr zahlreich, meistens Völker noch auf der untersten Stufe der Kultur, wie die meisten Negervölker in Afrika, die Australier, und viele wilde Amerikaner. Ueberhaupt etwa 70.340.000 M. Man kann daher auf der Erde gegen 368 Mill. Monotheisten und 340 Mill. Polytheisten annehmen.

Religionsfriede. Carl der Fünfte, Herr weitläufiger Länder — er beherrschte in Europa außer seinen deutschen Erblanden Spanien und Na-

varra, die Niederlande, Neapel, und in Amerika sich weit dehnende Landstriche, ein Gebiet sehr verschiedenartiger Nationen, die unter mehr oder weniger von einander abweichenden Verfassungen lebten, und deren Interesse sich oft gegenüber standen und durchkreuzten, — mußte bald fühlen, daß in diesem Convolute von Staaten seine Herrschermacht das einzige Vereinigungsband sey, was überdies durch die verschiedenen Constitutionen dieser Länder noch sehr geschwächt wurde und kaum einen allgemeinen Mittelpunkt zu geben konnte. In Spanien gebot er fast unumschränkt, in den Niederlanden mußte er seinen Willen zum Theil den Diskussionen der Stände unterwerfen und in Deutschland wurde seine Kaisergewalt durch mächtige Reichsstände eingeengt. Ihm, dem feurigen, herrschsüchtigen, jungen Manne, der sich mit großen Planen trug, mußte der Gedanke, alle Kräfte des großen aber gemischten Reiches in seine Hand zu bekommen, und sie wie in Spanien nach Willkühr zu gebrauchen, sich schmeichelnd aufdringen; zu diesem Ziele gab es nur einen Weg; er mußte die Constitutionen untergraben, die Freiheit der Stände unterdrücken, und auf den Trümmern das Gebäude der unumschränkten Monarchie errichten. Wahrscheinlich würde Carl seinen Zweck erreicht haben, wenn er nicht anfangs mit einem mächtigen Feinde fast ununterbrochen zu kämpfen gehabt hätte. So lange Frankreich unter Franz d. Ersten nicht so geschwächt und gedemüthigt war, daß es nicht mehr auf dem Kampfplatze erscheinen durfte, hatten die niederländ. und deutschen Reichsstände von dem Ehrgeize und dem Streben des Kaisers nach willkührlicher Herrschaft wenig zu fürchten. Carl mußte sie schonen; aus demselben Grunde bekriegte er den Protestantismus, zu dem sich fast die Hälfte der Fürsten und Stände des Reiches bekannt hatten, mehr durch Edikte als durch Waffen. So kam das Wormser Edikt, durch das Luther und seine Anhänger geächtet wurden, nicht zur Ausführung. Carl temporisirte; er wollte den Papst, dessen Hülfe er gegen Frankreich bedurfte, zufrieden stellen, darum erließ er das harte Wormser Edikt; er durfte aber auch nicht die protestantischen Stände und besonders den Churfürsten von Sachsen aufbringen, darum ließ er es nicht in Ausführung bringen. Als aber bei Pavia (24. Febr. 1525) das franz. Heer vernichtet wurde und Franz selbst in Gefangenschaft gerieth, glaubte Carl: der Zeitpunkt sey gekommen, die Freiheit des deutschen Reichs zu schmälern und die kaiserliche Gewalt auszudehnen. Als Schirmvogt der Kirche hatte er die Pflicht auf sich, für die Reinheit der Lehre und die Einigkeit der Kirche Sorge zu tragen. Dies gab ihm den Vorwand, die protestantischen Stände zu unterdrücken. Im Jahre 1530 wohnte Carl d. Fünfte der Reichsversammlung zu Augsburg persönlich bei. Die Protestanten überreichten daselbst ihr Glaubensbekenntniß, das von Melanchthon, dem verständigsten unter Luthers Schülern, aufgesetzt war. Man schritt zur Prüfung desselben. Die Gottesgelehrten disputiren gewöhnlicher Weise, ohne dadurch etwas anders zu bewirken, als daß ein jeder desto beharrlicher auf seiner Meinung bestehe. Ein harter Reichsschluß verdammte viele Artike der Lutherischen Lehre, verbot die Duldung derselben, und befahl die genaueste Beobachtung der alten Kirchengebräuche, mit dem Versprechen, den Papst dahin zu bewegen, daß er in sechs Monaten zur Beilegung der Streitigkeiten eine allgemeine Kirchenversammlung ausschriebe. Jetzt überzeugt, daß man sie nur zu unterdrücken suche, versammelten sich die Protestanten zu Schmalkalden (s. d. Art.), und errichteten ein Schutzbündniß. Franz der Erste trat bald hernach demselben heimlich bei. Heinrich der Achte hingegen, dem seine Ehescheidungssache genug zu thun machte, gab bloß unbestimmte Hoffnungen. Carl ließ unter dem Vorwande, daß das Reich während seiner Abwesenheit eines mächtigen Anführers bedürfe, der die Türken zurück zu treiben vermögend wäre, seinen Bruder Ferdinand zum römischen

Könige wählen. Das östreichische Haus drohte offenbar der deutschen Freiheit. Inzwischen erlaubten die Umstände dem Kaiser nicht, schon jetzt eine für sich selbst furchtbare und von Religionseifer begeisterte Partei zu unterdrücken. Er sah sogar bereit, mit seiner ganzen Macht sich über Ungarn zu stürzen, um den Schimpf zu rächen, den er vor Wien erlitten hatte. Der Kaiser sah daher wohl ein, wie nöthig es wäre, diesem Feinde die Kraft des Reiches entgegen zu setzen. Er befürchtete, die aufgebrachten Lutheraner möchten das allgemeine Interesse der Christen hintansetzen. Aus Staatsklugheit legte er die Maske des Religionseifers ab. Kraft eines mit den Protestanten zu Nürnberg geschlossenen und 1531 den 23. Juli zu Regensburg bestätigten Vergleiches, gestand Carl, mit Vernichtung aller wider sie vom Reichskammergericht ausgefertigten Dekrete, ihnen bis zur allgemeinen Kirchenversammlung die Gewissensfreiheit zu; und sie machten sich dagegen anheischig, ihm mit allen Kräften wider die Türken beizustehen. Dieser war der erste Religionsfriede. Die immerwährend wiederholte Berufung auf eine allgemeine Kirchenversammlung beunruhigte den päpstlichen Hof unablässig. Dieser befolgte sein gewöhnliches Staatssystem; er gab den Zeitumständen nach. Als er sich endlich dem dringenden Anhalten der Katholiken ergab, so nahm er solche Maßregeln, welche den Protestanten nicht gefallen konnten. Diese drangen auf Freiheit und Gleichheit, und verlangten, daß die Kirchenversammlung in Deutschland sollte gehalten werden. Paul der Dritte berief eine nach Mantua und nachmals nach Vicenza; es ward aber damit eben so wenig ausgerichtet, als mit den scheinbaren Veranstaltungen einer von dem Papste anbefohlenen Reformation. Statt einer Kirchenversammlung hielten die Protestanten bei dem Kaiser um ein Religionsgespräch von Gottesgelehrten an, welche die Streitfragen untersuchen sollten. Es ward dasselbe, so sehr sich auch der Papst dawider setzte, im J. 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg wirklich gehalten. Carl selbst legte der Reichsversammlung eine Schrift, betitelt Concordia, vor, welche mit einer Mäßigung abgefaßt war, die beiden Parteien mißfiel (man pflegt diese Vereinigungsformel das erste oder das Regensburger Interim zu nennen). Man vereinigte sich dennoch, in Ansehung verschiedener Lehrsätze der spekulativen Theologie; aber in Hinsicht des äußerlichen Gottesdienstes, der Gerichtsbarkeit und aller praktischen Materien war das Interesse zu sehr verschieden und das Disputiren zu lebhaft, als daß eine Vereinbarung möglich gewesen wäre. Weil der Kaiser alle Hoffnung zur Endigung des Streites verlor, so vermochte er die Reichsversammlung zur Ausfertigung eines Recesses (Edikts), des Inhalts, daß die Artikel, darüber die Gottesgelehrten unter sich einig geworden wären, unverbrüchlich beobachtet, und die übrigen der Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung, oder, wofern dieselbe nicht zu Stande käme, einer National-Synode, oder wenn auch diese nicht zu Stande käme, dem Ausspruche einer in 18 Monaten zu haltenden Reichsversammlung unterworfen, mittlerweile aber keine Neuerungen gemacht werden sollten. Der Papst war mit diesem Dekrete unzufrieden, und verdammte dasselbe, weil die Laien sich zu Richtern in einer Streitigkeit der Kirche aufwarfen. Die Protestanten beklagten sich gleichfalls über die Fesseln, die durch das Dekret ihrer Freiheit angelegt würden. Carl stellte sie durch eine besondere, ihren Wünschen angemessene Erklärung zufrieden; denn aus Staatsklugheit mußte er ihrer noch schonen. Je mehrere Beschwerden Carl d. Fünften der Krieg verursachte, desto mehr gewann der schmalkaldische Bund an Stärke und an Muth. Man protestirte feierlich wider das Reichskammergericht, drang auf die Reformation eines Tribunals, darüber man sich zu beklagen Ursache hatte, und weigerte sich, zur Vertheidigung des Königreichs Ungarn etwas beizutragen. Dem Kaiser war sehr daran gelegen, sowohl einem gänzlichen Bruche mit den Protestan-

ten zuvor zu kommen. Er schmiegte sich daher schlau nach den Umständen, und erhielt von ihnen Alles, was er wünschte. Auf der Reichsversammlung zu Speier 1544, wo der Kaiser in Person den Vorsitz führte, wurden bis zu einer für nöthig erklärten allgemeinen Kirchen- oder Nationalversammlung alle wider die Gewissensfreiheit ausgefertigten Dekrete aufgehoben und den Protestanten ward die öffentliche Religionsübung zugestanden. Paul der Dritte berief endlich auf das Jahr 1545 eine Kirchenversammlung nach Trident. Der Kaiser suchte auf dem Reichstage zu Worms die Protestanten dahin zu vermögen, daß sie sich diesem Concilium unterwerfen möchten. Ihre Antwort hieß: Sie würden sich nie auf die Vertheidigung ihrer Lehrsätze in einer Versammlung einlassen, die so ganz unter dem Einflusse des Papstes stände. Sie setzten bereits ein Mißtrauen in Carls Absichten, der in der That auf ihren Untergang dachte. Da er nicht mehr dieselben Staatsursachen hatte, sie zu schonen, so sah man ihn seine wahre Gesinnungen bei verschiedenen Umständen entfalten. Der Erzbischof Churfürst von Köln wollte das Lutherthum einführen. Seine Domherren appellirten an den Papst und an den Kaiser; dieser letztere nahm die Appellation an und sie in seinen Schutz. Auf dem Reichstage zu Worms legte er den lutherischen Predigern das Stillschweigen auf und ließ einen italien. Mönch wider sie predigen. Bis 1546 hatte sich Carl im Geheim gerüstet: er schloß mit den Türken einen Waffenstillstand auf fünf Jahre und mit dem Papst ein Bündniß. Als endlich die Rüstungen und Truppenzüge seine veroeckte Absicht nicht mehr verbergen ließ, erklärte er auf dem Reichstage zu Regensburg, daß er die Waffen ergreifen würde, nicht um die Unterthanen des Reichs mit einem Religionszwange zu belegen, sondern um seine kaiserliche Würde gegen Rebellen zu behaupten. Die Schlacht bei Mühlberg und die Gefangennehmung des Churfürsten Friedrich und des Landgrafen von Hessen Philipp (s. d. Art. Reformation und Schmalkaldischer Bund) gaben dem Kaiser das Schicksal des Protestantismus in die Hände. Zu Augsburg wurde ein Reichstag gehalten, auf welchen der Kaiser die Religions-Streitigkeiten zu Ende bringen wollte. Er machte 1548 eine Lehrform in 35 Artikeln bekannt, die man das Interim nennet, und der sich jedermann bis zur Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung unterwerfen sollte. Sein unbegrenztes Ansehen setzte das Interim ohne alle Prüfung auf dem Reichstage durch. Die theologischen Verfasser des Interim hatten in demselben die römisch-katholische Lehre zum Grunde gelegt, und die Form des alten Gottesdienstes beibehalten; man erlaubte jedoch den Genuß des Abendmahles unter beiden Gestalten, und ließ den verheiratheten Priestern die Verwaltung ihres Amtes. Das war genug, um das Geschrei der Katholiken, die nicht die geringste Neuerung leiden konnten, rege zu machen. Die Protestanten, die ihr Glaubenssystem umgestürzt sahen, beklagten sich mit noch größerer Heftigkeit. So viele kränkende Eingriffe in die Freiheit des deutschen Staatskörpers mußten endlich eine Revolution hervorbringen. Moritz, der, nachdem er das Churfürstenthum Sachsen zu seinen übrigen angeerbten Staaten gebracht hatte, der mächtigste unter den deutschen Fürsten war, machte heimlich den Entwurf, einer ausschweifenden Macht das Gegengewicht zu halten. Eben so schlau als ehrsüchtig, wußte er sowohl das Vertrauen des Kaisers, gegen den er sich als einen stets eifriger Anhänger bewies, als selbst das Vertrauen der Protestanten beizubehalten, an denen er zwar zum Verräther geworden war, aber deren Meinungen in Glaubenssachen er noch immer unterstützte. Unterdessen hatte die von dem Kaiser beherrschte Reichsversammlung zu Augsburg den Churfürsten Moritz zum Feldherrn in dem Kriegszuge wider die Stadt Magdeburg ernannt, die, weil sie sich dem Interim muthig widersetzte, mit der Reichsacht belegt worden war. Magdeburg

hielt eine zwölfmonatliche Belagerung aus. Der Eifer für die Religion belebt die Liebe zur Freiheit. Moritz zog den Krieg in die Länge, ohne seine Absichten zu entdecken. Die Capitulations-Bedingungen entsprachen selbst den Wünschen des Kaisers; aber der Churfürst gab den Magdeburgern heimlich die Versicherung, daß sie weder die öffentliche lutherische Religionsübung noch irgend eines ihrer Privilegien verlieren sollten. Mit einem Worte, er vertrieb dergestalt ihren während der Belagerung wider ihn gefaßten Haß, daß sie ihn zum Burggrafen erwählten. Dieser Prinz suchte seinen Zweck mit bewundernswürdiger Klugheit zu erreichen. Der Kaiser, der sich zu Innsbruck die Angelegenheiten des Conciliums gar sehr zu Herzen gehen ließ, argwohnte nicht das Geringste. Schon hat Moritz ein Bündniß mit Frankreich errichtet. Heinrich der Zweite und er sollten dem Unterdrücker Deutschlands zu gleicher Zeit den Krieg ankündigen. Der Religion wurde in diesem Bündnisse nicht gedacht, das ohnehin dem Staatsinteresse völligst angemessen war. Ehe man die Maske abnahm, suchte Moritz noch einmal um die Befreiung seines Schwiegervaters, den Landgrafen, an, und eine abschlägige Antwort rechtfertigte seine Unternehmungen um so mehr. Wie alles hinlänglich eingerichtet war, ergriff 1552 Moritz die Waffen, und ließ ein Manifest ausgehen, in welchem er seine Bewegungsgründe dergestalt auseinandersetzte, daß sie ihm den Beifall aller Partheien zu verschaffen vermögend waren. Der Kaiser, der in Innsbruck fast ohne Truppen war, ohne Geld, kränklich, und in Sicherheit entschlummert, war wie vom Donner gerührt, als er diese unerwartete Neuigkeit vernahm. Die Thätigkeit seiner Feinde vergrößerte die Bestürzung. Toul, Verdun und Metz fielen ohne Widerstand in die Hände Heinrichs. Moritz zog durch Obersachsen; er nahm, zum Beweise seiner friedeliebenden Gesinnungen, eine von dem römischen Könige zu Linz vorgeschlagene Conferenz an, die aber keinen weitern Nutzen schaffte, als man eine andere ansetzte. Er ging mit schnellen Märschen und mit Ueberwältigung aller Hindernisse, welche ihn hätten aufhalten können, nach Tyrol, und gedachte Carln zu Innsbruck zu überfallen. Dieser hatte jedoch, einige Stunden zuvor, in einer regenhaften und stürmischen Nacht unter heftigen podagraischen Schmerzen in einer Sänfte über die Alpen die Flucht genommen, und war so glücklich, Villach, eine kleine befestigte Stadt in Kärnthen zu erreichen. Der siegende Moritz begab sich verabredeter Maßen nach Passau, zu einer zweiten Unterredung mit Ferdinand. Fast ganz Deutschland schickte seine Abgeordnete dahin. Er schränkte seine Forderungen auf die drei in seinem Manifeste angegebenen Artikel ein: auf die Befreiung des Landgrafen, auf die freie Uebung der protestantischen Religion, und auf die Wiederherstellung der Privilegien und der Freiheit Deutschlands. Man legte diese Artikel im Namen aller Reichsstände dem Kaiser vor. Die Katholiken selbst unterstützten dieses Mal die Sache der Protestanten. Der Kaiser antwortete mit seinem gewöhnlichen Stolze, in der Hoffnung, dadurch Zeit zu gewinnen. Weil der Churfürst aber sogleich wieder zu den Waffen griff, wurde Carl nachgebender. Man trat auf's Neue in Unterhandlung. Ein jeder sehnte sich entweder aus Noth oder aus Furcht vor der Zukunft, nach dem Frieden, der denn auch gar bald beschlossen wurde, am 13. Juli 1552. Die vornehmsten Bedingungen waren, daß der Landgraf in Freiheit gesetzt werde, das Interim nicht mehr gelten, in sechs Monaten zur Beilegung der Religionsstreitigkeiten ein Reichstag gehalten werden, bis dahin aber eine gänzliche Religionsfreiheit statt finden, den Protestanten der Zutritt zum Kammergerichte verstattet seyn; im Falle die Religionsstreitigkeiten auf dem Reichstage nicht beigelegt würden, der Vergleich in dieser Hinsicht von beständiger Gültigkeit bleiben, und endlich die Untersuchung der Beschwerden, in Ansehung der Freiheiten des Reichs bis auf den nächsten

Reichstag verschoben werden sollte. Der Reichstag, auf dem das Friedensinstrument zwischen den Religionspartheien angefertigt werden und der Passauer Vertrag in seinen verschiedenen Punkten näher bestimmt werden sollte, kam nicht sobald zu Stande. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach erregte Unruhen im Reiche und rief mehrere Freiherrn gegen sich zu Bündnisse auf; er wurde zwar 1553 bei Sieversshausen von Moritz geschlagen, aber dieser Vertheidiger der deutschen Freiheit und Beschützer des Protestantismus verlor in der Schlacht sein Leben, ein für die Protestanten beunruhigendes Ereigniß. Der von Neuem ausgebrochene Krieg mit Frankreich verzögerte ebenfalls die Zusammenkunft des Reichstages. Endlich versammelte er sich im Anfange des Jahrs 1555; der römische König Ferdinand leitete und eröffnete die Verhandlungen im Namen seines kaiserl. Bruders. Nach langen Berathungen und Widersprüchen von Seiten der interessirten Partheien, die zu heben oder zu entkräften, dem Könige die größten Schwierigkeiten verursachten, kam das Friedensinstrument zu Stande, dessen Hauptinhalt folgender war: „Der Kaiser, Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs sollten keinen Stand des Reichs wegen der Religion mit der That und gewaltiger Weise überziehen, beschädigen und vergewaltigen; diejenigen jedoch, die weder der alten Religion noch der Augsburgischen Confession anhängig, sollen in diesem Frieden nicht gemeint, sondern gänzlich davon ausgeschlossen seyn. Wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, soll derselbe sein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere Benefizien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohne einigen Verzug jedoch seiner Ehre unnachtheilig verlassen, auch den Capiteln eine Person der alten Religion zu wählen zugelassen seyn. Die von den Protestanten eingezogenen Kirchen-güter, welche unmittelbaren Reichsständen nicht zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichkeit zur Zeit des Passauer Vertrags und seither nicht gewesen, sollen in diesem Friedstand mit begriffen seyn, und die Inhaber davon weder in noch außer Rechten darum angesprochen werden. Die geistliche Jurisdiktion soll wider der Augsburgischen Confession Religion, Glauben, Kirchengebräuche ꝛc. nicht geübet werden, sondern bis zur endlichen Vergleichung der Religion eingestellt und suspendirt seyn. Kein Stand soll den andern oder dessen Unterthanen zu seiner Religion dringen, oder sie wider ihre Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen; hingegen solle den Unterthanen, die der Religion wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug, auch die Verkaufung ihrer Güter frei stehen. In diesem Frieden soll n auch die freien Ritterschaften, welche ohne Mittel dem Kaiser unterworfen, begriffen seyn. In den Frei- und Reichsstädten, wo die alte und der Augsburgischen Confession verwandte Religion zeither im Gang und Gebrauch gewesen, sollen sie auch hinführo also bleiben." So weit dasjenige, was die Religion angeht. Weil die Erfahrung bis daher gelehret, daß es bei dem Landfrieden hauptsächlich an der Exekution gefehlt, so ward eine eigne Ordnung darüber, wie bei jeder Empörung Kreise und Stände einander beizuspringen, und überhaupt in was für eine Verfassung sich die Stände deßhalben zu setzen, entworfen und publizirt. Auch die Kammergerichts-Ordnung bekam einige Zusätze und Veränderungen, wovon die wichtigste darin bestand, daß nun endlich den Protestanten für allezeit verstattet ward, Beisitzer von ihrer Religion zu ernennen, und daß auch Deputirte aus ihrem Mittel zu den Visitationen sollten gezogen werden. Besonders aber ward der Achtsprozeß mit Sorgfalt erwogen, weil man wollte bemerkt haben, daß die gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg vor dem Kammergericht verhängte Acht das Feuer eher vergrößert als gedämpfet. Der Churfürstenrath war daher der Meinung: wenn eine Achtserklärung von Seiten des

Kammergerichts gegen einen Churfürsten, Fürsten oder sonst einen Stand im Werke sey, aus welcher eine Kriegsempörung zu besorgen, so sollte eher nichts beschlossen werden, ehe dem Kaiser oder in seiner Abwesenheit dem römischen König, den sechs Churfürsten, wie auch den übrigen zur Handhabung des Landfriedens deputirten Fürsten eine schriftliche Anzeige davon gemacht werde, mit Anberaumung des Tages, da das Urtheil zu schöpfen, damit jeder davon entweder selbst erscheinen oder Deputirte schicken möge; welche nach genommener Einsicht entweder einen Vergleich stiften oder dem Spruch beipflichten könnten, indem auf solche Art, wenn die Stände selbst die Sache mit eingesehen oder gar dem Urtheil beigepflichtet, auch die Exekution um so lieber von ihnen übernommen würde.

Religionsgeschichte, s. Geschichte u. Religion.

Religionsphilosophie ist die Anwendung der Philosophie auf die Religion, oder die Demonstration der allgemeinen religiösen Sätze, die jeder Religion zu Grunde liegen, aus Vernunftprinzipien. In wiefern können aber Vernunftgründe auf Religion angewendet werden? die Beantwortung dieser Frage kann hier nur angedeutet werden. Glaube ist die Erkenntniß dessen, was man als wahrdeutlich einzusehen nicht vermag, aber als wahrscheinlich aus Gründen für wahr hält. Was ich weiß, brauche ich nicht zu glauben; sondern man glaubt nur, wovon man nicht völlig überzeugt ist. Religion ist aber keine Wissenschaft; sie ist der Glaube an Gott und an sein allweises Walten über uns. Da jeder Glaube eine Ueberzeugung aus Gründen der Wahrscheinlichkeit ist, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß die Erlangung einer vollständigen Gewißheit nach unsern Kräften und auf unserm Standpunkte nicht möglich: so beruht auch der Glaube auf Vernunftschlüssen und wird insofern von der Philosophie abhängig, als diese die Glaubenssätze nach den Gründen der Wahrscheinlichkeit zu prüfen berechtigt ist. Hieraus folgt von selbst, daß ein Gegenstand des Glaubens nicht objektive, sondern nur subjektive Wahrheit habe, das heißt, daß der Glaubende vernünftiger Weise nicht behaupten kann, es müsse das von ihm Geglaubte durchaus wahr seyn, sondern nur, daß er es für wahr halte, weil er keinen überzeugenden Grund des Gegentheils abzusehen vermag. Aus diesem Grunde muß jede Religion eher als die Philosophie tolerant seyn, indem in Glaubenssachen kein absprechendes Urtheil zugelassen werden kann. Ohne unvernünftig zu handeln, kann auch der religiöse Mensch nichts glauben und nichts thun, was der Vernunft entgegen ist. Sie herrscht überall, wo sie thätig ist. Wo aber ihr Licht nicht hellen Tag zu schaffen vermag, da verläßt doch die Religion nicht, sondern dient auch im Dunkel zum Führer. Die Religion kann ihrem Wesen nach nicht den Menschen an das Licht der deutlichen Erkenntniß leiten, sondern sie hat das größere Verdienst, auch da noch Stab und Stütze zu seyn, wo uns die Philosophie nicht mehr die Hand zu bieten vermag. Sey es nun wegen Unvermögens der Abstraktion, oder weil der Weg der Offenbarung aus der Natur oder aus der Schrift eingeschlagen worden ist, immer muß die Religion, wenn sie nicht in die Philosophie übergeht, sondern Religion bleibt, ein Inbegriff bloß klarer, oder selbst dunkler Begriffe und Ideen von Gott und seinem Verhältnisse zu uns, keine vollständige Erkenntniß, sondern ein vernünftiger Glaube seyn. Religion und Philosophie sind daher Zwillingsschwestern und es widerspricht ihrem Wesen, jene aus dieser ableiten zu wollen. Schön sagt daher Ditler: „Alle Theorie und Kunst des Gärtners kann kein Samenkorn hervorbringen, sondern nur den Keim pflegen, schützen und fördern, daß er himmelansprosse, ein schöner gerader fruchtbringender Baum. So auch Philosophie und Theologie; die Wurzel aller Religion ist im Menschen: die Philosophie soll den Garten der Menschheit, in welchem die Pflanze der Religion von selbst entsprosset, von Unkraut reinigen, von

dem geilen Gehölze des Unglaubens und Aberglaubens, daß sie die edle Pflanze nicht ersticke.“ Aber eben weil beide sich mit demselben Gegenstande beschäftigen und beide in dem, was sie gewirkt haben, schwer zu unterscheiden sind, haben die Menschen gewöhnlich beide mit einander verwechselt. Die Religion ist aber nicht sowohl eine Beschäftigung des Geistes, als vielmehr des Gemüths. Religion und Philosophie, diese beiden Schutzengel der Menschheit, führen diese zu einem und demselben Ziele, nur von verschiedenen Seiten, und mit dem Unterschiede, daß jene den Menschen am Arme hält und diese ihm vorangeht. Jene verschafft ihm keine Uebung, aus eigner Kraft sich fortzuhelfen, wenn sie ihn verließe; diese aber sichert ihn durch ihre Macht nicht, daß er nicht stolpere und sich nicht verirre, wenn er im Dunkeln sie nicht mehr erkennen kann. Beide müssen daher die Menschen lieben und sich mit ihnen vertraut machen. Auch der Philosoph kann der Religion nicht entbehren; nur an ihrer Hand kann er seine Gesinnungen heiligen; nur unter ihrem Schutze geht er unter allen Umständen sicher, möge die Nacht seinen Verstand verdunkeln oder Gewitterwolken das Licht des Tages verhüllen. Auch der weiseste Mensch kann in Lagen kommen, wo seine Weisheit ihn verläßt, wo nur das Vertrauen auf Gott ihn aufrecht hält und sicher leitet.

Religionsschwärmerei. Aus dem obigen Artikel geht hervor, daß die Religion mehr Sache des Gemüths als der philosophirenden Vernunft ist: die Betrachtung Gottes wirkt auf dasselbe mit einer sich immer erneuernden starken anziehenden Kraft, und ein religiöses Gemüth kann sich immer von Neuem in die Betrachtungen Gottes versenken, ohne sich je ganz zu beruhigen: hierzu muntert es nicht nur die fortgesetzte Vorstellung des allmächtigen Gottes unaufhörlich auf, sondern auch der Gedanke, welcher sich in der Unendlichkeit Gottes verliert, macht die Seele mit dem Merkmale der Unendlichkeit ihrer Liebe vertraut. Die Phantasie, welche so geschäftigt ist, bei dunklen Vorstellungen mitzuwirken, thut nicht wenig, diesen der Vernunft selbst angenehmen Gedanken auszuführen; und so kommt es, daß die Religion eine Begeisterung erweckt, die große Aehnlichkeit mit der dichterischen hat, die aber auch sehr leicht in Schwärmerei ausarten kann, wenn die Phantasie dem Zügel der Vernunft entschlüpft, und es dahin kommt, daß die dunklen religiösen Vorstellungen so lebhaft und feurig werden, daß sie des Menschen Ueberzeugung gewaltsam fortreißen, und er die Vorstellungen und Ideen, die nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen können, für ausgemachte Wahrheiten hält. Uebrigens beweißt die Geschichte, daß die meisten religiösen Schwärmer an Körper und Geist geschwächte Menschen waren, die über die höchsten Angelegenheiten des Menschen, lieber phantasiren als forschen mochten und Unwissenheit mit Verachtung gegen vernünftiges Forschen und Gelehrsamkeit verbanden, und obendrein atrabilarischen Temperamentes waren. S. Fanatismus.

Religions-Unterricht. Erziehung zur Religion und Sittlichkeit ist allerdings etwas von dem Unterricht in der Religion und Moral Verschiedenes; aber keines kann des anderen entbehren. Wenn sich die Erziehung vorzüglich die Erweckung frommer und sittlicher Empfindungen und Gesinnungen zum Ziel setzt: so will der Unterricht den Verstand mit den höchsten Gegenständen aller Erkenntniß beschäftigen, und den Menschen zur klaren Einsicht seiner Bestimmung und seiner Pflichten bringen. Soll das erste nicht ein bloß dunkles Gefühl erzeugen, so muß der Begriff die Empfindung leiten; soll der Verstand an dem Uebersinnlichen Interesse finden, so muß das Herz dafür erwärmt, und das Bedürfniß, sich in einem Verhältniß zu dem Unsichtbaren zu denken, in das Innerste der Seele aufgenommen seyn. Wenn man bloß von der Allgemeinheit dieses Bedürfnisses ausgeht und sich

erinnert, daß auf allen Stufen menschlicher Cultur religiöse Vorstellungen und religiöse Bestrebungen gefunden werden; so scheint die Aufgabe, Religion in dem jugendlichen Gemüth zu begründen, und Theilnahme an diesem Unterricht zu erwecken, nicht schwer. Aber wenn man die individuelle Lage der Meisten, die Bedürfnisse von Außen, die eigenthümliche Art, wie etwas von allem Irdischen und Sinnlichen so ganz Verschiedenes, behandelt und gepflegt seyn will, in Anschlag bringt und erwägt, wie alles in der gemeinen Wirklichkeit unsers gewöhnlichen Lebens ganz anders, als in der bloßen Idee ist, so findet man bei keinem Gegenstande die Schwierigkeit so groß und mitunter so unüberwindlich. Die Ungeübtheit des jugendlichen Verstandes, sich zu übersinnlichen Gegenständen zu erheben, kann kein Gesetz seyn, den Religionsunterricht diesem Alter zu entziehen. Unsere Vorstellungen von Gott und dem Verhältniß zu ihm, können nie ganz vom Sinnlichen getrennt werden, und für die meisten Menschen geht das Wohlthätigste in ihnen verloren, wenn sie, vertieft in der bloßen Spekulation, sich zu weit von dem kindlichen Glauben entfernen. Selbst die größten Lehrer der Religion haben das Bedürfniß gefühlt, die erhabensten Begriffe von Gott an Irdisches anzuschließen und durch die Analogie menschlicher Verhältnisse, z. B. des Vaters zu den Kindern, des Regenten zu den Unterthanen, der Erkenntniß näher zu bringen. Wie nun die Vorstellung selbst von diesem Verhältniß anders bei dem Kinde, anders in den Jahren der Reife ist; so wird auch in ihrer Uebertragung auf das Höchste ein Fortschritt von dem Unvollkommnen zu dem Vollkommnen statt finden. Aber daß der Mensch sehr früh mit ihnen vertraut werde, ist von der höchsten Wichtigkeit, da sie zu seinem Wesen gehören, und, erst spät mitgetheilt, zu wenig in sein ganzes Denken und Seyn verwebt werden. Die Methodik des religiösen und moralischen Unterrichts muß theils auf das Materiale und auf das Formale desselben, theils auf die subjektive Beschaffenheit der Lehrlinge Rücksicht nehmen. In den Zeiten, wo eine ungleich größere Uebereinstimmung der Vorstellungen über Gegenstände der Religion statt fand, und diese selbst mehr Sache des Glaubens als des Untersuchens waren, vereinigte man sich wenigstens über den Lehrstoff sehr leicht, und kaum schien es auch in Absicht der Lehrart nöthig zu seyn, gerade hier auf die Verschiedenheit der Lehrlinge Rücksicht zu nehmen, weil man bei allen ein ziemlich gleiches Bedürfniß voraussetzte. Es gab zwar außer den zu symbolischem Ansehen erhobenen, auch andre Lehrbücher; aber sie waren sich, dem Inhalte nach, beinahe so ähnlich, wie Sprachlehren und andre Lehrbücher positiver Wissenschaften. Dies hat sich so sehr geändert, daß vielleicht auf keinem Gebiet des Unterrichts so verschiedene, zum Theil so weit von einander abweichende Wege eingeschlagen werden, als gerade hier; und es ist keine leichte Aufgabe für die Methodik, wo hier so viel von der subjektiven Ueberzeugung des Lehrenden abhängt, den besten vorzuzeichnen. Jeder kann im Grunde doch nur von der Ansicht der Sache ausgehen, welche ihm selbst als die richtigste erscheint. Sobald man als anerkannt voraussetzen darf, daß der letzte Zweck dieses Unterrichts ist, die Jugend nicht nur überhaupt zum Glauben an die Lehren der Religion und zur Erkenntniß und Liebe ihrer Vorschriften und Forderungen zu führen; sondern ihr auch namentlich die Religion, welche sie als ein väterliches Erbgut empfangen, und zu der sie durch eine heil. Weihe verpflichtet ist, theuer und ehrwürdig zu machen: so bleibt es auch unstreitig der allernatürlichste Weg, denselben Gang zu wählen, der durch die heil. Urkunde (wäre sie auch wirklich nicht zunächst zu diesem Zwecke geschrieben) eine allgemeine Authorität bekommen, und sich wenigstens an Unzähligen durch die Wirkung bewährt hat. Das Eigenthümliche dieses Ganges ist, daß er 1) vom Anfang bis zu Ende am Faden der Geschichte fortschreitet; 2) daß das, was die Natur und

Vernunft den Menschen über Gott und seine sittlichen Verhältnisse lehrt, nie scharf von dem getrennt wird, was als eine unmittelbare Offenbarung erscheint; 3) daß das Religiöse und Moralische in der innigsten Verbindung vorgetragen wird und sich gegenseitig erläutert und unterstützt; daß 4) weder das eine noch das andere in wissenschaftliche Form und als Gegenstand einer abstrakten Spekulation, sondern nach einer populären Lehrart und in einer so verschiedenartigen Einkleidung mitgetheilt wird, daß diese nicht nur eine große Verschiedenheit der Vorstellungen gestattet, sondern sie selbst veranlaßt; daß endlich 5) in ihr selbst das Wesentliche vom Außerwesentlichen und die Hauptideen von Zeit- und Ortideen unterschieden werden. Soll nun die erste Tendenz alles christlichen Religionsunterrichts seyn, Achtung gegen die heilige Urkunde zu erwecken, und von ihr, als einer bestehenden, von dem Glauben der Vorzeit anerkannten Authorität, auszugehen, und die zweite, über den Sinn und Geist derselben vernünftig denken zu lehren: so muß sich auch die Lehrart an das Symbol, worüber sich vorläufig die Kirche eben so, wie die bürgerliche Gesellschaft über die Staatsverfassung, vereinigt hat, anschließen und ihm analog seyn. Man muß folglich in ihr dieselben Prinzipien wiederfinden. Dabei macht es jedoch die große Verschiedenheit der Lehrlinge, nach Alter, Fähigkeit und anderweitiger Ausbildung und Bestimmung nothwendig, verschiedene Stufen oder Cursus dieses Unterrichts zu sondern, und darnach zu beurtheilen, bis zu welcher die Einzelnen geführt werden können. Für die ersten Stufen des Unterrichts eignet sich nichts so sehr, als durch Geschichte und an der Geschichte die religiösen und moralischen Grundbegriffe zu entwickeln. Die biblischen Schriften liefern hierzu einen reichen und, sobald er mit Auswahl und Weisheit benutzt wird, auch zweckmäßigen Stoff, womit jedoch auch andre für die Jugend ausgewählte Erzählungen und Parabeln zu verbinden sind. Jede Hauptlehre und Pflicht kann dann als eine unbezweifelte Thatsache, oder als ein unbedingten Gehorsam forderndes Gesetz, dargestellt werden. Denn das Kinderalter bedarf der Authorität, und jeder Versuch, immer tiefere Untersuchungen zu veranlassen, oder weitläufige Beweise für das führen, wogegen sich in der kindlichen Seele noch kein Zweifel regt, ist vergeblich oder schädlich. Die Geschichte selbst werde genommen, wie sie vorliegt, ohne sich in weitläuftige Erörterungen des Schwierigen oder in Erklärung des Wunderbaren einzulassen, weil der Zweck hier bloß praktisch ist, und die Art und Weise, wie etwas geschah, darauf keinen Einfluß hat, auch die philosophische Untersuchung dessen, was Natürlich und Außernatürlich ist, nicht für das Kinderalter gehört, dem alle Wunder und das Wunderbare nicht befremdend ist. Neben der Geschichte gebe man dem Gedächtniß eine Reihe kernhafter Sätze (Sprüche) aus der heil. Schrift, welche die unverlierbare Grundlage der Religion der Sittlichkeit für das ganze Leben ausmachen müssen, und wovon zu wünschen wäre, daß man sich darüber, so wie vormals über den Katechismus, vereinigen möchte, damit sich Menschen aus allen Ständen, wenigstens in diesen Fundamentalbegriffen und Grundsätzen, überall zu begegnen sicher wären. Nach der Epoche des Kinderalters wird sich der historische Stoff nicht nur erweitern, und Manches, was für die erste Periode nicht passend war, hier aufgenommen werden, sondern auch der theoretische Unterricht über die Lehren und Pflichten der Religion mehr inneren Zusammenhang erhalten, und die Form eines wohlgeordneten, wenn gleich ganz populären Lehrbegriffs annehmen dürfen. Von jetzt an ist es jedoch nicht gleichgültig, 1) ob man diesen Cursus als den letzten zu betrachten hat, wie dies von der größten Schülerzahl in Land- und Bürgerschulen gilt, oder ob ihm noch mehrere folgen werden; 2) ob die Schüler zu der untern oder zu der gebildeteren Classe gehören, vielleicht selbst schon zu einer wissenschaftlichern Bildung übergegangen sind.

In den ersten Fällen würde ein einfacher Katechismus am zweckmäßigsten seyn, wenn er nur eine zweckmäßigere Einrichtung hätte als die, welche vormals symbolisches Ansehen erhalten haben. Man müßte ihn, wenigstens dem größten Theil nach, selbst dem Gedächtniß anvertrauen, um für das ganze Leben die Grundideen zu bewahren, an welche sich neu hinzukommende leichter und fester anreihen. Stehen aber die Schüler auf einer höheren Bildungsstufe, wie in höheren Bürger-, Real- und Gelehrtenschulen; so darf auch das Lehrbuch, ohne deßhalb eine schulgerechte Dogmatik oder reinwissenschaftliche Religionsphilosophie zu enthalten, mehr systematisch geordnet und alles darin auf die Fähigkeit und das Bedürfniß einer freien Verstandesbildung berechnet seyn. Auch muß auf die mancherlei Standpunkte, aus welchen und in welchen den Schülern künftig die Religion erscheinen wird, Rücksicht genommen werden, wobei allerdings der Vortrag des Lehrers das Beste thun muß. In diesem zweiten Cursus sind auch mancherlei historische Kenntnisse, die Geschichte und das Aeußere der Religion betreffend, und was darin aus dem Alterthum zu erläutern ist, beizubringen, so wie eine planmäßige Lektüre der h. Schriften, mit Auswahl und Erklärung, beständig damit zu verbinden ist. Die Bildung des Geistes durch religiöse und moralische Begriffe soll billig mit der übrigen Geistesbildung gleichen Schritt halten. Da auch jenseits des Alters, in welchen für die meisten mit ihrer Communion der Unterricht aufhört, noch Einzelne glücklich genug sind, einen fortgesetzten höheren Unterricht zu empfangen, so ist auch ihr sich erweiterndes Bedürfniß nicht zu übersehen. Mit den reiferen Jahren erwacht ohnehin mehr der Geist des Nachdenkens, des Prüfens, aber auch des Zweifels. Er wird bei denen, welche man dem Studiren bestimmt, sogar bei allen andern Gegenständen des Lernens absichtlich aufgeregt. Weltumgang und Lektüre erschüttern auch den ursprünglich noch so fest begründeten Glauben. Selbst das weibliche Geschlecht kann vor dieser Gefahr nicht gesichert werden. Daher ist es nothwendig, dem Religionsunterricht für Herangewachsene, besonders in Gelehrtenschulen, eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu geben, die Begriffe von den Lehren und Pflichten schärfer zu bestimmen und zu zergliedern; den Zusammenhang und die Harmonie ihrer Lehren mit den ewigen Vernunftwahrheiten in ein helleres Licht zu setzen; das eigene Prüfen dessen, was bisher mehr auf Glauben angenommen ward, zu veranlassen; auf Zweifel und Spöttereien wenigstens einige Rücksicht zu nehmen, von der Bestimmung, dem Inhalt und der Lehrart der h. Schriften deutliche Begriffe zu erwecken; das, was jeder Gebildete billig von der Geschichte der Religionen, und der christlichen insonderheit, wissen sollte, damit zu verbinden; übrigens auch hier beständig, neben der helleren und vollkommneren Erkenntniß der Religion, die Achtung und Liebe zu ihr zu befördern. Bei dem moralischen Theil wird auch besonders Rücksicht auf die Lagen und Verhältnisse zu nehmen seyn, welchen die Lehrlinge wahrscheinlich bald entgegen gehen. Der eigentliche Unterricht in den Lehren und Pflichten der Religion, hat zwar zunächst die Bildung des Verstandes an diesen Gegenständen zum Zweck, und unterscheidet sich von asceti schen Uebungen der Andacht, welche fromme und sittliche Gefühle wecken oder wach erhalten sollen. Auch aber dieser letztere Zweck müßte billig nicht ganz von jenem getrennt seyn. Schon deßhalb ist es eine alte würdige Einrichtung, diese Lehrstunden mit einem religiösen Gesange, einem Gebet oder einer kurzen Ansprache an das Gemüth der Lehrlinge anzufangen und zu beschließen, wobei nur, besonders in Schulen, zu verhüten ist, daß wegen des immer Wiederkehrenden, nicht auch dies in einen bloßen Mechanismus übergehe. Aber noch weit mehr wird der ganze Geist und Sinn des Lehrers wirken. Wenn der Schüler wahrnimmt, daß jener gerade diese Lehrstunden mit einer besondern Wichtigkeit behandelt, daß ihm alles Heilige

Digitized by Google

selbst heilig ist; daß er das Religiöse in dem einzelnen Menschen und in der Menschheit in allen Gestalten achtet und ehrt; daß seine Wehmuth oder seinen Unwillen nichts so stark aufregt, als wo kalte Gleichgültigkeit an die Stelle frommer Empfindung tritt oder roher Muthwille sich an dem, was Andern ehrwürdig ist, vergreift: so wird dies doch, wenn gleich die Verschiedenheit der Gemüthsarten den Einen religiöser Eindrücke weit empfänglicher als den Andern macht, nie ohne Wirkung bleiben; so wie im Gegentheil der frevelnde Leichtsinn, mit welchem von Privat- und Schullehrern die Religion im Unterricht behandelt wird, alle die Folgen erklärlich macht, welche sich nur zu sichtbar in Familien und besonders in den Gelehrtenschulen offenbaren. Die Lehrart selbst betreffend, so wird es hier besonders darauf ankommen 1) im Elementarunterricht durch die faßlichsten und dem ungeübten Verstande angemessensten Belehrungen zuvörderst für einen Vorrath von Begriffen zu sorgen, und theils durch Geschichte, theils durch kurze dem Gedächtniß eingeprägte Sätze, sich einen Stoff zu bereiten, an welchen sich das Gespräch anknüpfen kann. Denn von abfragenden Katechisationen ausgehen, ehe ein Material vorhanden ist, gehört zu den Verkehrtheiten einer mißverstandnen Sokratik. Ist aber 2) ein solches Material vorhanden, so hat der Lehrer durch alle folgende Stufen die positiven und direkten Belehrungen immer fortzusetzen, also seine Schüler im eigentlichen Verstande zu unterrichten, von Gott und seinen Werken, seinen Veranstaltungen und Führungen des Menschengeschlechts, seinen mannichfaltigen Offenbarungen vor Christus und durch Ihn; deßgleichen von der hohen Würde der menschlichen Natur, ihren großen Anlagen und Kräften, den Hindernissen und den Beförderungsmitteln ihrer Ausbildung; von der Natur des Guten und Bösen, dessen Keime der Mensch in sich trägt, der Tugend und des Lasters in allen ihren mannichfaltigen Aeußerungen und Gestaltungen. Je reifer sie an Verstande sind, desto mehr kann er hierbei neben der Deutlichkeit auch auf Bestimmtheit der Begriffe hinwirken, und muß es billig darauf anlegen, in jeder Lehrstunde wenigstens einen Hauptbegriff ganz klar, oder den Sinn und die Bedeutung einer Schriftstelle recht anschaulich zu machen. Da aber 3) ein immer fortgehender Vortrag die Jugend ermüdet und das Nachdenken erschlafft: so sind solche direkte Belehrungen beständig mit einem Gespräch zu verbinden, wobei theils die sokratische Erfindungs- und Entwickelungsmethode anzuwenden, theils das Vorgetragene in allerlei katechetischen Formen zu wiederholen ist. Uebrigens giebt 4) auch der Religionsunterricht mannichfaltigen Anlaß zu Beschäftigungen des Privatfleißes; namentlich durch Wiederholungen des Geschichtlichen; durch Memoriren biblischer und anderer moralischen Sentenzen, besonders religiöser Lieder und Poesien. Es ist für Alle, besonders auch die, welche in der Folge weniger Religion hören und lesen werden, viel werth, einen Schatz davon früh in das Gedächtniß gesammelt zu haben. Von reiferen Jünglingen kann man auch schriftliche Wiederholungen des Vorgetragenen fordern, theils Aufsätze über verlangte Fragen, theils Lösungen von Einwürfen und Zweifeln, und Entwickelungen moralischer Begriffe. S. Catechismus.

Religionsvereinigung, s. Union.

Religiösen heißen die, welche sich durch ein feierliches Gelübde dem Dienste Gottes widmen. — Religiösität. Hat sich des Menschen Gemüth mit der Vorstellung Gottes und seines Einflusses auf uns so vertraut gemacht, und fühlt es sich von dieser Vorstellung dergestalt durchdrungen, daß sie die herrschende Denkungsart des Menschen wird, und ihn, wenn gleich nicht zur Tugend, welche nicht aus dem Gemüthe entspringt, doch zu allem Guten und der höchsten Weisheit Wohlgefälligen führt, so wird diese vorherrschende Denkungsart Religiösität genannt, als Unterscheidung von der

Tugend. Beide wirken für das praktische Leben, für die Handlungen der Menschen ein und dasselbe; beide gebieten Handlungen, welche mit der Vernunft und selbst mit der in der Natur erkannten göttlichen Weisheit übereinstimmen. Nur der Weg, auf welchem sie den Willen zu diesen Entschliessungen bringen, unterscheidet sich, so wie die Würdigung der Handlungen in Bezug auf menschliche Freiheit. Der religiöse Mensch betet Gott an, und will aus Gottesfurcht das Gute; er will sein Bestes und liebt seinen Nächsten, um Gott zu gefallen; er verabscheuet das Böse, weil Gott es will. Ist sein Herz von dieser Frömmigkeit dergestalt erfüllt, daß der bloß aufkeimende Gedanke eines Unrechts, vermöge seines Widerspruchs mit der herrschenden Gesinnung, Verdruß erregt, empört und mithin gar nicht Wurzeln fassen noch weniger die Neigung für sich gewinnen kann; alsdann ist der Mensch wahrhaft religiös, er ist heilig, gleichsam geistig unverletzbar und gesund. Diese Reinheit der Gesinnung ist auch das höchste Ziel der Tugend; nur daß sie dies auf dem Wege einer so hohen Vernunftausbildung erringen muß, daß die Vernunft niemals mehr etwas Böses wollen kann.

Reliquien sind in der kathol. Kirche Ueberbleibsel von Körpern heiliger Personen oder mit ihnen in Berührung gewesener Sachen. Daß die Reliquien der Heiligen werthgeachtet worden, darf gar nicht Wunder nehmen: alle Völker haben die Reliquien großer Männer werthgeachtet — der Aegypter machte seine Vorfahren zu Mumien und bewahrte sie mit ängstlicher Sorgfalt auf; der Grieche zeigte mit einem gewissen erhebenden Gefühle die Gräber und Wohnungen seiner großen Männer, und von einem trojanischen Helden herzustammen galt ihm so viel, als uns ein Adelsbrief; der Römer stellte die Wachsbüsten seiner geehrten Vorfahren in die Halle des Hauses auf, und verehrte sie als seine Hausgötter; selbst später wurden gute und große Cäsaren als Reichspenaten vergöttert. Welches Gefühl ist wohl auch dem menschlichen Herzen natürlicher, als dies? Was kann eine späte Nachkommenschaft den großen Männern, die zu ihrem Besten einst rastlos wirkten und litten, im Grabe geben, als ein dankbares Andenken; und hängt nicht mit dieser Empfindung die Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihre Körperreste oder gegen Sachen, die im Leben Ihre waren, so innig zusammen, daß fast nothwendig die letztern aus der erstern folgen müssen? Ein Religiöser wird daher immer die Asche und das Andenken jener Männer, die ihrem Leben als Ziel setzten, das sanfte Licht des Christenthums zu verbreiten und der Welt durch ihre hohen Tugenden, durch ihren sich selbst aufopfernden Glauben ein Muster zu geben, achten und ehren. Daß sich zu der Verehrung der Reliquien leicht Aberglauben mischen könne und oft sich gemischt habe, der häufig in eine Art von Abgötterei ausartete, ist nicht in Abrede zu stellen; doch ebenso wenig ist es in Abrede zu stellen, daß diese Ueberschreitung der vernünftigen Schranken durchaus gegen den Sinn der kathol. Kirche ist. „Daß — wie das Trienter Concilium als Disciplinarvorschrift erklärt — der heiligen Märtyrer und übrigen bei Christus Lebenden heiligen Leiber, welche lebendige Glieder Christi und ein Tempel des heil. Geistes waren, von ihm (Christus) zum ewigen Leben zu erweckend und zu verherrlichend, von den Gläubigen verehrt werden dürfen, wodurch den Menschen viele Wohlthaten von Gott geleistet werden," hat man in der Kirche von der apostol. Zeit an geglaubt: diese Verehrung der Reliquien blieb auch in allen darauf folgenden Zeiten in Ausübung, und nur wegen des Mißbrauches oder aus Mißverstand wurde Einspruch dagegen gethan; wie wir aus den Schriften Tertullians, Kyrills v. Jerusalem, Gregors v. Nazianz und von Nyssa, Basilius, Eusebius, Ambrosius, Chrysostomus, Augustins u. m. A. so wie aus mehrern Conciliar-Beschlüssen und alten Liturgien ersehen. Hieronymus schreibt (Ep. 37 ad Ripar): „Wir huldigen den Reliquien der Märtyrer nicht mit Gottesdienst,

nerhalb dreier Jahre erstaunliche Fortschritte. Hierauf kam er nach Amsterdam bei Peter Lastmann in die Lehre, auch soll er unter Johann Pinas und Georg Schooten sich gebildet haben. Nach beendigten Lehrjahren ging er nach seinem Geburtsorte zurück und hielt sich fortan in seinen Arbeiten an die Natur, als seine einzige Lehrerin. Um das Jahr 1630 ließ er sich zu Amsterdam nieder und heirathete dort eine hübsche Bäuerin aus Rarep, die ihm oft als Muster diente. Rembrandt hatte sich in der Zeit einen berühmten Namen gemacht, seine Arbeiten wurden sehr gesucht und theuer bezahlt. Rembrandt, der eine große Neigung zum Geize besaß, ließ sich hierdurch zu allerhand niedrigen Kunstgriffen, um aus seinen Werken immer einen größern Gewinn zu ziehen, bewegen. Bisher hatte er mit ausdauerndem Fleiße jedes Stück ausgearbeitet, jetzt gewöhnte er sich eine flüchtige Behandlungsart an. Er nahm eine Menge Schüler an, die seinen Unterricht sehr theuer bezahlen mußten; obendrein verkaufte er ihre Gemälde, die er selbst etwas nachbesserte, für eigne Arbeit. Schon früher, im J. 1628, hatte er sich eifrig auf die Aetzkunst gelegt und es in derselben zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht. Seine geätzten Blätter wurden eben so geschätzt und zu demselben hohen Preise erstanden als seine Gemälde, und auch mit ihnen trieb er Unterschleife; so datirte er mehrere von seiner Hand geätzte Blätter aus Venedig, um sie höher anzubringen. Das machte seine Biographen glauben, Rembrandt sey wirklich während den Jahren 1635—36 in Venedig gewesen. Er drohte zwar oft aus Holland fortzuziehen; aber auch dies that er nur, um Käufer anzukörnen, denn er hat nie Amsterdam verlassen. Sein schmutziger Geiz bewog ihn sogar, die Platte halb zu stechen, Blätter davon abzuziehen und sie zu verkaufen; sie dann zu vollenden und wieder Kupferstiche davon zu nehmen. Hernach brachte er einige kleine Abänderungen darin an, und verkaufte die Blätter zum dritten und vierten Male. Sein Sohn mußte heimlich seine Arbeiten ausbieten, als wenn er sie ihm entwendet hätte. Er starb 1674 und hinterließ ein auf diese Weise zusammengescharrtes bedeutendes Vermögen; dieß, aber nicht seine Kunst, erbte sein Sohn Titus, der sich keinen Namen erworben hat. Rembrandt hielt auch als gefeierter Künstler die Sitten und Gewohnheiten seines niedrigen Standes bei; er befand sich nur im Umgange mit gemeinen, ungebildeten Leuten wohl, und nie vermochten seine vornehmen Gönner, ihn dahin zu bringen, diese Lebensart aufzugeben. „Die Großen," sagte Rembrandt, „beengen mich, und das rechte Vergnügen findet sich nur in dem freien Umgange mit Gleichen." Rembrandt war kein Dichter in seiner Kunst; er hat sich nie zu dem wahren Schönen, zu dem Idealen erheben können, sondern klebte stets eigensinnig an die Natur und zwar an die gemeine Natur; dies eigensinnige Beharren in den Schranken einer engen Wirklichkeit und sein weniges Streben, sich zu dem idealen Schönen zu erheben, entsprang theils aus seiner vernachlässigten Erziehung, deren Mängel er nie verbessern wollte, theils aus der ungebildeten niedrigen Gesellschaft, worin er lebte. Was die mehr mechanischen Theile seiner Kunst betrifft, als die Fertigkeit des Pinsels, die Behandlung der Farben, das Kolorit und Helldunkel, so hatte Rembrandt es in ihnen zu einem ungemeinen Grade von Vollkommenheit gebracht; doch von den andern Erfordernissen eines Künstlers und Kunstgebildes schien er keine Idee zu haben. In Composition und Gruppirung ließ er sich allein von der Natur leiten und in der Zeichnung durch ein Modell; seine Werke in dieser Hinsicht aber beweisen, daß er in der Auffassung jener und in der Wahl dieses keinen geläuterten Geschmack hatte. Es scheint, als wenn er sich fürchtete, in seinen Gemälden das Nackte zu zeigen, selbst Hände und Füße ließ er ungern sichtbar werden, weil er sie nicht zu bilden verstand; er machte sie entweder zu groß oder zu klein. Da, wo er das Nackte nothwendig

sehen lassen mußte, erschien es meist in unschönen, selbst widrigen Formen und Proportionen. Er fand Gefallen darin, seinen Gestalten ungewöhnliche Kleidung und Kopfschmuck zu geben. Er hatte sich zum Modell seiner Draperie eine Menge orientalischer Mützen, alter Waffenstücke und Kleidungsstoffe, die lange aus dem Gebrauche waren, gesammelt, und die er seine Antiken nannte. Es war daher natürlich, daß seine Draperie meist phantastisch, oft sogar lächerlich erscheinen mußte. Aus dem Gesagten wird man leicht schließen, daß man keinen Adel, keinen hohen Geist in seinen Werken finden werde, wenn gleich ihnen Ausdruck und Charakter nicht fehlt; daher besitzen seine Köpfe zwar sprechende Physiognomien, doch solche, wie man sie auf der Straße antrifft; seine Marien sind Mägde und sein Christus ist ein Knecht. Die Kenntniß des Helldunkels besaß er dagegen in einem ausgezeichneten Grade und einzig, wahrhaft magisch ist er in der Färbung. Die Frische und Wahrheit seiner Carnation darf mit der von der Hand des Titian kühn wetteifern. Er kannte die Mischung der verschiedenen Farben, wie sie sich einander heben und vernichten, so genau, und war so fest und sicher in ihrer Auftragung, daß er jeden Ton ohne langes Probiren gleich in der gehörigen Richtigkeit und Harmonie anbrachte. Gewöhnlich fällt in seinen Gemälden das Licht von oben; die Hauptpartheien in der Beleuchtung sind durch Auftragung einer sehr fetten Lichtfarbe stark und grell hervorgehoben, während die Nebensachen in tieferem Helldunkel gehalten sind. Sein Kolorit ist einförmig und gleicht sich überall; wahrscheinlich rührte dies von der Einrichtung seiner Werkstätte her, in die das Licht durch ein Loch von oben fiel und hauptsächlich sein Modell beleuchtete. Unter seinen Gemälden sind die geachtetsten: sein Tobias und dessen Familie, Christus zu Emaus, die Darstellung im Tempel, sein und seiner Frau Porträt, die beiden Philosophen, der Samariter, die Werkstatt des Tischlers, der drohende Gefangene, Simon und Delila, Christus unter den Kindlein, die Kreuzabnahme, Apostel Paulus, eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, das Opfer Manoah's, das Fest des Ahasverus, Ganymed, das Mädchen mit der Nelke — es ist das Porträt seiner Tochter, — mehrere Porträte von ihm selbst und seiner Mutter, Paul, Tobias, David, er und seine Familie und einige Landschaften. Diese Werke sind theils in Privatsammlungen, theils in öffentlichen Gallerien zerstreut. — Unter seinen geätzten Blättern, die mit ungemeiner Leichtigkeit, Freiheit und Kühnheit verfertigt sind, zeichnen sich aus: das sogenannte Hundertguldenstück — Christus mit der Heilung der Kranken beschäftigt darstellend, — sein Bürgermeister Six, Vitenboggard, Coppenel, Solling und die große Kreuzabnahme.

Remedium, 1) im Münzwesen, die Beschaffenheit des zu vermünzenden Metalls, wo es minder fein (Remedium an Korn) und minder schwer im Gewicht (Remedium an Schrot) gemacht wird. — 2) In der Rechtswissenschaft ein Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil oder einen gerichtlichen Bescheid gebraucht wird; geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt dies Remedium Läuterung; geschieht es aber bei höherer rechtlicher Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, im Handel die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren ꝛc.; auch die von den Acceptanten eines Wechsels bezahlte Summen desselben.

Remonstranten (s. Arminianer) nennt man eine Religionspartei in der reformirten Kirche. Ihr Stifter war Jak. Arminius; daher Arminianer ihr ursprünglicher Name. Arminius oder auch Hermann war 1560 zu Oudewater in der Provinz Holland geboren. Seine ersten Studien machte er zu Utrecht; doch den meisten Einfluß auf seine Bildung hatte Snellius, der ihn 1575 mit nach Marburg nahm. Er hielt sich hier einige Zeit auf

und ging dann nach Rotterdam und von da nach Leyden, wo er den Lambertus Danäus sechs Jahre hindurch hörte. Später genoß er in Genf den Unterricht des berühmten Beza. Ehe er als Lehrer ins bürgerliche Leben trat, machte er eine Reise nach Rom, kam aber höchst unzufrieden mit dem damaligen päpstlichen Hofe zurück. 1588 ward er Prediger zu Amsterdam und 1601 Professor der Theologie zu Leyden, wo er 1609 starb. Die Trennung der Arminianer von der reformirten Kirche wurde durch die verschiedenen Meinungen über die Prädestination oder die Gnadenwahl Gottes veranlaßt. Sie legten im J. 1610 den Generalstaaten eine Schrift vor, die den Titel Remonstrantia führte, und welche den Grund zu ihrer spätern Benennung Remonstranten gab; in ihr stellten sie folgende Behauptungen auf, 1) Von Ewigkeit her habe Gott bestimmt, welche Menschen zur Seligkeit gelangen und welche verdammt werden würden; doch habe er zu gleicher Zeit die Bedingung hingefügt, daß alle, welche an Christus glauben, des Himmelreiches theilhaftig, die Ungläubigen hingegen verdammt werden sollten. 2) Christus habe sich für alle Menschen geopfert, und sein Tod sey ein Versöhnungstod, der allen Sündern Vergebung gebracht habe; man könne aber des unendlichen Verdienstes des Leidens und Sterbens Christi nicht theilhaftig werden, wenn man nicht an ihn glaubte. 3) Kein Mensch vermöge aus eigenen Kräften sich den seligmachenden Glauben zu schaffen; sondern er müsse von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden, um zu diesem Besitze zu gelangen. 4) Die Gnade Gottes sey die einzige Kraft, welche im Menschen das Gute bewirkte, und aus dem Kampfe gegen dieselbe entspringe das Böse. 5) Die Gläubigen vermögen durch die Hülfe des heiligen Geistes den Sieg über Satan, Sünde, Welt und ihr eigenes Fleisch davon zu tragen. Dies ist die ursprüngliche echte Lehre des Arminius und der Remonstranten-Sekte; später vermischte sie sich mit dem Socinianismus; des Socinus Schriften hatten Eingang in Holland gefunden und waren häufig im Geheim verbreitet worden; die gelehrtesten Männer des Landes und diese waren meist Remonstranten, machten sich mit den Ideen des Socinus vertraut, und führten sie zum Theil in den Remonstrantismus über. Auf diesem Wege entstand die Parthei der spätern Remonstranten. Ihre Lehre, die man des völligen Socinianismus beschuldigte, erregte Streitigkeiten, welche die Staaten von Holland 1614 zu einem Dekrete veranlaßten, worin sie den Remonstranten und Gegenremonstranten, auch Gomaristen genannt, von ihrem Wortführer, dem theologischen Professor Franz Gomarus, Einigkeit und Liebe anempfahlen. Beide Partheien wollten aber dem Staate nicht das Recht zugestehen, in Glaubenssachen als Schiedsrichter entscheiden zu dürfen. Endlich trat 1618 am 13sten November zu Dordrecht eine Synode, die bis 1619 den 9. Mai ihre Sitzungen hielt, zusammen: ihr Ausspruch sollte über den Streit entscheiden. Sie erklärte, daß die Vernunft nur eine untergeordnete, dienende Stimme in Religionsangelegenheiten habe und sich unter den Gehorsam des Glaubens und die Bibel gefangen geben müsse; sie erklärte ferner, daß die Prädestinationslehre allerdings sehr hart sey, da sie aber aus den Worten der heiligen Schrift hervorgehe, so könne die Synode sie nicht mildern; die Lehre müsse deswegen in ihrer harten Strenge angenommen werden. Es war natürlich, daß die Reformirten oder Gegenremonstranten auf dieser Synode, wo sie Parthei und Richter zugleich waren, siegen mußten: auch ermangelten die Remonstranten nicht, ihnen ihr ungerechtes, willkührliches Verfahren in scharfen Ausdrücken vorzuwerfen, und vertheidigten ihre Lehre gegen die Urtheile der Synode, welche dieselbe für Irrthum erklärt hatte: demungeachtet mußten sie sich unterwerfen. Ein gefährlicher Schlag drohte die Remonstranten, als einige Glieder ihrer Sekte der Verschwörung gegen den Prinzen Moritz überwiesen wurden. Der Prinz

faßte den Entschluß, die Remonstranten zu unterdrücken; doch ließ er sich durch eine Schrift, worin einige Prediger aus der Gemeinde ihm vorstellten, daß die Vergehen einiger Glieder nicht der ganzen Gemeinde zugeschrieben werden könnten, besänftigen. Sein Bruder Heinrich ertheilte ihnen später sogar die Erlaubniß, überall in den vereinigten Staaten Kirchen und Schulen anzulegen. Was die Parthei der Remonstranten vor allen Religionspartheien auszeichnete, war ihr geringer Proselytenmachereifer; auch die, welche übergingen, brauchten ihr Glaubensbekenntniß nicht anzunehmen, man verlangte bloß die Erklärung, daß man dem allgemeinen christlichen Glauben nach dem apostolischen Glaubensbekenntniß zugethan sey. Bei den Taufen ließen sie sich nicht, wie die Reformirten, das Bekenntniß geben, daß ihre Lehre die wahre sey, noch mußten die Eltern geloben, das Kind in ihrer Lehre zu erziehen; sie begnügten sich, die Eltern bloß zu diesen Pflichten zu ermahnen. In Walchs historischer und theologischer Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außer der evangelisch-lutherischen Kirche, (Jena 1734. 3 Thl.) finden sich die ausführlichsten Nachrichten über die Parthei der Arminianer.

Remscheid, Kirchdorf im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Lennip, auf einem Berge, an 18 Bächen, mit 100 Häusern, 1200 Einwohnern, lutherischen Kirche, Postwärteramt; 37 Breit-, 37 Reck- und 1 Sensenreckhammer, die aus 90.000 Centnern Eisen auf 800 Arten Eisenwaaren, z. B. 400.000 Sensen, dann Sägen, Feilen, Plantagegeräthschaften, Zimmer- und Tischlergeräthe, Schlösser, Scheren, Nägel, Faßreifen, Schlittschuhe, messingene Beschläge ꝛc. liefern, Draht- und 44 Schleifmühlen, 4 Gelbgießereien, Seidenband-, Leinen- und Baumwollfabriken, Handel nach allen Gegenden der Erde.

Remus, s. Romulus.

Renegaten, d. i. Religionsverleugner, sind die der christlichen Kirche Abtrünnigen, die zum Koran übergehen.

Reni (Guido), in Hinsicht der Anmuth und Gefälligkeit des Pinsels der größte italienische Maler, war zu Bologna 1575 geboren. Sein Vater, Samuel Reni, ein zu seiner Zeit geschätzter Musikus, war anfangs gesonnen, seinen Sohn für dieselbe Kunst zu erziehen; des jungen Guido's Talente ließen auch große Fortschritte hoffen; doch merkte der Vater bald, daß der Sohn ausgezeichnetere Naturanlagen zur Malerkunst besaß: er gab ihn daher in die Schule des niederländischen Malers Dionysius Calvart, der sich damals zu Bologna aufhielt und in seiner Kunst einen bedeutenden Ruf genoß. Der Sage nach, waren es in dieser Schule vorzüglich die Werke von Albrecht Dürer, welche den jungen Künstler anzogen und die er fleißig studirte. Die Aehnlichkeit, welche sich manchmal in den Gewändern auf den frühern Gemälden des Reni mit den des Deutschen findet, gibt dieser Behauptung Wahrscheinlichkeit. Während daß Reni Dion. Calvart's Unterricht genoß, hatten die Carracci eine Malerschule zu Bologna eröffnet, deren Arbeiten an Geschmack die der Calvartschen Schule übertrafen. Dies zog die Schüler des Letztern an, und auch Reni vertraute sich der Leitung der Carracci an. Hier entwickelte sich sein Talent so rasch und zugleich so vortheilhaft, daß die Meister dem jungen Künstler ihre Bewunderung nicht versagen konnten und selbst Annibal Carracci soll oft mit einem heimlichen Neide die Leistungen des 20jährigen Guido betrachtet haben. Der Begierde, die klassischen Malerwerke in Rom zu studiren, folgend, verließ er nach wenig Zeit die Carracci und ging mit Dominichino und Albani, seinen Mitschülern, nach Rom. Hier lernte Reni den Caravaggio kennen, und dessen kräftige, auf starken Effekt abzielende Manier, welche Kraft in den Augen des jungen Guido das Unedle und oft Gemeine in der Caravaggio'schen Manier übersehen ließ, gefiel ihm so sehr, daß er diese zum Muster nahm. Er arbeitete eben so, wie Ca-

ravaggio durch Anbringung von starken Schatten, enggeschlossenen Lichtern und durch eine kräftige, markige Behandlungsart auf das Effektvolle hin. In diesem Style malte er aus Auftrag des Cardinals Borgheſe eine Kreuzabnahme für die Kirche delle tre Fontane. Am meiſten trug aber zu ſeinem Ruhme die Aurora bei, welche er für denſelben Cardinal ausführte. Später, als er mit ſeinem bisherigen Meiſter Caravaggio in Streit gerieth, verließ er dieſe Manier und nahm eine gerade entgegengeſetzte an; die grellen, ſtarken Schatten und Lichter vertauſchte er mit einer hellen, beinahe ſchattenloſen Färbung, das Kräftige und Markige mit dem Lieblichen, Gefälligen, Einſchmeichelnden. Reni's Künſtlerruhm wuchs immer mehr, und er erhielt ſo viele Beſtellungen, daß er die Anforderungen kaum zu befriedigen vermochte; hiezu kam noch ſeine Luſt zum Geldgewinne, wodurch er veranlaßt wurde, weniger ſorgfältig ſeine Werke auszuarbeiten; er gewöhnte ſich eine eilfertige, ſchnelle und flache Behandlungsart an, und verwandte weniger auf die Färbung, die von jetzt an ins Grünliche, Graue, ſelbſt Unnatürliche überging. Später gerieth er mit dem Zahlmeiſter des Papſtes Urban des Achten, dem Cardinal Spinola über die Bezahlung eines Gemäldes in Zwiſtigkeit; er verließ deswegen Rom und kehrte nach Bologna zurück. Schon früher hatte er für das Haus Zampieri aus Bologna Petrus und Paulus und für die Dominikanerkirche den Kindermord gemalt, und eben war er mit dem Auftrage beſchäftigt, die Kirche des Heilandes mit Gemälden zu ſchmücken, als der Papſt ihn wieder nach Rom berief, und ihn auf das Ehrenvollſte empfing, doch neu entſtandene Mißhelligkeiten trieben ihn wiederum von dannen; auch der Aufenthalt in Neapel, wohin er berufen worden war, wurde ihm durch die Chikanen der dortigen Maler, die ſich durch einen Ausländer verdunkelt ſahen, verleidet; er kehrte daher nach ſeiner Vaterſtadt zurück, um ſie nie wieder zu verlaſſen. In Bologna vollendete er die gedachte Kapelle, malte zwei ſchöne Bilder für die Kirche de'Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt Mariens und eine Menge anderer für ſein Vaterland und das Ausland, beſonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden: ſein heil. Michael für die Capuziner, ſeine Geſchichte des heil. Benedikt für das Kloſter St. Michele in Bosco, Helene und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Herkules, eine Verkündigung, der heil. Sebaſtian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen (die das Muſeum zu Paris beſitzt), ein Chriſtusknabe auf dem Kreuz ſchlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemälde aus ſeiner erſten Manier (in der kaiſerl. Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der Lichtenſteiniſchen Sammlung), eine Himmelfahrt, eins ſeiner ſchönſten Bilder (in der königl. Gallerie zu München), ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangeliſt, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Chriſtus, welcher Marien erſcheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bachus und eine Venus (in der Dresdner Gallerie). Seine größte Leidenſchaft war das Spiel, und dieſe beherrſchte ihn ſo völlig, daß er oft all ſein Hab und Gut auf den Glückswürfel ſetzte und nicht ſelten in Nahrungsſorgen gerieth. Um dieſe zu beſeitigen, oder auch Geld zum Spiele ſich zu verſchaffen, arbeitete er mit der größten Eile, ſeine Behandlung wurde nachläſſig, unausgeführt, maniert, oberflächlich, oft ließ er Arbeiten von ſeinen Schülern verfertigen, die er retouchirte und dann für die ſeinigen verkaufte; oft zwangen ihn ſeine Schulden, Werke weit unter dem Preiſe im Geheim loszuſchlagen. Demungeachtet hatte das Spiel ſeine Vermögensumſtände ſo zerrüttet, daß er ſeine Schulden nicht mehr zu decken vermochte; ſeine Gläubiger wurden dringender, und Reni verfiel aus Unmuth über ſeine Lage in eine Art von Melancholie, wozu ſich ein gefährliches Fieber geſellte, an

dem er 1642 starb. Er ward in der Kirche St. Domenico in Bologna beigesetzt. Reni war nicht wie Raphael in vielen Zweigen seiner Kunst groß und bewunderungswürdig, seine Zeichnung ist nicht immer richtig, noch seltener zeugt sie von Kraft und Größe. Die Ideen in seinen Compositionen erheben sich nicht über das Gewöhnliche und Alltägliche, und selten ist die Anordnung des Ganzen lobenswerth; aus diesem Grunde werden seine größten Compositionen weniger geachtet als die kleinern, und besonders die Halbfiguren. Ein hoher, würdevoller, edler, kräftiger männlicher Ausdruck findet sich in seinen Werken nicht, daher ihm auch die Figuren, welche Kraft, Stärke und Festigkeit zu ihrem Charakter erfordern, wenig und auch dies nur in Etwa in seiner Jugend gelangen; dagegen besteht sein größter Vorzug in der Darstellung der jugendlichen und weiblichen Gestalten; sie sind so anmuthig, hold und zart, seine Magdalenen und Madonnen zeigen im Gesichte, besonders in dem aufgeschlagenen Auge eine solche himmlische Milde und Sanftheit, daß man nichts darüber sehen kann. In diesen Gestalten hat seine Zeichnung eine unaussprechliche Grazie und Lieblichkeit. Der Wurf seiner Gewänder ist schön, leicht und wahr, doch nicht immer harmonisch im Verhältniß zu dem Charakter des Ganzen und des Stoffes, woraus sie bestehen. Seines Colorits ist schon früher gedacht worden. Reni hatte in Bologna eine Schule, die bei 200 Lehrlinge besuchten; unter ihnen haben sich später Cangiagi, Pesarese, Richi, Sireni, Sementi, Bolognini vorzüglich bekannt gemacht. Guido hat auch eine ziemliche Anzahl Blätter selbst radirt, er führte eine leichte zierliche Nadel, und seine Zeichnung scheint selbst in seinen Blättern edler und richtiger zu seyn als in seinen Gemälden. Eben so lieferte er einige Reliefs und Statuen.

Rennes, die Hauptstadt des franz. Departements Ille und Vilaine, sonst von Bretagne, in einer Ebene, am Einfluß der Ille in die Vilaine, über welche 3 Brücken führen, und auf der Barken bis an die Stadt kommen, ist in die Ober- und Unterstadt abgetheilt, mit den Vorstädten St. Martin und l'Eveque, 4000 Häusern und 30.000 Einw.. Die Obere Stadt an einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Vilaine, ist der vorzüglichste Theil mit schönen gut gepflasterten, breiten und geraden Straßen, großen öffentlichen Plätzen und vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt auf dem linken Vilaineufer ist öfters Ueberschwemungen ausgesetzt. Merkwürdig sind die Cathedrale St. Petri mit hohen Thürmen, 8 andere Kirchen, das vormalige Parlamentshaus neben dem schönen Place d'Armes, das Rathhaus, der Abteipallast, das Zeughaus, das ehemalige Jesuitenkollegium, die Spaziergänge Tabor und Mail. Rennes ist der Sitz des Stabs der 13ten Militärdivission, eines Bischofs, eines königl. Gerichtshofes und Handelsgerichts, einer Akademie mit den Fakultäten des Rechts und der schönen Wissenschaften, hat ein königl. Collegium, medizinische und chirurgische Schule, Malerschule, Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, Bibliothek von 20.000 Bänden, Museum mit 1100 Gemälden und 5000 Kupferstichen, naturhistorische und physikalische Cabinete, chemisches Laboratorium, botanischer Garten. Die Einw. betreiben theils beträchtlichen Speditions- und Produktenhandel, theils unterhalten sie meist beträchtliche Fabriken und Manufakturen in Segeltuch, Kattun, Baumwolle, Tabak, Leder; auch ansehnliche Wachsbleichen. Rennes ist der Geburtsort des Feldherrn du Guesclin († 1380).

Rennie (John). Seit Smeaton, der auf dem Felsen von Eddyston im Kanal den Leuchtthurm erbaute, und hierdurch seinen Namen auf die Nachwelt brachte, besaß England keinen größern Baumeister als Rennie. Geboren 1757 in Schottland, fing er seine glänzende Laufbahn von der niedrigen Stufen, nämlich als Handwerker in seiner Jugend; später baute er

Mühlen und wußte ihnen eine solche zweckmäß ge Einrichtung zugeben, daß die seinigen bei gleichem Wasserstande vier Mal mehr als die andern leisteten. So gründete er seinen Ruf. Seine Kenntnisse und seine hohe Redlichkeit erwarben ihm ein allgemeines Zutrauen, was in England, wo die wichtigsten und größten Bauwerke von Privatgesellschaften errichtet werden, eine unerläßliche Bedingung ist, wenn ein Baumeister zu Ehre und Ansehen gelangen will. Später vertraute ihm die Regierung die Aufsicht über alle Häfen und Marinebauten in England an. Hier hatte er die schönste Gelegenheit, sein gründliches Urtheil, seine tiefen Kenntnisse die der überall gleich die rechten Mittel auffand, um den Zweck zu erreichen, zu zeigen. Alle große Unternehmungen mußte von jetzt an Rennie leiten: er legte neue Häfen an, ebnete Hügel, trocknete Sümpfe aus, machte gefährliche und unzugängliche Häfen sicher, baute die kühnsten Wasserleitungen, errichtete Brücken, die an Schönheit und Festigkeit alles Vergehende übertrafen. Sein Ansehn stieg endlich in seinem Vaterlande zu einem solchem Grade, daß sein Urtheil in Bauwerken für entscheidend gehalten wurde. Zwar hätte Rennie außer England, wo selbst Privatpersonen ihren Reichthum auf die größten Unternehmungen verwenden, und wo er demnach nicht genöthigt war, seine Pläne aus Scheu vor dem Kostenaufwande einzuschränken, seine großen Entwürfe nicht ausführen, noch weniger ihnen jene Festigkeit, durch die sie der Ewigkeit zu trotzen scheinen, geben können. Unter den Kanälen, die er vollendete, ist der Kennet- und Avonkanal der wichtigste; es mußte bei seiner Anlage eine Anhöhe von beinahe einer englischen Meile durchgegraben werden. Die Häfen von Chatam, Portsmouth, Plymouth verdanken seiner Kunst und seinem kühnen Unternehmungsgeiste die wichtigsten Verbesserungen. Zu Sherneß baute er eine neue Hafenmauer, deren Fundament 50 Fuß tief unter der Meeresoberfläche gelegt werden mußte; bei diesen Bauten bediente er sich der Taucherglocken, die er durch einige Verbesserungen zu dem zweckmäßigsten Hülfsmittel bei derartigen Unternehmungen ausbildete. Zum Schutze des Hafens zu Plymouth legte er auf der Rhede einen Meerdamm an, der alle Werke dieser Art in England, selbst die zu Cherbourg, hinter sich läßt. Ewige Denkmäler seiner Kunst stiftete er sich zu London durch die Granitbrücke Waterloo, und durch die gußeiserne Southwark-Brücke. Zu London errichtete er eine Fabrik von Maschinen jeglicher Gattung, und mehrere erhielten in ihr zweckmäßigere Einrichtungen; z. B. die Maschine für die königliche Münze in London. Nicht weniger merkwürdig ist seine Ankerschmiede zu Portsmouth, wo die großen Schiffsanker gefertigt werden. Ihre Anfertigung war früher mit mühseligen Arbeiten verknüpft, die er durch Verbesserungen erleichterte und beschränkte. Schon frühe standen er und Watt in freundschaftlicher Verbindung, und der letztere soll Rennie's Ideen zu den sinnreichen Verbesserungen der Dampfmaschinen benutzt haben; auch Rennie legte später eine Dampfmaschine von 70 Pferden Kraft zu Yorkbildings in London an. Anfänglich hatte sich Rennie allein auf dem Wege der Praxis ausgebildet: doch später widmete er sich eifrig dem Studium der Theorie und hinterließ die Früchte seiner seltenen Erfahrung und seiner Studien, die Geschichten aller seiner Bauten, sorgfältig geordnet und mit genauen Zeichnungen begleitet, seinen Söhnen. Die Nebenstunden widmete er der Astronomie, und beschäftigte sich gern auf einer kleinen Sternwarte, die er auf seinem Landsitze in Lincolnshire erbaut hatte. Rennie starb 1821 zu London. Die ganze Nation fühlte den Verlust eines so wichtigen Mannes, und ehrte seine großen Verdienste durch öffentliche Anerkennung. Unter rührenden und prachtvollen Feierlichkeiten wurde sein Leichnam am 17. Oktober in der Paulskirche, an der Seite des berühmten Admirals Collingwood, beigesetzt.

Rens oder Rense, auch Rees, Städtchen am Rhein, im ehemaligen Erzbisthum Köln (jetzt preuß. Regierungsbezirk Coblenz), war des nahe bei ihm liegenden Königsstuhles wegen berühmt. Dieser bildete ein rundes, auf sieben Bogen ruhendes Quadergewölbe, in dem 7 Sitze, gleich der Zahl der ältern Churfürsten, sich befanden. Hier versammelten sich die deutschen Churfürsten zu vorläufigen Berathschlagungen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige. Bis auf Maximilians d. Ersten Zeiten soll diese Sitte gedauert haben. Man sieht noch einige Resten davon.

Repertoire, das Verzeichniß der Stücke und Opern jeglicher Gattung, die auf einer Bühne gegeben werden. Ein solches Verzeichniß könnte man als den Maßstab des Werthes oder Unwerthes einer Bühne und ihrer Leistungen betrachten, zugleich könnte es zum Beweise dienen, ob das theaterbesuchende Publikum Geschmack besitze oder nicht. Doch gilt dieser Schluß nur im Allgemeinen und auch so nicht ohne bedeutende Einschränkungen. Von ihrem Repertoire läßt sich allerdings auf den Standpunkt einer Bühne in ästhetischer Hinsicht schließen, und es wird ein übles Licht auf ein Theater werfen, dessen Repertoire mit den leichten Trödelwaaren der Dramaturgie, und mit den ephemeren und gehaltlosen Neuigkeiten des Tages ununterbrochen erfüllt ist. Doch darf man bei der Schätzung der Repertoire nicht allein ihren ästhetischen Werth berücksichtigen: vor diesem Richterstuhle würden die meisten deutschen Bühnenverzeichnisse der Spielerei, Geschmacklosigkeit und der Unklassicität verurtheilt werden müssen; ehe man aber, bloß auf das Repertoire sich stützend, das harte Urtheil fällt, daß eine Bühne sich nur in dem Alltäglichen herumdrehe, und von ihrer Würde zum bloßen Lustigmacher, Possenreißer, und leeren Zeitvertreiber herabsinke, sollte man sich eine genaue Kenntniß der Lage des Theaters, seiner Kräfte zu den höhern Anforderungen der Kunst und des Verhältnisses, worin es zu dem Publikum steht, verschaffen. Bühnen mit einem schlechten Repertoire sind darum noch keine geschmacklosen Bühnen, die gar keinen Sinn für die bessern Leistungen der dramatischen Kunst, und für die schöneren und würdigeren Werke der Literatur besitzen. Man verlangt auf einem Repertoire oft die Stücke eines Schiller, Göthe, Müllner, ꝛc. zu sehen, und die Bühne, auf deren Verzeichnisse sie häufig erscheinen, glaubt man, habe eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Ist dies aber immer der Fall? Gewiß nicht: eine Bühne kann oft, kann immer solche Stücke geben, und doch keinen Geschmack besitzen, denn sie zeigt ihren ästhetischen Sinn nicht so sehr in der Wahl als in der Darstellung und Aufführung. Würde das Repertoire als einziger Maßstab angenommen, so müßte man oft zugeben, daß die kleinen, herumwandernden Schauspielergesellschften, obschon sie ihre Bretterwelt in Scheunen und auf Böden aufschlagen, am weitesten in der Ausbildung vorangeschritten wären, indem sie häufig die größern Stücke unserer vorzüglichen dramat. Dichter ankündigen, um das Volk zusammen zu trommeln. Der geschmackvolle Zuschauer wird aber lieber ein Stück von keiner besondern Bedeutung gut aufführen, als die Meisterstücke verhunzen sehen. Der vernünftige Regisseur wird daher eher solche dramatische Werke wählen, deren Darstellung der Kräfte der Schauspieler nicht überbietet, als solche, an den das Vermögen die Schauspieler erlahmet. Ein sicherer Gang auf der Ebne ist dem Zuschauer angenehmer, als ein mühseliges keuchendes Klettern in die Höhe, wo er überdies im Voraus überzeugt ist, daß die Kletterer sie nie erreichen, sondern jämmerlich herunterstürzen werden, um immer die unverhältnißmäßigen Anstrengungen unter Spott und Gelächter von neuem zu beginnen. Ein Repertoire, das mit steter Rücksicht auf die Kräfte der Schauspieler entworfen ist, würde demnach, auch in dem Falle, daß es die trefflichen Werke

unserer Dramaturgen selten zur Aufführung bringt, immer mehr werth seyn, und von einem bessern, und einsichtsvollern Geschmack zeugen, als das, was von den großen Namen prunkt und so wenig auf die Fähigkeiten der Schauspieler berechnet ist, als die Waffen eines Herkules auf einen Pigmäen. Ein anderer Grund, warum die Repertoire schlecht ausfallen, und wenig Würdiges enthalten, liegt im Publikum selbst: Publikum und Bühne verderben sich wechselseitig. Doch geht die Geschmacklosigkeit fast immer zuerst vom Publikum aus: das ist so natürlich. Der Unterhalt unserer meisten deutschen Bühnen ist auf ihr tägliches Verdienst angewiesen. Aus diesem Grunde wird die Menge, und zwar die ungebildete Menge der Gebieter des Theaters, und die Richtung ihres launenhaften, bunten Geschmackes, ihre Wünsche und Forderungen dringen sich der Bühne nicht als zu vergetzendes Gesetz auf. Die Neigung unserer belletristischen Schriftsteller, Ritter- und Räuber-Schauspiele, dramatische Feenmährchen, romantischtolle Kätchen von Heilbronn ꝛc. zu schreiben, ist zwar etwas gedämpft; doch die Neigung des größern Haufens, diese buntscheckigen Dinger voll Wunder und menschlicher Unnatur zu sehen, spricht sich überall noch zu lebhaft und gebieterisch aus, als daß eine Bühne, die leben will, es wagen dürfte, sich diesem Strome zu widersetzen. Das größere deutsche Publikum mag sich die Mühe nicht geben, durch Denken sich einen ästhetischen Genuß zu bereiten; es verlangt für sein Geld auf die leichteste Weise einige Stunden unterhalten zu seyn; seine Sinne sollen gekitzelt, seine Schaulust mit vollen Händen genährt, seine Neugierde angeregt und befriedigt und höchstens seine Einbildungskraft in Bewegung gesetzt werden. Die Theaterdirektion ist gezwungen, dieser kindischen Richtung zu folgen und ihren Launen ein Genüge zu leisten, wenn sie nicht ihr Theater verschließen und verhungern will. Häufig hört man die Forderung machen, daß eine Bühne sich ihr Publikum bilden solle. Allerdings; die Ausführung dieses Vorschlags würde das zweckmäßigste Mittel seyn, um die immer mehr sich häufenden Klagen über den Verfall der Theater zu beseitigen; nur läßt er sich nicht eben so leicht ausführen, als er gesagt ist. Ein Publikum zu bilden, und vor allem seinem Geschmacke eine bessere Richtung zu geben, ist ein Riesenwerk, was nicht innerhalb der engen Grenzen einiger Jahren ausgeführt werden kann. Volksbildung geschieht nie Sprung- und Rückweise, sie geht nur allmählig und höchst langsam voran, und oft gehören Jahrzehnten dazu, ehe sie einen Schritt weiter thut. Ueberdies ist es viel leichter einem Publikum, das gar keinen Geschmack hat, den richtigen Sinn für ästhet. Schönheiten beizubringen, als eins zu bessern, was einen verdorbenen Geschmack hat, und obendrein in dem Wahne steht, daß es nie von dem richtigen Wege abgewichen sey. Man darf es daher einer Theaterdirektion nicht verübeln, wenn sie mit der großen Heerde blökt und anstatt sich mit der gefährlichen, und meist fruchtlosen Arbeit, das Publikum zu bilden, abzugeben, lieber der erste Leithammel in der Heerde seyn will. Die kritischen Blätter, welche so häufig ein gewaltiges Geschrei gegen die Verwaltungen der Bühnen und gegen die Unklassicität der Repertoire erheben, scheinen den frivolen, leichtfertigen, launenhaften und oberflächlichen Geist des größern theaterbesuchenden Publikums nicht zu kennen oder nicht beachten zu wollen. Die Vorwürfe, mit denen sie die Bühnen überhäufen, treffen eigentlich nicht diese; die Direktoren können sie mit der einfachen Erwiederung entkräftigen: „Wir müssen vom Publikum leben; schafft dieses um und wir werden uns schon bessern." Die ästhetischen Verirrungen der Bühnen sind eine Folge der ästhetischen Verirrungen des Volkes: man muß dann, die Verbesserung an der Quelle der Uebel anfangen, und die Theater werden schon folgen müssen, wenn sie nicht in dieselbe mißliche Lage gerathen wollen, in die sie jetzt verfallen würden, wenn sie der Stimmung des Publikum entgegenarbeiteten.

stehen. Die beiden Funktionen der Aufnahme und Aneignung der fremdes Stoffe und Ausscheißung und Absonderung der für die Oekonomie des Körpern unnütz gewordenen, hat man mit dem Namen Reproduktion und die Organe, vermittelst welcher der Organismus diese Zwecke erreicht, mit dem Namen des Reproduktions-Systems belegt. Die Reproduktion des Individuums ist nur unter der Form eines beständigen Wechsels der organischen Materie, und dieser nur durch Aufnahme und Ausscheidung verschiedener Stoffe möglich. Die Aufnahme der Stoffe, aus denen das Individuum sich neu erzeugt, ist bedingt durch einen Trieb nach denselben. Der Trieb zur Aufnahme fester Stoffe heißt Hunger (s. d. Art.), und der zum Genusse flüssiger Stoffe wird Durst genannt. Nur organische Körper, Pflanzen und Thiere können in der Regel als Nahrungsmittel für den Menschen dienen; allein diese nähren noch, wenn sie auch noch so sehr durch die Kunst verändert sind, und sich den Produkten der unorganischen Natur nähern, z. B. aus Leder verfertigte Schuhe, mit denen sich der Californier und mancher Belagerte nährt. Daß aber auch Erden, auch wenn sie nichts Oelichtes (immer ein Abkömmling aus der organischen Natur) enthalten, nicht bloß durch Anfüllung des Magens den Hunger stillen, wird sehr wahrscheinlich durch die von Humboldt in Amerika und von Sonnini in Aegypten hierüber gemachten Beobachtungen, und durch alle jene Gründe, welche für die ernährende Kraft des Wassers sprechen (s. d. Art. Speise). Nicht alles, was im Magensaft auflösbar ist, oder vom lymphatischen Gefäßsystem resorbirt wird, wird in der Natur des Organismus verwandelt oder assimilirt. Dies beweiset der unverändert wieder durch die Exkretionsorgane ausgeleerte Färbestoff so vieler Substanzen, die im Urin sich zeigende Kalk- und Kieselerde, das in der Haut reguliniſch ausgeschiedene Queckſilber, welches als Kalk innerlich genommen worden war. Die innige Mischung der Speisen mit dem Speichel, und das Verwandeln der Speisen in eine Art von Brei durch das Kauen und noch vor dem Niederschlingen derselben, sind ein zur vollständigen gesunden Verdauung wesentlicher Beitrag, wie es die nachtheiligen Folgen der zu starken Ausleerung des Speichels, so wie des zu geschwinden Niederschlingens mit vernachläßigtem Kauen, und selbst die komparative Physiologie der Thiere ohne Zähne beweisen. Daß bei dieser Gelegenheit Speisen und Speichel nicht bloß mechanisch mit einander vermischt werden, sondern schon in der Mundhöhle den Prozeß des gegenseitigen Ineinanderwirkens beginnt, der erst im Magen durch den Magensaft vollendet wird, leidet keinen Zweifel. Wahrscheinlich hat auch der aus den aushauchenden Arterien der Mundhöhle kommende Dunst so viel Antheil daran, als der Darmsaft an der Veränderung des Chymus in den Gedärmen hat. Die hinlänglich gekauten, mit dem Speichel vermischten und durch ihn zum Theil schon veränderten Speisen, so wie die Getränke werden durch das Schlucken aus der Mundhöhle in den Schlund und von da in den Magen gebracht. Im Magen geht eine wichtige Veränderung des Genossenen, die Verwandlung in Chymus, vor sich. Sie ist bloß das Werk des Magensaftes, und der Magen hat hierbei nichts zu thun, als durch seine auf der innern Fläche des Magens aushauchenden Arterien den Magensaft zu liefern, der jene Verwandlung des Genossenen bewirkt, durch seine, im gesunden Zustande ganz schwache, peristaltische Bewegung die Berührungspunkte des Magensaftes und des Genossenen zu vermehren, und nach vollendeter Verdauung den Chymus in die Gedärme fort zu bewegen. Die Verdauung im Magen ist also das Produkt des wechselseitigen Ineinanderwirkens des Magensaftes und des Genossenen, wodurch eine Trennung und Wiedervereinigung der Elemente von beiden zu einem neuen Produkt von ganz neuen Qualitäten entsteht. Obschon aber keine Gährung im Magen während der Verdauung statt findet, so entsteht doch bei vielen von Fleisch, von Pflanzen und von beiden zugleich lebenden Thieren, selbst im gesunden Zustand eine

einen faserigen und in einen rothen Bestandtheil trennen, gerade wie beim Blute, die sich beide verhalten, wie dieselben Theile im Blute. Die chemische Verschiedenheit dieser Lymphe vom Blute scheint bloß im quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile zu liegen; die Menge der thierischen Stoffe ist in ihr geringer, am wenigsten enthält sie vom rothen und fibrösen Theil, kein entwickeltes Eisen, und etwas mehr Eiweißstoff; salzige und erdige Theile besitzt sie schon in einem dem Blute näher kommenden Verhältnisse. Nachdem der auf diese Art immer mehr assimilirte Chylus in den Speisesaftsbehälter und von da in den ductus thoracicus gekommen ist, ergießt er sich endlich durch dessen Mündung in die linke Schlüsselbeinader. Die in das Blutgefäßsystem aufgenommene animalische Lymphe wird sogleich durch die obere Hohlvene dem rechten Herzen, und von da durch die Lungenschlagader in die Blutgefäße der Lungen gebracht. Hier scheint sie hauptsächlich durch die Lungen dekarbonisirt zu werden. Wiewohl wir aber ganz bestimmt die Veränderungen nicht angeben können, welche die Lungen in der ihrem Blute beigemischten Lymphe hervorbringen, so ist doch so viel gewiß, daß sie zu der in 10 bis 12 Stunden etwa erfolgenden gänzlichen Verwandlung derselben in Blut, sowohl durch die innigste mechanische Mischung derselben mit dem Blute, welche auch überhaupt während der Cirkulation durch das ganze Blutgefäßsystem statt findet, als durch die Respiration sehr Vieles beigetragen. Cirkulation des Blutes und Respiration (s. Athem) sind also die zwei Hauptbeförderungsmittel der Sanguifikation, die, wie die Assimilation, zunächst ein Produkt der eigenen Aktionen der Säfte ist. Wenn die in das Blutgefäßsystem aufgenommene animalische Lymphe durch Beihilfe der Cirkulation und Respiration gänzlich in Blut verwandelt ist, so erzeugen sich alle Organe und alle Säfte des Organismus aus diesem Blute (s. Sekretion). Der bedeutende Einfluß der Nerven auf die Sekretion, beschränkt sich darauf, daß sie als Träger der Sensibilität mit dem Steigen oder Fallen derselben verschieden wirken müssen, oder daß mit ihrer veränderten Wirkung die ganze Reihe, von der sie ein Glied sind, anders wirken muß. Das Abgesonderte wird entweder im Organismus selbst verwendet, oder es wird ausgeleert, oder es geschieht beides zugleich. Im ersten Falle dient es entweder unmittelbar zur Reproduktion des Organismus als Individuum (Nahrungsstoff) und als Gattung (Samen), oder nur mittelbar befördert es die eine oder die andere auf eine nähere oder entferntere Art. Der Nahrungsstoff wird im Innern aller Organe höchst wahrscheinlich aus aushauchenden Arterien abgesondert. Hier beginnt der Ernäherungs-Prozeß. Die Bedingungen der Nutrition sind, so weit uns Schlüsse aus Erfahrungen hierüber Aufschluß geben können, folgende: 1) Aus Arterien abgesonderter Nahrungsstoff, wahrscheinlich größtentheils das zwischen den feinsten Fasern der Organe überall ausgegossene Schleimgewebe, eine größtentheils aus Eiweißstoff bestehende Feuchtigkeit. 2) Uebergang eines Theils des zu ernährenden Organs aus dem festen Zustande in den flüssigen, und 3) neue Bildung eines Theils des Organs aus dem halbflüssigen Nahrungsstoffe an derselben Stelle, wo das vorher feste flüssig geworden war. Die überall abgesonderte Nutritionsmaterie scheint daher nicht dieselbe zu seyn; sondern überall die für jedes Organ passende Mischung zu erhalten. Die andere Seite der Reproduktion ist die Ausscheidung der Stoffe, welche entweder zu dem Prozesse des Lebens nicht mehr beitragen können, oder zu heterogen sind, als daß die organischen Kräfte sie assimiliren können. Diese Funktion des Körpers heißt Exkretion, und die Organe, durch die sie erzielt wird, heißen Exkretionsorgane, man nennt sie auch Reinigungsorgane. Zu den Exkretionen gehören die Exkretion des Darmkoths. Der Darmkoth, welcher aus einem Theile der Galle und dem zur Ernährung untaugl chen Reste der Nahrungsmittel besteht, bildet sich schon zum Theil im Ende des Ileums, er geht dann durch die Blinddarmklappe in den Blind-

darm über. Hier wird das Fortschaffen desselben dadurch erleichtert, daß sich aus dem wurmförmigen Anhange viel Schleim in ihn ergießt, Von hier wird der Koth in den aufsteigenden, queren und endlich in den absteigenden Grimmdarm getrieben. Auf diesem Wege wird der Darmkoth durch immer fortgesetzte Resorbtion seines flüssigern Theils immer dicklicher, fester, brauner, stinkend, wegen schon beginnender Fäulniß desselben; seine Festigkeit nimmt endlich so zu, daß er im gesunden Zustande auch nach dem Ausgange aus dem Mastdarme die cylindrische Gestalt des Darmkanals beibehält. So gelangt der Koth durch dieselbe peristaltische Bewegung, welche ihn im dünnen Theile des Darmkanals fort bewegte, endlich in den Mastdarm, und bis an die Mündung desselben, den After. Er würde hier beständig ausgeleert werden, wenn nicht der hier liegende Schließmuskel durch seine anhaltende Contraktion es verhinderte. Hat sich eine hinreichende Menge Koth hier angehäuft, so wird durch seinen Reiz auf die Nerven des Gemeingefühls im Ende des Mastdarms der Trieb zum Stuhlgang rege, und um uns des lästigen Reizes zu entledigen, üben wir den Nixus aus, wodurch mit Beihülfe der queren Muskelfasern des Mastdarms der Schließmuskel überwunden und der Darmkoth ausgeleert wird. Fernere Exkretionen sind die der Haut, des Urins (vergl. die besondern Artikel). So umfaßt ein großer Wechsel das ganze Leben des organischen Individuums; er zeigt sich im allmähligen Wachsthume bis zur gänzlichen Ausbildung desselben, und in der darauf folgenden Abnahme des Körpers im Alter, wo selbst die Knochen kleiner, die Schädelknochen dünner werden, der Zahnrand nach ausgefallenen Zähnen verschwindet, die Röhrenknochen dünner, ihre Markhöhlen auf Kosten der Knochensubstanz vergrößert werden; das ganze Skelet wird leichter, die Muskeln werden mager, das Fett verliert sich, die ganze Säftenmasse vermindert sich, woher die runzliche Haut entsteht. Dieser große Wechsel ist nicht gleich stark in jedem Organe, und ist mit einem beständigen innern Wechsel verbunden, die von jenem verschieden ist. Die Knochen magern in Krankheiten nicht ab, wo alles so sehr abnimmt, so wenig als Knorpel, Sehnen, Bänder, sehnige Häute, Hirn und Nerven; etwas mehr schwinden schon die Eingeweide, noch auffallender die Haut; selbst die Haare sterben ab, und das Oberhäutchen. Das Herz wird welker, die Muskeln nehmen sehr deutlich ab, und noch stärker das Blut, überhaupt die Säfte und besonders das Fett. Manche Organe, als die Glaudula thymus, die Zeugungsorgane, die Brüste, die Milchzähne durchlaufen diesen größern Wechsel in einem kürzern Zeitraume als der übrige Körper. Die Wiedererzeugung ganz zerstörter Theile ist sehr verschieden vom unmerklichen, stets vor sich gehenden Wechsel im Innern der bleibenden Organe. Unterdessen gibt es selbst im gesunden Zustande eine von vorn anfangende Zeugung neuer Organe an die Stelle vorher dagewesener und nun verlorner Gebilde, beim Wechsel der Zähne, nur mit dem Unterschied, daß die Grundlage zum bleibenden Zahne schon fertig ist zur Zeit, wo der Milchzahn noch in der besten Vegetation sich befindet. Aus jener Erzeugung eines neuen Organs an die Stelle des durch Krankheit verloren gegangenen, läßt sich der innere Wechsel im lebenden Organe nicht beweisen; doch findet zwischen beiden die größte Analogie statt. Mehr beweist schon die Verwandlung einer mit allerhand Flecken, Erhabenheiten u. s. w. besetzten Haut in eine gesunde, das Wechseln der Haarfarbe, der Nägel. Der beste unumstößliche Beweis des beständigen innern Wechsels der Materie im Organismus oder seiner steten Selbstproduktion, liegt in den mit der Färberröthe an lebenden Thieren angestellten Versuchen, und in den an Gelbsüchtigen gemachten Beobachtungen. Die Knochen werden in beiden Fällen und im letztern alle beide gefärbt in ihrer ganzen Substanz, und wenn die Aufnahme jener Färbestoffe ins Blut aufhört, so entfärben sie sich wieder, und der Färbestoff wird im ersten Falle bei milchenden Thieren mit

dem Käse der Milch und mit dem Urin, und im letztern Falle hauptsächlich durch den Urin, aber auch durch alle Exkretionsorgane ausgeleert. Die Anwendung auf andere Organe läßt sich leicht machen, und wenn dieses in den gefäßearmen Knochen im ganz gesunden Zustande geschieht, so ist es schon aus dieser Analogie, noch mehr aber aus den Phänomen der Gelbsucht klar, daß es in den übrigen, gefäßreichen Theilen in einem weit höheren Grade statt finde.

Republik übersetzt man gewöhnlich durch Freistaat und glaubt, beiden liege derselbe Begriff zu Grunde. In der Theorie mag dies wahr seyn, doch in der Praxis nicht immer; denn es gab Republiken, oder man nannte sie doch so, in den lange nicht alle Glieder des Volkes freie Menschen waren: i. B. in Polen, in Venedig. Der Monarchie entgegengesetzt bezeichnet Republik einen Staat, in dem das Volk entweder die höchste Gewalt besitzt und Souveränitätsrechte ausübt (s. Demokratie), oder die höchste Gewalt ausschießlich in den Händen eines Theils des Volkes ruht (s. Aristokratie). Die ersten Republiken entstanden im Alterthume; von ihnen, und vorzüglich von den der Griechen, die sich fast in allen Verfassungs-Formen geübt, und den republikanischen Staaten der neuern Zeit mehr oder weniger zum Muster gedient haben, wollen wir daher den Charakter kurz entwerfen. Sie waren nach dem gewöhnlichen Ausdrucke freie Verfassungen, d. h. in ihnen sollte es nicht einen Herrn geben, den nicht das Volk, entweder die ganze Masse oder auch gewisse Klassen hätten zur Rechenschaft ziehen können. Dieses schloß also in sich: der Staat soll sich selbst regieren, nicht von einem Einzelnen regiert werden; und daraus mußte nothwendig eine von der unsrigen sehr verschiedene Ansicht des Staats hervorgehen. Diese griechische Ansicht war der der neueren Politiker, die von Staatsmaschinen sprechen, oder, wenn sie auch nicht diesen Ausdruck gebrauchen, doch den Staat als eine Maschine sich denken, so wie derer, die ihn zu einer bloßen Polizei-Anstalt machen wollen, geradezu entgegengesetzt. So wie der einzelne Mensch eine moralische Person ist, ist es den Griechen auch der Staat. Auch in ihm wirken, auch ihn bestimmen also moralische Kräfte. So entstand die große Aufgabe für den, der griechische Staaten ordnen wollte, zu bewirken, daß die Vernunft die Herrschaft über die Begierde und die Leidenschaft führe; und die Erreichung der Tugend und Moralität wurden in diesem Sinne Zwecke des Staats, so gut sie Zwecke des Einzelnen seyn sollen. In einer griechischen Republik sollte jeder Bürger unmittelbar Theil an der Staatsgewalt oder der Souveränität haben; diese ward aber nur durch den zweiten Hauptzug in dem Charakter der griech. Republiken möglich; so wie den auch keine ohne diesen bestehen wird, wenn sie sich, wie die griechischen, denselben Zweck, das ist, unmittelbare und gleiche Theilnahme aller Bürger an der Staatsgewalt, vorgesteckt hat. Dieser zweite wesentliche Charakter bestand darin, daß die griechischen Freistaaten nichts anders als Städte mit ihrem Gebiete, und ihre Verfassungen daher Stadtverfassungen waren. Eine wenn gleich nicht von allen Seiten sich gleichende Wiederholung derselben finden wir im Mittelalter an den italienischen Städten, und an den vormaligen deutschen Reichsstädten, besonders in der Periode ihrer Blüthe vor dem 30jährigen Kriege, als sie, noch nicht zwischen mächtigere monarchische Staaten eingeklemmt, ein freieres Wirken hatten. In einem kleinen Gebiete, dessen Bürger sich fast alle kennen, wo sie bequem und schnell zu Berathschlagungen zusammen berufen wurden, und die Einzelnen sich hinlänglicht Kenntnisse von den Angelegenheiten, Bedürfnissen und Gebrechen des Staats, seines geringen Umfangs wegen, leicht verschaffen konnten, war und ist daher allein eine Verfassung nach reinen republikanischen und griechischen Grundsätzen möglich; in einem Staate hingegen, der weitläufige Grenzen besitzt,

die Feinde zu fechten, und in den feindlichen Ländern schrieb es Requisitionen an Geld, Vieh und allerlei andern, den Heeren nöthigen Bedürfnissen aus. Man hält Washington für den Erfinder des Militär-Requisitions-Systems; doch die meisten kriegführenden Völker haben es in der That, wenn auch nicht dem Namen nach, und vielleicht nicht in der Art und der Ordnung, wie es jetzt gehandhabt wird, gekannt. Die Perser, Araber, Hunnen, Tartaren und Mongolen nahmen auf ihren großen Zügen kein hinlängliches Proviant mit, und legten auch keine Magazine an, sie raubten und lebten von den Mitteln, welche ihnen die feindlichen Länder boten; auch die Römer versahen sich nur auf einige Tage mit Lebensmitteln, und requirirten dann mit dem Degen in der Faust. In der neuern Zeit haben die Franzosen das Requisitions-System am weitesten ausgedehnt; wo sie hinkamen, glaubten sie auch hinlänglich Proviant zu finden und sich wieder zu bekleiden. In einem bevölkerten, wohlgebauten Lande hat diese Art Krieg zu führen ihre großen Vortheile; Magazine beschränken die raschen Bewegungen einer Armee und zeichnen ihr zum Theil die Operationsbasis vor; doch kann dies System in einem Lande nicht beibehalten werden, was nicht die hinlänglichen Lebensbedürfnisse liefert. In Deutschland erleichterte es Napoleons Siege; in Rußland war es eine Hauptursache seines Falles.

Requisitoriales, Erlasse einer Behörde an eine andere, mit der Bitte, irgend etwas zu vollziehen.

Reservatio mentalis, Gedankenvorbehalt, nennt man eine ehrlose Sophisterei, wodurch man den Worten, durch die man etwas verspricht, sich zu etwas verpflichtet oder beschwört, im Sinne und ohne es vermuthen zu lassen, eine andere Bedeutung oder Auslegung gibt, als ihnen der Zuhörer ihrem natürlichen Sinne nach beilegen kann, und zugleich die Absicht hat, diesen zu täuschen. Z. B. Jemand soll den Schwur leisten, daß ihm kein Geld anvertraut sey, indem ein Anderer behauptet, es ihm übergeben zu haben: der Erstere schwört, selbst im Falle, daß er es erhalten habe, daß es nicht wahr, und denkt dabei für sich, an dem oder dem Tage: so sind einige Jesuiten der Meinung, daß dies geschehen könne, ohne sein Gewissen und die Moral zu verletzen. Ein solcher ehrloser Kniff, der alle Bande der menschlichen Gesellschaft, alle Wahrheit und Moral vernichten würde, ist zu abscheulich, als daß er einer Widerlegung würdig wäre. Man hat den Jesuiten den Vorwurf gemacht, daß dies eine Lehre ihrer Gesellschaft sey, und daß in ihrer Moral durchgängig ein schwarzer Geist herrsche: allerdings haben einige Jesuiten und unter ihnen vorzüglich der P. Sanchez die Reservatio mentalis erlaubt: doch war dies so wenig eine Lehre ihrer Gesellschaft, daß sehr Viele mit aller Kraft und Verachtung sie bekämpft haben. Vergl. d. Art. Jesuiten.

Resewitz (Friedrich Gabriel), geb. 1729, genoß in seiner Jugend einen vorzüglichen Unterricht, bestimmte sich später zum geistlichen Stande, und ward nach Beendigung seines akademischen Cursus Pastor an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen. 1775 erhielt er die Abtstelle in Klosterbergen bei Magdeburg und leitete bis 1797 die Direktion dieser Schule. Man glaubte später gegründete Klagen über seine Verwaltung der Anstalt führen zu dürfen, und die preußische Regierung ließ sie zwei Mal strenge untersuchen. Bei den ersten fand sich, daß Resewitz aus dem allgemeinen Fond zu viel für sich genommen hatte, er mußte deßwegen einen Ersatz von 500 Thlr. leisten; bei der zweiten nahm man ihm sogar die Verwaltung der Lehranstalt und überließ ihm bis 1805 die Verwaltung des Klosters. Er starb 1806. Mit Resewitz begann für eins der berühmtesten Erziehungsinstitute — Klosterbergen — eine neue Epoche, die mit der Hähnschen einen scharfen Contrast machte, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Anstalt leitete,

in der eine Pädagogik, die zwischen der alten und philanthropischen in einer glücklichen Mitte zu stehen schien, zuerst angewendet werden sollte. Ueber den praktischen Erzieher und Schuldirektor waren gleichwohl die Stimmen mehr getheilt (denn Resewitz hat auf diesem Felde eben keine große Verdienste), als über den Schriftsteller. In Klosterbergen entstanden seine Gedanken, Vorschläge und Wünsche, welche zu den Handbüchern jedes Schulmannes und Pädagogen zugehören verdienen, und die besonders der Geschichtschreiber, wegen so vieler treffender Bemerkungen über den pädagogischen Zeitgeist, eben so sehr als Schlosser's Schriften über diesen Gegenstand, studiren müßte. Resewitz hatte schon früher, 1773, also zugleich mit dem Entstehen des Philanthropins, obwohl ohne dessen Verbindung damit, einen andern Gegenstand zur Sprache gebracht, dessen Wichtigkeit wohl lange geahnt, aber nie so klar und lebendig dargestellt war; die Erziehung des Bürgers betreffend. Ein allgemeines Streben, die Schulen besser nach den Bestimmungen der Schüler zu klassifiziren und in der Methode mehr auf Kultur des gesunden Menschenverstandes und auf Verschaffung eines Vorrathes gemeinnütziger Kenntnisse hinzuarbeiten, war die wohlthätige Folge davon. Alle, welche sich um die Verbesserungen der Bürgerschulen Verdienste erworben haben, sind von Resewitzens reifen Ideen, welche selbst so sehr den Charakter der prüfenden Vernunft an sich tragen, ausgegangen. Von ihm ward auch der Gedanke, Industrieschulen mit den Lehrschulen zu verbinden, angeregt. Niemand hat überhaupt so sehr, als er, das vorbereitet und befördert, was man die Erziehung für den Staat oder frühe Richtung der körperlichen und geistigen Kräfte aller Klassen der Bürger auf den Zweck des Staats nennen kann. — Resewitz gab auch im Jahr 1779 Jugendpredigten heraus; in ihnen versah er es, daß die Religion in der Jugend mehr vom Gemüthe als von der Vernunft gefaßt werden muß; seine Predigten sind vielmehr kalte philosophische Vorlesungen über Religion.

Resident, s. Gesandte.

Resonanz ist der durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, welchen der Ton von den Seitenwänden eines Instruments erhält, veranlaßte Forthall eines Klanges. — Resonanzboden, Resonanzdecke, Sangboden. Dieser Boden hat großen Einfluß auf den Klang der Saiteninstrumente, indem beim richtigen Bau des Bodens Letzterer den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wiedertönt. Der glatte Tannenholzboden muß völlig ausgetrocknet, dünne und ohne Riß seyn, — er wird mit den Saiten durch den Steg dergestalt in Verbindung gebracht, daß die Saiten, welche auf dem Stege hart aufliegen, ihre zitternde Bewegung und den nachher entstehenden Klang durch denselben in den Resonanzboden fortpflanzen, wodurch der Klang der Saiten verstärkt und verlängert wird.

Responsum ist im Allgemeinen jede schriftliche Antwort, die eine öffentliche Behörde auf Anfragen von Privatpersonen ergehen läßt. Im engern Sinne nennt man Responsum ein rechtliches Gutachten, welches Fakultäten oder Schöpfenstühle auf Verlangen des Richters oder einer Partei in schwierigen Rechtsfällen ertheilen. Responsa heißen auch diejenigen Dekrete des Richters, wodurch er den Antrag einer Partei beantwortet. Der Regel nach ist der Richter verpflichtet, sie auch der Gegenpartei in Copie mitzutheilen: überhaupt kann er nur in einem Responsum über solche Gegenstände entscheiden, die nicht das Wesen der Rechtssache und die Entscheidung derselben betreffen. Z. B. durch ein Responsum kann er der Partei wohl die Legitimation zu einem Prozesse auferlegen, oder kann sie zu dem kompetenten Richterstuhle verweisen; doch darf er nicht durch dasselbe in einer Sache entscheiden wollen.

Restauration (von restaurare, wiederherstellen) bezeichnet die Rückführung einer Sache in ihren ursprünglichen Zustand, oder in den Zustand, den sie ihrer Bestimmung nach haben soll. So nennt man Nahrungsmittel zu sich nehmen, sich restauriren, indem durch die Aufnahme neuer Nahrungsstoffe in dem Körper die geschwächten Kräfte wiederhergestellt werden. Aus diesem Grunde führen Speisewirthe auch den Namen Restaurateurs. — So restaurirt man verblichene oder beschädigte Gemälde oder verstümmelte Statuen, und die Künstler, welche sich diesem Geschäfte unterziehen, heißen Restauratoren. In der Geschichte bedeutet Restauration die Zurückführung eines entthronten Fürsten oder einer entthronten Familie in ihr ehemaliges Besitzthum: wie dies der Fall war (1660) mit der Familie der Stuart auf den englischen Thron nach Cromwells Tode, mit vielen deutschen Fürstenhäusern nach den Befreiungskriegen und mit den Bourbonen nach dem zweimaligen Sturze Napoleons. Eine politische Restauration geht selten ohne Reibungen der verschiedenen Parteien ab. Mit der Vertreibung eines Fürsten durch eine Revolution oder einen unglücklichen Krieg werden mehr oder weniger die Interessen, welche gewisse Klassen von Unterthanen an die vorige Regierung knüpften, verletzt und gefährdet, während der neuen Regierung aber bilden sich auch neue Bande und Interessen, die oft den alten entgegenstehen: es ist daher eine natürliche Folge der Restauration, daß die Anhänger des alten und neuen Regierungssystems in einen Kampf gerathen, jene wollen die alte Ordnung der Dinge wieder zurückgeführt wissen, während diese, deren jüngere, aber eben so rechtmäßig erworbene Gerechtsame mit den alten oft in Widerspruch stehen, der Ummodelung in das Alte entgegenkämpfen. Nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron erhob sich eine Partei, man nennt sie Restaurateurs, welche sich eifrig bemühte, die neue Ordnung der Dinge, welche sich in Frankreich während der republikanischen und kaiserlichen Staatsverfassung gestaltet hatte, umzustürzen; sie wollten die Revolution und alle ihre unendlichen und unbesiegbaren Folgen und Wirkungen vernichten, und durchaus das Königthum mit allen seinen Verzweigungen und Interessen, wie es vor der Revolution bestanden hatte, zurückbringen. Es leuchtet von selbst ein, daß diese Partei ihre Kräfte an einer Chimäre verschwendet: denn so wenig Menschenhände im Stande sind, die Sonne auf ihrer Bahn rückwärts zu rollen; ebenso wenig vermag ein menschliches Streben das Menschengeschlecht auf seinem großen Entwickelungsgange um einige Jahrzehnten zurückzuschieben. Bildung und Entwickelung der Völker ist kein Menschenwerk, sondern ein Werk Gottes, und wer muthwillig in die Speichen des Verhängnißrades greift, um es aufzuhalten oder gar zurückzuwälzen, wird von seinen zerquetschten Armen bald das Sinnlose seines Unternehmens und die Ohnmacht seiner Kräfte kennen lernen.

Restitutio in integrum, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Restitutio in integrum bezeichnet in juridischer Hinsicht einen richterlichen Spruch, durch den ein Recht, oder eine Gerechtsame, die auf irgend eine Weise gesetzwidrig von einem Andern ist verletzt worden, in den Stand vor der Verletzung zurückgeführt wird. Z. B. ein Kauf ist null und nichtig und hat eine Restitutio in integrum zur Folge, wenn der Käufer oder Verkäufer nachweisen kann, daß er über die Hälfte ist bevortheilt worden. Ein Gleiches findet bei dem Löwenkontrakte statt, durch den die eine Partei alle aus der Verbindung resultirende Vortheile mit genießen will, während die andere allein den etwaigen Schaden tragen soll. Der Grund zu diesen Restitutionen liegt theils in der Person, als bei minderjährigen und juristischen Personen, theils in der Sache selbst, doch nicht mehr sowohl bei Zwang und Betrug, als bei der Abwesenheit, der Veräußerung zum Nach-

theile der Gläubiger. Restitutionen finden ebenfalls im Staats- und Criminalrechte statt.

Restitutionsedikt des Kaisers Ferdinand des Zweiten 1629. Als der Kaiser die Erbländer, aber noch nicht Ungarn, durch strenge Maßregeln sich kräftig unterworfen, und die kathol. Religion darin wieder hergestellt, auch seine ansehnlichen mobilen Armeen im übrigen Deutschland vertheilt hatte, welche die noch nicht ganz gehorsamen Provinzen ernähren mußten, da bedurfte es nur Mäßigung des Augenblicks und der Zeitpunkt der Vergrößerung der kaiserlichen Macht und der völligen Unterdrückung des Protestantismus war nicht fern. Nicht von ihm selbst, denn er war vorsichtig, sondern von Rom und seinem Beichtvater kam der Schlag, der den Protestanten angemutheten Zurückgabe der kathol. Kirchengüter. Die meisten protestantischen Fürsten hatten solche in ihren Staaten zu Kammergütern gemacht oder versorgten sich und ihre Nachgebornen in den protestantischen Hochstiftern; Gustav Adolph war mit einem kleinen Heere zur Hülfe der Protestanten ritterlich bereit, stand aber noch nicht auf deutschem Boden und war viel zu schwach, um mit den wenigen Truppen seiner Macht den zahlreichen kaiserlichen Heeren Widerstand leisten zu können. Statt diesen in Polen oder Schwaben aufzureiben, publizirte der Wiener Hof jenes Restitutionsedikt, und nun vereinigten sich die vorher noch uneinigen Protestanten mit Gustav Adolph immer näher. Drang Letzterer sofort nach dem Siege bei Leipzig in die kaiserl. Erblande ein: so würde der dreißigjährige Krieg nicht so lange gedauert haben und der schnelle Friede wäre vielleicht erfolgreicher gewesen; aber wie sich Ferdinand durch Vorschnelle schadete, so schadete sich Gustav Adolph durch Zögern und wollte erst ein sehr großes Heer in Deutschland sammeln, und auf Kosten der Reichsstände unterhalten, ehe er in die Erblande verbringen wollte, und ehe dies eintrat, fiel Gustav Adolph bei Lützen. S. Deutschland (Gesch. v.) und Reformation.

Retardat, überhaupt Rückstand; 2) das bergrechtliche Verfahren, wodurch ein Gewerke, welches zwei oder mehrere Quartale seine Zubuße nicht bezahlt hat, von der Gewerkschaft ausgeschlossen und seiner Bergantheile verlustig erklärt wird. Diese Handlung verrichten, heißt Retardat halten, oder einen in das Retardat setzen. Die dadurch verfallenen Antheile nennt man Retardat-Theile, retardirte oder Retardat-Kuxe.

Retardation, die allmählige Verminderung der Geschwindigkeit, mit welcher sich ein Körper bewegt, und welche Folge der retardirenden oder rückwirkenden Kräfte ist, als der Schwere des bewegten Körpers, der Reibung, des Widerstandes der Luft u. s. w. Retardirte Geschwindigkeit nennt man, obschon sprachunrichtig, die verminderte Geschwindigkeit.

Retentionsrecht, die Befugniß des rechtmäßigen Besitzers, eine dem Andern zugehörige Sache diesem so lange vorzuenthalten, bis er seiner Ansprüche wegen befriedigt ist.

Retif de la Bretonne (Nikolas Edme), geb. 1734 zu Sacy, einem Dorfe in Bourgogne, war der Sohn eines Landmannes, welcher ihn zu demselben Stande bestimmte. Retif's große Lebhaftigkeit und bewegliches Temperament konnte sich aber in einem solchen, dem Geiste wenig Nahrung und Reiz bietenden Kreise nicht gefallen. Seine Eltern schickten ihn daher nach Auxerre, um die Buchdruckerei zu erlernen. Von Natur mit Talenten ausgestattet und mit einem sonderbaren bizarren Charakter begabt, warf er sich in die schriftstellerische Laufbahn, ohne sich von dem ungeheuren Umfange der Literatur eine Idee gebildet zu haben, ja, ohne irgend eine Kenntniß zu besitzen, welche den Zutritt zu ihrem Gebiete erleichterte, und brach sich einen Weg, den er allein betreten konnte. Sein Aufenthalt zu Paris gab ihm zwar zu manchen tollen und leichtsinnigen Streichen Veranlassung, eröffnete

ihm aber auch zugleich die Quelle zu einer Menge Beobachtungen, wodurch er seine Menschenkenntniß bereicherte. Kein Autor ist so fruchtbar gewesen als er; er hat mehr als 150 Bände voll Romanen geschrieben: obgleich sie immer einen moral. Charakter hatten, so beleidigt der Stoff der Erzählung doch sehr oft die guten Sitten. Sobald ihn keine anderweitige Arbeit beschäftigte, gerieth seine Einbildungskraft in Thätigkeit, spann sich in eine ideale Welt ein, und arbeitete an einem Romane. Nach einiger Zeit verließ er Paris und kehrte in seine Heimath zurück; hier machte ihn die Langeweile zum Schriftsteller. Er kam nach Paris mit einem Romane in der Tasche zurück, den er unter dem Titel: Die Schule der Jugend, herausgab. In der Folge änderte er ihn durchaus um, ohne ihn zu verbessern. Einen Theil seiner Werke entwarf er unter den Druckerarbeiten; oft legte er sich ganze Seiten im Kopfe zusammen, ehe er sie zu Papier brachte, und er behauptete, daß die Stellen, welche er an dem Typenkasten gemacht habe, die besten, kräftigsten und durchdachtesten seyen. Er starb zu Paris 1804. Unter den Haufen seiner Schriften verdient der verdorbene Bauer, ein Roman in 4 Bänden, die meiste Aufmerksamkeit. Der Stoff desselben ist die Geschichte eines jungen Landmannes, der stufenweise und in seiner ländlichen Unerfahrenheit mit allen Lastern des städtischen Lebens in den niedrigsten Menschenklassen vertraut gemacht wird. Die Laster schildert er mit außerordentlicher Stärke und grellen Pinselstrichen. Ein anderes auffallendes Werk sind seine Zeitgenossinnen, oder Liebesabenteuer der schönsten Frauen der gegenwärtigen Zeit. Paris 1780. 42. Vol. Diese Sammlung enthält fast durchaus wahre Begebenheiten, unter falschen Namen. Der Verfasser bekannte selbst mit seinem Kritiker, daß er oft ohne Geschmack diese Erzählungen zusammengesetzt, und den passenden Styl verfehlt habe. Doch auf den Vorwurf, daß er die Schamhaftigkeit beleidige, verantwortete er sich so: „Lassen wir uns verständigen; wenn auch die Schamhaftigkeit ehrwürdig ist, so ist es doch gewiß die falsche Delikatesse nicht. Meine Zeitgenossinnen sind eine moralische Arznei; der Ton und der Gang der Erzählungen mögen ausgelassen seyn, doch die Ursache, warum ich sie so schrieb, ist achtungswerth, und ihr Endzweck nützlich. Was ist ein Romanschreiber? Der Sittenmaler seiner Zeit; die Sitten aber sind verdorben, soll ich denn nun die Sitten der Asträa zeichnen?" Im Allgemeinen zeichnete sich Retif als Schriftsteller mehr durch Bizarrerie als Originalität aus; er affektirte absichtlich einen Mangel an Geschmack, und verachtete jene Schriftsteller, welche auf die Ausbildung ihrer Schreibart eine besondere Sorgfalt wendeten: er nannte sie spottweise die Glühwürmchen der Literatur, und that sich nicht wenig darauf zu gute, daß er das Joch der ästhetischen Regeln nie getragen, und seinen Geist von den Ketten des sogenannten guten Geschmacks losgewickelt habe.

Retorsion, s. Repressalien.

Retouchiren bezeichnet in der Malerkunst das Aufputzen alter, verblichener Gemälde, oder auch das Ausbessern eines neuen. Unter Retouchiren versteht man auch oft das Erneuern und Aufstechen einer Kupferplatte, die schon durch vieles Abziehen abgenutzt ist. In der Musik bedeutet Retouchiren so viel als ein Tonstück auszieren: gemeiniglich geschieht dies durch kleinere Noten.

Retraktrecht (Näherrecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Abtrieb, Beisprache, Beisprüche, Besprechung, Losung, Auslösung, Nähergeltung, Anstand, Zugrecht, Beschüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf) bedeutet überhaupt der Einstand oder der Eintritt in die Rechte eines Andern: doch wird es gewöhnlich auf Verkauf unbeweglicher Güter beschränkt, und bezeichnet dann das Recht eines Dritten, wodurch es ihm frei steht, auf die Bedingungen, unter den der Kauf abgeschlossen worden ist, vor dem Käufer in den Besitz des Kaufgegenstandes zu treten. Dies Recht, das eine

Eigenthümlichkeit des deutschen Rechts ist, gründet sich auf Herkommen: da es aber den Verkehr beschränkte, so wurde es in den neuern Landesgesetzgebungen fester bestimmt, und mehr dem Geiste der neuern Zeit angepaßt. Zu einem Retraktrechte auf eine käufliche Sache ist es nicht genug, daß Retrahent überhaupt nach den Landesgesetzen befugt sey, diesen Gegenstand an sich zu kaufen, sondern in seiner Person selbst muß ein Recht begründet liegen, warum er auf den Vortritt gegen einen Dritten bei dem Verkaufe Anspruch machen darf: auch muß der Kaufgegenstand ein unbewegliches Gut seyn oder doch zu der Klasse gehören, welche das Recht für unbeweglich betrachtet, als Zehnten, erbliche Patente ꝛc. Ueberdies ist der Retrahent verbunden, alle Haupt- und Nebenbedingungen, unter den der Verkauf geschah, zu erfüllen, und die Zahlung der darauf gegangenen Kosten zu übernehmen. Es giebt eine Menge Arten des Retraktrechtes, die alle anzuführen zu weitläufig seyn würde. Hier mögen einige stehen. 1) Das Gewerbrecht (retractus ex dominio) ist das Eintrittrecht eines Theilhabers an einer gemeinen Sache, wodurch es ihm frei steht, den Theil, welcher ein Miteigenthümer an einen andern Nicht-Theilhaber verkaufen will, unter denselben Kaufstipulationen zu übernehmen. Eine nähere Bestimmung des Gewerbrechtes ist 2) die Markloſung (retract. ex jure incolatus) oder das Näherrecht eines Betheiligten an einer gemeinen Mark auf den Markengrund, der an einen Nichtbetheiligten verkauft worden ist. 3) Das Gespilde- oder Spaltungsrecht (retract. ex jure congrui). Dies Näherrecht tritt ein, wenn eine gemeinschaftliche Sache getheilt worden ist, und der eine Theilinhaber derselben seinen Theil an einen Dritten, der nicht Mitbesitzer war, veräußert hat. 4) Das Erbfreundrecht (retract. gentilitus) steht dem Verwandten eines Verkäufers an dem Gute, was beiderseitige Vorfahren gemeinschaftlich erworben haben, zu. — In Carl Fried. Walch's Werk: Das Näherrecht, Jena 1795, ist dies verwickelte und seinem Ursprunge nach dunkle deutsche Recht gründlich und systematisch abgehandelt worden.

Retz (Jean François Paul de Gondy), geboren zu Montmirail in der Landschaft Brie im Jahr 1614. Er ward von seinem Vater, Emanuel de Gondy, General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, obgleich er weder Geschmack daran fand, noch Sinn für ihn hatte. Zum Lehrer gab man ihm den berühmten Vincent de Paul. 1643 erhielt er den Doktorhut der Sorbonne und wurde in demselben Jahre zum Coadjutor des Erzbischofs von Paris ernannt. Der Abt von Gondy, dessen Abneigung gegen den geistlichen Stand immer mehr zunahm, und der den eifrigsten Wunsch hegte, sich dem Militäre widmen zu können, überließ sich seinem leichtsinnigen, feurigen Temperamente, das ihn zu manchen Handlungen verleitete, welche nicht eben seinem geistlichen Stande geziemten; er verwickelte sich häufig in Liebesabenteuer, entschied nicht selten Ehrensachen mit dem Degen in der Hand; seine Kanzelberedsamkeit gewann ihm aber die Herzen der Pariser und versöhnte selbst die Geistlichkeit mit ihm aus, welche ihm seines Lebenswandels wegen zürnte. Der Coadjutor machte sich durch diese Volksliebe und mehr noch durch sein Ringen nach politischer Bedeutsamkeit, das besonders in der spätern Zeit in heftige Umtriebe und Cabalen gegen den Hof und den herrschenden Minister überging, dem hochmüthigen Richelieu und nachher dem Card. Mazarin (s. bdc. A.) verhaßt. Die Finanzen wurden in Frankreich seit Heinrich d. Vierten Tod eben so schlecht wie in Spanien und Deutschland verwaltet, und ein verderbliches Raub- und Diebssystem war an der Tagesordnung. Der Oberintendant, Particelli Emeri, ein sienesischer Bauer, dessen Seele weit niedriger als seine Herkunft war, brachte die ganze Nation durch seinen Aufwand und seine Schlemmerei gegen sich auf. Dieser Mann schuf eben so lächerliche als

lästige und schimpfliche Stellen und Aemter, um sich zu bereichern. Er ernannte einen Wellen- (Holzbengel-) Controleur, Heu-Geschworne, königl. Weinausruf-Räthe, und verkaufte Adelsbriefe um jeden Preis, wobei, wie um abgetragene Livree-Kleider, herunter gehandelt wurde. Das Volk erlag unter den schweren, drückenden Abgaben, die ihm kaum etwas mehr als die Luft zum Leben übrig ließen, und so wurde es mehrern unternehmenden Männern leicht, die Masse zum Aufstand zu reizen. Das Parlament weigerte sich, neue Geldforderungen zu genehmigen, der despotische Minister ließ dessen Präsidenten und einen Rath ins Gefängniß schleppen, ein anderer war entkommen, das Volk griff zu den Waffen, die Flamme des Aufruhrs und des Bürgerkriegs loderte hell und verheerend auf, und die Pariser sperrten die Straßen mit Ketten. Die Königin mußte (1648) mit ihrem Minister, den das Parlament proscribirte, und dem jungen Könige nach St. Germain entfliehen. Dies war das Entstehen der Fronde (s. d. Art. und Bachelier). Gondy haßte den Mazarin nicht weniger als der herrschende Minister ihn; er, ein Mann an unerschöpflicher Lebenskraft, die er bisher aus Mangel an Gelegenheit zu edlerer Wirksamkeit, in Ausschweifungen vergeudet hatte, getrieben durch den eitlen Ehrgeiz, das Haupt einer dem Hofe entgegenstehenden Partei zu seyn, warf sich in die politischen Gährungen und auf die Seite der Fronde. Sein überwiegender scharfer Geist, sein Einfluß auf das Volk gaben ihm in den Augen der Frondeurs ein gewichtvolles Ansehn. Er beherrschte bald das Parlament und wiegelte das Volk zu Aufständen auf, er warb sich selbst Truppen unter dem Namen, das Regiment von Corinth, weil er Titular-Erzbischof von Corinth war. 1651 schien er am Ziele seiner Wünsche, Premier-Minister von Frankreich zu werden, zu stehen. Die Königin hatte nämlich auf Anstiften Mazarin's die Prinzen von Condé und Conti und den Herzog von Longueville gefangen nehmen lassen; das Parlament verbannte hierauf den Cardinal Mazarin aus dem Reiche, der sich nach Lüttich und Köln flüchtete, und zwang den Hof, die Prinzen frei zu geben. Von Retz schien es jetzt bloß abzuhangen, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Zum Erstaunen Aller blieb er aber unthätig, und das Jahr darauf rief der mündig gewordene König Ludwig d. Vierzehnte den verbannten Cardinal zurück, der bald mächtiger als je gebot. Die Verbindung der Fronde, von welcher der große Condé und Retz die Seele und Stütze waren, fiel auseinander. Der Hof war so schlau gewesen, Retz durch Auswirkung eines Cardinalshutes vom Papste für denselben, wenn auch nicht für sich, gänzlich zu gewinnen, doch von der Theilnahme an der Fronde abzuziehen. Hierdurch verlor er zum Theil die Liebe des Volks, sein Einfluß auf dasselbe wurde vernichtet, und Mazarin glaubte ihn jetzt ohne Gefahr völlig niederdrücken zu können. Retz wurde plötzlich verhaftet, auf das Schloß Vincennes gesetzt und nach einer ¾jährigen Gefangenschaft nach Nantes gebracht. Hier hatte er das Glück, zu entfliehen und irrte fast acht Jahre von Mazarin verfolgt, in Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England herum. Der Papst Innocenz schützte, so lange er lebte, den Flüchtling; doch sein Nachfolger, Alexander der Siebente, der dem Cardinal seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl mit zu verdanken hatte, zeigte sich ihm weniger günstig. Ueberdies drückte den Cardinal eine ungeheure Schuldenlast, durch seine frühere Verschwendung und Freigebigkeit hatte er sein Vermögen erschöpft, und sein Leben im Auslande, wo er sich mit einer fürstl. Pracht, sowohl aus Hang zu glänzen, als auch um Mazarin's Nachstellungen sicherer entgehen zu können, umgab, häufte diese immer mehr. Endlich da seine Schulden zu fünf Mill. Livr. angewachsen waren, mußte er in Holland sein Gefolge entlassen. Früher hatte ihm der spanische Hof eine Freistätte und Unterstützung angeboten; Retz schlug

dies aus, doch nahm er später dasselbe Anerbieten von Karl d. Zweiten an und ging nach England. Er verweilte hier nicht lange, indem zwischen ihm und dem engl. Monarchen, der des Cardinals Vorschlägen kein geneigtes Gehör gab, Uneinigkeiten eintraten. Der pyrenäische Friede zwischen Spanien und Frankreich machte ihm Hoffnung, in sein Vaterland zurückkehren zu können; sie schlug aber fehl, und Retz gerieth immer mehr in drückende Noth: Retz wollte eben eine Darstellung seiner Lage und des verfolgenden Hasses seiner Feinde drucken lassen, als er Nachricht erhielt, daß Mazarin auf dem Todbette liege. Letzterer starb auch, doch eröffnete sein Tod dem Cardinal Retz nicht gleich die Rückkehr in seine Heimath; erst, nachdem er das feierliche Versprechen von sich gegeben hatte, sich nie wieder in politische Verbindungen zu mischen, erhielt er vom Hofe die Erlaubniß. Er mußte ebenfalls sein Erzbisthum aufgeben, und erhielt zur Entschädigung die Abtei von St. Denis. Um sein Versprechen zu erfüllen, und vielleicht auch durch seine Schicksale und Verfolgungen, welche ihm seine politischen Händel zugezogen hatten, belehrt, lebte er von jetzt an in der Zurückgezogenheit und beschränkte seine Bedürfnisse so sehr, daß er nicht nur nach und nach seine ungeheuren Schulden bezahlen konnte, sondern sich sogar in den Stand gesetzt sah, seine Freunde mit Pensionen zu beschenken. Er widmete seine Tage fortan einzig den Wissenschaften und lebte das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weisen: er faßte sogar den Entschluß, sich so ganz von der Welt zurück zu ziehen, daß er Clemens d. Zehnten den Cardinalshut zurücksandte; dieser schickte aber denselben ihm mit dem Befehle zurück, ihn bis an sein Ende zu tragen. In seinen letzten Zeiten kam er selten nach Paris, hier starb er 1679, 66 Jahre alt. Sein Zeitgenosse, der berühmte Herzog von Rochefaucauld, hat ihn also geschildert: „Der Cardinal von Retz besitzt eine gewisse Seelenhoheit und viel Umfang des Geistes, aber mehr eitlen Stolz als wahre Größe. Sein Gedächtniß ist außerordentlich, in seinem Vortrage zeigt er sich mehr kräftig als fein und geschmeidig. Die Klagen und Vorwürfe seiner Freunde erträgt er mit Gelehrigkeit, selbst mit einer Art von gelassener Schwäche; Frömmigkeit besitzt er wenig, gibt sich aber gern einen religiösen Schein. Ohne wirklich ehrgeizig zu seyn, zeigt er sich als einen solchen. Die Eitelkeit und Rathgeber, die ihn leiteten, haben ihn zu großen Thaten, die immer mit seinem Stande im Widerspruche waren, bewogen. Er hat die größten Unruhen im Staate erregt, ohne die Absicht zu haben, sich ihrer zur Vergrößerung seiner Macht zu bedienen, und weit entfernt, sich dem Card. Mazarin als Feind entgegenzustellen und dessen Stelle einzunehmen, schmeichelte es bloß seiner falschen Eitelkeit, dessen Gegner und ihm furchtbar zu seyn. Demungeachtet hat er das Unglück des Staats gewandt dazu gebraucht, um sich den Cardinalshut zu erhaschen. Seine Haft ertrug er mit Festigkeit und verdankte die Freiheit allein seiner Kühnheit. Dem Mazarin zum Trotze behauptete er sich in seinem Erzbisthum und gab es nach dessen Tode auf, ohne zu wissen was er that, und ohne dabei seine eigenen und seiner Freunde Interessen zu berücksichtigen. Er hat verschiedenen Conclaven beigewohnt und seine Haltung in ihnen hat seinen Ruf vermehrt. Von Natur hat er einen Hang zur Trägheit; demungeachtet arbeitet er mit unglaublicher Thätigkeit, sobald Geschäfte ihn drängen, und überläßt sich hernach wieder ganz seiner Neigung. Eine große Gegenwart des Geistes ist ihm eigen, und er weiß die Ereignisse so zu seinem Vortheile zu gebrauchen, daß man glaubt, er habe sie vorhergesehen; er, und nicht der Zufall, habe sie herbei geführt. Die meisten seiner guten Eigenschaften sind erkünstelt und es hat nicht wenig zu seinem Ruhme beigetragen, daß er seinen Fehlern einen blendenden Schein zu geben versteht. Für Haß und Feindschaft hat er kein Gefühl, wenn gleich er sich oft stellt, beider fähig zu seyn;

eben so wenig besitzt er Neid und Geiz, auch keinen Geschmack und keine Delikatesse; mit Allem treibt er ein Spiel. Schlau weiß er den Mangel an Kenntnissen jeglicher Art zu verstecken. Seine Zurückziehung von der Welt ist die auffallendste und zugleich unwahrste seiner Handlungen, ein Opfer seinem Ehrgeiz unter dem Vorwande der Frömmigkeit gebracht; er verläßt den Hof, dem er sich nicht mehr anschließen kann, und entfernt sich von der Welt, die sich von ihm entfernt." — Unter seinen nachgelassenen Schriften verdienen seine Memoiren (s. Memoiren und Franz. Prosa) die meiste Aufmerksamkeit, er schildert sich in ihnen selbst, doch nicht immer wahr und nicht selten sieht man seine Eitelkeit durchschimmern. Die Tragi-Comödie der Fronde, sagt Marmontel, schien ausdrücklich für diesen heroisch-komischen Charakter gemacht zu seyn. Turenne und Condé waren in derselben nicht an ihrer Stelle, aber Retz, der schlaue, gewandte, kühne und entschiedene Intriguant, der augenblicklich die Rollen vertauschen und alle bis zur Naturtäuschung spielen konnte, fand in der Fronde und ihren Unruhen sein Element. Als Jüngling schrieb er eine Geschichte der Verschwörung des Grafen Fiesko in Genua. Richelieu sagte bei ihrer Durchlesung den künftigen Charakter des 17jährigen Gondy voraus.

Reuchlin (Joh.), geb. zu Pforzheim 1455 von angesehenen Eltern, erhielt seine erste Bildung an der Schule zu Schlettstädt, wo er durch Fleiß und gute Sitten sich auszeichnete. Der junge Reuchlin besaß eine schöne Stimme, die er sorgfältig ausbildete; der Markgraf Carl von Baden nahm ihn deßhalb in seine Kapelle auf und er wurde bald darauf von diesem zum Gesellschafter und Reisegefährten seines Sohnes, des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, bestimmt. Mit dem Prinzen ging Reuchlin 1473 nach Paris, welche Universität damals den höchsten Ruhm unter allen genoß; hier legte er den Grundstein zu seiner großen und umfassenden Gelehrsamkeit, die ihn später in den Rang der ersten Wiederhersteller der Wissenschaften in Deutschland erhob. Er blieb zwar nur eine kurze Zeit zu Paris und verließ es schon 1475 mit dem Prinzen wieder; doch unterbrach dies seine Studien nicht, sondern er begab sich nach Basel, und schrieb hier das erste lateinische Wörterbuch, unter dem Titel Breviloquus und die erste griechische Grammatik, welche in Deutschland erschienen sind; dies und seine sonstige Gelehrsamkeit erregten in Basel ungemeines Aufsehn. 1478 kehrte er wieder nach Frankreich zurück, studirte zu Orleans die Rechte, und erhielt zu Poitiers die juristische Doktorwürde. 1481 kam er in sein Vaterland zurück und lehrte zu Tübingen mit großem Beifalle die Rechte und schönen Wissenschaften. 1487 begleitete er den Grafen Eberhard den Bärtigen von Würtemberg, der ihn als den besten Lateiner seiner Zeit in sein Gefolge aufnahm, auf dessen Zuge nach Rom. In Italien, dem damaligen Sitze der alten Gelehrsamkeit, benutzte Reuchlin alle literärische Schätze, welche Florenz und Rom darboten, auf das eifrigste; auch trat er mit den gebildetsten Männern des Landes in Bekanntschaft. Seit dieser Zeit blieb er fortwährend im Dienste des Grafen Eberhard, den er auf dessen häufigen Reisen begleitete. 1492 erhob der deutsche Kaiser, Friedrich der Dritte, den großen Gelehrten in den Reichsadelstand, gab ihm den Titel Pfalzgraf und kaiserl. Rath, und schenkte ihm eine kostbare hebräische Handschrift des alten Testaments. Nach Eberhards Tode zog ihn der Kurfürst Philipp von der Pfalz an seinen Hof, wo Reuchlin mehrere Jahre lebte. Um diese Zeit wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und Reuchlin's eifrigstes Bemühen bestand darin, die Heidelberger Universität mit Handschriften und Druckwerken zu bereichern; auch schrieb er zwei lateinische Lustspiele, die mit vielem Beifalle von den Studenten jener hohen Schule aufgeführt wurden. Seine zweite Reise nach Rom wurde durch den Kirchenbann, welchen der Papst über den

Churfürsten, der bei ihm verleumdet worden war, veranlaßt. Reuchlin erhielt den Auftrag, die Vertheidigung seines Herrn zu führen, und entledigte sich dieses mißlichen Auftrages mit so vieler Klugheit und vertheidigte seinen Herrn so beredt, daß Alexander der Sechste den Bann aufhob. Während seinem Aufenthalte zu Rom, der ein Jahr dauerte, legte er sich mit Eifer auf die griechische und hebräische Sprache. Der Churfürst von der Pfalz wünschte ihn gerne auf immer an seinen Dienst zu binden; da aber der rechtmäßige Erbe die Regierung von Würtemberg antrat, so folgte Reuchlin dessen Ruf. Einige Zeit darauf ward er zum Vorsitzer des Bundesgerichts ernannt. Dies ehrenvolle Amt erforderte von Reuchlin viele und ausgedehnte Arbeiten; trotz ihrer fand aber Reuchlin noch Muße zu einer Uebersetzung der Bußpsalmen, einer hebräischen Sprachlehre und einem hebräischen Lexikon, auch berichtigte er die Bibelübersetzung. Gegen Reuchlins Bestrebungen, die Kenntniß der hebräischen Sprache zu befördern, trat ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, und Jakob Hoogstraten feindlich auf: ihr Geschrei machte sich bald eine Partei, die mit Heftigkeit gegen alle hebräischen Schriften, die Bibel ausgenommen, sich erklärte, und sie für nichts nützend, selbst verderblich ausgab: sie wußten beim Kaiser Maximilian (1591) den Befehl auszuwirken, daß in seinen Landen diese Werke verbrannt werden sollten, doch bei der Verurtheilung der Bücher zum Autoda-Fe sollte allemal ein weltlicher Gelehrte eine entscheidende Stimme haben. Dieser Zusatz rettete die orientalische Literatur. Reuchlin suchte in einer besondern Schrift den Kaiser zu überzeugen, daß die hebräischen Werke, weit entfernt, dem Christenthume und dem wahren Glauben gefährlich zu seyn, sie vielmehr dazu beitragen würden, diese fester zu gründen und sie zu verherrlichen, daß alle Angriffe, welche aus diesen Schriften gegen das Christenthum hergeleitet werden könnten, leicht zu widerlegen seyen, und daß die Verbrennung dieser Bücher den Feinden der christlichen Lehre selbst Grund zum Vorwurfe, als wenn man sich fürchtete, und man das verbrennen müsse, was man nicht widerlegen könne, an die Hand geben werde. Reuchlins Vertheidigung goß Oel ins Feuer; zehn Jahre dauerte der heftigste Federkrieg und nahm an Ausdehnung immer mehr zu. Auf Hoogstratens Seite traten allmählig die Universitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz, und schrieben und schrieen; auf Reuchlins Seite standen die aufgeklärtesten und gebildetsten Männer der Zeit und widerlegten die Scheingründe der Gegner. Endlich kam die Sache vor den Richterstuhl von Rom, Reuchlin brachte sie selbst dahin. Seine Gegner, die wußten, wie man damals zu Rom Prozesse gewann, beluden sich mit Geld und gingen voll Hoffnung des Sieges hin. Vielleicht wäre es ihnen gelungen, wenn nicht der Kaiser Maximilian sich selbst ins Mittel gelegt hätte, er ließ dem Papste melden, daß Reuchlin ein gelehrter, redlicher und Gott gefälliger Mann sey, und daß der Papst wohlthun würde, wenn er den Gegnern desselben Schweigen auferlegte. Zugleich erklärten Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, daß, wenn die Feder diesen Streit nicht zu schlichten vermöchte, ihr Schwert ihn auskämpfen würde. Dieses half, doch noch mehr als dies die epistolae obscurorum virorum, an der von Hutten den größten Antheil hatte; ihre scharfe Satyre gab die Gegner dem Gelächter preis. Der Bischof von Speier, vom Papste zum Schiedsrichter ernannt, entschied zu Reuchlins Gunsten. Seine Feinde mußten obendrein die Kosten des Streites tragen. Nicht gar lange nach diesem Kampfe verbitterte ein anderer Vorfall Reuchlins Leben. Herzog Ulrich hatte die Stadt Reutlingen übereilt bekriegt, sie, ein Mitglied des schwäbischen Bundes, klagte bei ihm: Reuchlin, als Bundesrichter, sollte gegen seinen eigenen Landesherrn das Urtheil sprechen, seine Anhänglichkeit aber hieß ihm die Stelle niederlegen.

In dem Feldzuge, den der Bund gegen Herzog Ulrich unternahm, ward Reuchlin gefangen genommen; doch gab ihm Herzog Wilhelm von Baiern, des Bundesheeres Anführer, der die seltenen Verdienste des Mannes achtete, die Freiheit wieder, und stellte ihn selbst bei der hohen Schule zu Ingolstadt als Lehrer an. Bald darauf ward er nach Wittenberg berufen; er schlug es aus und empfahl dafür Melanchthon, den er gebildet hatte. Während 1522 zu Ingolstadt die Pest herrschte, zog sich Reuchlin nach Tübingen in die Einsamkeit zurück und lebte fortan allein den Wissenschaften: hier überfiel ihn eine unheilbare Gelbsucht, er ließ sich nach Stuttgart bringen und starb dort am 22. Juni 1522. Seine Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim. Reuchlin war ein großer Mann; er mußte sich selbst erst Licht schaffen, ehe er es seinem Zeitalter mittheilen konnte. Auf gebahnten Wegen fortzugehen, dazu bedarf es wenig der Geisteskraft; aber sich neue brechen, sich erst selbst die Methoden in den Wissenschaften zu erfinden, wie er sie in den Sprachen erfand, in welchen er keinen deutschen Vorgänger hatte, und in der hebräischen fast überhaupt keinen: dies ist, was den festen, scharfen, muthigsten Geist bezeichnet, der vor keiner noch so beschwerlichen Arbeit zurückschrickt.

Reunionskammern, s. Ludwig XIV.

Reuß. Die Vorfahren der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß besaßen schon im 12. Jahrh. als Vögte des Reichs das von ihnen benannte Vogtland. Einige leiten sie von den Grafen v. Osterode, Andere von den Grafen v. Gleisberg (Glitzberg) in Hessen her, die vom Grafen Siegfried von Luxemburg oder Lützelburg abstammen. Nach der letzten Meinung lebte Heinrich der Erste, Graf von Gleisberg, um 1034, und bekam mit seiner Gemahlin, einer Gräfin von Schwarzenberg, außer Schwarzenberg im Erzgebirge auch den Veitsberg im Osterlande, von Kaiser Heinrich dem Vierten vermuthlich eine Vogtei im Osterlande. Sein Sohn Heinrich der Zweite wurde von der von ihm erbauten Stadt Weyda edler Vogt von Weyda benannt. Dessen Sohn Heinrich der Dritte der Reiche war Vogt des ganzen Vogtlandes und theilte es unter seine 4 Söhne, die daher Vögte und Herren zu Weyda, Plauen Greiz und Gera wurden. Die dritte Linie erlosch 1236, die erste 1535 und die vierte 1550. Die übrige plauensche Linie theilte sich in ihres Stifters Enkeln in die ältere und jüngere Linie. Jene erhielt 1426 das Burggrafenthum Meißen, mit dem fürstlicher Sitz und Stimme auf den Reichstagen verbunden war, starb aber 1572 mit Heinrich dem Siebenten aus. Die andre reußplauensche noch blühende Linie stammt von Heinrich dem Jüngern her, der von seiner Mutter Maria, der Tochter eines böhmischen Fürsten, dessen Gemahlin die Tochter eines russischen Herzogs war, den Beinamen der Reuße erhielt. Einer seiner Nachkommen kaufte 1543 die obere Herrschaft Kranichfeld, die aber wieder veräußert wurde. Heinrich Reuß, der Stille und Friedsame, der 1535 starb, hinterließ 3 Söhne, welche die ältere, mittlere und jüngere Linie bildeten, die mittlere erlosch 1616 mit Heinrich dem Rothkopf. In der ältern Linie entstanden durch die Urenkel Heinrichs des Friedsamen, Heinrich den Vierten († 1625) und Heinrich den Fünften († 1667), die Aeste Ober- und Untergreiz, wovon der letztere 1768 ausstarb. Seine Besitzungen fielen an den obergreizer Ast, der am 15. Mai 1778 die schon von Kaiser Siegmund dem ganzen Hause ertheilte Reichsfürstenwürde erneuert erhielt, und durch den Hauptdeputationsschluß 1803 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath bekam. Die jüngere Hauptlinie theilte sich wieder in die geraische, die schleitzische, von welcher die köstrizische ein Nebenzweig ist, und die 1790 in den Fürstenstand erhobene lobensteinische, von welcher die beiden Aeste zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraische Linie 1802 ausstarb, theilten sich Lobenstein, Ebersdorf und Schleiz

in die Erbschaft, so daß Lobenstein und Ebersdorf die eine, Schleiz hingegen die andere Hälfte erhielt. Bis jetzt ist aber Besitz und Verwaltung noch gemeinschaftlich. 1805 starb der Fürst von Lobenstein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in dem Besitz seiner Lande als Graf von Lobenstein, so daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die schleizische, ebersdorfische und lobensteinische blühen, welche 1806 sämmtlich in den Fürstenstand erhoben wurden. Erst in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. fingen die Grafen von Reuß, nachdem sie sich lange Zeit bloß Reussen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den schon in den frühesten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen sie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fürstliche Würde an, obgleich sie durch das vom Kaiser Siegmund 1426 dem Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt gewesen wären. Am 18. April 1807 traten die 4 regierenden Häuser zum Rheinbunde, und verließen ihn im Oktober 1813, worauf sie 1815 Mitglieder des deutschen Bundes wurden. Alle männliche Personen des reußischen Hauses führen den Namen Heinrich, und unterscheiden sich durch die beigefügte Zahl, die in jeder der beiden Hauptlinien seit 1668 besonders fortläuft; die jüngere Linie hat mit dem neuen Jahrhunderte wieder von Eins zu zählen angefangen. Das ganze Haus ist evangelischer Religion. Seit den frühesten Zeiten führt der älteste regierende Reuß den Titel: des ganzen Stammes Aeltester, und der ältest-regierende Fürst der andern Linie ist ihm adjungirt. Der Titel der Fürsten ist: Heinrich der . . . älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, souverainer Fürst, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein. Die fürstlich reußischen Lande machen einen Theil des alten Vogtlandes aus, und bilden zwei abgesonderte Stücke, wovon das nordöstliche zwischen der preuß. Provinz Sachsen, dem gothaischen Fürstenthume Altenburg, und dem Neustädter Kreise des Großherzogthums Weimar, das südwestliche zwischen dem preuß. Amte Zügenrück, dem Neustädter Kreise, dem Königreiche Sachsen, dem baier. Ober-Mainkreise, dem Fürstenthum Coburg-Saalfeld und dem schwarzburgischen Amte Leutenberg liegt, und auf 28½ Q.M. gegen 77.000 Einw. enthält, welche sich zur evangelischen Kirche bekennen. Das Land ist zwar meistentheils bergig, hat aber viele weite und gut gebaute Thäler, wird im Südwesten von der Saale, im Nordosten von der weißen Elster durchflossen, und produzirt Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Obst, Flachs, Holz, Rindvieh, Schafe, Wild, Fische, Kupfer, Kobalt, Blei, etwas Silber, Alaun, Vitriol und Eisen. Die Industrie besteht in Wollen- und Baumwollenfabriken, die sich nicht bloß in den Städten, sondern auch auf das Land verbreitet haben, in Wollen- und Garnspinnerei, Eisenwerken, ꝛc. Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greiz und Schleiz sind lateinische Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greiz Schulmeister- und Predigerseminarien. Obgleich die Fürsten souverän sind, so sind doch Landstände vorhanden, welche aus der Ritterschaft und den Städten und Pflegen der reußischen Lande bestehen. Die Linie zu Greiz hat daselbst ein Regierungs- und Justizkollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forst- und Oekonomiedepartement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung, als ein erstes Justizkollegium und Consistorium, eine Kammerkommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiedenen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, so wie auch jeder Fürst einen verhältnißmäßigen Kriegsstaat erhält. Die Fürsten haben mit Hohenzollern, Liech-

tenstein, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck eine Gesammtstimme in der engern, und jede Hauptlinie eine besondere Stimme in der weitern Bundesversammlung. Zur Bundesarmee stellt die ältere Linie 223 und die jüngere 522 Mann. 1. Die ältere Linie, oder das Fürstenthum Reuß Greiz, enthält mit dem Antheile an der Pflege Reichenfels und der Herrschaft Burgk 7 Q. M. 22.255 Einw., und hat 130.000 fl. jährlicher Einkünfte. Darin ist Greiz, gutgebaute Haupt- und Residenzstadt, zwischen waldigen Bergen, am Einfluße der Gräßlitz in die weiße Elster, hat ein auf einem hohen Felsen liegendes Schloß, mit schönen Gärten, 560 Häusern, und 6200 Einw., welche ansehnliche Woll- und Baumwollenmanufakturen, eine bedeutende Schleierweberei, Gerberei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, eine Buchdruckerei und beträchtlichen Handel mit hiesigen Fabrikaten, Landesprodukten und Colonialwaaren unterhalten. 2. Die jüngere Linie, welche ihre Länder auf 52.205 Einw. angiebt. Dazu gehören: a. Die Schleizische Linie, von 6 Q. M., 16.600 Einw. und 110.000 fl. jährl. Einkünfte. Darin: Schleiz, Stadt an der Wiesenthal, mit einem auf einem Felsen liegenden Residenzschlosse, guten Tuch-, Baumwollen- und Musselinfabriken, 670 Häusern und 4600 Einw. Unweit der Stadt das Lustschloß Luisenthal. b. Die Lobenstein-Lobensteinische Linie, von 4 ½ Q. M., 7500 Einw. und 100.000 fl. jährl. Einkünften. Darin: Lobenstein, unregelmäßig gebaute Stadt, an einem Berge, an der Lemnitz und Kosel, hat 417 Häuser, wovon nur 86 innerhalb der Ringmauer stehen, und mit den eingepfarrten Oertern 2800 Einw., welche Tuch- und Leinweberei, Gerberei, einen starken Woll- und Garnhandel, auch 6 Jahr- und Viehmärkte unterhalten. Die Fürsten residiren in einem ehemaligen, jetzt erweiterten Gartenhause außerhalb der Stadt. c. Die Lobenstein-Ebersdorfische Linie, von 3 ½ Q. M., 7800 Einw. und 80.000 fl. jährl. Einkünften. Darin: Ebersdorf, Mfl. und Residenz, am Bache Friesa, hat ein schönes Residenzschloß, mit schönen Gärten, 115 Häuser und 1068 Einw., worunter 400 Herrnhuter; wichtige Seifensiedereien, Baumwoll- und Tabaksfabriken und erheblichen Handel mit künstlichen Tischlerarbeiten, Nähereien, Stickereien, welche in gutem Rufe stehen, und stark auf den Leipziger Messen abgesetzt werden. In der Nähe ist das Schloß Bellevue. Den Antheil der ausgestorbenen geraschen Linie, welcher 7 ½ Q. M. mit 22.800 Einw. enthält, besitzt und verwaltet die jüngere Hauptlinie gemeinschaftlich; und zwar erhält Schleiz ½, Ebersdorf ¼ und Lobenstein ¼ der sämmtlichen Einkünfte. Darin liegt Gera (s. d. Art.), und Köstritz, großes Dorf an der Elster, von 170 Häusern und 1100 Einw., ist die Residenz einer Nebenlinie, deren jährliche Einkünfte 60.000 fl. betragen. Das Dorf ist durch seine Bierbrauerei berühmt. — 2) Fluß in der Schweiz, der auf dem Furka und St. Gotthard entspringt, den Vierwaldstädtersee durchfließt, denselben schiffbar bei Luzern verläßt, die Cantone Luzern und Aargau durchströmt, und bei Bruck in die Aar fällt. — 3) Reuß, neu angelegte Stadt Cataloniens, Distrikt Taragona, in einer fruchtbaren Ebene, 1 ⅓ M. vom Meere, mit 3000 Häusern und 30.000 Einw., welche einen bedeutenden Handel über den Hafen von Salou treiben, der jetzt durch einen Kanal mit der Stadt verbunden werden soll. Sie hat wichtige Manufakturen in Seidenband und Gurten mit 550 Stühlen, in Halbzeugen mit 200 Stühlen, in Fachs und Hanfgarn, in Schnüren, seidenen Tüchern, seidenen Strümpfen, in gemalten Kattunen und baumwollenen Bändern; 12 Seidenfärbereien, 112 Branntweinbrennereien, 30 Gerbereien, 7 Seifensiedereien, 13 Hutfabriken. Jährlich werden 68 bis 80.000 Ohm Branntwein, 7 bis 20.000 Ohm Wein, 10 bis 15.000 Säcke mit Haselnüssen, Mandeln und Anies, viele

Kisten mit Seiden- und Baumwollenwaaren, Papier ꝛc. ausgeführt. Viele Kaufleute von Barcelona haben hier Faktoreien.

Reuvertrag (pactum displicentiae) nennt man eine Bedingung, die in den Hauptvertrag aufgenommen wird, mittelst der dem einen oder auch beiden Contrahenten die Freiheit zugestanden wird, unter der Erfüllung einer gewissen Begünstigung des Andern von dem Hauptkontrakte abzugehen. Bei einem Kauf heißt dieser Vertrag Reukauf. Meist ist eine gewisse Summe festgesetzt, die der, welchen der Kauf gereut, dem Andern auszahlen muß: oft wird auch die Zeit bestimmt, in welcher der Reukauf noch statt finden soll. Doch sind diese beiden keine wesentlichen Stücke eines Reuvertrags: zwar sind mehrere Juristen der Meinung, daß, wenn die Zeit zur Reue in einem Kaufkontrakte nicht bestimmt sey, das Recht zu pönitiren nach Verlauf von 60 Tagen nicht mehr statt finde. Ueberdies ist ebenfalls noch streitig, ob die Früchten, welche der einen Parthei aus dem Kaufvertrage erwuchsen, von dem Tage der Uebergabe der Sache und der geleisteten Zahlung der andern Parthei bis zu dem Tage, wo sie das ihr durch den Reuvertrag zugestandene Recht ausübt, zu ersetzen seyn.

Reval, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Esthland, an einer großen Bucht des finnischen Busens, welche den trefflichen Kriegs- und Handelshafen bildet, eine der ältesten Städte des Landes, besteht aus zwei Theilen, der Stadt mit engen unregelmäßigen Gassen und dem Domberge, auf welchem ein kaiserl. Schloß, eine Kirche mit einem schönen Thurme, eine berühmte Ritterakademie, und andere ansehnliche Gebäude sind, hat mit den Vorstädten 14 Kirchen, worunter 7 für den evangelischen, 6 für den griechischen und eine für den katholischen Kultus, 1600 Häuser und über 14.000 Einw., fast lauter Deutsche, ein Stadtgymnasium, mehrere andere Unterrichts- und Erziehungsanstalten, eine Bibliothek, ein See- und Landhospital, Armen- und Waisenhäuser, eine Börse, ein Theater ꝛc., mehrere Manufakturen und Fabriken, welche Kattun, Strümpfe, Hüte, Leder, Fayance, Spiegel, Zucker ꝛc. liefern; eine Glocken- und Stückgießerei, einen Kupferhammer und bedeutenden Seehandel. Im Hafen liegt gewöhnlich ein Theil der kronstädter Flotte. Die Befestigung besteht in einer hohen Mauer mit Thürmen, einem Hauptwalle mit 9 Bastionen, einem breiten tiefen Graben und mehrern Aussenwerken; starke Batterien und auf einigen nahen Inseln befindliche feste Werke schützen den Hafen. Ehemals war die Stadt ein Mitglied des hanseatischen Bundes. In der Nähe liegt das, von Peter d. Ersten zu Ehren seiner Gemahlin erbaute Lustschloß Katharinenthal. Am 2. Mai 1790 fiel unweit Reval eine Seeschlacht zwischen der russischen und schwedischen Flotte vor, nach welcher sich Letztere zurückziehen mußten.

Reventlau, eine alte, angesehene, gräfliche Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein. Aus ihr gingen mehrere Männer hervor, die sich als Staatsbeamten um ihr Vaterland große Verdienste erworben haben. Vorzüglich verdient der Name des Johann Ludwig, Grafen von Reventlau (geb. 1751, gest. 1801), ein bleibendes Denkmal in der Geschichte von Dänemark. Er hob auf seinen Gütern die Leibeigenschaft und Frohndienste auf, legte Schulen und Armenanstalten an, ermunterte seine Bauern zum Ackerbau, ging ihnen mit einem schönen Beispiele voran, und gebrauchte die zweckmäßigsten Mittel, um seine Untergebenen zu guten Menschen und wohlhabenden Landwirthen zu bilden.

Reverberation, Durchflammung, ist diejenige chemische Arbeit, wo die Körper mit flammendem Feuer verkalkt werden. Sie geschieht in einem besondern Reverberir-Ofen, vermittelst welchem das Reverberir-Feuer so geleitet wird, daß es den Körper oder das Gefäß, in welchem es sich befindet, von unten und oben und von allen Seiten trifft: reverberiren. Reverberir-Laterne, Reverbere, eine solche Laterne, wo die Lichtstrahlen von

einem polirten Metall reflektirt oder zurückgeworfen werden, daher sie auch bessere Beleuchtung geben, als die gewöhnlichen. Reverberir-Scherbel, breite thönerne Scherbel, welcher man sich zum Reverberiren oder Rösten der Erze bedient.

Revers, der Rück- und Gegenschein, oder eine schriftliche Versicherung, durch welche man sich einem, der uns Dienste oder Gefälligkeit geleistet hat, zu andern verbindlich macht; überhaupt auch jedes Bekenntniß, wodurch man etwas zu thun oder zu unterlassen verspricht, z. B. die Schrift, in welcher ein Landesherr bei der Huldigung den Ständen die Erhaltung ihrer Rechte und Freiheit zusichert, auch Reversalien oder Revers-Briefe; 2) eine Ehrenerklärung, vorhergegangene Injurien zurück zu nehmen; 3) die Rückseite einer Münze, auf welcher sich das Wappen, Sinnbild oder die Schrift befindet. S. Münzkunde.

Revolution, Aufstand, Empörung. Der Aufstand ist der Widerstand des Volks wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staats; der Aufruhr oder die Rebellion hingegen ist die Erregung eines solchen Widerstandes. Die Naturrechtslehrer haben sich in Ansehung des Widerstandes wider den Souverain in zwei Parteien getheilt, die eine Partei behauptet einen unbedingten Nichtwiderstand, die andere einen bedingten Widerstand. Die Letztern irren. Denn es giebt kein Recht des Aufstandes, d. h. er kann nie rechtmäßig seyn; denn ein rechtlicher Zustand ist nur durch Unterwerfung unter den allgemeinen gesetzgebenden Willen des Oberhaupts des Staats möglich; also hebt der Widerstand gegen denselben den rechtlichen Zustand auf, und kann daher nicht rechtmäßig seyn. Folglich kann die Erregung eines solchen Aufstandes, oder die Revolution noch weniger rechtmäßig seyn. Ist das gesetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Person (ein Monarch), so ist Aufruhr und Aufstand gegen ihn, unter dem Vorwand, er mißbrauche seine Gewalt, sey ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an seiner Person, ja an seinem Leben am allerwenigsten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zustand mit Einem Male aufgehoben. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath, und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht nicht minder, als mit dem Tode bestraft werden. Der Grund, aus welchem das Volk verpflichtet ist, einen, selbst den für unerträglich ausgegebenen, Mißbrauch der obersten Gewalt zu ertragen, ist: daß der Aufstand niemals anders, als gesetzwidrig, ja als die ganze gesetzliche Verfassung zernichtend, gedacht werden muß. Denn um zum Aufstande befugt zu seyn, müßte ein öffentliches Gesetz vorhanden seyn, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber die oberste Gesetzgebung eine Bestimmung in sich, nach welcher sie nicht die oberste, sondern das Volk, als Unterthan, der Souverain über den, dem es doch unterthänig ist; welches sich widerspricht. Auch fällt der Widerspruch durch die Frage alsbald in die Augen: wer denn in diesem Streit zwischen Volk und Souverain Richter seyn sollte? (denn es sind rechtlich betrachtet doch immer zwei verschiedene moralische Personen) wo sich dann zeigt, daß es das Volk in seiner eigenen Sache seyn will, und folglich widerrechtlich handelt. Sein Widerstand ist also das höchste Unrecht, weil er das Recht von Grund aus zu vernichten trachtet. Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr, ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das ärgste. Denn man kann sich vorstellen, sie geschehe aus Furcht, der Monarch könne sich wieder ermannen und die Aufrührer die verdiente Strafe fühlen lassen, und sey also bloß eine Verfügung der Selbsterhaltung. Die formale Hinrichtung ist es, z. B. die Carls des Ersten und Ludwigs des Sechszehnten, die man als ein Verbrechen ansieht, was ewig bleibt und nie ausgetilgt werden kann. Der Grund ist, daß der Mord nur

als Ausnahme von der Handlungsregel dessen, der sich diese Ausnahme zur Maxime machte, die Hinrichtung aber als eine völlige Umkehrung der Prinzipien des Verhältnisses zwischen Souverain und Volk (dieses, was sein Daseyn nur der Gesetzgebung des erstern zu verdanken hat, zum Herrscher über jenen zu machen) gedacht werden muß. Man hat also Ursache anzunehmen, daß die Zustimmung zu solchen Hinrichtungen denselben nur den Anstrich eines rechtlichen Verfahrens (dergleichen der Mord nicht haben würde) geben soll, welche Bemäntelung aber verunglückt, weil eine solche Anmaßung des Volks noch ärger ist, als selbst der Mord, indem diese Anmaßung einen Grundsatz enthält, der selbst die Wiedererzeugung eines umgestürzten Staats unmöglich machen müßte. Folgende drei Revolutionen verdienen vorzugweise in der neuern Geschichte eine Stelle. 1) Die Revolution Englands im Jahre 1638. Schon früher hatte sich die englische Nation im Kampfe gegen ihre Könige bedeutende Gerechtsame errungen, die ihr durch die Charta-Magna und Habeas-Corpusakte (s. bde. Art.) gesetzlich zugestanden worden waren, und wodurch der königl. Macht Schranken gesetzt wurden. Jakob der Zweite, der in diesen gesetzlichen Freiheiten des Volkes widerrechtliche Einschränkungen seiner königlichen Autorität sah, und seinem Willen alle Fesseln abzustreifen strebte, suchte auf jeglichem Wege die völlige Unabhängigkeit seiner Krone wieder zu gewinnen; überdies war es sein Ziel, die durch die Testakte von 1673 unterdrückte katholische Religion, deren Anhänger eben durch diese Akte von allen Aemtern ausgeschlossen waren, wieder zur herrschenden zu erheben, weil er im Geheim sich zu derselben bekannte. Das Parlament und das Volk rief daher den Statthalter der vereinten Staaten von Holland, Wilhelm von Oranien, Jakobs Schwiegersohn, zur Hilfe. Er landete 1638 in England, Jakob mußte nach Frankreich fliehen, und Wilhelm bestieg unter dem Namen Wilhelm der Dritte den Thron. Er bestätigte nicht nur in seiner Bill of Rights dem Volke seine frühern Rechte, sondern fügte noch neue hinzu, die besonders die Freiheit der Presse betrafen. Kein Tropfen Blut floß bei dieser Revolution, und doch hatte sie auf Englands Wohl einen so großen und günstigen Einfluß. S. England (Geschichte v.) und Wilhelm d. Dritte. — 2) Die Revolution von Nordamerika, s. Franklin, North und Vereinigte Staaten. — Um den Ansiedlern in den englisch-nordamerikanischen Ländern ihr neues Vaterland angenehm zu machen, ertheilte man ihnen große Privilegien und Freiheiten, und ließ sie frei sich eine Verfassung wählen, die sie wollten; kaum daß man von Seiten der Krone England Gouverneure ihnen vorsetzte. Indessen gaben die meisten sich eine Constitution, die der des Mutterlandes ähnlich war, aber aller unbedingtes Prinzip war ungestörte Religionsfreiheit. Ihren Ueberfluß holte der Britte ab, und gab ihnen dafür seine Fabrikate und alles, was ihnen nöthig war. So lange die Colonien in ihrer Kindheit waren, hatten sie gegen diese Art des Verkehrs nichts, und befanden sich wohl dabei, da sie sonst keine Abgaben an das Mutterland zu zahlen hatten. Dies ging bis in die Mitte des 18. Jahrh. Da Großbritannien aber in dem Kriege 1756 unermeßliche Aufopferungen zum Besten der Colonien gemacht hatte, und diese wohlhabend geworden waren, so fand man es im britt. Parlam. nicht unbillig, von denselben einen Beitrag zu den Staatskassen zu fordern, und wahrscheinlich würden sich die Colonien dies auch haben gefallen lassen, wenn nicht die Art und Weise der Festsetzung dieser Beiträge zu Mißvergnügen Anlaß gegeben hätte. Das britt. Parl. behauptete nämlich, das Recht zu haben, diesen Beitrag zu bestimmen, die Col. wollten dagegen dieses Rechtsprinzip nicht zugestehen. Schon die Einführung des Stempels, und die Aufl. 1765 auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee 1767 fand allgemeinen Widerspruch, und England sah sich gezwungen, beide zu widerrufen Als es aber die auf

Thee 1773 durchsetzen wollte, entstand ein wilder Auflauf in Boston und 342 Kisten Thee, die der ostindischen Gesellschaft gehörten, wurden in die See geworfen. Zur Strafe sperrten die Britten den Hafen von Boston; alle Nordamerikaner sahen die Sache dieser einzelnen Colonisten, welche Engländer waren, für die ihrige an. Es trat ein nordamerikanischer Congreß zu Philadelphia zusammen, der indeß doch nichts weniger als eine Trennung vom Mutterlande beabsichtigte (1774). Die Britten erklärten indeß hierauf sogleich den Krieg, den sie im Anfange mit ungemeinem Glücke führten; aber gerade zur Zeit der höchsten Noth erklärte 1776 d. 14. Juni der General-Congreß die Unabhängigkeit und Souverainetät der dreizehn verbundenen Colonien. Im Anfang des Jahres 1776 nöthigte Washington den engl. General Howe, die Stadt Boston zu verlassen; aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieses Jahres fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug Washingtons von Long-Island und seine Vorsicht, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderte größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Ueberfall eines hessischen Corps bei Trenton und eines englischen bei Princetown, gab Washington den Amerikanern neuen Muth und machte sie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, die Washington nun vom Congresse erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines englischen Corps bei Saratoga, und der Beistand, den Frankreich den Amerikanern leistete, gab diesen ein großes Uebergewicht. Der entscheidendste Schlag, den Washington ausführte, und der sein Feldherrntalent bezeugte, war die Gefangennehmung eines engl. Corps von 7000 Mann unter Lord Cornwallis bei Yorktown. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte mit diesen Unterhandlungen wegen des Friedens an, der denn auch wirklich zu Paris völlig zu Stande kam. Jetzt trat Nordamerika 1783 den 3. Sept. in die Reihe der unabhängigen Staaten ein. — 3) Die französische Revolution. Unter Ludwig dem Fünfzehnten ging Frankreich, als das Land, wo der herrschende Geist der Zeit am tiefsten seine verderblichen Wurzeln geschlagen, mit immer raschern Schritten seiner Auflösung entgegen. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband sich mit einer gewinnsüchtigen Selbstsucht, welche durch die falsche, leichtsinnige Anwendung der Finanzgrundsätze Law's geweckt, durch den Bankerott von 500.000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts als Papiere übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philosophie des Tages in Schutz genommen wurde. Kämpfe der öffentlichen Meinung, Entwürfe, kühne Hoffnungen, neue Systeme belustigten und beschäftigten alle Klassen der Gesellschaft. Jeder sehnte sich nach einem neuen bessern Zustand; der Gehorsam wurde immer schlaffer, der Wunsch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrschsüchtigen Pompadour. Während sie ihn ein schändliches Serailleben führen ließ, gab sie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staates allen denen preis, die durch schimmernde Eigenschaften sich zu ihr hinzudrängen wußten. Die öffentliche Verachtung äußerte sich gegen den verschwenderischen, markloſen, frömmelnden und stumpfen Ludwig XV. durch Satyren, Kupferstiche, Spottlieder und Libelle, an welche sich das Volk schon unter der Regentschaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten das verlorne Ansehen dem Könige nicht wieder geben. Der Haß des Volkes glaubte die ungereimtesten Beschuldigungen, und Ludwig entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblick. Bei dieser stumpfen Sorglosigkeit nahm die franz. Frivolität immermehr überhand; jedermann war mit Kleinigkeiten und persönlichen Entwürfen beschäftigt; die großen Angelegenheiten des

Staates hingegen, die Finanzen und das Kriegswesen, wurden vernachlässigt. Ludwig XV. hinterließ eine Schuldenlast von 4000 Millionen Livres. — So war die Lage der Dinge, als Ludwig XVI. den Thron bestieg, voll guten Willens und voll strenger Rechtlichkeit, aber schwach, und leicht von seinen Umgebungen beherrscht. Wie mochte er retten? Hiezu kam aber noch, was vornehmlich die Entscheidung herbeiführte, daß die höhern Klassen der Nation und vorzüglich der Adel durch unbesonnenes Festhalten seiner drückenden Privilegien, welche noch überdies die Regierung begünstigte, den zahlreichsten und gebildetsten Theil des Volkes erbittert, und sich durch den Druck gehässiger Abgaben bei den niedern Volksklassen verhaßt gemacht hatten. Der Land- und geringere Adel, der von dem Hofadel verachtet und verhöhnt wurde, ward hierdurch der erbittertste Feind des Letztern und pflanzte seinen Haß auch auf den Hof und die Regierung über: in derselben Spannung stand die niedere Geistlichkeit gegen die höhere; während die Prälaten schwärmten und ein zügelloses Leben führten, seufzte dieser achtbarste Theil der Geistlichkeit unter Druck und Noth. Der nordamerikanische Krieg hatte Frankreich ungeheure Summen gekostet, ohne ihm den geringsten Vortheil zu bringen; seine Marine wurde zerstört, sein Handel, seine Manufakturen gelähmt, und seine Colonien genommen. Inzwischen ging die Verschwendung eines leichtsinnigen Hofes ihren alten Weg; Ludwig der Sechszehnte, von Natur sparsam, war aber zu schwach, ein beschränkendes Ausgaben-System einzuführen. Unter diesen Umständen glaubte Calonne allein Rettung in der Versammlung der Notabeln zu finden: er berief sie 1787 im Febr., deckte die ungeheure Nationalschuld auf, und wieß ein jährliches Deficit von 140 Mill. nach. Ohne einen Rettungsweg gefunden zu haben, ging die Versammlung auseinander. Jetzt nahm der Hof seine Zuflucht zu Anleihen und wollte das Parlament durch Lits de Justice zwingen, dieselben einzuregistriren. Das Parlament weigerte sich, und während dem Kampfe mit dem Hofe erscholl zuerst der Ruf nach den General-Ständen. Er elektrisirte ganz Frankreich plötzlich, und die Volksstimme zwang die Regierung zu dieser Maßregel. 1789 kamen die Reichsstände zusammen, und mit ihnen begann die Revolution. Sie wälzte sich von System zu System, von Constitution zu Constitution, von Mord zu Mord, bis sie endlich in die eiserne Faust Napoleons fiel, der das Ungeheuer in despotische Ketten legte, und kaum einen Schatten von der ehemals erträumten Freiheit ließ. Ein tückisches Schicksal schien mit den Franzosen sein Spiel getrieben zu haben; sie waren, nachdem sie ihren heimathlichen Boden und Europa mit Blut getränkt hatten, dahin wieder zurückgekommen, wovon sie ausgegangen waren, und was sie zertrümmern wollten: die Revolution endigte sich mit einer unumschränkten Monarchie. — Das Wort Revolution kommt noch in einigen andern Bedeutungen vor. In der Physiologie bezeichnet es alle plötzliche Veränderungen, die durch Perioden des Alters, die Geschlechtsentwickelung, Temperamentsverschiedenheit, durch Krankheiten, Leidenschaften, Lebensweise, in dem Organismus veranlaßt werden. In der Astronomie versteht man darunter die Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern, als die der Erde um die Sonne; in der Geologie aber jene plötzlichen und gewaltsamen physischen Erscheinungen, durch welche die bestehende Ordnung der Dinge oder ihr Verhältniß zu einander verändert wird; als: Ausbrüche vulkanischer Gebirge, Wasserfluthen, Erdbeben, Versenkungen von Landstrichen, Bildungen neuer Seen. Den ewigen Gesetzen der Natur gemäß geschehen diese Revolutionen, und werden demnach nothwendig durch die Verkettung der Ursachen herbeigeführt; man sollte sie daher nicht Revolutionen, sondern Evolutionen nennen.

Revolutions-Tribunal, eine Geburt der Hölle und der jakobinischen Bergpartei. Zwischen den Partheien des Berges und der

Gironde hatte sich ein Kampf auf Leben und Tod entzündet, als im März 1793 jakobinische Commissarien in dem Saal des Conventes erschienen und die Bitte vorbrachten: das Volk verlange ohne Aufschub die Errichtung eines Revolutions-Tribunals. Ein Vorschlag, vor welchem jeder gute Bürger zitterte. Was war dieses anders, als eine heilige politische Inquisition, um alle Patrioten gerichtlich verfolgen zu können? Der Vorschlag wurde von der Bergpartheï mit Leb und Eifer aufgenommen, die Gallerien erstickten jedes Wort der Gironde. Die Gironde, die das Mordbeil über ihrem Haupte schweben sah, sträubte sich verzweifelnd, aber vergebens, am 9. März ward es dekretirt und der Teufel Marat ernannte die Mitglieder dieses Schreckens-Gerichts, meist Mörder vom 2. Septbr. Es sollte alle die bestrafen, welche gegen den Gang der Revolution wären, und sich des Royalismus verdächtig machen würden. Der erste Grundstein zum System der Tyrannei war nun in der Republik gelegt; die Freiheit der Presse war dahin, und kein Mensch in Frankreich mehr sicher. Als nun später die Jakobiner die Republik an den Rand des Abgrunds geschleppt hatten, herrschte im Innern ein verwirrter, verzweifelter Zustand; in der Hauptstadt eine tyrannische Faktion am Ruder; in mehrern Provinzen Aufruhr; Marseille und Lyon von den Insurgenten gegen den Convent noch immer mit Hartnäckigkeit vertheidigt; Toulon von einer englisch-spanischen Flotte in Besitz genommen und beschützt; die Vendeer allenthalben siegreich, und die republik. Heere von den fremden Armeen geschlagen: da wußten die blutigen Demagogen kein anderes Heil als in einer unumschränkten Schreckensregierung zu finden, und sie erfanden die revolutionäre. Diese neu erschaffene Gewalt einer provisorischen Regierung sollte keine Macht außer sich erkennen, keine Einschränkung als die selbstgewählte ihres eigenen Willens, kein Gesetz als ihre Willkühr, keinen Richter als ihr eigenes Gewissen. Das allgemeine Beste sollte für sie einzige Regel seyn. Nach diesem höchsten Gesetze sollte sie über Leben, Eigenthum und Freiheit eines jeden Bürgers, über Sicherheit und Unsicherheit der Wohnungen, über bürgerliche und politische Rechte, über Freiheit der Presse und der Meinungen, über die Formen der Gerechtigkeitspflege, ihre Veränderung und Vernichtung: kurz über alle Theile der Verfassung und Verwaltung sollte die neue provisorische Regierung unumschränkt und mit Allgewalt gebieten; von ihr allein sollten die Stellvertreter abhängen, die sie aus eigener Wahl mit unumschränkter Macht in die Departements, dort das allgemeine Beste zu besorgen, schicken würde. Schon in den Händen der bewährtesten Tugend müßte eine solche Macht ein Schrecken für die Menschheit seyn. Hier kam sie nun in die Hände der gefährlichsten Menschen, die sich längst durch Mord, Raub und Verheerung einen Thron auf den Trümmern ihres Vaterlandes zu erbauen suchten. Schrecken sollte die innern und äußern Feinde der Republik vertilgen, und ihre Leitung kam in Meisterhände. Von den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses hing der ganze Gang der Dinge ab; er beherrschte das Revolutions-Tribunal, und was die schwarze Seele eines Robespierre nur Scheusliches, Vernichtendes in Befehlen ausspeien konnte, vollführte dies Gericht des Blutes und des Schreckens, es ward zur allesverschlingenden, nimmersatten Hyäne. Einzelne Deputirte des Conventes wurden in die aufgestandenen Departemente gesendet, um als Würgengel ihres Vaterlandes Mord, Plünderung und Zerstörung zu organisiren. Ihnen voraus war ein Conventsdekret gegangen, das alle die für geächtet erklärte, die in den Provinzen den Aufstand gegen den Convent organisirt, oder die Beschlüsse und Anstalten der Häupter der Rebellion begünstigt und befördert hatten. Nach der Vorschrift dieses zerstörenden Befehles errichteten diese Missionäre des Schreckens und des Todes an den besiegten Plätzen, Revolutions-Tribunäle gegen Tugend, Reich-

thümer und Talente. Der ehrliche Mann, der den Schutz der Gesetze anflehte, hieß verdächtig, der wohlhabende und fleißige Bürger gegen die Republik verschworen, der talentvolle und gebildete Mann der gefährlichste Feind der Freiheit, alle traf ein gleiches Schicksal. Sie wurden verhaftet, ihres Vermögens beraubt und durch das Beil der Guillotine abgeschlachtet. Bald richtete man sie einzeln hin, bald in ganzen Massen, man schoß sie durch Kartätschen nieder, man versenkte und ersäufte sie in Strömen, oder ließ sie durch Corps von Revolutions-Banditen niedersäbeln. Stromweise floß das Blut der besten Bürger, und Conventsdeputirte, Freron zu Marseille, Collot d'Herbois zu Lyon, Couthon zu Toulon und Carrier zu Nantes, präsendirten bei diesen Cannibalen-Festen. Wer nicht Jakobiner war, wurde für vogelfrei erklärt. Die öffentlichen Gefängnissen reichten bald nicht mehr hin, die Menge zu fassen, die täglich eingezogen wurde. Nun wurde jedes öffentliche Gebäude mit starken Mauern und Gittern in ein Gefängniß verwandelt und mit Verhafteten angefüllt. Ganz Frankreich glich einem ungeheuern Kerker. In allen bedeutenden Orten wurden Revolutions-Tribunäle errichtet, Blutgerüste erbaut und auf ihnen Guillotinen aufgestellt. Zur ausübenden Gewalt waren in allen Sektionen nach Paris und in allen größern Communen Revolutions-Ausschüsse niedergesetzt, denen jede andere Gewalt und Authorität, jede Administration, jedes Amt, jede Corporation, jede Volksgesellschaft unterworfen war. Sie standen mit dem Wohlfahrts-Ausschusse zu Paris in der engsten Verbindung, dienten ihm als passive Werkzeuge zur Zerstörung, und hielten Dörfer und Städte durch Schrecken in Gehorsam. Nach und nach zählte man gegen 20.000 Revolutions-Ausschüsse auf der Oberfläche der Republik. Eine fürchterliche Menge der Zerstörungs-Comiteen! Selbst der Wohlfahrts-Ausschuß erschrack zuletzt über die große Anzahl, als er sie einst überrechnete, und schränkte sie späterhin auf 800 ein. Auf Befehl der Revolutions-Ausschüsse wurden die Verdächtigen in Verhaft genommen, ihre Habseligkeit in ein Inventarium gebracht, bei dieser Gelegenheit geplündert und die ausgeleerten Zimmer unter Siegel gelegt, und darauf ihr Prozeß vor dem Revolutions-Tribunale instruirt. Anfangs ward ein Protokoll gehalten, es wurden Beweise aufgesucht und Zeugen abgehört, und die Angeklagten zur Vertheidigung gelassen. Allein in der zweiten Hälfte des Oktobers war dieses Verfahren den Deputirten des Revolutions-Tribunals schon zu umständlich, und sie erwirkten ein Dekret, nach welchen sie ohne schriftliche Instruktion des Prozesses und ohne eine Vertheidigung zu hören, im Augenblicke der Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten, das Urtheil fällen konnten. Häufig wurden jetzt die Angeklagten nicht einmal mehr vernommen; und an ihre Vertheidigung ward gar nicht mehr gedacht. Mit einer Feigheit, die selbst die Jakobiner in Erstaunen setzte, ließ sich das Volk auch diese tyrannische Neuerung gefallen. Diese großen Dingen that der Schrecken, er hatte allen Muth gelähmt. Von einzelnen Hinrichtungen wandte sich das Mordschwert in der Hand der Sanskulotten gegen ganze Communen und Provinzen. Stromweise floß das Bürgerblut, und rauchte von den Wäldern der Ardennen bis nach Nizza, von den gefärbten Bächen der Loire bis zu den trauernden Wassern von Vaucluse; nirgends aber stärker, als an den Ufern der Loire, in Bretagne und der Vendee. Der Wohlfahrtsausschluß, Carnot ausgenommen, dekretirte diese Blutbäder in bürgerlicher Eintracht, und mit fast gleich getheiltem Interesse; nur das Robespierre's tyrannisches Genie die Grausamkeit immer schärfte. Der National-Convent beobachtete dabei ein allgemeines Schweigen, in geduldigem Erwarten des Ganges der öffentlichen Sache. Robespierre, der durch das Revolutions-Tribunal und durch den Schrecken, den es bereitete, fast allmächtig geworden, sank zuletzt selbst

unter sein Beil und mit ihm stürzte auch die Furie, welche er über Frankreich losgelassen hatte. Am 28. Juli 1794 wurde er verhaftet (s. d. Art. Robespierre), dem Revolutions-Tribunale überliefert, daß noch am selben Tage ihn nebst seinen Brüdern, St. Just, Henriot, Dumas, Vihiers, Fleuriet, Limon, Aufseher des unglücklichen Dauphin, u. A., 22 an der Zahl, verurtheilte und hinrichten ließ. Das Loos traf an den beiden folgenden Tagen 83 andere, größtentheils Mitglieder des Gemeinderaths und des Revolutions-Gerichts. Im Anfange des Jahres 1795 wurde das Revolutions-Tribunal gänzlich aufgehoben. Früher, als das zu Paris, hörten die in andern Städten Frankreichs errichtete Revolutions-Tribunäle auf.

Reynolds (Joshua), der größte Maler der englischen Schule, und einer der berühmtesten Portraitmaler der neuern Zeit, war zu Olympton in Devonshire 1723 geboren. Sein Vater erzog ihn bis zu seinen Jünglingsjahren. Frühe zeigte Reynolds eine vorherrschende Neigung zur Malerei; schon in seinem 8ten Jahre las er Werke über diese Kunst und versuchte nach den darin aufgestellten Regeln Zeichnungen zu entwerfen. Eine größere Nahrung erhielt seine Liebe zur Kunst durch Richardson's Abhandlung über dieselbe. Sein Vater hatte ihn anfänglich zur Arzneikunde bestimmt; er ließ sich aber durch die Vorstellungen seines Sohnes abbringen und übergab denselben der Lehre eines Bildnißmalers, mit dem der junge Schüler später nach London ging. Sein Lehrer war bloß Gesichtsmaler und ließ die Gewänder und andre Nebendinge von seinen Lehrlingen anfertigen; doch besaß er so viel Geschmack, daß er den Werth ihrer Arbeiten wohl zu beurtheilen wußte. Reynolds machte so rasche Fortschritte, daß er bald seinen Lehrer verdunkelte, dessen Eifersucht Veranlassung zu ihrer Trennung gab. Der junge Künstler kehrte in sein väterliches Haus zurück, und suchte sich während drei Jahren nach Mustern zu bilden; hiezu dienten ihm Gandy's von Exeter Porträts und die Gemälde von Guercino, die zu borgen er Gelegenheit fand. Nach dem Tode seines Vaters (1746) ließ er sich als Portraiteur zu Plymouth nieder. Auf einem Zuge gegen die Corsaren im mittelländischen Meere begleitete er den Kapitän Kappel, der ihn bei einer günstigen Gelegenheit in Italien ans Land zu setzen versprach. Reynolds landete wirklich in Livorno, ging nach Rom, studirte drei Jahre Angelos und Raphaels Werke, kehrte dann über Frankreich nach England zurück, und ließ sich 1752 zu London nieder. Sein Ruf als Porträtmaler verbreitete sich allgemein; er wurde mit Bestellungen überhäuft, so daß er seine Arbeiten sich zu einem sehr hohen Preise bezahlen lassen konnte. Reynold's Vorschlage verdankt London die Kunstausstellungen. 1765 ward die Malerakademie gestiftet und Reynolds einstimmig zum Präsidenten gewählt; bei welcher Gelegenheit der König ihn zum Ritter erhob. 1763 gründete er in Verbindung mit Bure, Nugent, Percy, Goldsmith und andern gebildeten Männern einen literärischen Verein. 1778 gab er seine Reden, die er als Präsident gehalten hatte, in Druck. Man sagt, daß Burke diese Reden verbessert habe; sie verdienen in Hinsicht ihres eleganten Styls und ihres Reichthums an philosophischen und ästhetischen Entwickelungen Beachtung. Andere schriftstellerische Werke, die er herausgegeben hat, sind unter dem Titel: Sir Joshua Reynold's Werke, mit einer Biographie des Verfassers, Lond. 1797. 2 Vol. 1790 ward sein Gesicht schwach, das er bald darauf gänzlich verlor. Er starb 1792 an einer Leberkrankheit. Reynolds hat nur eine für sich bestehende Landschaft, die Aussicht von seinem Landhause auf die Themse. Eine seiner größten Porträtkompositionen ist das Gemälde der Familie von Bleinheim. Ohne Nebenbuhler ist er in der Kunst, Kinder zu gruppiren und die Unschuld des kindlichen Alters zu zeichnen. Seine Porträts zeigen eine unnachahmliche Aehnlichkeit; seine Stellungen sind gra-

ziös, voller Seele und Leben; die Composition seiner meisten Gemälde ist groß, das Colorit reich, und von wunderbarer Wirkung; doch macht man ihm mit Recht den Vorwurf, daß er für zu starkes Helldunkel nach der Rembrandtschen Manier eingenommen war. In seinen frühern Gemälden findet man jetzt die Farben geschwächt; in seinen spätern aber ist dies nicht der Fall. Reynolds hielt selbst für seine gelungenste Arbeit einen Liebesgott, welcher der Schönheit den Gürtel löst; während die Kenner den Tod des Cardinals Beaufort als das schönste seiner Stücke betrachten.

Rhabarber ist eine nun schon über 200 Jahre in Deutschland bekannte Wurzel, die auch schon bei den arabischen Aerzten in Ansehen stand, und ihre Arzneikräfte bis auf heute bewährt hat. Sie wächst vorzüglich an den Gränzen von China und in der chinesischen Tartarei, kömmt aber auch in vielen andern Ländern fort. Die ausländische Rhabarber erhalten wir auf verschiedenen Wegen, theils zur See, von Canton aus China, theils wird sie zu Lande von den bucharischen Kaufleuten nach Kiachta in Sibirien gebracht, und von da aus weiter verführt. Die russische Rhabarber ist weit theurer im Preise, aber auch weit vorzüglicher, weil die russische Regierung die löbliche Einrichtung getroffen hat, daß keine schlechte Rhabarber eingeführt werden darf. Die Kennzeichen einer guten Rhabarber überhaupt sind: daß sie trocken, mäßig schwer, hellgelb, inwendig mit rosenfarbenen, mit etwas Weiß gemischten Streifen durchzogen sey, einen specifischen Geruch und Geschmack habe, der nicht adstringirend ist, im Kauen den Speichel schnell safrangelb färbe, ohne dabei sehr schleimig zu werden, mit Alkohol eine Tinktur gebe, die sich durch Wasser kaum trübt, und endlich weder schwarze Flecken besitze, noch schimmlichte Stellen habe. Auch muß sie keine Wurmlöcher enthalten, die betrüglicher Weise mit Rhabarberpulver ausgefüllt worden. Der Hauptbestandtheil dieser Wurzel ist Seifenstoff, der sich mit Wasser und gewöhnlichem Alkohol ausziehen läßt, und das Knirschen zwischen den Zähnen rührt vom sauerkleesauren Kalk her, der sich in ziemlicher Menge in dieser Wurzel befindet. Man hat die Rhabarberpflanzen auch mit Glück bei uns cultivirt. Der erste Versuch wurde in Moskau gemacht, gelang aber wegen des dortigen feuchten Bodens nicht gut; die Wurzeln verfaulten sehr leicht. Die Anpflanzungen in verschiedenen Gegenden Großbritanniens sind besser gelungen, auch hat man in Schottland, Frankreich, selbst in Norwegen und Portugal Pflanzungen angelegt. In Deutschland hat man den Rhabarberbau auch getrieben, aber gleichsam erst versuchsweise, nicht ins Große. Bamberg und die Pfalz veredeln ihn immer mehr. Wahrscheinlich gelänge die Kultur in einem Gebirgslande leichter und es wäre der Mühe werth, da dafür viel Geld nach Rußland geht, an Ort und Stelle, wo der beste wächst, Boden und Stand der Pflanze genauer als bisher zu untersuchen. — Rhabarberextract, eine geistige Flüssigkeit, in welcher man die Heilkräfte des Rhabarbers hat ausziehen lassen. — Rhabarberpulver, in den Apotheken in feinen Staub verwandelte Substanz der Rhabarberwurzel. Die medicinische Wirkung des Rhabarbers ist vorzüglich den Darmkanal reizend. Der Rhabarber wird auch zum Färben angewandt.

Rhabdomantie. In der neuern Zeit will man die Entdeckung gemacht haben, daß manche Menschen das natürliche Vermögen, was sich auch durch Uebung und gewisse mechanische Verrichtungen vermehren und zur Kunst ausbilden läßt, besitzen, tief unter der Erde verborgene Dinge, vorzüglich aber Metalle, Erze, Kohlenlager, Wasseradern, durch eine eigne Affektion des Nervensystems wahrzunehmen. Diese Kunst oder vielmehr dies Vermögen nennt man Rhabdomantie. Diese Beobachtung ist so einzig in ihrer

Art, sie lehnt so wenig an bisher bekannte naturhistorische Wahrheiten an, wirft so sehr den Schein des Wunderbaren von sich, und dabei wurde sie hauptsächlich zu einer Zeit, wo die magischen, jegliches Wunder selbst überbietenden Gaukeleien des thierischen Magnetismus, Somnambulismus, Sidirismus ꝛc. an der Tagesordnung waren und Aufsehen erregten, mit so vielem Geräusche zur Sprache gebracht, daß man in ihre Richtigkeit immer bescheidne Zweifel setzen darf. Man hat das rhabdomantische Vermögen durch Erscheinungen am thierischen Magnetismus und durch die Resultate, welche uns der Somnambulismus lieferte, erklären oder doch glaubhafter machen wollen. Allerdings, wenn es eine sichere und gegründete Beobachtung ist, daß der Magnetiseur in einer Entfernung von mehrern, ja hundert Meilen einen bedeutenden Einfluß auf seine Somnambule habe, daß er in weiter Entfernung blos durch die feste Fixirung seines Willens sie in Schlaf versenken oder ihre körperliche Gefühle, als Durst, Hunger und andere Empfindungen beibringen könne; so braucht uns das rhabdomantische Vermögen gewisser Menschen eben nicht so groß Wunder zu nehmen, und es verdient weniger angestaunt und bezweifelt zu werden, als die Einflüsse des thierischen Magnetismus. Aber heißt das nicht eine mysteriöse dunkle Kraft durch eine noch mysteriösere und dunklere zu erklären? Eine Erscheinung, die als wunderbar in der Physik des Menschen dasteht, soll durch eine andere eben so wunderbare erhärtert werden? Man hat gesucht, die Beobachtungen der Rhabdomantie auf die Authorität des Alterthums zu gründen. (Hierüber lese man Kieser's System des Tellurismus.) Lynkeus soll ein Metall- und Wasserfühler gewesen seyn; Pythia war eine Somnambule, deren begeisterter prophetischer Zustand durch magnetische Einwirkungen verschiedener Substanzen, besonders des Wassers, künstlich hervorgebracht worden sey: Odin der erste der Asen, soll gefühlt haben, wo Gold, Silber und Erze unter der Erde verborgen lägen, wie Snorro Sturleson in seiner Heimskringla eller nordländske Konunga Sagor, Stockholm 1697, berichtet, und Martin del Rio erzählt in seinen lateinisch geschriebenen und 1633 zu Köln herausgekommenen sechs Büchern über magische Untersuchungen, daß es in Spanien Menschen gebe, Zahuris genannt, die Wasser- und Erzadern und Leichen unter der Erde sähen. Können aber wohl die bloße Sagen, die aller historischen Authorität entbehren, die Wahrheit einer so auffallenden physischen Erscheinung bestätigen? Begehrt man keine gehaltvollere Gründe, so ist nichts Sicheres, als das Daseyn eines solchen rhabdomantischen Vermögens: denn unter dem gemeinen Volke liefen ehemals und laufen noch die Mährchen von Schatzgräbern mit Wünschelruthen, von Metall- und Wasserfühlern zu Tausenden herum. Hier kann allein die Beobachtung und Erfahrung entscheiden, aber auch nur die Erfahrung, die sich auf vorurtheilsfreie, genaue, häufig wiederholte und verschiedentlich aufgestellte Versuche stützt. Die wenigsten Erfahrungen aber, die bisher über die Rhabdomantie bekannt geworden sind, tragen diesen Charakter nicht an sich. In dem Gebiete der elektrischen und galvanischen Einwirkungen auf den thierischen Organismus gibt es zwar Erscheinungen, die eine kleine Analogie mit den rhabdomatischen darbieten; so erfolgten nach Alex. v. Humboldt's Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfasern, schon in der Entfernung von einer Pariser Linie der Metalle von dem frischen Muskelfleische oder den blos gelegten Nervenfasern, Zuckungen und Convulsionen, und hieraus schließt er auf eine Kraft der Nerven, aus der Entfernung zu wirken oder auf eine reizende Nerven Atmosphäre; aber wie weit ist eine solche Nerven-Atmosphäre, die Humboldt nicht einmal auf eine Linie um den Nerv beschränkt, von dem Wirkungskreise der rhabdomantischen Kraft entfernt? Die Kluft zwischen beiden ist zu groß, als daß man den Schluß wagen dürfe,

daß jenes metall- und wasserfühlende Vermögen nichts anders sey, als eine erhöhte Thätigkeit der Nerven, als eine weitere Ausdehnung ihrer Atmosphäre. Wir wollen hier eine kleine Skizze dieses Vermögens nach Amoretti und Ritter, welche die meiste Aufmerksamkeit diesem Gegenstande gewidmet haben, geben. Die Rhabdomanten haben die Empfänglichkeit für Metall-, Erz- und Wasseradern unter der Erde der Natur und im Wachen. In der Nähe der Erzlager und Wassermassen wird ihr Puls verändert, bald schlägt er schneller, bald langsamer als gewöhnlich; sehr oft fühlen sie Kälte oder Wärme an einzelnen Körpertheilen, die nicht selten den Stand des Queckſilbers im Thermometer verändern; ferner zeigen sich Geschmacksempfindungen, convulsivische Zuckungen, elektrischen Schlägen gleich, einzelne Krämpfe, Schwindel, Ekel, Unruhe ꝛc. Diese Erscheinungen finden sich nicht bei allen, sondern modificiren sich in Strecke und Umfang nach der verschiedenen Individualität des rhabdomantischen Menschen. Künstlich kann die rhabdomantische Eigenschaft durch gewisse Werkzeuge vermehrt und geleitet werden, als durch den siderischen Pendel. Er besteht aus einem Kügelchen von beliebiger Substanz, als Metall, Schwefel, Siegellack, Holz, Glas, Kohle ꝛc., an dem ein ungedrehter Faden, Menschenhaar oder ungesponnene Seide befestigt ist. Um die Fähigkeit eines Menschen, siderisch afficirt zu werden, zu erproben, nimmt er den Faden zwischen zwei Finger und hält ihn schwebend, ohne die geringste Bewegung zu machen, über eine siderische Substanz, als Metallplatte, Wasser, Salz ꝛc. Geräth nun der Pendel in eine kreisförmige schwingende Bewegung, so ist er rhabdomantisch. Die Verschiedenheiten in den Pendelschwingungen scheinen theils auf der verschiedenen Substanz, aus der der Pendel besteht, theils auf dem Abstande des Kügelchen von der siderischen Substanz, und theils auf der Verschiedenheit der Individualität des rhabdomantischen Subjekts zu beruhen. Die Schwingungen geschehen bald von der Rechten zur Linken, bald umgekehrt. Ein anderes Werkzeug ist der bipolare Cylinder; er besteht aus einem zweiendigen, leicht beweglichen Körper, als eine Magnetnadel, ein metallischer cylindrischer Stab, kurz jeder leichte länglichrunde Körper thut dieselben Dienste. Hält der Rhabdomont einen derartigen Körper senkrecht zwischen Daumen und Zeigefinger, und berührt mit der andern einen siderischen Körper, so fängt der Cylinder sich langsam an zu drehen nach Art des Pendels. Ein drittes rhabdomantisches Instrument ist die bekannte Wünschelruthe, eine biegsame Ruthe, die aus einem beliebigen Stoffe bestehen kann, z. B. aus Metall, Holz, Horn ꝛc. von 3 — 4 Fuß. Der Rhabdomant faßt sie an beide Ende und biegt sie etwas nach oben; bei der Berührung siderischer Substanzen oder in ihrer Nähe biegt sich die Ruthe, wenn ein rhabdomantisches Subjekt sie hält, nach unten, und zwar nach innen oder außen. Man darf bei dem Gebrauche der angegebenen Werkzeuge und bei den erfolgten verschiedenen Schwingungen immer fragen, ob nicht Selbsttäuschung bei ihnen obgewaltet habe, und ob die Versuche so von allen Nebenumständen, die auf sie einwirken konnten, befreit, angestellt worden seyn, daß man aus ihnen reine Resultate zu ziehen hoffen durfte. Z. B. bei den Versuchen mit dem Pendel wurden da auch alle körperlichen Bewegungen von Seiten des Menschen, der ihn hielt, ausgeschlossen? Die freiwilligen Bewegungen konnten entfernt werden, aber auch die unfreiwilligen? Jeder Pulsschlag erzeugt im ganzen Körper eine zitternde Bewegung, die auf einen so empfindlichen Pendel Einfluß haben muß. Menschenhaare und Seide sind für die Wärme sehr empfänglich; daß aber das Einströmen der Wärme eine Bewegung hervorzubringen im Stande ist, sieht man am Queckſilber im Thermometer. Ueberhaupt sind die Arten über die Erscheinungen, die das sogenannte rhabdomantische Vermögen hervorbringen soll, noch lange

nicht geschlossen, und wahrscheinlich wird es mit dem thierischen Magnetismus ein gleiches Schicksal theilen, und vergessen werden. Beide sind vielleicht nur eitel glänzende Kinder einer Zeit, die nach dem Wunderbaren und Außerordentlichen haschten.

Rhachitis, s. Englische Krankheit.

Rhadamanthus, ein Sohn des Jupiter und der Europa und Bruder der Minos und Sarpedon, eigentlich ein Sohn des Lykastus und der Ida, einer Tochter des Corybas, Enkel von Minos d. Ersten und Bruder Minos d. Zweiten und Sarpedon. Er gerieth mit diesen seinen Brüdern wegen des Miletus in Streit, und mußte die Sarpedon vor dem Minos, der ihnen an Macht überlegen war, aus Kreta fliehen, hielt sich eine Zeit lang in den Inseln des ägäischen Meeres auf, und gab den Einwohnern Gesetze: nachher aber begab er sich nach Böotien, wo er des Herkules Mutter Alkmene heirathete, und ward nach seinem Tode mit dem Minos ein Richter in der Unterwelt. Homer scheint noch nichts von seinem Richteramt in der Unterwelt zu wissen, denn er sagt blos, daß er nach seinem Tode in Elysium versetzt worden sey. Spätere Dichter scheinen also erst, um seine Gerechtigkeitsliebe zu bezeichnen, diese Idee ausgebildet zu haben. Nach Homer war Rhadamanth in Phäatien zum Besuche, und machte auf einem phäatischen Schiffe eine Reise zum Tityus nach Euböa, welche Fahrt er in einem Tage vollendete. Pindar rühmt seine Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, und Diodor erzählt von ihm, daß er den Straßenraub und jede Bosheit strenge bestraft und sich dadurch so viel Liebe und Ruhm erworben habe, daß viele Inseln und Landschaften in Asien sich ihm freiwillig unterwoefen hätten. Als Nachfolger in seinem Königreiche hinterließ er seinen Sohn Erythus, und dem Onopion übergab er die Insel Chios, von seinen Feldherrn aber: dem Thoas, Lemnos; dem Eugynus, Cyrnus; dem Pamphiluä, Peparathus; dem Evombeus, Marionia; dem Alkäus, Paron, dem Antonus, Delos, dem Andreus, Andro u. s. w. In der Unterwelt untersuchte er die Verbrechen der Verstorbenen, vornehmlich der Asiaten. Man hatte sonst, wie Heyne bemerkt, mehrere Fabeln von Rhadamanth, welche aber für uns verloren gegangen sind.

Rhapsodien, Rhapsoden. Rhapsodien nannten die Griechen abgerissene Theile großer Gedichte, z. B. der Iliade und der Odyssee Homers, welche die Rhapsoden recitirten. Die Bücher, worin diese Gedichte noch jetzt getheilt sind, heißen daher die erste, zweite ꝛc. Rhapsodie. Ueberhaupt scheint Rhapsodie ein jedes längeres Gedicht bezeichnet zu haben, das nur theilweise deklamirt werden konnte, und Rhapsoden die Verfasser solcher Gedichte. Lucian nennt den Hesiodus einen Rhapsoden, und Aristoteles sagt von einem gewissen Dichter Chäremon, daß er Rhapsoiden in allen möglichen Versarten geschrieben habe. S. griechische Poesie.

Rhätien, wozu auch noch Vindelicien gehörte, das Land der Rhäter und Vindelicier, hatten als Grenzen auf der Westseite die Quellen der Donau und von da eine eingebildete Linie gegen Süden, welche den Bodensee durchschnitt, und längs den Alpen bis an den St. Gotthardsberg hinunterlief, folglich immer den Lauf des Rheins von seiner Entstehung an bis zum Bodensee östlich zur Seite hatte. Die Südgrenze geht immer den höchsten Alpen nach, vom Adula-Berg an gegen Osten anfangs durch die rhätischen Gebirge, welche über dem Camersee liegen, und dann durch das pönische Gebirge, welches von den Quellen des Lykus (Lech) bis gegen den Okro Mons, nördlich von Aquileja hinreicht, folglich der höchste Rücken der Berge, welche mitten durch Tyrol laufen. Vielleicht ist auch die angebliche Quelle des Lech die Quelle des Inn. Die Notitia Imp. theilte Rhätien in primam et secundam, wovon das erstere vielleicht die Festungen und Striche längs

der Donau und im Blachfelde, das zweite die gebirgigen Theile begriff; doch ist es wahrscheinlicher, daß der Lech die Theilung machte, daß also der östliche Theil Rhaetia prima, der westliche secunda hieß. In diesem Umfange blieb die Provinz im 1. und 2. Jahrh. Zu Anfange des dritten schien sie sich noch erweitern zu wollen; denn nicht nur zwischen der Donau und dem Rheine entstanden einige Oerter, und von Helvetien aus war eine Heerstraße über den Rhein und Schwarzwald nach den Ufern der Donau gezogen, sondern Kaiser Caracalla lebte auch einige Zeit in Würtemberg und Baden wie in seinem Eigenthume, so daß er in der westlichern Ecke von Schwaben sogar ein öffentliches Bad, Festungen und Wege anlegte, kurz, ganz als ruhiger Besitzer handelte, da er die Alemannen — kleine Kriege abgerechnet — durch Geld nach Gefallen zu lenken wußte. Aber nach seinem Tode vernichteten die Alemannen alles was die Römer jenseit der Donau angelegt hatten, und die Züge Alexanders und Maximius gegen sie halfen zu nichts. Die darauf folgende so unglückliche Periode der 30 Tyrannen war für die Alemannen auf der Seite von Rhätien besonders günstig; sie riffen sogar die römischen Orte längs der Donau an, und zerstörten sie gah rscheinlich alle, so weit Schwaben reicht. Im 5. Jahrh. endlich ging Rhätien nebst Noricum ganz für das römische Reich verloren, da nach der Regierung des Theodosius Niemand mehr den einfallenden Alemannen oder Sueven, wie sie jetzt schon heißen, Widerstand leistete. Um diese Zeit war Rhätien und Noricum völlig, was er vor Besitznahme der Römer gewesen war, eine große unangebaute Steppe, in der sich hie und da ein einzelner Ort durch seine Mauern erhalten hatte. Die Alemannen und Sueven durchstreiften diese wüsten Striche noch eine Zeit lang, bis Theodorich als Gebieter derselben erschien, der über Rhätien einen eigenen Dux setzte. Nach seinem Tode breiteten sich die Bonjoarier in einem Theile desselben aus. Von den alten Rhätern hatte sich bloß ein Zweig, die Breones oder Brenni, erhalten, welche in den nördlichen Bergen des Bündner-Landes wohnten. Außer diesen gehören zu den rhätischen Völkern noch die Lipontii, Nantuates, Viberi, Varagni, Seduni, Komuni, Genauni, Brixentes, Isarci.

Rhea, eine Tochter des Uranus und der Gäa, nach der 13ten orphischen Hymne des Protogonos, welche Abstammung hier im allegorischen Sinne zu nehmen ist. Sie war die Gemahlin des Saturn oder Kronos, der ihre Kinder verzehrte, den sie aber nöthigte, sie wieder von sich zu geben. Sie wird in der Folge ganz mit der Cybele vermengt, und wir verweisen daher auf diesen Artikel. Der Anfang der Vermischung der beiden Götterwesen ist aber doch schon in frühern Zeiten zu suchen. Sie heißt in der homerischen Hymne auf die Erde die Mutter der Götter, welche an Cymbeln, Trompeten, lärmenden Pauken, schallenden Anhöhen und dem Dickicht waldiger Thäler Vergnügen findet. Nach der 13. homerischen Hymne fuhr sie auf einem mit Stieren bespannten Wagen. Diese Vorstellungsart streitet ganz gegen das Alterthum, denn Cybele oder Rhea hat Löwen zum Gespann; vielleicht ist der Vers ganz eingeschoben oder wenigstens verderbt. In der nämlichen Hymne heißt es weiter von ihm, Paukenschall und Erzgetöne begeistert sie, denn Berge und heiliges Geschrei sind dem allgeehrten, schönen, seligen Weibe Kronos Freude. Mutter der Götter und Menschen ist sie, die Allkönigin Rhea, die Wagentöne, die wildbegeisterte, die lügenhafte Retterin (Anspielung auf den Betrug, den sie dem Kronos spielte, um ihre Kinder zu retten), die Befreierin, die Stammutter. Erde, Himmel, Meer und Winde stammen von ihr, der Herumschweifenden, der Luftgestalteten (als Göttin nämlich ist sich luftig, unsichtbar). In der 26sten orphischen Hymne heißt sie die hehre Mutter der Unsterblichen, die Allnährerin, die Königin des Himmels, die Vielnamige und Ehrwürdige; sich fährt schnell

auf einem mit brüllenden Löwen bespannten Wagen einher. Mitten im Weltgebäude steht ihr Thron, von dem aus sie die Erde beherrscht und ihre Geschöpfe speiset. (Rhea ist hier nämlich die Göttin der Erde, und diese dachten sich die Alten in der Mitte des Weltgebäudes). Götter und Menschen sind ihres Geschlecht, Flüsse und Meere ihre Unterthanen. Vesta (ἑστία). Segen penderin wird sie angerufen (weil Vesta Symbol des Feuers und seiner alles erwärmenden und lebenden Kraft, folglich auch der ganzen Natur war) u. s. w. In einem Fragmente der 34. orphischen Hymne bei Geßner S. 395 heißt es von ihr: Rhea, der Urquell und Ausfluß der weisen Götter, ward durch ihre eigene Kraft schwanger, und empfing das ganze göttliche Geschlecht, über das weite Weltall zerstreut. Diese Stelle hat unstreitig einen Neuplatoniker zum Verfasser, wie die Ausdrücke Urquell und Ausfluß zeigen. Nach der homerischen Hymne stand sie der Latona bei Apollo's Geburt bei. Von ihrer Verehrung, Abbildung und symbolischen Bedeutung siehe den Art. Cybele.

Rhea Sylvia, auch sonst Ilia genannt, die Tochter des albanischen Königs Numitor. Da diesen sein Bruder Amulius vom Throne stürzte, ernannte er die Rhea zur Vestalin, um zu verhüten, daß nie von ihr Kinder geboren würden. Allein Rhea ward selbst vom Mars schwanger und gebar den Romulus und Remus, welche Amulius in die Tiber werfen ließ. Nach einiger Erzählung ward auch Rhea in den Fluß gestürzt, und seitdem als Gemahlin des Tiber betrachtet. Nach Dionys Hal. aber setzte er sie ins Gefängniß, daraus sie ihre Söhne wieder befreiten.

Rhede, Reede, die vor dem Hafen liegende Meergegend, die einen guten Ankergrund den Schiffen gewährt, die hier von dem Winde so lange sicher liegen, bis sie in den Hafen einlaufen können. Eine geschlossene Rhede wird von Batterien am Strande vertheidigt; eine offene ist eine solche, wo alle Schiffe ohne Unterschied ankern können. Daher Rheder, Reeder, der ein Schiff ausrüstet, und überhaupt die Kauffahrtheischiffe befrachtet. Da selten einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten befrachtet, so treten mehrere zusammen, die dann Schiffsfreunde, Mitrheder genannt werden. Jedes einzelnen Antheil am Schiff heißt Schiffsparte, die oft bis zu 1/16 hinabsteigt, so daß sein Besitzen den 16ten Theil des Gewinnes und Verlustes des Schiffes erhält und trägt.

Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs in der Champagne, ist jetzt der Hauptort eines Bezirks im Depart. Marne und liegt am linken Ufer der Vesle in einer ringsum mit Anhöhen umgebenen sehr fruchtbaren Ebene. Sie ist gut gebaut, mit breiten Straßen, dem schönen Königsplatz, einem Rathhause mit einer prächtigen Fassade, und enthält, die Vorstädte eingeschlossen, über 32.000 Einwohner in 4200 Häusern. Unter den vielen ausgezeichnet schönen Kirchen bemerkt man die herrliche Metropolitane mit zwei ganz vollendeten Thürmen. In dieser Kirche werden die Könige von Frankreich von dem rheimser Erzbischof der Primas des Reichs ist, gesalbt und gekrönt. In einer andern Kirche der ehemaligen Abtei St. Reni, bewahrte man bis zur Revolution die sogenannte St. Ampoule, eine kleine gläserne Flasche mit Oel, welche der Sage nach eine Taube zur Taufe des Clodewig 493 dem heil. Remigius gebracht haben sollte. Man nahm indeß wie auch jüngst bei der prachtvollen Krönung Karls d. Zehnten, stets etwas von dem vertrockneten Oele unter das übrige Salbungsöl. Rheims hat ein königl. Kollegium, statt der 1547 gestifteten und durch die Revolution aufgehobene Universität; ist der Sitz einer Akademie der Wissenschaften, eines Handelsgerichts ꝛc. Es befinden sich hier vortreffliche Tuch-, Wollenzeug-, Seiden- und Lederfabriken; auch verfertigt man viele Hüte und berühmte Pfefferkuchen. Mit diesen Industrieerzeugnissen so wie mit Wein (in dem rheimser

Bezirk wächst der beste Champagner) wird bedeutender Handel getrieben. Der Cours ist eine schöne Promenade. Man sieht zu Rheims noch die Trümmern von römischen Tempeln und einen Triumphbogen mit drei Arkaden und acht korinthische Säulen. Merkwürdig ist die hydraulische Maschine, welche das Wasser aus der Vesle auf einen Thurm hebt, und von da in die Stadt vertheilt. Rheims ist der Geburtsort mehrerer gelehrter und berühmter Männer, auch des Ministers Colbert.

Rhein, der prächtigste Strom in Europa, und einer von den Hauptflüssen Deutschlands, besonders berühmt wegen den herrlichen Gegenden, die er bespült, und wegen der köstlichen Weine, die an den Gestaden gewonnen werden; behauptet ungeachtet alles Zuflusses trüber Bäche und Flüsse die Klarheit seiner grünlichen Wellen bis in die Gegend von Köln. Er verdankt seinen Ursprung drei verschiedenen Bächen, welche der Vorder-, der Mittel- und der Hinterrhein genannt werden und alle drei in dem helvet. Canton Graubünden entspringen. (26° 27′ — 30′ L. 46° 25′ M 30′ N. Br.). Der Vorderrhein, auch Unterrhein genannt, entspringt im Tavetscher-Thal, am Fuße eines hohen Felsens, Cima del Baduz genannt, aus dem kleinen Trumsli-See, man rechnet auch wohl noch zwei kleine Bäche, wovon der eine am Fuße des Pontenera, im Cornero- oder Gurnerenthal, der am Fuße des Crispalt im Gamerthal entspringt, zu den Quellen des Vorderrheins. Der Mittelrhein entspringt an dem Berge Luckmanier, ebenfalls aus drei Bächen, welche zusammen das Thal Val Cadelin durchströmen, dann als Mittelrhein durchs Medelser-Thal fließen und sich bei Disentis mit dem Vorderrhein vereinigen. Dies sind unstreitig die wahren Quellen des Rheins, welche alle ihren Ursprung in den zum Gotthard gehörigen Berge haben. Es ist indeß angenommen auch noch einen dritten und zwar stärkeren Bach, welchen man den Hinterrhein nennt, zu den Quellen des Rheins zu rechnen. Dieser kommt aus dem gewaltigen Rheinwald-Gletscher, von 13 Giesbächen verstärkt, durchströmt zuerst das höchst wilde Rheinwaldthal, dann das Schamserthal, nimmt im Domleschgerthal noch den ansehnlichen Bach Albula auf und vereinigt sich endlich mit dem verbundenen Vorder- und Mittelrhein bei Reichenau unweit Chur. Nun erst heißt er Rhein, beugt sich von hier an nördlich und wird bald schiffbar. Nachdem er Graubünden verlassen macht er die Grenze zwischen der Schweiz und dem Voralberg und ergießt sich unterhalb Rheineck mit großem Geräusch in den Bodensee, welchen er durchströmt, und westlich von Constanz bei Stein wieder verläßt. In westlicher Richtung geht er nun, beinahe immer die Grenze der Schweiz gegen Deutschland bildend bis Basel, und stürzt sich in in diesem Laufe über die Felsen bei Schafhausen herab. (Vergl. Rheinfall). Von Basel an, wo er die Schweiz verläßt und ins deutsche Gebiet tritt, zieht er sich nördlich und durchströmt die Ebenen des obern Rheinthales, welches links von den Vogesen und rechts von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergstraße begrenzt wird. Sein Bett wird in diesen Strecken von vielen Inseln durchschnitten, wovon jedoch der größte Theil bloß aus Sand- und Kiesbänken besteht, die häufig von einer Seite weggerissen und an den andern wieder angesetzt werden. Von Breisach herab trifft man schon mehrere Inseln, die bestaudet und selbst angebaut sind. Zwischen Straßburg und Germersheim ist das Bette immer noch sehr inselreich, wovon aber der größte Theil mit Gebüsch bewachsen ist. Bei Mainz wendet er sich süd- und gleich darauf nordwestlich, in welcher Richtung er bis Holland bleibt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo sie den Rheingau bilden; von Bingen an aber rücken die Gebirge von beiden Seiten zusammen und verengen den Strom so, daß er hier eine Breite von 1100 Fuß hat. Auf dieser Strecke bis Königswinter bieten die Ufer mannichfaltige Felsen

und Bergparthien und wild romantische Ansichten dar. Am Fuße der hohen Felsen und Berge liegen freundliche Städte und Dörfer längs des Rheins ausgedehnt, über ihnen erheben sich auf allen Absätzen und Seiten der Felsen Reben und auf den Gipfeln schroffer Felsen thronen eine Menge von alten Schlössern und Ritterburgen. Zuweilen öffnen sich die den Rhein begleitenden Felsenketten und lassen die Aussicht in romantische Thäler frei, woraus kleinere und größere Flüsse dem Rhein zuströmen. Dieser Theil des Rheins von Mainz und Bingen bis Bonn wird daher am meisten von den Reisenden gewählt, um darauf eine Fahrt zu machen, wozu jetzt von Mainz nach Cöln und von da bis nach Nimwegen abgehenden bequeme Gelegenheiten darbieten. (Vergl. Rheingau). Von Königswinter an bis zu den Niederlanden durchfließt der Rhein eine einförmige Ebene, und die schönen Rheingegenden hören hier auf. Gleich bei seinem Eintritt in die Niederlande theilt sich der Rhein in zwei Arme, wovon der linke den Namen Waal führt, ganz westlich fließt und sich bei Workum mit der Maaß vereinigt. Der rechte Arm theilt sich bald nachher wieder in zwei Arme, von denen der rechte nördlich fließt und von dem aufgenommenen Flusse Yssel diesen Namen erhält und sich in die Südersee ergießt. Der linke, westlich fließende, behält den Namen Rhein bis Wyk by Duurstede, wo er sich abermals theilt und einen linken Arm westlich unter dem Namen Leck sendet, welcher oberhalb Rotterdam in die Maas fällt; sein rechter Arm fließt etwas nördlicher unter den Namen Kromme Rhyn bis Utrecht, wo er sich zum letzten Male theilt und rechts Vecht genannt in die Südersee fließt, links aber Oude Rhyn (alte Rhein) genannt, sich ehemals unterhalb Leyden in die Sanddünen verlor, jetzt aber seit 1807 in die Nordsee abgeleitet worden ist. Er ist von der Quelle bis zur Mündung 303 ½ Stunden lang, nämlich der Schweizerrhein von der Quelle bis Basel 95, der Oberrhein von Basel bis Mainz 87, der Mittelrhein von Mainz bis Köln 45 ¾, der Unterrhein bis zur niederländischen Grenze 37 ¾ und von da bis zum Meer oder der niederländ. Rhein 42 Stunden lang. Die stärksten Krümmungen des Rheins befinden sich im Oberrhein von der Lauter bis Mainz, und im Mittel- und Niederrhein von Bonn bis zur niederländ. Grenze. Die Breite beträgt bei der Vereinigung des Hinter- und Vorderrheins bei Reichenau 230, jenseits des Bodensees 250—300, bei Schafhausen 340, zwischen Schafhausen und Rheinfelden 600, zwischen Straßburg und Speier 1000—1100, bei Mannheim 1200, bei Mainz 1300, an einigen Stellen des Rheingaues 1800, zu Köln 1300 und bei der niederl. Grenze 1800 Fuß. Von Basel bis Breisach wechselt die Tiefe bei gewöhnlichem oder mittlerem Wasserstand von 3—13 F., von da bis Straßburg von 3 ½—12, von da bis Gemersheim von 5—18, von Gemersheim bis Mains 6— 24 F.; zwischen Mainz und Bingen hat einige Verminderung der Flußtiefe statt; von Bingen bis Caub von 6—20, von da bis Bonn 8—29 F. ꝛc. Unschiffbar ist der Rhein von seinen Quellen an 24 Stunden; für kleine Schiffe fahrbar 24 Stunden; die erste Abtheilung der unterbrochenen Schifffahrt beträgt 18, die zweite 63 Stunden. Die reguläre Schifffahrt nimmt erst bei Straßburg ihren Anfang, und beträgt bis zur Mündung des Flusses 167 ½ Stunden. Die Schifffahrt von Basel bis Straßburg ist wegen der bei jeder Fluth eintretenden Veränderung des Flußbettes beschwerlich und unsicher, und daher ist in dem 1804 zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossenen Vertrag nur von Straßburg bis zur niederländ. Grenze eine Schifffahrsoktroi festgesetzt, und ein Gleiches bei dem wiener Congreß als Norm, aber mit dem Zusatz aufgestellt worden, daß die Abgaben in gleichem Verhältniß auch weiter abwärts ausgedehnt werden könnten. Zwischen Basel und Straßburg beschränkt sich die Ladung bei der Bergfahrt mit einer Einsenkung von 2 ½ Fuß auf 300 Centner, zwischen

Straßburg und Schröck in einer Einsenkung von 3 Fuß auf 1000 Centner, von Schröck bis Mainz mit 5—5 Fuß Einsenkung auf 2000—2500 Centner, von Mainz bis Köln oder auf dem Mittelrhein mit 6 Fuß und stärkerer Einsenkung auf 3—4000 Centner; von Köln bis zur niederländischen Grenze können die Ladungen an 7000 Centner betragen. 1813 war die Zahl der rheinischen Schiffer von Basel bis zu den Niederlanden 689, wovon sich 328 in den Schiffergilden von Mainz und Köln befanden; dazu kamen noch vom Neckar, Main, Lahn, Mosel, Ruhr und Lippe 629. Zu Thal können die Schiffer von Köln nach Rotterdam oder Amsterdam in 7—8 Tagen kommen; zu Berg gebrauchen sie 10—11 Tage und 10—14 Pferde, wodurch die Kosten um $\frac{1}{3}$ gegen die Thalfahrt vermehrt werden. Die Zahl der niederländ. Schiffer auf dieser Fahrt beträgt 62. Die Ausdehnung des Flußgebiets des Rheins beträgt 3598 Q. M. Er durchfließt auf seinem ganzen Laufe zuerst wie schon bemerkt Graubünden und macht die Grenze zwischen dem vorarlbergischen Kreise nach Tyrol und dem helvetischen Cantone St. Gallen, scheidet dann, nachdem er den Bodensee verlassen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Basel an dasselbe Großherzogthum und die franz. Departemente des Ober- und Niederrheins, hierauf bildet er die Grenze zwischen demselben Großherzogthume und dem Rheinkreise des Königreichs Baiern. Nach diesem langen Laufe durch das Großherzogthum Baden durchströmt er das Großherzogthum Hessen, das Herzogthum Nassau und zuletzt die preuß. Provinzen Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg, worauf er diese bei Kerkerdam verläßt und die Niederlande durchfließt. Die vornehmsten in denselben sich ergießenden Flüsse sind: die Aar, die Ill, Kinzig, Murg, der Neckar, der Main (s. bde. Art.), die Nahe, Lahn, Mosel (s. d. Art.), Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an an seinen Ufern. Wir nennen davon nur auf seinem Laufe durch Helvetien und Deutschland: Konstanz, Schafhausen, Basel, Alt-Breisach, Speier, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln, Düsseldorf, Wesel und Emmerich. An Fischen ist der Rhein sehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufsteigen aus der Lachse, hernach aber, wenn sie sich gegen den Herbst wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinstöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen oft zu 20 Pfund schwer ꝛc. An Federwildpret hält sich auf den unzähligen Rheininseln und dessen Ufern eine Menge verschiedener oft seltener Gattungen auf. Außer diesen Produkten führt der Rhein auch Gold unter seinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. Seine Ufer tragen zugleich Deutschlands edelste Weine (s. Rheinwein). Ausser den Rheinfällen werden als gefährliche Stellen für die Rheinschifffahrt angesehen: 1) das binger Loch (s. Bingen). 2) das wilde Gefährt bei Bacharach, eine gefährliche Stelle, doch nur für die den Strom hinabfahrenden Schiffe, wo der Strom im Thalweg mit fürchterlichem Gefälle des Wassers zwischen Felsen und Bänken eine Art von Trichter bildet. 3) die sogenannte Bank von St. Goar, wo des Flusses Wellen an eine Gruppe theils sichtbarer, theils verborgener Klippen anprallen, und einen Strudel bilden, der zuweilen den Schiffen, besonders den Flößen, verderblich wird. 4) der kleine und große Unkelstein bei dem Städtchen Unkel, eine Gruppe von Basaltsäulen, die theils unter dem Wasser verborgen sind, theils hervorragen. Von dem Rhein hatten, als noch das alte römisch-deutsche Recht bestand, der ober- und niederrheinische Kreis den Namen, welche die umherliegenden Länder umfaßten. Auch führte von ihm 1806 der Rheinbund (s. d. folg. Art.) seinen Namen. Eben so zwei franzöſ. Departements Ober- und Unterrhein und ein Kreis des Königreichs Baiern.

Rheinbund. Der entscheidendste und letzte Schlag, den Napoleon der deutschen Verfassung versetzte, geschah nach dem für Oestreich so unglücklichen und doch ehrenvollen Kriege von 1805; er hieß der Rheinbund. Am 12. Juli 1806 schlossen zu Paris, ohne die geringste vorläufige Eröffnung an das Reichsoberhaupt oder Reichsversammlung zu Regensburg, ausschließend durch Frankreichs Einfluß, durch seine Uebermacht und durch seine Verheißungen bestimmt, der Churerzkanzler, die Könige von Baiern und Würtemberg, die Großherzoge von Baden und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die nassauischen Fürsten von Usingen und von Weilburg, die von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, von Salm und Salm-Kyrburg, von Ahremberg, Isenburg, Liechtenstein (dieser, ohne alles Mitwissen, auf den Wink Napoleons, der ihm solchen Beweis der Achtung geben wollte) und Dalbergs Schwager, der Graf von der Leyen, eine alle alten, geheiligten Bande des deutschen Reiches sprengende, zahlreiche Souveränitäts- und Privatrechte verletzende Vereinigung, — der Rheinbund genannt, von einem ähnlichen, Gottlob noch verunglückten Entwurfe Ludwigs XIV. Die Verfügungen der rheinischen Bundesakte sprachen die gänzliche Trennung sämmtlicher alten und neuen Besitzungen der conföderirten Könige und Fürsten vom Kaiser und Reich; sie sprachen die neue Gestaltung des rheinischen Bundes aus, — sie erneuerten oder veränderten die Grundsätze des Reichsindemnitätsschlusses vom 27. April 1803, namentlich in Rücksicht der Schulden, Pensionen und Ansprüche, endlich die geschehenen Ländervertheilungen, und gaben hiermit das Verzeichniß der unterworfenen Reichsstädte, Fürsten, Grafen und Reichsritter, auch die künftigen staatsrechtlichen Verhältnisse dieser nun mittelbar gewordenen Besitzer. Der Bundestag sollte zu Frankfurt seyn und aus zwei Collegien, jenem der Könige und jenem der Fürsten bestehen. Der Churerzkanzler nennt sich Fürst Primas, der Fürst von Nassau, Herzog. Jener leitet das königliche, dieser das fürstliche Collegium. Baden, Berg, Darmstadt werden Großherzoge, von der Leyen, Fürst. — Napoleon wurde Protektor der Conföderation und sollte den Nachfolger des Fürsten Primas ernennen, — der Bund zu jedem seiner Landkriege, mit Schutz und Trutz verbündet, über 60 000 Mann stellen, nämlich Baiern 30 000, Würtemberg 12.000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, die übrigen kleinen Fürsten zusammen über 4000, — Frankreich dagegen, diese neue Schöpfung mit 800 000 Mann beschirmen, Augsburg und Lindau sollten feste Waffenplätze werden. Man würde auch andere deutsche Stände, die dem Bunde beitreten wollen, nach Maßgabe des gemeinsamen Interesse aufnehmen. Die Lande der Bundesgenossen wurden ausgerundet durch Besitznahmen und durch Mediatisirungen; jedem fielen, innerhalb seiner neuen Gränzen die Güter der Reichsritterschaft, des deutschen und des Johanniterordens zu; — der Fürst Primas erhielt Frankfurt und wurde Oberherr des Löwenstein-Wertheimischen und der Grafschaft Rheineck. — Baiern erhielt zu Augsburg auch noch Nürnberg, den veralteten Sitz so vieler alten Herrlichkeit. Es unterwarf sich die schwarzenbergischen, öttingischen, fuggerischen, taxischen, hohenloheschen, lobkowitzischen, esterhazyschen Reichsbesitzungen ꝛc. Würtemberg, Bierach, Wimpfingen, Wiesensteig, die Reichsgrafen in Südost-Schwabens, einen Theil der hohenloheschen, taxischen, die truchsessischen Besitzungen ꝛc., Baden, die fürstenbergischen, leiningischen, löwensteinischen ꝛc. ꝛc. Die Souveränitätsrechte sollten in der Besteurung, Rekrutenaushebung, hohen Polizei, Gesetzgebung und dem Blutbanne bestehen, die unterworfenen Fürsten hingegen behielten ihre Domänen, Herrschafts- und Feudalrechte, niedere Gerichtsbarkeit, Jagd, Fischfang, Hammerwerke, Minen ꝛc., worin auch gar bald die ungleichartigsten und willkürlichsten Eingriffe ohne Abhülfe Statt fanden. Eben so wenig

bekümmerte sich jemand mehr um die eigentliche staatsrechtliche Gestaltung des Bundes, um Gelegenheit oder um Vermögen zu Gutem und Großem, um die Erhaltung der Schuldengarantien, gerade wo der Kredit am allernöthigsten war, um die Erhaltung der Henne, deren goldene Eier so ungeduldig aufgerafft wurden, um die Erhaltung gesetzlicher Aeußerungen der am Ende doch allezeit siegreichen öffentlichen Meinung, damit sie nicht ungefragt, ungeregelt, gereizt und wild über alle Dämme breche. Am 3. Oktober 1806 traten der Churfürst und seitdem Großherzog von Würzburg, in dem posener Frieden am 11. Dezember 1806 der Churfürst seitdem König von Sachsen, am 15. Dezember 1806 die fünf sächsischen Herzoge ernestischer Linie, und durch den am 13. April 1807 zu Warschau unterzeichneten Vertrag die beiden Fürsten von Schwarzburg, die 3 Herzoge von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Reuß, Waldeck dem Bunde bei. Das Königreich Westphalen wurde durch die von Napoleon am 15. November 1807 bestätigte Verfassung auch zum Rheinbundesstaat bestimmt, und endlich wurden auch die Herzoge von Mecklenburg-Strelitz am 18. Februar 1808, von Mecklenburg-Schwerin am 22. März 1808 und von Oldenburg am 14. Oktober 1808 als Mitglieder des Rheinbundes aufgenommen. Der Flächenraum ihrer Länder betrug 5977 Q. M., und die Zahl der Einw. 14.320.191 Seelen; aber das kaiserliche Dekret vom 10. Dezemb. 1810 vereinigte die Weser- und Elbmündungen mit Frankreich, und beschränkte daher den Rheinbund auf 5384 Q. M. und 13.475.820 Einw., und das Bundeskontingent auf 119.180 Mann. So war denn, mitten im Frieden mit eiskalter Verhöhnung wenige Monate alter Traktaten, wieder eine Bevölkerung von 8 Mill., ein Raum von dritthalb Tausend Q. M. des herrlichsten Landes, dem großen indirekten Reiche zugeschlagen! So war es dahin das Reich des großen Carl, der sächsischen Ottonen, der fränkischen Heinriche, der schwäbischen Friedriche, durch Rudolph von Habsburg ritterlich wieder hergestellt, das Vaterland so vieler Kriegestugend, so vieler weisen Gesetze! Viele uralte Fürstengeschlechter, der Herrschaft und der Unabhängigkeit beraubt, in Vasallen einiger Auserwählten verwandelt, und diese Auserwählten selbst, wieder bloße Satelliten des Protektors; ihre neu vergrößerten Gebiete überschwemmt und ausgesaugt durch französische Heere, den Städten Brandschatzungen abgepreßt, die neuen Bundesfürsten in ihren Residenzen geschont, Unterthanen von ihnen (wie der Buchhändler Palm) durch die Fremdlinge gerichtet und hingerichtet, und zu gesteigerter Mißhandlung von Nürnberg, gerade nach dem Oestreich vorenthaltenen Braunau geschleppt, — die erste Freude über die traurige Beute sogleich wieder verbittert; jede echt- und urdeutsche repräsentative Form vertilgt, die, wenn auch der Geist entwichen, wenn sie längst nur mehr Hohlmünze, nur mehr ein Schein von Zwischenmacht war, gleichwohl mächtig erinnerte an das, was seyn sollte und sich, beim ersten günstigen Anlaß, ein Phönix aus der Asche wieder aufschwingen konnte: — Völker ohne Liebe und Treue gegen die kaum erkannten, nun aufgedrungenen Fürsten, Völker ohne Muth und ohne Liebe für ein mühseliges Leben, ohne Sicherheit und ohne Wohlfahrt, — Völker ohne Freiheit unter Fürsten ohne Freiheit, — das war der empörende Anblick, den der heilige deutsche Mutterboden, von der Entstehung des Rheinbundes auf dem Schlachtfelde von Austerlitz, bis zu seinem Verschwinden auf dem Schlachtfelde von Leipzig, eine unheilvolle Sieben von Jahren hindurch, den Blicken des Mitleids und des Unwillens darbot.

Rheinfälle. Der erste Rheinfall ist eine halbe Stunde von Schafhausen, ohnfern des Dörfchens Neuhausen. Nachdem der Strom etwa 500 Schritte oberhalb seines Sturzes seine Gewässer zwischen steilen Ufern in einem Felsenbette, aus welchem viele einzelne Klippen über die Fluth hervor-

ragen, zusammen drängen mußte, und so durch unzählige Brechungen schäumend und wirbelnd an den Rand der großen Felsenmasse gelangt ist, stürzt er sich über diesen etwa 70 Fuß hoch hinab. Zwei gewaltige, von dem Wasser tief ausgehöhlte Felsen ragen mitten aus dem Wassersturme empor. Den höhern, mit Gebüsch bewachsenen, kann man bei mittlerm Wasserstand ersteigen. Das Getöse des Falles betäubt in der Nähe, und wird bei Nachtzeit 2 Meilen weit, oft noch weiter gehört. Es ist dem Reisenden ja zu rathen, auf der Seite von Schafhausen den Weg zum Wasserfalle zu nehmen, dort bei dem kleinen Schlößchen Wörd, unterhalb des Falles, einen Kahn zu besteigen, und sich auf das jenseitige Ufer (was täglich und ohne die mindeste Gefahr geschieht) übersetzen zu lassen, woselbst er auf einem hölzernen Balkon so nahe an den höchsten und wasserreichsten Theil des Sturzes hingehen kann, um von dem in Staub aufgelösten Wasser in kurzer Zeit durchnäßt zu werden. Der zweite Fall findet sich nicht weit vom Städtchen Kaisersthal, und unter Zurzbach; er wird verursacht durch einen quer durch den Fluß gelegten Felsendamm, in dessen Mitte sich eine Lücke befindet, welche, bei niedrigem Stand des Gewässers, dasselbe allerdings durchnäßt, auch Raum genug für zwei neben einander fahrende kleine Schiffe (Waydlinge genannt) darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anschwillt, und sich über die zu beiden Seiten der Lücke stehenden Felsen ergießt, so entsteht ein Sturz, der alle Schifffahrt unmöglich macht. Zwei Stunden von Säckingen ergießt sich die Wehr, welche auf dem Schwarzwald entspringt, in den Rhein, und dieser nimmt seinen Lauf nach Rheinfelden, im Canton Aargau, welches 3 Stunden abwärts liegt, der vierten und letzten Waldstadt, wo abermals ein Wasserfall ist, der Höllhacken, auch das Gewild genannt. Das Felsennest im Rheine fängt schon eine Stunde ober Rheinfelden an, und streicht bis unter die Brücke dieser Stadt dergestalt fort, daß nur eine drei Schritte breite Oeffnung bleibt, wodurch die Schiffe mit der größten Behutsamkeit geführt werden müssen.

Rheingau, ein Strich Landes, ungefähr 4 Stunden lang und 2 St. breit, auf dem rechten Rheinufer, vormals zum Erzbisthum Mainz gehörig, bildet jetzt einen Theil des Herzogthums Nassau. Die Wasserfahrt von Mainz bis Bingen, durch den paradiesischen Rheingau, ist die schönste, die man in Deutschland machen kann. Auf dem Strome erhält man drei verschiedene, herrliche Ansichten: die erste zwischen den Auen bei Biebrich, die zweite bei der sogenannten großen Giese (bei Hattenheim) und die dritte bei Geisenheim und Rüdesheim. Bei Biebrich zieht sich, vom erhöhten Rheinufer, ein hoher Wall mit einem tiefen Graben in den Landswald hinauf, der den Hintergrund des ganzen Rheingaues bis Lorch begränzt. Diesseits umgeben die blauen Berge des Rheingaues den Strom, der hier einen majestätischen See bildet, und die Umrisse von Schierstein, Ellfeld und Walluf freundlich zurückstrahlt. Wenn man zwischen den Auen bei Biebrich hervorkömmt, erhält man die erste Ansicht des Rheingaues. Die Höhen längs dem Ufer erheben sich in Terrassen, auf welchen der Weinstock blüht, und schließen sich, in der Ferne in einem Halbzirkel, so daß der Fluß als ein großer See erscheint. Vor sich hat man nun Walluf, die eigentliche Pforte des Rheingaues. Hier war der Anfang des Fränkischen und auch des nachherigen Rheingaues, der sich von Walluf bis Lorchhausen hinzog, und vom Hinterwalde zurück am Mapperhof und Thurm bis Nauenthal, wo der Gränzthurm, die Klinge, steht. Der letzte Karolinger, Ludwig, schenkte diesen herrlichen Gau an Kurmainz. Eine halbe Stunde von Walluf liegt das schöne Ellfeld (Eltvill), der Hauptort des Rheingaues, mit seinen gothischen Thürmen. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Ostrinch, Mittelheim, Witikel, Johannisberg, Geißenheim, der schöne große Flecken Rüdesheim,

Asmannshausen, Dreieckshausen, Niederrheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen sich viele Landhäuser. Die Lage des Rheingaus, welcher durch sein Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt, und dagegen dem Mittagsstrahl der Sonne ausgesetzt ist, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rücksicht des Weinbaus wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geistigen Weine gedeihen auf den höchsten Höhen, die gesündesten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachsenden werden spät trinkbar. Die berühmtesten Weine des Rheingaus sind die Rüdesheimer u. Markebrunner, Johannisberger und Geisenheimer und Asmannshäuser (s. Rheinweine). Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obstbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrücken ansehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieses mit schönen Oertern besäeten Landstrichs beträgt ungefähr 18.000 Seelen.

Rheingrafen, s. Raugrafen u. Wildgrafen.

Rheinischer Fuß, s. Fuß.

Rheinsberg oder Rhinsberg, ein Städtchen von 200 Häusern und 1400 Einwohnern, die hauptsächlich von Ackerbau und Branntweinbrennerei leben. Es liegt an dem Flüßchen Rhin und einem See in der preuß. Prov. Brandenburg, 12 M. von Berlin. Eine Fayencefabrik beschäftigt 70 Arbeiter und liefert schöne Waaren; in der Nähe der Stadt liegt eine Glashütte, welche grünes Glas fabrizirt. Merkwürdig ist Rheinsberg durch ein Schloß, was dem Prinzen August von Preußen gehört; in dem nahen herrlichen Park befinden sich Denkmäler des Prinzen Wilhelm von Preußen und einiger preuß. Generale aus dem siebenjährigen Kriege. Ursprünglich war Rheinsberg ein bloßes Schloß, das der Familie v. Berdow gehörte; von ihr erhielt es die Familie Beville, die es 1736 dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm d. Ersten verkaufte, der es zur Residenz des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II., bestimmte, und es zu einer Stadt erhob. Friedrich d. Zweite lebte hier zurückgezogen den Musen und Wissenschaften, und bereitete sich seinem großen Berufe vor. Er schmückte das Städchen mit Werken der Baukunst und anderer Künste und mit neuen Anlagen. 1740 brannte es größtentheils ab; Friedrich ließ es herrlicher wieder aufbauen, und übergab es seinem ruhmvollen Bruder, Friedrich Heinrich von Preußen, zur Residenz. Auch dieser trug zur Verschönerung viel bei.

Rheinsberger oder Collegianten. Durch den willkührlichen Beschluß der Dortrechter Synode gegen die Remonstranten (s. d. A.) wurden diese stark in Holland gedrückt. Um den Verfolgungen zu entgehen, hielt sich ein Theil der Remonstranten zu Rheinsberg bei Leyden verborgen; als später den Remonstranten die freie Ausübung ihrer Religion wieder gestattet wurde, wollten sich die Rheinsberger nicht mit ihnen vereinen, indem sie von dem Glauben und den Gebräuchen der Reformirten noch mehr abwichen. Sie wollten keine Kirche bilden und auch keine heißen, sondern nannten ihre Gemeinen Collegien. Sie versammelten sich jährlich zweimal zu Rheinsberg. Ihrem Glauben legen sie einzig die Bibel zu Grunde und gestatten die freieste Auslegung derselben; aus dieser Ursache gesellten sich viele Separatisten, besonders aus den Mennoniten und Socinianern, zu ihnen. In ihren Kirchen stellen sie keine bestimmte Priester an, sondern jeder, der dazu Beruf in sich fühlt, kann in ihren Versammlungen predigen; die Leiter ihrer Gemeinen sind Aelteste, Diener und Krankenpfleger, die ihren Posten nur nach dem Willen der Gemeinen bekleiden. Eine Trennung der Collegianten entstand durch einen Streit einiger ihrer Gelehrten, die den Socinianismus vertheidigten; die gröninger Collegien verwarfen diesen, und trennten sich deßhalb von den holländischen. 1740 machten die Rheinsberger 18 Collegien

aus; doch hat die Sekte in den spätern Zeiten bedeutend abgenommen und scheint allmählig ganz zu verschwinden.

Rheinschiff-fahrt und Handel, s. Schifffahrt und Handel auf dem Rheine.

Rheinschifffahrts-Oktroi. Der Kurerzkanzler, nachheriger Fürst Primas Dalberg, hatte der Verfügung Napoleons mehrere Landstriche abgetreten, und sollte für den Verlust der Einkünfte anderweitig entschädigt werden. Zur Realisirung dieser Entschädigung schlossen i. J. 1804 Napoleon und er einen Vertrag, wodurch die Rheinzölle, welche die Schifffahrt auf diesem Strome sehr beengt hatten, vereinfacht und zusammengezogen wurden. Das Zollwesen auf dem Rhein, das in 132 Artikeln dieses Vertrags, der den Namen Rheinschifffahrts-Oktroi erhielt, regulirt wurde, sollte durch seine Einnahme den Verlust des Fürsten Primas decken.

Rheinweine. Die ersten Weinstöcke wurden am Rhein im dritten Jahrhundert, unter der Regierung des Kaisers Probus, gepflanzt. Aus den Urkunden des Klosters Lorsch ist bekannt, das im 8. Jahrhundert der Weinbau an der Bergstraße schon bedeutend war. Nach einer noch gangbaren Tradition im Rheingaue soll Karl der Große den ersten Weinstock von Orleans nach Rüdesheim haben verpflanzen lassen. Der stärkere Wein, welchen der Rheingau hervorbringt, wächst, im Allgemeinen, nicht mehr jenseits des Schlundes von Bingen. Der Strom hat bis dahin seine Richtung von Morgen gegen Abend, und dieses gibt den Rebhügeln die Lage gegen den Mittagsstrahl der Sonne. Auch trägt die Gestalt des östlichen Gebirgs, welches auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, Vieles zur vorzüglichen Wärme des Thals bei. Die Winde von Norden und Osten stürzen sich nicht geradezu über den Rand jener erhabenen Fläche hinab, sondern äußern ihre, der Vegetation nachtheilige, Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, die auch größtentheils unfruchtbar und wüste ist. Der Rheingau wird, in Rücksicht des Weinbaues, in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, das heißt, in die Dörfer auf der Höhe, längs dem Walde hin, und die in der Tiefe, in der Richtung des Flusses. Die höher liegenden Weinberge haben, wegen ihres schweren Bodens, in heißen Jahren den Vorzug, und die Trauben erhalten hier auch früher eine hochgelbe Farbe. Die tiefer liegenden gewinnen in gemäßigten Jahren. Auf den Bergen, die einen schweren, steinigten Grund haben, wachsen die schwersten, stärksten und dauerhaftesten Weine; die Berge hingegen, deren Erdreich aus warmem und lockerem Kies besteht, bringen sehr geistige und sehr flüchtige Weine hervor. Die gesündesten sind immer die, welche auf mäßigen Höhen gezogen werden; der Bdden ist da gewöhnlich leicht und locker, und saugt Thau und Regen besser ein. Schädlicher aber sind die Weine tiefer Gegenden; der Grund ist daselbst feucht, kalt und schwer; auch werden sie nach langen Jahren erst trinkbar. Die Hauptgelänge des Rheingaus, wo die besten Weine wachsen, sind: 1) Zu Aßmannshausen, wo besonders vorzüglicher rother Wein wächst. 2) Zu Rüdesheim, wo auf dem Hauptberge, von Orleans'schen Trauben, ein Hauptwein gewonnen wird; nicht minder köstlich ist der Rottländer und der Hinterhäuser. Letzterer wächst auf einem Berge, dicht hinter den Häusern von Rüdesheim, und wird sehr theuer bezahlt. Der beste Theil dieser Weinberge gehört dem Grafen von Boos und den Herren von Frankenstein und Ritter. 3) Zu Geisenheim, der Rodenberg und Kapellgarten. 4) Auf dem Johannisberge (s. d. Art.). 5) zu Hattenheim, der Markebrunner. Außer dem Rheingau wachsen noch folgende gute Rheinweine: Am linken Ufer, zu Nierstein, Worms (Liebfrauenmilch), Dienheim, Laubenheim, Bacharach, in den Thälern Steeg, Mannebach und Diebach, und zu Oberwesel (Engehölle). Auf dem rechten Ufer zu Hochheim, und zum Theil auch zu Wickert und

Kostheim. — Unter diesen Weinen sind die Laubenheimer und Aßmannshäuser die lieblichsten, die Hochheimer, Johannisberger und Gelsenheimer die gewürzvollsten; die Niersteiner, Markebrunner, Bacharacher und übrigen dasigen Thalweine und Rüdesheimer die stärksten und feurigsten.

Rhetoren (Redner), Lehrer der Beredsamkeit. Schon in den frühen Zeiten waren in Griechenland öffentliche Reden gewöhnlich, ehe man noch an eine kunstvolle Rhetorik dachte. Jeder sprach nach Maßgabe seiner natürlichen Beredsamkeit, und suchte seine Gründe so bündig und eindringend vorzutragen, als es ihm möglich war. Die Veranlassungen zu öffentlichen Reden waren in den republikanischen Staaten Griechenlands mannichfaltig, da keine Sache von Wichtigkeit ohne Genehmigung des Volks geschah. Es gab also Veranlassungen zu Reden, wenn neue Gesetze eingeführt, ein Krieg unternommen, Bündnisse geschlossen, ein Verbrecher angeklagt und vertheidigt werden sollte u. dergl. Man hielt, besonders zu Athen, Reden, wenn Männer, welche sich um den Staat verdient gemacht hatten, durch Herzählung ihrer Verdienste dem Volke empfohlen, andere aber wegen ihres entgegengesetzten Betragens von ihrer nachtheiligen Seite vorgestellt werden sollten. Nach jedem gelieferten Treffen hielt man den Gebliebenen öffentliche Lobreden, um ihre Tapferkeit zu verherrlichen, und die Anwesenden zu gleichen Tugenden zu ermuntern. Nach diesen verschiedenen Veranlassungen theilte man die Reden in drei Klassen, in Lob- und Schmähreden, gerichtliche und berathschlagende Reden. Die gerichtlichen begriffen die Klag- und Vertheidigungsreden, und die berathschlagenden diejenigen Reden, welche die eigentlichen Angelegenheiten des Staats, die Vermehrung der Einkünfte, Krieg und Frieden, Besatzungen, Ein- und Ausfuhr, und die Gebung neuer Gesetze betrafen. Zu Athen fing man zuerst an, die Redekunst als ein eignes Studium zu behandeln, und zwar zu den Zeiten des Perikles. Die natürliche Beredsamkeit dieses Mannes, so wie des kurz vor ihm lebenden Themistokles, und nach ihm des Kleon, Alkibiades, Kritias, Theramenes und Anderer, machte durch die Wirkungen, welche sie bei dem Volke hervorbrachten, zuerst darauf aufmerksam, was man durch eine wohl ausgearbeitete Rede über die Gemüther vermöge, und nun warfen sich auf einmal die Sophisten Gorgias, Thrasimachus, Protagoras, Prodikus und Hippias zu Lehrern der Beredsamkeit auf, und rühmten sich, wie sie sagten, der Kunst, aus einer schlechten Sache durch Reden eine gute zu machen. Ihre Kunst bestand also nur in Täuschung, und war nichts weniger als wahre Rhetorik; daher sich auch Sokrates aus allen Kräften ihnen entgegensetzte, und vor ihren gefährlichen Kunstgriffen warnte, und dadurch dem Isokrates, seinem Freunde und Schüler, der mit der Redekunst zugleich die Philosophie verband, den Weg bahnte, daß er sich das Uebergewicht über die Sophisten verschaffen konnte. Isokrates taugte zwar nicht selbst zum Redner, aber die Grundsätze seiner Kunst hatte er vortrefflich inne, und sein Unterricht in der Rhetorik fand bald so allgemeinen Beifall, daß sein Haus wie die Schule von ganz Griechenland angesehen wurde. Bald nach ihm fing auch Aristoteles an, die Rhetorik zu lehren, und durch beide wurde diese in die Form einer rechtmäßigen Kunst gebracht. Man lehrte nicht mehr jene auf Täuschung abzweckende Kunst der Sophisten, sondern gab Regeln, wie man wahre oder wahrscheinliche Gründe zur Behauptung einer Sache erfinden, diese gehörig ordnen, Gedanken und Worte dazu auswählen, die Rede auswendig lernen, und sowohl in Ansehung der Aussprache, als der sie begleitenden Bewegungen des Körpers mit Anstand deklamiren sollte. Aus diesen beiden Schulen gingen bald die vortrefflichsten Redner in Menge hervor. Einige widmeten sich den Staatsgeschäften und der ausübenden Redekunst; Andere hielten rhetorische Schulen. Unter den Letztern ist Aeschines merkwürdig, welcher,

aus Athen vertrieben, nach Rhodus flüchtete, daselbst die Rhetorik lehrte, und eine Schule hinterließ, welche die rhodische genannt wurde. Rhodus kam dadurch so in Ansehen, daß sogar von Athen sich Jünglinge dahin begaben, um die Rhetorik zu erlernen. Zu den Zeiten des Kaisers Augustus stifteten daselbst Apollodorus von Pergamus und Theodorus Gadareus nach dem Beispiel der Philosophen zwei rhetorische Sekten, welche die Apollodoreer und Theodoreer genannt wurden. Später, als Athen und Rhodus, wurden die übrigen griechischen Städte mit der Rhetorik bekannt; denn als diese zu Athen in größten Flor war, hörte man noch nichts von argoeschen, korinthischen oder thebanischen Rednern. In Kreta aber und Sparta wurde sie ganz vernachlässigt, ja sogar für gefährlich gehalten, und die Ephoren belegten denjenigen mit Strafe, der sie im Auslande erlernt habe. Obgleich Athen der eigentliche Sitz der Redekunst war, so war doch auch hier dieselbe kein gemeines Studium der Jugend. Die Schulen der Redner wurden nur von solchen besucht, die, vermöge ihrer Glücksumstände, zu Aemtern zu gelangen hoffen konnten, welche einen beredten Mann erforderten. Auch wurde der Unterricht theuer bezahlt; denn bekanntlich verlangte Isokrates von jedem Schüler für eine bestimmte Zeit 1000 Drachmen, und wenn er nach Verlauf der gesetzten Zeit die Kunst noch nicht erlernt hatte, und den Unterricht weiter genießen wollte, so mußte er die Summe von neuem bezahlen. Die Gewohnheit, daß die Schüler ein Lehrgeld bezahlten, dauerte nur so lange, als der Unterricht in der Rhetorik Privatsache war; denn nachdem der Kaiser M. Antonius zu Athen für jede Wissenschaft eigene Lehre angestellt hatte, so bekamen auch die Lehrer der Rhetorik einen jährlichen Gehalt von 10.000 Drachmen, wofür sie den Unterricht besorgen mußten. Keiner aber wurde zu dem Lehramte gelassen, der nicht nach vorhergegangenen Prüfung tüchtig dazu befunden worden war. Diese Lehrer der Redekunst hießen Sophisten, und ihr Lehrstuhl wurde Thron (*ὁ τῶν ῥοφιστῶν θρόνος*) genannt. Eifrige Schüler der Beredsamkeit begnügten sich nicht mit dem Unterricht des Lehrers allein, sondern suchten sich auch noch durch Lesung gut geschriebener Reden zu bilden, und arbeiteten zur Uebung selbst Reden über erdichtete Gelegenheit aus. Isokrates rühmte sich, daß die Redner seiner Zeit sich seiner Reden bedienten, um durch sie ihren Schülern die Regeln der Redekunst zu erläutern. In Athen gab es folgende Gesetze, welche die öffentliche Redekunst betrafen. Nach Aeschines durfte Niemand öffentlich als Redner auftreten, der seine Eltern gemißhandelt, ihnen der Unterhalt versagt, oder sie aus dem Hause gestoßen; der sich geweigert hatte, Kriegsdienste zu thun, wenn die Umstände er erheischten, der sein Schild weggeworfen, sich dem Laster der Wollust und der Verschwendung ergeben hatte. Wer dessen ungeachtet öffentlich aufzutreten wagte, wurde vor den Gerichten angeklagt. Ein Redner mußte ferner in rechtmäßiger Ehe leben, und innerhalb des attischen Gebiets Grundstücke besitzen. Bei Aeschines heißt es ferner, daß ein Redner, der vor dem Senate oder Volke seinem Gegenstande nicht angemessen sprach, einerlei Sache denselben Zuhörern zweimal vortrug, bei seinem Tadel sich Anzüglichkeiten und Spötterelen erlaubte, Dinge in seine Rede hineinzog, welche nicht zur gerichtlichen Untersuchung gehörten, oder nach geschehener Aufhebung des Senats den Epistaten mißhandelte, in eine Geldstrafe von 50 Drachmen verfallen sollte; ja nach Befinden der Umstände sollte auch auf eine größere Geldstrafe geklagt werden können. Diejenigen Redner, welche öffentlich Prozesse vor dem Senate oder dem Volke als Sachwalter führten, hießen insbesondere *ῥήτορες*, und bekamen für jeden Prozeß, den sie führten, aus dem öffentlichen Schatze eine Drachme. Bisweilen hießen sie auch *συνεγοροι*, und ihre Besoldung nannte man *τὸ συνηγορικον*. Die Römer lernten die eigentliche kunstmäßige Beredsamkeit auch von den Griechen ken-

nen. Anfangs hatte man gegen den Unterricht der griechischen Rhetoren ein so ungünstiges Vorurtheil, daß man sie aus Rom verbannte, und dies Verbot nochmals wiederholte, welches durch den Mißbrauch der Beredsamkeit von den Sophisten veranlaßt worden war. In der Folge ward der rhetorische Unterricht ein Geschäft der Freigelassenen, unter denen L. Plotius Gallus und L. Otacilius Pilitus besonders genannt werden. Man sah nun immer mehr den Nutzen der Rhetorik ein, und da man mannichfaltige Anwendung davon machen konnte, so betrieb man ihre Erlernung immer eifriger und allgemeiner. Wie bei den Griechen, wurde auch die theoretische Anleitung mit frühen Vorübungen oder Deklamationen verbunden, wodurch man sich zur Haltung öffentlicher, förmlicher Reden vorbereitete. Auch suchte der Römer, wenn sein Vermögen es erlaubte, die berühmtesten griechischen Redner zu Athen zu hören, oder wenigstens sie fleißig zu lesen. Uebrigens blieb die gerichtliche Beredsamkeit die herrschende Gattung bei den Römern. Von ihren Rednern kennen wir viele nur bloß dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen Cicero, Quinctilian und andere Schriftsteller ertheilen. Dahin gehören Cotta, Sulpicius, Hortensius, Messala und Brutus. Von wenigen besitzen wir noch Reden und Deklamationen, nämlich vom Cicero, dem jüngern Plinius und Quinctilianus, desgleichen von einigen in spätern Zeiten lebenden sogenannten Panegyrikern, z. B. dem Claudius Mamertinus, Eumenius, Nazarius und Latinus Pacatus Drepanius. Ihre Reden sind aber nur Denkmale einer verdorbenen Beredsamkeit. Zu den Lehrern der Rhetorik gehörten bei den Römern, außer dem oben genannten Cicero und Quinctilianus, vorzüglich Marcus Seneca. Die berühmtesten Redner des Alterthums waren zugleich seine größten Staatsmänner, welche ein freies Volk als Demagogen nach ihrem Willen leiteten. Sie entschieden über Krieg und Frieden, lenkten die Kräfte des Staats nach selbst vorgesteckten Zielen und bändigten und zähmten oft die aufbrausenden, heftigen Gährungen ihrer Bürger, wenn ein augenblickliches Lächeln des Glücks sie in ihren Hoffnungen und Unternehmungen über die Schranken der Klugheit und ihrer Macht hinaustreten machte, und wußten ihnen, wenn der Staat in eine gefährliche Lage gerieth, Muth zum Ausdauern, Eifer zu neuen Anstrengungen, und den patriotischen Enthusiasmus, sich mit ihren Gütern der Ehre und dem Wohle des Vaterlandes aufzuopfern, einzuflößen. Und welche Mittel standen diesen Staatsmännern des Alterthums zu Gebote, wenn wir sie mit den der neuern Zeiten vergleichen? Sie hatten keine Befehle aus dem Cabinette zu ertheilen; sie geboten nicht über die Schätze der Völker, sie konnten nicht mit Gewalt erzwingen, was man nicht gutwillig leisten wollte. Ihre ganze Macht lag in ihnen selbsten, in ihrem Charakter, ihren Talenten, ihrem Muthe und vor allem in ihrer Beredsamkeit. — Die eigentliche Staatsberedsamkeit hebt bei den Griechen mit dem Perikles an. Er war der erste Staatsmann, der es empfand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung ihm nöthig sey; nicht um in ein Lehrsystem sich einzuspinnen, sondern sich im freien Denken zu üben; und er ward der Schüler des Anaxagoras. Wenn bisher nur vom Staat bestellte Redner die Vorträge in der Volksversammlung thaten, so trat er zuerst als selbstbestellter Redner auf; und das Studium der Beredsamkeit ward ihm Bedürfniß, ohne daß doch das Handeln bei ihm dem Reden untergeordnet gewesen wäre. Von Themistokles und Aristides lesen wir nicht, daß sie durch Kunst gebildete Redner waren. Daß vielmehr unter den praktischen Staatsmännern dieser Ruhm zuerst dem Perikles gebührte, wird nicht bezweifelt, wenn es auch ungewiß ist, ob er schon des Unterrichts der damals entstehenden Lehrer der Beredsamkeit genoß. Aber wenn auch die Reden des Perikles Kunstwerke waren, so waren sie es doch schwerlich in dem Sinne, wie die des

Demosthenes und seiner Zeitgenossen. Die Rede, welche ihm Thukydides in den Mund legt, ist freilich das Werk des Geschichtschreibers; aber aus ihr, so wie aus andern ähnlichen Reden bei ihm, können wir doch den Zustand der Staats-Beredsamkeit vor und zur Zeit des peloponnesischen Krieges unstreitig am zuverlässigsten beurtheilen, da sie nicht anders als im Geschmacke und nach der Sitte der Zeit geschrieben seyn können. Wie verschieden ist aber dieser noch von dem in dem Zeitalter des Demosthenes? Wie viel weniger können diese Reden, wie groß auch übrigens ihr Werth ist, als rednerische Kunstwerke betrachtet werden? Wir finden noch wenig oder nichts in ihnen von einem künstlichen Plane. Eben so wenig von jener rednerischen Ausführung und den Kunstgriffen, durch welche jene spätern Redner auf ihre Zuhörer wirken. Wir bewundern in ihnen mit Recht die Kraft der einzelnen Gedanken, so wie einzelne Wendungen und Ausdrücke. Aber eben so unwidersprechlich scheinen sie auch zu beweisen, daß der rednerische Styl sich damals noch keineswegs in Athen ausgebildet hatte. Ihr Charakter nähert sich weit mehr dem der militärischen Beredsamkeit, sie tragen den Stempel des Zeitalters, in welchem der Staatsredner zugleich auch Feldherr war. Wodurch erhielt nun aber die griechische Staatsberedsamkeit den ihr nachmals eigenthümlichen Charakter, wie wir ihn in dem Zeitalter des Demosthenes finden? Allerdings hängt das Entstehen und die Ausbildung der Staatsberedsamkeit immer in einem gewissen Grade von äußern Umständen ab. Es ist nicht genug, daß die Verfassung Platz für sie läßt, sonst hätte sie ja auch in den übrigen griechischen Städten, und auch schon viel früher in Athen, sich ausbilden müssen. Auch macht die kunstmäßige Behandlung, und der in ihr gegebene Unterricht nicht den Maßstab, in wiefern große Staatsredner wirklich erscheinen. Allerdings wird dieses Alles vorausgesetzt. Aber die äußern Verhältnisse müssen zugleich von der Art seyn, daß sie das Bedürfniß von Rednern fühlbar machen. Wo kann dies aber in freien Staaten anders, als in den Zeiten, — nicht sowohl der Kriege selbst, denn hier entscheiden nur die Waffen, als vielmehr in den Zeiten drohender Gefahren, die durch Klugheit und zugleich durch muthige Entschlüsse noch vielleicht abgewandt werden können, geschehen? Hier ist der Staatsredner an seinem Platze, hier sieht er das Feld des Ruhmes für sich eröffnet, und wenn keine andere Gründe, als die Liebe des Vaterlandes, ihn auf die Rednerbühne führten, wo könnte eine edlere Begeisterung als hier seine Brust erwärmen? Dies war der Fall in Griechenland, und besonders in Athen, in Philipp's Zeitalter. Denn Philipp war es, der selbst einen Demosthenes hervorrief. Was voraus gehen mußte, um eine solche Erscheinung vorzubereiten, war voraus gegangen. Man war im Besitz einer Verfassung, die schon lange an öffentliche Beredsamkeit gewöhnt hatte, und ihr Platz ließ. Sie ward schon lange nicht mehr als ein bloßes Geschenk der Natur, sondern als eine Frucht des Studiums betrachtet, und der Redner sprach zu einem Volke, das genug gebildet war, um ihn beurtheilen und schätzen zu können. Nun kamen jene äußeren Veranlassungen, jene schwierigen Verhältnisse hinzu. Wo wäre mehr wie hier Platz für große Staatsredner gewesen, wo ließe sich ihre Erscheinung im Allgemeinen leichter erklären? Wo wäre es natürlicher, daß der praktische Staatsmann immer mehr Redner wurde, und also jene dritte Zeit von selbst erscheinen mußte, wo auch der bloße Redner, ohne zugleich Feldherr zu seyn, die Staatsgeschäfte leiten konnte? Aber wenn man die praktische Ausbildung der griechischen Beredsamkeit (denn nur von dieser, nicht von ihrer Theorie, ist hier die Rede) verfolgt, so geräth man leicht auf die Bemerkung, die noch eine genauere Erörterung verdient: daß in diesem letzen Zeitraume eine viel engere Verbindung zwischen der gerichtlichen und der Staatsberedsamkeit Statt fand, als vormals. Jene Männer, welche

in den früheren Zeiten an der Spitze des Staates standen, ein Perikles, Alkibiades u. A. gelangten dahin nicht auf der Laufbahn der Sachwalter. Wenn sie auch vielleicht in einzelnen Fällen, wie Perikles bei Cimon, als Ankläger in Staatsprozessen auftraten, so machten sie doch aus der gerichtlichen Beredsamkeit kein Gewerbe, wie die Redner im. Zeitalter des Demosthenes. So entsteht also die für die Geschichte der praktischen Politik sowohl als der Beredsamkeit, gleich wichtige Frage: Wann wurden die Sachwalter in Griechenland Staatsmänner, und wie wurden sie es? Die Staatsprozesse waren es, die dahin führten. Diese fingen erst an, während und zunächst nach dem peloponnesischen Kriege recht häufig zu werden. Sie konnten es nicht eher (wenn gleich einzelne auch früher vorkommen) als bis der Faktionsgeist jene unausrottbaren Wurzeln geschlagen hatte, der ihnen beständige Nahrung gab. Von denen uns bekannten Rednern ist Antiphon der früheste, der hier genannt werden muß. Das Bild, daß uns Thukydides von ihm entwirft, zeigt uns den Mann, der, eigentlich Sachwalter, dennoch gegen seine Neigung in Staatsgeschäfte hereingezogen ward, und deßhalb zuletzt seinen eigenen Kopf vertheidigen mußte. Von seinen Zeitgenossen, Andocides und Lysias, ward der erste wahrscheinlich nur durch seinen unruhigen Geist und seine Sittenlosigkeit verhindert, daß er nicht daurend eine große politische Rolle spielen konnte. Sein Gegner Lysias war, wie seine noch übrigen Reden zeigen, ganz Sachwalter, aber sie sind meist in solchen Sachen gehalten, welche man in Athen zu den öffentlichen Rechtshändeln zählte, die gerichtliche Beredsamkeit stieg aber natürlich immer mehr in Ansehen, je mehr die Rechtssachen sich nicht bloß vervielfältigten, sondern auch wichtiger wurden. So wurde aber auch bei dieser Vervielfältigung der Staatsprozesse, dem Sachwalter immer mehr der Weg zu der Theilnahme an Staatsgeschäften gebahnt, und die Begriffe von Rednern und Staatsmännern wurden von selbst unzertrennlich. Nirgends zeigt sich dieses mehr als in den, für diese Gegenstände oft so lehrreichen, Schriften des Isokrates. Er, der eigentlich nur Lehrer der Beredsamkeit war, (da er selbst öffentlich zu sprechen, zu furchtsam sich fühlte), betrachtet sich selbst nicht weniger als Lehrer der Staatskunst, und da er in Staatssachen nicht sprach, so schrieb er darüber. Mehrere seiner Aufsätze gehören in jene Klasse von Denkschriften, wie wir sie nennen, welche er selbst an Fürsten und Könige richtete; ungeachtet, wie er sagt, seine Freunde ihn gewarnt hatten, wie gefährlich diese Art der Schriftstellerei für ihn werden konnte. Sie haben freilich nicht mehr gewirkt, als solche Schriften in den meisten Fällen ohne persönliche Verbindungen zu wirken pflegen; allein der große Antheil, den er an der Bildung so vieler Staatsmänner und Redner durch seinen Unterricht hatte, wird ihm nicht streitig gemacht. Nichts wäre überflüssiger, als noch der Lobredner des Meisters werden zu wollen, den schon lange die Uebereinstimmung der Jahrhunderte für den ersten erklärte, den selbst der einzige, den das Alterthum ihm an die Seite setzte, so treffend, und gleich ruhmvoll für Beide, gewürdigt hat. Demosthenes erschien, und mit ihm eine neue Periode der griechischen Beredsamkeit. (S. d. Art. Demosthenes.) Mit dem Untergange der griechischen Freistaaten ging auch die echte Beredsamkeit verloren. In der macedonischen Zeit zwar blühte der edle Demetrius von Phalera; und noch viele Geschlechter hindurch erhielt sich der Ruhm der athenischen Redner, mit welchen auch die Schule von Rhodus wetteiferte. Doch schlich sich an die Stelle der alten Würde und kraftvollen Simplicität ein gekünstelter Geschmack, Ueberladung mit Blumen und tönenden Worten ein; so wie die patriotischen Reden verdrängt wurden durch knechtische Schmeichelei. Auch nach Rom wurde die griechische Beredsamkeit verpflanzt, und fand daselbst ein günstiges Erdreich. Schon früher hatten sich die starken Seelen großer

Römer in Sachen der Freiheit und des Vaterlandes — oft auch der Parthei — in kunstloser aber eindringlicher Rede ergossen. Ein Brutus, Appius Claudius, Licinius u. A.; mehr noch die beiden Gracchus, rissen die gleichgestimmte Menge ihrer Zuhörer hin, und setzten die Gegner in Verwirrung. Allmählig schlich sich indessen — ungeachtet des Widerstrebens altrömischer Eiferer, die darin eine Andeutung des Verderbnisses erblickten — die künstliche Beredsamkeit der Griechen ein. Vergebens wurden i. J. R. 591 die Philosophen und Rhetoren durch ein Senatsdekret aus Rom verbannt. Die Zeiten der Einfalt waren vorüber: man fühlte das Bedürfniß des Unterrichts. Die Jünglinge die nach Einfluß und Aemtern strebten, besuchten die griechischen Schulen; liberale Senatoren überstimmten die Eiferer. In Rom selbst wurde eine Schule der Beredsamkeit durch L. Plotius eröffnet. Schon früher schrieb Cato der Censor eine Rhetorik. Von da an trat in dem Forum eine Reihe der herrlichsten Redner auf; der unglückliche Antonius Cotta, voll Würde und Anmuth, Crassus, Sulpitius — minder glänzend in der pathetischen Rede als in der lichtvollen Entwickelung wissenschaftlichen Rechtes, dessen berühmtester Lehrer er war — Hortensius, der König des Forums genannt, und vor allen Cicero, der beiden Vorigen Nebenbuhler, Sieger und Freund, der vortrefflichste unter den Rednern Latiums. Andere, zumal Hortensius, übertrafen ihn an äußerlichen Gaben: ihre Reden machten Eindruck, so lang sie sprachen. Cicero's Reden gewannen bei bedachtsamer Lesung, und haben sich bei dem Untergang der Uebrigen erhalten, da man sie vorzüglich würdig der Erhaltung fand. Diese Männer alle bekleideten hohe Staatsämter; und hierdurch hob sich eben die Beredsamkeit (und Jurisprudenz), daß sie den Weg zu solchen Stellen bahnte. Selten gelangte einer dahin, der nicht Redner war; bei aller Tugend waren Cato und Brutus genöthigt, nach Suade zu ringen, und mit der Fülle der Macht umgeben, hielt der Diktator Cäsar nicht unter seiner Würde, sein schon von Natur vortreffliches Rednertalent fortwährend zu üben, und nach weiterer Vervollkommnung zu ringen.

Rhetorik, s. Rhetoren, Redekunst u. Redende Künste.

Rhetorische Figuren, solche Wendungen und Ausdrücke, durch welche eine Vorstellung oder eine ganze Reihe derselben unter einem andern als dem ursprünglichen und eigentlichen Verhältniß dargestellt wird. Hervorgegangen aus einem mehr als gewöhnlich bewegten Gemüth, veranlassen sie auch in dem Hörer oder Leser eine höhere Thätigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft, und geben dem Ausdruck Leben und Schönheit. Sie gehören eben deßhalb, sofern sie nicht durch bloßen Wortschimmer blenden, zu den wesentlichsten Beförderungsmitteln einer vollendeten Darstellung, und die Rhetorik macht es sich zu einem ihrer Hauptgeschäfte, über das Wesen und den Gebrauch derselben Belehrung zu ertheilen. Frühere Rhetoriker theilten sie in Wort- und Sachfiguren, eine Eintheilung, auf deren Unbequemlichkeit nur aufmerksam gemacht zu werden braucht. Passender ordnete sie Adelung und mit ihm Andere nach ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Gemüthskräften, welche durch ihren Gebrauch zunächst beschäftigt werden. Sie zerfallen dem gemäß in Figuren: 1) für die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß, 2) für die Einbildungskraft, 3) für die Gemüthsbewegungen, 4) für Witz und Scharfsinn. Allein auch diese Eintheilung, so bequem sie auch für die Uebersicht ist, hat noch manches Schwankende, und es fehlt immer noch an einer völlig genügenden Klassenbestimmung dieser in Leben und Schrift so häufigen Formen. Wir lassen hier die wichtigsten derselben in alphabetischer Ordnung folgen: 1) Allegorie; 2) Antithese; 3) Apostrophe; 4) Ausruf (Ekphonesis) (s. d. bes. Art.), eine der

gewöhnlichsten Formen des Ausdrucks heftiger Gemüthsbewegungen; 5) Ellipse (s. d. Art.); 6) Epanorthosis (Verbesserung), wenn der Sprechende das Gesagte gleich darauf zurück nimmt und berichtiget; 7) Frage (Erotesis), statt der geraden Behauptung, um der Darstellung Leben und Handlung mitzutheilen, affirmativ ausgedrückt, wenn sie verneinen, negativ, wenn sie bejahen soll; 8) Gleichniß, oder die Veranschaulichung eines eigentlichen Begriffs durch einen ihm an die Seite gestellten ähnlichen Fall. Das Merkmal, in welchem zwei verglichene Gegenstände übereinkommen, heißt das Dritte der Vergleichung (tertium comparationis). Von dem Gleichnisse sind zu unterscheiden: die Parallele, welche die Aehnlichkeit theilweise durchführt, und die Anspielung (Allusion), welche auf den ähnlichen Fall nur hindeutet. 9) Hyperbel (s. d. Art.); 10) Inversion, vermöge deren die gewöhnliche Wortstellung verändert wird, um den Hauptbegriff hervorzuheben; 11) Ironie (s. d. Art.); 12) Paralepsis (Präteritio), wenn von einer noch unvollendeten Vorstellung unerwartet zu einer andern übergegangen wird; verwandt damit die Aposiopesis, wenn ein Satz unvollendet gelassen wird, als ob ein unvorhergesehener Eindruck die Gedankenfolge unterbräche. 13) Polysyndeton, wo die Bindewörter gehäuft werden, um die Aufmerksamkeit länger bei einzelnen Vorstellungen fest zu halten; ihm entgegengesetzt das Asyndeton, eine Art der Ellipse, vermöge deren die Bindewörter hinweggelassen werden, um ein rascheres Fortschreiten von einer Vorstellung zur andern zu bewirken. 14) Prosopopöie oder Personifikation (Personendichtung), wenn leblosen Dingen oder unsinnlichen Begriffen Eigenschaften beigelegt werden, die nur dem lebenden Wesen zukommen; 15) Steigerung (Gradation, Klimax), wenn man die Begriffe nach ihrer Wichtigkeit ordnet und von dem schwächeren zum stärkeren stufenweise fortschreitet. Wird die umgekehrte Ordnung beobachtet, so entsteht ein Antiklimax. 16) Tropen (s. d. Art.); 17) Vision (Gesicht), die erdichtete Erscheinung überirdischer Wesen als gegenwärtig und theilnehmend an den Handlungen der Erde; 18) Wiederholung (Anaphora), mehrmaliger Gebrauch eines und desselben Wortes zu Anfange einzelner auf einander folgender Sätze. Geschieht diese Wiederholung am Ende der Sätze, so heißt sie Epiphora; Epizeuxis aber, wenn dieselben Worte unmittelbar hinter einander wiederholt werden.

Rheuma (Fluß), auch Rheumatismus, nennt man eine sehr schmerzhafte Krankheit, die, wenn sie ihren Sitz in den Gelenken nimmt, leicht mit der Gicht verwechselt werden kann, so daß mehrere Aerzte die Pathogonie dieses Leidens für eine und dieselbe halten; dies ist aber nicht der Fall und, es läßt sich zwischen Gicht und Rheumatismus ein wesentlicher Unterschied nachweisen. Der Rheumatismus ist doppelter Art: der acute oder chronische. Jener hält eine kürzere Zeit an, und befällt alle Glieder des Körpers; oft behält der Schmerz die einmal eingenommene Stelle, oft auch wechselt er. Nicht selten, besonders wenn der Schmerz heftig ist und die Krankheit empfindsame Subjekte ergreift, gesellt sich ein Fieber zu ihm, und man nennt dann die Krankheit rheumatisches Fieber; doch kann der rheumatische Schmerz auch ein begleitendes Symptom eines andern Fiebers seyn. Das eigentliche rheumatische Fieber ist selten gefährlich; es kann aber in ein schlimmeres übergehen, und manchmal bildet es sogar den Anfang eines Nervenfiebers. Bei einer zweckwidrigen Behandlung droht sowohl der fieberlose als febrile Rheumatismus in den chronischen sich umzuwandeln. Die Ursache des Rheumatismus ist Erkältung, daher er im Frühlinge und Herbste, und in kühlen, nassen und veränderlichen Sommern u. Wintern häufig ist, und sich fast allen acuten Krankheiten beimischt: eine solche atmosphärische Verfassung nennen die Aerzte eine rheumatische Constitution. Aus der Vernachlässigung des

acuten entspringt der chronische; oft auch sind es neu hinzutretende Ursachen, die ihn veranlaßen. Der Schmerz ist bald anhaltend, bald nachlassend; im letztern Falle kehrt er nach einiger Zeit heftiger zurück. Er ist ohne Fieber, was ihn vom acuten, und ohne Unordnung in dem Verdauungssysteme, was ihn von der Gicht unterscheidet. Die Funktion des leidenden Gliedes wird gestört, bisweilen sogar gänzlich gelähmt, und immer ist mit dem chronischen die Gefahr verbunden, daß er habituel werde. Am häufigsten ergreift der Rheumatismus die muskulösen Organe; doch sind auch bisweilen die serösen Häute, die Pleura, das Bauchfell, die harte Hirnhaut, die Blase ꝛc., die Sitze desselben; in welchem Falle die Krankheit gewöhnlich falsche Entzündung heißt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise als Entzündung äußert, und bisweilen in sie übergeht. Der chronische und vorzüglich der habituelle Rheumatismus ist sehr schwer zu heilen. Warme Bäder, besonders Schwefelbäder, künstliche und natürliche, künstliche Geschwüre, Einwicklungen von Schafswolle und Werk haben gegen denselben noch am meisten geleistet.

Rhodis. Nordöstlich von Kandia, nicht weit von der wenig bedeutenden Insel Scarpantho liegt die Insel Rhodis, ehemals Rhodus. Diese Insel gehört zu den fruchtbarsten des griechischen Archipels und genießt eines sehr schönen Klima's. Die Einwohner, auf dem Lande meist Griechen, einige 30.000 an der Zahl, sind fleißig und betriebsam. Von den ehemaligen Städten der Insel hat sich nur noch Rhodis, am nordöstlichen Ufer, erhalten. Diese durch die tapfere Vertheidigung (1522) berühmte Stadt zeigt noch in ihrem verfallenen Zustande viele Spuren der Zeit, wo die Johanniter-Ritter hier ihren Sitz hatten; eine ganze Straße, deren Häuser mit den Wappen der Ritter geschmückt sind, führt noch den Namen der Ritterstraße; aber die Festungswerke sind jetzt im elendesten Zustande, der Hafen halb verschlämmt und mit Trümmern angefüllt. Die Türken bauen hier einen Theil ihrer Kriegsschiffe. Die Einwohner sind beinahe ausschließlich Türken. Die Insel steht unter dem Kapudan-Pascha, oder dem Gouverneur der Inseln des weißen Meeres, und wird von einem Pascha regiert. Dem Schatze des Sultans soll die Insel 90.000 Piaster einbringen. Im Alterthume war die Insel berühmt. Ihr Handel und ihre Schifffahrt erreichten eine blühende Höhe. Durch ihre Seegesetze (Lex Rhodia de jactu) legten die Rhodier den Grund zu dem Völkerrechte in dieser Hinsicht; ihre Seegesetze waren so sehr den Prinzipien einer vernünftigen Gesetzgebung gemäß, daß sie auf allen Küsten und in allen Gewässern des mittelländischen Meeres als Richtschnur galten. Lange Zeit behaupteten sie ihre Unabhängigkeit, verbündeten sich mit den Römern während ihren Kriegen mit Antiochus dem Großen und dem macedonischen Könige Perseus, und trugen viel zur Besiegung dieser Mächte bei. Ein schönes Denkmal hat sich Rhodus noch durch seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten in der Geschichte gesetzt; es pflegte sie und unter ihnen besonders die Beredsamkeit so sorgsam, daß es eine Zeit lang mit Athen wetteiferte und für eine der besten Erziehungsschulen im Alterthum galt; weshalb auch die jungen Römer häufig sich dort hinbegaben. Merkwürdig war es noch durch seinen ungeheuren Coloß (s. d. Art.). Erst Vespasian hob die Freiheit und Unabhängigkeit von Rhodus vollständig und auch dem Namen nach auf, indem er es in eine römische Provinz verwandelte.

Rhombus (Raute) ist in der Mathematik ein geschobenes Viereck mit zwei gegenüberstehenden und sich gleichenden spitzen und stumpfen Winkeln. Die Diagonale theilt es in 2 gleiche Theile. Der Flächeninhalt wird bei ihm, wie bei dem regelmäßigen Quadrate, durch Multiplizirung der einen Seite mit sich selbsten gefunden. Rhomboide ist ein länglichter Rhombus

mit zwei längeren und zwei kürzeren Seiten. Rhomboidisch ist das, was die Gestalt eines Rhombus hat.

Rhone, einer der Hauptströme Frankreichs und nächst der Donau der reißendste in Europa, entspringt im schweizerischen Canton Wallis aus dem großen Rhonegletscher am Furkaberge, zwei Stunden von den Quellen des Rheins, durchströmt jenen Canton in seiner ganzen Länge, dann den Genfer See, und tritt bei Genf wieder hinaus, wo sie dann bald die Schweiz verläßt und ins französ. Gebiet tritt, dessen Ostgrenze gegen Savoyen bis unterhalb Belley bildend. Unterhalb la Cluse verschwindet der schon sehr mächtige Strom fast gänzlich dem Auge, indem er sich mit furchtbarem Getöse in einen Felsentrichter ergießt, der so eng ist, daß die einander gegenüberstehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tausend Schritte unterhalb dieses Trichters läuft die Rhone fast 60 Schritt weit völlig unter dem Felsen weg. Bei Lyon nimmt sie die Saone auf und wird hier für größere Fahrzeuge schiffbar; weit unten nimmt sie die reißende Durance auf, theilt sich dann unten Arles in zwei Hauptarme, von welchen der kleinere südwestlich fließt, und die kleine Rhone, von seinen zwei Mündungen aber die westlichere Gras Neuf, die östlichere Gras d'Orgon, oder de Saintes Marie, heißt. Der größere Arm fließt an Arles vorbei gerade südlich in das Meer. An seiner Mündung haben Seewinde und der schnelle Lauf des Stroms eine Sandinsel gebildet (les Tignes), welche einen gedoppelten Ausfluß dieses Armes, den westlichen (Gras St. Anne) und den östlichen (Grand Gras) verursacht. Der letzte ist der einzige, auf welchem etwas beträchtliche Fahrzeuge noch bis Arles hinauf fahren können, die übrigen sind zu sehr durch den Sand verschlämmt. So wußten es auch schon die Alten. Der heutige Name Gras, der von den Rhonemündungen gebraucht wird, ist sehr alt. Vielleicht kommt er noch von dem römischen Namen ad Gradus, womit der Busen, welchen die östliche Mündung der Rhone bildet, bezeichnet wird. Man könnte auch annehmen, daß vielleicht im Celtischen oder Iberischen das Wort Gras so viel als Mündung bezeichnet hätte, und das daraus das römische Gradus entstanden wäre. — Rhoneweine sind die Weine, welche an den Ufern der Rhone in Provence, Dauphiné ꝛc. erzielt werden. Die besten Sorten sind der Hermitagewein, welcher zwischen Valence und St. Vallière gebaut wird; es giebt einen rothen und weißen; der Calcernier von Chateau-Neuf, la Nerthe, Côté de St. André ꝛc. Man unterscheidet die erste und zweite Sorte des Hermitageweins und des Cote-roti.

Rhöngebirge. Zwischen dem Thüringer Walde und dem Harze einerseits und denen das nördliche Rheinthal bildenden Gebirgen andrerseits, ist das Land mit vielen kleineren unter sich zusammenhängenden Gebirgszügen bedeckt. Südwestlich gränzt es an den Thüringer Wald, wovon wiederum nordwestlich der Vogelsberg sich dem Westerwalde und südlich der Spessart sich dem Odenwalde nähert. Das Rhöngebirge dehnt sich von Kaltennordheim bis über Bischofsheim 5—6 Meilen in der Länge, und eine in der Breite aus. Man trifft in demselben viele hohe Basaltfelsen an, aber wenig Waldung, welche sich nur an den Abhängen findet; Heu wird dagegen in Menge gewonnen. Der Erwähnung verdienen drei Torfmoore. Das eine, das rothe Torfmoor genannt, umfaßt 1000 Morgen Land: auf ihm soll ehemals ein Dorf gestanden haben, das im Moor versank. Das zweite heißt das schwarze; es ist wasserreicher als das vorige und nimmt einen Flächenraum von 500 Morgen ein; das dritte heißt das weiße Torfmoor. Im Winter ist die Kälte auf dem Gebirge stark und der Schnee fällt sehr hoch. Erz und Metalle liefert das Gebirge nicht. Bisweilen rechnet man noch zu dem Rhöngebirge die fuldaischen Vorberge, die aus Basalt bestehen und eine Höhe von 2500 bis 2800 Fuß haben.

Rhythmus. Dieses griechische Wort bezeichnet nach Hermann die Aufeinanderfolge von Zeitabtheilungen nach einem Gesetz. Bei dieser Erklärung abstrahirt er von allen in der Zeit auf einander folgenden Dingen, und verharret allein bei der Möglichkeit der Vorstellung einer Theilung der Zeit, einer Folge dieser Theile, und eines Verhältnisses, in welchem diese Theile auf einander folgen, d. i. eines Gesetzes, das die Zeitabtheilungen in der Vorstellung bestimmt, welches dann freilich objektiv, d. i. allgemein gültig, formal, in so fern dabei weder an Musik, noch Tanz, noch sonst etwas dergleichen gedacht wird, und nicht empirisch, durch Willkühr, sondern a priori bestimmt seyn muß. Soll nun aber von dieser Erklärung die Anwendung in der Erfahrung gemacht werden: so können wir dabei unmöglich von den Dingen abstrahiren, welche die Abtheilungen der Zeit nach einem Gesetz erst sinnlich bemerkbar, d. i. zur Erscheinung machen, und beweisen, daß ein a priori denkbarer Rhythmus auch a posteriori wirklich sey. Dem zu Folge würde der empirische Rhythmus die bemerkbare Regelmäßigkeit gewisser auf einander folgenden Veränderungen in gleichförmigen Perioden der Zeit seyn, und diese Veränderungen könnten nicht besser allgemein, als durch Bewegungen bezeichnet werden. Wo nichts bewegt wird, wo Alles still steht, da ist auch kein Rhythmus, überhaupt keine Veränderung in der Erscheinung für den möglich, der diese Veränderung nicht wahrnimmt. Der Taube kann kein Konzert, der Blinde keinen Tänzer beurtheilen. Was nun übrigens den Rhythmus von jeder andern zufälligen Folge der Dinge unterscheidet, ist das Gesetz, welches alle möglichen, in einer gegebenen Zeit vorkommenden Veränderungen zu einer bestimmten Einheit verbindet. Und dieses Gesetz sagt: daß sich alle in einer gegebenen Zeit auf einander folgende Veränderungen zu der gegebenen Zeit verhalten, entweder wie 2 : 1, oder wie 3 : 1, d. i. als Anfang und Ende, wie die beiden Schläge einer geschwungenen Glocke, oder als Anfang, Fortgang und Ende, wie wenn drei Hammer nach einander an einer Glocke schlügen. Dieses Verhältniß = 2 oder = 3 ist der erste, einfachste Urrhythmus selbst, oder der Takt, $^2/_4$ oder $^3/_4$, gerader und ungerader Takt, auf den sich alle möglichen Abtheilungen einer gegebenen Zeit müssen zurückführen lassen. Takt ist also nichts anders, als die Reduktion größerer und kleinerer Zeitabtheilungen in einer gegebenen Periode der Zeit auf ein gleichförmiges Maß, d. i. auf den ersten und einfachsten aller Rhythmen. $^2/_4$ Takt u. $^3/_4$ Takt sind also die beiden Grundmaße aller rhythmischen Bewegungen. Wo keins von diesen wahrgenommen wird, da ist auch kein Rhythmus. Alle übrigen Taktarten entspringen aus diesen beiden. Der $^4/_4$ Takt faßt 2 rhythmische Perioden, jeden von $^2/_4$ Takt, in einem zusammen. Der $^3/_8$ Takt ist = den $^3/_4$ Takt, nur im geschwindern Tempo, durch welches Wort die mehr oder mindere Geschwindigkeit der auf einander folgenden Zeitabtheilungen bei einerlei Takte bezeichnet wird. Wo in verschiedenen gleichförmigen Perioden die Zeitabtheilungen sich alle gleich sind, da ist auch nur der einförmige Rhythmus, der bloße Takt. Wo sie verschieden, bald länger, bald kürzer sind, da entsteht der figurirte Rhythmus. Rhythmen können also Statt finden 1) bei körperlichen Bewegungen, a) der einfachste beim Soldatenschritte; b) der figurirte bei Tänzen; 2) bei Tönen; a) der einfachste beim Glockengetön; b) der figurirte beim Trommel- und Paukenschlag; 3) bei hohen und tiefen Tönen, einfachen und verbundenen, d. i. bei Melodie und Harmonie, in der Musik; 4) bei artikulirten Tönen, d. i. Worten, in Versen, in so fern jeder Vers eine längere oder kürzere rhythmische Periode ist. Selbst in der schönen Prosa muß immer ein gewisser, obwohl unbestimmter, Rhythmus bemerkbar seyn. Schöne Verhältnisse rhythmischer Perioden, sowohl in Prosa, als in Versen, machen den poetischen oder oratorischen Numerus aus. Apel sagt in seiner Metrik, Rhythmus sey eine Zeitfigur. Dies ist aber nicht sowohl Erklärung

als Vergleichung. Und in der That haben die Erscheinungen im Raume und in der Zeit eine große, nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Eine Reihe regelmäßig verbundener Figuren, so wie sie z. B. das Kaleidoskop darstellt, Rhythmen im Raume. Obgleich die Musik des Verses von jedem Sprachkünstler behandelt worden, so verdient sie doch noch mehr Aufmerksamkeit, als man bisher darauf verwandt hat. Wenn wir die Untersuchung anfangen wollen, müssen wir vorher die vorläufige Frage beantworten: Was ist ein Vers? oder mit andern Worten: Durch welches Kennzeichen wird der Unterschied des Verses von der Prosa bestimmt? Die Erklärung dieses Punktes ist nicht so leicht, als man bei der ersten Betrachtung glauben kann. Man hat in der That genaue Regeln zur Verfertigung der Verse. Die Prosa hingegen ist ungebundener, und kaum irgend einigen Regeln unterworfen. Aber Vielen sind die Regeln des Verses unbekannt. Sind diese also außer Stand gesetzt, ihn von der Prosa zu unterscheiden? Und müssen selbst die Gelehrten erst ihre Regel dagegen halten, ehe sie mit Gewißheit entscheiden können, ob das Werk in Prosa oder in Versen ist? Dies wird man schwerlich behaupten; und daher muß man, statt der Regeln, das Ohr, als den eigentlichen Richter, entscheiden lassen. Aber was gewinnen wir dabei, daß uns diese neue Probe des Verses gezeigt wird? Die Frage kömmt immer wieder: Durch welches Kennzeichen unterscheidet das Ohr den Vers von der Prosa? Die rechte Antwort, und die auch zureicht, ist diese: daß Vers und Prosa verschiedene Eindrücke machen, die sich von jedem leicht unterscheiden lassen, der ein Gehör hat. Dieses führt uns einen Schritt weiter in unserer Untersuchung. Indem wir es also für ausgemacht annehmen, daß der Vers einen andern Eindruck auf das Ohr macht, als die Prosa; so ist uns nichts übrig, als diesen Unterschied zu erklären, und die Ursache desselben anzugeben. In dieser Absicht muß man eine Beobachtung zu Hülfe nehmen, daß nämlich diejenigen Töne dem Ohre angenehmer sind, die aus abwechselnden kurzen und langen Silben bestehen, als diejenigen, in denen alle Silben von derselben Art sind. Ein fortwährender und immer gleicher Ton nähert sich keinem der Begriffe, die wir von der Musik haben. Wird derselbe Ton unterbrochen und nach Zwischenräumen wiederholt, so ist er angenehmer, aber macht immer noch keinen musikalischen Eindruck. Diesen Eindruck zu wirken, ist die Mannichfaltigkeit und die Zahl der Töne gleich nothwendig. Von den auf einander folgenden Tönen oder Silben müssen einige lang, andere kurz seyn; und sind sie auch noch bald hoch und bald tief, so ist die Musik desto vollkommner. Der musikalische Eindruck, den eine Periode macht, die aus kurzen und langen, in einer gewissen Ordnung gestellten, Silben besteht, ist dasjenige, was die Griechen Rhythmus, die Lateiner Numerus, und wir Melodie oder Silbenmaß nennen. Cicero bemerkt richtig, daß in einem fortwährenden Tone nichts Melodisches ist: Numerus in continuatione nullus est.“ Aber in dem, was hierauf folget, entfernt er sich weit von der Wahrheit, wenn er unter dem Worte Numerus die Melodie der Musik oder des Silbenmaßes versteht. „Die gleichen und oft verschiedenen Zwischenräume, sagt er, die den Ton trennen, machen den Numerus; welches wir an fallenden Tropfen bemerken können, weil sie durch Zwischenräume von einander abgesondert sind.“ Fallende Tropfen, sie mögen nach gleichen oder ungleichen Zwischenräumen fallen, haben gewiß nichts Musikalisches. Wir fangen dann erst an, einen musikalischen Eindruck zu fühlen, wenn die Töne verändert sind. Der Leser kann hierbei leicht auf den Gedanken kommen, daß die Melodie, sofern sie mit kurzen oder langen Silben in einem Satze verbunden ist, sowohl in Versen als in Prosa zu finden seyn müsse; besonders wenn er betrachtet, daß in beiden auf gewisse Wörter der Accent, oder ein höherer Ton, als gewöhnlich, gelegt wird; und daß daher

der Unterschied zwischen ihnen nicht bloß in der Melodie liegen könne. Die Beobachtung ist richtig, und beweist, daß der Unterschied zwischen Versen und Prosa, wenn er nicht bloß von der Melodie abhängt, in der Verschiedenheit der Melodie liegen müsse. Und dieses ist eben der Fall, obgleich der Unterschied nicht mit einer gewissen Richtigkeit in Worten erklärt werden kann. Alles, was man davon sagen kann, besteht darin, daß der Vers musikalischer als die Prosa, und die Melodie des ersten vollkommener, als die Melodie der letzten ist. Der Unterschied zwischen Versen und Prosa ist dem Unterschiede zwischen der Arie und dem Recitativ, in der eigentlich sogenannten Musik, ähnlich. Und die Aehnlichkeit wird dadurch nicht unvollständiger, daß diese Verschiedenheiten, gleich dem Schatten der Farbe, sich zuweilen so sehr einander nähern, daß sie kaum entdeckt werden können. Das Recitativ nähert sich zuweilen in seinem Gange der Lebhaftigkeit der Arie, die von der andern Seite zuweilen in ein simples Recitativ entartet. Nichts ist von der Prosa leichter zu unterscheiden, als der größte Theil von Virgils Hexametern. Aber viele von Horazens Hexametern entfernen sich sehr wenig von der Prosa. Der sapphische Vers hat eine sehr fühlbare Melodie; da hingegen die Melodie des Jamben äußerst schwach ist. Die eigentlich sogenannte Musik zertheilt sich in Melodie und Harmonie. Ein Fortgang von Tönen, der dem Ohr angenehm ist, macht die Melodie aus. Die Harmonie ist das Vergnügen, das aus zusammen existirenden Tönen entspringt. Der Vers kann daher nur die Melodie, nicht die Harmonie der Musik erreichen. Diese vollkommnere Melodie artikulirter Töne ist also dasjenige, was den Vers von der Prosa unterscheidet. Der Vers ist gewissen unverletzlichen Gesetzen unterworfen. Die Zahl und die Verschiedenheit der Silben, aus denen er zusammengesetzt wird, ist bestimmt, und gewißermaßen auch die Ordnung ihres Fortganges. Ein solcher Zwang macht es sehr schwer, in Versen zu schreiben; eine Schwierigkeit, die man nicht ohne ein besonderes Genie glücklich übersteigt. Alle Gattungen nützlicher Lehren, die uns in Versen mitgetheilt werden, ergötzen uns durch die Verbindung der Musik mit dem Unterrichte. Aber sollen wir deswegen Kenntnisse verwerfen, die uns in einem einfältigern Schmucke vorgelegt werden? Dieses wäre lächerlich; denn Kenntnisse haben einen innern Werth, der gar nicht auf den Mitteln der Erwerbung beruhet. Viele sind nicht weniger willig als geschickt, uns zu unterrichten, die kein Genie zu Versen haben. Daher rührt der Nutzen der Prosa, die aus dem Grunde, den wir eben angezeigt haben, durch keine genaue bestimmte Regeln eingeschränkt wird. Ihr ist eine gewisse Melodie von einer niedrigen Art eigen, die, als eine große Zierde derselben, das Augenmerk eines jeden Schriftstellers seyn muß. Aber diese zu erreichen, ist mehr Uebung als Genie nöthig. Und der Leser ist auch nicht strenge über diesen Punkt. Wenn nur das Werk seinen Hauptentzweck erreicht, wenn es unterrichtet, so sieht man weniger auf seine Kleidung. Bei Versen von jeder Art sind fünf Stücke von Wichtigkeit. 1) Die Zahl der Silben, die den Vers ausmachen. 2) Die verschiedene Länge der Silben, d. i. die verschiedene Zeit, die man braucht, um sie auszusprechen. 3) Die Stellung dieser Silben, wenn sie in Wörter verbunden werden. 4) Die Pausen oder Stillstände in der Aussprache. 5) Die hohen oder niedrigen Töne, in denen die Silben ausgesprochen werden. Die drei ersten Stücke sind offenbar dem Verse wesentlich. Wo eines derselben fehlt, kann sich der höhere Grad der Melodie nicht mehr finden, welcher den Vers von der Prosa unterscheidet. Um sich einen richtigen Begriff von dem vierten zu machen, muß man bemerken, daß die Pausen zu drei verschiedenen Absichten nothwendig sind. Eine derselben ist, die Perioden und Glieder derselben Periode, den Gedanken gemäß, von einander zu trennen; eine zweite Absicht ist, die Melodie des Verses zu heben; und die letzte, dem Leser Gele-

genheit zum Athemholen zu geben. Eine Pause von der ersten Art ist veränderlich, indem sie lang oder kurz ist, öfter oder seltener kömmt, nachdem es der Verstand erfordert. Eine Pause der zweiten Art ist keinesweges willkührlich; ihr Platz wird durch die Skansion bestimmt. Die letzte Art ist wieder in gewissem Maße willkührlich, indem sie von des Lesers Vermögen, den Athem anzuhalten, abhängt. Aber da man nicht mit Anmuth lesen kann, wenn man nicht die Zeit zum Athemholen bei einer Pause im Verstande oder in der Skansion nimmt, so darf diese Pause eigentlich niemals von den übrigen unterschieden werden; und aus diesem Grunde kann man diese Pause übergehen. In Ansehung der Pausen im Verstande und in der Skansion, kann man ohne Bedenken behaupten, daß es eine Hauptschönheit in Versen ist, wenn sie beide in dieselbe Stelle fallen. Aber da man, besonders in einem langen Werke, nicht erwarten kann, daß jeder Vers so vollkommen seyn sollte, so muß die Pause, die für den Verstand nothwendig ist, oft in gewissem Maße der Pause des Verses, und bisweilen dieser jener aufgeopfert werden. Die Aussprache der Silben in einem hohen oder niedrigen Tone trägt auch das Ihrige zur Melodie bei. Beim Lesen, es mögen Verse seyn oder Prosa, wird ein gewisser Ton angenommen, den man die Hauptnote nennen kann; und in diesem Tone wird der größte Theil der Wörter angestimmt. Zuweilen wird, der Melodie oder dem Verstande zu gefallen, eine besondere Silbe höher angestimmt; und dieses heißt den Accent auf eine Silbe legen. Dem Accent ist der Schlußfall oder die Cadenz entgegengesetzt, die kein nothwendiges Stück des Verses ist, weil sie gänzlich durch den Verstand bestimmt wird, und in keinem eignen Verhältniß mit dem Verse steht. Die Cadenz ist der Fall der Stimme, der am Ende jeder Periode unter die Hauptnote sinkt. Obgleich die fünf angezeigten Stücke zum Bau einer jeden Versart nöthig sind, so werden sie doch bei jeder besondern Versart durch besondere Regeln bestimmt, die derselben eigen sind. Nur über die Quantität kann eine allgemeine Beobachtung abgegeben werden, weil sie bei jeder Versart Statt findet. Die Silben werden in Ansehung der Zeit, die man braucht, um sie auszusprechen, in lange und kurze unterschieden. Zwei kurze Silben sind, in Ansehung der Zeit, einer langen völlig gleich. Diese zweierlei Längen sind allen Versarten wesentlich; und keinem Verse ist eine größere Mannichfaltigkeit der Zeit in der Aussprache der Silben nöthig. Man läßt in der That oft die Stimme länger als gewöhnlich auf einem Worte verweilen, das etwas Wichtiges bedeutet. Aber dieses geschieht dem Verstande zu gefallen, und ist zum Wohlklange nicht nöthig. Etwas eben so wenig Nöthiges, das dem eben Angezeigten ähnlich ist, findet man beim Accent. Ein Wort, das irgend etwas Demüthiges, Niedriges, Gebeugtes ausdrückt, wird natürlich, sowohl in Versen als in Prosa, in einem Tone unter der Hauptnote ausgesprochen.

Riccoboni (Ludovico), geb. 1687 zu Modena aus einem guten Geschlechte. Schon frühe bestimmte ihn eine starke Vorliebe zum Theater. Um sich einen Begriff von dem zu bilden, was der thätige Mann später für die Ausbildung seiner vaterländischen Bühne that, ist es nöthig, eine kleine Skizze der italienischen Bühne auf ihrem damaligen Standpunkte zu entwerfen. Das Lustspiel bildete meist Farcen in der Landessprache, für die nur der Plan im Allgemeinen verabredet, der Dialog aber extemporisirt wurde. Am meisten gefiel man sich dabei in Neckereien auf einzelne Stände seiner Heimath und der Nachbarschaft. Unter diesen zeichneten sich manche Charaktere zur leichten Erschütterung des Zwergfelles aus: unter den Landescharakteren der Venetianer durch seine Lebhaftigkeit, der Bürger aus Ferrara durch seine Schlauigkeit und Gewandtheit, der junge Bursche aus Bergamo durch drollichte Tölpelhaftigkeit, der neugeformelte Dokter aus Bologna durch

seine feierliche Gravität, die man daher am liebsten sah, und bald darauf in keiner Farce, die gefallen sollte, entbehren wollte. Auf diese Weise bildete sich eine gewisse festbestimmte Einheit und Unveränderlichkeit der Charaktere in solchen Volksfarcen, und seitdem brauchte sich jeder Schauspieler nur in eine Rolle hineinzustudiren, und konnte in ihr zu desto größerer Vollkommenheit gelangen, die mit Recht den Namen einer Kunst verdiente, weshalb man auch diese Farcen Commedie dell' arte nannte. Indessen, da nur der Gang der Handlung, die Folge und Einrichtung der Scenen und Auftritte verabredet war, der Dialog aber der Geschicklichkeit der Schauspieler überlassen wurde, so liefen doch immer grobe Versündigungen gegen den guten Geschmack mit unter: Witz und echte Laune war immer nur das seltene Eigenthum weniger Schauspieler, und der Regel nach suchte man den Mangel daran durch Possierlichkeiten, durch das Auffallende der Masken, der Kleidung, des Dialekts, der Aussprache u. s. w. zu ersetzen. So wie die Comödie zum bloßen Possenreißer, der sich im Derbsinnlichen, selbst Unzüchtigen gerne gefiel, herabgesunken war, so hatte auch das Schauspiel die Bahn verlassen, auf die es früher Arioste, Tasso, Ruccellai, Alamanni und Andere gestellt; sogar die früher so beliebten idyllischen Drama's waren in Vergessenheit gerathen; das Theater war eine bloße Geschicklichkeits- und Anstandsbühne und Schule geworden. Inzwischen hatte das französische Theater so sehr über das der Nachbaren sich erhoben, daß es die Augen von diesen auf sich zog, und in ihnen die Nachahmungslust erweckte. Es war im Anfange des 18. Jahrh., wo der Einfluß der französischen dramatischen Poesie auf das italienische Theater begann, und diese Vorliebe zum französischen Theater wurde so herrschend, daß es geraume Zeit an der dramatischen Tagesordnung war, entweder französische Lustspiele ins Italienische zu übersetzen, oder in selbst erfundenen Lustspielen das französische Gesellschafts-Ceremoniel und den französischen Styl durch die Aufnahme vieler französischen Wörter ins Italienische nachzuahmen. Dasselbe trat beim Trauerspiel ein: man glaubte dessen Mängeln, die auch die stolzeste Nationalliebe nicht ableugnen konnte, nicht besser abzuhelfen, als durch eine gänzliche fast sklavische Annäherung an das Französische. Maffei strebte dieser Richtung, so viel in seinen Kräften lag, entgegen, und Riccoboni gesellte sich ihm bei. Pietro Cotta, ein junger Römer, mit dem Beinamen Celio, dessen Gesellschaft sich Riccoboni angeschlossen hatte, suchte schon die ältern italienischen Schäferspiele aus der Vergeßlichkeit wieder hervorzuziehen, und führte, wenn gleich unter nicht geringem Widerspruche, Guarini's treuen Schäfer, Tasso's Aminta ꝛc. auf; als später Cotta die Direktion niederlegte, übernahm sie der 22jährige talentvolle Riccoboni. Was Celio begonnen hatte, strebte er mit der Hülfe des berühmten Maffei zu vollenden, und so wurden die nach dem Vorbild der Alten ausgearbeiteten Tragödien italienischer Dramatiker auf die Bühne gebracht, z. B. Trissino's Sophonisbe, Manfredi's Semiramis, der Sophokleische Oedipus von Orsato Giustiniano, die Iphigenia auf Tauris von Ruccellai, Torrismondo von Tasso, Cleopatra von Delfino und andre der frühern Zeit. Aber auch bis zu den hierdurch entstandenen Erzeugnisse seiner Zeit ging er herauf, und gab die Iphigenia auf Tauris und die Rahel, beide von Martelli, die Merope von Maffei, mit großem Beifall. Auf diese Weise hob er das ital. Theater in einem Zeitraume v. 10 J. zu einer niegesehenen Höhe, welche um so mehr eine erfreuliche Erscheinung war, wenn man die Zeit, worin Riccoboni lebte, und den tiefen Stand, auf dem er das Theater seines Volkes vorfand, berücksichtigt. Auch das Lustspiel beschloß er zu heben, und hielt sich, um diesen Zweck zu erreichen, mehr an das französische, ohne doch dem National-Lustspiele zu große Gewalt anzuthun. Die Verbesserung fing er mit den

oben angegebenen genannten vier National-Masken an; er wollte selbst den Hanswurst von der Bühne verbannen, und führte deshalb Arioſto's Scolaſtica zu Venedig auf; dieſe Neuerung beleidigte aber zu ſehr den poſſenhaften Geſchmack des Publikums, und Arioſto's Scolaſtica konnte nicht vollendet werden. Der Kampf gegen die Launen ſeines theaterbeſuchenden Publikums verleidete ihm den Aufenthalt zu Venedig, und ließ ihn gerne dem Rufe folgen, welchen er durch einen italieniſchen Fürſten erhielt, dem der Herzog von Orleans aufgetragen hatte, für ihn eine italieniſche Schauſpielergeſellſchaft zu engagiren. 1716 im Mai eröffnete Riccoboni ſeine Bühne im Hotel de Bourgogne zu Paris. Die Gewandtheit und Lebendigkeit ſeines und ſeiner Familie Spiel erwarb ſich großen Beifall, und eben ſo ſehr ward ſein unermüdeter Eifer für die Verbeſſerung der Bühne anerkannt. Bis zum März 1729 blieb er zu Paris. Er arbeitete ſelbſt einige Comödien aus, die mit der alten Comödia dell' arte große Aehnlichkeit hatten: er ordnete in denſelben blos den Stoff, zeichnete ihn mit einigen groben Zügen, und überließ es den Schauſpielern, ihn während der Darſtellung weiter auszuführen und ihn durch Mimik zu beleben. — Seine Luſtſpiele, in den der Hanswurſt, den er nicht gänzlich verbannen konnte, unter mancherlei Geſtalten auftrat, waren meiſt burleske Charakterſchilderungen: die eiferſüchtige Frau, der Freigebige wider Willen, der franzöſirte Italiener, der Betrüger wider Willen, der unzeitig Aufrichtige, der parteiiſche Vater, der Spieler, der Argwöhniſche, der Nachläſſige u. ſ. w. Dazu ſchrieb Riccoboni auch eine Geſchichte des italieniſchen Theaters vom Verfall der lateiniſchen Comödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italieniſchen Tragödien und Comödien; ferner hiſtoriſch-kritiſche Bemerkungen über die verſchiedenen Theater Europa's, die viele eingeſtreute gute Bemerkungen und theoretiſche Winke über ſeine Kunſt enthalten. Auch 6 Kapitel über die Darſtellungskunſt gab er in ſeiner Mutterſprache heraus, ſo wie ſein Sohn ſpäter l'Art du Théâtre. 1729 erhielt er auf Begehren ſeine Entlaſſung, erhielt einen Jahrgehalt von 1000 Liv., und lebte bis 1703 zu Parma, wo ihn die Liebe zur Bühne von Neuem auf ſeinen ehemaligen Wirkungskreis zurückführte. Er kam nach Paris zurück, und ward mit Liebe und Beifall wieder aufgenommen. Hier hielt er ſich bis 1736 auf, in welchem Jahre er eine Reiſe in die Provinzen machte, wahrſcheinlich um Gaſtrollen zu geben. 1737 kam er dahin mit ſeiner Familie zurück; man weiß nicht beſtimmt, wie lange er ſich in Paris noch aufgehalten hat; ſo ſo viel iſt gewiß, daß ſein Sohn 1750 das Theater gänzlich verließ, und fortan in Italien im Schooße ſeiner Familie lebte. Riccoboni hat allerdings viel für das italieniſche Theater gethan, aber noch mehr gewollt, und wahrſcheinlich würde er auch ſeine Verbeſſerungspläne einem glücklicheren Ziele bei ſeiner Thätigkeit und Unverdroſſenheit entgegengeführt haben, wenn nicht ſein Zeitalter mit ſeinem kindiſchen, launen- und poſſenhaften Geſchmacke ihm zu viele und zu große Hinderniſſe in den Weg gelegt hätte.

Richard der Erſte, König von England, Sohn Heinrichs des Zweiten und der Eleonore v. Poitou, geb 1156 zu London, erwarb ſich durch ſeine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz, und folgte ſeinem Vater 1189 auf den engliſchen Thron. Dieſem nach Ritterehre dürſtenden Helden lag der romantiſche Kreuzzug, auf den damals der König von Frankrich Philipp ſich zurüſtete, ſo ſehr am Herzen, daß er alle andere Geſchäfte ſo ſchnell als möglich beſeit gte, um nur recht bald nach Paläſtina zu kommen. In Meſſina vereinigten ſich die beiden Könige. Aber hier gingen die unſeligen Reibungen ſchon an. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich ward vor der Feſtung Acco (auch Aucaron, St. Jean d'Acre, Ptolemais genannt) gelandet. Es ward verabredet, daß die Franzoſen und

Engländer die Bestürmung von Acre immer abwechselnd einen Tag um den andern übernehmen wollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 13. Juli 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug verstattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß Saladin beiden Königen 200.000 griechische Dukaten für die Kriegskosten bezahlen sollte. Da sich der Sultan weigerte, die letztere Bedingung zu erfüllen, so ließ der König von England in der ersten Hitze gegen 5000 Mann von der gefangenen Besatzung niederhauen. Richard's stolzes, rechthaberisches Wesen beleidigte alle verbündeten Fürsten. Er verachtete und beleidigte den Herzog Leopold von Oestreich auf das Gröblichste; auch Philipp August konnte Richard's Stolz nicht länger ertragen, und schiffte sich bald wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen, oder zu Hause vielleicht Richard's Abwesenheit benutzen, so ließ er 10.000 Franzosen unter der Anführung Herzogs Odo von Burgund zurück, und schwur auf ein Evangelienbuch, Richard's Besitzungen während dessen Abwesenheit nicht anzutasten. Der englische König rückte nun weiter vor, erfocht manchen Sieg und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit; aber die ewigen Neckereien der Franzosen konnte er doch nicht überwinden. Der Herzog von Burgund kränkte ihn auf alle Weise, und, schon im Angesicht von Jerusalem, entschloß sich der König zum Rückzug. Mit abgewendetem Gesicht rief er aus: „Wem es nicht vergönnt ist, des Heilands Grab zu befreien, der muß es auch nicht sehen!" Er zog wieder nach Acre zurück, und schloß einen dreimonatlichen Waffenstillstand mit Saladin, kraft dessen die Seestädte in den Händen der Christen bleiben, und alle Pilgrimme ungehindert durchgelassen werden sollten. Den Titularkönig von Jerusalem, Veit von Lusignan, beredete Richard, ihm das von ihm eroberte Cypern als ein Königreich abzukaufen, und, seine Ansprüche auf Jerusalem dem Grafen Heinrich von Champagne, Richard's Neffen, abzutreten. Dadurch entstand ein neues Königreich Cypern, das sich doch fast 300 Jahre erhalten hat. Im September 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Dem tapfern Richard war noch viel Unglück auf der Heimreise aufbehalten. Die einzelne Galeere, auf der er vorangesegelt war, ward vom Sturme in den Busen von Venedig getrieben. Um keine Zeit zu verlieren, wollte er nun von Aquileja aus, als Pilger verkleidet, den Weg zu Lande fortsetzen. Aber man erkannte ihn doch, und die erbitterten Oestreicher, die ihre zertretene Fahne noch nicht vergessen hatten, lieferten ihn dem Kaiser Heinrich dem Sechsten, aus, der ihn als einen Bundesgenossen seines Feindes Tankred in Sicilien, sogleich festsetzen ließ, und theure Bedingungen machte. Niemand empfand bei der Nachricht von Richard's Gefangennehmung mehr Freude, als Philipp August von Frankreich. Er bot dem Kaiser viel, wenn er denselben ihm ausliefern, oder auch in ewiger Gefangenschaft behalten wollte, und als ihm dies billig abgeschlagen ward, trat er mit Richard's Bruder, Johann ohne Land (so genannt, weil ihm sein Vater keine Provinz ausgesetzt hatte), in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium ward vergessen, Johann und Philipp machten einen Entwurf, Richard's französische Provinzen unter sich zu theilen, und einander gegenseitig im Besitz des Geraubten zu schützen. Dem zu Folge brach Philipp August verheerend in die Normandie ein, und belagerte die Hauptstadt Rouen, ward aber von Richard's treuen Hauptleuten tapfer zurückgeschlagen. Im Febr. 1194 ward König Richard gegen ein Lösegeld von 150.000 Mark Silbers wieder frei gegeben. Philipp August meldete diese unangenehme Nachricht seinem Bundesgenossen Johann mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los." Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das un-

geheure Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, war Richard's Kraft gehemmt. Es wurden einige Einfälle in das französische Gebiet gethan, Felder verwüstet und Schlösser zerstört: dann war man erschöpft, machte einen kurzen Frieden, fing wieder an, und machte wieder Frieden. 1199 ward Richard vor dem Schlosse Chalus bei Limoges von einem Armbrustschützen erschossen. Ihm folgte in der Regierung sein ihm sehr unähnlicher Bruder Johann ohne Land (vergl. d. Art.), der sich durch seine gedankenlose Trägheit und seine Grausamkeit sehr bald bei seinen Landsleuten verhaßt machte. Richard ist vornehmlich durch seinen Kreuzzug berühmt, der jedoch seinem Lande großen Schaden that, theils durch die lange Entfernung des Reichsoberhaupts, theils durch die für jene Zeiten ungeheure Summe, die seine Auslösung kostete. Schon um die Kosten des Kreuzzuges zusammenzubringen, hatte er sich die Lehnsabhängigkeit der Schotten, seines Vaters wichtigste Eroberung, für 10.000 Mark wieder abkaufen lassen, auch viele Krongüter und Aemter verkäuflich gemacht.

Richard der Zweite, König von England, Sohn des schwarzen Prinzen und Enkel Eduards des Dritten, geb. 1366, bestieg 1377 in seinem 11. Jahre den Thron seines Großvaters. Seine drei Onkel, Johann von Gaunt, Herzog von Lankaster, Edmund, Graf zu Cambridge, später Herzog von York, und Thomas von Woodstock, nachmaliger Herzog von Gloceſter, führten während der Minderjährigkeit des Königs die Regierung. Die Kriege, welche damals England gegen Frankreich und Schottland führte, veranlaßten endlich einen furchtbaren Aufruhr im Innern. Das unter der vorigen Regierung entstandene Unterhaus, das jetzt zuerst einen Sprecher wählte, fing an, thätigern Antheil an der Regierung zu nehmen, und man hätte glauben sollen, die Masse der Nation habe darin einen gesetzmäßigeren Weg, ihren Willen anzubringen, gefunden. Dennoch fehlte es nicht an gewaltsamen Versuchen und an förmlichen Unruhen, die vorzüglich durch eine neue Taxe, welche der Krieg in Frankreich nothwendig gemacht hatte, erregt wurden (1381). Man knüpfte an diese Forderungen noch andre allgemeinerer Art. Man sprach von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, und mehr denn hunderttausend Insurgenten waren entschlossen, mit Gewalt diese Zwecke durchzusetzen. Man brach in London ein, ermordete und plünderte, bis der König selbst ihnen entgegen ging, und die Forderungen zugestand, welche sie machten, zugleich durch sein geschicktes Benehmen die Rebellen zur Ruhe brachte. Als er aber unterdessen durch den Adel und den Mittelstand verstärkt war, unterjochte er sie völlig, und die Anführer büßten ihren Versuch, sich frei zu machen, mit dem Leben. Die Freiheiten, die ihnen zugestanden, wurden zurückgenommen, und die Bauern, denn aus diesen bestand der Haufe der Insurgenten, wurden zu ihrer alten Sklaverei zurückgebracht. Kaum war dieser unordentliche Haufe in seine Schranken gedrängt, so fing eine andere Bewegung von dem Parlament aus unter der Leitung des Herzogs von Gloceſter an (denn Lankaster war an der Spitze eines englischen Heers in Spanien, Ansprüche auf den Thron geltend zu machen), durch welchen die Günstlinge des unselbstständigen Königs von ihren Posten verdrängt werden, und die Monarchie einer Aristokratie näher gebracht werden sollte. Diesen Unruhen sah der König nicht so glücklich geendet, vielmehr, nachdem zwölf Männern auf ein Jahr die Regierung übertragen ward, war offenbar seine Macht zertrümmert. Seine mündlichen und schriftlichen Protestationen waren von geringem Gewicht gegen ein Heer von 40.000 Mann, mit welchem die Aristokraten das Parlament eröffneten, das der Bemühungen Richards ungeachtet, denn jetzt hatte das Unterhaus noch keine klar bestimmten eignen Zwecke, ganz auf der Seite

der Widerspenstigen war. Des Königs Minister wurden zum Tode verdammt, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als sich nicht anzuschließen an jene. Der König schien gänzlich seiner Krone beraubt, als er 1389, nachdem er sein 23stes Jahr erreicht hatte, sich für mündig erklärte, und, ohne daß man genau die Möglichkeit dieser Verordnung erklären kann, außer aus einer gewissen Mäßigung des Königs und der Rückkunft seines Onkels Lankaster aus Spanien, die Zügel der Regierung wieder in die Hände nahm. Unter solchen Umständen konnten die Kriege zwischen England, Schottland und Frankreich nicht mit dem Ernst geführt werden, der nicht sowohl Unglück verhüten, denn auch von der Feinde Seite ward der Krieg nicht mit Nachdruck geführt, als vielmehr den Engländern große Vortheile hätte verschaffen können. Ja, Richard mußte streben vielmehr, anstatt seine Feinde zu vernichten, lieber in einem von ihnen selbst einen Stützpunkt zu suchen, zu welchem Zwecke auch der König bei seiner zweiten Vermählung die 7jährige Tochter des französischen Königs sich zur Gemahlin bestimmte. Durch Künste aller Art wußte Gloceſter aber die alte Unzufriedenheit wieder anzufachen und sich die allgemeine Gunst zu erwerben, indem er vorzüglich den mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand öffentlich tadelte. Richard ergriff strenge Maßregeln gegen Gloceſter, er ließt ihn plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er, der Sage nach, starb, aber eigentlich heimlich ermordet ward, welches Schicksal eine Menge anderer Barone hatten, für ihre bei der ersten Verschwörung begangene, aber damals verziehene Schuld. Die Kraft, mit welcher der König von Zeit zu Zeit zu handeln schien, kam aber weder aus seinem Charakter noch aus seiner Lage, sondern war nur der Stoß aus dem Uebergewicht der streitenden Parteien der Großen. Eine Ungerechtigkeit, die er gegen den Herzog von Hereford beging, welchem er, aus dem Lande verbannt, wegen eines Duells mit dem Herzog von Norfolk, die Erbschaft seines Vaters, des Herzogs von Lankaster, absprechen ließ, gegen das bei seiner Verbannung gegebene Wort, um ihn auf diese Weise unschädlich zu machen, setzte Alles in Gährung, die um so eher immer ausbrechen konnte, jemehr der allgemeinen Unsicherheit wegen eine Menge von Verbindungen unter einzelnen mächtigen Leuten, zu gemeinschaftlicher Vertheidigung statt fanden. Sobald daher bei der Anwesenheit Richards in Irland, Heinrich, Herzog von Hereford, in England landete (1399), unter dem Vorwande, bloß sein Erbtheil in Besitz zu nehmen, erleichterte eine Anzahl von 60.000 Anhängern, die sich sogleich unter seine Fahnen sammelten, ihm seine wahre Absicht, den König selbst von dem Throne, auf welchem er nie fest gesessen hatte, herunter zu stoßen. Sechstausend Mann, die ihm allein treu blieben, als er nach England zurückkehrte, waren das dünne Band, durch welches der König mit seiner Nation zusammenhing; und hoffend in der Rückkehr der Nation zu sich selbst und in ihrer Besinnung ein stärkeres zu finden, wollte er in Irland oder Frankreich diesen Zeitpunkt abwarten. Aber Heinrich kam ihm zuvor. Unter Vorspiegelung der Ergebenheit bemächtigte er sich durch den Herzog von Northumberland seiner Person und führte ihn nach London. Ein Parlament das, wie natürlich, unter diesen Umständen, aus lauter Anhängern Lankasters bestehen mußte, ward zusammenberufen, und von diesem der König wegen drei und dreißig ihm zur Last gelegten Artikel abgesetzt (28. Sept. 1399). Lords und Gemeine erkannten den Herzog von Hereford als König, und alle durch vorige Parlamente bestätigten Anordnungen Richards wurden aufgehoben, der König selbst zu einem engen Gefängniß verdammt, aber bald darauf hier ums Leben gebracht, wahrschein ich durch Hunger.

Richard der Dritte, König von England, war der jüngere Sohn Richard's, Herzogs von York, der im Kriege der rothen und weißen Rose in der Schlacht bei Wakefield blieb. Als dessen Sohn, Eduard der Vierte, 1471

den englischen Thron bestieg, erhob er seinen Bruder Richard zum Herzoge von Gloceſter. In den Kämpfen mit der Lankasterischen Partei war er einer der thätigsten und treuesten Anhänger Eduards des Vierten; aber auch zugleich einer der blutigsten; so erdolchte er den in der Schlacht bei Barnet gefangenen 18jährigen Prinzen Eduard, Sohn des Königs Heinrich des Sechsten und der Margaretha von Anjou, mit eignen Händen; später soll er den meisten Antheil an dem Morde des entthronten Königs, Heinrich des Sechsten und seines eignen Bruders, des Herzogs von Clarence, gehabt haben. Nach Eduard's des Vierten Tode ward er 1483 zum Protektor von England ernannt. Hiemit war sein Ehrgeiz nicht zufrieden, und nichts Geringers hatte er im Sinne, als selbst die Krone an sich zu reißen. Dazu ward nun erfordert, daß er Eduards und des hingerichteten Clarence's Söhne — sämmtlich noch minderjährige Knaben — über die Seite schaffte, also eine Reihe von Grausamkeiten ausübte, die, ehe sie verübt wurden, für so wenig möglich gehalten wurden von der Gegenpartei, daß diese solche Absichten nicht vermuthete, und als sie geübt waren, durch das Schrecken, welches sie verbreiteten, dem Thäter Sicherheit gewährten. Heimlich sprengte man ein Gerücht von der unechten Geburt Eduards des Vierten und seiner Kinder aus, damit ihre Rechte den Protektor nicht hindern möchten, und ließ die hinrichten, die ihre Rächer hätten seyn können. Zu diesen gehörte der Lord Hastings und mehrere Große. Bei so vielen Ungerechtigkeiten wollte er doch nur ein Recht zu verfolgen scheinen, weil er ja nur der rechtmäßige Abkömmling seines Vetters sey, Eduard der Vierte aber und der Herzog von Clarence im Ehebruch ihrer Mutter erzeugt. Dies, was er bis jetzt nur als Gerücht ausgestreut hatte, ließ er auch durch den Mund eines Predigers an heiliger Stätte beglaubigen. Der Lord Mayor von London mußte auf seinen Befehl die Bürgerschaft versammeln, und der Herzog von Buckingham in dieser Versammlung eine Rede halten. Am Ende derselben fragte er die Bürger laut, ob sie den Herzog von Gloceſter zum Könige haben wollten. Niemand antwortete. Nach langen Bemühungen riefen Einige vom niedrigsten Pöbel, angespornt durch Buckinghams und Gloceſters Bedienten, mit schwacher Stimme: „Gott erhalte den König Richard!" — Das galt dann für die Stimme der Nation, ja für die Stimme Gottes. Zum Ueberfluß stellte sich Richard noch eine Weile, als könne er es gar nicht glauben, und als er endlich die Krone annahm, that er noch, als ergebe er sich bloß in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks. Unter solchen Umständen konnten seines Bruders Söhne nicht am Leben bleiben; sie saßen bereits zu London im Tower, und bald erfolgte an den Commandanten dieser Burg, Sir Robert Brakenbury, der Befehl, sie heimlich erwürgen zu lassen. Brakenbury erklärte fest, daß diese Handlung weder mit seiner Ehre, noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Ein anderer Lord, Sir James Tyrrel, ließ sich williger finden, und diesem mußte nun Brakenbury die Schlüssel zum Tower auf eine Nacht übergeben. Tyrrel wählte sich drei beherzte Kerle, mit denen er um Mitternacht in das Schlafzimmer der Prinzen drang. Beide schlummerten in tiefer Ruhe. Die Mörder erstickten sie mit Betten und Kissen, begruben die nackten Leichname unter einer Treppe, und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte. Richard suchte so viel als möglich durch Verbindungen nach Außen jede Störung seines Besitzes von daher zu verhindern, wie er sie von Innen nicht zu fürchten brauchte, da die mächtigsten unter der Gegenpartei entweder getödtet oder geflohen waren. Auch kam die erste Störung nicht von seinen Gegnern, sondern von seinem Freunde, dem Herzog von Buckingham, der von dem Könige zu den angesehensten Ehrenstellen erhoben war, der aber auch noch von dem Könige die Erbschaft des Hauses Herfort erwartete, aber

nicht erhielt, weil Richard ihn vielleicht nicht noch mächtiger wollte werden lassen. Dies verdroß den stolzen Herzog, und weil er es für unthunlich hielt, selbst als Bewerber aufzutreten, richtete er seine Augen auf den Grafen Richmond, einen Verwandten des Hauses Lankaster, der schon früher nach Frankreich geflohen war, und sich jetzt am Hofe des Herzogs von Bretagne aufhielt. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Parthei dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduards des Vierten ältester Tochter in Vorschlag brachte. So hoffte er nicht blos dem neuen Prätendenten alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung Beider auf immer beizulegen. Aber der Entwurf mißlang; Buckingham und viele Genossen mußten bluten; doch zwei Jahre darauf gelang er desto glücklicher. Jeder Engländer, dessen Abscheu über die blutigen Mittel, durch welche Richard auf den Thron gelangt war, die sonst rühmlichen Eigenschaften desselben als Krieger und Herrscher nicht milderten, interessirte sich dafür, auch der König von Frankreich, Karl der Achte, unterstützte den Grafen mit Geld, und die Lankastrier ließen es an geheimen Werbungen im Lande selbst nicht fehlen. So landete denn Richmond wirklich mit 6000 Mann in Milford-Hafen an der Küste von Wales (7. Aug. 1485), und sieht in Kurzem alle Anführer der Lankasterschen Parthei in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, ging ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und traf ihn in der Ebene von Bosworth unweit der Stadt Leicester. Am 21. Aug kam es zu einer Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschah, seine eigenen Leute liefen schaarenweise zu dem Feinde über, und ein Lord Stanley verließ ihn auf einmal mit 7000 Mann. In dieser Noth wagte er einen Verzweiflungsstreich. Er suchte seinen Gegner Richmond auf, und stürzte mit eingelegter Lanze wie ein wildes Thier auf ihn los, und jener würde ihm auch nicht gewichen seyn, wenn seine Freunde den Wüthenden nicht früher aufgefangen und durchbohrt hätten. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden.

Richardson (Samuel), den man mit so vielem Recht den großen Meister des menschlichen Herzens, den Shakspeare unter den Romandichtern genannt hat, stammte aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Surry und ward im Jahre 1688 geboren. Sein Vater, welcher diesen seinen ältesten Sohn für die Kirche bestimmt hatte, that ihn auf eine lateinische Privatschule. Es vereinigten sich indeß mehrere Umstände, seine ursprüngliche Bestimmung zu ändern; und gewiß ist, daß er nie auf eine ansehnlichere Schule kam. Er wählte die Kunst eines Buchdruckers, aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, daß er dann die beste Gelegenheit haben würde, seine Neigung zum Lesen zu befriedigen. Richardson begab sich also bei Wilde in Stationershall, am 1sten Juli 1706 in die Lehre. Nach Verlauf seiner Lehrjahre ward er Aufseher und Korrektor einer Buchdruckerei, in welcher Stelle er fünf bis sechs Jahre blieb. Am 13. Jun. 1715 machte er sich frei, und etablirte sich. Im Jahre 1754 ward er zum Meister der Buchhändler-Innung erwählt; und 1760 kaufte er eine Hälfte des Patents eines königlichen Gesetzdruckers. Durch seine Schriften, welche jedes Leiden gewissermaßen in ihm realisirten, wurden seine von Natur schwachen, oder, wie Pope es ausdrückt, über und über zitternd lebendigen Nerven so sehr in Unordnung gebracht, daß er viele Jahre vor seinem Tode zitternde Hände, öfter Schwindel hatte, und zuweilen niedergefallen seyn würde, wenn er sich nicht auf sein Rohr gestützt hätte. Eine ziemliche Zeit vor seinem Tode waren seine Nerven so sehr angegriffen, daß er kein Gläschen Wein ohne Hülfe zum Munde bringen konnte. Ein

Schlagfluß beraubte endlich die Welt dieses liebenswürdigen Mannes und wahren Originalgenies, am 4. Juli 1761, in einem Alter von 72 Jahren. Richardson zeichnete sich nicht mehr durch seine große Talente, als durch sein vortreffliches Herz und sein exemplarisches Leben aus. Religiös, tugendhaft und wohlwollend, in ungewöhnlich hohem Grade, war er selbst, wiewohl in eingeschränkterer Sphäre, der Grandison, den er schilderte. Sein Herz und seine Hand standen immer offen, den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen; Wohlthun war seine größte Wonne. Gegen seine Frau und Kinder war er liebreich und zärtlich; gegen seine Bedienten gefällig und herablassend. In seinen Geschäften war er thätig und unermüdet. Die drei Hauptwerke, welche Richardsons Namen verewigt haben, bereicherten die Literatur mit einer ganz neuen Art von Schriften; eine Reihe vertraulicher Briefe, gleichsam in dem Augenblick niedergeschrieben, da das Herz noch von Hoffnung und Furcht zerrissen wird. — Von der Pamela, dem ersten der Zeitfolge nach, wurden die beiden ersten Bände in drei Monaten geschrieben, und im Jahre 1740 gedruckt. Die Absicht des menschenfreundlichen Verfassers ist, die Schönheit und Macht der Tugend in einer unschuldigen und ausgebildeten Seele darzustellen, und zu zeigen, wie oft in diesem Leben die Vorsehung die Rechtschaffenheit belohnt. Die beiden ersten Bände der Klarissa erschienen im Jahr 1748. Im Jahr 1758 gab Richardson sein letztes und mühsamstes Werk heraus, die Geschichte des Sir Karl Grandison, in sieben Bänden. Richardsons Ideen waren groß und vielumfassend. Er hatte eine edle Seele und ein vortreffliches Herz. Er machte sich einen Plan, der die ganze menschliche Natur umfaßte. Sein Zweck war, den Menschen wohl zu thun. Seine Weltkenntniß lehrte ihn, daß Glückseligkeit von dem Menschen sich nur in dem Maß erreichen lasse, in welchem er die Tugend ausübe. Sein heller Verstand zeigte ihm ferner, daß noch kein praktisches System der Moralität vorhanden sey; und eben dieser helle Verstand sagte ihm, daß nichts anders, als eine in Handlung gesetzte Sittenlehre, mit Kraft und Erfolg auf die Gemüther der Jugend wirken könne. Predigten und moralische Abhandlungen waren, wie die Erfahrung ihn lehrte, unwirksam. Ihre Art zu lehren war für junge Leute trocken und uninteressant; und Bewegungsgründe, die an den schwächsten Theil der jungen Seelen, an ihren Verstand gerichtet sind, fruchteten, wie er klarlich bemerkte, nichts. Richardsons Genie, sagt Sherlock, war unermeßlich. Sein Unglück war, daß er die Alten nicht kannte: omne supervacuum pleno de pectore manat, alles Ueberflüssige ermüdet; so würde er nie seine Leser so gesättigt haben, wie er gethan hat. Aus der Klarissa und dem Grandison ließen sich zwei Werke machen, welche die unterhaltendsten und nützlichsten seyn würden, die je geschrieben worden.

Richelieu (Armand du Plessis, Cardinal, Herzog von), einer der berühmtesten Staatsmänner der neuern Zeit, ward zu Paris 1584 geboren. Früh hatte sich in diesem rastlos arbeitenden Feuerkopf eine unbezähmbare Begierde hervorgethan, sich weit über seines Gleichen hinauszuschwingen. In Leibesübungen und in Studien, wie in Ausschweifungen, war er immer der Erste gewesen, und als sich ihm eine Aussicht darbot, im geistlichen Stande sein Glück zu machen, lag er zwei Jahre lang mit größtem Eifer den theologischen Studien ob, und erhielt es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß der Papst ihn schon in seinem 21sten Jahre zum Bischof von Luçon weihte. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung, richtete er sogleich den Blick nach größeren Höhen. Er wußte sich Eingang bei einer Kammerdame und einigen Günstlingen der Königin Mutter zu verschaffen, ward selbst dem Marschall von Ancre bekannt, und empfahl sich allein so sehr durch die außerordentliche Gewandtheit seines Geistes, durch die Feinheit seines Betragens

und durch seine scheinbare Demuth und Dienstfertigkeit, daß die verwittwete Königin ihn bald zu ihrem geheimsten Unterhändler machte, zu welchem Amte er wie geboren schien. Mit einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit wußte er sich in die unerträglichsten Launen dieser Frau zu fügen, und immer wußte er seine Gönner in dem Glauben zu erhalten, als strebe er nach keinem höhern Ruhm, als nach dem eines recht treuen Dieners, während es ihm doch eigentlich um nichts Geringeres zu thun war, als dereinst auf dieser Leute Schultern zu einer eignen Herrschaft emporzusteigen. Dadurch, daß er den Frieden zwischen der Königin Mutter und Ludwig dem Dreizehnten (im Jahre 1619) vermittelte, verschaffte er sich den Cardinals-Hut. Nachdem Maria von Medizis wieder an den geheimen Rathsversammlungen Theil nahm, suchte sie ihm dazu den Zutritt zu bewirken, obgleich der König, vermöge einer ausdrücklichen Bedingung, ihn davon ausgeschlossen hatte. Die Liebeshändel des Cardinals waren diesem andächtelnden Prinzen anstößig, der sich außerdem vor seinem ehrgeizigen Charakter und vor der Ueberlegenheit seines Verstandes fürchtete. Dennoch gab er den Bitten der Königin nach, wiewohl mit dem Entschlusse, einem solchen Manne seine Macht nicht anzuvertrauen. Richelieu gab vor, seine Gesundheit wäre so schwach, daß sie ihm nicht zu arbeiten erlaubte. Indessen säumte er nicht lange, die Maske abzulegen. Die schleunige Ungnade, in welche zwei Minister fielen, die ihm entgegen waren, kündigte die Herrschaft an, die er zu übernehmen entschlossen war. Erster Minister und der unumschränkten Macht theilhaft ward er erst im Jahre 1629, ob er schon gleich Anfangs den vornehmsten Einfluß in die Regierungsgeschäfte hatte. Nun verfuhr das Ministerium nicht mehr nach einem bloßen Ungefähr, ohne Absichten, noch mit einer Schwäche, wodurch es sich verächtlich machte. Man warf die Augen auf die Lage Europens; man sah, daß Frankreich an den Angelegenheiten desselben Antheil nehmen müsse; man kam wieder auf den Plan Heinrichs des Vierten, die Macht des Hauses Oestreich, die unter Ferdinand dem Zweiten immer furchtbarer ward, einzuschränken; man trat mit den Höfen in Unterhandlung, und rüstete sich zu lebhaften Unternehmungen. Durch eine kluge Sparsamkeit hätte man die Ausführung sichern können; aber Richelieu war ganz das Gegentheil von Sully. Hochmüthig, ungerecht und zur Tyrannei geneigt, vernachlässigte er beständig die vornehmsten Hülfsquellen des Staates, diejenigen nämlich, die eine weise Regierung in dem Glücke und in der Liebe der Unterthanen findet. Die Hugonotten, die immer gekränkt wurden, und immer sich empörten, standen wieder in den Waffen. Richelieu nahm sich vor, sie zu bezwingen. Die Bewegungen der Hugonotten konnten seine unermeßlichen Staatsentwürfe vereiteln. Ein plötzlicher Bruch zwischen England und Frankreich 1627 beschleunigte ihr Unglück. Nun führte Richelieu eine der glorreichsten Unternehmungen seiner Staatsverwaltung aus. Er wagte einen Angriff auf Rochelle, diese Vormauer der Hugonotten; er verschloß den Engländern den Hafen durch einen erstaunenswürdigen Damm, der in dem Ocean aufgeworfen ward; er kommandirte selbst die Truppen mit der Tapferkeit und Klugheit eines vollkommenen Feldherrn. Nach elfmonatlichem Widerstande wurden die Rocheller 1628, nachdem sie alle Schrecknisse der Belagerung und des Hungers erduldet hatten, sich zu unterwerfen genöthiget. Sie verloren ihre Privilegien, ihre Festungswerke wurden niedergerissen; man ließ ihnen indessen wenigstens ihr Eigenthum und ihre Gewissensfreiheit. Diese Eroberung kostete vierzig Millionen. Richelieu rühmte indessen, daß er, wider den Willen der Könige von Spanien, England und Frankreich, Rochelle eingenommen habe. Noch vor Endigung dieses Krieges fing man einen andern in Italien an, um den Carl Gonzaga, Herzog von Nevers und rechtmäßigen Erben des im Jahre 1627 verstorbenen letzten Her-

zoges von Mantua, Vinzenz, in den Besitz dieses Herzogthums zu setzen. Er hatte den Kaiser, den König von Spanien, den Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, und fast alle Italiener wider sich. Aber Frankreich triumphirte. In dem zweiten Feldzuge (1629) gab Richelieu, der mit unbegränzter Macht zum ersten Minister ernannt war, ausnehmende Beweise seiner kriegerischen Talente. Carl Emanuel, der seinem Vertrage entgegen gehandelt hatte, ward von allen Seiten in die Enge getrieben. Man nahm seine Festungen ein, und er starb vor Kummer. Indem er der Tapferkeit des Königs in dem italienischen Kriege zu schaffen gab, hatte er sich vor den Ränken des Hofes Ruhe zu schaffen geglaubt. Als aber Ludwig in Savoyen krank geworden, und nach Lyon, wo seine Krankheit äußerst gefährlich ward, zurückgekommen war, bedienten sich die beiden Königinnen, Maria von Medizis und Anna von Oestreich, seiner Schwäche, und brachten ihn zu dem Entschlusse, den Cardinal zu stürzen. Doch, nach Wiedergenesung des Königs zerstreute Richelieu das Ungewitter, das er gleichwohl bald mit vergrößerter Gewalt wieder aufziehen sah. Schon dachte er auf seine Entfernung vom Hofe, und wie er seine Schätze in Sicherheit bringen möchte. Aber er fand glücklicher Weise ein Mittel, vor Ludwig gelassen zu werden; und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige änderte sich Alles. Die Rache des Ministers als seiner Macht. Er ließ den Siegelbewahrer Marillac, so wie auch den Marschall Marillac, der damals die Armee in Piemont kommandirte, und ein Herr von großen Verdiensten war, in Verhaft nehmen. Er setzte dem letztern Commissarien zu Richtern, die bloß nach Leidenschaften verfuhren, ohne aufs Recht zu sehen. Der Prozeß betraf Mißbräuche des Commando, daran man längst gewohnt war, und der Marschall starb auf dem Schaffotte. Sogar die Königin Mutter mußte der Rache des Cardinals zum Opfer dienen. Sie ward zu Compiegne als eine Gefangene gehalten, und entwich nach Brüssel, wo es ihr an allen Nothwendigkeiten mangelte. Gaston, des Königs Bruder, entfernte sich nach Lothringen, um sich, wie er sagte, vor der Tyrannei in Sicherheit zu setzen. Man erklärte diejenigen, die in seinem Gefolge waren, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Er griff bald darauf zu den Waffen, und vermochte den Marschall von Montmorenci, an seiner Empörung Theil zu nehmen. Richelieu übte neue Rache. Der brave Montmorenci ward ohne Erbarmen dem Henker überliefert. Während aller jener Hofkabalen bestritt er noch eine Menge auswärtiger Geschäfte, die im Ganzen den Zweck hatten, die Macht des Hauses Oestreich zu schwächen. Unerhört waren die Erpressungen, deren er bedurfte, um die Armeen zu erhalten, die gegen Spanien und Oestreich mit jedem neuen Frühling ausgesendet wurden. Denn während seiner 18jährigen Ministerschaft war kein Jahr ohne Krieg. Zuerst beschäftigten ihn spanische Händel in der Schweiz und in Italien; dann mischte er sich in den deutschen (30jährigen) Krieg, anfangs durch Geldbeiträge, die er laut dem Vertrage von Bärwalde den Schweden lieferte, nach der Schlacht bei Nördlingen aber (1634) durch Sendung eigener Heere, und durch einen Vertrag mit dem tapfern Bernhard von Weimar. Von den Jahren 1636 bis 1642 hatte Frankreich Jahr aus Jahr ein wenigstens 5 auch wohl 7 verschiedene Armeen im Felde, und oft noch 2 Flotten dabei auf dem Meere. In den Niederlanden, am Rheine, an den Pyrenäen, in Savoyen und in der Schweiz wurde der Erbfeind zugleich bekriegt. Alles schmiegte sich unter die Gewalt des Cardinal-Ministers; aber Alles beschuldigte ihn der Ungerechtigkeit und Tyrannei. Er trat die Großen des Reichs eben so gut als das Volk unter die Füße. Der Minister schaltete mit Allem, wie es ihm einfiel. Er schlug die vornehmsten Köpfe des Staates nach willkührlichen Rechtssprüchen ab. Indem er der Krone bei Auswärtigen einen größern Glanz gab, und

sie in dem Königreiche zu furchtbar machte, achtete er nicht auf die Klagen der Nation, die er täglich unglücklicher machte. Unter einer solchen Regierung gab es der Unzufriedenen viele, die unaufhörlich Empörung athmeten. Der Graf von Soissons hatte sich, um sich zu retten, im Jahre 1636 vom Hofe entfernt. Nachdem er nach Sedan geflüchtet war, mit den Herzogen von Bouillon und von Guise sich vereinigt, und mit Spanien einen Vergleich getroffen hatte, brachte er Truppen zusammen, und fing den Bürgerkrieg an. Er gewann eine Schlacht über den Marschall von Chatillon, der sich durch Eroberung der Stadt Arras den größten Ruhm erworben hatte. Wäre der junge Prinz nicht in dem Treffen getödtet worden, so hätte sein Sieg von wichtigen Folgen seyn können. Noch eine andere Verschwörung gegen sich, die sogar der König begünstigte, wußte er nicht weniger kräftig und blutig (1642) zu ersticken. Der Günstling des Königs und Oberstallmeister, Cinqmar, verband sich mit den Herzogen von Orleans und Bouillon, den Cardinal-Minister zu stürzen. Bouillon war Anführer einer Armee, und überdies wollte man noch die Spanier ins Königreich locken. Richelieu erfuhr den Plan; Cinqmar und sein Vertrauter de Thou, Sohn des berühmten Geschichtschreibers, mußten ihre Verwegenheit auf dem Schaffotte büßen; der Herzog von Bouillon erkaufte die Begnadigung durch Abtretung des Fürstenthums Sedan an die Krone. Dies war Richelieu's letzter Triumph. Ein hitziges Fieber mit heftigem Seitenstechen verbunden, warf ihn am 28. Nov. 1642 von neuem aufs Krankenlager, und ein hinzukommender Blutsturz, auf welchen große Engbrüstigkeit folgte, verrieth den Aerzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der schwache Cardinal dankte ihm für diese Ehre, und sagte: „Sire, dies ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich ihr Königreich auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse." Er bat darauf noch für seine Verwandte, und empfahl den Cardinal Mazarini, bisherigen päpstlichen Geschäftsträger am französischen Hofe, und seinen trefflichsten Schüler, zu seinem Nachfolger. Er starb am 4. Dec. 1642 im 58. Jahre seines Alters. Bald darauf starb Ludwig XIII. (14. Mai, 1643) eben so einfältig als er gelebt hatte. Seine unruhige Mutter, Maria von Medizis, die sich eine Zeitlang zu Brüssel, dann in England, und zuletzt in Köln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte, ein Jahr vor ihm (3. Jul. 1642, 68 Jahre alt), beinahe in Dürftigkeit gestorben. „Der Cardinal von Richelieu," sagt Voltaire, „war vielleicht der unglücklichste unter allen Dreien, weil er am meisten gehaßt ward, und bei einem kranken Körper mit seinen mit Blut befleckten Händen eine unermeßliche Last zu tragen hatte."

Richelieu (Louis Francois Armand du Plessis, Herzog v.), Marschall von Frankreich, Mitglied der franz. Akademie und der Akademie der Wissenschaften, geb. zu Paris den 13. März 1696, kam 2 Monate zu früh auf die Welt. Er gerieth schon in früher Jugend in den Strudel des Hoflebens, und schmeichelte sich dort durch sein schönes Aeußere, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine witzigen Einfälle, besonders bei den Damen ein; vorzüglich fand die Herzogin von Bourgogne einen großen Gefallen an dem schönen Knaben. Er beging allerhand Kindereien und Thorheiten, die man in üblem Lichte nahm, und ward deswegen in die Bastille gesetzt. Als er seine Freiheit wieder erhielt, wurde er Adjutant des Marschalls Villars, dem er durch seine Lebhaftigkeit, Freiheit in Manieren und im Umgange und durch eine rotomontirende Kühnheit, Eigenschaften, durch die auch der Marschall sich auszeichnete, sehr gefiel. Nach Ludwigs XIV. Tode zog ihn der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, an sich, an dessen berüchtigten Vergnügungen er Theil nahm. Ein Duell mit einem Grafen von Gace brachte ihn zum zweiten Male in die Bastille. Nicht lange Zeit hatte er seine Freiheit wieder

genossen, als er zum dritten Male hineingeworfen wurde, weil der Prinz-Regent ihn in Verdacht hatte, mit dem spanischen Gesandten Dellamare, den Plan, um dem Herzog das Staatsruder aus den Händen zu winden, gemacht zu haben. Um ihn aus der letztern Haft zu befreien, wandten zwei Prinzessinnen, die überdies Nebenbuhlerinnen waren, die Demois. von Charolois und die Tochter des Regenten, Demois. de Valois, vereint alle Mühe an. Diese wiederholten Gefangenschaften wirkten doch so viel auf ihn, daß er beschloß, wenn auch seine alten Thorheiten und Vergnügungen nicht gänzlich fahren zu lassen, doch mehr sich ernstern Geschäften zu widmen. In seinem 24. Jahre erwählte ihn die Akademie zum Mitgliede: Destouches, Fontenelle und Campistron mußten ihm jeder eine Antrittsrede machen, und er, der bisher nur galante Liebesbriefchen, und auch diese nicht einmal orthographisch richtig geschrieben hatte, wählte aus allen, was ihm gefiel, und setzte so eine dritte zusammen. 1734 wohnte er der Belagerung von Philippsburg bei, und beurkundete einen kühnen Muth und nicht gemeine Geistesgegenwart 1745 in der Schlacht von Fontenoy. 1746 ging er als Gesandter nach dem Dresdner Hofe, um die Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin von Sachsen zu vermitteln. Seine Gesandtschaft übertraf an Pracht und Aufwand alle frühern: noch prachtvoller und verschwenderischer war die am Wiener Hofe; bei seinem Einzuge waren die Pferde seines Gefolges mit silbernen Hufeisen so los beschlagen, daß sie während des Zuges abfielen, und eine Beute des Volkes wurden. Sein Gouvernement zu Bordeaux zeichnete sich ebenfalls durch Pomp und Verschwendung aus. Später ward er Bevollmächtigter und General zu Genua, und wußte sich in dieser Stelle so sehr zur Zufriedenheit der Genueser zu betragen, daß der Senat ihm eine Statue errichten ließ. 1756 zum Marschall ernannt, leitete er die Belagerung des von den Engländern besetzten Mahon. Nach der Einnahme desselben, bei der Richelieu Muth, kriegerische Einsicht, ein feines, gütiges Betragen gegen die Feinde und eine aufmerksame Fürsorge für seine Krieger zeigte, übernahm er am 28. Juni desselben Jahres den Oberbefehl über das Heer in Deutschland gegen Hannover und Preußen, und nöthigte den Herzog von Cumberland, der die combinirte Armee anführte, zu der Convention vom Kloster Seven vom 28. Sept. 1757. Diese Uebereinkunft, die dem Anschein nach für Frankreich vortheilhaft, aber doch im Grunde gegen das Interesse der Franzosen und ihrer Alliirten war, gab den Vorwand, ihn von seinem Commando zurückzurufen: den Verlust seines Oberbefehls zog er sich aber hauptsächlich durch eine Kränkung der allmächtigen Pompadour zu: sie schlug ihm nämlich ihre Tochter zur Gemahlin seines Sohnes vor. Richelieu wies dies Anerbieten mit der Bemerkung von der Hand: daß zwar die Verbindung für ihn ungemein ehrenvoll seyn würde, sein Sohn sey aber mit dem kaiserlichen Hofe verwandt. Während seines Befehls in Hannover hatte er das Land durch Requisitionen und Gelderpressungen ausgesogen, und erbaute später von dem Raube den prächtigen Pallast Richelieu. Von jetzt an war er bloßer Hofmann, und ungeachtet er ausgezeichnete militärische Kenntnisse, großen Muth, und die Menschenkenntniß und Gewandtheit eines vollendeten Staatsmannes besaß, war es doch nur sein höchstes Streben, in der Sphäre des Hofes zu glänzen, den Ton anzugeben und zu gefallen und zu genießen. Das größte Verdienst Richelieu's um sein Vaterland ist, daß er Ludwig XV. von der Verfolgung der Protestanten abrieth. Richelieu, der von Natur und durch Stand den Beruf zu einer einflußreichen Laufbahn erhalten hätte, verkannte sich so ganz, daß er bis in sein hohes Alter den größten Ruhm darin suchte, ein tändelnder Jüngling und ein verliebter Geck zu seyn; dieser Hang zur Galanterie verließ ihn selbst auf dem Sterbebette nicht. Ihr Gesicht, sagte eine Dame zwei Tage vor seinem Tode zu ihm, ist noch recht hübsch. Sie

halten, antwortete der galante Marschall, mein Gesicht für ihren Spiegel. Er starb den 8. Aug. 1788. Er hatte sich dreimal verheirathet, zuerst 1713 mit einer Herzogin Noailles, dann 1734 mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, und endlich in seinem 84. Jahre mit einer Frau von Roth. Seine hinterlassenen Memoiren sind mit Hülfe Soulavie's zusammengetragen worden.

Richelieu (Armand Duplessis, Herzog von), Enkel des Vorigen und Sohn des Herzogs von Fronsac. Noch sehr jung verließ er bei dem völligen Ausbruche der Revolution mit dem höhern Adel sein Vaterland. Er ging nach Rußland, ward von der Kaiserin Katharina sehr gut aufgenommen, trat in ihre Dienste, und machte seinen ersten Feldzug unter Suwarow gegen die Türken. Bei der Eroberung von Ismail erwarb er sich die Zufriedenheit des russischen Feldherrn, und ward später rasch zum Generallieutenant befördert. 1792 begab er sich als Abgeordneter der ausgewanderten Prinzen nach Wien und Berlin, und wohnte bei dem Emigranten-Corps einige Feldzüge gegen die Republik bei. Hierauf kehrte er nach Rußland zurück, wo er von Paul ungünstig aufgenommen, später aber von Alexander sehr ausgezeichnet wurde. 1801 hielt er bei Napoleon darum an, daß sein Name aus der Emigrantenliste gestrichen werde, und kehrte, als ihm dies nur unter der Bedingung gewährt werden sollte, daß er die russischen Dienste verließ, von Paris nach Rußland zurück und ward 1803 zum Generalgouverneur von Odessa ernannt. Innerhalb 10 Jahren erhob er durch seine vortrefflichen Anstalten und wachsame Fürsorge diese Stadt, die im Jahre 1805 noch keine 4500 Seelen zählte, zu einer der größten Handelsstädte Rußlands. 1814, als die Bourbonen auf den französischen Thron zurückkehrten, ging auch Richelieu wieder nach Frankreich. Der König erhob ihn zum Pair von Frankreich und premier Gentilhomme de la chambre du Roi. Während der napoleonischen Invasion begleitete er den König nach Gent. Nach Napoleons abermaliger Vertreibung und bei dem Austritte Talleyrands aus dem Ministerium erhielt Richelieu das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und ward erster Minister. Am 20. Nov. 1815 schloß er mit den auswärtigen Mächten den bekannten Traktat ab, und zeigte sich bei diesem schwierigen Geschäfte dem Zutrauen seines Königs völlig würdig. Obgleich Richelieu seiner Erziehung und Anhänglichkeit nach, die er zum Royalismus immer bewiesen, und dem er in seiner Jugend die Freuden des Vaterlandes aufgeopfert hatte, eine größere Neigung zu dem aristokratischen Systeme haben mußte, und auch, wie es sich später zeigte, wirklich hatte, als zum Liberalismus, so betrug er sich doch anfangs in seinem Ministerium mit Mäßigkeit und Anhänglichkeit gegen die Constitution. Um bei den alliirten Mächten den Rückzug der fremden Armeen aus Frankreich zu bewirken oder doch zu beschleunigen, die rückständigen Zahlungen Frankreichs zu ordnen und theils Nachlaß, theils Aufschub der Zahlung zu erlangen, begab er sich zum Aachner Congresse. Er erreichte den Zweck seiner Sendung, und unterzeichnete ebenfalls daselbst Frankreichs Zutritt zur heiligen Allianz, welche Quintuple-Allianz am 15. Nov. 1818 feierlich erklärt wurde. Nach seiner Rückkehr vom Aachner Congresse schien er seine politischen Ansichten in Bezug auf die constitutionelle Verfassung Frankreichs geändert zu haben; er neigte sich von jetzt an ohne Rückhalt zum Ultraroyalismus hin, und in Verbindung mit den Ministern Lainé und Molé suchte er das Wahlgesetz, was durch die Ordonnanz vom 5. Septbr. 1816 bestimmt worden war, umzuändern, und wollte nach dem Geiste der Ordonnanz vom 13. Juli 1815 ein die Aristokratie begünstigendes Gesetz an dessen Stelle einführen. Im Ministerrathe widersetzten sich de Cazes und Gouvion St. Cyr diesem Unternehmen. Der hierüber entstandene Streit hatte die Folge, daß de Cazes, Gouvion St. Cyr und Pasquier ihre Entlassung nahmen, und Richelieu war schon im Begriffe, ein ganz neues, durchaus aristokra-

tisch gesinntes Ministerium zu bilden, als durch die allgemeine Bestürzung, die dieser Schritt erregte, veranlaßt, die meisten Staatsräthe und Direktoren um ihre Entlassung einkamen, die Renten fielen, und das Zutrauen schwand; auch sprachen die meisten Deputirten sich gegen das Beginnen des Ministers aus. Der König wurde hierdurch bewogen, den de Cazes wieder einzuladen, das Portefeuille wieder zu übernehmen. Er that es, und jetzt nahm Richelieu, da er sich mit de Cazes über die Bildung eines neuen Ministeriums nicht vereinigen konnte, seine Entlassung. Der König genehmigte diese und entließ ihn mit den größten Achtungsbezeigungen. Der Graf de Lally-Tolendal trug in der Pairskammer darauf an, ihm zur Nationalbelohnung ein Majorat von 50.000 Fr. jährlicher Einkünfte zu bewilligen. Auch in der Deputirten-Kammer ging dieser Antrag mit einiger Umänderung durch. Richelieu's Großmuth und Uneigennützigkeit litt aber nicht, dies Geschenk der Nation zu seinem Vortheile anzuwenden, und er bestimmte die Einkünfte zu milden Stiftungen zu Bordeaux. Die übrige Zeit seines Lebens brachte er zu Courteil, einem Landgute seiner Gemahlin, zu. Früher war er schon Mitglied der französ. Akademie und wurde den 24. Septemb. 1818 Präsident derselben. Er starb den 17. Mai 1822.

Richter (Jean Paul Friedrich), der größte humoristische Schriftsteller der Deutschen, wurde den 21. März 1763 in Wunsiedel, am Fuß des Fichtelgebirges, geboren, und war der Sohn des damaligen Rektors daselbst, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzenbach an der Saale. Jean Paul's Jugend- und Bildungsgeschichte trägt durchaus das Gepräge einer selbstständigen von innen heraus sich entwickelnden Genialität; denn seine früheste Erziehung war dürftig, bis er unter die Leitung des Rektors zu Schwarzenbach kam, der sehr angelegentlich für die Ausbildung der seltenen Anlagen, welche in dem Knaben schlummerten, sorgte. Von seinem Vater zum Studium der Theologie bestimmt, ließ er es sich angelegen seyn, außer dem Studium der griech. und hebr. Sprache, Semlers Schriften über den Canon zu excerpiren. Psychologie und Philosophie hatten zunächst sehr Anziehendes für ihn. Die glücklichsten Talente vereinigten sich bei ihm mit unermüdlichem Fleiße, und bald hatte er sich die hinlänglichen Vorkenntnisse in den Schulwissenschaften erworben, um in die oberste Klasse des Gymnasiums zu Hof versetzt zu werden (1779). Kapp, Rennebaum und Kirsch waren hier seine vorzüglichsten Lehrer. 1780 ging er, mit den besten Zeugnissen versehen, auf die Universität Leipzig. Hier entzog ihn sein süßschwärmender Geist bald dem Gebiete der Theologie, und eine eigene Ideenwelt um sich gestaltend, entsagte er dem eigentlichen Predigerberufe; wiewohl er seine genialen Dichtungen manchen Predigten einverleibte. Die angeborne Sanftmuth und Milde, die in seinem Wesen lag, ging auch auf seine Worte über, die durch seinen Baireuther Dialekt einen ganz eigenthümlichen Reiz erhielten; und sein lebhafter stets beschäftigter Geist bewog ihn, sich über jede neue Idee mitzutheilen, welche sich in ihm regte. Noch während seines Aufenthalts in Leipzig waren seine ersten Schriften: Grönländische Prozesse oder satyrische Skizzen (Berlin 1783 - 85, neue Aufl. 1821), und die Auswahl aus des Teufels Papieren, nebst einem nöthigen Avis vom Juden Mendel, (Gera 1798, neue Aufl. 1799), erschienen. Auf dem Titel zur unsichtbaren Loge (Berl. 1793. 2 Thle. 2 Aufl. Ebend. 1821) nannte er sich zuerst Jean Paul. Der ausgezeichnete Beifall, welcher nicht nur diesen, sondern auch seinen nächstfolgenden Werken: dem Hesperus, oder 45 Hundspostage; eine Biographie (Berlin 1795. 4 Bde. 2. Aufl. 1798. 3. Ausg. 1819), dem Leben des Quintus Fixlein, aus 50 Zettelkästchen gezogen, nebst einem Musikheil von einem jus de tablette (Baireuth 1796. 2. Aufl. Berlin 1801), den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. N. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel (Berl. 1796. 4 Thle.

2. Aufl. 1818), u. a. m. zu Theil geworden war, hatte ihren Verfasser bestimmt, sich allein dem Schriftstellerberufe zu widmen. Jean Paul's eigenes Leben hatte einen neuen Reiz erhalten durch das innige Verhältniß zu seinem Freunde Georg Christian Otto. Aber auch auswärts hatte ihm sein Talent Freunde erworben, vorzüglich Gleim. Durch eine Reise zu diesem hatte sich Jean Paul's Neigung, Welt und Menschen kennen zu lernen, vermehrt. 1797 begab er sich abermals nach Leipzig, wo er den Herzog von Hildburghausen kennen lernte, der seine seltenen Verdienste zu schätzen wußte, und ihm später den Titel eines Legationsraths ertheilte. Für sein häusliches Glück schienen sich ebenfalls erfreuliche Aussichten zu öffnen, als während eines längeren Aufenthalts in Berlin, Caroline Mayer, die Tochter des königl. preuß. geh. Raths und Prof. der Arzneigelehrtheit, Doktor Johann Andreas Mayer, ihm die Hand reichte. Jean Paul erschien mit seiner neuen Anvermählten im J. 1798 in Weimar, und wohnte dort den geselligen Cirkeln bei, in denen die Herzogin Amalia die geistreichsten Männer anfangs in Ettersburg, späterhin in Tiefurt zu versammeln pflegte. Oefters wanderte Jean Paul zu Wieland nach Oemanstädt, wo er auch die bekannte geistreiche Schriftstellerin Sophie La Roche kennen lernte. Noch inniger waren die auf den fröhlichsten Ideentausch gegründeten Verhältnisse, welche Jean Paul an Herder'n schlossen, dem er in der Vorschule der Aesthetik das würdigste Denkmal gesetzt hat. In die Zeit seines Aufenthalts in Weimar fällt Jean Paul's Titan (Berlin 1800 — 3. 4 Bde., nebst komischem Anhang), den er unter seinen Werken am höchsten stellte. Doch auch die Flegeljahre (Tübingen 1803 — 5. 4 Thle.) entstanden in dieser Zeit, wenn sie auch zum Theil erst später erschienen. Das Jahr 1802 führte Jean Paul auf einige Zeit nach Coburg zum Herzog von Meinungen, der ihn aufs freundlichste eingeladen hatte. Aber auch die nie erkaltende Gunst des edlen Dalberg ward ihm um diese Zeit zu Theil. Durch ihn, als Fürst Primas, erhielt Jean Paul einen ansehnlichen Gnadengehalt, den ihm späterhin der König von Baiern auszahlte. So waren ihm die Mittel zu einer sichern Existenz gewährt, und das Bewußtseyn, peinlicher Nahrungssorgen überhoben zu seyn, konnte auf die Hervorbringung schriftstellerischer Produkte nicht anders als günstig wirken. Der Plan und die Anlage zur Vorschule der Aesthetik (Hamburg 1804) und zur Levana (Braunschweig 1807. n. Aufl. Tübingen 1813) fallen in diese Zeit. In dem erstgenannten Werke legte er seine Ansichten über Kunst und Literatur, in dem letztern seine Grundsätze über Erziehung nieder. Zum bleibenden Wohnsitz wählte er seitdem Baireuth mit seinen freundlich malerischen Umgebungen. Doch pflegte er fast jährlich größere oder kleinere Reisen zu unternehmen, und seine alten und neuen Freunde zu besuchen. Jean Paul's leidenschaftliche Begierde, mit jedem gelungenen Werke der neuern Literatur bekannt zu werden, hatte gleichwohl seiner schriftstellerischen Thätigkeit keinen Eintrag gethan. Außer manchen größeren Werken, die unten genannt werden, lieferte er mehrere Aufsätzen in Almanachen, unter denen die vorzüglichsten das cottaische Taschenbuch zieren. Aber er bedurfte auch Erholung nach so mannigfachen geistigen Anstrengungen, und fand sie unter anderm bei einem Besuche, den er im J. 1820 der geistreichen Herzogin Dorothea in Löbichau abstattete. Jean Paul's Neigung, seinen Geist durch das Leben jeder ausgezeichneten Schrift, welche die neuere Literatur darbot, zu bilden, wurde leider zu Ende des J. 1823 durch eine Augenschwäche erschwert; welche seitdem zunahm, und endlich, vielleicht durch das zu weite Hinausschieben ärztlicher Hülfe, mit fast gänzlicher Erblindung endete. Zu dieser Augenschwäche gesellte sich zu Anfange des J. 1825 eine merkliche Abnahme der körperlichen Kräfte, welche sehr sichtbar zunahm. Doch wenig darauf achtend, beschäftigte Jean Paul sich unausgesetzt mit seinem Werk über die Unsterblichkeit, eigentlich einer höhern

Potenzierung seines Kampanerthals; wozu er seit dem schmerzlich gefühlten Tode seines einzigen Sohnes, der in Heidelberg studirte, sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Unter dieser Beschäftigung überraschte ihn, umgeben von seiner Gattin, zwei liebenden Töchtern und seinem Neffen Richard Otto Spazier, den er aus der Ferne zu sich gerufen hatte, der Tod am 14. Nov. 1825. Kurz vor demselben Tode hatte er sich noch mit dem Ordnen und Ergänzen seiner Werke für die letzte, auf 60 Bände berechnete, Ausgabe beschäftigt (sie erscheint bei G. Reimer in Berlin; eine Auswahl aus seinen Werken in circa 6 Bdchen. 16. soll bei Ernst Klein in Leipzig herauskommen), indem es ihm darum zu thun war, die Reihefolge nicht dem bloßen Zufall, selbst dem chronologischen nicht, zu überlassen. Das reinmoralische Gepräge, welches seinen Schriften schmückt, zierte auch sein Leben. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, und die Güte selbst gegen seine Freunde und Umgebungen. Sein edler und offener Charakter spiegelte sich schon in seinen Gesichtszügen ab. Am 17. Nov. Abends nach 5 Uhr wurden die irdischen Ueberreste Jean Paul's zu ihrer Ruhestätte gebracht; und seine Begräbnißfeier stand an Glanz derjenigen nicht nach, welche einem ihm durch Erhabenheit der Ideen verwandten Dichtergreise, Klopstock, vor 22 J. zu Theil ward. — Außer den schon angeführten Werken des genialen Mannes, nennen wir noch folgende: Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin (1stes Bdchen. Berl. 1796, mit einer Titelvignette; weiter ist nichts erschienen). Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den 10 Geboten des Katechismus (Erfurt 1797), eines seiner trefflichsten Werke. Gleichzeitig mit dem Kampaner Thal erschien der Jubelsenior (Leipzig 1799). Jean Paul's Briefe und bevorstehenden Lebenslauf (Gera und Leipzig 1799). Clavis Fichtiana seu Leibgebriana (Erfurt 1800). Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer, eine Stadtgeschichte, und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht (Bremen 1801). Friedenspredigt, gehalten von Jean Paul (Heidelberg 1808). Dämmerungen für Deutschland (Bremen 1809). Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten; nebst einer Beichte des Teufels bei einen Staatsmanne (Tübingen 1808). Doktor Katzenberger's Badereise, nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen (Heidelberg 1809. 2 Bdchen. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. Breslau 1823. 3 Bdchen). Jean Paul's zerstreute Aufsätze, außer denen, welche der eben erwähnte Anhang zu Doktor Katzenberger's Badereise enthält, findet man in den Herbstblumінen, oder gesammelten Werkchen aus Zeitschriften (Tübingen 1810-15. 2 Bdchen), und in dem Museum (Lübeck 1814) gesammelt. Der unerschöpfliche Reichthum an Witz und Laune, welcher Jean Paul's bisher erwähnte Schriften charakterisirt, zeigt sich auch noch in einer seiner letzten, welche er unter dem Titel: Der Komet, oder Nikolaus Markgraf, eine komische Geschichte (Berl. 1820-22. 3 Bd.), erscheinen ließ. Seine Rezensionen möchten wir eher Lobschriften, als eigentliche Beurtheilungen nennen, da in den letztern auch der gegründete Tadel nicht verschwiegen werden darf. Nur die einsichtsvolle Kritik über der Frau von Stael Werk „Ueber Deutschland" macht hiervon eine Ausnahme. — Eine Charakteristik dieses genialen und als Humoristen einzig dastehenden Schriftstellers, geben wir hier von Meißner, die freilich nicht frei von partheiischer Vorliebe ist, gleichwohl überall einen tiefen Blick in sein inneres Leben verräth, und den unverkennbaren Einfluß des Humors auf den Stoff und die Form seiner Schriften zeigt. „Ich wüßte nicht — sagt Meißner — wie die „Hundspostage," die „Extrablätter," die „Haubenmusser" und „Appendixe" — so manchem Orthodoxen ein großes Aergerniß — mit der ganzen utopischen Geo-

graphie von Haarhaar und Flaschenfingen u. s. w. fehlen könnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas Anderes, als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. Ein humoristischer Genius kann seine Fittige über Alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört. Daher bei Jean Paul jenes genaue Detail von allen, auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens — jener berechnende, und bis ins Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwenglichen Gefühls — jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorschule der Aesthetik — jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten, kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit; jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. Wer sieht nicht in allem diesen den rechten Charakter des Humoristischen — das Größte und Kleinste neben einander — Himmel und Erde in wunderbarem Wetterleuchten sich berührend — Haß und Liebe, Eros und Eris, woraus die Welt geboren ist, recht blitzend ihre divergirenden Strahlen gegen einander schießend; und an ihnen gerade das zu recht schneidenden, eckigen Contrasten herausgehoben, was sie trennt. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat; und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welch' eine große Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht zurückgelegt. Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst; und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und — wenn wir auch zugeben, daß in dieses Bouquet sich da und dort manche Wiesen- wohl auch schädliche Blumen eingemischt haben — wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul mehr ein musivisches Stück Arbeit, als ein von Einer Idee getragenes und gebornes Ganzes ist: so wird der Billige darin nichts weiter sehen, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht." — Die Wärme und innige Verehrung, mit welcher Meißner hier über Jean Paul spricht, verleitete ihn, über den Vorzügen seiner Schriften ihre Mängel zu übersehen. Jene sind die einer gereiften männlichen Vernunft, diese die einer ungezügelten Phantasie. Hätte Jean Paul seine schöpferische Einbildungskraft unter den Regeln des Geschmacks gehalten: so würde er sich vor der tadelnswerthen Sonderbarkeit bewahrt haben, bei der üppigsten Gluth, welche seine Charakter- und Landschaftsgemälde durchdringt, in einen Bombast von Bildern zu verfallen, und von den erhabensten Gedanken plötzlich herabzusinken in die platteste Alltäglichkeit und geschmackloseste Vergleichung. Nimmermehr können wir glauben, daß diese Zusammenstellung des Ungleichartigsten von dem Wesen des ächten Humors unzertrennlich sey, wie Meißner aus Jean Paul's eigener Definition desselben (in der Vorschule der Aesthetik, Abth. 1 S. 175 u. f., welche wir im Art. Humor gegeben haben), und aus einem seiner Selbstgeständnisse darzuthun sucht, wo Richter gesteht: daß er im kühnsten Phantasieflug an die in Butter gesottenen Rosen- und Hollundertrauben denke, die man ihm zum Mittagsessen bereite. Bei der üppigen Ueberladung, dem Vermischen der anmuthigsten und widrigsten

Bilder konnte es nicht fehlen, daß Jean Paul in seinen Schriften nur zu oft das unerläßliche Gesetz der Klarheit im Vortrage verletzte. Seine Schreibart ist nicht selten dunkel und manierirt, und zwar in einem Grade, daß einer seiner Freunde für nöthig hielt, ein eigenes Wörterbuch zum Verständniß von Jean Paul's Werken zu schreiben. (K. Reinhold's Wörterbuch zu Jean Paul's sämmtlichen Schriften, oder Erklärung aller in dessen Schriften vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten ꝛc. Erstes Bändchen, enthaltend Levana oder Erziehungslehre. Leipzig 1808.) Dazu kam die Gewohnheit und Fertigkeit, Alles zu benutzen und in seinen Collektaneen aufzuspeichern; welche ihn nicht selten in seinen Schriften zu Anspielungen verführte, die manchem minder Belesenen unverständlich waren. Leugnen läßt sich indeß nicht, daß alle diese Fehler bei Jean Paul durch die glänzendsten Tugenden, durch Talente aufgewogen werden, wie sie nur die Natur zu geben und das Studium auszubilden vermag. Bei allen Auswüchsen einer zu üppigen Phantasie verleugnet sich bei Richter nie das tiefe, nach einer höhern Welt gerichtete Gemüth — der starke, die großen Akkorde des Universums auffassende Geist. Aber auch das Gepräge der reinsten Sittlichkeit schmückt alle seine Werke. Uebrigens eignen sich vielleicht die Werke keines Autor's so leicht zu einer Chrestomathie, als Jean Paul's Schriften, so wenig wir übrigens ein Unternehmen dieser Art billigen. Es ist gleichwohl ausgeführt worden. S. die Schrift: Jean Paul's Geist, oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. Liegnitz und Weimar 1801 - 5. 3 Bde. Ein ähnliches Werk mit gleichlautendem Titel erschien zu Grätz 1821 in 6 Bden.

Richterliches Amt. Die richterliche Gewalt im Staate, ein Ausfluß der aufsehenden und der vollziehenden, leitet und verwaltet, unabhängig von der gesetzgebenden, nach der von dieser gegebenen Vorschrift, den Gang der öffentlichen Gerechtigkeit so, daß die Idee des Rechts im Staate sichtbar wird. Die Leitung dieses Ganzen insbesondere gebührt der oberrichterlichen Gewalt, die Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit aber wird dem Richter oder den richterlichen Behörden übertragen, deren Verfahren das Gesetz in Voraus bestimmt. S. Gerichtsordnung und Prozeß. Der Zweck des richterlichen Amtes ist die historische Wahrheit der den richterlichen Entscheidungen zum Grunde liegenden Thatsachen zu erforschen, und sie erst möglich ins Klare zu bringen, ehe der Richter die Gesetze auf sie anwendet. Sein Resultat ist die gerichtliche Wahrheit. In Ansehung seiner moralischen Ueberzeugung ist der Richter an gewisse Formen gebunden, und in der Auffindung jener Wahrheit auf ein gewisses Zeitmaß beschränkt. (S. v. Globig: System einer vollständ. Gesetzgb. 4 Th. Gerichtliches Verfahren. 2. A. Dresd. 1818. — Der Regent selbst darf nicht Richter seyn. Die aufsehende Gewalt desselben beschränkt sich 1) auf Bestellung und Entlassung der Justizbeamten, 2) auf die Erhaltung der vorgeschriebenen Ordnung in dem Mechanismus des Dienstes; 3) Zurechtweisung der Gerichte in einzelnen Fällen auf die Beschwerden der Rechtsuchenden; 4) Schnelle Kenntniß von allen im Staate vorgefallenen Verhaftungen. Die Bildung zu einem richterlichen Amte und die Unabhängigkeit desselben erfordert, daß es lebenslänglich sey. S. v. Reibnitz: Vers. über das Ideal einer Gerichtsordnung. Berl. 1815, und Dr. Kind: über die Bildung juristischer Staatsdiener und besonders der Räthe in den Justizkollegien. Leipz. 1818, und Weber's Entwurf zur Geschäftsführung der Untergerichte. Mit 18 Formularen. München 1817.

Riedel (Friedr. Just), k. k. Rath in Wien, geb. zu Wisselbach bei Erfurt 1742, studirte zu Jena, Leipzig und Halle Philosophie, die Rechte und schönen Wissenschaften, habilitirte sich zu Jena, ging 1763 nach Er-

furt und 1772 als kaiserl. Rath, eigentlich aber als Lehrer der Eleven der Kunstakademie nach Wien. Da sein Betragen jedoch nicht der früher von ihm gehegten Meinung entsprach und er der Kaiserin Maria Theresia als Atheist geschildert worden war, wurde er seiner Stelle entsetzt und versank nun allmählig in Noth und Dürftigkeit. Nach dem Tode der Kaiserin, die ihm zuletzt noch eine kleine Pension bewilligt hatte, nahm der Fürst Kaunitz ihn in seine Dienste. Seine zerrüttete Gesundheit zeigte nun nach und nach einen Wahnsinn, worin er 1785 im St. Marcus-Spitale starb. Unter seinen Schriften (5 Bde. Wien 1786—87) ist seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften das Wichtigste. — 2) (Gottlieb Friedrich), Maler und Kupferstecher zu Augsburg, geb. zu Dresden 1724, widmete sich daselbst der Kunst, war eine Zeitlang Porzellanmaler zu Meißen und von 1759 bis 1779 Obermaler und Ober-Farbenlaborant zu Ludwigsburg in Würtemberg, begab sich dann nach Augsburg und starb daselbst 1784. Er hinterließ eine große Menge kleiner historischer Stücke und eine Gallerie der Griechen und Römer, wozu Zapf den Text verfertigte.

Riedinger (Joh. Elias), ein sehr berühmter Thiermaler und Kupferstecher, geb. in Ulm 1698, lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei dem Maler Christoph Resch, ging dann nach Augsburg, wurde daselbst 1759 Direktor der Malerakademie und starb 1767. Unter seinen Thiergemälden haben die Jagdstücke einen großen Ruf erlangt. Seine Landschaften sind wild und romantisch, weniger gut sind aber seine menschlichen Figuren darin. Auch seine beiden Söhne, Johann Jakob und Martin Elias, sind als Maler und Kupferstecher nicht unbekannt geblieben.

Rienzi, eigentlich Nikolaus Gabrini. Unter der Zahl berühmter Volksempörer behauptet Nikolaus Gabrini Rienzi unstreitig einen sehr vorzüglichen Rang. Von Geburt der unbedeutendste Mann von der Welt, hatte er seine nachherige Erhebung bloß seinem unerschütterlichen Muthe und seinen übrigen großen Talenten zu verdanken. Sein Vater war weiter nichts, als ein gemeiner Gastwirth zu Rom, und seine Mutter trieb daselbst das Geschäft einer Wäscherin. Indeß müssen seine Eltern doch nicht ganz unbemittelt gewesen seyn, da sie ihm eine in der That sehr gute Erziehung gaben. Schon von seiner frühesten Jugend an beschäftigte er sich mit dem Studiren nützlicher Wissenschaften und verachtete die kindischen Belustigungen seiner Mitschüler, die mit ihm von gleichem Alter waren. Der außerordentliche Fleiß, mit welchem er studirte, gab ihm ein ernsthaftes und gebieterisches Ansehen, wodurch er wirklich seinen Mitschülern einen hohen Grad von Achtung gegen sich einflößte. Außerdem hatte die Natur ihn mit einem sehr wohlgewachsenen Körper und der angenehmsten Gesichtsbildung beschenkt. Dabei war er ein großer Redner, und verstand die Kunst zu unterhalten so gut, daß ungeachtet seiner etwas grämlichen Miene, die Vornehmsten Roms ihn mit Vergnügen an ihre Tafel zogen. Dieser Umgang mit Personen, deren Stand so sehr über den seinigen erhaben war, machte zuerst seinen Ehrgeiz rege. Von Stund an sann er nun mit dem glühendsten Bestreben auf Mittel, sich so bald als möglich, aus dem Staube empor zu schwingen. Durch seine Geschicklichkeit hatte er sich zwar bereits eine große Anzahl Freunde erworben, aber bei genauerer Untersuchung fand er keinen einzigen von ihnen tauglich, um sich desselben zur Ausführung seiner Absichten zu bedienen. Wahrscheinlich hatte er schon damals jenen außerordentlichen Entwurf ausgebrütet, den nur ein Kopf wie der seinige, wirklich auszuführen, fähig war. Er suchte daher seinem ganzen Betragen einen Anstrich von Sonderbarkeit zu geben, weil er zuverlässig überzeugt war, dadurch die Augen aller seiner Mitbürger zuerst auf sich zu ziehen. So bald dieser Entschluß gefaßt war, vernachlässigte Rienzi alle seine bisherigen, Bekanntschaften, und schien sich

von nun an mit weiter nichts, als mit den Büchern und dem Studiren beschäftigen zu wollen; selbst seine Erholungsstunden brachte er einsam unter den Trümmern des alten Roms zu. Bei diesen täglichen Beschäftigungen erwarb sich Rienzi nach und nach große Kenntnisse in der Entzifferungskunst der schwersten Inschriften. Seine Mitbürger, besonders diejenigen, deren Aufmerksamkeit er vorzüglich auf sich zu ziehen suchte, von seinem sonderbaren Betragen verführt, fingen bald an, ihn als einen Mann zu betrachten, dessen Gelehrsamkeit für das Vaterland von großem Nutzen seyn könnte. Rienzi besaß in der That sehr reelle Verdienste, auch sorgte er dafür, sich bei jeder Gelegenheit nie anders, als von seiner beste Seite zu zeigen, und die von ihm ganz bezauberten Römer glaubten bald mit der größten Ueberzeugung, daß bei den dermaligen Umständen er mehr als irgend ein andrer fähig seyn würde, Roms verdunkelten Glanz wieder herzustellen. Die Erfüllung dieses Wunsches hing hauptsächlich von der Rückkehr des Papstes ab. Clemens VI., der damals die dreifache Krone trug, hielt sich zu Avignon auf, und zeigte nicht die geringste Neigung, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen. Die Abwesenheit des Oberhaupts der Kirche hatte diese Stadt nicht allein in Verfall gebracht, sondern auch die größten Unordnungen veranlaßt. Sie war der Raub zweier gegen einander erbitterten Faktionen, der Guelfen und Gibellinen, geworden, deren Wuth nur die Gegenwart des Papstes allein Schranken setzen konnte. Rienzi blutete das Herz bei dieser unseligen Lage, in der sich sein Vaterland befand. Laut wiederholten die Stimmen seiner Mitbürger seine Klagen, und alle sahen einmüthig auf ihn, als den einzigen, den sie für fähig hielten, all diesem Uebel zu steuern. Diese so günstige Stimmung benutzte er auch wirklich so gut, daß er sich zum Deputirten ernennen ließ, der im Namen des ganzen römischen Volks die Rückkehr Clemens des VI. erflehen sollte. Vom Papste wurde er huldvoll aufgenommen; doch konnte er denselben nicht zur Rückkehr nach Rom bewegen, obgleich er mit ergreifender, feuriger Beredsamkeit die traurige und zerrissene Lage seines Vaterlandes vorstellte. Der Papst ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum apostolischen Notarius. Nach Rom zurückgekommen, fing er allmählig an, seinen Plan zu entwickeln. — Von diesem Augenblick an suchte er sich immer mehr und mehr Anhänger zu machen. Sein neues Amt verschaffte ihm dazu die günstigste Gelegenheit, weil er bei Ausübung desselben täglich eine Menge Menschen zu sprechen bekam. Durch das Feuer seiner Beredsamkeit nahm er alle seine Klienten für sich ein, und von Zeit zu Zeit bemühte er sich die beinahe schon ganz erloschene Hoffnung zur Wiedererlangung der Freiheit aufs Neue in ihren Herzen anzufachen. Nachdem er sich nun auf die Weise eine beträchtliche Anzahl Freunde und Anhänger erworben hatte, fing er auch bald an, eine deutlichere Sprache zu führen. Zugleich übte er seine Amtspflichten mit so vieler Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit aus, und alle andre Beamten, große und kleine schienen in Vergleich gegen ihn so ungerecht und geldgeizig zu seyn, daß man ihn durchgehends für ein Wunder der Tugend hielt, und den höchsten Grad des Zutrauens ihm schenkte! In kurzer Zeit war auch die Zahl seiner Freunde eben so stark, als die Zahl der mißvergnügten römischen Bürger. Rienzi sprach zum Volke durch hieroglyphische Bilder, die er auf einzelne Stücke Leinwand malen und hin und wieder zur Schau aufhängen ließ. Roms Bürger betrachteten diese Schildereien mit gierigen Blicken, und hörten mit offnem Ohre die Erklärungen an, die ihnen verschiedene von Gabrini unterrichtete Leute davon machten. Eben so wie sich nach und nach die Zahl dieser Gemälde vermehrte, eben so vervielfältigte sich auch die Zahl der Wißbegierigen; besonders versammelte sich der niedrige Pöbel, auf den Niemand Acht gab, auf den öffentlichen Plätzen, wo jene räthselhaften Bilder zur Schau ausgestellet waren,

und jauchzte den Auslegern derselben lauten Beifall zu, obgleich freilich nur ein sehr kleiner Theil den wahren Sinn davon begriff. Man hatte den Gabrini anfänglich hochgeschätzt, allmählig fing man nun auch an, Ehrfurcht vor ihm zu fühlen. Dieser beinahe allgemeine Volkstaumel erstreckte sich sogar bis auf Einige vom Adel, die ihm, gleich als ob sie seine zukünftige Größe geahnet hätten, mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietigkeit begegneten; doch gab es auch Andre, die ihn für weiter nichts, als einen Narren und Unsinnigen hielten, und dieser Meinung gemäß behandelten. Auf diese Weise arbeitete er eine Zeitlang geduldig unter der Hülle der Thorheit an der Wiederherstellung der römischen Volksfreiheit und an seinem eignen Glücke. Endlich erschien der günstige Augenblick, wo er sich deutlicher erklären konnte. So bald alles Erforderliche zu Ausführung des entworfenen Plans veranstaltet war, gab Gabrini unverzüglich seinen Freunden Nachricht davon. Zugleich ließ er auf allen Straßen ausrufen: daß ein jeder Einwohner der Stadt am bevorstehenden heiligen Abend des Pfingstfestes, sich unbewaffnet bei der Engelsburg einfinden sollte. Bei seiner Ankunft daselbst bestieg Gabrini die Rednerbühne, und schilderte nochmals dem Volke auf eine sehr lebhafte Art den übeln Zustand der öffentlichen Angelegenheiten. Diese auf einen bessern Fuß zu setzen, sagte er, sey sein einziges Bestreben, und zwar durch Gesetze, die fähig wären, jenen zahllosen Räubereien und Unthaten, die bisher den Staat verwüstet hätten, Einhalt zu thun. Er befahl hierauf, daß diese Gesetze laut vorgelesen werden sollten. Sie schienen auch in der That so weise, und zur Wiederherstellung der guten Ordnung so zweckmäßig abgefaßt zu seyn, daß sie von dem ganzen Auditorio einmüthig gebilliget wurden. Theils aus Erkenntlichkeit, theils auch durch Schwärmerei verführt, oder vielmehr von Rienzi's Emissarien dazu angestiftet, rief nun das Volk ihn laut für seinen unumschränkten Beherrscher aus, dem sie in Zukunft nur einzig und allein gehorchen wollten. Aber Rienzi war zu klug, als daß er diese Ehre ganz nach dem Wortverstande hätte annehmen sollen. Er erklärte vielmehr, daß er jederzeit ein getreuer Unterthan des Papstes seyn wolle, und die vom Volke ihm angebotne oberste Gewalt auf keine andre Weise anzunehmen gesonnen wäre, als wenn Clemens VI. ihn darin zu bestätigen für gut finden würde. Clemens säumte keinen Augenblick, alles Vorgefallene gut zu heißen, und von nun an nannte sich Rienzi öffentlich einen vom Papst selbst bestätigten Volkstribun. Seine Regierung zeichnete sich gleich Anfangs durch eine feste Gerechtigkeitspflege aus. Die Verbrecher wurde so unerbittlich verfolgt, daß in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit, die so lange aus Rom's Mauern verbannt waren, dahin zurückkehrten. Unter Rienzi's größere Verdienste um sein Vaterland gehört es, daß er die Macht des Adels, der mit einer eisernen Faust bisher das Volk gedrückt und die Ruhe von Rom verbannt hatte, demüthigte. Vor dem mächtigen Tribune entflohen die Adlichen und wagten es nicht, gegen ihn etwas zu unternehmen. Während Rienzi solchergestalt sein Ansehen in Rom immer mehr und mehr befestigte, erscholl der Ruf seiner Unternehmungen durch ganz Europa. Seine wenigstens äußerlich angenommene Unterwürfigkeit gegen die Befehle des Papstes, und die gute Ordnung, welche seit der durch ihn bewirkten Revolution in Rom und den umliegenden Gegenden herrschte, dienten mehr als zur Genüge zum Beweise von seiner Mäßigkeit und seinen übrigen Regententugenden. Doch nicht allein die Stadt Rom, mit dem dazu gehörigen Gebiete, sondern noch außerdem ein ansehnlicher Theil von Italien unterwarf sich seinen Gesetzen. Sogar der vom Papste in Bann gethane Kaiser, Ludwig von Baiern, dem man bereits in der Person Carls von Mähren einen Gegenkaiser gewählt hatte, ließ ihn um seine Freundschaft und seinen Beistand zur Beilegung der Unruhen, welche aus jener Wahl entsprin-

gen könnten, ersuchen. Um die nämliche Zeit sah sich der Tribun auch noch mit einem andern nicht weniger wichtigen Auftrage beehrt. Ludwig von Anjou, der erste dieses Namens, König von Ungarn, schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um ihn sowohl wie das römische Volk, um Gerechtigkeit wegen der Ermordung seines Bruders, des Königs Andreas, anzuflehen, welche Schandthat er der Gemahlin dieses Fürsten, der Königin Johanna von Neapel, Schuld gab, und die zu rächen er bereits unterwegens wäre. Welcher Mensch würde wohl von einem so glänzenden Glück nicht geblendet worden seyn! Bei so vielen Tugenden, die Rienzi in der That besaß, war er doch, wie alle übrigen Menschen, Schwachheiten unterworfen. Von seiner eignen Größe betäubt, und weniger bedachtsam als zuvor in seinem äußern Benehmen, wurde er nur zu bald selbst der eigne Urheber seines Falls, der eben so schnell erfolgte, als seine Erhöhung. Als Richter und Vermittler so mächtiger Fürsten hielt er es zu sehr unter seiner Würde, von irgend Jemand abzuhängen. Er übersendete sowohl dem Papste Clemens, als auch den beiden Gegenkaisern, schriftliche Vorladungen, sich nach Rom zu verfügen, und ihre Urtheil daselbst anzuhören. Er behauptete in diesen Aufsätzen: daß die Oberherrschaft über die Erde einzig und allein dem römischen Volke gebühre, und folglich auch ihm, der das Haupt desselben sey. Man müsse daher weder Päpste noch Kaiser wählen, ohne die Einwilligung dieses höchsten Tribunals vorher einzuziehen, und er lade also hiemit vor dasselbe alle Päpste, Kaiser, Könige oder Fürsten ein, die das Gegentheil zu behaupten sich erdreisten würden. In der Unterschrift nannte er sich, so wie in allen seinen Mandaten und Briefen: einen Kandidaten des heiligen Geistes, den strengen und gnädigen Befreier Roms, den Eiferer für Italien, den Freund der Menschheit, und zuletzt Tribunus Augustus. Eine solche anmaßende Sprache beunruhigte den Papst, und er schloß sich wieder an den Adel an, der früher sich seiner Befehlen entzogen hatte, und dieser belagerte Rom. Rienzi hatte überdies durch seinen Stolz, seine große Verschwendung, und vor allem durch sein offenes Streben, sich vom Papste gänzlich loszureißen, die Liebe des Volkes von sich entfernt. Ein Graf Pepin erregte mit einigen Adlichen einen Aufruhr in Rom und der Tribun ward gezwungen, die Stadt zu verlassen. Zuerst begab er sich nach Neapel zu dem Könige von Ungarn, der dieses Königreich erobert hatte, und sich noch immer in der Hauptstadt desselben aufhielt. Nachdem dieser Fürst aber wieder in seine Erbstaaten zurückgekehrt war, durchirrte Rienzi eine Zeitlang verschiedene Städte in Italien; voll Zutrauen auf sein bisheriges Glück, entwarf sein immer geschäftiger Geist ein neues Projekt zur Wiederherstellung seines verlornen Reichs. Dieser Plan war so ausschweifend, daß er vielleicht für einen jeden Andern verderblich gewesen seyn würde; aber ihm glückte er. Er wollte sich nemlich an den Hof Kaiser Carls IV. begeben, den er nur noch vor kurzer Zeit, durch die offenbare Unterstützung seines Gegners, des Kaisers Ludwig aus dem Hause Baiern, so tödtlich beleidiget hatte, und der noch überdem mit dem Papste in enger Verbindung und dem besten Vernehmen stand. Diesem Entschlusse gemäß begab sich der Tribun auf den Weg, und kam glücklich zu Prag an, wo der Kaiser sein Hoflager hielt. Hier stellte er sich diesem Monarchen mit so viel Würde und Bescheidenheit dar, daß Carl in der That nicht umhin konnte, ihm auf eine sehr gnädige Weise Gehör zu geben. Er verlangte vom Kaiser, daß er ihn seinem größten Feinde, dem Papste ausliefern sollte. Der Tribun hatte sich auf diese Zusammenkunft hinlänglich vorbereitet. Mit vieler Unterwerfung hörte er alle Vorwürfe seines erzürnten Herrn an, und beantwortete sie in so kraftvollen und überredenden Ausdrücken, daß der gerührte Papst kein Endurtheil über ihn zu fällen vermochte, so sehr auch noch kurz vorher die Hinrichtung desselben sein Vorsaz ge-

wesen war. Er begnügte sich also mit der sehr gemäßigten Rache, ihn in einen Thurm einsperren zu lassen, wo Rienzi, während den 4 Jahren, die er in diesem Gefängnisse zubringen mußte, an den Bequemlichkeiten des Lebens keinen Mangel litt. Während dieser Zeit hatten die Römer schon längst den Verlust ihres ehemaligen Tribuns bedauert: denn all das Elend, von welchem er sie befreit hatte, war seitdem zwiefach über sie gekommen. Selbst das päpstliche Ansehn war seitdem mehr als jemals gesunken. Jeder einzelne Edelmann warf sich zum Tyrannen seiner Nachbaren auf; jetzt fingen allmählig Rom und die Nachbarstädte an einzusehen, wie viel sie in Rienzi verloren hatten. Sogar Innocenz VI., der Nachfolger Clemens VI. welchem der röm. Adel nun allen Gehorsam versagte, hatte alle ihm zu gebotstehenden Maßregeln gegen sie ergriffen, selbst den damals noch so gefürchteten Bannstrahl gegen die kühnen Rebellen geschleudert, vergebens; und Innocenz hielt Rom bereits für verloren, als er sich des eingekerkerten Tribuns und seines vormaligen Einflusses auf die Römer erinnerte. Vom Papste mit Truppen unterstützt, und von einer großen Anzahl Einw. Roms bereitwillig aufgenommen, vertrieb er nochmals den unruhigen Adel, führte Ruhe und Sicherheit zurück und übernahm die Regierung unter dem Namen eines Senators. Doch machte er sich durch seinen Stolz, seine Eitelkeit und Verschwendung bald von Neuem beim Volke verhaßt; auch erhoben sich die Adlichen, seine Todfeinde wieder. Sie überfielen Rienzi's Truppen unvermuthet, richteten ein großes Blutbad an, und verfügten sich hierauf verstohlnerweise nach Rom, um dort im Stillen vollends an dem Untergange ihres alten Todfeindes zu arbeiten. Sie fanden daselbst das Volk in einer ihrem Vorhaben so günstigen Stimmung, daß es ihnen fast gar keine Mühe kostete, den Pöbel zum Aufruhre anzureizen. In dem Augenblicke, da es Rienzi wohl am wenigsten vermuthete, hörte er, als er sich noch im Bette befand, plötzlich von allen Seiten schreien: Es lebe das Volk und der Verräther sterbe! Schnell sprang er von seinem Lager auf, eilte ans Fenster, und nun bemerkte er erst recht die nahe Gefahr, als er das ängstliche Bestreben seiner Leute sahe, die mit der größten Eilfertigkeit das Kapitol verließen. Der bis zur Raserei gegen ihn aufgebrachte Pöbel legte Feuer an den Pallast, wodurch er in kurzer Zeit in vollen Flammen stand. Die brennenden Balken stürzten mit großem Geprassel zur Erde, und das Feuer ergriff ein Zimmer nach dem andern. In dieser Noth warf der beängstigte und von aller Welt verlassene Rienzi seine reichen Kleider von sich, verhüllte den Kopf mit einem dicken Küssen, und in einem alten abgetragenen zerrissenen Kleide seines Thürstehers vermummt, schlich er sich so durch Rauch und Flammen und mischte sich unerkannt unter das wüthende Volk. Auf diese Weise würde er sich auch vielleicht glücklich gerettet haben, aber seine goldnen Armbänder, die er abzunehmen vergessen hatte, verriethen ihn. Man erkannte ihn an diesem Schmucke und an einer grünen seidenen Weste, die von alten Lumpen, die er umgeworfen hatte, nicht ganz bedeckt wurde. Rienzi warf, sobald er merkte, daß er erkannt war, sein Küssen von sich und folgte zitternd, ohne allen Widerstand, Einigen aus dem Haufen, die ihn bis zum nämlichen Platze, den er durch eine Menge auf demselben gefällter Todesurtheile berühmt gemacht hatte, hinschleppten. Doch kaum betrat der unglückliche Senator diese Stelle, wo er sich so oft in seinem Glanze gezeigt hatte, als er plötzlich seinen vormaligen Stolz wieder annahm. Seine strahlenden Augen verriethen mehr Zorn und Verachtung, als Furcht, und flößten dem wüthenden Haufen wider Willen Ehrfurcht ein. Niemand wagte es, weder mit Worten noch Thaten, ihn zu beschimpfen oder zu beleidigen; Alle beobachteten das tiefste Stillschweigen, und Rienzi, viel zu stolz, als daß er um sein Leben bei diesen Rasenden betteln sollte, blieb eben so stumm wie sie. Er fing auch schon an,

sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß er sich vielleicht noch auf eine verträgliche Art aus dieser mißlichen Lage würde herausziehen können, als zu seinem Unglück ein Bedienter aus dem Hause Colonna auf dem Platze ankam. Dieser Mensch erkannte kaum den alten Feind seiner Herrschaft, als er sogleich von Neuem den Pöbel aufreizte, und mit entblößtem Degen in der Faust auf den Unglücklichen losging. Rienzi sah ihm ohne Zittern entgegen; er machte sogar nicht einmal die geringste Bewegung zu seiner Vertheidigung, und verlor daher auch durch den ersten Stoß, den er erhielt, das Leben. Nun fiel der rasende Pöbel über den entseelten Leichnam her, und durchbohrte denselben noch mit mehr als tausend Stößen.

Riesen nennt man Menschen von einer außerordentlichen Körpergröße im Vergleiche mit der gewöhnlichen Menschengestalt. Man hat vielfach bestritten, ob es Riesen gegeben habe: wenn man mit dem Worte keinen andern Sinn verbindet, als eine relative Körperlänge, die über die gewöhnliche Statur des Menschen, welche in den gemäßigten Climaten 5 — 6 Fuß beträgt, nur einen oder zwei Fuß hinaus geht; so hat es allerdings Riesen gegeben und giebt es noch: denn die Beispiele solcher 7 bis 8 Fuß großer Menschen sind gar nicht selten. Von noch größern Menschen, und besonders von den Ungeheuern aber, die 20 und mehrere Ellen groß gewesen seyn sollen, liefert die Geschichte kein Beispiel, dem man Glauben beimessen kann. Die Stellen der Bibel, in der die Rede von Riesen ist, sind theils unrecht verstanden, theils zu weit gedeutet worden; z. B. die Benennungen Nephelim und Gibborim, die man durch Riesen wiedergegeben hat, bezeichnen eigentlich, nach der Erklärung von Theodoretus, des h. Chrysostomos und Anderer nicht Menschen von einer ungemeinen Körpergröße, sondern Menschen, die sich durch eine ungewöhnliche moralische Verderbtheit auszeichnen. Ein anderer Riese der heil. Schrift soll der König von Basan, Og (s. d. A.), gewesen seyn. Doch giebt die Schrift nicht seine wirkliche Größe an, sondern erzählt blos, daß sein Bett an 14 Fuß lang gewesen sey; hieraus läßt sich aber noch nicht schließen, daß auch der Mann, der es gebrauchte, eben so lang gewesen seyn müßte. Noch reichhaltiger, als die heiligen Schrift, sind die Profan-Geschichtschreiber an Sagen von Riesen, die aber noch weniger eine scharfe Kritik aushalten können. So erzählt Herodot, daß das aufgefundene Skelett des Oreste 12 Fuß gehalten haben; so schreibt Plutarch dem leichtgläubigen Gabinius nach, daß Sertorius in der Stadt Tanger das Skelett des Riesen Anteus von 60 Ellen aufgefunden habe, und Plinius berichtet, daß die Knochenreste des Orion, in Candia ausgegraben, 46 Ellen in der Länge gehabt haben. Diesen Nachrichten sieht man ohne Mühe das Gepräge ungegründeter Sagen an; noch weniger Authorität, als die angeführten Schriftsteller, haben in dieser Hinsicht Apollonius, Antigonus, Caristius und Philostrates der Jüngere: Autoren, die überall einen zu großen Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen zeigen, als daß ihre Berichte nicht verdächtig seyn sollten. 1617 wollte man in Hochburgund die Knochen des Teutobochus, des Teutonenkönigs, welcher 105 vor Christus von Marius bei Aquä Sextiä geschlagen wurde, in einem Grabe von Ziegelsteinen, das 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß tief war, und auf dem die Inschrift Teutobocus Rex stand, gefunden haben. Das Gerippe soll 25½ Fuß lang, 10 Fuß breit in den Schultern, und 5 Fuß tief vom Brustbeine bis zu den Rückenwirbeln gewesen seyn. Die Knochen wurden nach England gebracht, und wurden endlich für Elephantenknochen erkannt. Auch im 16ten Jahrhundert kamen Nachrichten von Riesen vor; z. B. Dalechamp will ein Riesengerippe von 18 Fuß, Felix Plater bei Lucern eins von 19 Fuß und Licetus ein anderes in Sicilien von 30 Fuß gefunden haben: doch jetzt ist es außer Zweifel gesetzt, daß alle diese Skelette nicht menschlichen Körpern,

sondern Riesenthieren der Vorwelt, als dem Megatherium, dem Elephanten, dem Paläotherium, zur Grundlage dienten; noch jetzt werden in Nordamerika, Sibirien und selbst in mehrern Gegen den Europa's solche ungeheure Knochen mehrmals ausgegraben, die man aus Unkunde in der Anatomie für Theile eines menschlichen Gerippes hielt. Durch diesen Irrthum, und durch die Klagen alter Dichter, besonders des Homer, daß das menschliche Geschlecht von seiner ursprünglichen Größe herabgesunken sey, und immer mehr zusammenschrumpfe, verleitet, stellte Sylvius den Satz auf, daß die Statur des Menschen sich allmählig verringert habe, und das alte Geschlecht habe das jetzige weit an physischer und moralischer Kraft übertroffen. In der spätern Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß in Magellans-Lande ein Riesenvolk, die Patagonier, lebe. Frezier verbreitete diese Sage auf die Aussage einiger Spanier, welche den Patagoniern eine Höhe von 9 bis 10 Fuß zuschrieben. Neuere Reisebeschreiber haben diesen Irrthum berichtigt, und hauptsächlich war es der Capitän Carteret, dem wir hierüber bestimmte Nachrichten verdanken: er maß mehrere Patagonier und fand ihre Größe $7\frac{1}{2}$ Fuß; spätere Berichte, als von Clarke und Wallis, bezeugen dasselbe. Jede Körpergröße, welche diese Grenze überschreitet, ist daher als eine Abnormität, als eine Krankheit zu betrachten, und gewöhnlich sind auch solche Menschen sehr schwach, blas und mager; ihr Puls ist matt, und ihre geistigen Kräfte wenig ausgebildet. Meist leben sie nicht lange.

Riesenbetten, oder auch Hühnengräber genannt, findet man am meisten im ebenen Norddeutschland. Sie waren, bis man in Holstein die Felder vertheilte und einfriedigte, dort ungemein häufig, und verschwinden nach der Einfriedigung immer mehr. Sie haben eine mäßige Höhe und sind am häufigsten in der Nähe der dort zahlreichen Seen oder in den wenigen, dort erhaltenen Waldungen. Viele enthalten nichts mehr, vermuthlich weil sie früher geplündert wurden. Bisweilen entdeckt man darin Urnen von z. Th. schöner Töpferarbeit, Spangen, Waffen, Geschmeide, bisweilen von Golde. Selten sind sie aber 16 Fuß hoch und selten ist ihr Umkreis über 300 Fuß. Die darauf befindlichen breiten Eichen und Buchen auf der Spitze sind deutlich von jüngerer Hand. Woher der Name Hühnen entspringt, ist nicht mehr ausfindig zu machen. Einmal entdeckte man in einem solchen Grabe ein Gefäß mit einigem zähen Safte, dessen nähere Untersuchung aber unterblieb. Ein inneres steinernes Gewölbe nahe der Spitze haben die noch unverletzten Gräber immer, und oft findet man eine große Zahl nahe bei einander. Bei den Hühnengräbern sind gewöhnlich Steine ringsum gesetzt, der Kreis ist ein Oval, dessen größerer Durchmesser zehn bis zwölf Fuß beträgt, und ein weit größerer Stein als Deckel ist darüber hergelegt. (S. Zöllner und Kosegarten über die Insel Rügen.) An den Hühnengräbern zu Bälken in Holstein und bei Helmstädt zieht sich ein dreifacher Kreis von Feldsteinen ringsum. Die Steine des mittlern Kreises sind viel höher als die andern, und tragen einen gewaltigen Steinblock. Diese Hühnengräber finden sich vorzüglich in den Ländern, wo der Sassenstamm gewohnt, also sehr häufig in Westphalen, (in den Münsterschen Haiden bei Osterholz), Friesland, Holstein, Jütland, Pommern und den Ostsee-Inseln. Indessen ist nicht zu leugnen, daß in Schottland, besonders im nördlichen Theile desselben, Ossians Gesängen zufolge, gewiß noch manche solche Heldengräber zu finden seyn dürften, wie sie nach einer gelieferten Schlacht den blaubeschildeten Führern, einem Königssohn, der umgekommenen Jungfrau mit dem schneeigen Busen, errichtet wurden. Unter den Hühnengräbern im Holsteinischen sind am besten erhalten die in der Ebene zwischen den Dörfern Belsstädt am Ufer des nahen Sees und in dem Haine daselbst. Beim Pachthofe Höhebeck sind mehr als

vierzig dergleichen, theils noch in ihrer Urgestalt, theils bis auf die granitnen Urnenhöhlen aufgedeckt. Sie sind gewiß sehr viel älter, als die Zeit der römischen Invasion. Daß Tacitus nicht von ihnen spricht, beweist nichts. Die Römer mochten sie wohl gar nicht gekannt haben, indem sie meistentheils in unwegsamen wilden, abgelegenen Gebirgsschluchten, in wüsten Heiden oder in Wäldern angelegt, vielleicht auch absichtlich als Heiligthum sehr verborgen gehalten wurden, wie es ja die Südseeinsulaner noch jetzt mit ihrem Morai oder Begräbnißplatz machen.

Riesengebirge, eine Hauptmasse der deutschen Gebirge, bilden im Ganzen genommen die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland. Sie fangen an der lausitzischen Grenze bei Friedberg am Queis an und machen drei Striche aus. Der erste, das böhmer Waldgebirge, bildet die Grenze zwischen Böhmen und Schlesien. Der zweite Theil des langen Gebirgszugs, welcher sich von den Karpathen an der mährischen Grenze bis an die ehemalige Grafschaft Glatz erstreckt, heißt das mährische Gebirge; hierauf folgt das mehr massen- und kesselartige Gebirge der Grafschaft Glatz; und von da an heißt der Gebirgszug bis an die Lausitz das Riesengebirge. Dieses, der höchste Theil der ganzen Reihe, trägt auch auf seinem Kamm oder Rücken die höchsten, einsam emporsteigenden Kuppen; so die Schnee- oder Riesenkoppe oder Kuppe, 4960 F. hoch, auf deren Gipfel eine 1681 erbaute Kapelle steht, in welchem drei Mal des Jahres katholischer Gottesdienst gehalten wird. Die eigentliche Kuppe ist ziemlich steil und schwierig zu ersteigen. Das große Rad 4707 F., die Sturmhaube 4545 F. hoch u. a. Der nordwestlichste Theil endlich wird das Isergebirge oder der Iserkamm genannt und endigt mit der Tafelfichte 3545 F. hoch, und wo das Gebirge sich westlich wendet und nun das lausitzer Gebirge heißt. Außerdem sind noch 2 isolirte Berge merkwürdig, der Zobtenberg nämlich zwischen Schweidnitz und Breslau, 2318 F. hoch, mit einer Kirche auf seinem Gipfel; und die Landskron, der nördlichste, isolirt emporsteigende Punkt des Isergebirges, bei Görlitz, dem Winkel gegenüber, wo an die Tafelfichte sich das schlesische und das lausitzer Gebirge anlehnen; sie ist nur 1300 F. hoch. Die von Reisenden am meisten besuchten interessanten Punkte des Gebirgs sind, außer der Schneekoppe, der Kynast, ein Berg von unbedeutender Höhe, ganz nahe bei Warmbrunn, auf welchem die schönen Ruinen einer 1675 vom Blitz entzündeten Burg prangen. Die Aussicht nach Hirschberg, Schmiedeberg und dem höhern Gebirge ist entzückend. In der nämlichen Gegend befinden sich die beiden berühmten Wasserfälle: der Zackenfall, etwa 70, und der Kochelfall, etwa 40 F. hoch. An Wassermasse und an Schönheit übertrifft alle diese der Wölfesfall in der Grafschaft Glatz, wo der Wölfesbach sich aus einer engen Felsschlucht 83 F. tief in einen Felsenkessel stürzt. Wie bei allen höhern Gebirgen, so sind auch im Schlesischen die höchsten Punkte von Vegetation entblößt; etwas tiefer herab ist aber das Gebirge mit einer eigenthümlichen Art Nadelholz, hier Knieholz genannt, bedeckt, welches, statt den Stamm zu erheben, am Boden wegkriecht, zwar senkrechte Zweige emporsendet, aber sich doch im Ganzen kaum einige Fuß hoch erhebt. Die Bewohner des Gebirgs beschäftigen sich vorzüglich außer der Viehzucht mit der Leinweberei; in dem Dorfe Krummhübel, am Fuß der Schneekoppe und in der Gegend wohnen viele sogenannte Laboranten, d. h. Leute, welche die Heilkräuter im Gebirge sammeln und daraus allerlei Arzneien bereiten.

Riesenweg oder auch Riesenstraße, liegt in der Grafschaft Antrim in Irland, ist eines der merkwürdigsten Naturgebilde, und erscheint auf den ersten Anblick wie ein erstaunenswürdiges Kunstwerk. Von der See aus gesehen, zeigt es sich als ein abhängiges Felsengestade, mit schroffen und ausgedehnten Lagern, wie für ungeheure Wallstufen (Terrassen) berechnet.

Doch in der Nähe erkennt man, daß diese Felsmassen, statt in horizontalen Lagern aufgeschichtet zu seyn, aus Basalten in eckigen Säulen bestehen, die sich so genau an einander schließen, daß, obschon ihre Trennung von der Spitze bis zu ihrem Grunde sichtbar ist, doch kaum etwas in ihre Zwischenräume eingebracht werden kann. Die Säulen selbst sind aus verschiedenen kurzen Gliedern zusammengesetzt, die nicht mittelst flacher Oberflächen, wie dies bei Kunstwerken der Fall ist, auf einander passen, sondern die so in einander gegliedert sind, wie ein Knochen in sein Gelenk, so daß das eine Ende eines Gliedes eine Höhlung bildet, in welche das konvexe Ende eines andern entgegengesetzten genau eingefügt ist; ein Umstand, der erst durch die Trennung von zwei solchen Säulengliedern sichtbar wird. Die Tiefe der Konkavität beträgt gemeiniglich 3—4 Zoll, und was besonders merkwürdig ist, die Convexität und die ihr entsprechende Konkavität folgen durchaus nicht der äußeren fünfeckigen Figur der Säule, sondern sie sind vollkommen rund, und so breit, als der Durchmesser der Säule es gestattet. (Man vergl. die Gelenke von den Säulen dieser Riesenstraße in Blumenbach's Abbildungen naturhist. Gegenstände.) Es ist ferner bemerkenswerth, daß die Artikulation dieser Zusammenfügungen häufig verkehrt ist. Bei einigen geht nämlich die Konkavität aufwärts; bei andern findet gerade das Gegentheil statt. Die Bildung dieses so auffallenden Werks der Natur erklärte man durch die Annahme, daß die ganze Felsenmasse einmal im Zustande geschmolzener Flüssigkeit sich befunden habe, und nichts anders als die Lava eines feuerspeienden Berges sey; daß diese ungeheure Masse bei ihrer Abkühlung in die Formen zersprungen sey, die wir jetzt an derselben beobachten; daß sie seitdem durch Erdstöße einige Zerrüttungen erhalten habe; daß diese sogar den Vulkan selbst verschlungen haben, und daß die Wellen des benachbarten Ozeans nun über die Stelle rauschen, wo dieser ehemals gestanden hatte. Diejenigen Geologen aber, die sich zum Werner'schen System bekennen, schreiben alle diese Erfolge der Wirkung des Wassers zu. S. Parke's chemischen Katechismus. Weimar 1818.

Riga, Hauptstadt des russ. Gouvernements Liefland oder Riga, am rechten Ufer der Düna, 1½ M. von ihrer Mündung in den rigaischen Busen, eine starke Festung, die größte und reichste Stadt in ganz Lief- und Esthland, und nach Petersburg eine der wichtigsten Seestädte des Reichs. Die eigentliche Stadt ist nicht groß, dunkel, enge und winklich gebaut, und hat nur zwei kleine Plätze, sonst aber einzelne, schöne Häuser und über 30.000 Einw., die in 2100 Häusern wohnen. Die Befestigung besteht in einem hohen Hauptwalle mit 10 Bastionen, einem tiefen Graben und einigen Außenwerken, an welche sich am rechten Dünaufer die starke Citadelle anschließt, mit einer palissadirten Vorstadt. An die Stelle der, wegen der drohenden Nähe des Feindes 1812 abgebrannten Vorstadt sind jetzt zwei neue, in gehöriger Entfernung erbaut. Einen eigentlichen Hafen hat Riga nicht, die Schiffe können aber auf der Düna bis an die Stadt kommen. Die Schiffbrücke über den, hier an 3000 Fuß breiten Strom, besteht aus zusammengesetzten, platt auf dem Wasser liegenden Flößen. Im Frühjahre überschwemmt die flache Düna die ganze Umgegend, dann müssen die Thore gesperrt und verdämmt werden, indem das Wasser oft 10 bis 12 Fuß höher, als die Straßen der Stadt steht. In manchen Jahren richtet der Eisgang ungeheuren Schaden an. Man findet hier 339 Kaufmannsgewölbe und Buden, 131 Speicher, 2 Zeughäuser, 10 Kirchen, eine Dom- oder Ritterschule, ein Gymnasium und mehrere andere Schulen, 2 Bibliotheken, naturhistorische Sammlungen, eine Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, ein Seehospital, ein Theater und mehrere öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, auch 2 kaiserl. Lustgärten, und in den Umgebungen der Stadt viele Lusthäuser und Gärten,

welche die sandige und an sich gar nicht reizende Gegend beleben und angenehm machen. Es sind hier mehrere bedeutende Fabriken und Manufakturen, welche Strümpfe, Zucker, Spiegel, Puder, Stärke, Papier, Spielkarten, Tabak, Nadeln, Stahl und Eisenwaaren liefern. Weit wichtiger aber ist der hiesige Land- und Seehandel mit russischen und andern Produkten. Die vornehmsten Gegenstände der Ausfuhr sind Getreide, Rheinhanf, Flachs von verschiedener Gattung, Lein- und Hanfsamen, Heede und Codille, Potasche, Talg, Wachs, Juchten, Masten, Schiffholz, Balken, fichtene Bretter, Pipenstäbe, Latten ꝛc. Dieser Exporthandel beschäftigt, ein Jahr in das andere gerechnet, gegen 1000 Schiffe, die Engländern, Niederländern, Schweden, Dänen, Hamburgern u. a. Nationen gehören. Einen unterhaltenden Anblick gewährt die Dünabrücke mit dem Gewühle ein- und ausladender Schiffe, so wie das 143.000 Pfund schwere Monument zur Erinnerung an die Jahre 1812, 13 u. 14. Bei der Stadt ist ein Leuchtthurm 110 Fuß über dem Meere, dessen von 12 Metallspiegeln zurückgeworfenes Leuchtfeuer 4 deutsche Meilen weit gesehen werden kann. Auf einer kleinen Insel in der Mündung der Düna, 1¼ M. von Riga, liegt die Festung Dünamünde, mit lauter kasemattirten und seit 1821 sehr verstärkten Werken, und gegenüber, an der linken Seite der Dünamündung, die sogenannte Kometenschanze. Beide Werke beherrschen die Düna und gelten als Vorwerke von Riga. Die Stadt ward vor 660 Jahren von bremischen Seefahrern angelegt, und erhielt den Namen, weil die ersten Häuser derselben längs der Düna in einer Reihe (Rige, Rege in der niedersächsischen Mundart) erbaut wurden. Durch den Mönch, nachmaligen Bischof Meinhard, gelangte das Christenthum ins heidnische Liefland. Die Stadt hatte einst zur Zeit der Hanse eine eigene Verfassung und konnte für einen kleinen Freistaat gelten. Im Anfange des 16ten Jahrh. gehörte Riga dem deutschen Orden; kam gegen das Ende desselben Jahrh. unter polnische Oberherrschaft; ward 1621 von Schwedens König Gustav Adolf eroberte; aber am 4. Juli 1710 mußte sich die Stadt, ungeachtet des tapfersten Widerstandes der Belagerten, nachdem Hunger und Pest sie fast zu einer Einöde gemacht hatte, an Rußland ergeben, dessen Kaiser Peter selbst mit eigner Hand die drei erstem Bomben in dieselbe geworfen hatte. Die halbe Stadt lag in Trümmern, viele 1000 Einwohner waren durch das feindliche Geschoß, über 20.000 von der Pest vernichtet worden. Bei der intendirten Belagerung wurden am 25. Juli 1812 die Vorstädte mit 780 Haupthäusern, worunter 4 Kirchen, ohne die Nebenhäuser, abgebrannt, bei welcher Gelegenheit auch 200 Häuser der Stadt abbrannten, und an 25 Menschen ums Leben kamen.

Rigas, bekannt durch die Revolution, die er in Griechenland versuchte, um das türkische Joch abzuschütteln, war zu Valestino in Thessalien geb. Er war kaum 16 Jahre alt, als seine Eltern ihr Vaterland verließen, um sich zu Bucharest in der Walachei niederzulassen, wo Rigas die vom Fürsten Alexander Ypsilanti gestiftete Schule besuchte und sich in Wissenschaften, in alten und neuern Sprachen große Kenntnisse erwarb. Die geringen Vermögensumstände seiner Eltern entfernten ihn jedoch von diesem Wege und nöthigten ihn, eine bürgerliche Anstellung zu suchen. Einige Jahre war er Sekretär des Bojaren Brungawano. Ungeachtet seiner Geschäfte schrieb er in griechischer Sprache ein kleines Buch über die Physik und übersetzte einige französische Schriften. Da er indeß von seiner frühsten Jugend an schon den Plan gehabt hatte, das lastende Joch der Türken zu brechen, so theilte er denselben mehreren Freunden mit, die ihn zur Ausführung ermunterten und ihm große Geldsummen deßhalb anvertrauten. Kaum war die Sache einigermaßen vorbereitet, so begab sich Rigas 1798 nach Wien, und brachte die gelehrtesten und reichsten Griechen daselbst auf seine Seite. Auch unter-

nahm er mit Mehrern eine gemeinschaftliche Uebersetzung von Barthelemi's Reise des jungen Anacharsis und fügte eine neue verbesserte Charte von Griechenland dazu. Dabei legte er und seine Genossen sich auf die Kriegskunst; mehrere von ihnen nahmen Dienste bei der östreichischen Armee, um sich an das Leben im Felde zu gewöhnen, während er selbst durch kleine patriotische Lieder, die in einer Wiener Zeitung erschienen, noch besonders den Geist seiner Nation zu beleben versuchte. Nachdem auf diese Weise Alles ins Werk gesetzt war, glaubten die Verschwornen, daß der glückliche Augenblick herbeigekommen sey; Rigas ließ im Jahr 1797 in griechischen Versen ein Manifest erscheinen, welches voll philosophischer Ansichten war. Er selbst ging nach Triest, um sich von dort nach Morea zu begeben und auf andern Wegen zogen seine Gefährten nach Griechenland. Um die Begeisterung noch mehr zu entflammen, wählten Alle die Soldatenkleidung der alten Griechen. Der türkische Gesandte zu Wien, von den Plänen dieser Griechenfreunde unterrichtet, vermochte den Wiener Hof, Rigas und seine Anhänger gefangen zu nehmen und den Türken auszuliefern, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß ihr Leben geschont würde. Kaum aber waren Rigas und seine 7 Gefährten in Belgrad angekommen, so wurden sie auf die Folter gelegt, und da sie nichts gestanden, erdrosselt. Rigas war bei seinem Tode, 1798, 45 Jahr alt.

Righini (Vincenzo), unter den neuern italienischen Componisten einer der besten, war zu Bologna 1758 oder 1760 geboren. Seine schöne Stimme bewog seine Eltern, ihn in das Conservatorium zu Bologna aufnehmen zu lassen. Seine Talente für die Gesangmusik erhielten hier eine frühzeitige Ausbildung; da man ihn aber zu lange Sopran singen ließ, so verlor er viel an seiner ausgezeichneten Stimme, und der Tenor, in welchen sie überging, ward etwas dumpf und heiser; deswegen sang er in Wien mit geringem Beifalle, desto mehr aber gefiel dort seine Gesangmethode, so, daß er mit Lehrstunden überhäuft wurde. Zu Wien componirte er einige kleine Gesänge und Concertarien und zwei komische Opern als il Convito di Pietra und la Vedova Scaltra; jene wurden mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen, diese aber, in den man zwar den geistreichen Meister und Righini's großes Talent für Gesangsmusik nicht verkennt, gefielen im Ganzen weniger, weil Righini's Fach eigentlich die ersten Compositionen waren und ihm für das Komische sowohl die gehörige Laune als Erfindung mangelten. 1788 ging er als Capellmeister in die Dienste des letzten Churfürsten von Mainz. Hier vollendete er die schon in Wien begonnene Opera Semiseria, seinen Demorgone oder den verwirrten Philosoph. In Wien hatte er Mozart's Werke kennen gelernt und strebte von jetzt an, diesem leuchtenden Muster mit Eifer nach, doch ohne zu einem sklavischen Nachahmer zu werden. 1788 gab er seine Armida und das Jahr darauf die Composition zu Metastasios Herkules am Scheidewege; diese Opern wurden allgemein mit großem Beifalle aufgenommen. In ihnen zeigte sich Righini erst in seiner ganzen Größe und seinem wahren Charakter, dem er fortan in allen seinen Arbeiten treu blieb. Ueber seine Opern fällt ein geistreicher deutscher Kunstkenner folgendes Urtheil: „Righini's Opern, wie er sie von der Zeit seiner Reife an schrieb, mithin Armida, Alcide, Arianna, Atalanta, sein Enea nel Lazio, Tigrane, la Selva incantata und Gerusalemme liberata sind eigentlich keine Opern, sondern Conzertmusik. Die größern und ausgeführten Stücke derselben gehören zu dem Herrlichsten, was jemals von Gesang für Concerte geschrieben worden ist. Vor allem ist das Terzett, Quartett, Quintett, kaum von einigen, die recht eigentliche Baßarie aber von keinem einzigen Componisten trefflicher bearbeitet worden als von ihm. (Er setzte letztere für den berühmten und damals blühenden ersten Bassisten des königl.

Theaters zu Berlin, Fischer den Vater). Für die Bühne haben seine Charaktere zu wenig Bestimmtheit, Begränzung und Individualität, seine ganze Schreibart geht zu sehr in die Breite, er mußte sich überall, wo er etwas Gutes zu sagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an sich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verschiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was sie einander unterordnen und erst als Hauptgruppen eines theatralischen Ganzen vereinigen sollte. Aber als Concertmusik betrachtet, und von Orchestern und Sängern gut ausgeführt, gewähren seine Operncompositionen einen unbeschreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunstfreunde und als Fundgruben für Concertdirektoren und vorzügliche Sänger noch lange bestehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptstücke alles in sich, was man von dieser Gattung nur wünschen kann: einen fließenden, und doch kunstreichen, glänzenden und doch natürlichen, schön verflochtenen und doch stets klaren Gesang; meisterhafte Behandlung der Instrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerstreut oder die Hauptsache verdunkelnd, immer effektvoll und nie den Gesang überbietend; dabei überall Ordnung, schönes Verhältniß der Ideen gegen einander und eine stets anständige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das sichere Fundament bedeutender und energischer Bässe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichsten Reize sowohl jeder gebildeten Menschenstimme, als jedes gut behandelten Instruments." Righini's Musik charakterisirt sich durch eine Verschmelzung der italienischen und der deutschen: er wußte, wie kein Italiener vor ihm, den hohen Ernst, das tiefe Gefühl und den Harmonienreichthum der deutschen mit dem Flusse der italienischen Melodie zu verbinden. Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich Righini um den Gesang in Deutschland, sowohl durch Unterricht als durch Uebungsstücke und Liedercompositionen. Im Jahr 1803 gab er seine Solfeggien heraus; sie zeichnen sich durch Gründlichkeit, Reichhaltigkeit an Lehren für die Bildung eines Sängers und durch Geschmack aus. Righini hat ebenfalls eine Menge Lieder, Canzonetten, Duetten ꝛc. mit Begleitung des Pianoforte gesetzt; auch in ihnen herrscht das Streben, italienische Anmuth mit deutscher Gemüthlichkeit zu verbinden. — In den deutschen Liedern, sagt jener Kunstkenner, wird man es ihm, der die Conversationssprache seines zweiten Vaterlandes zwar verstand und allenfalls sprach, in der poetischen aber nie heimisch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in seinen Texten oft fallen ließ, und sich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrschende Empfindung hielt, zumal da er diese fast nirgends verfehlte, und nicht selten meisterlich auszudrücken wußte. Obgleich seine Missa, welche er bei der Kaiserkrönung als mainzischer Capellmeister (1790) aufführte, immer eines solchen Meisters nicht unwürdig ist, so wollen doch die Kenner behaupten, daß Righini auf dem Felde der Kirchenmusik nicht eben Lorbeeren gebrochen haben würde. 1793 ward er als Capellmeister vom preußischen Hofe berufen, und componirte in einer glücklichen Lage die meisten seiner trefflichen Werke. 1810 führte er am Geburtstage der Königin Luise das prachtvolle von ihm gesetzte Te Deum auf. 1812 macht er eine Reise nach seinem Vaterlande, und starb in Bologna am 19. Aug. an den Folgen einer Operation.

Rigiberg, ein 5723 Fuß hoher Berg im Canton Schwyz, zwischen dem Luzerner-, Lovenzer- und Zugersee, steht von allen Seiten frei. Seinen Fuß umkränzen viele Dörfer und seine Höhen sind gegenwärtig von mehr als 150 Sennhütten bedeckt, worin gegen 3000 Kühe übersommert werden. Gegen den Zugersee hin ist er öde und steil; die südliche Seite aber ist minder gähe und mit zahmen Kastanien, sogar Mandeln- und Feigen-Bäumen

bepflanzt. Bis zur Mitte des Berges findet man nur kahle Weiden, kurzes struppiges Gesträuch und viel Farrenkraut. Auf seinem berühmtesten Gipfel, Rigikulm, genießt man eine herrliche Aussicht.

Rikoschettschuß, s. Rollschuß.

Rimini, sonst Ariminum, eine alte gut gebaute Stadt in der päpstl. Delegation Forli, an der Mündung der Marecchia, über die eine marmorne von den Kaisern Augustus und Tiberius erbaute Brücke führt, ins adriat. Meer, 1300 Schritt vom Meer, das hier ein großes Stück Land angesetzt hat, mit Mauern umgeben, zählt 18.000 Einw. Sie hat ein Kastell, eine prächtige Kathedrale (auf den Trümmern eines Tempels des Castor und Pollux von der Marmoreinfassung des alten Hafens erbaut), mehrere andere Kirchen und Klöster, worunter die schöne Kirche St. Francesco mit dem Grabe von Pandolfo Malatesta (dessen Familie im Mittelalter lange über Rimini geherrscht und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden geschmückt hat), mehrere öffentliche Plätze, worunter Consoli mit einem marmornen Springbrunnen und den Statuen des Apostels Paulus und Papstes Paul V., mehrere Paläste, worunter Gambalonga mit einer öffentlichen Bibliothek; einen unter der Metropole Ravenna stehenden Bischof, einen versandeten Hafen, Fischerei, Schifffahrt, einige Seidenzeug- und Schwefelfabriken. Merkwürdig sind die römischen Alterthümer, als: ein dem Kaiser August errichteter Triumphbogen, die Trümmer eines Amphitheaters, eines Suggestum, von dem Cäsar sein Heer nach dem Uebergang über den Rubicon angeredet haben soll, und verschiedene Steine mit Aufschriften. In der Nähe fließt der Luso ins Meer, den Einige für den Rubicon halten; der darüber 1750 zwischen Rimini und Cesena entstandene Streit wurde durch ein päpstliches Urtheil 1756 für Rimini entschieden, worauf man an den Luso die Inschrift setzte: Hic Italiae finis quondam Rubicon.

Rindviehzucht. Es ist zwar noch nicht ausgemacht, ob unser Hausochse mit dem wilden Auerochsen und dem Büffelochsen eines Ursprungs sey. Da sie sich nicht nur mit einander begatten, sondern auch ihre Abkommenschaft fruchtbar bleibt, so läßt sich jedoch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unser Hausvieh von jenen in der Wildheit lebenden Thierarten abstamme, und nur durch Pflegung und Wartung des Menschen diese veränderte Gestalt angenommen habe. Unter unserm Rindvieh bemerken wir aber wieder eine große und mannichfaltige Verschiedenheit der Rassen, die sich in ihnen vererben. Diese Abänderungen können durch Klima und Lebensart, jedoch nur sehr allmählig, entstanden seyn; da wir nicht bemerken, daß beide einen schnellen wesentlichen Einfluß auf die Abänderung der Rasse, wenn sie völlig rein erhalten wird, haben. Mehr hat wahrscheinlich die Auswahl der Individuen, die man zur Fortpflanzung gebrauchte, zur Hervorbringung einer ausgezeichneten und konstanten Rasse beigetragen, und nachmals hat wieder die Durchkreuzung besondere Rassen gebildet. In Deutschland kann man folgende 3 Arten unterscheiden: a) die Niederungs- oder Marschrasse, b) die gewöhnliche Höhelandsrasse, c) die Bergrasse. Die Marschrasse, welche sich durch ihre feinere Haut und Haare, ihren großen körperlichen Umfang, stärkere Knochen und kürzeres Gehörn auszeichnet, stammt wahrscheinlich aus den zuerst kultivirten Gegenden des Niederrheins, der Elbe, der Weser und des Gestades der Nordsee her. Die Niederländische Rasse ist bei uns unter dem Namen der Friesischen bekannt; auch nennt man sie häufig die Oldenburger oder Bremer, weil sie von dortigen Viehhändlern uns zugeführt, und zum Theil auch in diesen Gegenden erzogen wird. Etwas unterscheidet sich davon die Rasse, welche man in den fetten Niederungen von Holstein und Schleswig antrifft; und noch mehr diejenige, welche sich in der Danziger und Tilsiter Niederung gebildet hat; doch kommen sie einan-

der sehr nahe. Wir glauben, gegen die gewöhnliche Meinung hierher auch die große Schweizer Rasse, nämlich die Freiburger, und selbst die kleinere Simmenthaler rechnen zu müssen. Die sämmtlichen Arten werden als Milchvieh deshalb geschätzt, weil sie bei zureichender Nahrung die größte Quantität von Milch geben. Sie sind aber weichlich, und erfordern nicht nur ein sehr starkes, sondern auch ein ausgewähltes Futter, indem sie bei schlechterem sogleich zurückschlagen, abfallen und beinahe allen Ertrag versagen. Zum Zugvieh scheint diese Rasse nicht geeignet; denn obwohl sie eine große Kraft und Stärke erhält, so ist sie doch nicht hart und ausdauernd genug dazu; auch zu kostbar in ihrer Unterhaltung. Nur mittelst der Durchkreuzung kann man von ihr starkes und zugleich hartes Zugvieh erhalten, wenn man einmal den rechten Punkt getroffen hat. Durch Mastung kann sie zu einem großen Gewicht und Fettigkeit gebracht werden; sie erfordert aber dazu ein sehr starkes und nahrhaftes Futter, und es gehört erstaunlich viel dazu, um ein einmal abgemagertes Thier dieser Art zur Feistigkeit zu bringen. Die gewöhnlichen Landrassen auf ebnem und hüglichtem Boden sind sehr verschieden. Unsre deutsche, ursprünglich rothbraune, stark gehörnte Art ist, nach Verschiedenheit ihrer Behandlung mehr oder minder groß und kräftig geblieben. Am vorzüglichsten und reinsten soll man sie im Voigtlande noch finden. Mehrentheils aber ist sie wegen ihrer beschränkten Weide und kärglichen Behandlung sehr heruntergekommen. Durch eine bessere Nahrung, Behandlung und Auswahl der Individuen zur Aufzucht, kann sie in sich selbst wieder veredelt werden. Sie gibt nie so viele Milch wie jene Niederungsrassen, aber im Durchschnitt eine fettere, und im Verhältniß zu ihrer Fütterung und Weide oft einen nicht geringeren reinen Ertrag. Zum Zugvieh ist sie aber ihrer Härte wegen sehr geeignet. Weil man auf die Zucht der Ochsen, von dieser Rasse, in manchen Gegenden besondere Aufmerksamkeit wendet, so werden, große und starke Thiere davon erzogen, die man mit den mehrentheils winzigen und verkrüppelten Kühen kaum eines Ursprungs zu seyn, glauben sollte. In anderen Gegenden zeichnet sich die einheimische Landrasse sehr von andern aus. Eine für das nördliche Deutschland interessante Art ist das jütländische Vieh, als Milchvieh sowohl, wie als Mastvieh. Es hat ein besonderes mause- oder rehfarbenes Haar, oft mit weiß gescheckt; doch findet man es auch schwarz und grau, aber nur selten rothbraun. Es ist feinknochig, kurzbeinig, lang- und tiefleibig, in den Vordertheilen nach Verhältniß schwächer, in den Hintertheilen breiter und stärker, hat eine besondere Physiognomie, feine Kinnladen, ein spitz zulaufendes Maul, dünneren Kopf und Hals, ein weiblicheres Ansehn. Es ist munter und sehr hart, es hält sich auch auf schlechter und knapper Weide besser in Milch und bei Fleische als anderes Landvieh. Als Mastvieh wird es vorzüglich geschätzt, wegen der Feinheit und Saftigkeit seiner Fleischfasern und wegen des geringeren Gewichts der Knochen und des Abfalls gegen die nutzbaren Theile. So wie wir es gewöhnlich erhalten, ist es leichter, ist es kleiner, wie der Mittelschlag unsres deutschen Landviehes, wegen der kärglichen Pflege, die solches Vieh gewöhnlich in seinem Vaterlande erhält, und der frühen Begattung. Unter den Bergrassen ist die Schweizer- Alpen- oder Hasliracse merkwürdig. Sie ist nur in den Hochgebirgsgegenden heimisch, jedoch auch nach anderen Orten und selbst nach Niedersachsen, zuerst in die Harzgegenden hin verpflanzt worden. Sie ist klein, aber fein und schön gebauet, ihre Hörner haben seitwärts stehend eine einfache Biegung, und laufen nach der Spitze ganz dünn zu. Der Kopf ist schmal, das Maul aber nach Verhältniß breit, aus den Ohren ragen starke Haarbüschel hervor der Hals ist kurz, die Beine, besonders die Vorderarme, sind kurz und sehr dünn, aber mit starken Sehnen und Muskeln versehen, der Huf klein un-

zierlich gebaut, der Schwanz lang, fast bis auf die Füße reichend, aber dünn und unten mit einem starken Haarbüschel versehen. Verhältnißmäßig ist diese Rasse lang gestreckt. Die Farbe ist schön schwarzbraun, und schwärzer nach den untern Theilen des Körpers zu, mit einem rehfarbenen mehr oder weniger in weiß spielenden Streifen längs dem Halse und Rücken bis zur Mitte des Schwanzes. Von derselben Farbe sind Ohren, Maul und Beine, auch umgiebt gewöhnlich ein rehfarbner Ring das Auge, so wie auch das Euter der Kühe ähnlich gefärbt und mit Haaren besetzt ist. Zuweilen ist das Thier auch mit weiß gefleckt. Zum Fettwerden ist das Vieh nicht geneigt, vielleicht als Folge seiner muntern und gewissermaßen beschwerlichen Lebensart auf den Alpen. Das tyroler Vieh kömmt diesem in der Gestalt einigermaßen nahe, ist aber wohl im Durchschnitt größer und von rothbrauner Farbe. Man rühmt seine Milchergiebigkeit sehr und es ist deshalb häufig ins ebene Land versetzt worden, wo sich selbst die Original-Tyroler bei der Stallfütterung recht gut halten sollen. Das steyerische Vieh, wenigstens was wir unter diesem Namen kennen, kommt jener Hasliracsse in seiner Gestalt und Farbe ziemlich gleich, ist jedoch größer. Die Farbe ist heller, und dann ist der Rückgrat ungewöhnlich stark eingebogen bei den Kühen und Springochsen, die sonst malerisch schön sind. Es erzeugen sich beim Rindvieh, entweder durch die Auswahl der Individuen aus derselben Rasse, oder aber mittelst der Durchkreuzung verschiedener Rassen, Familien von mehr oder minder gewünschten Eigenschaften, die man in sich selbst fortzupflanzen suchen muß, wenn sie dem Zwecke einmal entsprechen. Diese kann man dann, wenn ihre Eigenschaften konstant geworden sind, als eine neue Rasse betrachten. Man muß jedoch bei dieser Durchkreuzung mit Vorsicht und Aufmerksamkeit verfahren. Da wir das meiste Rindvieh der Molkerei wegen aufziehen, so ist eine sehr milchreiche Familie am erwünschtesten, und man muß sich bestreben, einen feststehenden Stamm daraus zu bilden, indem man immer die vorzüglichsten Individuen zu Stamm-Eltern auswählt, und davon die Kuh und Bullenkälber aufzieht. Manche haben das Aufziehen nicht für vortheilhaft gehalten, und die Kosten einer selbst aufgezogenen Kuh so hoch berechnet, daß man gutes Vieh viel wohlfeiler dafür kaufen könnte. Manche Wirthschaften sind so eingerichtet, daß die Aufzucht gar nicht dabei statt findet, wo z. B die Küherei kopfweise verpachtet ist. Ausserdem aber scheint uns die Sicherheit und die Gleichartigkeit des Viehschlages, den man durch die Aufzucht erhalten kann, so große Vorzüge zu haben, daß wir es auch dann empfehlen würden, wenn es bestimmt kostbarer wäre. Dies scheint es uns aber in gewöhnlichen Fällen, wo man die Milch nicht frisch zu hohen Preisen absetzen kann, in der That nicht zu seyn. Wenn man weiß, was eine Kuh an jährlicher Nutzung einbringt, so läßt sich die Rechnung auf folgende Weise machen: das junge Thier kostet in den beiden ersten Jahren höchstens die Hälfte der Fütterung einer Kuh, und im dritten Jahre, um reichlich zu rechnen, so viel wie eine Kuh, also überhaupt den jährigen Ertrag zweier Kühe. Unter diesen Preis wird man doch selten eine tadellose junge Kuh kaufen können. Die Vorzüge eines an eine bestimmte Behandlung und Weide gewöhnten Thiers sind anerkannt und dann besonders wichtig, wenn die Weide fehlerhaft ist. Was die Ernährung des Rindviehs betrifft, so theilt sich diese in die Winter- und Sommerfütterung. Jene besteht gewöhnlich in gedörrtem Futter, Heu und Stroh; die vortheilhafteste Fütterung geben aber im Winter die Wurzelgewächse ab, nämlich Kartoffeln, Runkeln, Kohl- und Steckrüben, Rotabaga, Wasserrüben, Möhren und Pastinaken. Die Winterfütterung dauert gewöhnlich 7 Monate, sie beginnt in der Mitte des Oktobers und endet in der Mitte des Mais. Im Sommer wird das Rindvieh mit Grünfutter ernährt, worun-

ter der Klee das vorzüglichste Futterkraut ist. Das Vieh wird entweder auf die Weide getrieben, worauf es, sich frei bewegend, seine Nahrung sucht, oder es findet Stallfütterung statt: ein Mittelweg zwischen der Weide und Stallfütterung ist das sogenannte Tüdern oder Töddern, wo man nämlich das Vieh an den Hörnern mit einem Stricke befestigt, der am Halse einen zweckmäßig eingerichteten hölzernen Wirbel hat, am anderen Ende an einen in die Erde geschlagenen Pflock geknüpft wird, wo sich manchmal noch ein anderer Wirbel befindet. Es ist der Gegenstand eines langen Streites gewesen, ob die Weide oder Stallfütterung vortheilhafter; jetzt ist man aber so ziemlich überein gekommen, daß diese vor jener den Vorzug verdiene. Die Vertheidiger des Austreibens sagen, das Vieh müsse bei der Stallfütterung aus Mangel an Bewegung und frischer Luft ungesund werden. Allerdings konnte man dies der Theorie nach mit Recht besorgen; allein die Erfahrung hat es nur genugsam gelehrt, daß dies keineswegs der Fall sey, sondern daß das Vieh bei einer gehörigen Behandlung beständig gesund und sehr milchreich bleibe und ein hohes Alter erreiche, selbst in einigen Fällen, wo es durchaus nicht aus dem Stalle kommt. Jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß es besser sey, wenn es täglich zum Ausmisten, Tränken, und wo möglich zum Schwemmen ausgelassen wird. Ein anderer Einwurf gegen die Stallfütterung ist dieses, daß das Vieh sich auf der Weide das beste und gesundeste Gras aussuchen könne, mithin auch die Milch besser werden und mehr Rahm ansetzen müßte. Die Erfahrung hat aber auch hier bewiesen, daß die Milch, Rahm und Butter von dem im Stalle gefütterten Vieh jenen Produkten vom ausgetriebenen Vieh nichts nachgiebt. Dagegen lassen sich auch folgende wichtige Gründe für die Stallfütterung anführen: die meisten Hutweiden bestehen aus entfernten Triften und Lohden oder Hölzern, das Vieh läuft sich müde und wieder hungrig, eh' es zurück in den Stall kommt; soll es nun nicht darunter leiden und in der Milchung zurückgehn, so muß es zu Hause desto reichlicher gefüttert werden, wobei eben so viel Futter aufgewandt wird, als bei der Stallfütterung. Auch kann bei eingeführter Stallfütterung ein jeder Besitzer die Weiden zu Feldern, Wiesen oder Hölzern und viel besser benutzen. Der wichtigste Nutzen der Stallfütterung aber ist der, daß der Dünger, den das Vieh bei dem reichlichen und guten Sommerfutter ungleich mehr und besser machen muß, als von dem wenigen und magern Winterfutter, bei dem Austreiben verloren geht und nur der geringe Winterdünger erhalten wird; da hingegen bei der Stallfütterung sämmtlicher Dünger zum Besten des Ackerbaues im Hofe bleibt. Aus allen diesen Gründen folgt, daß die Stallfütterung nicht nur für das Vieh selbst, sondern auch für die ganze Wirthschaft im Zusammenhange, dem Austreiben des Rindviehes bei weiten vorzuziehen ist. Nur in zwei Fällen kann man eine Ausnahme von der Regel machen, und dem Rindvieh einige Zeit ohne seinen Schaden die Weide gönnen, nämlich auf den Stoppeln abgeernteter Felder und auf den abgeernteten Grummetwiesen, jedoch auf letztern nur von Mittags bis Nachmittags 4 Uhr, und längstens bis zum 25 Oktober jedes Jahrs, wobei man sich ungeachtet dessen hüten muß, das Vieh auszutreiben, wenn Reif oder neblichte Witterung die Weide ungesund machen. Dieses nennt man die halbe Stallfütterung, die, obgleich einiger Dünger dabei verloren geht, doch vor der ganzen Stallfütterung, wobei das Vieh im ganzen Jahr nicht ausgetrieben wird, den Vorzug hat: denn es wird doch eine Menge Weidefutter benutzt, das sonst ganz verloren ginge; man kann also mehr Vieh halten, wenn man diese Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Dünger, als bei der ganzen Stallfütterung; auch bleibt der Dünger, der auf den Acker und die Wiese fällt, nicht ganz ohne Nutzen. Einen anderen Begriff verbindet Thaer, in seinen Grundsätzen der rationellen Land-

wirthschaft, mit der halben Stallfütterung; er sagt: die halbe Stallfütterung sey, wobei das Vieh ein Theil des Tages zugleich weidet. Jedoch wird gewöhnlich dies von dem Oekonom nicht darunter verstanden, sondern ganze und halbe Stallfütterung auf die oben angegebene Weise von einander unterschieden. Bei der Verschiedenheit der Rassen und der Individuen, bei der so ungleichen Ernährungs- und Verpflegungsart, bei der verschiedenen Behandlung und Benutzung des Molkereiwesens, und dem ungleichen Preise dieser Produkte, läßt sich durchaus nichts Allgemeines über den Ertrag und noch weniger über die Geldbenutzung einer Milchkuh sagen. Wir haben evidente Beispiele, daß eine Kuh unter einem sehr industriösen Betriebe jährlich auf 560 fl. und mehr in der Nähe volkreicher Städte benutzt worden sey, und andere, wo vielleicht der ganze Molkenertrag einer Kuh nicht über 14 fl. beträgt. Es giebt allerdings Fälle, wo die Nutzung einer Kuh den Werth, selbst des angekauften Futters beträchtlich überwiegt; aber dies würde unter den gewöhnlichen ländlichen Verhältnissen ein seltener Fall seyn. Die Rechnung kömmt jedoch anders zu stehen, wenn man das Futter nicht zu seinem Markt-, sondern zu seinem Produktionspreise berechnet, was in den meisten Verhältnissen geschehen muß, da man den Marktpreis unmöglich benützen kann. Der Brutto-Ertrag einer Kuh, d. h. ohne Abzug des Futters, der Weide und der Wartung, jedoch auch ohne Anrechnung des Düngers, schwankt, wenn wir die ganz kärgliche und die sehr reichliche Verpflegung ausnehmen, zwischen 28 und 84 fl. Der mittlere Ertrag einer Kuh wird bei gut eingerichteten Wirthschaften im Durchschnitt ihrer Milchzeit von 40 Wochen oder 280 Tagen zu 14 Seidel täglich angenommen werden können, = 3808 Seidel. 40 Seidel geben im Durchschnitt 1 Pfd. Butter; eine Kuh also 84 Pfund jährlich.

Das Pfund Butter à 21 1/6 Kr.	72 Fl. 21 Kr.
Käse und Molkenwerk 41 Seidel zu 7 Kr. gerechnet	22
=	94 Fl. 21 Kr.

20 Fl. 24 Kr. werden etwa auf die sämmtlichen Wartungs- und Molkereikosten abzurechnen seyn, welche ein Viehpächter, falls man die Molkerei verpachtet, übernimmt. 67 Fl. 16 Kr. würde also der höchste Pachtpreis seyn, welchen ein Pächter für Kühe von diesem Molkenertrage geben könnte, wobei er aber dann keinen Vortheil hätte. Deshalb ward er auch nur in den Jahren, wo die Butterpreise beträchtlich höher gestiegen waren, nur hin und wieder gegeben. In Wirthschaften jedoch, welche sich durch ihre Kuhhaltung und Weide auszeichnen, kann der Bruttoertrag einer Kuh, selbst nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkosten, wohl auf 98 Fl. 25 Kr. bei oben angenommenem Butterpreise getrieben werden. Man hat gesagt, daß eine bessere Haltung der Kühe wohl einen höhern Ertrag gebe, aber die höheren Kosten würden dadurch nicht bezahlt; es sey z. B. nicht rathsam, Heu für die Kühe anzukaufen. Es kommt aber auf die Lokalität an, und der Marktpreis des Heues ist um vieles höher, als wofür wir Heu oder ein Surrogat desselben in der Regel selbst erzeugen können. Wenn uns ein Scheffel Kartoffeln, aufs höchste berechnet, 7 Kr. zu produziren kostet, und 1/4 Metze, einer Kuh täglich gegeben, uns nur den Werth der Milch täglich um 3 1/2 Kr. vermehrt, so gewinnen wir durch diese Benutzung auf die Metze 7 Kr. Dasjenige, was zur Erhaltung des Lebens einer Kuh nöthig ist, muß auf jeden Fall, ohne daß es weiteren Nutzen bringt, gegeben werden, das Uebrige macht erst Milch- oder Fleischabsatz; daher kommt eigentlich das über die Nothdurft Gegebene erst zu Nutzen, und daraus folgt, daß die Benutzung des Futters um so größer wird, je höher man damit steigt, jedoch

nur bis auf den Punkt, wo die Verdauungskräfte zureichen, das Futter in Saft und Blut zu verwandeln. Es folgt ferner daraus, daß es nie rathsam seyn könne, mit dem Futter, welches zwei Kühe vollkommen bezwingen und verdauen können, drei Kühe zu ernähren; welches doch noch gewöhnlich geschieht und immer geschehen wird, so lange sich die Meisten von der Nutzungsberechnung des Viehstapels nach der Kopfzahl nicht losmachen. Das Maß der höchsten und vortheilhaftesten Fütterung einer Milchkuh läßt sich ebenfalls nicht allgemein, sondern nur nach der Rasse, nach der Individualität und nach dem Alter bestimmen. Für eine ausgewachsene Kuh mittlerer Art scheinen 16 Pfund Heu, wovon die Hälfte vortheilhaft durch saftige Wurzelgewächse ersetzt werden kann, oder 72 Pfund grüner Klee das angemessenste zu seyn. Große Kühe können aber mit Vortheil 22 bis 27 Pfund trocken und 100 bis 125 Pfund grün erhalten. Daneben wird ihnen noch Stroh, so viel sie fressen wollen, gegeben. In dem Alter von 6 bis 7 Jahren sind die Kühe am stärksten in der Milch, und sie können bis zum 12ten Jahre, wenn sie erst mit 3 Jahren gekalbet haben, darin erhalten werden. Eine Kuh, die fehlerfrei ist, mit dem 10ten Jahre, wie Einige thun, abzuschaffen, halten wir nicht für wirthschaftlich.

Ringelgedicht, s. Rondeau.

Ringelrennen (Carousſel) nannte man dasjenige ritterliche Spiel, welches nach der Abschaffung der blutigen Turniere eingeführt wurde. Man legte bei diesem Spiele hauptsächlich seine Geschicklichkeit im Reiten an den Tag. Man rennte im vollen Laufe des Pferdes mit eingelegter Lanze gegen einen aufgestellten hölzernen Ritter; traf man nun dessen Brust, so brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; verfehlte man den Zielpunkt, so wendete er und gab dem ungeschickten Reiter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. Eine Art des Carousſels war das Ringstechen. Zu Pferde rannte oder stach man mit der Lanze oder einem Wurfspieß nach einem Ringe, der über der Bahn an einem Querbalken lose befestigt war: hier galt es, diesen Ring mit der Lanze behend herunterzuholen, doch so, daß er nicht auf die Erde fallen durfte. Kommt an die Stelle desselben ein Kopf oder ein Pfahl, so heißt es im ersten Falle Kopf-Rennen, im andern Quintan-Rennen. Diese Belustigungen entstanden bei Entstehung der Türkenkriege, als vom alten Rittergeiste kaum ein Schatten noch übrig war.

Rinteln, die gut gebaute Hauptstadt der kurhess. Grafschaft Schauenburg, an der Weser, über welche eine Schiffbrücke führt, mit 7000 Einw., einem Schloß, einer luth. u. einer ref. Kirche, Hospital, Armenhaus; Sitz der Regierung, eines Consistoriums u. einer luth. Superintendentur. Seit 1819 hat Rinteln ein Gymnasium mit einer Bibliothek und Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten; die Einw. unterhalten Gerberei, Handel, Schifffahrt, Glashütte, Steinbruch, 5 Jahr- u. 2 Wochenmärkte. Die 1809 durch die westph. Regierung aufgehobene Universität ging 1619 aus dem vom Fürsten Ernst III., Grafen zu Holstein und Schauenburg, ursprünglich zu Stadthagen angelegten Gymnasium hervor, das vom damaligen Reichsvikar, Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, zur Universität erhoben, 1620 vom Kaiser Ferdinand II. bestätigt und 1621 nach Rinteln verlegt wurde.

Rio de Janeiro, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (die wichtigste und angebauteste von ganz Brasilien, enthält auf 8900 Q. M. über ½ M. Einw.) und Residenz des Kaisers sowie der höchsten Staatspersonen, eigentlich St. Sebastiano, liegt ein wenig nördlich vom 23° S. B. auf einer nach N. vorspringenden Landzunge, an der westlichen Seite einer der herrlichsten nach S. geöffneten Baien von großem Umfange. Der Eingang zur Bai und zum Hafen liegt zwischen zwei, 6 bis 700 F. hohen Granithügeln

die Bai selbst ist mit mehreren reizenden Inseln besäet und rund umher von herrlichen Gebirgen umgeben. Im Hintergrunde westlich von der Stadt erhebt sich der bewaldete Corcovado, der selbst nur ein Vorhügel der 3000 Fuß hohen Serra del Estrelha ist; nördlich von der Stadt liegt das höhere Gebirge Serra dos Orgaos. Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem nördlichen Rand der Erdzunge, auf mehreren Hügeln, wo sich einige der schönsten Gebäude, das ehemalige Jesuiter-Collegium, der bischöfliche Pallast und eine Citadelle erheben. In neuerer Zeit hat sich die Stadt westlich und südlich immer mehr bis in einige Thäler des Corcovado ausgebreitet, auf dessen südlichsten Spitze die Kirche Nossa Senhora da Gloria prangt. Aus dem Hafen tritt man unmittelbar auf den Hauptplatz der Stadt, an welchem der nicht ausgezeichnete kaiserliche Pallast, ehemals der General-Gouverneure, und andere große Gebäude liegen. Auf diesem Platze befindet sich die reichlich versehene Hauptfontaine, welche ihr Wasser aus dem Corcovado durch einen herrlichen, auf festen Bogen ruhenden Aquädukt erhält, welchen der Gouverneur Vasconcellos 1745 erbaute. Ein reizender Ort ist der am Meere liegende, von den schönsten Bäumen beschattete öffentliche Spaziergang, Passeio Publico. Die Stadt selbst ist größtentheils regelmäßig gebaut; die Häuser sind nicht hoch, aber massiv, und haben erst in der neueren Zeit Glasfenster und Balkone statt der sonst üblichen häßlichen Fenstergitter erhalten. Die Straßen sind gut gepflastert, aber nicht erleuchtet. Rio Janeiro hat jetzt schon mehrere Schulen und soll noch eine Universität erhalten; auch besitzt es eine Bibliothek von 70.000 Bänden und ein Opernhaus. Die zahlreichen Kirchen sind nicht eben schön, aber im Innern sehr reich. Vor 1808 zählte man hier nicht mehr als 50.000 Einw., 1817 schon 110.000 und jetzt über 200.000. Für die Sicherheit der Stadt und des Hafens ist überflüssig gesorgt. Zwei Forts bestreichen den Eingang der Bai; die der Stadt gegenüber liegende Insel Ilha dos Cobras (Schlangeninsel) ist stark befestigt und sonst noch an mehreren Punkten Batterien angelegt. Die Fluth, welche hier eine Höhe von 13—15 F. erreicht, bedeckt nicht selten manche niedrige Gegenden dicht bei der Stadt, welches dazu beiträgt, die Luft etwas ungesund zu machen. Bis jetzt führt nur eine einzige gepflasterte Straße von Rio in das Innere; es ist die nach Villa Ricca in Minas Geraes. — Die Umgegend ist überaus reizend, angebaut und mit vielen Landhäusern bedeckt. Eine Stunde S. S. W. von der alten Stadt, jetzt aber schon beinahe die letzten Häuser der Vorstädte berührend, liegt das kaiserliche Lustschloß S. Christovna, und in der nemlichen Richtung, aber 5 Meilen von Rio ein anderes Lustschloß, Santa Cruz, in einer ganz wilden Gegend. Um sich ein umfassenderes Bild von Rio Janeiro zu machen, geben wir hier die Beschreibung des berühmten Barrow. Kaum ist das Cap Frio umsegelt, so nimmt man eine Oeffnung, einen Einschnitt in der grünen Einfassung der Küste gewahr. Dieser Spalt erscheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwischen zwei Backen, oder Hervorragung von festem Granit. Da diese völlig nackt sind, so fallen sie bei der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küste bekleidet ist, sonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dies ist der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es sich, daß der Felsen zur linken Seite aus einem einzigen großen pyramidalischen, etwas gegen die Einfahrt sich lehnenden Granit-Blocke besteht; die Seeleute nennen dergleichen einen Zuckerhut. Barrow fand bei seinem längern Aufenthalt in Rio Janeiro die lothrechte Höhe dieses Felsens 680 Fuß. Die gegenüberstehende östliche Hervorragung der Einfahrt besteht gleichfalls aus eben solchem nackten, glänzenden Granit; allein der daraus gebildete Hügel läuft nur allmählig in die Höhe. Die ganze Einfassung dieser Seite ist mit Forts und Batterien besetzt. Die Einfahrt selbst wird durch eine in der Mitte gelegene, stark befestigte Insel in zwei

Theile getheilt. Hierdurch bleibt dem Eingange (dem eigentlichen Fahrwasser) nur $^3/_4$ einer englischen Meile. Was für eines herrlichen Anblicks genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch diesen Kanal! Ein unabsehlicher Wasserspiegel tritt in das reizendste Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefaßt mit einem Kranze majestätischer Gebirge, die das herrlichste Farbenspiel zeigen, und bis in die Wolken reichen. Man denke sich, wie jene an der Mündung so eng zusammen gezogene Wasserfläche sich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt; wie sie aller Orten mit kleinen Inseln besäet ist, alle von verschiedener Größe und Form, von der wilden reichen Natur, die durch den schönsten Pflanzenschmuck dem Auge das mannichfaltigste Kolorit, und dem Geruch die herrlichste Befriedigung hervorzaubert. Dazu nun im Hintergrunde Gebirge, strotzend von den prachtvollsten Baumarten der tropischen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die schöne große Stadt nebst ihren Umgebungen. Was für ein Genuß! Ist von den Portugiesen freilich zur Verschönerung des großen Ganzen nur wenig geschehen, so bleibt ihnen dennoch, fährt Barrow fort, das negative Verdienst, es nicht verunstaltet zu haben. Die Lage der Stadt St. Sebastian ist sehr gut gewählt; die Hauptgebäude sind nicht schlecht, und das Ganze ist nicht unter der Würde der Hauptstadt eines so bedeutenden Landes. Auf einer vierseitigen hervorspringenden Bergspitze liegt sie; drei Seiten sehen auf den Hafen, die vierte wird durch hohe Hügel gegen den Westwind geschützt. Fast jeder Hügel in der Nachbarschaft ist mit einem kleinen Castell, oder mit einer Kirche, oder Kloster, und mehrere der Inseln mit andern Gebäuden geziert. Der Pallast des Vicekönigs, der Obelisk und das große Quarre sind mit einander von Granit, der durch die Menge seiner strahlenden Glimmertheile das Auge blendet. Das schönste und wirklich ein herrliches Werk ist aber der große Aquädukt. Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauerter Arkaden, leiten aneinanderhängende steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem großen steinernen Reservoir. Dies findet sich auf dem zunächst bei der Stadt gelegenen Hügel, und hierdurch werden alle Brunnen von St. Sebastian unterhalten. Die romantische Lage des Thals, untermischt mit Gebäuden aller Art, gewährt dem Auge einen herrlichen Anblick. Des Urhebers dieses trefflichen Monuments, des Vicekönigs Vasconcella's Name, ist daran gehauen. Das wichtige Fort zur Vertheidigung steht auf einer Insel, die Schlangeninsel (Ilha dos Cobras genannt, ein Felsen von 80 Fuß Höhe und 300 Fuß Breite, worauf die Citadelle erbaut ist. Er ist nur durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des festen Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloster der Benediktiner besetzt ist. Rund um diese befestigte Insel liegen die Schiffe, selbst von größter Dimension, in Sicherheit; auch ist hier ein bequemer Schiffswerft, ein Seearsenal und Magazine. Diese großen Vorzüge, wie die Natur hier darbot und die von der Kunst nachgeholfen wurden, haben Rio Janeiro zu dem ersten Handelsplatz von Brasilien erhoben. Hier ist der Hafen, wo die größten Flotten Portugals und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier ist aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichthümer, welche aus Brasilien dem Mutterlande zufließen. Die Schätze von edlen Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier ist die Münze. Daher hat denn auch Portugal es sich viel kosten lassen, einen so wichtigen Platz gehörig zu decken. Sieben Forts schützen den Eingang.

Ripieno, ausfüllend, oder mit vollem Chore, wird in den Tonstücken zu den Stellen gesetzt, wo das Instrument, welches eine Zeitlang geschwiegen, wieder einfallen soll. Daher heißen in einem Tonstücke, wo nur eine Stimme den Hauptgesang hat, alle übrigen Ripien-Stimmen, und derjenige, von welchem eine solche vorgetragen wird, Ripienist.

Ripperda (Johann Wilhelm, Freiherr von), ein merkwürdiger politischer Abenteurer, geb. 1680, stammte aus einer adlichen Familie in der Provinz Gröningen, diente den Generalstaaten einige Zeit als Obrister von der Infanterie, und wurde 1715 zum Botschafter von Holland an den spanischen Hof ernannt, um einen Handelstraktat abzuschließen. In der katholischen Lehre erzogen, war er aus Liebe zu einer Protestantin zur evangelischen Kirche übergetreten; da er aber in Spanien, durch seine Gewandtheit und sein einschmeichelndes Wesen, sehr bald die Gunst König Philipps d. Fünften erhielt, trat er, um sich darin zu erhalten, wieder zur katholischen Kirche und blieb zu Madrid. Die von ihm auf königliche Kosten angelegte Tuchmanufaktur hatte keinen günstigen Erfolg. Im Jahre 1719 vermählte er sich mit einer edlen Castilianerin, mit der er 2 Söhne erzeugte. Nachdem er 1725 mit den Bevollmächtigten des Kaisers den Friedens- und Handelstraktat zu Laxenburg unterzeichnet, wurde er bei seiner Rückkehr zum Herzog von Ripperda, und kurz darauf zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er besaß die Macht eines Premierministers, ohne den Titel zu haben, allein eben dadurch erwachten auch eine Menge Neider, die 1726 seine Absetzung durchsetzten. Zwei Jahre blieb er im Schloß zu Segovia eingesperrt, bis ihm die Flucht nach Portugal gelang. Von hier aus begab er sich nach England und in der Folge nach Holland, trat wieder zur protestantischen Kirche, und schien die Ruhe gefunden zu haben, die ihm ein glanzvolles Leben nicht dargeboten hatte. Doch nur zu bald erwachte in seiner Brust wieder die Ehrsucht; er trat mit dem Botschafter von Marocco in Verbindung, und begab sich zu Ende des Jahres 1731 zu dem Kaiser Muley Abdallah von Marocco. Mit Auszeichnung aufgenommen, that er seinem neuen Herrn den Vorschlag, ein Bündniß der Staaten der Berberei gegen Spanien zu errichten, die Besitzungen dieser Krone in Afrika wegzunehmen, und dann Spanien selbst anzufallen. Um bei Ausführung seiner Plane durch nichts gehindert zu werden, nahm er Mohameds Lehre und den Namen Osman an, und erhielt nun den Oberbefehl über die zur Belagerung von Ceuta bestimmte Armee. Der König von Spanien, nachdem er die Ernennung des Ripperda zum Herzog und Granden von Spanien zurückgenommen hatte, sandte indeß Truppen nach Afrika, die Oran belagerten. Ripperda erlitt vor Ceuta durch einen Ueberfall einen bedeutenden Verlust, und dies zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, und sich durch die Flucht zu retten. Im Hemde kam er zu Tetuan an, und wurde, als er eben darauf dachte, zu entfliehen, gefangen genommen und vor den Kaiser gebracht. Durch seine kluge Vertheidigung entging er jedoch dem Tode, und erhielt kurze Zeit darauf seine Freiheit wieder. Um sich wieder einiges Ansehn zu verschaffen, das er durch die unglücklichen Kriegsereignisse ganz verloren zu haben schien, zeigte er auf der einen Seite den größten Eifer für die muhamedanische Religion, und dachte er auf der andern Seite darüber nach, ein eignes Religionssystem zu gründen. Um indeß den Eifer der Fanatiker nicht zu erregen, sprach er anfangs seine Meinungen nur als Zweifel aus, bis er endlich fand, daß dieselben günstig aufgenommen wurden. Da aber die Juden in Marocco großen Einfluß hatten, suchte er auch diese für seine neue Lehre zu gewinnen, und lobte außer Muhamed auch Möses, Elias, David und selbst Jesus Christus. Er behauptete nun, daß Christen, Mohamedaner und Juden in gleichem Irrthume geschwebt hätten: die erstern, indem sie Christum, die zweiten, indem sie Muhamed allzuviel beigelegt, und die letzten, indem sie weder an den einen noch den andern geglaubt hätten. Seiner Meinung nach sollte der Messias noch kommen, und mit großer Geschicklichkeit erklärte er mehrere Stellen des Evangeliums und des Koran zu Gunsten seines Systems. Ungeachtet der Kaiser anfangs an

seiner Lehre Vergnügungen zu finden schien, fiel er doch in Ungnade, zog sich nach Tetuan zurück, und starb daselbst 1747.

Risalit, ein von unten bis oben hinauf etwas hervortretender Theil eines Gebäudes, welcher sich entweder mit einem Fronton oder mit einem italienischen Dache endigt, und gewöhnlich in der Mitte der Fassade, oder wenn diese sehr breit ist, auch an jeder Ecke angebracht wird.

Riß, s. Zeichenkunst.

Ritornell, vom italienischen Ritornello, welches ursprünglich eine oder ein paar Perioden bedeutet, die von allen begleiteten Instrumenten gespielt, und während des Pausirens der singenden Hauptstimme wiederholt wurden. Gegenwärtig versteht man in der Musik unter Ritornell denjenigen Theil eines Singstücks, eines Solo und Konzerts, womit insgemein das Stück mit allen Instrumenten anfängt, und die Hauptgedanken des ganzen Stückes kurz verträgt, worauf hernach die Sing- oder Hauptinstrumentalstimme eintritt; am Ende, da die Hauptstimme ihren Gesang vollendet hat, wird das Ritornell wiederholt. Die Ritornelle sind bei Opern, besonders bei den im italienischen Styl, sehr häufig, sind aber nicht selten zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch sie einen zu großen Zwischenraum zwischen dem der Arie vorangehenden Recitativ und der Arie selbst verursachen, daher oft höchst störend sind. Dagegen ist es dem Tonsetzer auch nicht anzurathen, sie gänzlich wegzulassen.

Rittenhouse (David). Die Voreltern dieses verdienstvollen Nordamerikaners waren Holländer, die sich im Anfange des 17. Jahrh. in Nordamerika niederließen, und von einem bürgerlichen Gewerbe sich nährend, in der Prov. Pensylvanien lebten. Rittenhouse's Eltern wohnten in der kleinen Stadt Germantown, wo er am 8. April 1732 geboren wurde. Zum Ackerbau bestimmt, erhielt er nur eine dürftige Erziehung; aber auch in diesem Stande gab sich bald sein Talent für Mechanik und mathematische Wissenschaften kund; als Ackerknecht verfertigte er hölzerne Uhren und Schnitzwerk. Diese Neigung, in Verbindung mit einem schwachen, der Feldarbeit nicht gewachsenen Körper, bewogen seine Eltern, ihn bei einem Uhrmacher in die Lehre zu geben. Hier entfalteten sich seine Naturanlagen rasch, und bald mit den mechanischen Fertigkeiten seiner Profession vertraut, wandte er seinen Fleiß auf das Studium mathematischer Wissenschaften. In den Stunden der Muße und während der Nacht las er mathematische Werke, besonders Newton's Anfangsgründe, und eignete sich, ohne den geringsten Unterricht zu genießen, die höhere Meßkunst und Analysis an. Bald darauf lockte ihn die Astronomie eben so sehr als jene Wissenschaften, und auch in ihr erwarb er sich ohne irgend eine andre Hülfe, als ein astronomisches Buch und den Sternenhimmel, schöne Kenntnisse: er verfertigte ein Planetarium, das den größten Beifall der Kenner erhielt; ein zweites von ihm wird noch in dem mathematisch-physikalischen Cabinette der Universität von Pensylvanien aufbewahrt. Durch diese und ähnliche Arbeiten wurde er dem Dr. Smith, dem Naturhistoriker Barton, John Lukens und Franklin bekannt: auf ihre Vorstellungen verließ er nach langem Weigern endlich seinen ländlichen Aufenthalt und zog 1770 nach Philadelphia, wo er als Uhrmacher und Instrumentenverfertiger sich nährte. 1769 ward er als Mitglied in die philosophische Gesellschaft von Philadelphia aufgenommen, und beobachtete auf ihren Auftrag zu Norriton in der Grafschaft Montgomery den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne. Die Resultate seiner Beobachtung und seiner andern astronomischen Bestimmungen, welche Dr. Smith in den amerikanischen philosophischen Transactions, 1sten Bde. mittheilte, erhielten allgemeinen Beifall. — Das Zutrauen seiner Mitbürger beehrte ihn 1777 mit der wichtigen Stelle eines Schatzmeisters von Pensylvanien, die er 12 Jahre mit der größten

Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit verwaltete. 1792 wurde ihm die Oberdirektion des Münzwesens in den vereinigten Staaten übertragen; dies Amt mußte er aber Körperschwäche wegen, nach 3 Jahren wieder niederlegen. Im J. 1791 ward er an Franklin's Stelle zum Präsidenten der Akademie erwählt. Eine kurze und heftige Krankheit beschloß am 20. Juni 1796 sein verdienstvolles Leben.

Ritter, s. Ritterwesen.

Ritter (Joh. Wilh.), einer der geistreichsten Physiker des 19. Jahrh., war geb. 1776 zu Samitz bei Hainau in Schlesien, studirte Medizin, und hielt sich nachher in Jena auf, wo er sich vorzüglich mit galvanischen Versuchen beschäftigte. Er lebte hier in ziemlich kümmerlichen Umständen, bis er 1805 einen Ruf als Mitglied der Akademie zu München erhielt. Nun erst hätte er anfangen können, sich eines sorgenfreien Lebens zu erfreuen. Allein sein vorher regellos geführtes Leben, und dazu eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Person hatten seinen Umstände so zerrüttet, daß sie nicht wieder in Ordnung gebracht werden konnten. Noth und Kummer fuhren daher fort, ihn zu drücken; um sie fortzuscheuchen, ergab er sich dem unmäßigen Genusse geistiger Getränke. Seine physikalischen und chemischen Versuche zerstörten allmählig ihm Sinne und Glieder, und ein anhaltendes Studiren und tiefes Nachdenken schwächten endlich das Nervensystem so, daß kein Organ mehr für das andere arbeitete, und sie auseinander fielen in einen Alter, in welchem der Mann am kräftigsten zu wirken vermag. Er starb den 23. Januar 1810 zu München, 34 J. alt. Man verdankt ihm zunächst die eigentliche Einsicht in das Wesen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, sonderbare Erscheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerst in die organische Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beständiger Galvanismus begleite." Zu so tiefer Einsicht in den Geist der Natur kam Ritter nur durch rastloses Untersuchen ihres Leibes. Es hat wohl Niemand mehr Voltaische Säulen erbaut, Niemand mehr Frösche getödtet, Niemand mehr Stoffe und organische Theile in die Säule gebracht, als er. Zu seinen Versuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eins aufgeopfert. So ein Auge für Lichtversuche, ein Ohr, eine Nasenhälfte, die Zungenspitze für galvanische Versuche. Nur er konnte ein System der elektrischen Körper entwerfen. Wenn sein Buch hierüber nicht die gewünschte Abrundung hat, so muß man bedenken, daß dessen Druck einige Jahre dauerte, während er unaufhaltsam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Versuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In Gilberts Annalen der Physik in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Elektricität, Wasserzersetzung, Magnetismus verschiedener Metalle, über Meteore, Meteorsteine u. s. w. niedergelegt. Endlich stieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm sogenannten Siderismus, oder das Vermögen, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken, wissenschaftlich mit dem bekannten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns seine Versuche und Theorien über diesen Gegenstand, der so wesentlich mit dem Mesmerismus verschwistert (oder vielmehr mit ihm eins) ist, mitzutheilen, hörte sein durch physikalische und chemische Versuche halb zerstörter Leib auf, einer nichts berücksichtigenden Lebensart zu fröhnen

Rittergut, ein Gut, dessen Besitzer dem Lehensherrn zu Ritterdiensten verpflichtet, dafür aber von verschiedenen Beschwerden befreiet ist, und besondere Vorrechte genießt. Die Rittergüter besitzen mehrentheils die Steuer- und Quartierfreiheit, welche letzte sich nur auf den Ritterhof beschränkt, nicht auf die Bauerngüter, welche der Gutsherr außer demselben

vielleicht besitzt. Mit vielen ist auch die Landtagsfähigkeit verbunden, und mehrere besitzen das Patronatrecht.

Ritterorden (geistliche). Herr von Sainte Palaye scheint die kriegerische Ritterschaft von der religiösen absondern zu wollen; aber alle Umstände nöthigen uns vielmehr, beide mit einander zu vermischen. Er glaubt, man könne die Einführung der ersteren nicht über das 11. Jahrhundert hinaus setzen, und freilich ist dies gerade die Epoche der Kreuzzüge, welche die Entstehung des Hospitaliter-, des Tempelherren- und des deutschen Ritterordens veranlaßten. Das formelle Gesetz, wodurch die Ritterschaft dazu verpflichtet ward, den Glauben zu vertheidigen, die Aehnlichkeit dieser Ceremonien mit den Ceremonien bei den Sakramenten der Kirche, die damit verbundenen Fasten, Reinigungen, Bekenntnisse, Gebete, und mönchische Verpflichtungen, beweisen zur Genüge, daß alle Ritter einen gemeinschaftlichen religiösen Ursprung haben. Das Gelübde des ehelosen Standes, welches einen großen Unterschied zwischen keuschen Helden und Kriegern, die nur von Liebe reden, fortzusetzen scheint, ist kein Gegenstand, welcher uns in unserm Urtheile wankend machen könnte. Dieses Gelübde war keineswegs allen christlichen Ritterorden gemein. Die Ritter von St. Jakob in Spanien konnten sich verheirathen, und die Mitglieder des Malteserordens müssen nur dann auf eheliche Verbindung Verzicht leisten, wenn sie zu den höheren Würden des Ordens gelangen, oder zu dem Besitze seiner Pfründen gelassen werden wollen. Nach dem Berichte des Abbé Giustiniani, oder nach dem sicherern, aber weniger angenehmen Zeugnisse des Bruder Heliyot, findet man 30 geistliche Ritterorden; neun nach der Regel des heil. Basilius, 14 nach der des heiligen Benedikts. Wir werden nur von den vornehmsten, nämlich von den Hospitalitern oder Malteser-Rittern im Orient, den deutschen Rittern im Occident, und den Rittern von Calatrava im mittägigen Europa, reden. Einige Kaufleute aus Almasi, im Königreiche Neapel, erhielten von Romensor, dem Califen Aegyptens, die Erlaubniß, eine lateinische Kirche zu Jerusalem zu erbauen. Sie verbanden damit ein Hospital, um darin Fremde und Pilgrimme aufzunehmen. Gerard von Provence war dieser Anstalt Vorsteher. Die Kreuzzüge begannen. Gottfried von Bouillon kommt an, und gibt den neuen Hospitalitern einige Ländereien. Beyant Roger folgt auf Gerard; Raymond Dupuy auf Roger. Dupuy nahm den Titel Großmeister an, und theilte die Hospitaliter in Ritter, um die Wege für die Fremdlinge zu sichern, und die Ungläubigen zu bekämpfen: in Kapellane oder geistliche Brüder, welche dem Altardienste geweihet waren, und in dienende Brüder, welche im Nothfalle auch die Waffen führen mußten. Aber das Glück verändert sich, ohne den Muth und die Entschlossenheit der Ritter zu verändern. Saladin erobert Jerusalem. Nach Ptolemais Eroberung zogen sich die Hospitaliter nach der Insel Cypern zurück, woselbst sie acht Jahre blieben. Rhodus war in Aufruhr gegen Andronikus, den Kaiser des Orients, und rief die Sarazenen in seine Mauern. Villoret, damaliger Großmeister der Hospitaliter, ward vom Andronikus mit der Insel auf den Fall, daß er sie den Händen der Muhamedaner entreißen könnte, belehnt. Die Ritter bedeckten sich mit Schaffellen, und mischten sich mitten unter eine Heerde; darauf schlüpften sie während eines lichten Nebels in die Stadt, bemächtigten sich eines Thors, hauten die Wache nieder und ließen die anderen Abtheilungen des christlichen Heers ein. Viermal versuchten es die Türken, die Insel Rhodus den Rittern wieder abzunehmen, und viermal wurden sie zurückgeschlagen. Bei dem dritten Male dauerte die Belagerung fünf Jahre, und das vierte Mal beschoß Muhamed die Mauern mit 16 Kanonen von einem bis dahin in Europa noch gar nicht gesehenen Caliber. Endlich bemächtigte sich unter

dem Großmeister Villiars de l'Isle Adam, Soliman der Insel Rhodus, nachdem er davor 100.000 M. verloren hatte. Die Ritter flüchteten nach Malta, welches ihnen Karl d. Fünfte übergab. Auf seinem Zuge nach Aegypten nahm ihnen Napoleon Malta durch Uebereinkunft weg. — Deutscher Orden. Der deutsche Orden entstand während der Belagerung von Acre durch die Christen um das Jahr 1190. In der Folge ward dieser Orden von dem Herzoge von Polen und Massovien, gegen die Einfälle der heidnischen Preußen, zu Hülfe gerufen. Die deutschen Ritter drangen allnachgerade in die Wälder Preußens, und erbauten darin feste Burgen. Die Ermeländer, Barthen und Nezländer wurden nach einander unters Joch gebracht; nun ward die Schifffahrt auf der Ostsee gesichert. Die Ritter des Schwertordens, welche zur Eroberung der Nordländer sehr viel beitrugen, vereinigten sich mit den deutschen Rittern, und verschafften ihnen eine wahrhaft königl. Gewalt. Als aber endlich der ganze europäische Norden bezwungen und unter das Joch gebracht war, nahm Albert, ein Markgraf von Brandenburg, Luthers Lehre an, vertrieb die Ritter aus ihren Commenden, und machte sich zum alleinigen Herrn Preußens, welches nun den Namen eines Herzogthums erhielt. Der deutsche Orden brachte die am Gestade des baltischen Meers wild umherschwärmenden Völker unters Joch, und erstickte dadurch die stets glimmenden Funken jener furchtbaren Völkereruptionen, welche Europa so oft verwüsteten. Er gab der Civilisation Zeit zu ihren Fortschritten und zu der Vervollkommnung des neuen Kriegswesens, welches uns gegen die Verheerungszüge künftiger Attilas und Alarichs in Sicherheit setzt. Die deutschen Ritter erwiesen dem Menschengeschlecht sogar einen doppelten Dienst; denn sie brachten die wilden Völkerschaften nicht nur zum Gehorsam, sondern zwangen sie auch, sich des Ackerbaues zu befleißigen und sich in die Ordnung des bürgerlich gesitteten Lebens zu fügen. Christburg, Bartenstein, Weißenburg, Wesel, Bromberg, Thoren, ja die meisten Städte in Preußen, Curland und Semgallen wurden von jenem geistlichen Ritterorden erbauet. Er kann sich rühmen, die Existenz der Völker Frankreichs und Englands gesichert, zugleich aber auch den ganzen Norden Germaniens angebauet und civilisirt zu haben. — Ritter des Ordens von Calatrava und des Ordens vom heil. Jakob zum Schwert in Spanien. Um das Jahr 1147 eroberte Alphons der Schlachtenlieferer, König von Castilien, die maurische Festung Calatrava in Andalusien. Acht Jahre nachher schickten sich die Mauren an, den Platz wieder wegzunehmen. Doch Sanchez, Alphonsens Nachfolger, ward durch dieses Vorhaben in den äußersten Schrecken gesetzt, und ließ öffentlich bekannt machen, er wolle den Ort einem Jeden, der sich anheischig zu dessen Vertheidigung machte, übergeben. Niemand wagte es, sich anzubieten. Endlich erschien ein Benediktiner vom Cisterzienserorden, Don Didace Velasquez, nebst Raymond, seinem Abte. Sie warfen sich mit den Landleuten und allen Familien, welche zu ihrem Kloster Fitero gehörten, in Calatrava, ließen alle Layenbrüder die Waffen ergreifen, und befestigten die bedrohte Stadt. Die Mauren, welche von diesen Vorkehrungen benachrichtigt wurden, gaben ihr Vorhaben auf. Der Platz blieb in des Abts Raymond Gewalt, und die Layenbrüder verwandelten sich in Ritter, die den Namen von Calatrava annahmen. Diese neuen Ritter machten in der Folge mehrere Eroberungen in den damaligen maurischen Reichen Valenzia und Jaen; Favera, Maella, Macabon, Valdeformo, la Fresueda, Valderobbes, Calenda, Aquaviva und Ozpipa, fielen nacheinander in ihre Hände. Aber der Orden hielt in der Schlacht bei Alarcos, welche die afrikanischen Mauren im J. 1195 gegen den König von Castilien gewannen, einen gewaltigen Stoß. Fast alle Ritter von Calatrava büßten, nebst den Rittern von Alcantara und den Rittern des heil. Jakobs, ihr Leben auf dem Schlachtfelde ein.

Ritterpferd war sonst ein zum Kriege ausgerüstetes Pferd, mit welchem der Besitzer eines Ritterlehns dem Lehensherrn in den Krieg zu folgen verbunden war. Seit diese persönliche Folge abgekommen ist, gibt man diesen Namen einer, an diese Stelle getretenen, gewissen festgesetzten Abgabe.

Ritterpoesie. Die sorgfältige Erziehung, die der Adel während den ritterlichen Zeiten im Mittelalter (vrgl. d. Art. Ritterwesen) auf berühmten Burgen und Schlössern genoß, um stufenweis von Edelknaben zum Knappen und zuletzt zum Ritter aufzusteigen, gab ihm eine Art von höherer Bildung. Sie milderte die rohe Tapferkeit des Edelmanns durch Religion und Galanterie, und legte in ihn einen Sinn für Welt- und Menschenkenntniß, der dann in den männlichen Jahren durch den Umgang mit der halben Welt auf Turnieren, Kreuz- und Ritterzügen weiter ausgebildet wurde. Ein großer Theil des Adels ragte daher auf eine vortheilhafte Weise über die Stände neben ihm hervor; seine Schlösser waren die ersten Sitze feiner Sitten, der Curtoisie und Artigkeit, und die erste Stätte zur Aufnahme und Bewahrung des dämmernden neuen Lichts, das durch Kreuz- und Ritterzüge dem westlichen Europa aufging. Nun war bei den deutschen Völkern Liebe zum Gesang selbst durch das Christenthum nicht ganz vertilget worden. Zwar Barden gab es nicht mehr, weil auf ihrem Namen der Vorwurf des Heidenthums haftete; aber an ihre Stelle waren Ministerialen für die Kriegsmusik getreten, und seit dem 8. Jahrhundert alles das geworden, was die Barden früherhin gewesen waren: sie musicirten nicht blos bei der Schlacht zur Anfeuerung des Kampfes und nach derselben in den Stunden der Erholung zum Vergnügen ihrer Herren, sondern sie besangen auch die Thaten ihrer Herren und ihrer Zeit. Lange, bis zum 12. Jahrh. beschäftigte das Reimen nur einzelne von Adel, meist nur Ministerialen; erst seitdem das Ritterinstitut nach seinen Graden und Gelübden ausgebildet war, ward der ganze Adel in kurzer Zeit poetisch. Durch dasselbe war er zu poetisch-reichen Gegenständen und reicher Nahrung für die Phantasie gekommen. Er sang die Würde seines Standes, von dem er die erhabensten Begriffe hegte, den Wechsel seiner Abentheuer auf den Fahrten, die er zu bestehen hatte; die Reize und Tugenden des weiblichen Geschlechts mit der Ehrerbietung, in welcher er sich ihm zu nähern von Jugend auf gewöhnt worden war, und dem er bei der Abgeschlossenheit der Burgen oft nur als Damen der Gedanken huldigen konnte. Eine poetische Epidemie ergriff auf einmal ganz Europa. Alle Welt reimte: Ritter, Knappen und Edelknaben, Geistliche und Layen, Mönche und Studenten, Luftspringer und Musikanten. Diese Allgemeinheit des Versifi irens, so lächerlich sie war, hatte dennoch ihren Nutzen. Sprache und Ausdruck, Mechanismus und Rhythmus des Verses, Gedanken und Darstellungsart wurden durch so häufige Versuche besser: die Kultur gewann. Aber auf der andern Seite — ein so allgemeines Reimen konnte auch nicht ohne schlimme Folgen seyn. Man hing demselben nach mit einem leeren Kopf und ohne Regeln und reimte lahm und lächerlich; man reimte ohne Dichtungsgabe, blos der Mode oder der Empfehlung wegen, um sein Glück zu machen; Könige und Fürsten reimten, blos um hinter andern Rittern nicht zurückzubleiben und gaben schlechte Muster. Der gute Geschmack kam langsam: die Manier zu dichten war ihm hinderlich. Der Adel, der von allem dem den Ton angab, reimte kleine Lieder und größere Gedichte: die erstern über Liebe und Andacht, über Krieg und Heldenthaten, auch satyrisch über die Geistlichkeit, den weltlichen Herrnstand und die ihm Unterworfenen; die letztern, die größern Reimereien waren Erzählungen von wirklichen und erdichteten Begebenheiten, die in Frankreich (wo sie zuerst versucht worden) von der dasigen Landessprache (dem Romanzo) den Namen Romane bekommen haben. Die Lieder der

Liebe besingen das weibliche Geschlecht, seine Heiligkeit und dessen Lob. Das Ganze dieser Lieder thut zwar selten dem Kunstgeschmack Genüge; doch zeichnen sich einzelne Stellen aus durch Einfalt und Naivetät, durch glückliche Schilderungen der Natur und einzelne zarte Worte wie im Ton platonisch-metaphysischer Liebesschwärmereien. In andern kleinen Liedern wird das Lob der Waffen und der Tapferkeit einzelner Krieger sowohl als ganzer Gegenden und Völker gepriesen. Die Kreuzzüge, die Gefangenschaft Richard's Löwenherz, die Vereinigung vieler französ. Provinzen mit England, die Eroberungen der Franzosen unter Philipp August, die harten Kämpfe des schwäbischen Kaiserhauses mit dem Papst und den Lombarden werden oft in starken poetischen und hercischen Zügen dargestellt, weil meist darin die ganze Seele des Dichters mit spricht. In ihren devoten Liedern singen die Ritter ihre Liebe zu Gott, die Ehrfurcht gegen Heilige; ihre schwärmerische Hoffnung vom Himmel und ihre bange Furcht vor Höllenqualen; das Verdienstliche des Betens und Fastens, der Wallfahrten und Pilgrimschaften, der Seelenmessen und Prozessionen und geloben der Kirche ewigen Gehorsam. Doch ist dieser religiöse Paroxismus selten; häufiger sind ihre Lieder auf die Geistlichkeit satyrisch, und ziehen bitter los auf ihre Habsucht, ihre Sittenlosigkeit und Tyrannei. Der bei weitem größere Theil der poetischen Literatur aus den Ritterzeiten besteht aus größern Erzählungen in den Landessprachen oder in Romanen, die gleich nach dem ersten Kreuzzug in einer Erzählung wirklicher Begebenheiten ihren Anfang nahmen. Der Ritter Gregor Bechada reimte (im J. 1100) die Thaten Gottfrieds von Bouillon, deren Zeuge er gewesen war, in seiner Muttersprache, der französischen. Es kamen bald nach dem ersten Kreuzzug drei erdichtete Leben Carls des Großen in lateinischer Sprache zum Vorschein, die den Kaiser in einer romantischen Thätigkeit gegen die Ungläubigen (die Araber oder Saracenen) zeigten. Unter diesen wurde das Leben Carls des Großen unter Turpin's Namen das berühmteste und einflußreichste, nachdem es der Benediktiner, Gottfried von Monmouth (1138) für England lateinisch umgearbeitet hatte: er vertauschte Carl den Großen mit Arthur, dem vorgeblichen brittischen König von Wallis, und verwandelte die 12 Pairs des erstern in Arthurs Ritter, an der runden Tafel, und verflocht die alte fabelhafte brittische Geschichte, um Trockenheit zu vermeiden, mit Rittersitten und romantischen Erfindungen. Den Stoff der romantischen Poesie vermehrte eine an orientalischen Dichtungen reiche Lebensgeschichte Alexanders des Großen, welche aus dem Griechischen des Simeon Seth (der im J. 1070 blühete), von einem Ungenannten in das Lateinische, und aus ihm in die Landessprachen übersetzt und mit romantischen Zusätzen so ausgeschmückt ward, daß aus Alexander ein fahrender Ritter von neuer Art und Form geworden ist. Nun wurden auch die Helden vor Troja aus Dictys von Creta und Dares von Phrygien, und der Krieg vor Theben und der Argonautenzug aus andern alten Schriftstellern bekannt; und Guido v. Colonna gab 1260 die Geschichte des troj. Kriegs, und 1287 die Heldenunternehmung gegen Theben und den Argonautenzug nach dem romantischen Geschmack, mit eingeschalteten Turnieren, Zweikämpfen und andern Ritterabentheuern heraus und vermehrte damit den Stoff der romantischen Poesie. Endlich wie angefüllt waren damals alle Köpfe mit wunderbaren und fürchterlichen Erzählungen von Geistern, Gespenstern und Ungeheuern, welche theils der frühere und spätere Aberglaube erfunden und fortgepflanzt, theils der Orient den Kreuzfahrern mitgetheilt hatte, die bei ihrer Rückkunft viel von Zaubereien und Riesen und andern Ungeheuern und Wundergestalten, von freundlichen und feindlichen ätherischen Wesen, von Feen, Zwergen, Lindwürmern und Drachen erzählten. Unter diesen Umständen kam man zu zweierlei Gattungen von Ritter-

romanen, mit wahren und erdichteten Begebenheiten, in lauter kleinen, singbaren Zeilen abgefaßt, die man meistens unter der Begleitung einer Harfe absang. Die erstern nahmen ihren Stoff meist aus den Protokollen der Herolde, denen jeder Ritter eine eidliche Relation von den Vorfällen und Abentheuern auf seinen Fahrten geben mußte; doch ließen sie ihm selten seine ganze Einfachheit, wie ihn die Wappenkönige bei sich aufbewahrten, sondern schmückten ihn hie und da romantisch aus. Die andern, die gedichteten Romanen, setzten ihren Stoff aus den oben genannten Quellen, dem wahren Cyklus der romantischen Poesie, zusammen, aus dem fabelhaften Leben Carls des Großen und seiner zwölf Pairs, aus den Erzählungen von Arthur und seinen Rittern an der runden Tafel, aus den fabelhaften Nachrichten von Alexander und andern griechischen Helden, als fahrenden Rittern, aus mancherlei morgenländischen Sagen und Dichtungen und ihren eigenen Erfindungen. Es gährte Alles in und durch einander. So abentheuerlich und ungereimt die meisten dieser Dichtungen sind, so standen sie doch an ihrer rechten Stelle und in ihrer Zeit. Kenntnisse wollten sich mit Unwissenheit, Fremdes mit Einheimischem, fein Gedachtes mit rohen Ausgeburten des Verstandes versetzen; und so heterogene Dinge mit einander zu verschmelzen, hielt so schwer: es entstanden also anfangs Mißgestalten. Und überhaupt, gehörte in die Zeit der bürgerlichen Tollheit nicht auch Tollheit der Gedanken? Mit jener mußte sie entstehen, dauern und verschwinden. Ueber diese Gegenstände reimte man vom 12. Jahrhundert bis in die Mitte des 15.; doch mit dem Unterschied, daß in dem einen Lande die Ritterreimereien etwas früher, in dem andern etwas später aufhörten. Europa hatte endlich ausgetobt; bürgerliche Ordnung kehrte nach und nach in seine Staaten zurück, und mit ihr bessere Kenntnisse, berichtigte Begriffe und ein Geist der Mäßigung. Die mittlerweile nach und nach gestiegene Bildung des Geistes sah das Tolle und Ungereimte in den größern Dichtungen, und das Matte und Dürftige in den kleinen Liedern ein, und die bessern Köpfe verabschiedeten die Jugendspiele, die nicht mehr für sie und den Geist der Zeiten paßten. Die Städte erhoben sich in derselben Zwischenzeit zu einer respektabeln Macht und machten durch ihre Communen und bewaffnete Milizen das ganze Ritterinstitut entbehrlich. Seitdem fangen seine Mitglieder nicht mehr eigene Thaten, sondern wiederholten blos den Stoff der frühern Ritterfänger, oder reimten alte Weltgeschichte; aber reimten immer matter. In gleichen Stufen mit den Städten erhob sich auch die königliche Macht, die sich zur Vermehrung ihrer Glorie mit einem prächtigen Hof umgab. Von dieser Zeit an schienen Höfe den auf dem platten Lande entbehrlichen Rittern ein neuer Schauplatz ihrer Größe zu seyn, an welchen sie sich auch in Haufen sammelten. Ihre Güter waren dort in kurzer Zeit vergeudet; um aber doch beim Mangel eines äußeren Glanzes den Höfen angenehm zu bleiben und in ihrer Armuth von den Fürsten gut genährt zu werden, strengten sie sich an, ihren ermatteten Gesang aufs neue zu beleben, und suchten neue Lebenskraft für ihn in lustigen Schwänken und Possen. Nun ward das Uebel ärger; der Gesang ward gar geschmacklos. Und so langsam auch der bessere Geschmack sich näherte, so blieb den Höfen doch das Fade dieser Reimereien nicht verborgen, und ihr besserer Theil strafte solchen Possenreißer mit Verachtung. Seitdem verlor die Lust zu reimen sich von selbst. Diese Aenderung der Dinge fiel in dieselbe Zeit, da der europäische Geist in die philosophische Periode seiner Bildung, der Erschaffung und Entwickelung, der Anordnung, Bindung und Verknüpfung der Begriffe trat, in der bei jedem Volk die Sprache ihrer Sinnlichkeit zur Poesie verlieret und sich die Bestimmtheit einer Prosa bildet. Sie bleibt nun ungeschickt zum Dienst der Poesie, bis sich endlich mit dem durch Be-

griffe ausgebildeten Verstand eine lebendige Imagination vereinigt, die in das Geheimniß eindringt, die philosophisch berichtigte und bestimmte Sprache aufs neue zu versinnlichen, sie durch Kunst malerisch und zur Poesie geschickt zu machen. Wie hätten nun dem Gang des menschlichen Geistes zuwider die Ritterpoesien länger dauern mögen? Sie hatten auch gedient, wozu sie dienen konnten und waren nun entbehrlich. Sie hatten die neuern Landessprachen in dem westlichen Europa brechen, und durch ihren Inhalt Sitten und Begriffe bessern helfen; was ließ sich mehr von ihnen in der Zeit, in die sie trafen, fordern? Doch sind sie auch der unsrigen noch nützlich. Was von ihnen noch vorhanden ist, das kann Gelehrten der verschiedensten Fächer, dem Geschichtschreiber, dem Sprach- und Alterthumsforscher, den Geographen und Genealogen als Quelle zu manchen Forschungen dienen. Selbst manche Zöglinge der Grazien und Musen lebten gern im Umgang dieser Dichter: und ging nicht einst in Dante und Petrarca, in Ariost und Tasso, in Chaucer, Spenser, Shakespear ihr Geist sammt ihren edeln Adern edler über? — Ritterpoesie in der Provenzalsprache. In Südfrankreich, diesseits, an der linken Seite der Loire (in Provence und Katalonien), hatte sich bei der frühen Kultur seiner Einwohner auch das Romanzo, das sie redeten, am frühesten gehoben und zur Schriftsprache gebildet, und schon im 11. Jahrhundert besaß es alle die Vollkommenheit, welche die Provenzalsprache je erreicht hat, sie war regelmäßig, edel, zart, sonor und reich, und konnte dem Gesang mit Anstand dienen. Die Sänger dieser Gegend hießen vorzugsweise Troubadours (die Dichter, von trovare, erfinden, dichten), und von ihrem Vaterlande und der Provenzalsprache (der Langued'oc) die Provenzalen; sie sangen zarter, süßer, metaphysischer, als ihre Nachbaren, die Trouveres, in Nordfrankreich (in ihrer Langued'oui): sie gefielen sich daher auch bloß in kleinen Liedergattungen, und erhoben sich nie bis zu größern Erzählungen oder Romanen, die mehr das Eigenthum der Nordfranzosen blieben. Unter den Nachlässen ihrer Poesien findet man nur Soulas (solatia, soulagements), lustige und schalkhafte Lieder; Lais (Leder), traurige und melancholische Gesänge; Pastourelles, eine Art von Schäferpoesie; Syrventen, bald Lobreden, bald Satyren, bald in historischem, bald in klagendem und drohendem, dann wieder in höhnischem und bitterem Ton; endlich versificirte Dialoge oder poetische Wettkämpfe, Tenson oder Tenzen genannt (von dem Kampf, dem tangere, d. i. quereller, crapper quelqu'un). Vor allen andern geistigen Vergnügungen belustigten die Höfe der Provence die Tenson, weil in ihnen Witz und Laune freien Spielraum hatten. Um nun solchen jeux-partis mehr Anstand und größern Schein von Wichtigkeit zu geben, formirte die Gesellschaft unter einem Präsidenten einen förmlichen Gerichtshof, in welchem Damen die Entscheidung hatten, den so genannten Cours d'amour (oder Corte d'amore), in welchem Ritter mit Rittern, zuweilen auch mit einem edeln Fräulein in poetischen Wettkampf traten und wechselsweise über Liebe, Liebende und Liebesabentheuer scherzend debattirten. Ohngefähr 300 Jahre dauerte der Gesang der Troubadours. Der älteste von ihnen, den man noch mit Namen kennt und von dem noch Einiges vorhanden ist, war Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Guienne (geb. 1071, † 1126); er beschrieb in Versen die Abentheuer seines Kreuzzugs, von welchem er im J. 1102 nach Hause kam. Den Anfang der vollen Blüthe der Provenzaldichtkunst setzt man in das Jahr 1162, als Kaiser Friedrich I. den Grafen Raymund Berengar III. mit der Provence (im weitern Sinne des Worts) belehnte. Sein Verfall erfolgte nach dem J. 1382, nach dem Tode seiner letzten Beschützerin, der Königin von Neapel und Sicilien und Gräfin von Provence, Johanna I., aus dem Hause der Könige von Frankreich. Bis zum Ende

des 13. Jahrhunderts wollte das Romanzo in Italien zu keiner Festigkeit und Geschmeidigkeit gelangen, die es geschickt zum schriftlichen Gebrauch gemacht hätte. Dagegen machte die Italiener ihr fleißiges Verkehr mit Südfrankreich frühe mit den Vorzügen der Provenzalsprache bekannt; und, von ihren Reizen angezogen, suchten selbst Italiener in ihr, wie die Troubadours, zu singen. Seitdem nun auch Italien an Provenzalen fruchtbar wurde, ging in manche seiner Fürsten der Geist der Berengare über; jene ehrten und belohnten den Gesang, wie diese. So versammelte Markgraf Azzo VII. von Este (reg. 1215 — 1264) die berühmtesten Trovadoren seiner Zeit an seinen Hof: auch Gerhard da Camino, Herr von Trevigi, war ihr großer Gönner. Ungefähr 200 Jahre ward auch in diesem Lande der Provenzalgesang geliebt (von 1100 — 1300). Der erste namentlich bekannte Provenzale in Italien war Folchetto († 1213) und Sordello (geb. 1189) der größte und berühmteste unter ihnen. Doch dauerte die schönste Blüthe des italienischen Provenzalgesangs nur wenig mehr als ein halbes Seculum, bis in die Hälfte des 13. Jahrhunderts (von 1200 — 1250), während welcher Zeit insonderheit die Lombardei an berühmten Dichtern fruchtbar war. Dante kam († 1265) und hob die Sprache seines Vaterlandes weit über alles Provenzalische und Limosinische. Gleich nach ihm ging der Geist und sanfte Hauch der Provenzalen veredelter und verfeinerter in ihren Zögling, den Petrarca, über, und er sang nach dieser neuen Weise in der Sprache seines Vaterlandes. Kaum hatte er in ihr seine melodisch-süßen Töne hören lassen — sogleich verschwanden in Italien alle Troubadours: ihr Name, ihre Sprache, ihre Poesien wichen dem begeisterten Gesang der Liebe eines Einzigen. Die südlichen Provinzen Spaniens, Catalonien und Aragonien, kamen während der allmähligen Verdrängung der Mauren am ersten zur politischen Consistenz und Ruhe, die neue Geistesbildung zuließ. Sie wurde gleich nach ihrem Anfang durch den Glücksfall sehr befördert, daß 1100 die Provence an den Grafen von Barcelona oder Catalonien, Raymund Berengar IV. fiel, und seitdem der berengarische Regentenstamm die südlichen Provinzen Spaniens mit dem südlichen von Frankreich zu einem Reich zusammen knüpfte: die letztern wurden nun für die erstern Muster. Was daher die schön gebildete und reiche Dichtersprache der Provence Lieblicher und Schönes hatte, das alles nahm die limosinische (oder catalonische) allmählig in sich auf, und zuletzt war sie mit der provenzalischen völlig einerlei, bis auf den Vorzug einer größern Feinheit, der das Eigenthum der letztern vor der erstern blieb. Die Provence war also Lehrerin von Spanien und nicht umgekehrt, wie eine andere Hypothese will. Dreihundert Jahre lang, von 1160 — 1479, waren die limosinischen Trovadoren geehrt und aufgemuntert von ihren Königen und andern Großen Aragoniens, und so lange dauerte auch die Blüthe ihrer Poesie. Während dieser Zeit mischten sich selbst Könige zuweilen unter ihre Reihen, wie Alphons II. († 1196), Peter II. († 1213) und Peter III. († 1285); und als ihr Gesang ermatten wollte und Possenreißer ihn erniedrigten, stiftete, um ihm wieder aufzuhelfen, Johann I. 1390 zu Barcelona eine eigene poetische Akademie (de Caya Ciencia) nach dem Muster der zu Toulouse 1324 errichteten Académie des jeux fleuraux; und zwei andere Könige, Martin († 1409) und Ferdinand I († 1416), erweiterten und erneuerten diese Anstalt, und wohnten ihren Sitzungen, um dabei durch ihre Majestät zu imponiren, häufig bei. Ja Ferdinand I. führte (1412) die limosinische Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen, in Urkunden und Testamenten, bei Gerichten und in Kanzleien, ein, welches ihr einen neuen Schwung versprechen konnte. Und dennoch blieb er aus. — Ritterpoesie in castilischer Sprache. Lange rang Castilien und Leon mit den Mauren, seinen Unterjochern, in einem oft sehr zweifel-

haften Kampfe, bis der Sieg sich endlich immer mehr auf die Seite jener Reiche neigte. In demselben Maß, in welchem die Castilier politisch auswärts stiegen, erholte sich auch ihre Sprache und wurde endlich, hundert Jahre nach der limosinischen, geschickt, der Ritterpoesie zu dienen. Denn das erste sichere Beispiel eines castilischen Dichters ist Alphons X. der Weise um das Jahr 1250, und zu gleicher Zeit stellten auch Galizien und Portugal in ihren Dialekten Dichter auf, Galizien an Juan Suarez de Pavia, und Portugal an seinem König Dionys (geb. 1261, † 1325). Die schöne Liedergattung der Romanzen, lauter kleine epische Erzählungen in ordentlichen Stanzen über Krieg und Liebe, sind höchstwahrscheinlich eine castilische Erfindung. Höchstens könnten die castilischen Romanzen maurischen Mustern folgen, da sie reich an arabischen Zügen sind, und manche den romantischen Erzählungen in arabischem Geschmacke gleichen, die noch im Munde des spanischen Volkes leben. Uebrigens hauchen die echten alten spanischen Romanzen einen hohen romantischen und kriegerischen Geist, besonders, wenn sie Kämpfe mit den Mauren schildern, und sind weit entfernt von dem unnatürlich-affektirten Ton, der in diese Dichtart kam, seitdem die Spanier toskanische Dichter zu Mustern nahmen und nach ihnen Begriffe und Empfindungen modelten. Von den Romanzen war der Uebergang zu Ritterbüchern leicht: es ward nur Mehreres in die Erzählung aufgenommen, um sie zu verlängern, und an romantischem Stoffe konnte es den Spaniern nicht fehlen. Die arabischen Dichtungen, welche man an den Höfen von Murcia, Granada und Algarbien zur Verbannung langer Weile zu erzählen pflegte, wurden selbst von Spaniern zur Zeitkürzung nacherzählt, und so ward unvermerkt mancher Zug der maurischen Helden in den Charakter der castilischen Ritter aufgenommen und in den spanischen Nationalcharakter aufgelöst. Daraus entstand das Eigenthümliche der ältern spanischen Romane; ihr starker Heroismus und ihre vielen Zaubereien; die sonderbare Mischung von Devotion und Liebe, von Aberglaube und Galanterie und die Anmuth in dem Ausdruck. Unter solchen Uebungen rückte das goldene Zeitalter der Castilier, ihres Reichs, ihrer Sprache und ihrer schönen Literatur heran, das sich an den Verfall der spanischen Chevalerie unter Ferdinand dem Katholischen unmittelbar anschloß; und alle frühern Ritterabentheuer sammt ihren Schilderungen wurden seit der Zeit vergessen. — Ritterpoesie in französischer Sprache. Die nördlichen Provinzen Frankreichs, in denen Alles später reifte, als in seinem Süden, fingen spät die Bildung ihrer Sprache an. Bis ans Ende des 12. Jahrhunderts wagte es kein nordfranzösischer Chronist, kein Dichter, kein Romanzier, sich seiner Muttersprache zu bedienen, aus Besorgniß, niedrig und gemein zu sprechen; was man geistige Arbeit nannte, Werke des Geschmacks, Reden, Chroniken und Ritterbücher, das Alles wurde in lateinischer Sprache abgefaßt. Bei Normännern suchte man zuerst Richtigkeit des Ausdrucks und Geschmacks, und Bechada wagte erst, in seiner Muttersprache, der französischen, die Thaten Gottfrieds von Bouillon zu reimen, nachdem ein Normann, Namens Gaubert, ihm seinen Beistand bei dem Unternehmen zugesichert hatte. Auch die übrigen größern poetischen Werke, mit welchen die französische Literatur anfängt, waren entweder von gebornen Normännern selbst, oder doch von Dichtern, welche unter ihrem Einfluß dichteten. Nach diesen poetischen Versuchen unter den Normännern selbst verirrte sich unter Philipp August (zwischen 1180—1223) ein geborner Normann, Alexander, aus Bernai in der Normandie, nach Paris und verfertigte daselbst das erste größere Gedicht, das am französischen Hofe erschienen ist, ein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegorischer Anspielungen auf die Thaten des Königs Philipp, an dessen Hofe er lebte. Der König hörte seine Reime mit

zösische Adel auf seinen Fahrten nach dem Orient in dem Umgang mit den Arabern die Peri kennen: himmlische, unsichtbare Genien, welche nach der Phantasie der Morgenländer die im Harem eingeschlossenen Schönen mitleidsvoll umschweben, um die Leiden ihrer Sklaverei zu mildern und sie durch ihren unsichtbaren Umgang zu beglücken. Diese holden Wesen verpflanzten die französischen Ritter in ihr Vaterland, doch mit der Veränderung, daß sie dieselben unter dem Namen der Feen in schöne junge weibliche Genien verwandelten; sie lassen diese ätherische Wesen um Ritter in Gefahren schweben, und nach überstandenen Beschwerden und ritterlichen Kämpfen sorgen sie für ihre Labung. Die Phantasien der Romanziers schmückten nun den holden Sinn dieser luftigen Göttinnen und ihre Thaten und Verdienste um ihre Schutzverwandte nach dem Muster jener Dichtungen im Morgenlande aus. So ward der Feenroman erfunden, in welchem Zaubereien die Hauptsache sind: eine angenehme Gattung, die nur in einzelnen und wenigen Proben übrig ist, so sehr man auch die Erhaltung vieler Stücke dieser Art hätte wünschen mögen. Endlich wagte sich Wilhelm von Lorris, aus der kleinen Stadt Gatinois, in der Mitte des 13. Jahrh. an den ersten Originalroman in französischer Sprache, an den berühmten Roman von der Rose. Er hatte aber nur erst 4155 Verse zu Stande gebracht, als er 1260 starb. Die Liebe zum Ritterroman dauerte in Nordfrankreich bis Heinrich II. (reg. von 1547 — 1559) fort, mit dem erst die Chevalerie durch den bewaffneten Bürgerstand und die gehobene königliche Macht, in diesem Reich zu Ende ging; und an die Stelle des Ritterromans trat der heroische mit seinem Weinen und Wimmern zu den Füßen spröder Schönen. So reich nun auch die altfranzösische Literatur durch das einige Jahrhunderte fortgesetzte Reimen an Ritterromanen geworden ist, so ist sie doch der unfruchtbarste Theil derselben. Alle haben Einen Plan, dieselben Thaten, denselben Schlag von Helden, denselben trockenen und eintönigen Vortrag, denselben Mangel an dichterischem Geist. — Ritterpoesie in englischer Sprache. Die beständigen Einfälle der Dänen, durch welche England verwilderte, hinderten die Fortbildung der sächsischen Sprache, die unter Alfred so schön angefangen hatte. Ritterschaft und Galanterie wanderte mit den Normännern nach Britannien: ihre Menétriers zogen von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster und ließen sich mit Gesang und Harfe hören. Der Geist der Ritterschaft ging auch an die Sachsen über, und auch sie sangen Lieder der Galanterie, kürzere romantische Erzählungen und größere Ritterabentheuer. Balladen, oder heroische Gesänge von kriegerischen Thaten (von ballar, singen) hatten schon die Sachsen vor den Zeiten der Chevalerie; auch während derselben setzten sie diese Dichtart fort, nur kehrten sie den frühern blos heroischen Geist derselben in einen romantischen um. Die älteste englische Ritterballade, die man kennt, Kinghorn betitelt, soll aus dem Französischen im 12. Jahrh., wie man glaubt, übersetzt seyn; die erste noch vorhandene Originalballade ist von 1264. Ritterbücher und Romane wurden spät in englischer Sprache verfertiget, ob gleich der romantische Geist so frühe nach Britannien gewandert war: die englische Sprache scheint sich nur langsam zum fortgehenden romantischen Vortrag gebildet zu haben, und erst seit dem letzten Viertel des 13. Jahrh. hat sie durch Uebersetzungen aus dem Französischen die nöthige Gewandtheit dazu erlangt. Die älteste englische Reimchronik, die man kennt, ist von dem Mönch Robert von Gloceſter um das Jahr 1278 oder 1280 verfertiget, in welcher Gottfrieds von Monmouth fabulöse Erzählungen zu finden sind. Darauf reimte 1303 Robert von Brune eine sehr ausführliche Chronik, deren französische Quellen man großentheils nachweisen kann. Aus der Zeit von 1273 — 1337 sind die englischen Original-Romane:

Sir Bewis von Southampton, Guido, Graf von Warwick, und Richard Löwenherz, in und neben denen man auch in England den ganzen romantischen Cyklus durchlief. Schottlands alte Landessprache, eine Schwester der sächsischen in England, bildete sich durch den Dienst der französischen, wahrscheinlich durch das Intermedium von Cumberland, durch das die nördlichen Provinzen Englands auf die südlichen von Schottland wirkten; aber unter dem rauhern schottischen Himmel und bei der größern Rohheit der schottischen Nation bildete sie sich äußerst langsam; daher sie erst im 14. Jahrh. eines fortgehenden dichterischen Vortrags fähig ward. Dies traf gerade in die Periode, da in Schottland die Chevalerie in volle Blüthe kam, und nach der Ritter Weise Poesie ein Hauptstück aller öffentlichen Lustbarkeiten wurde. Der schottische Gesang ward nun berühmt, und von jedem wegen seiner Anmuth und der Geschicklichkeit der schottischen Harfenspieler, selbst in Südbritannien, geschätzt, zumal seitdem Jakob I. (reg. 1424—1437) die schottische Vokalmusik verbessert hatte. Das älteste noch zur Zeit bekannte Gedicht der Schotten ist die Geschichte des berühmten schottischen Königs Robert Bruce, verfertigte (1375) von Johann Barbour, Archidiakonus von Aberdeen: ein episch-romantisches Stück, das an innerem Gehalt allen Ritterbüchern in allen neuern Sprachen von Europa vorgeht. Barbour blieb auch in Schottland einzig ohne würdige Nachfolger. — Ritterpoesie in deutscher Sprache. Das Ritterinstitut ward in Deutschland mit Enthusiasmus angenommen, und die Deutschen eilten, mit dem Kreuz bezeichnet, schaarenweis ins heilige Land, und auf den Kreuz- und Ritterzügen schritt der deutsche Adel im Umgang mit dem Orient und Occident, mit Arabern, Türken und Griechen, mit Italienern, Engländern und Franzosen in seiner Geistesbildung merklich fort. Seine Kaiser, besonders Friedrich I. und II., nahmen Antheil an der Literatur anderer Völker und flößten durch ihr Beispiel ihren Rittern gleichen Eifer ein, sich mit ihr bekannt zu machen: Manche erwarben sich, so gut es damals möglich war, Bekanntschaft mit der klassischen Literatur der Römer; Andere wanderten nach Padua, Paris und Salamanka des Studirens wegen; Andere lasen wenigstens die Dichterwerke ihrer Nachbaren, der Provenzalen und Franzosen. Der Ruhm der deutschen Ritterdichter fing mit dem Ende des 12. Jahrh. an, und dauerte etwas über hundert Jahre bis gegen das Ende des 13ten (etwa von 1170 — 1300). An der Spitze unsrer noch vorhandenen Ritterdichter steht Heinrich von Veldeck, der um das Jahr 1170 sang; und schließen kann man ihre blühende Periode mit dem Heldengedicht auf den Landgrafen von Thüringen um das Jahr 1304. In diesem Zeitraum nahmen die meisten Großen Antheil an der Dichtkunst, bald durch Ermunterungen, welche sie den Dichtern gaben, bald durch eigene poetische Versuche. Kaiser, Könige und Fürsten sangen mit dem Adel, wie Kaiser Heinrich IV., König Conrad der Junge (Conradin), König Wenzel von Böhmen und sein Oheim, Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Heinrich von Meissen und eine lange Reihe von Grafen und Baronen. Häufig hielt man an den ersten Fürstenhöfen poetische Turniere, wovon noch eine Probe an dem „Krieg von Wartburg" (von 1207) übrig ist; die Dichter reisten auf Gesang an die ersten Höfe, wie einst Heinrich von Ofterdingen; manche Höfe galten für die erste Schule des Geschmacks, wie unter Leopold VI. der Hof zu Wien. Am blühendsten war die deutsche Ritterpoesie unter Friedrich II. Die deutsche Ritterpoesie ist größtentheils ein Nachhall der französischen; aber nicht der Troubadours allein (wie man gewöhnlich glaubt), sondern noch mehr der Trouveres. Jenen folgte sie in ihren kleinen Liedern, diesen in der größeren Erzählung: doch beidesmal nicht ohne eigene Erfindungen. Die Dichter selbst nennt man

bald Minnesänger, bald schwäbische Dichter. Man hat von ihnen kleinere und größere Gedichte, gesungen in verschiedenen, gebildeten und ungebildeten Dialekten. Die kleinern sind vermischten, geistlichen und weltlichen, lobenden und strafenden, verliebten und satyrischen Inhalts: nur wenige reimten philosophische, theologische und politische Ideen. In ihnen dämmert schon Geschmack. Zwar ziehen sich viele dieser Lieder matt und geistlos hin; aber manche unter ihnen sind auch naiv, angenehm und mit Begeisterung gesungen. Am besten gelingen ihnen die Trink- und Minnelieder, die Schilderungen der Natur und Jahreszeiten und der Lebensalter. Merkwürdig ist dabei die Züchtigkeit, mit welcher sie von Liebe reimen und manche recht platonisch-zarte Stelle, ob sich gleich auch in der Liebessprache der rauhe Ton der deutschen Burg nicht ganz verleugnen will. Die größern Erzählungen von wirklichen und erdichteten Begebenheiten sind meist Nordfranzosen nachgebildet, und nehmen einerlei Gang mit dem französischen und englischen Ritterroman. In der ersten Zeit des schwäbischen Kaiserhauses (in der Mitte des 12. Jahrhunderts) erschien schon ein Gedicht von Carl dem Großen nach dem falschen Turpin, von dem noch einige Fragmente übrig sind. Nicht viel später, noch im 12. Jahrhundert, reimte ein noch unbekannter Dichter über Arthur und die runde Tafel, wahrscheinlich nach einem französischen Original; und Wolfram von Eschenbach den trojanischen Krieg und die Thaten Alexanders. Durch Uebersetzen kamen die Romanziers in Deutschland (wie in England) zu der Fertigkeit, romantische Erzählungen zu reimen; man übersetzte meist französische, zuweilen auch lateinische Originale: nur daß der fremde romantische Stoff beim Uebersetzen durch die deutschen Köpfe fast immer eine neue eigene Gestalt bekam und nach deutschen Sagen umgebildet wurde. Endlich reimten auch die deutschen Ritterdichter wirkliche Begebenheiten, wie Scenen aus dem heiligen Krieg und Vorfälle in dem deutschen Vaterlande. Nur ist immer die wahre historische Grundlage durch Riesen, Zwerge und Drachen, durch Zaubereien und Liebesabentheuer, durch eingewebte fremde und selbsterfundene Dichtungen ausgeschmückt, und durch unerkenntliche Namen dergestalt verändert, daß nicht mehr auszumitteln ist, was der Dichter aus der wirklichen Geschichte aufgehoben hat. Zwischen 1300 — 1350 neigte sich der deutsche Rittergesang zu seinem Ende, nicht so wohl, weil um diese Zeit die Dichterfreunde aus dem schwäbischen, thüringischen und östreichischen Hause abgestorben waren (denn er hätte sich ja auch durch seine innere Kraft und andere edle Häuser erhalten können), als vielmehr durch seine eigene Lahmheit und ewige Identität, der man endlich überdrüssig wurde, und die Verwilderung des Adels während des großen Interregnums, wo Fehde sich an Fehde schlang, welche die blühendsten Geschlechter zu Grunde richteten und den Adel in einen Rauf- und Räuberstand verwandelten. — Ritterpoesie der Isländer. Als die Ritterschaft aus dem Süden und Westen von Europa nach Skandinavien kam, sangen noch daselbst die Skalden. Sie fuhren auch unter der Sittenänderung, welche die Chevaliere unter ihren Zeitgenossen hervorbrachte, anfangs noch fort, die Thaten ihrer Zeitgenossen in Gesängen zu feiern und historische Dichter zu seyn. Doch ward bald die Stimmung der Skaldenlieder anders. Zuerst nahmen die nordischen Dichter von ihren poetischen Zunftgenossen im Süden und Westen den Reim an (wie es scheint): denn der älteste Reimdichter fällt gerade in die Zeit, da das Ritterwesen in dem Norden blühend wurde, in das Jahr 1170; bald darauf hörte nicht allein der Skaldengesang selbst, sondern auch sein ernsthafter Gebrauch zum Besten der Geschichte auf. Snorre Sturleson (vor 1241) war der Letzte, der die alten Lieder und poetischen Sagen für die wahre Geschichte mit historischer Würde zu benutzen suchte; und der letzte Skalde

war Sturle Tordson, der um das Jahr 1265 an dem Hofe Birger Jarl's als Hofdichter sang. Endlich aber wurde eine völlig neue Art von Sagen in romantischem Geschmacke durch die Isländer eingeführt, die den ganzen Norden durch ihre Reize hinriß. Meister Björn in Nidaros, Bischof von Norwegen, welcher die Prinzessin Christina dem Könige von Castilien zugeführet hatte, lernte auf der Reise ein deutsches Heldenbuch kennen und fand seinen Inhalt so merkwürdig, daß er es 1258 mit sich nach Norwegen nahm. Bei der Kenntniß fremder Sprachen, welche sich die Isländer durch ihr vieles Reisen zu erwerben pflegten, fand sich bald ein Uebersetzer in das Isländische, oder vielmehr ein Gelehrter, der es in isländischer Sprache nach den nordischen Sagen umarbeitete. Nicht lange nachher erhielt der König Hakon Hakanson von dem deutschen Kaiser Friedrich II. ein noch vollständigeres Exemplar des Heldenbuchs; auch die übrigen Theile des Rittercyklus, Arthur mit der Tafelrunde und die griechischen Heldensagen blieben ihnen nicht unbekannt. Die deutschen Heldenbücher brauchten sie als allgemeine Grundlage. Doch hielten sie sich blos an Namen, an die Oerter und die Heldennamen ihrer deutschen Muster, und schlangen an dieselben ihre einheimischen, in Skaldenliedern auf sie fortgeerbten Sagen und verschmelzten in sie einen romantischen Rittergeist. So kam der Norden zu einer neuen Art isländischer Sagen in romantischem Geschmack. Die älteste in dieser neuen Form war die Nifflunga Saga (oder die Niebelungen) und die berühmteste die Hervarar Saga. Die erstere diente allen andern ähnlichen Erzählungen im Norden, die hauptsächlich Isländer zu Verfassern hatten, zum allgemeinen Muster, und von dieser Zeit an muß man sich unter Sagen lauter Werke denken, die mehr Dichtungen als wahre Geschichte enthalten, und deutsche Begebenheiten norwegischen Helden und Oertern unterschieben. Der Hang zu diesen abentheuerlichen Sagen blieb den Isländern fast volle hundert Jahre (von 1258 — 1350), bis zu der großen Pest.

Ritterschlag, ein Schlag mit dem flachen Schwerte auf den Rükken, welcher sonst bei der Aufnahme jedes Ritters, und bei der Creirung der Reichsritter gebräuchlich war. Diese Reichsritter waren adelige Personen, welche die römischen Kaiser und Könige bei ihrer Krönung zu Ritter schlugen, deßhalb aber kein Reichslehen erhielten, und mit den unmittelbaren Reichsrittern nicht zu verwechseln sind (s. Reichsritterschaft). Auch durch Diplome ernannten die Kaiser Personen zu Reichsrittern, und bei solchen war der Adel keine unerläßliche Bedingung, da hingegen diejenigen, welchen den feierlichen Ritterschlag bekamen, wenigstens vier Ahnen haben mußten.

Ritterspiele, s. Turniere.

Rittersprung, Vorritt, ein nur in der Oberlausitz übliches Privilegium, sich die Befugniß zu erwerben, ein auf dem Falle stehendes Lehen zu veräußern oder auf die Töchter zu vererben. Der Lehnsmann mußte zum Beweise, daß er noch bei vollkommenen Kräften sey, in einer vollen Rüstung ein hengstmäßiges Pferd besteigen und im Schloßhofe zu Bautzen, vor einer deßhalb versammelten Commission, zweimal im Kreise herumreiten. Etliche Tage zuvor ward das Pferd und die Rüstung genau untersucht. Diese sonderbare Freiheit wurde vom Kaiser Ferdinand I. im J. 1544 ertheilt, und noch 1778 benutzte sie ein Graf Hoym, um seine weitläufigen Güter einer einzigen Tochter zu hinterlassen.

Ritterwesen. Zu allen Zeiten haben Gewalt und Bosheit wider Recht und Unschuld sich verschworen. Zu allen Zeiten haben Wohlgesinnte sich verpflichtet empfunden, wohl auch sich ausdrücklich vereinbart, zur Milderung des menschlichen Elends, zur Handhabung des Rechts und zur Rettung der

Unschuld. Aber meistens haben solche Vereinbarungen sich mit dem Schleier der Verborgenheit decken müssen, damit nicht der Bösen trotzige Macht sie niederschlage oder ihr Bestreben vereitle. Auch hat ihre Einwirkung, auf die Sphäre bürgerlicher Unterordnung beschränkt, nur in verborgner Hülfe oder stiller Vermittlung, in Lehre oder Tröstung bestand. Die Größe des Uebels in der mittlern Zeit, die Auflösung der geselligen Bande durch Gesetzlosigkeit und Faustrecht, forderte und erlaubte eine nachdrücklichere Abhülfe. Wo gestattet ist, der eignen Rechte, ja der Anmaßung und Leidenschaft willen, zum Schwert zu greifen, da kann die bewaffnete Vertheidigung fremder Rechte und die offene Beschützung der Unschuld nicht zum Vorwurf dienen. Wo die Gerichtsstühle keine Hülfe geben, da muß sich der Bedrängte an den Schutz der Einzelnen wenden. Freiwilliges Worthalten, wo der Gerichtszwang ermangelt, wird um so heiliger Pflicht. Hierin — also dem Uebel selbst — liegt wohl der erste Keim der Chevalerie (vgl. die gehaltreichen Abhandl. des Hrn. de la Curne de St. Palaye in den Mém. d. Inscript.), als seines natürlichsten und kräftigst wirkenden Gegenmittels. Hierzu kam überdies, daß immer der Mangel an anderer Beschäftigung die kühne, thatendurstige Jugend zu Jagd und Krieg hin trieb, aber der letztere ward doch vorgezogen, weil er gesellschaftlicher und größer war. Bei dem Mangel an kräftiger Landespolizei und Gerechtigkeitspflege blieb auch in streitigen Fällen keine andere Zuflucht als Selbstrache oder Faustrecht übrig. Daher lebte im zehnten und elften Jahrhundert in Frankreich kein Edelmann, dessen Schloß (Burg) nicht eine kleine Festung war, meist auf steiler Felsenhöhe erbaut, und mit Thürmen, Gräben und Zugbrücken verwahrt. Eine Gränzstreitigkeit oder eine Beleidigung führte sogleich einen kleinen Krieg herbei, die Burgen wurden belagert, berennt, die Unterthanen des feindlichen Edelmanns überfallen, ausgeplündert, weggeschleppt, seine Bundesgenossen angegriffen, die Fehde aber so lange fortgeführt, bis die Waffen einen entscheidenden Ausschlag gaben. Die Unsicherheit war so groß, daß der König Philipp der Erste von Frankreich nicht ohne eine starke Bedeckung wagen durfte, von Paris nach Estampes zu reisen, und Ackerbau und Handel wurden durch die ewigen Fehden so gestört, daß viele Menschen Hungers sterben mußten. Ja ein großer Theil des gemeinen Volks, das sich an die Kreuzfahrer anschloß, ergriff diese Gelegenheit, das Land zu verlassen, bloß darum, weil er sich in demselben nicht mehr ernähren konnte. Vergebens hatten die Geistlichen, um dem Unheil des Befehdungswesens in etwas zu steuern, den sogenannten Gottesfrieden hervorgesucht. Man mußte auf stärkere Mittel sinnen. Die christlichen Spanier führten damals ihre unaufhörlichen Kämpfe mit den Saracenen (Arabern, Mauren), die noch den größten Theil des Landes inne hatten, mit besonderer Lebhaftigkeit. Dies gab den Geistlichen im südlichen Frankreich Anlaß, dem jungen Adel ihrer Provinz vorzustellen, wie weit rühmlicher solche Kämpfe gegen auswärtige Feinde, und wieviel heiliger es sey, christlichen Brüdern gegen Ungläubige beizustehen, als das Schwert gegen Landsleute und Nachbarn zu mißbrauchen. Den Reiz dieser Vorstellungen zu erhöhen, nahm man die im Gedächtniß der Provenzalen und Spanier noch nicht ausgestorbenen Sagen von Karls des Großen Zuge gegen die Araber zu Hülfe und verschönerte sie; Volkslieder erhoben die ritterlichen Thaten seiner Begleiter bis ins Uebertriebene, und die Sänger wußten nichts preiswürdigers zu schildern, als die Verdienste eines Roland, Eckhart, und andrer Helden, die in die weite Welt gezogen, ungerechte Räuber und Ehrenschänder zu züchtigen, gefangne Christen zu befreien, Ungläubige zu tödten und beleidigte Frauen und Jungfrauen zu rächen. Die jungen Edelleute hörten dergleichen Erzählungen mit Entzücken an, und brannten vor Begierde, jenen Mustern ähnlich zu werden. So entstand allmählig in Spanien und im südlichen

Frankreich ein großer Orden, dessen Mitglieder sich Ritter nannten, und der sich nach Art der Mönchsverbrüderungen gewisse Gelübde auflegte, als die Waffen gegen die Ungläubigen zu führen, unterdrückte zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu beschützen ꝛc. Wer in diese Gesellschaft aufgenommen seyn wollte, mußte von gutem Adel und unbescholtenem Leumund seyn. In der Folge schätzten sichs selbst Könige und Kaiser zur Ehre, Ritter zu heißen. Kinder wurden schon sehr früh dazu vorbereitet. Umstände und der allgemeine Geist der Zeit gaben ihm die bestimmtere Gestaltung. Die Dankbarkeit der Geretteten, die Achtung, welche dem Kämpfer für Recht und Unschuld selbst die Bösen zollten, das schöne Bewußtseyn, welches die Handlung der Großmuth belohnt, munterten kräftig zu einer Thätigkeit auf, die der herrschenden Neigung zur Waffenführung trefflich zusagte, und den stolzen Ansprüchen der Edlen eine willkommene Stütze gab. Von jeher hatte bei jenen kriegerischen Völkern die Tapferkeit als des Mannes Zierde, zumal als die unerläßliche Adels-Probe gegolten. Jetzt kam die schönere Idee auf: Großmuth gezieme dem Tapfern, zum Schutz des Schwachen sey der Starke verpflichtet. Ideen aber herrschen gewaltiger als Gesetze. Eine schöne Bahn des Ruhms hatte sich aufgethan; mit Eifer und Liebe ward sie betreten. Die Hauptidee ward verstärkt durch den natürlichen Einklang vieler anderer verwandter Ideen, und durch künstliche Verbindung mit Allem, was sonst der Zeitgeist darbot. Wenn als Pflicht galt, dem Unrecht zu steuern, so mußte die eigene Verletzung des Rechts um so schändlicher erscheinen. Der Gerechte haßt die Lüge, als das Werkzeug des Betrugs, und der Starke verachtet sie als Feigheit. Wahrheit, Treue, felsenfeste Treue ist die heiligste Tugend. Ohne sie ist keine Ehre, und Ehre ist des Ritters kostbarstes Gut. Die Würde des Charakters drückt auch dem äußern Benehmen den Stempel des Adels auf, Uebung der Menschenliebe stimmt zur Leutseligkeit, und die Scheu des Unrechts lehrt vorsichtig, schonend, gefällig im Umgang seyn. Allen Pflichten wird durch die Religion eine höhere Weihe gegeben, der Geist der mittlern Zeit forderte solche Weihe für alle wichtigern Verhältnisse, und die christliche Religion, als Lehrerin der Gerechtigkeit und des Erbarmens, harmonirte aufs Schönste mit den Hauptverflichtungen des Ritterthums, läuterte und heiligte sie. Hiedurch wurde Erhebung ins Gemüth des Ritters gebracht; mit dem Feuer der Andacht, mit der Begeisterung himmlischer Gefühle, übte er seine Menschenpflicht. Bald wurde durch äußerliche Einsetzungen diese Flamme genährt, der Ritterschlag fast einem Ordensgelübde verglichen. Durch diese herrliche Sitte oder Einsetzung — sie war lange nur das erste, aber bestimmte Gesetze, Regeln und wohlgeordnete Gebräuche, schufen sie später in ein wahres, politisches oder humanes Institut um — ward allen Schwachen und Hülfsbedürftigen, ob nur durch augenblickliche Noth bedrängt, oder überhaupt durch Alter oder Geschlecht oder Stand zur Selbstvertheidigung unfähig, also den Greisen, Kindern, Frauen, zumal Wittwen und Waisen, den Geistlichen, den Wallfahrern, Kranken, Gefangenen eine stets bereite Hülfe wider Bosheit und Gewalt oder wider natürliche Bedrängniß zu Theil. Unzählige Thränen wurden getrocknet, ungerechte Fesseln zersprengt, geraubte Güter zurückgestellt, Bösewichter gezüchtigt, auch abgeschreckt von böser That, und äußerlich gebessert durch den Arm der Ritter oder durch die Scheu vor ihnen. Freilich kann keine menschliche Einsetzung die Natur des Menschen umwandeln. Das Ritterthum tilgte die Anlagen zur Bosheit, die Selbstsucht, die Leidenschaft nicht. Aber es steckte doch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ehre als hohe Ziele des pflichtmäßigen Bestrebens auf, verstärkte die Kraft moralischer Gebote durch conventionelle Sanktion, huldigte jeder Tugend, brandmarkte das Laster, welches, wo immer es aufkam, doch als Regelwidrigkeit oder als sträfliche Ueber-

tretung auch der statutärischen Pflicht erschien. Aller Auswüchse ungeachtet, die zumal in spätern Zeiten es verunstalteten, bleiben doch jene herrlichen Grundzüge des Ritterthums kennbar, und ob verzerrt durch schwärmerische Uebertreibung, oder mißbraucht durch Bosheit und Heuchelei, sein wahrer Charakter ist immer edel und groß. Selbst die bis zur Abentheuerlichkeit gesteigerte Galanterie der Ritter — ein Hauptzug in ihrem Charakter, nicht minder als Tapferkeit, Edelsinn und Frömmigkeit — hat eine edle Quelle, und noch edlere Wirkung gehabt. Es ist Bedürfniß für den bessern Menschen, den gemeinen Geschlechtstrieb durch Sentimentalität zu veredlen, und die feinere Empfindung mit der Leidenschaft im Bunde artet leicht in Schwärmerei aus. Abgöttisch war die Verehrung der Damen, wie die Chevalerie sie forderte, ja in einzelnen Aeußerungen der Geißel eines Cervantes werth. Doch nicht in der Idee, nur in der Uebertreibung liegt das Tadelnswerthe; und wohlthätig für die sittliche Ordnung war der Nimbus der Heiligkeit, worin für den Ritter die Geliebte seines Herzens strahlte. Er zügelte den Ungestüm seiner sinnlichen Begierde, und verwandelte die heftigste der Leidenschaften in ein zur Tugendübung spornendes Motiv. Den Ritterdienst zu erlernen, ward der Edelknabe an eines fremden Ritters Hof geschickt, wo er als Page oder Bube aufwarten und die ersten Reiterkünste lernen mußte. Wuchs er heran, so hieß er Knappe, und wurde nun Bereiter, Stallknecht und Waffenträger seines Herrn. Er mußte ihn auf seinen Zügen begleiten, ihm das Streitroß nachführen, während der Schlacht hinter ihm warten, u. dgl. Die Aufnahme in den Ritterstand selbst war eine feierliche Ceremonie. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen bei Hoffesten in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Wenn ein vornehmer Jüngling zum Ritter geschlagen werden sollte, so fanden sich dazu gewöhnlich viele andere Knappen ein, die alsdann von jenem sogleich wieder den Ritterschlag empfingen. Denn jeder, der selbst Ritter war, konnte einen edelbürtigen Knappen dazu machen. Der Ritterschlag bestand in einer dreimaligen Berührung mit dem flachen Schwerte, wobei gewisse religiöse Formeln ausgesprochen wurden. Geschah die Handlung in einer Kirche, so wurde ein Hochamt vorher gehalten, und die Geistlichen wurden großmüthig beschenkt. Ein Schmaus oder ein Ball beschloß die Feier des Tages. Oft schrieben auch die Geistlichen einem aufzunehmenden Knappen eine andächtige Vorbereitung durch Fasten, Gebet, Baden, Wachen und Allmosengeben vor. Jene schwärmerische Zeit liebte in allen Dingen diesen Anstrich der Heiligkeit, und prunkte gern mit hohen Schwüren und Gelübden. Aermere Ritter begnügten sich mit wenigern Ceremonien. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage. Die schönste Periode des Ritterthums ist jene der Kreuzzüge. Diese heilige Unternehmungen nährten, erhöhten die fromme Begeisterung der Ritter, und öffneten ihrer Thatkraft ein unermeßliches Feld. Aber sie waren auch der nähere Anlaß zu jener poetischen Uebespannung, die damals die Chevalerie verdarb, und brachten die Sonderung zweier Reiche des Ritterthums hervor, des einen, welches in der Phantasie, in einer Welt der Wunder oder Träume fabelhaft bestund, und des andern, welches, unter Beibehaltung hergebrachter Formen, der That nach allmählig in die Gemeinheit des Alltaglebens zurücksank. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert artete dieser Rittergeist auf eine seltsame Weise aus. Damals kamen aus Spanien und dem Morgenlande Gesänge her, von Rittern, die für die Ehre ihrer Geliebten wunderbare Heldenthaten unternommen, und die Aufträge zu den kühnsten Abentheuern von ihnen nicht bloß freudig angenommen, sondern auch glücklich ausgeführt hatten. Dies gab der sonderbaren Mischung des phantasti-

schen Rittergeistes, aus Tapferkeit und Andacht, noch einen dritten seltsamen Zusatz, die Galanterie. Hatte sonst ein ehrlicher Kriegsmann kurz und gut um eine wackere Hausfrau geworben, so ging der schwärmerische Ritter jetzt bei der Sache poetisch zu Werk. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte erst lange streng gegen ihn seyn, und ihn recht zärtlich schmachten lassen. Sie mußte ihm Abentheuer auflegen, damit er ihre Liebe erst durch Tapferkeit verdienen konnte, und selbst wer von seiner Geliebte noch nicht einmal anerkannt war, sondern nur noch im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Leugnern ihrer Schönheit und Tugend auf Tod und Leben herum. Es gab endlich auch irrende Ritter, die daheim kein Gut hatten, und auf Abentheuer herumzogen, ihr Leben damit zu fristen. Sie forderten und erhielten in jeder Burg oder Herberge, auch wohl in den Klöstern, freies Nachtlager, verschmähten auch wohl hie und da einen Räuberstreich nicht. Ihre Mittagsnahrung war oft ein im Walde geschossenes Kaninchen, das sie bloß auedrückten, abhäuteten, und mit Salz bestreut roh verzehrten. Das hieß du chevreuil de presse, und wird in den alten französischen Ritterromanen die nourriture des héraux genannt. Die Folgen des Ritterthums haben fortgedauert, nachdem es selbst, dem veränderten Geist der Zeiten weichend, im Leben erloschen war. Manche Verfeinerung des geselligen Tones, manche Delikatesse in der Freundschaft und Liebe, die Heilighaltung des Ehrenwortes selbst unter Jenen, die der moralischen Pflichten spotten, und vor allem die Züge der Menschlichkeit und Großmuth, welche mit unter die Zerstörung der Kriegswuth, die Gräuel des Schlachtfeldes mildern — sind wohl meistens Vermächtnisse oder Nachklänge aus der Ritterzeit. Fast allen europäischen Nationen war das Ritterthum eigen: doch vorzugsweis den Völkerschaften germanischen Ursprungs. In Norden und Osten, allwo noch tiefe Barbarei vorherrschte, entfaltete sich seine schönere Blüthe nicht. Auch im dahinsterbenden oströmischen Reich konnte die Lebensfülle der Chevalerie nicht aufkommen; aber in den saracenischen Reichen finden wir Spuren der Nacheiferung. Der Lobsprüche ungeachtet, welche der Herr von Saint-Palaye der Ritterschaft beilegt, nöthigte ihm doch seine Unparteilichkeit das Geständniß ab: Daß die Zeiten, worin sie am meisten blühte, Zeiten der Ausschweifungen, des Raubes und der Barbarei, schreckliche Zeiten waren; und daß man oft alle Laster und Verbrechen bei denjenigen Rittern antraf, die man als Helden hoch pries. Die Menschen, fügt dieser scharfsichtige Gelehrte hinzu, machen gern falsche Schlüsse; zwischen der Spekulation und der Ausübung ist eine weite Kluft. In den am besten eingerichteten Ständen ist die Zahl derer, die den vorgeschriebenen Regeln gemäß leben, immer die kleinste, ausgenommen vielleicht bei ihrem ersten Anfange. Nach dem Maße, wie man sich von ihrem Ursprunge entfernt, führt die Zeit Mißbräuche ein; aber diese Mißbräuche müssen den Menschen, nicht aber der Lebensart, der sie sich gewidmet haben, zugerechnet werden. Die Ritterschaft hatte in dieser Hinsicht das Schicksal aller andern Stiftungen, und außerdem war, um die Sache in ihrem wahren Lichte darzustellen, ihre Einrichtungen von verschiedenen Ungelegenheiten unzertrennlich. Wenn man sie selbst von der Seite des Krieges betrachtet, so mußte nothwendig große Unordnung bei einer ungestümen Miliz herrschen, die von niemand anders, als von ihrem Muthe, Gesetze annahm, und nur auf Mittel zur Vervielfältigung der Gefahren zu sinnen schien; die Prahlerei mit Ruhm, und Verwegenheit mit Tapferkeit verwechselte, und die, in der Trunkenheit ihrer falschen Vorurtheile, niemals sich würde haben überzeugen können, daß es weisere Völker gebe, die, gleich den Lacedämoniern und Römern, einen zu weit getriebenen Muth als Feigheit bestraften; endlich eine Miliz, die, wenn sie einmal zum Weichen gebracht war, sich nicht wieder

sammeln konnte, und folglich unvermögend blieb, ihre Fehler und den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. Sie schienen sich eine ganz ungläubige Religion zur einzigen Regel ihres Betragens gemacht zu haben. Sie kannten bloß äußerliche Religions-Uebungen, die ihnen von Priestern empfohlen wurden, welche meistens eben so unwissend waren, als diejenigen, denen sie zu Gewissensführern dienten. Wie von dem Aberglauben nur ein Schritt war: so bedurfte es bei ihnen auch nur eines Schrittes, um von ihrer Schwärmerei in der Liebe in die zügellosesten Ausschweifungen zu verfallen.

Rituale, Ritual, die Vorschrift der feierlichen Gebräuche bei den öffentlichen Gottesverehrungen; 2) das Buch, welches diese Vorschriften enthält. — Ritualist, ein Schriftsteller, der von Kirchengebräuchen schreibt. — Ritus, überhaupt Gebrauch, Weise, besonders feierlicher, und in der engsten Bedeutung kirchlicher Gebrauch.

Rivarol (Antoine), geb. 1757 zu Bagnols in Languedor, wo sein Vater Gastwirth war. Anfangs Soldat, trat er in der Folge in den geistlichen Stand, nahm den Namen Abbe Parcieux an, und ward Hofmeister. Ein Verwandter der Familie Parcieux nöthigte ihn aber, seinen wahren Namen wieder anzunehmen. 1783 ging er nach Paris; hier gab er einen Dialog in Versen, betitelt der Kohl und die Rübe (le Chou et le Navet) heraus, der gegen die Gärten des Abbe Delille gerichtet war: dieses und einige andere Sachen verhalfen ihm zur Mitredaktion an dem Mercure de France. Seine beißende Satyre zog ihm eine große Anzahl Feinde zu. Beim Ausbruch der Revolution verließ Rivarol sein Vaterland, und zog sich nach Deutschland zurück; er wohnte eine Zeitlang in Hamburg und hierauf in Berlin, wo er vom Monarchen und dem Prinzen Heinrich mit Güte aufgenommen ward. Ungeachtet dessen sehnte er sich nach Frankreich zurück. Doch ehe er dieselbe gestillt, starb er zu Berlin den 4. April 1801. Rivarols Charakter wird durch seine Eitelkeit und Eigenliebe und seine recht oft boshaften Satyren verdunkelt. Die wichtigsten Werke Rivarols sind: 1) Uebersezzung von Dante's Hölle (London 1785), worin der italienische Dichter mehr nachgebildet als getreu wiedergegeben worden ist; 2) ein Brief an Necker über die Wichtigkeit der religiösen Meinungen, und ein zweiter über die Moral, die beide, ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit, viel Wahres und manche interessante Bemerkung enthalten; 3) Almanach der großen Männer, worin er den giftigen Stachel seines Witzes gegen jene Menge von kleinen Poeten richtet, die ihr Leben mit Reimereien zubringen, und einem Namen in der Welt zu haben glauben, wenn sie einen Platz in einem Musenalmanache haben; 4) Parodie von Athaliens Traum; in diesem Werke greift er mehr hämisch als witzig die bekanntesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seiner Nation an; 5) eine Abhandlung von der Allgemeinheit der französischen Sprache, die 1784 von der Berliner Akademie gekrönt wurde; 6) einige Poesien, die viel beißenden Witz und Anmuth haben.

Rizzio (David). Dieser berühmte Vertraute der schottischen Königin Maria Stuart war geboren zu Turin in Piemont, und der Sohn eines armen Tonkünstlers, der ihn in der Musik unterrichtete. Wegen seiner schönen Stimme und seines anmuthigen Gesanges gefiel er dem Grafen von Moretto, der ihn auf seiner Gesandtschaftsreise nach Schottland mit sich nahm. Hier gelang es ihm durch seine Talente, die sich nicht bloß auf das der Musik beschränkten, die Königin für sich einzunehmen. Er ward ihr Sekretär, und machte sich ihr bald so nothwendig, daß sie sich seiner in den wichtigsten Geschäften bediente. Es ging sogar das Gerücht, er würde nächstens Kanzler werden. Heinrich Stuart Darnley, dem Maria ihre Hand gegeben hatte, wollte als Gemahl der Königin sich zum König erklären lassen. Allein diese Fürstin, verleitet durch Rizzio, der dadurch sein herrschendes Ansehn zu ver-

lieren fürchtete, setzte sich auf seinen Rath diesem Anspruch entgegen. Darnley, aufgebracht gegen den Günstling der Königin, beschloß diesen aus der Welt zu schaffen. Er verband sich deßhalb mit mehreren seiner Anhänger, die ihn zu unterstützen versprachen. Einige Tage darauf, da eines Abends Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit Rizzio und einigen ihrer Frauen speisete, brach plötzlich durch eine Seitenthüre Darnley, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, herein: diese ergreifen den unglücklichen Günstling, schleppen ihn in das Vorzimmer, und ermorden ihn daselbst mit 56 Stichen und Hieben, am 8. März 1566. Die erzürnte Königin rächte diese schändliche That an einigen der Meuchelmörder, die öffentlich hingerichtet wurden.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den früheren Regenten dieses Landes als Wiederhersteller der Unabhängigkeit desselben bemerkt zu werden. Er war 1275 geboren, stammte aus dem alten normännischen Geschlechte Bruce, das mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war und sich später in Schottland angesiedelt hatte. Das Volk, das durch Eduard I. von England seine Unabhängigkeit verloren hatte, sah in ihm den rechten Erben seines alten Fürstenstammes. Aber so gewogen man ihm war, man traute ihm doch nicht, so lange er dem König v. England ergeben zu seyn schien, der auch ihm Zuneigung bewies. Das Mißtrauen wurde durch ein Ereigniß gehoben, das ihn plötzlich in eine Lage setzte, die jede Aussöhnung zwischen Eduard und ihm unmöglich machte. Gleich nach der Hinrichtung Wallace's, seines mächtigen Nebenbuhlers um die Gunst des Volkes, scheint der Entwurf, sein Erbrecht zu verfechten, in ihm gereift zu seyn. Er war an Eduards Hofe in England, als er dem König verdächtig wurde, und die Warnung eines Freundes ihn bewog, um d n Anfang des J. 1306 zu fliehen. Der ehemalige Reichsverweser, Graf Cumge, war das Haupt des reichsten und mächtigsten Geschlechtes in Schottland, und ihn für seine Entwürfe zu gewinnen, war für Robert eben so wichtig, als der Widerstand eines solchen Mannes seinen Ansprüchen auf die Krone gefährlich werden konnte. Sie hatten eine Zusammenkunft in der Kirche des Brüderklosters zu Dumfries; es kam zu heftigen Worten, und Robert durchbohrte Cumge mit seinem Dolche. Der Würfel war gefallen, und kein Rückschritt mehr möglich. Robert überfiel mit seinen Freunden das Schloß Dumfries, bemächtigte sich der englischen Richter, die eben zu Gerichte saßen, und ließ alle Freunde seines Hauses und der Landesfreiheit zum Beistande auffordern. In wenigen Tagen stand er an der Spitze eines kleinen Heerhaufens, mit dem er die Engländer aller Orte verjagte. Schon im März 1306, wenige Wochen nach Cumge's Ermordung, wurde Robert in Gegenwart mehrerer Bischöfe und vieler Edlen und Ritter zu Scone feierlich gekrönt. Der König von England, heftig erzürnt, ließ ein ansehnliches Heer unter dem Grafen von Pembroke in Schottland einrücken, und die in ganz Schottland zerstreuten Verwandten und Freunde des Hauses Cumge verbanden sich mit ihm. Roberts wenig geübte Kriegsvölker erlitten eine vollständige Niederlage, und Robert selbst, von seinen entmuthigten Anhängern verlassen, mußte auf die kleine Insel Rachrin an der Nordküste Irlands flüchten. Seine Familie ward mit in sein Verderben gezogen; seine Brüder wurden als Verräther hingerichtet, und seine Gemahlin, seine Tochter und Schwester wurden in Kerker geworfen. Robert war in seiner einsamen Freistätte so sicher, daß sich schon die Nachricht von seinem Tode verbreitet hatte, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen Schaar, die sich wieder zu ihm gesellt hatte, im Herbste 1306 auf seiner Herrschaft Carrik erschien, wovon er den neuen englischen Besitzer vertrieb. Bei der Annäherung eines mächtigen feindlichen Heerhaufens zog er sich ins Gebirge zurück, brach aber im Frühlinge 1307 mit einem Heere, das auf 10.000 angewachsen war, wie-

der hervor. Er schlug zwar die Engländer, die seine Fortschritte in den südwestlichen Landschaften hemmen wollten; doch waren seine Gegner so übermächtig, daß er mit seinen Anhängern oft aufs Aeußerste gebracht, überall von Feinden umringt, hülflos auf öden Mooren und in Wäldern umherirrte. Aber die Zeit kam, wo er endlich den Preis seiner heldenmüthigen Beharrung erringen sollte. Eduard hatte in Nord-England neue Streitkräfte gesammelt und war gerüstet, den Aufstand der Schottländer zu dämpfen, als er an der Gränze des Landes durch den Tod an der Ausführung seines Planes gehindert ward. Unter seinem schwachen Sohne Eduard II. ward der Krieg gegen Schottland ohne Nachdruck geführt. Robert benutzte die Sorglosigkeit seines Gegners und die ausgebrochnen Unruhen in England, um seine Partei zu verstärken. Von seinem tapfern Freunde Douglas unterstützt, bezwang er nach und nach die Anhänger des Hauses Cumge, die besonders im Hochlande mächtig waren, und seine Herrschaft hatte er schon so fest gegründet, daß er 1311 einen Einfall in England machte; und die durch den Streit zwischen Eduard u. seinen empörten Großen entstandene Zerrüttung in diesem Lande ermunterte ihn später zu ähnlichen Kriegszügen, die ihm reiche Beute eintrugen und seine Anhänger vermehrten. Der lange unterdrückte Volksgeist war in Schottland wieder erwacht. Der König hatte die Ordnung in der öffentlichen Verwaltung hergestellt und den Gesetzen Ansehen verschafft, und wenn auch die englische Partei nicht ganz unterdrückt seyn mochte, so war doch der besser gesinnte Theil des Volkes einig, seinen König, den ruhmvollen Erretter seiner Unabhängigkeit, und das Vaterland zu vertheidigen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Schlösser Dunbar und Berwick und die Veste Stirling im Besitz der Engländer. Mit seinem empörten Adel ausgesöhnt, rüstete sich endlich der König von England, die Schottländer wieder zu bezwingen, und gegen Anfang Sommers rückte er mit dem größten Heere, das gegen das Nachbarland gezogen war, und einem unermeßlichen Wagengefolge in so stolzer Siegeshoffnung vor, daß jede Vorsicht, den Sieg zu sichern, vernachlässigt wurde. Schottland, durch lange Kriege erschöpft und schwach bevölkert, konnte dieser drohenden Macht nur 30.000 Mann entgegenstellen; aber Robert baute auf ihren Muth und ihren festen Entschluß, zu siegen oder zu sterben. In der großen Schlacht von Bannockburn ward Schottlands Schicksal entschieden: der herrlichste Sieg ward erfochten und Schottlands Unabhängigkeit dadurch befestigt. Robert hatte dieser Sieg eine so stolze Zuversicht gegeben, daß er 1315 seinen Bruder Eduard Bruce mit seinem Heere nach Irland den Einwohnern zu Hülfe sandte, um sich von Englands Herrschaft zu befreien, welche Unternehmung jedoch ohne entscheidenden Erfolg blieb. Englands innere Zwistigkeiten verhinderten einen kräftigen Versuch, sich wegen des Verlustes der Schlacht von Bannockburn zu rächen, und der Papst, der den König von England zur Theilnahme an einem neuen Kreuzzuge zu bewegen suchte, wollte selbst Friede stiften. Da aber die päpstlichen Gesandten Roberten den königlichen Titel verweigerten, verwarf er mit Unwillen ihre Vermittlung, und unter Verheerungen der Grenzgebirge dauerte der Krieg fort, bis endlich 1319 ein Waffenstillstand geschlossen wurde, den man 4 Jahre nachher auf 13 Jahre verlängerte. Nach Eduards Tode brach er 1327 selbst den Waffenstillstand, fiel in England ein und richtete große Verheerungen an. Im Nov. 1327 ward zu Newcastle der Friede geschlossen, worin der König von England allen Ansprüchen auf die Oberherrschaft über Schottland entsagte, und Robert Bruce als König von Schottland anerkannte. Robert überlebte nicht lange den Frieden, der die Unabhängigkeit seines Reichs bestätigte, und erlag 1329 den Folgen früher erduldeter Beschwerden.

Robert v. Abrissel, s. Fontevrauld.

Robertson (William). Dieser berühmte englische Geschichtschreiber ward geboren zu Berwick 1721, widmete sich anfangs dem Studium der Theologie. In seiner Jugend war sein Eifer für die Wissenschaften ausserordentlich, und er wählte zu seinem Wahlspruch diese Worte, die er in alle seine Hefte schrieb: Vita sine literis est mors. Nachdem er Pfarrer von einer anglikanischen Kirche geworden, verlegte er sich aufs Predigen und seine später durch den Druck bekannt gemachten Reden fanden vielen Beifall; hauptsächlich aber war es in der Geschichte, worin Robertson seine großen Talente entwickelte. Seine Geschichte Karls V. (im Original, London 1769. 3 Bde. 4, deutsch, mit Anmerkungen von Remer 1778 und 1792 — 95. 3 Bde. 8.) ist ein Werk voll kritischen Scharfsinns und tiefer Gedanken. Eine reine Diktion, und die gewissenhafteste Treue charakterisiren seine Geschichte Schottlands unter der Regierung der unglücklichen Maria Stuart und ihres Sohnes Jakobs IV. (im Original, London 1777, 2 Vol. 4. Zusätze 1787, 8. und mehrmals.) Noch hat man von ihm eine Geschichte Amerika's (London 1777, 2 Vol. 4.); und historische Untersuchungen über Indien (London 1790, 4.). Die vollständige Sammlung der Werke Robertsons ist in 8 Bden in 4., oder in 10 Bden in 8. Er starb im Juni 1793 als Doktor der Theologie und Principal der Universität Edinburg, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. Sein Leben und sein Wirken hat Stewart trefflich geschildert, London 1801, 8.

Robespierre (Franz Maximilian Isidor von) wurde im Jahr 1759 zu Arras geboren, wo sein Vater und früher sein Großvater Advokaten gewesen waren. Seine Familie, die einen ehrenvollen Rang in der Gesellschaft einnahm, war irländischen Ursprungs, und wahrscheinlich bei der ersten Revolution Englands gegen die Stuart's nach Frankreich gekommen. Robespierre's Vater hatte, gegen den Willen seiner Verwandten, die Tochter eines reichen Brauers zu Arras geheirathet; ihre Tugenden söhnten sie aber bald mit denselben aus; sie starb in der Blüthe ihres Alters, und hinterließ vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Ihr Mann konnte diesen Verlust nicht lange überleben, und starb bald nachher in München, auf einer zu seiner Zerstreuung unternommenen Reise. Franz Maximilian wurde, als es sein Alter erlaubte, in das Collegium Ludwigs des Großen nach Paris geschickt, und nun seinem Oheim, dem Canonicus Laroche, der daselbst wohnte, empfohlen, der aber zwei Jahre später starb. Maximilian erhielt von seinen Lehrern und Professoren wegen seinen fleißigen Studien fortwährend Lob, und fast immer die ersten Preise in der Klasse. Er wurde später als Parlamentsadvokat angestellt, und kehrte nach Arras zurück, um daselbst zu advociren. Er fand bald Gelegenheit, sich in einer Sache, welche einiges Aufsehen erregte, auszuzeichnen. Ein Hauseigenthümer war verurtheilt worden, den auf seinem Hause angebrachten Blitzableiter wieder abzunehmen, weil seine Nachbarn, welche sich einbildeten, diese Maschine leite den Blitz auf ihre Häuser, deßhalb klagbar geworden waren. Noch ehe das Obertribunal zu Arras (Conseil d'Artois) über die Appellation dieser Sache gesprochen hatte, wollte man den Besitzer des Hauses, Hrn. Vissery, zwingen, dem von der ersten Instanz durch die Schöffen von St. Omer gesprochenen Urtheil Genüge zu leisten; die Nachbarn drohten sogar, sie würden den Blitzableiter wegreißen. Robespierre erhielt nun den Auftrag, die große Erfindung Franklin's zu vertheidigen, was er mit ausgezeichnetem Talente that. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich; das Tribunal fällte den 31. Mai 1783 den Ausspruch: daß es der Partei des Herrn Robespierre erlaubt sey, ihre Blitzableiter auf dem Hause stehen zu lassen: Die königliche Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Metz hatte im Jahr 1784 folgende Preisfragen aufgegeben: Woher es

komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers sich auf alle Mitglieder seiner Familie ausdehne? Ob diese Meinung mehr schädlich als nützlich sey? Und welches in diesem Falle die besten Mittel seyen, dem daraus entspringenden Nachtheile abzuhelfen? — Robespierre war einer der Mitbewerber des Preises, und die Rede, welche er deßhalb hielt, und die 1785 zu Amsterdam gedruckt wurde, war betitelt: „Durch die königliche Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Metz gekrönte Rede, auf folgende Preisfragen ꝛc. von dem Parlamentsadvokaten Robespierre.“ Alle Zeitungen und literarische Journale ergossen sich in Lobeserhebungen über dieses Meisterwerk, wie sie es nannten. Er wurde später Mitglied der Akademie zu Arras, und im Jahre 1789, als er zum Deputirten des dritten Standes bei den Generalstaaten durch die Wahlbezirke von Arras ernannt worden, war er Präsident dieser Akademie. Er bestieg sehr oft den Rednerstuhl in der ersten Nationalversammlung. Unter andern verlangte er, daß man ohne Verzug die Aufhebung der Lettres de cachet dekretire, so wie, daß in keinem Falle irgend ein Schuldiger zu einer, über zwanzig Jahre dauernden Gefangenschaft verurtheilt werden könne. Er begehrte die Einrichtung einer Jury auf jeden Fall. Als das Recht, den Krieg zu erklären, zur Sprache kam, stimmte er dafür, daß der König keinen Krieg ohne die Einwilligung der Nation führen dürfe. Seine Rede wegen der Verhaftung des Herrn Toulouse-Lautrec und über die Unverletzlichkeit der Mitglieder der Versammlung ist bemerkenswerth. In der Sitzung vom 30. Mai hielt er eine glänzende Rede, die Abschaffung der Todesstrafe bezweckend, als eine Strafe, welche bei Weitem nicht die furchtbarste und härteste sey, und welche eher die Verbrechen vermehre, als sie verhindere. Bei der neuen Organisation der Gerichtshöfe wurde er zum öffentlichen Ankläger bei dem Criminalgericht zu Paris erwählt, welche Stelle er sich aber anzunehmen weigerte, und seine förmliche Entlassung eingab. Die freien farbigen Männer von St. Domingo wollten ihn für die ihnen geleisteten Dienste belohnen; er nahm aber schlechterdings nichts an. Da alle Versuche, ihn zu bestechen, vergeblich gewesen waren, so ertheilte man ihm den Beinamen: des „Unbestechlichen;“ und als das Volk nach Beendigung der letzten Sitzung der ersten Nationalversammlung seinen Wagen ziehen wollte, widersetzte er sich diesem Vorhaben aus allen Kräften. Bisher hatte er in den französischen Gährungen nur eine untergeordnete Rolle gespielt, und sich stets an die Revolutionshäupter und die herrschenden Parteien des Tages geschlossen; er war aber schlau genug, die alten Verbindungen zu zerreißen, sobald er merkte, daß die Revolutionspartei, unter deren Fahne er gerade diente, in der Achtung des Volkes sank und ihre Popularität verlor; und niedrig genug, den alten Götzen einem neuen, der den vorigen Moloch zu verschlingen drohte, ohne Scheu aufzuopfern und zum grimmigsten Feinde seiner frühern politischen Freunde sich umzuwandeln. Keiner von allen Revolutionsmännern erkannte so früh als er, welche Stütze der gemeine Pöbel für eine Faktion sey: aus diesem Grunde stellte er überall, wo er öffentlich sprach, diesen auf den Altar, und räucherte ihm ohne Unterlaß. Robespierre war keinesweges ein sehr verführerischer Redner und, dem Anschein nach, gab es sogar keinen, der weniger zu fürchten gewesen wäre. Sein Gesicht drückte den Neid aus, eine konvulsivische Bewegung seiner Hände und Lippen verrieth den Aufruhr, in dem sich seine Seele befand, seine Stimme war abwechselnd schneidend oder eintönig, und brachte bei mehrern Zuhörern oft ein anhaltendes, unwillkührliches Schaudern hervor. Er hatte eine gewisse Art, die Worte: armes Volk und tugendhaftes Volk auszusprechen, welche ihre Wirkung auf seine Zuhörer nie verfehlte. Sein Talent wuchs aber mit seinem Einfluß und seiner Gewalt, sein Vortrag wurde

glänzender, mannichfaltiger, und er stieß fast nie mehr gegen den guten Geschmack an, selbst dann nicht, wenn er alles menschliche Gefühl beleidigte. Wen er durch die Furcht hinreißen konnte, den suchte er nicht mehr durch die Vernunft zu überzeugen. Die Wirkung seiner Ironie und seiner Reden waren furchtbar, sie schien den angedrohten Tod wirklich schon zu geben. Ihm jetzt einen verächtlichen Blick zuwerfen, war so gut, als sein eigenes Todesurtheil sprechen. Wenn Cromwell seine Absichten unter dem verwirrten, mystischen und dunkeln Kauderwelsch seiner Reden verbarg, so wußte Robespierre die seinigen unter Grundsätze zu verstecken, aus denen nichts, als das, was er selbst wollte, hervorleuchtete. Die Geheimnisse aller seiner Gefährten wußte er zu ergründen, ohne daß sie jemals etwas von den seinigen erfuhren. Sehr mäßig, arbeitsam, kein Liebhaber von Pracht, aber ein Freund der Reinlichkeit, lebte er bei einem Tischler, mit dessen Tochter er ein Liebesverständniß unterhielt. Durch seinen Uttrarepublikanismus, den er fortwährend im Jakobiner-Club predigte, und durch seinen wilden Eifer, dem jedes Mittel zum Zwecke gleich war, aus Frankreich einen Freistaat zu schaffen, hatte er sich die Herrschaft über die Jakobiner-Rotten in Paris erworben, und durch sie beherrschte er die Jakobiner-Versammlungen in den Provinzen von ganz Frankreich. Er war ein abgesagter Feind der bisher bestandenen Ordnung der Dinge, weil ihn diese beständig zur Dunkelheit verdammt haben würde. Und doch wollte sein ungemessener Ehrgeiz eine Rolle spielen. Sein Plan gelang ihm über alles Erwarten, als er eines der thätigsten Mitglieder der Munizipalität von Paris geworden, die auf seinen Betrieb gebildet wurde. So war es ihm geglückt, die Monarchie am 10. August zu stürzen; daß eine Republik an deren Stelle treten werde, konnte nicht mehr zweifelhaft seyn, und Robespierre suchte das Haupt derselben zu werden. Wiederholt schlugen ihn mehrere seiner Spießgesellen, vor allen Marat, das Ungeheuer, zum Diktator vor. Und erhielt er gleich den Namen nicht, so ward er es dennoch in der That, da der Nationalkonvent beinahe durchgängig nur aus einem Haufen einfältiger Bösewichter bestand. Um dies zu bewirken, hatte Robespierre den Auswurf des Pöbels zu den Wahlen zugelassen, und zu gleicher Zeit durch den Schrecken, den allgemein die willkührlichen Verhaftungen und der Mord der Gefangenen verbreitet, den rechtlichen Theil der Bürger von den Urversammlungen zu entfernen gewußt. So war denn möglich, daß die rasenden Faktionshäupter, Robespierre, Marat und Danton und ihre Zwillingsbrüder Orleans, Pethion, Manuel und Chabot und Camille-Desmoulins, Panis, Legendre, Collot d'Herbois und andere Ungeheuer in dem Heiligthume der Nation zum Vorsitze kamen. Durch ein Dekret vom 21. Sept. 1792 hoben er und seine Spießgesellen das Königthum in Frankreich auf; bald darauf fiel auch der König Ludwig der Sechszehnte (s. d. Art.) unter ihrem Mordbeile und die Republik war fertig, nur noch nicht nach dem Sinne des Robespierre und der Schreckensmänner, welche den Berg im Konvente einnahmen: Danton, Robespierre und der scheußliche Marat an der Spitze; ihnen gegenüber standen die gemäßigten Girondisten; doch so dreisten, kecken, niedrigen und unverschämten Menschen waren sie in die Länge nicht gewachsen. Diese wollten durch Grundsätze, und jene durch Schrecken regieren; diese wollten eine Demokratie, jene republikanische Anarchie; diese Ordnung und Ruhe, jene eine völlige Zerrüttung von Frankreich. Als wahre Antipoden von der Ehrlichkeit der Girondisten und ihrem feinen Gefühle für Edles, Schickliches und Anständiges, schämten sich die Schreckensmänner keiner Intriguen, keiner so niedrigen und verworfenen Mittel, selbst des Luges und Truges nicht. Die Girondisten waren Robespierre und Danton im Wege; so lange diese standen, gab es für sie keine Alleinherr-

schaft. Es begann daher mit ihnen ein Kampf auf Leben und Tod. Der Convent ward am 9. April 1793 vom Berge gezwungen, ein Comitee des öffentlichen Wohles aus neun seiner Mitglieder, die, versehen mit unumschränkter Vollmacht, und zu geheimen Berathschlagungen bevollmächtigt, die Aufsicht über die Minister führen, deren Geschäfte fördern oder hindern, und in allen Stücken das öffentliche Wohl nach eigenem Ermessen leiten sollten. Ein wahres Decemvirat; eine Diktatur, welche die stolzesten Wünsche der Bergpartei noch übertraf. Danton, Barrere, Cambon, la Croix und andere Trabanten von den gegenwärtigen Rottenhäuptern nahmen Sitz und Stimme in diesem allmächtigen Senate. Er war das Arsenal der Tyrannei, die in wenigen Monaten Frankreich zu einem Sitze der Knechtschaft, und die Franzosen zu verworfenen Sklaven blutgieriger Despoten machte. Endlich wurde am 2. Mai 1793 die alleinige Herrschaft von dem jakobinischen Berge erkämpft und die Girondisten traf der Todesschlag. Der Convent wurde durch die Dantonschen und Robespierreschen Pöbelrotten, die ihm mit Vernichtung drohten, genöthigt, die Häupter der Girondisten in Anklagezustand zu setzen, und die Terroristen förderten sie so schnell als möglich unter die Guillotine. Am 27. Julius trat Robespierre als Mitglied in den Wohlfahrtsausschuß, und von dem Tage an beseelte ihn ein kühnerer Geist größerer Verwegenheit. Im August ward ihm, außer der vollziehenden Gewalt, noch die gesetzgebende anvertraut; seitdem war er zu der höchsten Macht gelangt, von welcher jede andere verschlungen wurde. An der Spitze aller Verhandlungen, die des Kriegsdepartements, was Carnot allein verwaltete, ausgenommen, stand Robespierre als Direktor; Barrere und St. Just waren seine Sekretäre, und die übrigen Mitglieder des Ausschusses sein geheimer Rath, mit dem er überlegte, was und so viel er wollte. Zur ausübenden Gewalt waren in allen Sektionen von Paris und allen größern Communen Revolutionsausschüsse niedergesetzt, denen jede andere Gewalt und Auktorität, jede Administration, jedes Amt, jede Corporation, jede Volksgesellschaft unterworfen war. Sie standen mit dem Wohlfahrtsausschusse zu Paris in der engsten Verbindung, dienten als passive Werkzeuge zur Zerstörung, und hielten Dörfer und Städte durch Schrecken in Gehorsam. So gingen alle Fäden der Verwaltung in die Hände des Decemvirates, welches, Robespierre an der Spitze, im Wohlfahrtsausschusse saß. Sie waren die Leiter und Beweger aller Gewalten, und hießen diese, nach ihrem Gutbefinden, vor- oder rükwärts gehen, oder geboten ihnen Stillstand. Die Grundveste dieser neuen Herrschaft lag im Sanskulottismus, in den Volkssocietäten, in dem jakobinischen Mutterclube zu Paris, und dessen vielen tausend Töchtern durch die ganze Republik. Besonders fand der Wohlfahrtsausschuß seine Stärke in dem Hasse der Armen gegen die Reichen, und deßwegen erhob er seine Stimme gegen Männer von Verdiensten und Reichthümern, und die Volksversammlungen wiederholten durch ganz Frankreich: „die Reichen und Gelehrten wären schlechte Patrioten, lauter Feinde des Volkes und des öffentlichen Wohles.“ Lange hatte Robespierre über Danton, der ihn mit seinen Riesenkräften an Körper und Geist niederdrückte eine untergeordnete Rolle gespielt, sein Ehrgeiz verlangte aber die erste, und Danton mußte fallen. Hingehend am 5. April zum Schaffote stellte Danton seinen Mördern das Prognosticon: „in drei Monaten würde sie gewiß das Volk zerrissen haben.“ Richtig traf es zu. Jetzt stand Robespierre auf der Höhe, die er zu erklimmen strebte; ohne einen Nebenbuhler beherrschte er Frankreich mit allgewaltiger Hand. Alle wohl unterrichteten und genievollen Männer, die das Volk über seinen wahren Vortheil hätten aufklären können, waren entweder gefallen, oder schmachteten im Kerker oder waren doch von öffentlichen Aemtern entfernt, und durch Sanskulottismus

ersetzt, die Robespierre's Kreaturen waren, und ihrem Wohlthäter und Urheber ihres Glückes schmeichelten. Man nannte die franz. Armeen seine Heere, und die Franzosen seine Unterthanen. Die Mitgenossen seiner Tyrannei sahen es nicht ungerne, daß man sie wie seinen geheimen Rath und Barrere und St. Just, wie seine Sekretäre betrachtete. Aus Furcht vor Robespierre war Jedermann sein feiger Sklave. Der Schrecken seines Namens donnerte Alles nieder. Doch in dem Augenblicke, da Robespierre's Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte, neigte sie sich auch zu ihrem Niedersinken. Die gelungene Hinopferung eines so furchtbaren und verwegenen Charakters, als nach Aller Urtheil Danton war, setzte Jeden in Erstaunen und machte ihn für sein eigenes Leben besorgt. — Nun traten Bentabolle, Collot d'Herbois, Vadier und Tallien zusammen, und verschwuren sich, den Tyrannen selbst im Schooße des Convents im Angesichte der zitternden Tribunen hinzumorden, wenn der Convent zu schwach seyn würde, das Ungeheuer zu vertilgen. Robespierre selbst hatte seit geraumer Zeit die seltsamen Widersprüche und immer drohendern Gefahren gefühlt, worin ihn sein unbestechlicher und unerbittlicher Freiheits-Fanatismus verwickelt hatte. Hätte seine Krankheit im März länger gedauert, Danton hätte gesiegt. Höchst wahrscheinlich wollte er, nachdem er der drohendsten Gefahr zuvorgekommen, seine Feinde im Convent und in den Ausschüssen stürzen, dann aber selber thun, was Danton bezielt hatte, und was bei dem allgemeinen Unwillen, bei dem allgemeinen Lebensüberdruß und vorzüglich darum nicht länger mehr aufzuhalten war, weil seine Mordlust Jedermann ohne Unterschied, für das eigene Leben, für den nächst kommenden Tag zittern ließ, weil die Jakobiner ihr altes, viel talentvolleres, viel kühneres Oberhaupt nicht vergessen, noch auch vorussehen konnten, wann denn endlich dieses Tigers Blutdurst gestillt seyn würde? Schon am 20. Juli griffen Billaud Varennes, Vadier und Cambon, im Convent Robespierre an. Sie versagten ihm sogar das Wort. Augenblicklicher Kampf auf Leben und Tod war hierdurch ausgesprochen. Robespierre, die Nacht über im Jakobinerklub, mahnte seine dortigen Getreuen auf und erwartete den Morgen, vertrauend auf den ganz durch seine Geschöpfe besetzten Gemeinderath und auf den Befehlshaber der bewaffneten Macht, Henriot, der durch das Gelübde blinden Gehorsams und unbedingter Hingebung, unlängst in Ronsins Prozeß, das Leben von ihm erfleht hatte. St. Just, der für ihn zu sprechen begann, wurde von Tallien verdrängt, Robespierre selbst, der mehrmals schäumend vor Wuth, mit aufgehobenen Händen das Wort verlangt hatte, mit dem Ausruf: „Herunter mit dem Tyrannen!" jedes Mal von der Rednerbühne gerissen. Er schimpfte, drohte, warf sich verzweifelnd auf die Bänke. Die Gallerien, auf die er einen fragenden Blick warf, zischten. Die Stimme brach ihm: „Siehst du Mörder! Dantons Blut erstickt dich, er ruft dir!" schrie ihm Garnier zu. Die Gensdarmen erschienen an den Schranken, um den Wüthrich mit seinen getreuesten Anhängern nach dem Luxemburg zu bringen. Trotz dieses kühnen Anfangs schwebte der Convent eine kurze Zeit in der fürchterlichsten Gefahr. Der Gemeinderath forderte das Volk auf, Henriot die Nationalgarden, — die Jakobiner, die Sektionen von Paris, das Lager von Sablons, die Arbeiter von Grenelle, und alles herrenlose und arbeitsscheue Gesindel. Henriot ließ die Thore schließen, die Sturmglocken läuten, Insurrektion erklären gegen den Convent! Im Luxemburg wollte man Robespierre nicht als Gefangenen annehmen. Ein ihm ergebener Polizeibeamter nützte den Augenblick, ihn und die Seinen im Triumph aufs Gemeindehaus zu führen! Verwirrung und Wahnsinn tobten losgelassen durch die Straßen von Paris. Auf dem nämlichen Platz, in derselben Gasse, erscholl von der einen Seite der Ruf:

„Es lebe Robespierre, das Volk, der Gemeinderath!" Von der andern: „Es lebe der Convent, nieder mit dem Tyrannen!" Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau rückten an, diese für Robespierre, jene für den Convent. Legendre, mit seiner Pistole und nicht mehr als 10 Gefährten verjagte und verschloß den Jakobinerklub. Leonard Bourdon wurde Herr des Greveplatzes und Gemeindehauses. Der Schrecklichen letzte Hoffnung war dahin. Robespierre drückte sich die Pistole in den Mund, zerschmetterte aber nur die Kinnlade. Lebas traf besser und stürzte todt zu Robespierre's Füßen. Henriot und der jüngere Robespierre sprangen aus dem Fenster, wurden aber gefangen, dieser mit zerschmettertem Bein. Fruchtlos suchte Couthon sich durch Messerstiche zu tödten. Auf einer Bahre trug man Robespierre, ihn dem Convent zu zeigen. „Fort (hieß es) mit dem Aas des Tyrannen! Es soll uns nicht mehr verpesten!" Nun lag er zwei fürchterliche Stunden im Wohlfahrtsausschusse, unverbunden, von Fieber und Schmerzen gerüttelt, kein Wort der Klage, kein Wort der Reue, angedonnert von Mill. Flüchen und Verwünschungen. Auf dem Wege nach dem Blutgerüst hielt der Karren bei seinen Wohnung. Weiber tanzten um ihn mit mänadischer Wuth. Henriot und Robesp. vergossen Ströme Bluts, sein Bruder und Couthon rangen mit dem Tode. Der 28. Juli 1794 war sein Todestag. Robesp. dieser blutige Unmensch, zeichnete sich nichts desto weniger durch mehrere gute Eigenschaften aus. Zwar hatte er Dinge begangen, die eben so unpolitisch als unmoralisch waren, und die öffentliche Meinung in Rücksicht seiner untergraben mußten; es war empörend, daß er allgemein verachtete Verbrecher unterstützte, weil er glaubte, sie würden ein Leben, das sie nur ihm verdankten, ganz seinen Absichten widmen; noch empörender waren die Ströme Bluts, welche seiner Eifersucht und seinem Argwohn flossen, die immer reizbarer und heftiger wurden, je mehr er seinem Ziele sich näherte; höchst unklug war die zu frühe Kriegserklärung gegen Bourdon de l'Oise, wodurch er, ohne hinlänglich gerüstet zu seyn, das Signal zu einem Kampfe auf Leben und Tod gab, dessen Opfer er geworden ist; — hingegen wird man auch viele Meisterzüge der Klugheit, und eine gewisse Consequenz in seinem ganzen Betragen nicht verkennen, womit er häufig Maßregeln nahm, und streng befolgte, die in dem Augenblicke, worin er sie wählte, der herrschenden Stimmung ganz zuwider waren, nachher aber ihre Richtigkeit auf eine erstaunenswürdige Art bewährten. Zu seinen äußern Eigenschaften gehört der Charakter von Eingezogenheit, Nüchternheit, Keuschheit, Unbestechlichkeit, von strenger Bürgertugend und einer wenigstens scheinbaren Religiosität, wodurch er gleich bei Uebernehmung seiner Rolle in moralischer Hinsicht eben so sehr, als im Aeußern durch eine saubere Kleidung, gegen seine Mitwerber zu contrastiren suchte. Mochte der Jakobinerclub zischen und lärmen, als er einst mit Begeisterung ausrief: „Die Vorsehung wacht über Frankreich!" Robespierre wiederholte seinen Ausruf mit noch größerem Pathos; er wußte, daß sein Benehmen selbst in den Herzen der Sansculotten, die von der Tribüne zischen und lärmen halfen, die beabsichtete Wirkung nicht verfehlen konnte; er sah, daß Hebert und Consorten sich durch die offne Fehde, welche sie dem Gottesdienst der Offenbarung geschworen hatten, einen fast allgemeinen Unwillen bereiteten; er rechnete im Voraus auf die Dienste, welche der Contrast in dem Augenblick des Sturzes dieser Elenden leisten sollte, und dieser Augenblick, den er aber auch meisterhaft nutzte, warf wirklich so viel Licht auf den Wiederhersteller der Religionsfreiheit, daß selbst diejenigen, welche seine Heuchelei am tiefsten verachteten, sein weitsehendes Auge bewundern mußten. Indessen war dieser Theil seiner Rolle nicht ganz Heuchelei. Die Herrschsucht hatte sich seiner ganzen Seele zu sehr bemeistert, als daß er nicht gegen die Reize des Goldes und der Wol-

lust hätte unempfindlich seyn sollen, und einer der Hauptzüge in seinem mürrischen, strengen Charakter, sein Hang zur moralischen Despotie, machte, daß er die Tugenden, deren er sich selbst bewußt war, ohne Rücksicht auch von Andern forderte. Den häufigen Lobreden, welche er seiner Verachtung der Reichthümer, seinen Sitten u. s. w. hielt, lag eine Wahrheit zum Grunde, die ihm zu statten kam, um den Uebertreibungen seiner Eigenliebe die Miene der Wahrheit zu geben. Sein Selbstgefühl, das ihn unterstützte, statt ihn Lügen zu strafen, und die Stärke seiner Phantasie machen es erklärlich, daß er in denjenigen seiner Vorträge, die Patriotismus, Moralität, Religion zum Gegenstande hatten, sich selbst zum höchsten Enthusiasmus befeuern, und Enthusiasmus erregen, Thränen vergießen und Thränen erzwingen konnte. Als Redner gehörte Robespierre in die dritte Klasse, wenn man Mirabeau und seine glücklichsten Nebenbuhler in die erste, Vergniaud aber, Isnard und die andern vorzüglichsten Wortführer der Gironde in die zweite rechnet. Züge des Genies, die dem Hörer mit unwiderstehlicher Macht einen kalten Schauer durch die Glieder jagen, fand man bei ihm sehr wenige, wenn man nicht die rasche, imponirende Benutzung der Umstände darunter rechnen will, wodurch er oft, wie ein Franzose sich ausdrückte, seinen Widersachern mit eisernen Fingern den Kopf umdrehte. Seine ersten Reden waren aus den gewöhnlichen, demagogischen Kraftausdrücken und jenem ohnmächtigen Schwulst zusammengesetzt, womit die römischen Knaben in ihren Schulübungen von Freiheit und Seelengröße deklamirten, als Beides aus Rom verschwunden war, und überdies war ihm sein Körper gar nicht günstig. Er suchte sich aber mit der größten Anstrengung immer mehr zu bilden, und wenn er auch, dem herrschenden Geschmacke zu gefallen, die hochtönenden Wörter und Phrasen der neueren französischen Rhetoren niemals ganz vermied, so bemerkte man doch in seinen neuen Rapports, statt jener nervenlosen Aufgedunsenheit, eine treffende Wahl von kühnen, großen und oft wirklich schönen Bildern, sehr viel Präcision und eine psychologische Anordnung, die fest und mit immerwachsender Kraft zum Ziele strebt. Das größte Hinderniß, was ihm als Redner im Wege stand, war seine wilde unbeschreibliche Heftigkeit; sie war der Hauptfeind seiner Politik und der böse Dämon, welcher ihn antrieb, woran er scheiterte, vor der Zeit den Kampf auf Tod und Leben anzukündigen. Ein unerwarteter Widerspruch konnte die zündbaren Fibern seines Gehirnes so in Flammen setzen, daß er, unfähig weiter zu sprechen, am ganzen Leibe zitterte, und mit glühenden Augen Rache schnob, indeß seine Vernunft vergebens arbeitete, das Uebergewicht über die Leidenschaft wieder zu gewinnen, und durch das Gefühl ihres Unvermögens nur noch mehr entnervt wurde. In solchen Augenblikken mußten ihn seine Champions durch den wiederholten Zuruf: Fahre fort, Robespierre! die guten Bürger hören dich! wieder ins Gleis bringen. Wenn er hingegen seines Gegenstandes mächtig und eines glücklichen Erfolges sicher war, so äußerte sich auch in seinen improvisirten Reden jener Zufluß von Gedanken und die Gewandtheit im Ausdruck, wodurch er sich schon als Advokat einen Namen erworben hatte.

Robinson. Unter diesem Titel erschien in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. eine Menge Romane, deren Inhalt die wunderbaren und seltsamen Abenteuer einzelner auf wüsten Inseln einsam lebender Menschen war. Die Veranlassung zu dem Entstehen dieser sogenannten Robinsonaden haben die seltsamen Schicksale eines gewissen Alexander Selkirk gegeben, der in Largo in Schottland um 1650 geboren ward, als Oberbootsmann den berühmten englischen Dampier nach der Südsee begleitete, mit seinem Schiffskapitän in Streit gerieth, und 1705 auf der damals unbewohnten Insel Juan

Fernandez hinter Chile zurückgelassen wurde, wo er mehrere Jahre einsam und kümmerlich zubrachte, bis ihm endlich 1709 sein günstiges Geschick ein Schiff zuführte, das ihn wieder nach England zurückbrachte. Dort erschien nun bald darauf von dem bekannten englischen Schriftsteller Daniel de Foe (s. d. Art.) eine Beschreibung seiner Abenteuer in Druck, worin seine Geschichte sehr ins Romantische gezogen, und er selbst unter dem Namen Robinson Crusoe aufgeführt ward. Diese ganz neue Erscheinung erregte ein großes Aufsehen in der Lesewelt, besonders in Deutschland, wo bald der Nachahmungen so viele entstanden, daß fast die ganze Südsee nicht Raum haben würde, wenn sie alle die einsamen Inseln fassen sollte, mit den die Phantasie der deutschen Schriftsteller sie anzufüllen bemüht war. Anfangs nahm man die Sache einfach und gründlich. Man erfreute die Phantasie durch eine weite Reise über das Meer hin, dann kam der Schiffbruch, die wüste Insel, physische Hülflosigkeit, verbunden mit den Schauern der Einsamkeit, dann Erhebung der geistigen Kraft, und langsamer doch sicherer Sieg derselben über die Natur, dann die barbarischen Wilden, Freitag, der Spanier und endliche Heimreise. Bald aber ward man mit diesem Apparat nicht mehr zufrieden, man schweifte, wie z. B. der Verfasser der Insel Felsenburg, in das Fantastische aus, und verlor so den wahren Gesichtspunkt solcher Erzählungen gänzlich aus den Augen. In spätrer Zeit empfahl Rousseau in seinem Emil mit besonderer Wärme, die Idee des Robinson zu pädagogischen Zwecken zu verarbeiten. Unter den deutschen Schriftstellern, die in die Ausführung dieses Gedankens gingen, möchten besonders Wezel und Campe genannt werden. Beide ließen ihre Umarbeitung des englischen Robinson neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg, erscheinen. Die Campesche Arbeit aber zeichnet sich durch den leichten und unterhaltenden Erzählungston, den Einklang im Gespräche, und durch die für Kinder so lehrreiche Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, Geographie und Schifffahrt vor der Wezelschen aus, die dem Fassungskreise der Kinder weniger angemessen ist. Die Literatur der Robinsonaden, wie sie von England ausgehend, in Deutschland die empfänglichsten Gemüther fand, und fast ein Jahrhundert hindurch sich in der Neigung des Volkes erhalten hat, ist nun von dem Verfasser der grauen Mappe «in der Bibliothek der Robinsone» ausführlich mitgetheilt worden.

Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur de), ein berühmter französischer Feldherr, geb. 1725, nahm im 16. Jahre Kriegsdienste in einem Reiterregimente, wohnte dem östreichischen Successionskriege, den meisten Gefechten unter Broglio in Böhmen, Baiern und am Rhein bei, befand sich als Adjutant des Herzogs von Orleans und des Grafen von Clermont bei den Belagerungen von Antwerpen und Namur, und in der Schlacht von Raucoux, und befehligte in seinem 22. Jahre in der Schlacht von Laufeld als Obrister ein Regiment. 1748 berannte er unter Löwendal die Festung Mastricht und 1756 belagerte er als Brigadier der Infanterie und Ludwigsritter, unter Richelieu, die Festung Mahon auf Minorca, und zwang sie zur Uebergabe. Zu Anfange des 7jährigen Kriegs wurde er von der franz. Armee des Oberrheins, welche nach Sachsen marschirte, abgesendet, um das halberstädtische Gebiet und das feste Schloß Regenstein zu besetzen, und nahm die preußische Garnison gefangen. In der Schlacht bei Crevelt befehligte er eine Brigade, die mit noch 2 andern der ganzen Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig den tapfersten Widerstand entgegensetzte. Die Jahre 1758 und 59 geben Zeugniß von neuen Waffenthaten, die er verrichtete; er befand sich mit in der Schlacht bei Minden, und nö-

thigte zu Ende des Feldzugs den General Luckner zum Rückzug nach Salmünster. 1760 diente er unter Broglio bei dem Uebergange über die Lahn und im Gefechte bei Corbach, und vernichtete im August eine Division von 8000 Mann, die der General Fersen kommandirte. Die franz. Regierung sandte ihn darauf 1780 mit mehreren franz. Truppen nach Amerika, und dort führte er durch seine weise Anordnungen die wichtige Capitulation von York Town herbei, nach welcher die englische Armee die Waffen streckte. Von diesem Tage datirt sich die Unabhängigkeit des nordamerikanischen Freistaats. Der Congreß verehrte ihm von der Beute 2 Kanonen mit einer passenden Inschrift. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ernannte ihn der König zum Ritter seiner Orden und zum Oberbefehlshaber der Picardie. 1789 ging Rochambeau nach dem Elsaß, wo er die Ruhe allgemein wieder herstellte, und die Städte vor Plünderung bewahrte. Im Jahre 1790 stellte er als Befehlshaber der Nordarmee die Befestigungen auf der Gränze wieder her, und schreckte durch 3 befestigte Lager zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan die Feinde von jedem Angriffe zurück. Ludwig d. Sechzehnte ernannte ihn deshalb zum französischen Marschall. Unzufrieden jedoch mit dem Gange der Revolution, nahm er 1792 seine Entlassung, zog sich auf seine Güter zurück und starb daselbst 1804.

Roche (Sophie la), geborne von Gutermann, war den 6. Dec. 1731 zu Kaufbu ren geb. Ihr Vater, ein gelehrter Arzt, erzog sie selbst mit möglichster Sorgfalt: schon als 5jähriges Mädchen las sie häufig in der Bibel. Später folgte sie ihrem Vater nach Augsburg, wohin er als Stadtphysikus und Decan der Fakultät versetzt worden war. Hier ward ihr die Aussicht zu einer höhern Bi dung eröffnet, vorzüglich trug der Dr. Bianconi, Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg, zu ihrer Ausbildung bei; er las mit ihr die Classiker seiner Nation und machte sie mit den Kunstwerken Roms und Griechenlands bekannt. Er warb um die Hand des 17jährigen Mädchen; doch kam die von beiden Seiten gewünschte Verbindung nicht zu Stande, indem Bianconi darauf bestand, daß die Kinder katholisch werden sollten, der Vater aber die Töchter lutherisch haben wollte. Man trennte sich; Sophie empfand diesen Verlust schmerzhaft, u. glaubte nur in der Stille des Klosters ihre Seelenruhe weiter finden zu können: der Vater widersetzte sich aber dem Entschlusse. Sie lebte zurückgezogen und einsam, nur der Lektüre und den Wissenschaften ihre Tage weihend. Nachher zog sie mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder nach Biberach zu ihrem Großvater Gutermann, der dort Senator und Hospitalmeister ward; nach dessen Tode sie auch einige Zeit die Haushaltung fortsetzte, und dann in das Haus des Predigers zu St. Maria Magdalena, Wieland, zog: beide Familien waren sich verwandt, denn Wielands Gattin und Sophiens Vater waren Geschwisterkinder. Hier lernte sie den jungen Wieland kennen, mit welcher Bekanntschaft für sie eine neue Epoche der Bildung anbob. Der junge Wieland machte sie mit den damaligen besten Werken Deutschlands vertraut. Kein Wunder, daß durch den täglichen Umgang sich endlich zwischen diesen beiden gleichgestimmten Seelen ein Freundschaftsbündniß schloß, welches, auf gegenseitiger Verehrung, Hochachtung und Liebe ruhend, immer inniger werden mußte. Eine Vereinigung sollte sie beide beglücken. Welche Schwierigkeiten sich ihrem beiderseitigen Glücke entgegen warfen, finden sich im Art. Wieland angegeben. Während Wieland seine verunglückten Hoffnungen in literärischer Thätigkeit außer seiner Vaterstadt zu vergessen strebte, gab Sophie dem Herrn von la Roche aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung ihre Hand. La Roche bekleidete die Stelle eines mainzischen Hofraths und führte die Oberdirektion über alle Besitzungen der gräfl ch stadionschen Familie. Er zeigte zwar einen edlen und freidenkenden Charakter, war aber zugleich so sehr Geschäftsmann, daß nur Geschäftsange-

legenheiten in seinen Augen Werth hatten, und er kein sonderliches Gefühl für die feineren Reize des Lebens zu haben schien; dennoch entspann sich zwischen ihm und seiner Gattin kein Mißverhältniß; sondern jedes ging nur seinen eigenen Weg. Sophie setzte ununterbrochen ihre Studien fort. Nach dem Tode des Grafen Stadion wurde la Roche als Staatsrath nach Koblenz berufen. Zu Mainz war sie durch die Connexionen ihres Mannes in den Kreis des deutschen Adels gebracht worden; in Koblenz dagegen lernte sie innerhalb ihres 10jährigen Aufenthalts auch den Hof und den Fürstenstand kennen. Ihre glückliche Lage wurde plötzlich durch den Sturz ihres Mannes getrübt; aus welchen Gründen er seine Entlassung erhielt, weiß man nicht bestimmt; bekannt ist es aber, daß zu seinem Falle die von ihm herausgegebenen Briefe über das Mönchswesen beigetragen haben. Von jetzt an lebten sie zurückgezogen von der größern Bühne zu Speier, dann zu Offenbach. 1789 starb ihr Gatte; einen tieferen Schatten warf aber der Tod ihres Sohnes, Franz, über ihr Leben, das fortan durch das Glück ihres zweiten Sohnes, Carl, nur auf Augenblicke erheitert wurde. Sie starb am 18. Febr. 1807. Sophie la Roche vereinigte die seltensten geistigen und körperlichen Eigenschaften in sich; sie war die zärtlichste Mutter, die gefühlvollste Gattin, und eine warme Menschenfreundin. Im Umgange mit Höhern war sie stets bescheiden, doch nie kriechend, und mit Niedern gütig und leutselig. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend: Unglück und der Verlust des größern Theils ihres Vermögens ertrug sie mit Gleichmuth und stiller Ergebung. Sie hat viel geschrieben, und einer Frau von ihrem Geiste, Kenntnissen und Erfahrungen des Lebens konnte es an einem Stoffe nicht fehlen. Naturgeschichte, Naturlehre, Geschichte der Künste, der Völker und Staaten, schöne Künste, Moral und Pädagogik, auf die sie zur Erziehung ihrer eigenen Kinder sich so sorgfältig legte, waren ihre Lieblingsstudien. Am meisten hat sie im Fache der Romanen und Familiengeschichten in Briefform geleistet. Ihre Charaktere sind gewöhnlich gut und wahr, aus dem Leben genommen und mit vieler Kenntniß des Herzens gezeichnet: auch mangelt es ihr nicht an einer gewissen Kraft und Fülle der Phantasie, der man gerne in ihre Ideenwelt folgt. Ihr Styl zeichnet sich durch Einfachheit, Adel und Lebhaftigkeit aus; ihre Denk- und Empfindungsweise zeigt viel Individualität. Ihre erste Arbeit war: die Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entstand, indem sie sich durch diese schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu trösten suchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigsten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie sich nachher bei Schilderung von wackern Geistlichen oft zum Muster nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede (Leipz. 1771 3 Thle. 8.). Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichsten folgende sind: Rosaliens Briefe, mein Schreibetisch, Pomona, Rosalie und Cleeberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geschichte der Miß Loni, Erscheinung am See Oneida, moralische Erzählungen (Speier 1795, 2 Thle.), neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhunderten und die Badebekanntschaft, das schöne Bild der Resignation, Liebeshütten, Herbsttage, mehrere Reisebeschreibungen u. a. Das letzte, was sie herausgab, führt den Titel: Melusinens Sommerabende (1806). Richtig ahnend schloß sie mit dieser Schrift ihre Schreibepult und überlebte sich als Schriftstellerin nicht. Merkwürdig ist Wielands Vorrede zu diesem Werke.

Roche-Jacquelin (Henri de la), geb. 1772, war einer der ausgezeichnetsten Häupter der Royalisten der Vendee. Er erfocht mehrere bedeutende Siege über die Republikaner in dem Vendeekriege, und ward endlich 1794 von einem republikanischen Soldaten im Zweigefechte getödtet. Die Vendeer, die ihn den Helden der Vendee nannten, feierten seinen Namen

in ihren kriegerischen Gesängen. Seine Gemahlin, geborne Donnissan, die ihn auf seinen Kriegszügen beständig begleitete, hat sich ebenfalls durch Heldensinn, Treue und Begeistrung für die einmal ergriffene Sache ausgezeichnet, und über den Vendeekrieg und ihre eigenen sowie ihres Gemahls Schicksale Denkwürdigkeiten herausgegeben, die für die Geschichte dieser Zeit höchst merkwürdig und überhaupt sehr anziehend sind. Der Baron La Motte Fouque hat dieselben in Auszügen übersetzt.

Rochechouart (Francoise Athenais de), eine der Geliebten Ludwigs XIV., war anfangs bekannt unter dem Namen der Mademoiselle de Tonnay-Charente. Mehr noch als ihre Schönheit machte sie ihre gefällige, angenehme und natürliche Gemüthsart berühmt. Sie verheirathete sich an den Marquis von Montespan, der ihr ansehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt wurde. Die Herzogin de la Valliere, Mätresse Ludwigs XIV., ließ sie in ihre Gesellschaft, und der König betrachtete sie anfangs nur als eine liebenswürdige Unbesonnene. Sie suchte unaufhörlich den König zu reizen, der aber zu der Mad. de la Valliere spöttisch sagte: Sie wollte gerne, daß ich sie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuschte sich, und bald ward er von ihren Reizen eingenommen. Die Marquisin von Montespan herrschte gebieterisch. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantasien veranlaßten diesen Fürsten zu großem und unnützem Aufwande. Sie herrschte lange Zeit über das Herz des Monarchen; aber ihre gebieterischen und eigensinnigen Launen entfernten ihn allmählig von ihr. Sie hatte, sagt Mad. Genlis, Falschheit in ihrem Charakter, und Natürlichkeit in ihrem Verstande. Ohne Empfindsamkeit, aber der Begeistrung unterworfen, liebte sie mit Leidenschaft, oder gar nicht; alles Glänzende schien ihr groß; sie nahm Ehrenbezeugungen für Ruhm, trug sich mit tiefen Entwürfen herum, aber die Beweggründe zu ihnen waren meist kindisch. Zugleich unersättlich und leichtsinnig in ihren Wünschen, wollte sie herrschen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, sondern bloß, um sich sehen zu lassen. — Madame de Montespan hatte die Valliere verdrängt, sie wurde verdrängt zuerst von der Herzogin de Fontanges und dann von der Marquisin von Maintenon. Ludwig XIV. befahl ihr gegen 1680, den Hof zu verlassen; und sie starb 1707, 66 Jahr alt, zu Bourbon, wohin sie gegangen war, um die Bäder zu nehmen. Obgleich sie von Natur viel Stolz hatte, war ihr Charakter doch eben so schlau, als ihr Verstand feingebildet. Als sie Ludwig in ihre Netze zu ziehen versuchte, nahm sie in Gegenwart der Königin, um von dieser allen Verdacht zu entfernen und ihr eine hohe Meinung von ihrer Frömmigkeit beizubringen, alle acht Tage das Abendmahl und besuchte die Hospitäler. Das Vertrauen, das sie in dieser Zeit genoß, war so groß, daß sie bei der Beförderung der Marschälle von Frankreich um 1679, in die Taschen des Königs griff, um die Liste zu nehmen, und als sie den Namen des Herzog von Viconne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach, und den König nicht eher in Ruhe ließ, als bis er ihm die Marschallsstelle verlieh. In den letzten Jahren ihres Lebens ertrug sie standhaft den Verlust ihrer Gunst. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und selbst der Demuth ein. Als ihre Dienstboten ihr den früheren Respekt nicht mehr erzeigten, sah sie dies mit einer gewissen Freude, und empfing mit Vergnügen diese kleinen Demüthigungen als eine Abbüßung ihrer vergangnen Größe. Auf das Verlangen des Pater de la Tour, ihres Beichtvaters, wandte sie sich wieder an ihren Gemahl; allein dieser mochte nichts mehr von ihr wissen. Nach und nach widmete sie sich ganz den Armen, und arbeitete für sie an groben Stücken, und ließ auch ihre Dienerschaft für sie arbeiten. Sie vermehrte ihr Fasten und Gebete, und ihre Büßungen wurden anhaltend. Ihre Hemde und Betttücher waren von groben ungebleichter Leinwand; sie trug stets Armbänder, Kaie-

bänder und ein Gürtel mit eisernen Stacheln. Die Schrecken des Todes quälten sie so, daß mehrere Frauen des Nachts bei ihr wachen mußten. Mitten unter ihren Büßungen und Beängstigungen behielt sie immer noch das Aeußere einer Königin, dessen sie sich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Reize, die ihr eigen waren, erhöht durch eine feine Höflichkeit und durch treffenden Witz, milderten das, was ihre Hochmuth-Hartes haben konnte. Ihre Schönheit und ihre Gesundheit erhielt sie bis zu ihren letzten Tagen; indeß war sie immer mit hysterischen Grillen geplagt. Mad. de Montespan war die letzte Mätresse Ludwigs XIV.

Rochefoucauld (François, Herzog de la), Fürst von Marsillac, einer der geistreichsten Personen seiner Zeit, war im Jahre 1603 geboren. Seine Jugend brachte Rochefoucauld in Kriegsdiensten zu, und fand besonders während der Unruhen der Fronde, woran er auf Anstiften seiner Freundin, der Herzogin von Longueville, Theil nahm, Gelegenheit, Beweise von Tapferkeit zu geben. In der Schlacht von Saint-Antoine (einer Vorstadt von Paris) erhielt er einen Musketenschuß, der ihn auf einige Zeit seines Gesichts beraubte. Nach Beilegung dieser Unruhen lebte er ganz der Freundschaft und den Musen. Sein Haus in Paris war der Sammelplatz aller schönen Geister seiner Zeit. Er starb 1680. Man hat von ihm 1) Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche, à Amsterdam (Trévaux) 1713, 2 Vol. in 12., ein mit der Energie des Tacitus entworfenes Gemälde gedachter bürgerlichen Unruhen. 2) Pensées, maximes et réflexions, eine seit ihrer ersten Erscheinung sehr oft gedruckte Schrift voll feiner und treffender Bemerkungen, die eine innige Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen verrathen. Unsere Sprache besitzt dies Werk in einer guten Uebersetzung: de la Rochefoucauld's Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde, französisch und deutsch von Friedrich Schulz, Breslau 1798. 8. Rochefoucauld's Werke sind 1798 zu Paris unter dem Titel erschienen: Maximes et oeuvres complettes de François Duc de la Rochefoucauld, 2 Bände in 8. bei Didot. Eine dreifache Prachtausgabe seiner Maximen hat Bodoni 1812 zu Paris veranstaltet in Fol. u. 4.

Rochelle, La, eine schöne, stark befestigte, in der Geschichte Frankreichs berühmte Stadt im Depart. Unter-Charente am Meere, mit 18.000 Einw., worunter höchstens 2000 Reformirte; 1 Kathedrale, 5 kathol. und 1 reformirten Kirche, Hospital, Waisen- und 2 Krankenhäusern; auch sind das Rathhaus, der Schloßplatz, die Münze, das Zeughaus, die Börse ꝛc. sehenswerth. Die Stadt hat ein unter den Erzbischof von Bordeaux gehöriges Bisthum, den Stab der 12. Militärdivision, eine Handelskammer, Handelsgericht, Schifffahrtsschule, eine 1734 gestiftete Akademie der schönen Wissenschaften, eine medizinische, anatomische und botanische Schule, Naturalienkabinet; mehrere Zucker-, Faience- und Glasfabriken, Thransiedereien, Salzwerke, einen durch zwei Forts vertheidigten, sichern, aber am Eingange engen, nicht tiefen und nur bei der Fluth zugänglichen Hafen. In der fruchtbaren Gegend wachsen gute rothe und weiße Weine; aus letzteren werden hier und in der Nachbarschaft von 10 und mehr Stunden treffliche Franzbranntweine bereitet, die daher im Auslande Cognac heißen, und mit denen hier ein starker Handel getrieben wird. Die Stadt war sonst die Hauptstadt der Provinz Aunis, und seit Einführung der reformirten Religion 1557 mit Festungswerken umgeben. Sie war einer der Hauptsitze der Reformation in Frankreich und die letzte Stadt, welche die Protestanten, denen man zu ihrer Sicherheit mehrere feste Plätze eingeräumt hatte, besaßen. 1628 ging sie, nach einer 13 monatlichen verzweifelten Gegenwehr, an Ludwig XIII., oder vielmehr an den Cardinal Richelieu (s. d. Art.) über, welcher zur Sperrung des Hafens, um die englische Hülfe abzuhalten, einen

Damm ins Meer hatte aufführen lassen, wovon man die Trümmer noch bei der Ebbe wahrnimmt. Ludwig XIV. hat nachher die Stadt wieder herstellen und befestigen, den Hafen räumen und eine Citadelle anlegen lassen. Als die Stadt 1572 von dem Herzog von Anjou, Bruder Königs Carl IX., vergebens belagert wurde, hatte sie 72.000 und bei der zweiten Belagerung 1627 nur 28.000 Einw. Rochelle ist der Geburtsort des Naturforschers Reaumur († 1757) und des Astronomen Bernier († 1803).

Rochester (Joh. Wilmot, Graf von), einer der witzigsten englischen Satyriker, geb. 1648 in der Grafschaft Oxford. Ein geschickter Hofmeister bildete seine Talente mit so glücklichem Erfolge aus, daß er in einem Alter von 12 Jahre die Wiedereinsetzung Carls II. in Versen feierte. Er durchreiste Frankreich und Italien, nahm in der Folge Kriegsdienste, und diente seinem Vaterland mit Auszeichnung. Endlich überließ er sich gänzlich seiner Neigung zu den Vergnügungen und zu den Wissenschaften. Allein die Lebensweise, die er nun führte, zerrüttete seine Gesundheit und verursachte seinem Tod in der Blüthe seines Alters (1690). Unter seinen Werken sind seine Satyren, die zu London 1714 in 12. herausgekommen sind, die ausgezeichnetsten. Seine Poesien sind größtentheils obscön; allein sie verdienen durch die erhabenen Züge, die kühnen Gedanken und die lebhaften Bilder, welche sie enthalten, gelesen zu werden.

Rochow (Friedr. Eberhard von), Erbherr auf Rekahn, Krahne, Gettin u. a. m. in der Mark Brandenburg und Domherr zu Halberstadt, geb. den 11. Oktober 1734 zu Berlin, wo sein Vater churmärkischer Kammerpräsident war, der 1764 als königl. preuß. wirklicher geh. Staats- und Kriegsminister und Chefpräsident aller Kriegs- und Domänenkammern in den preuß. westphäl. Provinzen starb. Er studirte auf der Ritterakademie zu Brandenburg, trat im 17. Jahre in preuß. Militärdienste, stand bei der Garde und focht mit in den Schlachten von Lowositz und Prag. Nachdem er an beiden Armen ehrenvolle Wunden erhalten, gab er den Kriegsdienst auf, und übernahm die Verwaltung der Rekahnschen Güter 1760. 1762 erhielt er die halberstädtische Majorpräbende nebst Prälatur; 1777 ernannte ihn König Friedrich d. Zweite zum Direktor der mittelmarkischen adlichen Kreditkassen, welches Amt er aber 1779 niederlegte, und sich von jetzt an den Beschäftigungen des Landlebens und der Beförderung des leiblichen und geistlichen Wohles seiner Unterthanen eifrigst widmete. Zur Verbesserung der Schulen trug insbesondere sein Kinderfreund bei, der in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde, und segensreich wirkte. Auch schrieb er: Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, Berl. 1772. 8.; Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen. Braunschweig 1775. 8.; Handbuch in katechetischer Form. Halle 1783; 1789. 8.; Katechismus der gesunden Vernunft. Berlin 1786; 3. Aufl. 1806. 8.; Versuch über Armenanstalten. ebend. 1789. 8. Summarium oder Menschenkatechismus. ebend. 1776. 8. Literarische Correspondenz. 1. Band. Berlin 1799. 8. u. a. m. Um die treffliche Einrichtung seiner Schulen in Rekahn kennen zu lernen, reisten mehrere junge Leute dahin, und allenthalben wurde seine Methode eingeführt. Er starb an einer Brustwassersucht 1805. Zu den frühesten und thätigsten, wenn gleich nicht über alle Grundsätze einverstandenen Beförderern der philanthropischen Unternehmungen gehört Rochow. Sein reger Eifer für Menschenveredlung setzte sich aber ein bestimmtes Ziel, und sein Bemühen für die Bildung des Landvolks gab das Signal zu einer fast durch ganz Deutschland verbreiteten Revision und Reformation der Volksschulen. Die von ihm selbst gelieferte Geschichte seiner Schulen giebt nähere Auskunft hierüber. Daß man auch in den Volksschulen auf die Wichtigkeit der Verstandesbildung aufmerksamer als vor dem

geworben ist, gehört ebenfalls zu den schönsten Verdiensten, die dieser verehrungswürdige Mann durch seine Schriften und durch seine Rekahnische Musterschule sich erworben hat. Nicht Alles darin war gleichwohl musterhaft; man übertrieb die Sache, wie das bei neuen Ideen, die warm aufgegriffen werden, zu geschehen pflegt. Aber die Geringschätzung, womit neuerdings von diesen Verstandesübungen geredet ist, an deren Stelle nun eine ganz andere Elementarmethode treten soll, verdient ihre rechte Anwendung nicht, wie Jeder einsehen wird, der ihren Nutzen aus Erfahrung kennt. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß in den meisten Schulen die gewöhnlichen Lehrer zu wenig eigne Geistesbildung haben, als daß sie durch dergleichen Uebungen, wenn ihnen nicht fast Alles vorgeschrieben ist, etwas Erträgliches leisten könnten. Solche Vorschriften selbst aber werden nur allzuleicht bloßer Mechanismus, und der Hauptzweck, das freie Spiel der Seelenkräfte zu leiten, bleibt unerreicht. Aber auch dies ist nicht leicht, und deßwegen hatte die planlose Anwendung dieser Uebungen die Vorwürfe verdient, daß sie wegen des regellosen Umherschweifens in den heterogensten Gegenständen auf Kosten positiver Kenntnisse und der nothwendigen Gedächtnißübungen, ohne wahren Gewinn für die Schüler bleiben.

Rodney (George Bydges), ein berühmter englischer Seeheld, geb. 1718. Man hat keine Nachricht über ihn, bis zum Jahre 1751; in diesem Zeitpunkt hatte er den Rang eines Kommodoren erlangt. 1759 ward er zum Admiral ernannt und beauftragt, Havre de Grace zu bombardiren. 1761 ward er nach Martinique gesandt, und 1762, da er Martinique eingenommen, erhielt er den Bathorden. Die Vernachlässigung seiner häuslichen Angelegenheiten stürzten ihn in Schulden, und er war genöthigt, sich den Verfolgungen sein Gläubiger durch eine Flucht nach Frankreich zu entziehen. Nur durch die Großmuth des Marschalls Biron gelang es ihm, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Dieser nahm ihn oft an seinen Tisch auf. Eines Tages behauptete Rodney mit einer unbescheidenen Hitze, daß, wenn er eine englische Flotte befehligte, er die Seemacht der Franzosen und die der Spanier schlagen würde. «Warum denn, entgegnete der Marschall, bleibt ihr in Paris mit dieser Gewißheit?» Zu meinem Unglück, antwortete Rodney, werde ich durch meine Schulden zurückgehalten. «Die Franzosen haben niemals ein Feind gefürchtet, sagte hierauf der Marschall, Morgen werden eure Schulden bezahlt seyn.» Rodney kam nach England zurück, und wurde als Befehlshaber der westind. Flotte angestellt. 1780 bemächtigte er sich 19 Transportschiffe, die sich von Cadix nach Bilbao begaben, eines Schiffes von 64 Kanonen, und fünf Fregatten, die ihnen zur Bedeckung dienten. Denselben Monat griff er mit vielem Erfolge die spanische Flotte unter Jean de Langara an, die aus 11 Linienschiffen bestand: eines derselben entkam während des Treffens, fünf wurde genommen und die übrigen zerstreut. Im April desselben Jahres suchte er die französische Flotte unter dem Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique auf, lieferte ihr drei blutige Treffen, die zwar seinen Ruhm erhöhten, aber nichts entschieden. Im J. 1781 griff er die Inseln St. Eustach, Martin und Saba an, bei deren Eroberung 159 Kauffahrteischiffe, ein Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Sein glänzendster Sieg war aber der siebente, den er im J. 1782 am 12. April über die franz. Flotte unter dem Grafen von Grasse erfocht. Die Franzosen verloren 8 Linienschiffe erster Größe, unter denen sich selbst das Admiralschiff, la ville de Paris, befand. Zur Belohnung für diesen wichtigen Sieg wurde Rodney zum Pair von Großbritannien unter dem Titel Rodney von Rodney-Stocke ernannt. Zugleich erhielt er vom Parlamente einen Pension von 2000 Pf. Sterl. Von dieser Zeit an lebte Rodney in Ruhe und starb 1792 gerade, als der Krieg zwischen England und Frankreich auf's Neue ausbrach.

Roggen, Korn, Secale Cereale, ist die gemeinste Getreideart, aus der in Deutschland Brot gebacken wird. Man theilt sie in Winter-, Sommer- und Stauden-Rogen. Im Allgemeinen kommt der Roggen fast in jedem Klima und in jedem Boden fort. Der Winter-Roggen, Secale Cereale hibernum, wird vor dem Winter in ein Brachland oder auch in ein gut bearbeitetes Land gesäet, in welchem eine Sömmerungsfrucht stand. Man säet ihn im September oder im Oktober, bald nach der Waizensaat, und immer ist es besser, wenn man ihn nicht zu dichte säet, weil er sich leicht überwächst, welches besonders in stark gedüngten Aeckern der Fall ist. Eben so darf ein sandiger Acker, auf den man Korn säet, nicht zu sehr gedüngt seyn, weil er leicht ausbrennt. Man nimmt zum Säen neues Korn, weil dies bald aufgeht, und ist man in der Verlegenheit, alten Samen nehmen zu müssen, so muß man wenigstens 8 Tage eher zu säen trachten. Wird der Same untergeackert, so braucht man zum Anbau auf das Feld nur so viel als vom Waizen; wird er aber blos untergeregt, so nehme man ein Drittheil Korn mehr; säet man nehmlich auf das Feld zwei Metzen Waizen, so muß auf diese Art drei Metzen Korn gesäet werden. Wenn das Korn schon im Herbste zu geschwinde wächst, so kann man es nach Frösten von Schafen behüten lassen; mit dem Schröpfen desselben muß man aber behutsam seyn, weil die Aehren nicht so tief im Halme stecken, als bei dem Waizen. Das Sommerkorn, Secale Cereale vernum, ist eine Abart, man baut es dorthin, wo man im Herbste mit der Bestellung nicht fertig werden konnte. Das Stroh desselben ist nicht so hart, wie jenes vom Winterroggen; es ist dem Vieh daher als Futterstroh und auch als Heckerling viel angenehmer, jenes taugt aber um so besser zum Dachdecken. Das Staudekorn endlich ist ein Winterkorn, welches viele Halme mit langen Aehren treibt. Man säet es auch schon um Johannis; daher heißt es auch Johanniskorn, und so wird es im Herbste grün zum Viehfutter verbraucht; im Frühling treibt es dann von neuem. Zu den Abarten dieses Korns rechnet man auch das walachische Korn, von dem man einen Drittheil weniger zum Anbau braucht, und das slowakische Korn, die Ikritza, welche man mit und zwischen die Gerste säet; wird diese reif, so wird sie sammt dem Korn abgemähet, dieses wächst dann noch einmal, so daß es noch gemäht oder abgeweidet werden kann, und erst im folgenden Jahre trägt es Frucht. Feinde des Korns sind besonders der weiße und der schwarze Kornwurm.

Rohan (Henri, Duc de), Pair von Frankreich, Prinz von Laon, geb. 1579 auf dem Schlosse Blein in Bretagne, wohnte unter den Augen Heinrichs d. Vierten, dessen Erbe er bis zu der Geburt des Dauphins, des nachherigen Ludwig des Dreizehnten, war, in einem Alter von 16 Jahren der Belagerung von Amiens bei, ward nach Heinrichs Tode Oberhaupt der Calvinisten in Frankreich, und führte gegen Ludwig d. Dreizehnten drei Kriege. Der erste, der sich zum Vortheil der Protestanten endigte, entstand, als der König in Bearn die katholische Lehre einführen wollte; der zweite, um das von Richelieu blokirte Rochelle zu entsetzen, und der dritte, als dieser Ort zum zweiten Mal belagert wurde. Nach der Einnahme von Rochelle verschaffte er seiner Partei 1629 einen vortheilhaften Frieden, verließ aber selbst Frankreich, und begab sich nach Venedig, welche Republik ihn zu ihrem Oberbefehlshaber gegen den Kaiser ernannte. Ehe er sich jedoch ins Feld begab, sandte ihn Ludwig d. Dreizehnte nach Graubündten, um das Veltlin, worauf Deutsche und Spanier Ansprüche machten, der Schweiz zu erhalten. Von den Graubündtnern zum General ernannt, vertrieb er 1633 Deutsche und Spanier aus dem Veltlin, schlug auch 1636 die Spanier am Comer See. Als jedoch Frankreich durch seine Anmaßungen die Graubündtner zur Empörung brachte, schloß er 1637, ohne erst die Be-

fehle seines Hofes einzuholen, ein Privatvertrag mit Graubündten und begab sich, um der Rache des Kardinals Richelieu zu entgehen, zu dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Er wurde den 28. Februar 1638 in der Schlacht von Rheinfelden verwundet, und starb im 59. Lebensjahre. Seine Gemahlin, Margarethe von Bethune, mit welcher er sich 1605 vermahlte, vertheidigte 1625 Castres gegen den Marschall von Themines, begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und starb 1660 zu Paris. Der Herzog von Rohan hinterließ mehrere historische Schriften. — Rohan-Guémené (Louis René Eduard), Kardinal, geb. 1754, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Bischof von Kanopie, Bischof von Straßburg, Großalmosenier von Frankreich, und Mitglied der franz. Akademie. Er ist besonders durch die berüchtigte Halsbandgeschichte bekannt geworden. Am 15. August 1785, als dem Geburtstage der Königin, kamen zwei Juveliers zu dieser und verlangten sechszehnhunderttausend Livres für ein demantnes Halsband. Da die Königin erklärte, von diesem Halsbande nichts zu wissen, erwiederten die Juveliers, daß sie es dem Kardinal übergeben hätten, der beauftragt gewesen, für sie zu handeln. Die Königin, unwillig über den Mißbrauch ihres Namens, beklagte sich hierüber beim König und forderte Gerechtigkeit. Ludwig d. Sechszehnte ließ den Kardinal verhaften, und ihn, auf sein Begehren, vom Parlament richten. Obgleich das Parlament ihn von der Anklage freisprach, so konnte Ludwig und seine Gemahlin dennoch denjenigen nicht mit freundlichen Blicken um sich sehen, der ihren Namen in einer so unangenehmen Sache preis gegeben hatte. Der Kardinal ward seiner Großalmosenierwürde beraubt, und in die Abtei de la Chaise-Dieu in Auvergne und später in sein Bisthum Straßburg verwiesen. 1789 ward er zum Deputirten der Geistlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalstaaten ernannt. Die Häupter der Volkspartei hofften, daß er aus Rachsucht gegen den Hof die Neuerungen wider die Geistlichkeit begünstigen werde; allein der Kardinal entfernte sich von ihnen und verließ die Versammlung. Nicht lange darauf, als er als Urheber der im Rheindepartement entstandenen Unruhen angeklagt wurde, zog er sich in seine in Deutschland gelegenen Besitzungen zurück. Hier zeigte er sich frei von Bitterkeit und liebreich gegen Unglückliche, die er unterstützte. Er starb zu Ettenheim 1802.

Rohr. Von dem Rohr gibt es mehrere Gattungen, z. B. das Sandrohr, welches im dürresten Sandboden wächst, und zur Befestigung des Flugsandes, vornehmlich an den Ufern der See dient; das gemeine Rohr, das man überall in Teichen und stehenden Gewässern findet, und dessen Halme benutzt werden, um Decken und Wände in den Stuben zu berohren, desgleichen zum Dachdecken. In Südeuropa wächst das so genannte zahme Rohr, dessen Halme hart und holzig sind, und in Einem Sommer über acht Fuß hoch aufschießen. Man gebraucht dasselbe zu Angelruthen, zu Mundstücken der Schalmeien und anderer musikalischer Instrumente, vorzüglich aber zu den Rietstiften in den Blättern der Weberstühle. — Das Rohr, welches unsere gewöhnlichen Spazierstöcke liefert, und gemeiniglich spanisches Rohr genannt wird, kommt von einem ganz andern Gewächse in Ostindien; man nennt es Rotang. Es treibt viele lange knotige Ranken, welche entweder auf der Erde fortkriechen, oder an Bäumen hinan wachsen; nur die letztern dienen zu Handstöcken.

Roland, auch Rutland, einer der größten unter den Helden, deren Thaten uns die romantischen Ritterlagen überliefert haben; er soll der Schwestersohn des Kaisers Carl des Großen gewesen seyn. Unter den 12 Paladinen Carls, von deren ritterlichem Leben die alten Romanzen und Ritterromane so vieles Abentheuerliche und Fabelhafte dichten, spielte er

eine Hauptrolle. Vorzüglich sind es Bojardo in seinem Orlando Inamorato und Arioſto in seinem Orlando Furioſo, welche ihn zum Haupthelden ihrer berühmten Ritterepopöen gewählt haben.

Roland (Jean Baptiſte de la Platiere), ein in der franz. Revolution berühmt gewordener Gelehrter und Staatsmann, geb. zu Villefranche. In einem Alter von 19 Jahren verließ er das väterliche Haus und begab ſich nach Nantes, in der Abſicht, ſich nach Indien einzuſchiffen. Doch ſeine ſchwächliche Geſundheit verhinderte ihn daran, und er ging nach Rouen, wo er bei dem Manufakturweſen angeſtellt wurde. Er bereiſete nun in kaufmänniſchen Geſchäften Italien, die Schweiz und verſchiedene andere Länder und ward nach ſeiner Zurückkunft Aufſeher des Handels und der Fabriken in Lyon. Beim Anfang der Revolution ward er als Deputirter von Lyon zu der Nationalverſammlung geſandt. Hier begann er bald eine größere Laufbahn. 1792 ward er von Ludwig XVI. zum Miniſter des Innern ernannt; allein ſeine republikaniſchen Geſinnungen machten ihm den König abgenigt, und er ward nun vom Miniſterium entfernt, in das er jedoch wieder eintrat, als Ludwig entfernt wurde. Er war zwar anfangs den Neuerungen geneigt; allein bald merkte er das Gefährliche derſelben, und er begnügte ſich nun, die durch die Jakobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken. Er verlor dadurch die Liebe des Volkes, die er jedoch einigermaßen wieder erlangte, als er mehrere von ihm vorgeblich in die Tuilerien gefundene Briefe und Papiere bekannt macht, die eigentlich zwar nichts gegen den König bewieſen, aber doch einen Vorwand zu ſeinem Verderben gaben, wovon Roland einer der Haupturheber war. Nichtsdeſtoweniger bürdete man ihm auf, daß er mehrere wichtige Papiere gegen den Monarchen unterſchlagen habe. Um den Schmähſchriften und gehäſſigen Beſchuldigungen zu entgehen, gab er ſeine Entlaſſung ein, und wurde bald darauf in die Achtserklärung der Deputirten der Gironde verwickelt. Er rettete ſich vor den Verfolgungen der Bergpartei durch die Flucht und verbarg ſich zu Rouen. Hier erfuhr er, daß ſeine zu Paris zurückgebliebene Gattin das Blutgerüſt beſtiegen. Er erſtach ſich darauf in ſeiner Verzweiflung mit einem Stockdegen auf der Landſtraße unweit Rouen am 15. Nov. 1793. Man fand bei ihm einen Zettel folgenden Inhalts: „Wer du ſeyſt, der du mich hier liegen findeſt, achte meine Reſte: es ſind die eines Mannes, der ſein Leben dem allgemeinen Beſten geweiht, und der geſtorben, wie er gelebt, tugendhaft und ehrbar. Könnten meine Mitbürger doch ſanftere und menſchlichere Gefühle annehmen! Das Blut, welches in Strömen in meinem Vaterlande fließt, giebt mir dieſen Wunſch ein. Seit dem Augenblick, da ich erfuhr, daß man meine Frau gemordet, hab' ich nicht länger bleiben gewollt auf einer mit Verbrechen befleckte Erde."

Roland (Marie Jeanne Philippon), die Gattin des Vorigen, geboren zu Paris 1754, war die Tochter eins in ſeiner Kunſt ausgezeichneten Kupferſtechers, der aber durch Verſchwendung ſeine Vermögensumſtände zerrüttete. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und war nicht nur in den Wiſſenſchaften, ſondern auch in den ſchönen Künſten erfahren. 1780 widmete ihr Roland, bezaubert von ihrem Geiſte, ſeine Briefe über Italien, und machte ihr einen Heirathsantrag; ſie ward wirklich ſeine Gattin und folgte ihm nach Amiens, wo ſie ſich dem Studium der Botanik ergab. Eine Reiſe nach England und der Schweiz gab ihr Geſchmack an der Politik, und das Studium der freien Verfaſſungen dieſer Länder flößte ihr eine große Neigung zum Republikanismus ein. Sie ward daher mächtig ergriffen, als der Morgen der Freiheit in Frankreich anbrach. Als Roland Miniſter ward, übertrug man ihr den größten Theil der Geſchäfte. Sie fertigte Aufſätze, ſchrieb Adreſſen, und verſammelte wöchentlich um ſich die Häupter der

Volksparthei und die berühmtesten Deputirten der Gironde. Sie war die Seele ihrer Berathschlagungen, und die geheime Macht, welche Frankreich leitete. Als ihr Mann mit den übrigen Girondisten geächtet wurde, glaubte sie ohne Gefahr in Paris bleiben zu können; allein sie täuschte sich. Angeklagt, der Parthei der Girondisten angehangen zu haben, hörte sie sich ohne Schrecken verdammen, das Schicksal derselben zu theilen. Sie fiel am 10. Nov. 1793 unter der Guillotine im 39. Jahre ihres Alters. Sie hatte das Blutgerüste mit einem Muthe bestiegen, der selbst ihren Gegnern Achtung einflößte. Die historisch wichtigen Schriften der Mad. Roland, welche zuerst einzeln, nachher, 1799, gesammelt erschienen waren, sind 1820 vollständiger gedruckt worden, unter dem Titel: Mémoires de Md. Roland; avec une notice sur sa vie etc. par MM. Berville et Barrière. Paris 2 Bde. die zugleich die erste Lieferung einer Collection de mémoires relatifs à la révol. franç. ausmachen. Nach diesen Denkwürdigkeiten ist ihre Lebensgeschichte in den bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Zeitgenossen (Stück 28) bearbeitet.

Rolands- oder Rulands-Säulen, Rolande, kolossalische Bildsäulen eines völlig gerüsteten Mannes mit entblößtem Schwerdte, welche man in einigen Städten gewöhnlich auf dem Markte bei dem Rathhause findet. Einige glauben, daß sie dem großen Roland, einem berühmten Feldherrn und Schwestersohne Karls des Großen, zum Andenken errichtet worden wären, wahrscheinlicher aber ist es, daß sie, gleich den Weichbildern, das Recht anzeigen sollen, freie und die höhere Gerichtsbarkeit auszuüben. Wirklich wurde auch in ältern Zeiten bei diesen Säulen peinliches Gericht gehalten und das Urtheil an den Verbrechern vollstreckt.

Rolle (Joh. Heinr.), Musikdirektor in Magdeburg, geb. zu Quedlinburg 1718, erhielt von seinem Vater, der 1721 als Musikdirektor nach Magdeburg kam, den ersten musikalischen Unterricht, verfertigte schon im 13. Jahre ein vollständiges Kirchenstück, ward im 14. Organist an der Peterskirche, ging im 18. nach Leipzig, um sich den Rechten zu widmen, trat 1740 zu Berlin als Kammermusikus in des Königs Dienste, ward 1746 Organist zu St. Johann in Magdeburg, und 1752, nach seines Vaters Tode, Musikdirektor. Er starb 1785. Seine Musikalien zeichnen sich durch Kraft und Nachdruck aus, und verdienten den allgemeinen Beifall, den sie fanden. Gedruckt wurden: Der Tod Abels, Leipzig 1771. Querfol. David und Jonathan, ebend. 1773. Fol. Davids Sieg im Eichthale, Halle 1776. Fol. Saul, Leipzig 1776. Querfol. Abraham auf Morig, ebend. 1777. Querfol., 7. Ausg. 1785. 4. Lazarus, Magdeb. und Leipzig 1779. Fol. Thirza und ihre Söhne, ebend. 1781. Fol. Methala, Magdeburg 1783. Querfol. Simson, Leipzig 1785. Querfol. Melida, 1785. Qfol. Gedor, Leipzig und Magdeburg 1787. 4. u. m. A.

Rolle gehört zu den einfachen mechanischen Rüstzeugen, oder Potenzen. Die Axe der Rolle ist der Ruhepunkt eines doppelarmigen Hebels, den die Halbmesser der Rolle bilden. Ein um die Rolle geworfenes Seil ist die Tangente derselben. Soll das Gleichgewicht gehoben werden: so muß die Kraft auf der einen Seite die Last der andern überwiegen. Ich muß mehr als ein Pfund Kraft anwenden, um ein Pfund zu heben. Die einfache unbewegliche Rolle giebt also noch keinen Vortheil für die Kraft. Bei der beweglichen hingegen, wo die Last an der Hülse der Rolle hängt, und mit der ganzen Rolle gehoben wird, gewinnt man schon mehr an Kraft. Man hebt mit einer Kraft = 1 Pfund 2 Pfund; verliert dahingegen am Raume. Den größten Vortheil an Kraft gewähren mehrere mit einander verbundene bewegliche Rollen, die man Kloben oder Flaschenzüge nennt, und deren Theorie jedes mathematische Lehrbuch giebt. S. Flaschenzug.

Rolle und Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauspielkunst den Theil des Drama's, welcher für die Darstellung eines Schauspielers bestimmt ist. Gewöhnlich wird dieser Theil von dem Ganzen getrennt, und dem mimischen Künstler zum Memoriren schriftlich übergeben. Auf diese Weise wird das Drama in so viele einzelne Rollen zerlegt, als sprechende Personen darin auftreten, und der Schauspieler muß seine Rolle außer der Verbindung mit den übrigen studiren. Hierdurch wird für die harmonische zusammenhangende Aufführung der nachtheilige Umstand herbeigeführt, daß der Schauspieler, wenn er sich blos auf seinem Antheil beschränkt, unmöglich den Geist des Ganzen auffassen und das Verhältniß, in dem er zu den andern Personen des Drama's steht, erkennen wird. Es ist daher dem Schauspieler zu rathen, daß er neben seiner Rolle auch die anderen des Stückes aufmerksam durchlese, und sich bei jeder die Frage zu lösen trachte: In welcher Beziehung steht jede andere Rolle zu der meinigen, und wie diese zu jener, und wie beide zum Ganzen? Um dem Schauspieler eine allgemeine Idee des Stückes beizubringen, und um ihm den Geist, worin Alles zum Hauptzwecke zusammen wirken soll, zu offenbaren, hat man die Lese- und Theaterprobe eingeführt. Diese können aber das eigne Studium nur dürftig ersetzen: gewöhnlich geschehen sie auch zu spät und zu flüchtig. — Rollenfach heißt der Cyklus der Darstellungen, für die ein mimischer Künstler einen vorzüglichen Beruf von Natur oder durch Bildung erhalten hat. Nicht Jeder ist zu jeder Rolle fähig, oder zu allen Rollen gleich fähig. Körpergestalt, Lebensalter, Stimme, vorherrschende Gemüthsstimmung und die Richtung, welche seine Ausbildung nahm, eignen den Einen zur Darstellung einer besondern Gattung von Charakteren mehr, als den Andern. Die Direktion muß daher aufmerksam die Naturanlagen der Schauspieler für gewisse Rollenfächer zu entdecken suchen, und ihren Talenten den passenden Wirkungskreis anweisen: doch ist es nachtheilig und das Talent beschränkend, wenn die Direktionen im Allgemeinen die Rollenfächer festsetzen, hiernach die Schauspieler engagiren, und hartnäckig darauf bestehen, daß kein dramatischer Künstler die Grenzen des Faches überschreite, für das er in Dienst genommen wird. Auf diese Art erhält eine Bühne, welche selten ihre Glieder wechselt, etwas Handwerkmäßiges, und den Schauspielern ist die Aussicht benommen, sich vielseitiger auszubilden. In einem solchen Falle ist an ein allgemeines Fortschreiten wenig zu denken, und die Darstellungen werden überdies für die Zuschauer auf die Dauer eintönig, und gewähren, indem man stets dieselben Spieler in denselben Rollen sieht, nicht den Reiz der Neuheit, welcher durch den Wechsel mit den Rollen veranlaßt wird.

Rollenhagen (Georg), 1542 zu Bernau, einem Städtchen in der Mittelmark Brandenburg, geboren, wo sein Vater ein Tuchmacher, Bierbrauer und Ackersmann war, welcher schon ein Jahr nach der Geburt des Sohnes starb. Dieser wurde darauf von seinem Großvater mütterlicher Seite erzogen, zum Studiren angehalten, adoptirt und zum Erben eingesetzt. 1556 wurde er auf die Schule zu Prenzlau geschickt, welche er drei Jahre frequentirte. 1558 wurde er von dem Kanzler des Grafen von Mansfeld, Dr. Georg Müller, zum Lehrer und Aufseher seiner Kinder angenommen. Hier scheint sich der junge Mensch geregt zu haben. Der dortige Schulrektor, Josias Seidel, sollte von dem Superintendenten Cölius abgesetzt werden. Rollenhagen kam mit einem Intercessionsschreiben für Seidel ein, und bewirkte dadurch, daß dieser beim Rektorate gelassen wurde. Rollenhagen kam aber darüber gleichwohl in Gefahr, und man mußte ihm rathen, sich zu entfernen. Er ging daher 1559 nach Magdeburg, wohin er Empfehlungen mitbrachte, und wo er bald Freunde und Unterstützung fand. Er besuchte die daselbst Schule. 1560 ging er nach Wittenberg, und wurde unter

Dr. Peucers Rektorate Student. 1563 wurde er von da aus zum Rektor der Johannisschule in Halberstadt befördert, und fing daneben auch an zu predigen und sich zu Kirchengeschäften brauchen zu lassen. 1565 ging er nach Wittenberg zurück, wo er 1567, die Magisterwürde erlangte. In eben dem Jahre wurde er Prorektor der magdeburgischen Schule, neben welchem Amte er seit 1573 auch noch eine Stiftspredigerstelle, anfangs zu St. Sebastian, nachher zu St. Nikolai, verwaltete, und 1575 war Rektor. Er starb den 18. Mai 1609, im 67. Jahre seines Alters, nachdem er 34 Jahre Rektor, und überhaupt 42 J. Lehrer der Schule zu Magdeburg gewesen. — Rollenhagen war für seine Zeiten ein Mann von vielen Kenntnisse, und dabei von fröhlicher, muntere Laune, obwohl er sein ganzes Leben hindurch mit Krankheiten und Leiden mancherlei Art zu kämpfen hatte. Außer verschiedenen Lustspielen, Gedichten u. s. w. schrieb er auch ein komisch-episches Gedicht: Der Froschmäuseler, oder die wunderbare Hofhaltung der Frösche und Mäuse, eine wunderbare Mischung von theils launigten, äußerst interessanten und glücklich gerathenen, theils höchst unbedeutenden, leeren und unbeschreiblich langweil gen Stellen. Eine freie, gelungene Nachbildung des Rollenhagen'schen Froschmäuselers erhielten wir von Stengel unter dem Titel: der neue Froschmäuseler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln, 179[illegible]. gr. 8. mit eingedruckten Holzschnitten.

Rollin (Charles), geboren zu Paris 1661, war der Sohn eines Messerschmidts, und würde wahrscheinlich auch ein Messerschmidt geworden seyn, wenn nicht ein Benediktiner, dem er öfters als Schulknabe bei der Messe aufgewartet, seine Fähigkeiten bemerkt und seine Eltern veranlaßt hätte, ihn studiren zu lassen. Der junge Rollin rechtfertigte die Erwartung seines Wohlthäters. Nachdem er im College du Plessis mit ausgezeichnetem Erfolge Philosophie und alte Sprachen studirt hatte, legte er sich einige Jahre auf die Theologie, von der er indessen nie Gebrauch machte. 1683 wurde er Professor der Rhetorik an dem Collegium, dem er seine Bildung verdankte, und 1694 Rektor der Universität zu Paris, eine Stelle, die man ihn aus Achtung 2 Jahre bekleiden ließ, da man sonst alle Vierteljahre einen neuen Rektor zu wählen pflegte. Die Universität war ihm viel schuldig. Er munterte unter andern die Studenten zum Studium der damals sehr vernachlässigten griechischen Sprache auf, und führte statt der gothischen Trauerspiele, die in den Collegien bei Gelegenheit der jährlichen Concurrenz zu den Prämien aufgeführt wurden, zweckmäßigere akademische Uebungen ein. Er wurde hierauf Coadjutor des College de Beauvais, dem er einige Jahre mit aller der Gewissenhaftigkeit, die er in seinem Traité des études von dem Prinzipal eines Collegiums fordert, vorstand. 1712 legte er dies Amt nieder, um sich in Muße den Wissenschaften widmen zu können. 1720 wurde er noch einmal zum Rektor der Universität erwählt, worauf er weiter kein öffentliches Amt bekleidete. Er starb 1741 mit dem Ruf eines rechtschaffenen und geraden Mannes. Er schämte sich seiner gemeinen Herkunft nicht und sagte scherzhaft in einem lateinischen Gedicht, er habe aus der Höhle der Cyclopen seinen Flug zum Parnaß genommen. Was seine literarischen Verdienste betrifft, so hat man sie vielleicht bei seinen Lebzeiten zu sehr erhoben und nach seinem Tode zu tief herabgewürdigt. Seine Werke sind in chronologischer Ordnung: 1) ein Auszug aus dem Quintilian zum Gebrauch der Jugend, mit Anmerkungen und einer lesenswürdigen Vorrede über den Nutzen, den dies Werk einem angehenden Redner gewähren kann. 2 Bände in 12. 2) Traité de la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres par rapport à l'esprit et au coeur (wovon die beiden ersten Bände 1726 und die beiden letzten 1728 erschienen sind; nachher öfters); ein Werk, das theils wegen des eleganten Styls, theils wegen der religiösen Gesinnungen, die es athmen.

theils wegen der Auswahl der schönsten Züge aus den klassischen Schriftstellern des Alterthums, empfohlen zu werden verdient. 3) Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Perses, des Macédoniens et des Grecs, 13 Bände in 12., welche in dem Zeitraum von 1732 bis 1738 erschienen sind. 4) Histoire Romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à la bataille d'Actium, ein Werk, an dessen Beendigung ihn der Tod hinderte, und das in der Folge in Crevier einen Fortsetzer gefunden hat. Rollin's Verdienste als Geschichtschreiber bestehen in einem korrekten Styl, einer fließenden Erzählung und in einer philosophischen Behandlung der Geschichte. Nur tadelt man, daß er seine an sich vortrefflichen moralischen Betrachtungen zu sehr gehäuft, und ihnen nicht die Ründung und Würze zu geben gewußt hat, wodurch solche Digressionen in den grichischen und römischen Historikern so sehr gefallen. Kritischer Geschichtsforscher ist Rollin nicht. Er beobachtet die Chronologie nicht genau und erlaubt sich manche Unrichtigkeiten in den historischen Details, besonders in der römischen Geschichte. 5) Verschiedene theologische Schriften, deren Titel hier keine Stelle finden können. 6) Opuscules, Paris 1771, 2 Bde. in 12., welche Briefe, lateinische Reden, kleine Gedichte u. s. w. enthalten. Der lateinische Styl Rollin's wird geschätzt. Die Histoire ancienne, die Histoire Romaine und der Traité des études sind seit 1740 in 16 prachtvollen Quartbänden zu Paris gedruckt worden; 6 davon nimmt die alte Geschichte, 8 die römische und 2 der Traité ein. Ein Mehreres über Rollin findet man im 43sten Bande der Mémoires de Niceron. Eine in der Akademie der Inschriften, deren Mitglied Rollin seit 1701 gewesen, von Claude Gros de Boze 1741 vorgelesene Lobschrift auf Rollin steht im 29. Bande der Bibliothèque raisonnée. Die Académie Française hat für das Jahr 1818 das Eloge de Rollin zur Preisaufgabe gemacht. Rollins Geschichte der Römer, so wie dessen alte Gesch. der Aegypter ꝛc. sind ins Deutsche übersetzt erschienen, erstere Lpz. 1746, die andere, Berl. 1763, Dresden 1783.

Rollschuß heißt jeder Schuß, wo das Geschoß einen oder mehrere Aufschläge macht, ehe es die verlangte Entfernung erreicht hat, wenn er nämlich mit voller Ladung und geringer Erhöhung geschehen ist. Erhebt sich das Geschoß hierbei nur so wenig über das Terrain, daß jeder 6 Fuß hohe Gegenstand, der sich in dessen Bahn befindet, getroffen wird, so nennt man diesen Schuß einen niedrig bestreichenden, rasirenden. Auf einem wagerechten Boden macht die Kugel oder Granate 4 bis 6, auch wohl noch mehr Aufschläge, von denen man im Durchschnitt annehmen kann, daß die Weite jedes folgenden ohngefähr die Hälfte des vorhergehenden beträgt. Auch auf dem Wasser kann man den Rollschuß sehr gut anwenden, z. B. gegen Schiffe, um so mehr, da hier die Kugeln durch die Aufschläge nicht so leicht, wie auf dem Lande, aus ihrer Richtung gebracht werden. Die Weite, welche die Geschosse beim Rollschusse überhaupt erreichen, wird zunehmen, wenn die Erhöhung größer wird; dann heißt er Rikoschetschuß; doch findet dies bald gewisse Gränzen, da bei zu großen Erhöhungen die Kugeln weniger Aufschläge machen und leicht stecken bleiben; durchschnittenes Terrain und weicher Boden vermindern ebenfalls die Weite des Rollschusses sehr. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Weite des Rikoschetschusses beträgt mit allen Aufschlägen und bei einer Weite des ersten Aufschlags von 300 bis 600 Schritt: bei der 6pfünd. Kanone mit 5¼ Zoll Aufsatz 2300 Schritt, bei der 12pfünd. Kanone mit 6 Zoll Aufsatz 2500 Schritt, bei der 7pfünd. Haubitze mit 15 Grad Erhöhung 2400 Schritt, bei der 10pfündig. mit 15 Grad Erhöhung 2500 Schritt. Doch ist auf diese Weite das Treffen unsicher und die Kraft der Kugel gering.

Rom (Beschreibung des alten), die berühmteste Stadt des Alterthums, die Hauptstadt des römischen Reichs, und wenigstens bis zu den Zeiten der Kaiser — im eigentlichen Sinne die Beherrscherin fast aller damals bekannten Länder der Erde. Sie liegt im mittlern Theile von Italien, in der Landschaft Latium, am Tiberflusse, unfern der Ergießung desselben ins mittelländische Meer. Der Haupttheil der Stadt befand sich auf der Ostseite des Flusses, ein kleinerer auf der Westseite. Hier lagen von N. gegen S. folgende Gegenden unter einander. Zu oberst war der pincische Berg, unter dem sich am Strome hinweg die unter dem Namen Campus Martius bekannte Fläche, der Berg Capitolinus, die Ebene, welche das Forum Romanum ausmachte, und der aventinische Berg sich erstreckte. Eine zweite Bergreihe, der vorigen gegen Osten, bildeten unterhalb des Berges Pincius von N. gegen S. der Berg Quirinalis, der Palatinus und Cölius; eine dritte aber im äußersten östlichen Theile der Stadt der Viminalis und Esquilinus-Berg. Jenseits der Tiber oder auf der Abendseite lagen die Berge Vatikanus und Janikulus. Diese Gegend wurde sehr frühzeitig angebauet, und es ist fast so gut wie bewiesen, daß schon vor der Anlegung des eigentlichen Roms eine Stadt sich hier befand. Diese alte, von griechischen Colonisten bewohnte Stadt hieß Pallantium. Vielleicht existirte sie auch noch, als Romulus und Remus (s. Romulus) eine Colonie aus Alba Longa hierher führte, so daß sie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht ganz von neuem angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt, wie man sagt, den Namen Roma von ihrem Erbauer; richtiger aber bekam wohl Romulus erst den Namen von der Stadt, und dieser ist vielleicht, einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht des Servius, daß die Tiber ehemals Rumon geheißen habe, zufolge, von diesem Flußnamen herzuleiten. Die spätern Griechen und die gräcisirenden Lateiner spielten mit diesem Namen, und leiteten ihn von dem griechischen Worte Rome (die Starke, Mächtige) ab. Das Jahr der Erbauung Roms ist eine bekannte chronologische Epoche, und schon die Alten haben sich bemüht, sie genau zu bestimmen: zwei ihrer Berechnungen sind klassisch; jene von Cato Censorinus, nach welchem die Stadt im 752. J.; und die von Varro, welche 2 Jahre früher, in das 3te Jahr der 6ten Olym., oder in das 754ste Jahr vor Chr. fällt. Letztere ist die allgemein angenommene. Die Geschichte von Rom theilt sich in 7 Perioden. Die erste geht von seiner Erbauung bis zum Jahre 365, wo es durch die Gallier gänzlich verbrannt wurde. In dieser Periode erhielt es schon verschiedene Erweiterungen. Als die Sabiner von Cures sich mit den Römern vereinigten, wurde der capitolinische Berg und das dazwischen liegende Thal das Forum Romanum, mit zur Stadt gezogen und der Capitolinus den Sabinern zum Wohnsitze eingeräumt. Der dritte König, Tullus Hostilius, zog die meisten Einwohner von dem zerstörten Alba nach Rom, und die Folge war, daß der cölische Berg mit zur Stadt gezogen wurde. Ancus Marcius schloß den aventinischen Berg mit in die Ringmauer ein, und legte auf dem Janikulus eine Art von Festung an. Bisher hatte die Stadt mehr einen Erdwall, als eine eigentliche Ringmauer; Tarquin der Aeltere aber faßte den Vorsatz, sie mit einer Mauer von Steinen zu umgeben. Er führte jedoch den Bau nicht ganz aus, welchen sein Nachfolger Servius Tullius erst vollendete, und damit zugleich den viminalischen, quirinalischen und esquilinischen Berg mit einschloß. Bei dieser servischen Hauptmauer blieb es, bis im dritten Jahrhundert nach Chr. der Kaiser Aurelian eine neue erbauete, und den Vatikanus, Janikulus und Pincius-Berg darin einschloß. Mit Hülfe der Etrusker legten die Tarquinier verschiedene öffentliche Werke an, bei denen man sich der gehauenen Steine bediente. Dies war der Fall bei den vom ältern Tarquin angelegten Kloaken. Tarquin der Jüngere aber legte den äl-

testen capitolinischen Tempel an, den er zwar nicht vollendete, der aber in seiner Anlage, welche die künftigen Erbauer beibehielten, als ein Muster der Baukunst gerühmt wurde. Inzwischen blieb das Ganze doch elend und armselig. Die zweite Periode geht vom Jahre der Stadt 365 bis 553 oder bis zum Ende des zweiten punischen Krieges. Camillus und der Senat erzwangen eine Verordnung, nach welcher der neue Anbau der durch die Gallier verbrannten Stadt befohlen wurde. An eine allgemeine Aufsicht darüber war nicht zu denken. Jeder bauete, wohin er wollte, und wo er Platz fand. Das ganze Unternehmen wurde also ohne den geringsten Plan ausgeführt; die Straßen waren krumm und ungleich, und überall entstanden Lücken und leere Plätze. Die Häuser waren entweder von an der Sonne getrockn. Ziegelsteinen, oder Lehmhütten. In dieser Periode geschahen durch Errichtung verschiedener öffentlichen Gebäude einzelne Versuche zur Verschönerung der Stadt. Schon Camillus bauete den Eintrachtstempel, Appius Claudius legte die erste Wasserleitung an und die nach ihm benannte Landstraße; Panirius Cursor bauete seinen berühmten Quirinustempel, und gab der Stadt den ersten Sonnenweiser; dem Duillius errichtete man eine Ehrensäule; das Capitol wurde mit sehr festen und großen Mauern umgeben, und hie und da entstanden Tempel, welche noch späterhin unter die Schönheiten Roms gezählt wurden. Die dritte Periode der Stadt geht vom Jahre Roms 553 bis zur Schlacht bei Aktium 723. Rom erhob sich in dieser Periode zur Beherrscherin der Welt. Man brachte Marmorsäulen, Gemälde und Statuen nach Rom, und schmückte damit Tempel und nachher auch Privathäuser aus. Doch dienten diese Werke dazu, nach und nach den römischen, oder vielmehr etruskischen Künstler zu bilden, und endlich kam mit dem Sulla auch die griechische Baukunst nach Rom, und man fing vornehmlich bei öffentlichen Gebäuden an, sie nach den Regeln eines guten Geschmacks aufzuführen. Den Tempel, welchen Marius der Ehre erbauete, nannte selbst Vitruv ein Meisterstück. Noch ansehnlichere Gebäude errichtete Pompejus, der mit seinem Theater, seinem Portikus und seiner Curie das Marsfeld verschönerte. Das Forum des Cäsar enthielt ebenfalls Meisterstücke der schönen Baukunst. Nur sehr langsam folgten die Privathäuser nach. Diese blieben immer noch nur große und ungeheure, aber nicht prächtige und geschmackvolle Paläste. In der vierten Periode endlich vom Jahre der Stadt 723 bis 818 führte August auch bei den Privathäusern den griechischen Geschmack ein. Gleiche Beförderer der griechischen Baukunst waren die Günstlinge Augusts; Cornelius Balbus, Statilius Taurus, Mäcenas und besonders Agrippa. Die Stadt erhielt nun so viel prächtige und geschmackvolle Privatgebäude, daß August mit Recht sagen konnte, er habe die Stadt von Steinen gefunden und von Marmor hinterlassen. Mit der neuen Aufbauung der durch Nero angezündeten Stadt nach diesem Brande hebt die fünfte Periode Roms an, welche bis zum Tode Mark Aurels im Jahre der Stadt 933 fortgeht. Rom ging aufs neue regelmäßiger und mit einer alles überstrahlenden Pracht aus seiner Asche hervor, und dieses Rom ist größtentheils, dessen Trümmer wir noch jetzt erblicken; aus frühern Zeiten hat sich fast nichts erhalten. Mit der sechsten Periode, von Mark Aurels Tode bis zum Regierungsantritt Constantins des Gr., vom Jahre der Stadt 933 bis 1059, begann der Verfall der römischen Baukunst. Der Unruhen im Reiche waren viele, die Aufmerksamkeit der Kaiser wurde immer mehr auf die Provinzen gezogen, die Staatskasse geschwächt, der ehemals reiche Römer ward arm, und in der Stadt selbst siedelten sich zahllose Fremde, zum Theil echte Barbaren an. Dies alles bewirkte den Verfall des guten Geschmacks, und an die Stelle des Großen und Edeln trat matte Künstelei. Die siebente und letzte Periode Roms, vom Jahre 1059 an bis zur Wiederauflebung der

Künste und Wissenschaften in Europa, begreift endlich den nach und nach erfolgten Verfall der Stadt. Die Hauptursache davon war die Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Byzanz. — Wir kommen nun auf die eigentliche Beschreibung der Stadt Rom. Das Gebirge der Apenninen befand sich ihr gegen Nordwesten, die Tiber größtentheils gegen Westen, welche sich 190 Stadien davon ins tyrrhenische Meer ergoß. Die Ostufer dieses Stroms waren sehr niedrig, daher Rom oft Ueberschwemmungen leiden mußte. Die Hügel oder Berge, worauf das alte Rom gebauet war, sind wegen des vielen Schuttes, womit die Thäler ausgefüllt sind, kaum mehr bemerkbar. Zwei derselben lagen, wie schon gesagt, auf der Westseite der Tiber, und acht auf der Ostseite. Im äußersten östlichen Theile der Stadt bildeten von Norden gegen Süden die Berge Pincius, Quirinalis, Viminalis, Esquilinus, Cölius, Palatinus und Aventinus einen Bogen, der an beiden Enden die Tiber erreichte, und den capitolinischen Berg zum Mittelpunkte hatte. Zwischen dem vatikanischen und pincischen Berge machte die Tiber eine starke Krümmung von Abend gegen Morgen, deren äußerste westl. Spitze sich dem vatikanischen Berge näherte; von da beugte er sich wieder gegen Osten und näherte sich in der Gegend der Tiberinsel dem capitolinischen Berge. Diese beiden Krümmungen umschlossen eine ansehnliche Ebene, das Marsfeld genannt, und den pincischen Berg gegen Norden, so wie den capitolinischen gegen Süden, gegen Westen aber jenseits der Tiber den Janiculus, und gegen Osten den Quirinalis hatte. War man über den capitolinischen Berg gegangen, so trat man zwischen ihm und dem Quirinalis von Norden gegen Süden in eine große Ebene, deren größter Theil das Forum Romanum ausmachte. Diese hatte gegen Westen die Tiber, gegen Nordwesten den Capitolinus, gegen Südosten den Palatinus und gegen Süden den Aventinus. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich in verschiedenen Zeiten verschieden. Wir schränken uns über diese Punkte auf die blühendste Periode derselben ein. Vopiscus im Leben Aurelians setzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung vom Kaiser Aurelian auf 50.000 Schritt = 8⅓ geogr. Meilen; aber unstreitig muß man statt quinquaginta, quindecim lesen, da Plinius den Umfang derselben in den Zeiten vor Aurelian auf 13.000 Schritt setzt, und die Erweiterung durch Aurelian doch gewiß nicht so ungeheuer groß angenommen werden kann. Da auch neuere Reisende versichern, daß man ihre Ruinen in 4 bis 5 Stunden umgehen könne; so ist es wohl der Wahrheit am gemäßesten, für ihren größten Umfang 15.000 Schritt = 2½ geogr. Meilen anzusetzen. Die Zahl der Einwohner wird auch sehr verschieden bestimmt. Einige sprechen von 14 Millionen, Andere, welche sich zu genau an den Census binden, der nie über 300.000 Bürger zählte, nehmen eine Million an. Bedenkt man aber, daß beständig eine große Anzahl von Fremden in der Stadt war, daß 300.000 Bürger schon allein an 1.200.000 Seelen an Bürgerfamilien voraussetzen, daß die Zahl der Sklaven diese noch weit übertreffen mußte, da manche Große 100 bis 200 Sklaven hatten, daß jede Stadt des römischen Reichs einen oder mehrere Agenten in Rom hatte: so ist wohl die Zahl von 2½ bis 3 Mill. für Roms Bevölkerung in der blühendsten Periode nicht zu groß. Die älteste Mauer rührte vom Romulus her, war mehr eine Art von Erdwall, und hatte 4 Thore, das carmentalische, pandanische oder saturnische, romanische und mugonische, von welchen sich nur das carmentanische erhielt. Die zweite servische Mauer war ungleich weitläuftiger, und schloß die genannten Berge insgesammt von der Morgen- und Mittagsseite ein, lief unten um den aventinischen Berg herum nach der Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendseite desselben, wo sie im Triangel bis auf die judäische Spitze des Janiculus fortgeführt, diese von dem übrigen Berge abschnitt, und dann

miteiner geraden, nach dem südlichen Ende der Tiberinsel zu gehenden Richtung die ganze Gegend der Wohnungen jenseits der Tiber umfaßte. Die dritte, die aurelianische Mauer, begriff auch das Marsfeld und den pincischen Hügel mit in sich, zog sich oberhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenseit derselben in einem großen Bogen den vatikanischen Berg, und schloß sich dann an die alte bis auf die Spitze des Janikulus geführte Mauer an, so daß die Tiberinsel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem so großen Umfange mußte Rom nun natürlich auch viele Thore haben. Plinius zählt 37, und sieht man auf bloße Namen, so kann man wohl 50 zusammen bringen. Aber viele Thore haben auch zwei Namen. Die Straßen und Gassen in Rom waren sehr unregelmäßig, selbst noch nach der Wiederaufbauung unter Nero. Jede Gasse hatte ihren eigenen Namen, der meistens von einem darin befindlichen Tempel, oder einer Kapelle, oder einem darin befindlichen Wahrzeichen hergenommen war; doch gab es auch gewisse Hauptgassen, z. B. die Suburra, deren Namen weder von dem einen noch dem andern herkamen. Die öffentlichen freien Plätze, deren es bei dem unregelmäßigen Baue nicht wenige gab, waren entweder Arnä, oder Fora, oder Campi. Aréä hießen Plätze vor großen Palläſten und Tempeln; Campi, freie, mit Rasen bewachsene Plätze, die theils zu Berathschlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen für die jungen Römer dienten; auch zum Verbrennen der Leichen. Die Fora waren gepflastert, und dienten entweder zu Zusammenkünften des Volks, zum Abthun allerlei bürgerlicher Geschäfte, oder zum Verkauf verschiedener Waaren, oder sie waren nur zur Zierde da und mit prächtigen Gebäuden umgeben. (Man sehe d. Art. Forum.) Rom war in verschiedenen Zeiten verschieden eingetheilt. Die älteste Eintheilung entwarf der König Servius Tullius, und nannte die einzelnen Quartiere Tribus. Schon vorher hatte Romulus und Tarquinius Priskus das römische Volk in Tribus getheilt, aber dabei nahmen sie nicht auf den Wohnort der Bürger, sondern auf ihre Abkunft Rücksicht. Servius behielt die Namen bei, theilte aber zugleich mit den Bürgern auch die Stadt in vier Theile. Diese sind die alten 4 Tribus Urbanae. Der erste hieß Suburrana, und begriff den cölischen Berg und die daselbst zwischen dem palatinischen und cölischen Berg und dahinter liegende Ebne; der zweite hieß Collina, weil er den viminalischen und quirinalischen Berg, die man nur mit einem gemeinschaftlichen Namen Colles nannte, in sich begriff: der dritte Esquilina, weil sie die äußerste Morgenseite der Stadt, den esquilinischen Berg, in sich faßte, die vierte endlich Palatina, zu welchem der ganze übrige westliche Theil der Stadt gehörte. Diese Einrichtung blieb bis auf den Kaiser Augustus, der die Stadt in 14 Regionen eintheilte, nach den Namen dieser Regionen wird gewöhnlich die Beschreibung des alten Roms abgehandelt. Die Namen derselben sind: 1) Porta Capena, 2) Cöli Montium, 3) Isis und Serapis, oder Moneta, 4) Via Sacra, nachher Tempulum Pacis, 5) Esquilina cum colle et turri Viminali, 6) Alta Semita, 7) Via Lata, 8) Forum Romanum, 9) Circus Flaminius, 10) Palatium, 11) Circus Maximus, 12) Piscina Publica, 13) Aventinus, 14) Trans Tiberim. Diese Eintheilung gründete sich auf die Polizeianstalten, welche August in Rom einführte. Bis auf diesen Kaiser war dafür in Rom wenig geschehen. Es gab daselbst weder Besatzung noch Nachtwache, und die übrige Polizeiaufsicht war unter die Censoren, Aediles Curules und Plebeji vertheilt; die Sorge für die nächtliche Sicherheit hatten Triumviri Nocturni, aber diese Magistratswürde war von weniger Bedeutung. Nur in gewissen Nothfällen wählte man Präfekti Annonä und Triumviri Aedibus, muris et turribus reficiendis, während des lateinischen Festes aber einen Stadtkommandanten, unter

dem Titel Präfektus Urbis Latinarum Canosa. Auguſt ſetzte einen beſtändigen Präfektus Urbis ein, welcher Ruhe und Ordnung in derſelben erhalten ſollte und deſſen Jurisdiktion über alle Polizeiverbrechen ſich bis auf die hundertſte römiſche Meile von der Stadt erſtreckte. Dann errichtete er aus dem 10.000 Mann ſtarken Corps prätorianiſcher Soldaten und aus 6 Stadtcohorten (Cohortes Urbanae), auch gegen 6000 Mann ſtark, eine immerwährende Beſatzung für die Stadt, welche von zwei Generalen, die den Titel Präfekti Prätorio hatten, kommandirt wurden. Ferner formirte er auch eine beſondere Nachtwache, welche in 38 Cohorten (Cohortes vigiles) getheilt war, und die abwechſelnd Dienſte that. In jeder Region war eine Cohorte vertheilt, deren Chef Präfektus Vigilum hieß, und unter dem Präfektus Urbis ſtand. Jede Hauptſtraße einer Region hatte 4 Vicomagiſtri, welche auf Reinlichkeit, Ruhe und Sicherheit in dem ihnen angewieſenen Bezirke ſehen mußten. Alle Vicomagiſtri einer Region machten ein Collegium aus, das zwei Curatores zu Präſidenten hatte. Von demſelben wurde über die Fälle und Perſonen geurtheilt, welche von den Denunciatoribus (Polizeiaufſehern), deren es in jeder Region zwei gab, angezeigt wurden. Endlich beſtellte auch Auguſtus einen beſtändigen Präfektus Annonä (Oberproviantaufſeher), und die Cenſoren und Aedilen behielten ihre beſtändigen Geſchäfte. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören die Landſtraßen, Kloaken, Waſſerleitungen, Tempel, Theater, Amphitheater, Cirkus, Naumachien, Portikus, Baſiliken, Bäder, Gärten, Triumphbögen, Ehrenſäulen (Columna), Grabmäler, von welchen meiſten wir unter beſondern Artikeln geſprochen haben. Landſtraßen liefen von Rom aus mehrere nach allen Theilen Italiens. Ihr Mittelpunkt war der große Meilenzeiger auf dem römiſchen Markte, von dem aus die Entfernungen von Rom nach Millarien beſtimmt wurden. Die vorzüglichſten Straßen waren die Via Appia, die älteſte und berühmteſte, welche von der Porta Capena bis Capua und Brunduſium lief; die Via Latina ging dicht neben der vorigen aus dem lateiniſchen Thore nach verſchiedenen lateiniſchen Städten: mit ihr verband ſich bei Algidum die Via Labikana, eine ſehr anſehnliche Straße, und zwiſchen ihr und der labikaniſchen ſcheint es auch noch eine Via Campana gegeben zu haben. Auf der Oſtſeite der Stadt waren die Via Präneſtina, oder Gabia (nach Gabii und Präneſte), Via Tiburtina (nach Tibur, Via Nomentana (nach Nomentum), Via Salaria, nachher Collina, neben der vorigen, nach Sabinum. Nach Norden führten die Via Flaminia, von der Porta Flumentana aus nach Ariminium und andern italieniſchen Städten; Via Aemilia, bis Placentia, und von da bis Aquileja; Via Aemilia, nach Piſa und Luna, und von da bis Sabata und Dortona. Weſt- und nordweſtwärts gingen die Via Aurelia nach Piſa; Via Caſſia, nach Etrurien bis Florenz; Via Clodia, ein Abweg der vorigen, der über Florenz nach Lucca führte; Via Portenſis führte auf der Abendſeite, ſo wie Via Oſtienſis auf der Morgenſeite der Stadt nach Oſtia. Ueber die Bauart dieſer Straßen vergleiche man den Artikel Chauſſeen. Waſſerleitungen gab es bis zum Kaiſer Claudius 7, und nach demſelben 9. Sie waren: Aqua Appia, Anio Vetus, Aqua Marcia, Aqua Tepula, Aqua Julia, Aqua virgo, Aqua Alſiena oder Auſtuga, Aqua Claudia und Anio novus. Ein Mehreres über dieſe Waſſerleitungen Roms ſind. m. im A. Aquäduct. — Beſchreibung des neuen Rom. Es liegt unter 41° 53′, an beiden Ufern der Tiber, 3 Meilen von ihrem Ausfluſſe, mit einem Umfange von 2 ½ Meilen und höchſtens 144.000 Einw. Die Stadt liegt auf 12 Hügeln von geringer Höhe, da die Zwiſchenräume ſeit Jahrtauſenden ſich mit Schutt und Trümmern angefüllt haben, und wird von einer ſtarken Mauer umgeben, durch welche 21 Thore führen. Vier Brücken führen über die Tiber, wovon

3 im Umfange der Stadt selbst und eine, Ponte Molle (der Pons milvius der Alten), nördlich von der Stadt, über welche die gewöhnliche Straße von Florenz nach Rom führt. — Die Eroberung Roms unter Alarich, noch vielmehr die Plünderung der Stadt unter Genserich (s. Occid. Kaiserthum) und die Belagerung und Vertheidigung unter Belisar, fügten der Stadt einen unendlichen Schaden an Gebäuden und Kunstwerken zu, und mehr noch vielleicht, als dies alles, thaten die innerlichen Fehden und Partheiungen des Adels und der Bürger in den unruhigen Zeiten des Mittelalters, wo die Stadt so oft der Schauplatz des Krieges war, und die Häuser in Festungen verwandelt wurden. Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften und Künste seit dem 14. und 15. Jahrh. beginnt auch eine neue und glücklichere Zeit für Rom. Man fing an, die noch vorhandenen alten Kunstwerke zu sammeln, den Schutt alter Gebäude aufzuräumen, wobei unschätzbare Kunstwerke ans Licht gezogen wurden: Obelisken und Säulen, welche Jahrtausende lang unter dem Schutt vergraben gelegen, standen in ihrer alten Herrlichkeit wieder auf, und von allen Seiten erhoben sich Kirchen und Paläste, wie keine andere Stadt der Welt sie aufzuweisen hat, geschmückt mit allem, was die alte und die neuere Kunst Edles hervorgebracht. Unter den Päpsten, welche am meisten für die Verschönerung Roms gethan, zeichnen sich aus: Paul II. 1464—71; Julius II. 1503—13; Leo X. aus dem Geschlechte der Medici 1513—21; Sixtus V. 1585—90 (s. d. A.) u. A. Wenn gleich Rom nicht mehr, wie unter den Römern, die Hauptstadt der Welt ist, wenn es gleich nicht mehr wie Jahrhunderte lang die Hauptstadt und der Mittelpunkt der Christenheit ist, so ist es doch noch immer durch die Verbindung alter und neuer Größe, alter und neuer Kunst die merkwürdigste Stadt der Welt. Die hohen Trümmern der Vergangenheit, auf die man hier bei jedem Schritte stößt; die unzähligen Werke der alten Kunst, wovon noch täglich welche beim Nachgraben entdeckt werden, die herrlichsten Werke der neueren Baukunst, Bildhauerei und Malerei; das alterthümliche und feierliche Gepränge des röm. Hofes, ja selbst die beinahe ländliche Stille, welche Rom vor allen Städten Italiens auszeichnet, machen einen unauslöschlichen und durchaus einzigen Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. Bei der Unmöglichkeit, alle Herrlichkeiten, welche Rom in sich schließt, hier auch nur anzudeuten, müssen wir uns begnügen, das durchaus Wichtigste an Gebäuden, Kunstwerken, Alterthümern u. s. w. anzuführen. Wenn wir, wie billig, mit den kirchlichen Gebäuden beginnen, deren Rom in allem 346 zählt, so fällt der Blick zuerst auf die größte, schönste und prächtigste Kirche Roms und der Welt, die Peterskirche St. Pietro in Vatikano, in der Rione di Borgo, auf dem rechten Ufer der Tiber, welche Sixtus V. mit zur Stadt gezogen, damit sie wie das alte Rom 14 Rioni (für Regioni, Quartiere) hätte; früher war dieser Theil, welcher den vatikanischen Hügel umfaßt, eine Vorstadt und hieß Citta Leonina. Die Peterskirche liegt am Abhange des Hügels, auf dem Platze, wo ehemals die Gärten des Nero und seine Rennbahn gewesen und wo Constantin eine Kirche erbauen ließ, welche aber am Ende des 15. Jahrhunderts abgebrochen werden mußte. Nun faßte Julius II. den Entschluß, den neuen ungeheuern Bau zu unternehmen, und legte 1506 den Grund dazu nach den Zeichnungen des Bramante (s. d. Art.). Leo X. setzte den Bau eifrig fort unter der Leitung San Gallo's, Raphaels und später Peruzzi's. Nach einigen Unterbrechungen und Abänderungen wurd unter Paul III. der Bau dem großen Michel Angelo übertragen, welcher abermals Vieles abänderte und bis zu seinem Tode 1564 und unter 5 Päpsten der Arbeit verstand. Unter Pius V. und Gregor XIII. setzte Vignola nach Michel Angelo's Plan die Arbeit fort, und Della Porta vollendete innerhalb 22 Monaten unter Sixtus V. die herrliche Kuppel; dennoch hatte man Mühe, unter Paul V. 1614

mit dem Bau, im Ganzen genommen fertig zu werden, und Manches ward daran noch gebaut und geändert bis 1621. Man berechnet die Kosten auf 47 Millionen Scudi, oder 64 Millionen Thaler. Die Kirche selbst ist in Form eines Kreuzes erbaut, über dessen Mitte sich die Kuppel wölbt; auf der Kuppel steht eine sogenannte Laterne, über dieser eine Pyramide, welche eine mit einem Kreuze gekrönte Kugel trägt. Die Länge mit Einschluß der Vorhalle beträgt 666, ohne dieselbe 575; die Breite 284 Fuß. Ein unendlich mächtiges Gebäude, worin alles wunderbar täuscht und trügt, das in allen Theilen kolossal gehalten, jede gewöhnliche Proportion, jede natürliche Größe weit überschreitet und in seiner Gesammtmasse Alles vernichtend hervortritt, sobald man nur anfängt, sich selbst dem Einzelnen gegenüber zu stellen und den gewöhnlichen Maßstab der Vergleichung anzulegen. Es ist darin von allen Seiten her ein solcher Andrang von Majestät, unendlicher Hoheit, Herrlichkeit und überwindender Größe auf unsere Seele, daß man, sich selbst aufgebend, seiner nicht mehr bewußt ist; eine Pracht ohne Gleichen! Von den Gewölben glüht das Gold wie gediegen herab, von den Pfeilern strahlt blendender Marmor entgegen und über Porphyr und orientalische Granite schreitet man der nie gesehenen Herrlichkeit entgegen. Die Kuppel, der kühnste Gedanke, der je in eines Menschen Brust gereift, ruht 242 Palmen über der Erde, auf vier der mächtigsten Pfeiler. Es ist wirklich das Pantheon, was man sieht und noch mehr als das Pantheon. Zuerst die innere Kuppel, die, gleich einer Tiara, den geheiligten Bau schmückt, und im Umkreise 304, im Durchmesser aber 192, also um 2 Palmen weniger als das Pantheon fasset. Dann erst die äußere, wie eine Kapsel die innere umschließend, zwischen welcher und der inneren eine bequeme Stiege bis zum Fuße des Kreuzes führt. Ihr Diameter beträgt 266 Palmen, und übertrifft also jenen des Pantheons noch um 74. Betrachtet man diese Höhe vom Hauptgesimse bis zur Laterne, von da bis zu des Kreuzes Spitze, und von dort herab bis zum Fußboden der Kirche, so hat man eine schwindelnde Höhe von 617 Palmen, und begreift daraus nicht allein die Höhe der Stellung dieser Kuppel, sondern die eigene enorme Höhe, mit welcher sich keine Kuppel der Welt messen kann. Da sich im 17. Jahrh. einige bedrohliche Risse in der Kuppel zeigten, wurden nach und nach 6 ungeheure eiserne Reife darum gelegt. Das Innere der Kuppel strahlt wieder von Gold, dazwischen die Madonna, und die Apostel, Engel und andere Heilige in Mosaik gebildet, in ungeheueren Verhältnissen, doch von unten in natürlicher Größe anzusehen. Aus der höchsten Höhe, und wie aus der Ewigkeit unbegrenzten Räumen, schaut Gott Vater hernieder. Der Reichthum an herrlichen Säulen, Statuen, Mosaiken und Gemälden, welche das Innere dieses Tempels, seine zahlreichen Kapellen und seine Vorhalle zieren, ist außerordentlich. Am meisten fällt der Hauptaltar in die Augen, welcher in der Mitte, grade unter der Kuppel, frei steht. Er erhebt sich auf sieben Stufen in edler Einfachheit, dem Aufgange zugewendet. Auf vier gewundenen Säulen von reich vergoldetem Bronze erhebt sich hoch über das Ganze ein stolzer Baldachin von demselben Metalle. Die Spiralform der Säulen ist ein unglücklicher Gedanke, zwar von Raphael, wie man sagt, und 1633 von Bernini ausgeführt. Das Bronz dazu nahm Urban VIII., ein Sprößling des Hauses Barberini, vom Pantheon; unverzeihlich. Nur der Papst darf an diesem Altar Messe lesen. Unter dem Altar befindet sich das eigentliche Heiligthum des Tempels, die unterirdische Kapelle, in welcher die Gebeine der h. h. Apostel Petrus und Paulus ruhen. Ueberhaupt ziehen sich unter der ganzen Kirche weitläuftige Gewölbe hin, die sogenannten Grotten, worin unzählige Päpste und andre fürstliche Personen, unter andern auch die Königin Christine von Schweden, begraben liegen, und wo auch die Gebeine der unter Nero umgekommenen

Christen ruhen sollen, welche eben die Veranlassung zum Bau dieser Kirche gewesen. Außer dem Hauptaltar erheben sich an den vier großen Pfeilern, im Querschiffe, und in den Nebenkapellen, deren auf jeder Seite vier, jede wieder mit eigener Mosaik-Kuppel sich befinden, noch 26 Altäre, deren Tafeln nach Gemälden von verschiedenen Meistern in Mosaik gesetzt sind, worunter Raphaels Transfiguration, Dominichino's Hieronymus, und Quercino's Petronilla sich wesentlich auszeichnen. Diese Stein-Malerei zeigt sich hier in ihrem unvergänglichen Glanze. Wie am Tage ihrer Vollendung, so strahlen sie noch jetzt in schimmernder Farbenfrische, und werden es, so lang nur ein Steinchen neben dem andern sitzt. Siebzehn große Denkmäler verstorbener Päpste in Brenz und Marmor sind an verschiedenen Stellen angebracht, ob überall zur Verschönerung des Tempels, ist eine andere Frage. Buonarotti's Gedanke zu Pauls III. Grabmal, vornen zur Linken der Tribune von Giacomo della Porta ausgeführt, ist vor Allen ausgezeichnet; unter den modernsten Arbeiten aber Canova's Denkmal Clemens XIII. das Beste. Der Platz vor der Peterskirche ist eines solchen Tempels vollkommen würdig. Er ist zu beiden Seiten von einer vierfachen Kolonnade in eliptischer Form eingeschlossen, mißt in seinem breitesten Durchmesser, ohne die beiden Säulengänge 810; bis zur Vorhalle des Tempels, also in seiner Totallänge 1561 Palmen, und vermag wohl an 60.000 Menschen zu fassen. Diese Gänge sind das Werk des Cavaliere Bernini unter Alexander VII. An den Säulen herrscht eine gemischte Ordnung, jede in ihren Haupttheilen aus der toskanischen, dorischen und ionischen zusammengesetzt. Ihre Zahl beläuft sich auf 284 nebst 88 Pilaren von Traverin-Stein, vierfach neben einander gestellt auf einen breiten Raum von 82 Palmen, dazwischen 3 Durchgänge; ein Wald von Säulen, lauter mächtige Kolosse, sie könnten das Pantheon tragen, tragen aber nur eine leichte Balustrade mit 192 Figuren im Geschmacke Bernini's: viel Aufwand ohne Zweck und dennoch Alles höchst zweckmäßig zum Ganzen. In der Mitte steht der herrliche von Sixtus V. 1586 errichtete Obelisk, welchen die Römer einst aus Aegypten holten, der dann Jahrhunderte lang unbeschädigt, aber niedergeworfen im Schutte ruhte und aus einem Stück Granit bestehend 74 F., mit dem Fußgestell aber, den 4 ehernen Löwen, worauf der Obelisk selbst ruht, und dem auf seine Spitze gesetzten Kreuze 124 F. hoch ist. Die Springbrunnen zu beiden Seiten sprudeln Leben in die weite Einsamkeit, etwa 14 Plm. hoch entsteigt dem Rohre der Wasserstrahl in Massen rauschend hervor und stürzt schäumend herab, über Schalen aus orientalisch. Granit, in ein weiteres Becken, daß der Fall einer mächtigen Wasserpyramide gleicht. Unter den andern Kirchen nimmt den ersten Rang ein S. Giovanni in Laterano. Vergl. Lateran. Nicht weit davon nördlich, aber mehr nach der Mitte der Stadt, auf der Stelle, wo einst ein Tempel der Juno Lucina (den Gebärerinnen Hülfreiche) lag, steht die Kirche Santa Maria Maggiore, durch zwei Kuppeln und einen hohen Glockenthurm ausgezeichnet. Im Innern bewundert man die 36 ionischen Säulen von weißem Marmor, welche die übrigens flache Decke der Kirche tragen, einige schöne Mosaikgemälde, angeblich aus dem 5. Jahrh., am meisten aber die einander gegenüberliegenden Kapellen, die sixtinische, worin auch ihr Erbauer Sixtus V. ruht, und noch mehr die borghesische. Vor der einen Fronte der freistehenden Kirche erhebt sich ein schöner ägyptischer Obelisk, ebenfalls von Sixtus V. wieder aufgerichtet; vor der andern eine einzeln stehende korinthische Marmorsäule, aus dem ehemaligen Tempel des Friedens, worauf ein vergoldetes Marienbild steht. — Nicht weit von dieser steht S. Pietro in Vincoli, so genannt, weil man darin die Ketten aufbewahrt, womit einst Petrus soll gefesselt worden seyn; 22 antike dorische weiße Marmorsäulen, vor allem aber

das Grabmal Julius II. mit dem bewunderten Moses von Michel Angelo sind ihre wichtigsten Merkwürdigkeiten. Ganz nahe dabei liegt S. Martino, ein uralter Bau, wahrscheinlich ein Theil der ehemaligen Bäder des Titus; die Wände dieser Kirche sind mit herrlichen Landschaften von Poussin geziert. — In einer höchst einsamen, mit Trümmern besäeten Gegend unweit des Lateran liegt die alte Kirche S. Stephano Rotondo, wahrscheinlich ein alter heidnischer Tempel, dessen rundes Gewölbe von 2 Reihen herrlicher Granitsäulen getragen wird. Die merkwürdigste Rotonde aber in Rom ist Santa Maria ad Martyres, gewöhnlich nur die Rotonda genannt, das ehemalige Pantheon (vergl. d. Art.) des Agrippa. Seit 1800 Jahren hat dies herrliche Gebäude allen Zerstörungen der Zeit und der Menschen getrotzt; 16 mächtige Granitsäulen tragen die prächtige Vorhalle, und das Innere wird nur durch eine einzige runde Oeffnung in der Mitte des Gewölbes erleuchtet. Jetzt ist es vorzüglich dem Andenken ausgezeichneter Künstler geweiht, deren Büsten hier aufgestellt sind. Wie um alle Denkmale des Alterthums hat auch um dieses sich der Schutt verflossener Jahrhunderte aufgehäuft, so daß man zu seinem Innern hinabsteigt und der Fußboden, bei großen Ueberschwemmungen der Tiber, zuweilen unter Wasser steht. Endlich bemerken wir noch in der Riene di Trastevere (jenseits, am rechten Ufer der Tiber) die kleine Kirche S. Onofrio, in welcher Tasso begraben liegt: ein einfacher Stein zeigt die Stelle an. — Von den vielen zum Theil schon verfallenen Kirchen außerhalb der Stadtmauern verdienen besonders zwei unsere Aufmerksamkeit. Die eine, S. Paolo fuor della Mura, außerhalb der Mauern, nach der Peterskirche die größte in Rom, liegt eine halbe Stunde von der Stadt, an der Straße nach Ostia; ehemals soll ein prächtiger Säulengang vom Thore bis dahin geführt haben, wovon aber keine Spur mehr vorhanden, so wie überhaupt das Gebäude und das dabei befindliche Kloster wegen der bösen Luft fast gänzlich verlassen ist. Die Kirche soll von Constantin an der Stelle, wo der Apostel Paulus begraben wurde, errichtet worden seyn; spätere Kaiser haben viel daran geändert, und ihre letzte Gestalt erhielt sie erst im 9. Jahrh. Achtzig antike Marmorsäulen trugen das hölzerne Gebälk und theilten die Kirche in 5 Navaten oder Schiffe. Doch alles dies zerstörte die Flamme einer Nacht (im September 1823), die durch die Vernachlässigung eines Klempners, der am Dache besserte, ausgebrochen war. Selbst die Marmorsäulen sahen nur verkalkt aus dem Graus der Verwüstung hervor und waren so beschädigt, daß nur wenige für den künftigen Bau wieder zu brauchen seyn möchten. Man ist jetzt mit der Wiederaufbauung dieses Tempels beschäftigt: aus fast allen christlichen Reichen Europa's sind reichliche Beisteuern zu diesem Zwecke eingegangen; der König der Niederlande hat allein 10.000 Scudi hergegeben, und die ganze Summe steigt schon über 600.000 Scudi. Aus den Marmorbrüchen von Montorfano am Lago Maggiore im sardinischen Gebiet, ist schon eine kolossale Säule zu jenem Behufe nach Rom geschafft worden; sie besteht aus einem einzigen Stück, ist 19 Ellen 7 Zoll lang, und hat 2 Ellen 5 Zoll 6 Linien im Durchmesser. Sie wiegt 64.000 schwere Mailänder Pfund. Auch sind schon in Rom 62 große Fichten aus den Wäldern v. Camaldoli von besonderer Schönheit, zum Bau bestimmt, angekommen; ferner hat man dort 1084 Fichten von verschiedener Größe zu diesem Bau gekauft, und so werden in Kurzem die schwerigsten Materialen zur Deckung des großen Schiffs der Kirche beisammen seyn. Aber jene Erinnerungen lassen sich wenigstens nicht wieder ersetzen, die an diese Kirche von den ersten Zeiten des Christenthums sich knüpften, weßhalb sie denn auch von allen Freunden der Kunstgeschichte wetteifernd durchforscht worden ist. Dicht am Thore S. Paolo, welches zu dieser Kirche führt, steht

in der Mauer selbst die berühmte Pyramide des Cestius, 113 F. hoch; aus welcher Zeit sie sey, ist ungewiß. Außerhalb der Mauer am Fuße dieser Pyramide ist der Begräbnißplatz der Protestanten, welcher jetzt seit wenigen Jahren durch eine Mauer vor Verunreinigung durch Menschen und Vieh ist geschützt worden. Ganz nahe dabei aber in der Stadt, liegt der Mons Testaceus, Monte Testaccio (Scherbenberg), 150 Fuß hoch, und wahrscheinlich blos aus Schutt und vorzüglich aus Scherben von zerbrochenen Gefäßen entstanden. Er ist jetzt mit Weinschenken besetzt, und die Keller, welche man darin angebracht, sollen ganz besonders kühl seyn. Die andre Kirche außerhalb der Mauern, S. Sebastiano alle Catacombe, liegt in gleicher Entfernung von der Stadt, an der appischen Straße, die nach Neapel führt. Auch diese soll ursprünglich eine Anlage Constantins seyn. Merkwürdig ist sie besonders dadurch, daß sie den Eingang zu den größten der römischen Katakomben (vergl. d. Art.) enthält. Die zahlreichen Paläste Roms können sich an architektonischer Schönheit allerdings nicht mit denen von Vicenza und Venedig messen, übertreffen sie aber theils an Größe, theils an Reichthümern der Kunst, welche sie enthalten. Unter den öffentlichen Palästen wollen wir nur die 3 päpstlichen und das Capitol erwähnen. Den ersten Rang unter allen nimmt der päpstliche Palast auf dem Vatikan ein. Schon in den ältesten Zeiten stand hier ein von Carl dem Großen einst bewohnter Pallast von vielen Päpsten verändert und erweitert, so daß beinahe alle berühmte Baumeister Italiens einzelne Theile ausgeführt, ehe er zu der ungeheuren Größe von 1080 F. Länge und 720 F. Breite angewachsen ist und über 11.000 Zimmer enthalten soll. Wegen der ungesunden Luft wird er schon seit längerer Zeit von den Päpsten nicht mehr bewohnt, und nur bei großen kirchlichen Feierlichkeiten und besonders zum Conklave benutzt. Der Vatikan, durch eine prachtvolle Marmortreppe mit dem Innern der Peterskirche verbunden, ist der erste und würdigste Tempel der Kunst in der Welt, und die Schätze an alten und neuen Kunstwerken, die er enthält, sind durchaus unvergleichlich. Das wichtigste sind; die Loggie, weitläuftige, an der Seite offne Gallerien, deren Wände und Decken mit Freskogemälden Raphaels und seiner Schüler bedeckt sind; aus diesen kommt man in die Stanzen (Zimmer), vier große Zimmer, ganz, mit Ausnahme des ersten, von Raphael (vergl. d. Art.) ausgemalt: andre Meister hatten die Arbeit beinahe vollendet, als aber Julius II. eine von Raphael gemalte Wand erblickte, ließ er alle übrige Gemälde wieder vernichten und übertrug sie Raphael allein, welcher indeß ein Schlachtstück von seinem Meister Pietro Perugino im ersten Zimmer erhielt. Aus diesen herrlichen Räumen tritt man in die Zimmer, worin jetzt 22, in Flandern nach Raphaels Zeichnungen gewirkte Tapeten aufgestellt sind. Von hier gelangt man in die über alle Beschreibung erhabenen Räume des Museum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. und Pius VI. angelegt, wo eine Reihe von Säulen und Zimmern, deren Fußboden zum Theil aus der köstlichsten antiken Mosaik besteht, und deren Wände mit antiken Basreliefs und Inschriften bedeckt sind, einen unbeschreiblichen Reichthum an antiken Statuen, Gruppen, Bronzen, Vasen und Geräthen aller Art erhält; es genüge zu sagen, daß der bekannte Apoll von Belvedere, der Laokoon, der Torso, der Antinous u. s. w. hier unter tausend andern ähnlichen Schätzen aufgestellt sind, so daß man selbst, als die Franzosen vieles nach Paris geschleppt, welches indeß jetzt wieder zurückgekehrt ist, den ungeheuern Verlust kaum bemerkte. Da Pius VII., wie seine Vorgänger Clemens XIV. und Pius VI., von denen das Museum Pio-Clementinum seinen Namen hat, die Kunstschätze, welche der Vatikan umschließt, vermehrte, und das Hinzugekommene würdig aufstellen und anordnen ließ, so hat man die durch ihn und unter seiner Regierung im Vatikan entstande-

nen Museen nach seinem Familiennamen Chiaramonti genannt. Vornehmlich aber führt ihn die Sammlung antiker Statuen und Basreliefs, welche in einem großen, an das Museum Pio-Clementinum angrenzenden Saale aufgestellt ist. Auswahl und Aufstellung dieser sehr ansehnlichen Sammlung war dem Bildhauer Canova übertragen. Die Beschreibung und Abbildung dieses Museums (il Museo Chiaramonti descritto ed illustrato da Filippo Aurelio Visconti e Luis. Ant. Guattani etc. Rom 1818 fol.) schließt sich als Supplement an das von Giamb. und Ennio Quir. Visconti herausgegebene Werk über das Museum Pio-Clementinum an, und hat dieselbe äußere Einrichtung. Als Eingang in das Museum Chiaramonti und in die vatikanische Bibliothek dient das Museo (Chiaramonti) delle Inscrizioni, das Museum alter griechischer und römischer Inschriften, welche in einem langen Corridor an den Wänden eingemauert sind; eine Sammlung, dergleichen es in Europa keine andere giebt. Pius VII. ließ sie durch Gaet. Marini aufstellen und anordnen. Man kommt in dieselbe durch die Loggien des Vatikans. Endlich gibt es auch eine Bibliothek Chiaramonti; dieses ist die ganze Bibliothek des Cardinals Zelada, womit Pius VII. den Vatikan bereichert hat. Unter dem Museum steht die in ihrer Art ebenfalls einzige vatikanische Bibliothek in dem schönsten Lokale, das für einen Bücherschatz gewonnen werden kann, welche der Päpste Liebe zu den Wissenschaften und ihre wetteifernde Prunksucht nach und nach zusammengebracht hat. An ein Vorzimmer, welches mit dem Corridor der Inschriften zusammenhängt, stößt das Zimmer an, welches für die Benutzung der vatikanischen Bücherschätze zunächst bestimmt ist, und daran reihen sich die großen Säle, in denen die Handschriften in unscheinbaren Schränken verwahrt werden. Nicht unbedeutende Freskomalereien schmücken die Decken und Wände, antike Gefäße die einzelnen hervortretenden Augenpunkte und zwei antike Statuen (des Aelius Aristides aus Adrianum und des B. Hippolytus von Porto) die innern Durchgänge. Die Geschichte dieser Sammlung, die man mit Recht eine Panoplia genannt hat, reicht bis an die Zeiten Constantins des Großen hinan. Frühere, wahrscheinlich unbedeutendere Anfänge bereicherte Nikolaus V. durch die Ankäufe, wozu die Zeitumstände ihm Gelegenheit verschafften. So wurde er beinah ihr neuer Begründer. Sixtus V. verschönerte ihre äußere Einrichtung und ließ den großen Saal einrichten, in welchem ein Haupttheil derselben jetzt aufgestellt ist. Leo X. sorgte für griechische, Pius IV. für orientalische Handschriften; Pius V. vereinigte das noch heute unzugängliche Archiv mit der Bibl., und Paul V. und Urban VIII. ließen das Lokal erweitern. Das Geschenk der Heidelberger Bibliothek (s. d. Art.) machte diese letztere Vermehrung des Raumes nothwendig. Clemens VIII. fügte die Handschriften der Bibl. von Urbino, Alexander VII. 1660 aus dem Nachlasse der K. Christine von Schweden, Benedikt XIII. die ottobonischen hinzu, andere Ausschmückungen und Erwerbungen nicht zu gedenken. Die neueste war die Bibl. des Gr. Cicognara, welche, vom jetzigen Papst Leo XII. erworben, einzeln aufgestellt werden wird. Aber dieser unschätzbare Reichthum von Handschriften und alten Drucken (neue Werke vermißt man leider) ist darum weniger brauchbar, weil er nicht in Ordnung gehalten ist; und selbst die Verzeichnisse fehlen, oder werden verleugnet, die nur eine Uebersicht dessen gewähren könnten, was eigentlich da ist. Denn der Catalog von Assemanni umfaßt nur einen sehr kleinen Theil und ist in der Bibliothek selbst eine Seltenheit, weil seine meisten Exemplare 1768 verbrannten. Dann bestehen für ihre Benutzung noch die alten, nicht sehr liberalen Gesetze von Clemens XIII. und Innocenz XIII., die bei der Menge der Festtage doppelt beschränkend wirken. Die literarischen Angaben über diese Bibliothek, die der Bibliothekar Mons. Majo durch neue

Entdeckungen aufs Neue interessant macht („Scriptor. veter. nova collectio e codd. Vaticanis edita," Rom, 1825, 4.) findet man aufs sorgfältigste zusammengetragen in Hasse's „Nachweisungen für Reisende in Italien." Zu dem Herrlichsten im Vatikan gehört endlich die vom Papst Sixtus IV. erbaute und nach ihm benannte sixtinische Kapelle, worin die Papstwahl geschieht. Die Wände sind von verschiedenen alten Meistern ausgemalt, Alles aber wird verdunkelt durch das 60 F. hohe, 40 F. breite jüngste Gericht von Michel Angelo, welches die ganze hintere Wand einnimmt; die Decke von dem nämlichen Meister enthält übermenschliche Gestalten von Propheten und Sibyllen. (Vergl. Buonarotti.) Hier ist es auch, wo am Aschermittwoch, am grünen Donnerstag und am Charfreitag die herrliche Musik ohne Instrumental-Begleitung aufgeführt wird, deren schönster, allbewunderter Theil das Miserere (der 57. Psalm) von Allegri ausmacht; welches bei ausgelöschten Lichtern in der Dämmerung von 32 Stimmen gesungen wird. Eben so ergreifend ist am Charfreitage während der Messe der höchst einfache Gesang, in welchem die ganze Passion nach den Worten Johannis vorgetragen wird. An beiden Tagen, am Donnerstag und Freitag, wird die ungeheure Peterskirche einzig von dem zauberischen Lichte eines großen, von der Decke des Gewölbs grade über dem Hochaltar herabschwebenden, mit vielen Lampen besetzten Kreuzes erleuchtet. Ueberhaupt gehören die mancherlei kirchlichen Feierlichkeiten, welche in der Charwoche, vom Palmsonntag bis zum Osterfeste, theils in der sixtinischen und pauliniſchen Kapelle im Vatikan, theils in der Peterskirche selbst begangen werden, zu den bedeutsamsten und herrlichsten Gebräuchen der katholischen Kirche. Hinter dem vatikanischen Pallast liegt ein stiller, wenig besuchter Garten. — Der zweite päpstliche Pallast wird der Quirinal, von dem Hügel, worauf er liegt, auch wohl Monte Cavallo (Pferdeberg) genannt. Paul III. ließ ihn 1540 anlegen, und viele der folgenden Päpste haben daran gebaut, so daß er jetzt zwar einen großen Umfang, aber wenig Uebereinstimmung der Theile zeigt. Wegen seiner gesunden Lage auf einer Höhe und doch beinahe in der Mitte der Stadt ist er statt des abgelegenen und ungesunden Vatikans die gewöhnliche Residenz der Päpste. An Pracht- und Kunstwerken leidet er aber gar keinen Vergleich mit dem Vatikan. Vor dem Pallast stehen die berühmten beiden kolossalen Statuen mit den springenden Rossen, daher auch die Pferdebändiger genannt. Sonst glaubte man, daß beide den Alexander darstellten, der seinen Bucephalus bändigt. Die gewöhnliche Meinung hält sie jetzt für die Dioskuren, und zwar diejenige Statue, welche, zufolge der Inschrift auf dem Postamente, Werk des Phidias ist, für die Statue des Castor; das ihr am Werthe aber nachstehende Gegenstück, welches nach der Inschrift dei Arbeit des Praxiteles seyn soll, für die Statue des Pollux. Zwischen beiden Gruppen steht ein ägyptischer Obelisk. Der weitläuftige Garten hinter dem Pallast ist zwar einfach, enthält aber doch viel herrliche Antiken und Wasserkünste. Der dritte ehemalige päpstliche Pallast, neben der Kirche St. Johann vom Lateran, welchen Sixtus V. erbaut, ist schon seit mehr als einem Jahrhundert in ein Waisenhaus für 300 junge Mädchen verwandelt. — Nirgend ist der Gegensatz des alten und des neuen Roms auffallender, nirgend die Ueberbleibsel der ehemaligen Herrlichkeit mehr zusammengedrängt, als auf dem Capitol und dem Forum Romanum, dem Mittelpunkt alles Lebens und alles Verkehrs im alten Rom. Das Capitol (vergl. d. Art.), jetzt Campidoglio, das Heiligthum und die Burg der alten Stadt, nahm den Gipfel des capitolinischen Berges unweit der Tiber ein. Gegenüber auf dem Palatin lagen die Palläste der Kaiser. Von dem allen sind nur noch wenige vereinzelte Trümmer vorhanden. Das Capitol hat seine Gestalt gänzlich verändert und verdankt seine jetzige Einrichtung dem Michel Angelo. Jetzt

führt von der Nordseite her (der alte Aufgang vom Forum war an der südlichen Seite) eine unten mit 2 Löwen, welche Wasser speien, und oben mit 2 kolossalen Rossebändigern geschmückte Treppe zu einem unregelmäßig viereckigen Platze. Die nördliche Seite ist mit den Trophäen, die dem Marius zu Ehren errichtet, geschmückt; links und rechts stehen Palläste nach Zeichnungen von Michel Angelo erbaut, der linke enthält jetzt eine Antiken- und Gemäldesammlung, das sogenannte Museum Capitolinum; der rechte ist der Pallast der Conservatoren oder des Stadtmagistrats; die südliche Seite nimmt der Pallast des Senatore, der obersten Polizeibehörde in Rom, ein; im untern Geschoß befinden sich die öffentlichen Gefängnisse. Auf der Mitte des Platzes steht die herrliche eherne Statue M. Aurels zu Pferde. Oestlich von diesem Platze nimmt die Kirche Santa Maria in ara Coeli die Stelle der verschwundenen Tempel, und westlich der Pallast Caffarelli die Stelle der alten Burg ein. Durch eine Treppe an der südlichen Seite gelangt man in das durch Schutt und Trümmer um 40 — 50 F. erhöhte alte Forum, jetzt Campo Vaccino. Dieser jetzt mehrere hundert Schritt lange, mit einer einzelnen Allee besetzte Platz ist gänzlich verödet und wird nur von Bettlern, seltnen Spaziergängern und weidendem Vieh betreten; und doch liegt er im Mittelpunkt des heutigen Rom. Zu beiden Seiten ist er von vielen Kirchen umgeben, welche zum Theil auf der Stelle alter Tempel erbaut, zum Theil diese selbst nur anders ausgebaut sind. Links an der Treppe, die man vom Capitol hinabsteigt, liegt gleich die Kirche S. Giuseppe und darunter tiefe dumpfe Gewölbe, einst wahrscheinlich der vom Tullus Hostilius erbaute Kerker, in welchem auch Petrus soll gefangen gesessen haben, daher der Ort jetzt eine Kirche mit dem Namen S. Pietro in Carcere. Die nämliche Treppe führt grade auf den Triumphbogen des Septimius Severus; rechts davon stehen noch mehrere Säulen von Tempeln des „donnernden" Jupiter und der Eintracht. Weiter südlich steht einsam eine zu Ehren des Kaisers Phokas errichtete Säule, so wie noch weiter südlich mehrere herrliche Säulen, die zu einem zweifelhaften Gebäude gehören. Auf diesen Platz schauen von der rechten Seite her, vom palatinischen Berge, die mit den zahlreichen, aber wenig bedeutenden Trümmern der alten Kaiserpaläste, übersäeten weitläuftigen, aber ganz verwilderten Gärten der farnesischen Villa herab. Die vorhin erwähnte Allee führt grade südlich auf den am Ende des Campo Vaccino gelegenen Triumphbogen des Titus, an welchem man noch in den halb erhobenen Figuren und Geräthschaften die Hindeutung auf die Eroberung Jerusalems erkennt. Von hier führt, immer noch grade südlich, eine Straße nach einem großen ebenfalls ganz verödeten Platze, auf welchem die größte aller römischen Ruinen, das jetzt sogenannte Coliseo, oder Colosseum (s. d. Art. und Amphitheatro Titi), eigentlich das riesenhafte Amphitheater Vespasians, steht. Neben dem Colosseum steht ein Triumphbogen Constantins. Endlich nördlich vom Capitol hat man jetzt das alte Forum Trajani vom Schutte geräumt, so daß man zu dem alten römischen Pflaster hinabsteigt und auf der Mitte des kleinen Platzes die herrlich erhaltene Trajans-Säule bewundert. Sie ist von Marmor, mit schraubenförmig sich hinauf windenden Basreliefs verziert, die sich auf die Siege Trajans über die Dacier beziehen, 118 F. hoch, inwendig hohl, so daß man zu ihrem mit einem Geländer versehenen Gipfel, von welchem man die schönste Aussicht über ganz Rom hat, hinaufsteigen kann. Oben steht die von Sixtus V. errichtete eherne Statue des Apostels Petrus, mit dem Fußgestelle 31 F. hoch. Die ganze Säule besteht nur aus 34 Marmorblöcken. Der Raum erlaubt uns nur wenig von den Privatpalästen in Rom zu sagen; sie zeichnen sich weniger durch die Schönheit der Architektur, als durch die herrlichen Kunstsammlungen aus, welche man in den meisten antrifft, und welche dem Fremden höchst

bereitwillig geöffnet werden. An wohnlicher Bequemlichkeit und zierlichen Möbeln ist bei den meisten nicht zu denken, und die herrlichsten Marmortreppen führen häufig nur zu öden und staubigen Sälen, welche keinen andern Schmuck haben, als die darin aufgehängten unschätzbaren Gemälde. Die meisten großen Familien sind gegen ihren ehemaligen Reichthum sehr herabgekommen, haben aber doch den edlen Geist bewahrt, lieber das Privatleben zu beschränken, als die auf sie vererbten Kunstschätze zu veräußern. Zu den schönsten dieser Paläste gehören: der farnesische, von den berühmtesten Meistern San Gallo, Michel Angelo und Della Porta, aber leider mit den Steinen aus dem Colosseum, aufgeführt. Er ist hinsichtlich seiner Architektur das schönste und imposanteste in Rom und gewährt eine vierseitige Ansicht, jede mit drei Reihen Fenster. Das Vestibul schmücken zwölf Säulen von dorischer Ordnung aus egyptischem Granit. Der innere Hofraum bildet ein gleichseitiges Viereck, um welches sich zwei übereinander gestellte Bogenreihen von dorischer und ionischer Ordnung herumziehen. Darüber erhebt sich noch ein drittes Geschoß mit korinthischen Pilaren, dazwischen die Fenster. In diesem Hofe standen ehemals die plastischen Bildwerke: der farnesische Herkules, die Flora, die Gruppe der Dirce (Toro Farnese) und andere. Die berühmte Gallerie, die Freskogemälde der Carracci enthaltend, befindet sich im ersten Stocke. Man sehe hierüber d. Art. Italienische Kunst. Ferner der Pallast Colonna, durch einen großen Reichthum an Gemälden von Claude Lorrain, Poussin und Raphael, so wie durch einen schönen Garten ausgezeichnet; der ungeheure Pallast Doria und die Paläste Albani, Rospigliosi, Barberini, Borghese, Chigi, Spada und viele andere. Außer diesen größer Palästen besitzen viele Familien noch sogenannte Villen, kleinere Sommerpaläste mit schönen Gärten, deren Gebäude dann Casino (Häuschen) heißen, theils in, theils vor der Stadt, gewöhnlich durch ihre reizende Lage und manche merkwürdige Trümmer im Innern ihrer weitläuftigen Gärten ausgezeichnet. Die schönsten dieser Art sind die Villa Ludovisi, Villa Albani und V. Borghese, alle drei an und vor den nördlichen Thoren der Stadt, und die Villa Pamfili in Trastevere, auf dem Janikulus, deren prächtige Gärten über eine deutsche Meile im Umfang haben, V. Medici, V. Farnese und viele andre. Von den Kunstsammlungen der Privaten zeichnen sich aus die Gallerie Doria, als die reichste und gehaltvollste von allen. Die Gallerie Borghese war, was Inhalt und Auswahl betrifft, bei weitem die reichste und erlesenste von allen Privatsammlungen nicht nur in Rom, sondern weit und breit. Aber alle plastischen Bildwerke, die seit undenklichen Zeiten die Zierde derselben waren, wurden zu unsrer Zeit käuflich an Frankreich abgetreten, und machen jetzt den wesentlichsten Theil des Pariser Museum aus. Von 600 Gemälden, welche die Gallerie gezählt haben soll, wanderten über 300 nach Paris, und nur 164 sind zurück gekommen. Die Gallerien Chigi, Spada, Giustiniani und Mattei enthalten manches Gute an plastischen Bildwerken, auch an Gemälden; vorzüglicher ist die Gallerie Sciarra; ferner die Gallerie Corsini, Werke von Fra Bartolomeo, Alb. Dürer, Poussin, Giovanni da Fiesole, Tizian, Murillo, Pel doro di Caravaggio und And. enthaltend. Die Gallerie Buonaparte ist eine der jüngeren Sammlungen in Rom, deren vorzüglichste Gemälde aus den Häusern Giustiniani und Borghese stammen. Von den plastischen Werken zeichnen sich eine Minerva Polias besonders aus; dann ein Basrelief: Bachus und Ariadne; endlich mehrere Statuen und Büsten. Die Gallerie Fesch ist die jüngste von allen, und wurde erst vor wenigen Jahren angelegt. Die Sammlung von Kunstschätzen in der Villa Ludovisi; jene der plastischen Werke in der Villa Albani, Antinous, Antiope, die Mutter zwischen Zethus und Amphion, die über lebensgroße Statue einer Minerva, viele andere

antike Statuen, Basreliefs, Termen, Cariatiden, Sphynxen und Sarkophagen, Vasen mit erhabner Arbeit, Urnen aus kostbarem Alabaster und Porphyr, Säulen aus Porphyr, Giallo antico und die edelsten Granite, Schalen aus Granit und egyptischer Breccia, Masken ꝛc. enthaltend. Rom hat jetzt 7 Theater, von denen Aliberti und Argentina die vornehmsten sind; die meisten sind indeß nur in den 3 Wintermonaten, vorzüglich während des Carnevals offen. Das neuere Rom ist überall mit den Trümmern des alten übersäet, und nicht leicht bleibt irgend eine Nachgrabung unbelohnt. Außer den schon gelegentlich erwähnten Ueberresten antiker Gebäude sind noch vorzüglich zu merken: das Mausoleum des Hadrian oder die Engelsburg (s. d. Art.), eine kleine Festung am rechten Tiberufer, dicht an der Brücke di St. Angelo. Von dem Thurme wird jährlich zweimal, am Krönungstage des Papstes und am St. Peterstage, ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, wovon besonders der Beschluß, die Girandola (das Feuerrad), aus mehr als 4000 zugleich aufsteigenden Raketen bestehend, sehenswürdig ist; an den nemlichen Tagen wird auch die ganze Kuppel und die Fronte der Petersk rche erleuchtet, welches einen unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt. Die Engelsburg dient jetzt als Staatsgefängniß, als Zeughaus, zum Aufbewahren der päpstlichen Kleinodien, der wichtigsten Archive u. s. w. — Ferner mehrere Ruinen von Thermen oder heißen Bädern; dies waren Gebäude von sehr großem Umfange, theils aus unterirdischen, lichtlosen Gemächern und Gängen bestehend, worin eigentlich gebadet wurde, theils in Sälen, Säulengängen, Hallen u. s. w. über der Erde, worin man nach dem Bade Vergnügen und Erholung suchte. Unter den noch vorhandenen sind die des Caracalla die am besten erhaltenen, die des Titus am meisten zerstört und die des Diokletian zum Theil in neuere Gebäude, Kirchen, Speicher u. a. verwandelt. Von den vielen Theatern haben sich nur Spuren von dem des Pompejus und dem des Marcellus erhalten, so wie von der Rennbahn des Caracalla, welche aber vor einem der südlichen Thore der Stadt liegt. Von Grabdenkmälern sind in der Stadt nur noch schwache Spuren von dem Mausoleum des August, der Engelsburg gegenüber, vorhanden. Außerhalb der Thore aber, besonders zu beiden Seiten der appischen Straße, zieht sich eine Reihe solcher Trümmer in weiter Ferne hin, unter welchen man besonders das Grabmal der Cäcilia Metella, ein zirkelrundes sehr festes Gebäude, und das Grabmal der serviliſchen Familie bemerkt. An der alten Porta Capena, jetzt das Sebastiansthor, gegen Süden, sieht man die ehrwürdigen Ueberbleibsel des Grabmals der Scipionen. Ueberhaupt ist die ganze Campagna di Roma (vergl. d. Art) meilenweit mit Trümmern von Tempeln und Denkmälern aller Art bedeckt, welche jetzt einen furchtbaren Contrast mit der menschenleeren Oede eben dieser Gegenden bilden. Zu den Alterthümern gehören gewissermaßen noch die Springbrunnen, womit die Plätze und Villen Roms so reichlich ausgestattet sind, weil, wenn auch die Springbrunnen selbst neu angelegt, doch die Wasserleitungen altrömischen Ursprungs sind. Sie gewähren durch ihre Menge und die Fülle ihres Wassers der Stadt einen großen Reiz; und doch sind von den wenigstens 14 alten Wasserleitungen nur noch 3 im Gange, welche aber außer den 3 Hauptfontänen noch viele andere kleinere reichlich speisen. Die 3 größten und schönsten sind: die Aqua Paolina auf der Piazza Navona, sie stellt einen an 4 Seiten durchbrochenen Felsen dar, über welchen sich ein ägyptischer Obelisk erhebt, von 4 Flußgöttern umgeben: die Fontana Felice oder die Terminе, und die bedeutendste von allen, die Fontana di Trevi, unweit des quirinalischen Pallastes, wo auf einem Felsen ein Pallast sich erhebt, in welchem sich eine reiche Gruppe von Meer- und Flußgöttern befindet. Das Wasser dieser letzteren wird für das vorzüglichste gehalten. Bei allem Reichthum an herrlichen Gebäuden hat

Rom doch nur sehr wenige bedeutende Plätze und Straßen. Unter den ersten ist, nächst der schon erwähnten Piazza Navona, dem Platze beim quirinalischen Pallaste und dem spanischen Platze, am südlichen Ende des Corso, wohl der bedeutendste die Piazza del Popolo am gleichnamigen Thore, durch welches alle von Norden kommende Fremde Rom betreten. Das Thor selbst ist das schönste von allen, es führt auf den durch einen ägyptischen Obelisk von 81 F. Höhe und einen Springbrunnen gezierten Platz, von welchem 3 Straßen auslaufen, deren mittelste, gerade nach Süden führende, der berühmte, mehrere tausend Schritt lange und meist mit schönen Gebäuden besetzte Corso (s. d. Art.) ist, in welchem alle Abende die vornehme Welt spazieren fährt und welcher zugleich der Hauptschauplatz der von Göthe unübertrefflich geschilderten Carnevalslustbarkeiten ist. Außerdem sind noch zu nennen die Strada Felice, welche in südöstlicher Richtung auf die schöne Kirche Santa Maria Maggiore führt; die Strada Pia, welche die vorige durchschneidet, und von N. O. nach S. W. von der Porta Pia zum quirinalischen Pallast führt; endlich La Lungara in dem sonst schlechten Quartiere Trastevere, wo es zwar einige schöne Villen und Paläste giebt, welches aber doch meistens nur von einem in Rom selbst übelberüchtigten Gesindel bewohnt wird. Die Kunstschätze Roms haben seit Jahrhunderten eine Menge junger Künstler dahin gezogen, denen die öffentlichen und Privatsammlungen einen unerschöpflichen Stoff zu ihren Studien darbieten. Jetzt zeichnen sich in dieser Hinsicht besonders die Deutschen aus; von der römischen Maler-Akademie di S. Luka ist nicht viel zu rühmen. Die wissenschaftlichen Anstalten sind zahlreich. Die wichtigsten sind: die Sapienza (Weisheit) oder die Universität, welche schon im 13. Jahrh., wahrscheinlich 1243, entstanden und ein prachtvolles Gebäude besitzt; das Collegium de Propaganda Fide (s. d. Art.) zur Verbreitung des Glaubens, in welchem junge Leute zu Missionen vorbereitet werden; die Anstalt hat eine schöne Bibliothek und eine Druckerei, in welcher in mehr als 30 alten und neuen Sprachen gedruckt wird; mehrere gelehrte Vereine für Poesie, Kunst und Naturstudien, hier gewöhnlich Akademien genannt. Die Inquisition, deren Gebäude in der Gegend der Peterskirche liegt, ist ein bloßes geistliches Zuchtgericht. Der sittliche Akatholik genießt in Rom, sey es als Fremder oder selbst als Nahrungstreiber, des Schutzes bürgerlicher Rechte und seine kirchlichen Zusammenkünfte erhalten in Rom selbst keine Störung, wenn sie gleich nicht öffentlich seyn dürfen. — An wohlthätigen Stiftungen ist Rom unermeßlich reich; das Hospital St. Spirito, zugleich Findlings- und Irrenhaus, unterhält 1000 Betten, das Peregrini (der Fremden) an 2000, und außerdem giebt es noch viele andere Hospitäler, Waisenhäuser, ein Taubstummen-Institut u. s. w. — Fabriken und Handel sind wenig bedeutend, doch werden die Gold- und Silberarbeiten, die Darmsaiten und einige Malerfarben gerühmt, die man hier verfertigt; für Rom eigenthümlich sind die sehr schönen, mit unendlicher Feinheit gearbeiteten Mosaiken, und die Abgüsse antiker geschnittener Steine in Glaspasten. Ueber die Umgegend Roms s. d. Art. Campagna di Roma und Latium.

Roman. Dadurch, daß eine Erzählung erdichtet ist, wird eigentlich in den wesentlichen Bestandtheilen ihrer Einrichtung und ihres Vortrages nichts verändert; und es gelten daher hier theils die von der Erzählung überhaupt gegebenen Regeln, theils aber auch, in gehöriger Anwendung, die in der Poetik über die dichterische Erzählung ertheilten Vorschriften. Gute Erfindung, sowohl des Hauptinhalts als der Nebenumstände, Neuheit und Interesse, sowohl in den Begebenheiten selbst als in der Erzählungsart, einsichtsvolle Charakterisirung der handelnden Personen und ihrer Gesinnungen, Schönheit und Anmuth der Schreibart: dies sind die nothwendigsten Eigenschaften, die man von einer solchen Erzählung verlangt. Erdichtete Erzäh-

lungen sind in Ansehung ihres Inhalts, ihrer Form und ihrer Ausführlichkeit, von verschiedener Art. Die kürzern nennt man wechselsweise Erzählungen, oder, wenn ihr Inhalt auf Volkssage und überhaupt schon Voraussetzungen beruht, Mährchen. Und diese erhalten gemeiniglich durch ihren Vortrag das größte Verdienst, in welchem besonders ein leichter naiver Ton und eine gewisse Naivetät von der besten Wirkung sind. Von ihrem Inhalte darf man weder sonderliche Erheblichkeit, noch die strengste Wahrscheinlichkeit fordern, sondern nur denjenigen Grad derselben, der gewissen, oft nur im Reiche der Möglichkeit gegründeten Voraussetzungen entspricht. Ritterwesen und Feenwelt sind die gewöhnlichen Hülfsquellen dieser Erzählungen. Größere Erzählungen, deren Stoff mannichfaltiger und ergiebiger, und deren Ausführung umständlicher ist, nennt man Romane. Diese haben sowohl in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Bearbeitung mit dem Heldengedichte sehr viel Aehnlichkeit; nur daß die Handlung eines Romans von keinerm Umfange in Betracht ihres Einflusses und ihrer Wichtigkeit zu seyn pflegt, und sich gemeiniglich mehr auf den Menschen überhaupt, als auf einzelne heroische Personen und Thaten bezieht, daß ferner dem Roman das Wunderbare nicht so wesentlich eigen ist, als dem Heldengedichte, und daß endlich die Schreibart des erstern minder poetisch, feierlich oder geschmückt seyn und sich in die Gränzen des prosaischen und leichtern Vortrags einschränken muß. Der Stoff der Romane ist zuweilen, seiner Grundlage nach, historisch; meistentheils aber völlig erdichtet. Uebrigens gibt es auch hier, wie beim Heldengedichte, zwei Hauptgattungen, die ernsthafte und die komische. Zwischen beiden hält der Ritterroman gleichfalls das Mittel. Bei der ernsthaften Gattung ist gemeiniglich eine lebendige Darstellung der Natur und des sittlichen Lebens, und zugleich Interesse, Rührung und Belehrung des Lesers die Absicht des Schriftstellers; bei der komischen ist es bloß dessen Belustigung, vermittelst des Lächerlichen, Seltsamen und Abenteuerlichen der Begebenheiten. Ohne Zweifel fordert diese letztere Gattung einen größern Aufwand von Erfindung und eigenthümlicher Laune, da hingegen die erstere eine genaue Kenntniß der menschlichen Natur, und beide eine vorzügliche Darstellungsgabe voraussetzen. Das Erste, worauf der Verfasser eines Romans zu sehen hat, ist die gute Wahl seines Gegenstandes, nämlich einer Haupthandlung, die an einzelnen interessanten Vorfällen, anziehenden Situationen und mannichfaltigen Charaktergemälden ergiebig ist. Sodann muß er auf die Ausführung selbst allen den Fleiß wenden, welchen sowohl die Anlage des Plans, als eine geschickte Bearbeitung bei einem Werke von größerm Umfange erfordert. Hierauf werden sich manche Vorschriften der epischen und dramatischen Poesie anwenden lassen, in so fern die Theilnehmung des Lesers hier nicht bloß von dem Inhalte, sondern vornehmlich von der Kunst des Schriftstellers abhängt, die Begebenheiten gehörig zu ordnen und vortheilhaft zu stellen, den Knoten glücklich zu schürzen und aufzulösen, den Leidenschaften ihre wirksamste Stärke und Abstufungen zu geben, die Aufmerksamkeit des Lesers immerfort rege zu erhalten, und seine Theilnehmung durchgehends gleich lebhaft zu beschäftigen. Man sieht aus dem allen, daß man die Romane gewissermaßen auch als eine poetische Gattung ansehen kann. Und so ist ihnen auch der zwiefache Zweck, zu gefallen und zu unterrichten, auf den Verstand und auf Phantasie und Empfindung zu wirken, mit der Poesie gemein. Je mehr ein Roman beide Zwecke mit einander vereinigt, desto vollkommner ist er. Nur muß man nicht das Gefallen bloß in Belustigungen, und den Unterricht bloß in eigentlichen Lehrvorschriften setzen; sondern beides in einer so treffenden, wahren Nachahmung der Natur, die unsre Phantasie lebhaft unterhält, unser Herz innig beschäftigt und auf unsern Willen vortheilhaft wirkt. Sodann können wir durch

Lesung des Romans unser Gefühl verfeinern, mit der Welt und der menschlichen Natur bekannter werden, und zugleich unsern Geist unschuldig und angenehm unterhalten. Solche Romane hingegen, worin das Laster empfohlen und die Wollust verführerisch geschildert wird, sind äußerst verwerflich. Und überhaupt muß man aus der Lektüre dieser Art nur beiläufige Erholung, nie aber einzige oder herrschende Beschäftigung machen. Form und Einkleidung des Romans sind sehr mannichfaltig; und sehr oft kann selbst ihre Abwechselung in einem einzigen Ganzen den Werth desselben erhöhen. Die Form ist entweder bloß historisch oder erzählend, besonders da, wo es nur auf Fortführung und Darlegung der Handlung selbst ankommt, und dieser die Charaktere und der Unterricht untergeordnet sind; oder sie ist dramatisch und dialogisch, vornehmlich da, wo die meiste Absicht des Schriftstellers auf Schilderung und Entwickelung der Charaktere, und möglichst gegenwärtige Darstellung gerichtet ist. Beide Formen können daher, der jedesmaligen Absicht nach, sehr vortheilhaft verbunden werden. Manchmal wählt man auch die Einkleidung in Briefe, die zwischen den handelnden Personen gewechselt werden, und deren fortlaufende und verknüpfte Folge die ganze Geschichte des Romans enthält. Daß Briefe dieser Art mehr Beziehung auf Handlung und Thätigkeit, als auf Gesinnungen und Empfindungen haben müssen, ergibt sich schon aus der Natur solcher Werke, deren Hauptinhalt Erzählung ist. Ihrer ganzen jetzigen Einrichtung nach, war diese schriftstellerische Gattung bei den Alten nicht gewöhnlich, da sie ihre erdichteten Erzählungen gemeiniglich in eigentliche Poesie einzukleiden pflegten. Aus dem spätern Alterthum haben wir indeß einige hieher gehörige Arbeiten von griechischen Schriftstellern, die wegen des vornehmlich durch Liebe motivirten Inhalts ihrer Erzählungen gewöhnlich Erotiker heißen. Von der Art sind: Heliodor, Achilles Tatius, Longus, Eustathius, Chariton, Xenephon der Epheser; Aristänetus und Alciphron. Gewissermaßen lassen sich auch aus den frühern Zeiten einige Stücke des Lucian und Apulejus hieher rechnen. Zu dieser kurzen Darstellung und Entwickelung des Begriffes Roman — eine weitläufigere verbieten die engen Grenzen eines Conversations-Lexicons — gesellen wir noch aus Jean Paul Richters Vorschule der Aesthetik die scharfsichtigen, in das Wesen des Romans tief eindringenden Ansichten des großen Deutschen. Da wir seine Ansichten nur im Auszuge geben, und Jean Paul auch keine vollständige Theorie des Romans liefern wollte, so wird der Leser ihr aphoristisches Kleid und geringen Zusammenhang entschuldigen. „Der Roman verliert an reiner Bildung unendlich durch die Weite seiner Form, in welcher fast alle Formen liegen und klappern können. Ursprünglich ist er episch; aber zuweilen erzählt statt des Autors der Held, zuweilen alle Mitspieler. Der Roman in Briefen, welche nur entweder längere Monologen oder längere Dialogen sind, gränzet in die dramatische Form hinein, ja, wie in Werthers Leiden, in die lyrische. Das Unentbehrlichste am Roman ist das Romantische, in welche Form er auch sonst geschlagen oder gegossen werde. Die Stylistiker forderten aber bisher vom Romane statt des romantischen Geistes vielmehr den Exorcismus desselben; der Roman sollte dem wenigen Romantischen, das etwa noch nicht in der Wirklichkeit glimmt, steuern und wehren. Ihr Roman, als ein unversificirtes Lehrgedicht, wurde ein dickeres Taschenbuch für Theologen, für Philosophen, für Hausmütter. Allerdings lehrt und lehre die Poesie und also der Roman, aber nur wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen, und selber durch ihr Duften das Wetter und die Zeiten des Tags wahrsagt; hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrstuhl gefället, gezimmert und verschränkt; die Holz-Fassung und wer darin steht, ersetzen nicht den lebendigen Frühlings-Duft. Ungeachtet aller Stufen-Willkühr muß doch der Roman

zwischen den beiden Brennpunkten des poetischen Langkreises (Ellipse), entweder dem Epos oder dem Drama näher laufen und kommen. Die gemeine unpoetische Klasse liefert bloße Lebensbeschreibungen, welche ohne die Einheit und Nothwendigkeit der Natur und ohne die romantische epische Freiheit, gleichwohl von jener die Enge entlehnend, von dieser die Willkühr, einen gemeinen Welt- und Lebenslauf mit allem Wechsel von Zeiten und Orten so lange vor sich hertreiben, als Papier da liegt. Ja, will einmal die Copir-Gemeinheit in den Aether greifen und durch das Erden-Gewölbe: so zieht sie gerade eine Hand voll Dunst zurück; eben die Feinde des Romantischen stellen jenseits ihres Erden- und Dunstkreises gerade die unförmlichsten Gestalten und viel wildere anorgische Grotesken in die Höhe, als je das treue, nur hinter der Fahne der Natur gehende Genie gebären könnte. Die romantisch-epische Form, oder jenen Geist, welcher in den altfranzösischen und altfränkischen Romanen gehauset, rief Goethens Meister, wie aus übereinander gefallenen Ruinen, in neue frische Lustgebäude zurück mit seinem Zauberstab. Dem epischen Charakter getreu, läßt dieser auferstandene Geist einer romantischern Zeit eine leichte helle hohe Wolke vorübergehen, welche mehr die Welt, als einen Helden, und mehr die Vergangenheit spiegelt oder trägt. Wahr und zart ist daher die Aehnlichkeit zwischen Traum und Roman, in welche Herder das Wesen des letztern setzt: und so die zwischen Mährchen und Roman, die man jetzt fordert. Das Mährchen ist das freiere Epos, der Traum das freiere Mährchen. Goethens Meister hat hier einige bessere Schüler gebildet, wie Novalis, Teks, E. Wagners, de la Motte Fouque's, Arnims Romane. Freilich geben manche dieser Romane, z. B. Arnims, ungeachtet so vieler Glanzstrahlen, doch in einer Form, welche mehr ein Zerstreu- als Sammelglas derselben ist, nicht genug Wärme-Verdichtung des Interesse. Aber die Neuern wollen wieder vergessen, daß der Roman eben so wohl eine romantisch-dramatische Form annehmen könne und angenommen habe. Ich halte sogar diese schärfere Form aus demselben Grunde, warum Aristoteles der Epopee die Annäherung an die dramatische Gedrungenheit empfiehlt, für die bessere, da ohnehin die Losgebundenheit der Prose dem Romane eine gewisse Strengigkeit der Form nöthig und heilsam macht. Richardson, Thümmel, Wieland, Schiller, Jakobi, Fielding, Engel u. A. gingen diesen Weg, der sich weniger zum Spielraum der Geschichte ausbreitet, als zur Rennbahn der Charaktere einschränkt. Jeder Roman muß einen allgemeinen Geist beherbergen, der das historische Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menschheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe. Ein bloß geschichtlicher Roman ist nur eine Erzählung. Ist der Geist eines Romans eine Thierseele, oder ein Gnome, oder ein Plagegeist: so stakt das ganze Gebilde leblos oder thierisch zu Boden. Derselbe romantische Geist findet nun drei sehr verschiedene Körperschaften zu beseelen vor; daher eine dreifache Eintheilung der Romane nach ihrer Materie nöthig ist. — Die erste Klasse bilden die Romane der italienischen Schule. In ihnen fallen die Gestalten und ihre Verhältnisse mit dem Tone und dem Erheben des Dichters in Eins. Was er schildert und sprechen läßt, ist nicht von seinem Innern verschieden, denn kann er sich über sein Erhabnes erheben, über sein Größtes vergrößern? — Einige Beispiele, welche diese Klasse füllen, machen das Spätere deutlicher. Werther, der Geisterseher, Woldemar, Ardinghello, die neue Heloise, Klingers Romane, Donamar, Agnes von Lilien, Chateaubriands Romane, Valerie, Agathon, Titan ꝛc.; lauter Romane zu Einer Klasse, obwohl mit sehr auf- und absteigendem Werthe, gehörig; denn keine Klasse macht klassisch. In diesen Romanen fordert und wählt der höhere Ton, ein Erhöhen über die gemeinen Lebens-Tiefen — die größere Freiheit und Allgemeinheit der höhern Stände — weniger Individualisirung — unbe-

stimmtere oder italienische, oder natur- oder historisch-ideale Gegenden — hohe Frauen — große Leidenschaften ꝛc. ꝛc. Die zweite Klasse, die Romane der deutschen Schule, erschwert das Ausgießen des romantischen heil. Geistes noch mehr als sogar die niedrigere dritte. Dahin gehören z. B. — damit ich durch Beispiele meinen Erläuterungen vorbahne — Hippel, Fielding, Musäus, Hermes, Sterne, Goethens Meister zum Theil, Wakefield, Engels Stark, Lafontaine's Gewalt der Liebe, Siebenkäs und besonders die Flegeljahre ꝛc. Ich will aber lieber sogleich die dritte Klasse, die Romane der niederländischen Schule, dazu nehmen, um beide wechselseitig aneinander zu erhellen; dahinein gehören Smollets Romane theilweise — Siegfried von Lindenberg — Sterne im Corporal Trim — Wutz, Fitzein, Fibel — ꝛc. Die Tiefe ist als die umgekehrte Höhe (altitudo) beides den Flügeln des Dichters gleich brauchbar und wegsam, nur die Mitte, die Ebene nicht, welche Flug und Lauf zugleich begehrt; so wie Hauptstadt und Dorf, König und Bauer sich leichter der romantischen Darstellung bequemen, als der in der Mitte liegenden Marktflecken und Honoratior, aber so wie Trauerspiel und Lustspiel sich leichter in den entgegengesetzten Richtungen einträchtig aussprechen, als Diderots und Iffflands Mittelstücke. Nämlich der Roman der deutschen Schule oder der Honoratioren, und gerade der, welcher meist von Seinesgleichen zugleich geschrieben und gelesen wird, legt die große Schwierigkeit zu besiegen vor, daß der Dichter vielleicht selber auf dem Lebenswege des Helden stehend, und von allen kleinen Verwicklungen umgeben gefaßt, den Helden weder hinauf noch hinunter, noch mit den Folien der Kontraste male, und daß er doch die bürgerliche Alltäglichkeit mit dem Abendrothe des romantischen Himmels überziehe, und blühend färbe. Der Held im Roman der deutschen Schule, gleichsam in der Mitte, und als Mittler zweier Stände, so wie der Lagen, der Sprachen, der Begebenheiten, und als ein Charakter, welcher weder die Erhabenheit der Gestalten der italienischen Form, noch die komische oder auch ernste Vertiefung der entgegengesetzten niederländischen annimmt, ein solcher Held muß dem Dichter nach zwei Richtungen hin, die Mittel romantisch zu seyn, vertheuern, ja rauben, und wer es nicht einsehen will, setze sich nur hin, und setze die Flegeljahre fort. Sogar Werther würde sich aus der italienischen Schule in die deutsche herabbegeben müssen, wenn er nicht allein und lyrisch sich und seine vergrößernde Seele in Nachspiegeln einer kleinen Bürgerwelt aussprächе; denn dies alles ist so wahr, daß wenn der große Dichter selber alles erzählt, und also nur episch, anstatt lyrisch gedichtet hätte, die Verhältnisse der Amtmännin und des Amtmanns und Legationssekretärs gar nicht über die deutsche Schule wären hinaus zu färben gewesen. Gewöhnlicher Weise bauen die drei Schulen, oder Schulstuben in einem Romane wie in einer Bildergallerie quer durch einander hin. An sich versöhnt sich schon die italienische Gattung so gut mit einem lächerlichen Charakter, als sogar das Epos mit einem Thersites und Irus; nur aber spreche nicht der Dichter, sondern der Charakter das Komische aus. Die Romane der Franzosen haben in ihrer Allgemeinheit einen Anflug der niederländischen; aber von den deutschen haben sie nichts, weil ihrer Dichtkunst wie dem russischen Staate, der mittlere Bürgerstand fehlt." — Die Winke, welche der Verfasser der Vorschule im 73. Paragraph des 2. Theils für Romanschreiber hinstellt, sind eben so viele Regeln, welche den Geist dieser Dichtgattung aufklären und können als Warnungstafeln an den Abwegen, die zu Sümpfen und Moorgründen führen, betrachtet werden. Wir setzen auch diese hieher. Kann man über diesen Gegenstand etwas Genialeres und Scharfsinnigeres sagen, als Jean Paul gesagt hat? Und wenn nicht, warum sollen wir denn in unserer eignen Sprache etwas minder Gutes sagen wollen? „Wenn schon das Interesse einer Untersuchung auf einem fortwechselnden

Knoten, Knüpfen und Lösen beruht — wie Lessings Untersuchungen durch das Geheimniß dieses Zaubers festhalten: — so darf sich nirgendwo im Roman irgend eine Gegenwart ohne Keime und Knospen der Zukunft zeigen. Jede Entwickelung muß eine höhere Verwickelung seyn. Zum festern Schürzen des Knotens mögen so viele neue Personen und Maschinengötter, als wollen, herbeilaufen und Hand anlegen; aber die Auflösung kann nur aus dem einheimischen angesponnen werden. Im ersten oder Allmacht-Kapitel muß eigentlich das Schwert geschliffen werden, daß den Knoten im letzten durchschneidet. Hingegen im letzten Bande mit einem regierenden Maschinisten nachzukommen, ohne daß ihn Maschinen in den vorhergehenden angemeldet, ist widrige Willkühr. Kurz der Knoten gehe bloß durch Vergangenheit, nicht durch Zukunft auf. Einige bereiten sich diese Vergangenheit als auflösendes Mittel zwar frühe genug, und trauen sie bedenklich schon auf in den ersten Kapiteln, aber ohne rechte Notwendigkeit durch Gegenwart: nichts ist widerlicher als eine solche Verwahrung (Präservativ-Kur) ohne Krankheit. Was jetzt auftritt, muß nicht bloß erst künftig nöthig seyn, sondern auch schon jetzt. Also antizipire man von der künftigen Vergangenheit so viel man kann, ohne sie zu verrathen, damit man im letzten Kapitel wenig mehr zu sagen brauche als: „Habe ich's nicht gesagt, Freunde?“ — Wollte man die Frage aufwerfen, warum denn in dem Romane diese fortschreitenden Vergangenheit selber, einige Rückschritte in die vorige so verdrießlich werden: so wäre die Antwort, weil die ältere die neuere unterbricht; weil der Mensch, er fange an, wo es sei, doch vor- nicht rückwärts will, und weil die durchgelebte Stunden-Reihe, eine durchgelebte Ursachen-Reihe, und folglich ein System ist, das den obersten Grundsatz lieber in den Anfang als in die Mitte stellt. Habt ihr die bestens mit vire Wirkung, so führt sie erst in der Erzählung auf, wenn ihr vorher deren Ursachen dem guten, aber mißtrauischen Leser vertrauet habt, weil er so oft auf seinem Lesesessel oder Leseesel betrogen und getäuscht — und es sogar in Aesthetiken deutlich liest, daß man auf sein Täuschen ordentlich auszugehen habe, — nicht ohne Grund besorgt, der Dichter habe zur Wirkung sich erst später die Ursache ausgesonnen. Je geistiger die Verwickelung, desto sichrer die Entwickelung, desto besser die gelungene; also sucht lieber Knoten des Willens, als Knoten des Zufalls. Habt ihr zwei geistige Zwecke oder Verwickelungen; so müßt ihr den einen zum Mittel des andern machen; sonst zerreiben sich beide an einander. Es ist sehr gut, eine wahre Entwickelung ein wenig hinter eine scheinbare zu verstecken. Aber man baue dem falschen Errathen vor, welches Schwierigkeiten zwar irrig, jedoch auf Kosten der Erwartung löset. Nie vergesse der Dichter über die Zukunft, die ihm eigentlich heller vorschimmert, die Forderungen der Gegenwart, und also des nur an diese angeschmiedeten Lesers. Die Episode ist im epischen Roman kaum Episode, z. B. im Don Quixote, da er das Leben episodisch nimmt. Im dramatischen sind Episoden häßliche Hemmketten, gesetzt auch, daß sie sich mit spätern Bändern verknüpften; sie müssen durchaus nur als die Abtheilungen früherer Fäden erscheinen. Das Drama hasset die Episode. Wäre die Episode an sich erlaubt: so müßte man aus einer in die andere, aus der andern in die dritte, und so in die Rechnung des Unendlichen fahren dürfen. — Eine Episode mischt sich reizend als Gegenwart in das Hauptwerk, aber nicht als ein verdrießliches Stück abzuerzählender Vergangenheit. Wie die geschichtliche Abschweifung, so die kleinere witzige oder philosophirende; beide nimmt der Leser an dem Anfange und in der Mitte lieber an, als gegen das Ende hin, wo alle Strahlen sich immer enger zum Brennpunkte Eines Interesse drängen. Indeß ist dieser Wink nicht sowohl den Autoren nöthig — denn die Sache treibt sich selber dazu — als den Lesern, damit sie wissen, warum ein Autor, gleich einem Menschen, gerade gegen das Ende

hin, am wenigsten ausschweifs, und nur anfangs so stark. Bleibt entweder in dem allgemeinsten Verhältnisse der Personen und Sachen schwimmen; oder wenn ihr die lokalfarbigsten erlesen, so streicht ihm alle seine gehörigen Farben an, und seht euch vorher in dessen Werkstatt, oder im orbis pictus um. Der Held eines Romans ist häufig der redende Ciceros-Kopf des Autors und dessen stärkster Verräther. Zieht ihm wenigstens nicht mit einem Gefolge von Lobpreisern nach, welche ihm aus allen Fenstern und Logen hinterdrein rufen: vivas! — plaudite! te deum! Wohin man in Richardson nur tritt, stößt man auf einen Menschen oder ein Paar mit breiten Heiligenscheinen und schweren Lorberkränzen in den Händen und unter den Armen, um solche Clarissen oder Grandisonen aufzusetzen. Man denkt dann schlechter von dem Paar; ja oft vom Autor selber, der in dem großen Kopfe des gekrönten Helden seinen eigenen stecken hat. Zeichnet keinen Charakterzug um einen Charakter, sondern bloß um eine Begebenheit darzustellen. Die epische Natur des Romans untersagt euch lange Gespräche, vollends eure schlechten. Denn gewöhnlich bestehen sie in der Doppelkunst, entweder den andern zu unterbrechen, oder dessen Frage in Antwort zu wiederholen, wie Engel häufig thut, oder nur den Witz fortsetzend zu beantworten. Eine andere, nicht bloß dem epischen Ausspröfling, dem Roman aufgegebene Frage, ist die, was früher zu schaffen sey, ob die Charaktere oder die Geschichte. Wenigstens den Charakter des Helden schafft zuerst, welcher den romantischen Geist des Werkes ausspricht, oder verkörpert; je leerer, einseitiger, niedriger die Nebencharaktere hinab, desto mehr verlieren sie sich in das todte, unselbstständige, dem Dichterzepter unterworfene historische Reich. Die Geschichte ist nur der Leib, der Charakter des Helden die Seele darin, welche jenen gebraucht, obwohl von ihm leidend und empfangend. Nebencharaktere können oft als bloße historische Zufälle, also nach dem vorigen Gleichniß als Körpertheile den seelenvollen Helden umgeben, wie nach Leibnitz die schlafenden Monaden (als Leib) die wachende, den Geist. Der unendlichen Weite der Zufälligkeiten sind Charaktere unentbehrlich, welche ihnen Einheit durch ihren Geister- oder Zauberkreis verleihen, der aber hier nur Körper, nicht Geister ausbannt. Auch der Reiseroman, wie das Tagebuch bleibt, wenn nicht die Breite des Raumes und die Länge der Zeit betäubend mit Zufällen überschwemmen sollen, der stillen leitenden Einheit eines Charakters unterthänig. Um sinnliche Genüsse ohne Abbruch sittlicher Theilnahme zu malen, gebe man sie z. B. nicht nur einem ungebildeten Verarmten, sondern auch einem gebildeten Kranken; — so nehmen wir sittlich, froh und gönnend mit Thümmels siechen Helden jeden Leckerbissen. Ueberall stellt sich sinnlicher Genuß sittlich und poetisch durch die Bedingungen der Entbehrung und der Nothwendigkeit dar. Es ist an sich ein guter Kunstgriff, Sachen, die man noch halb verschleiert zeigen will, durch Voreiligkeit oder Mißverständniß der Bedienten und Kinder halb zu entschleiern; nur aber wird die Allwissenheit des Dichters uns willkührlich zu geben und zu nehmen scheinen, wenn er nicht durch das Werk selber den strengsten Gehorsam gegen das Gesetz beweist, durchaus nichts zu erzählen, als nur Gegenwart. Ferner: ein kleiner Umstand überrascht durch eine große Wirkung desto mehr, je früher er da war; nur werde er durch zufälliges Wiederholen gegen Vergessen bewahrt. Deßgleichen: verschonet uns mit einer langen Reiheschrank von Liebestränken (philtris), mit einer goldenen Erlskette aufgefädelter verliebter Herzen, mit einer Baumschnur umhalster Wesen — die Liebe sieht ungern sich vervielfach aufgeführt, bloß weil sie nur in ihrem höchsten Grade ideal ergreift, der aber wenige Wiederholungen erlaubt. Die Freundschaft hingegen verlangt und achtet Genossenschaft; ein Gärtchen mit zwei Liebenden und deren Kindern in den Blumen, und ein Schlachtfeld voll verbunden kämpfender Freunde erheben

gleich hoch. Der letzte, aber vielleicht bedeutendste Wink, den man Romanenschreibern geben kann und schwerlich zu oft, ist dieser: Freunde, habt nur vorzüglich wahres, herrliches Genie, dann werdet ihr euch wundern, wie weit ihr es treibt!"

Romana (Marquis de la), einer der berühmtesten spanischen Feldherren in dem Kriege, den die Spanier seit 1808—14 gegen Napoleon führten, war auf der Insel Majorca geboren, und stammte von einer berühmten Familie ab. Er trat früh in Kriegsdienste, und machte gegen die Franzosen den Feldzug von 1793 unter den Befehlen des berühmten Generals Ventura Caro mit, worin er sich bei mehrern Gelegenheiten auszeichnete. Als im J. 1807 Karl d. Vierte von Spanien auf das Ersuchen des franz. Kaisers 15.000 Mann zur Verstärkung der franz. Armee in Deutschland abschickte, erhielt Romana den Oberbefehl, ward aber, in Deutschland angekommen, den Befehlen des Marschalls Bernadotte untergeordnet, und leistete nach den Ereignissen zu Madrid den 2. Mai 1808 dem vom franz. Kaiser eingesetzten König Joseph Napoleon den Eid der Treue, obwohl er im Herzen der alten Dynastie treu blieb, und nur auf eine Gelegenheit lauerte, sich in sein Vaterland zurück zu begeben. Die von ihm und den Spaniern bezogenen Kantonirungsquatiere auf der Insel Fühnen erleichterten sein Vorhaben. Er trat mit dem Befehlshaber der in der Nähe stationirten Seemacht in Unterhandlung, und verlangte, um sich mit seinem Corps einzuschiffen, englische Transportschiffe. Als diese erschienen, schiffte Romana sich am 9. August, mit Zurücklassung einiger wenigen, etwas zu weit entfernten Detachements glücklich zu Nyborg und Svendborg ein, und langte glücklich zu Corunna an. Nachdem die aus Dänemark mitgebrachten Truppen zu Espinosa geschlagen worden waren, sammelte er die zerstreuten Corps im Königreiche Leon, und bildete mit ihnen den linken Flügel. Im folgenden Jahre gelang es ihm, in Galizien einzudringen. Er brachte diese Provinz in Aufstand, und aus ihr 30.000 streitbare Männer unter seinen Fahnen; ohne etwas weiter zu wagen, beschränkte er sich von nun an allein darauf, Bewegungen an den Flügeln des Feindes vorzunehmen. Damals entwickelte er alle Hülfsquellen der großen Kunst des Kriegführens, brachte einen ganzen Feldzug mit Hin- und Hermarschiren zu, und ermüdete die franz. Generale so, daß sie sich gezwungen sahen, auf einen bestimmten Rückzug bedacht zu seyn. Die weisen, bei der Befreiung Galiziens von ihm angewandten Vorsichtsmaßregeln, erweckte den Enthusiasmus der Engländer, die ihn als den Schutzgeist der Halbinsel ansahen. Dieser Ruf trug jedoch nur dazu bei, ihn wegen seiner bisherigen Ruhe in einen übeln Verdacht zu bringen. Die Centraljunta befürchtete seine Verbindung mit dem Herzog von Wellington, seinen Einfluß auf den Geist der Soldaten, und von nun an gelang es ihm nicht mehr, sich dieselbe wieder geneigt zu machen. Der M. de la Romana galt für den unterrichtetsten und vorsichtigsten der spanischen Generale. Er trug mächtig zur Räumung seines Vaterlandes bei, dem er dabei noch einen wichtigeren Dienst als seine Siege waren, erwieß. Ihm verdankte man die Errichtung des besten Vertheidigungssystems, die allgemeine Bildung seiner Guerillas. Von großen Anstrengungen in den Feldzügen erschöpft, starb er zu Cartayo in Portugal, den 23. Jan. 1811.

Romanien, Rum-Ili, türkische Beglerbegschaft, begriff vor der griech. Insurrektion, mit Ausnahme von Bosna, der Moldau und Walachei, alle europäischen Besitzungen der Türken, lag so zwischen Bessarabien, der Moldau, Walachei, Donau, dem schwarzen, Marmor-, ägäischen, mittelländischen und adriatischen Meere, Dalmatien und Bosna, enthielt auf 5555 □ M. an 6 Mill. Einwohner, und außer den Städten Konstantinopel und Adrianopel 28 Sandschakschaften.

Romanische Sprache ist so viel als neurömische Sprache, d. i. diejenige Sprache, welche in Gallien, Spanien, Italien und andern Ländern, woselbst die Römer mit ihrer Sprache, der lateinischen, geherrscht hatten, zu der Zeit entstand, als deutsche Völker in diese Provinzen eindrangen, und sich Wörter und Wortfügungen der deutschen Sprache mit der lateinischen vermischten. Die merkwürdigste Veränderung, die darin vorging, war die Einführung des Artikels. Im achten bis zehnten Jahrhundert war diese Sprache die allgemeinste, und vornehmlich die Schriftsprache im westlichen Theile des ehemaligen römischen Reichs.

Romanus (Julius), eigentlich Giulio Pippi, der vorzüglichste von Rafaels Schülern und Gehülfen. Er war 1492 zu Rom geboren. Von wem er seinen ersten Unterricht empfangen habe, ist unbekannt. Da er, so lange Rafael lebte, stets bei und unter diesem arbeitete, so war er genöthigt, sich nach dessen Anordnungen und Vorschriften zu richten. Nachher aber folgte er seinem angebornen Genius, der sich zum Schrecklichen und Gewaltsamen hinneigte, und legte so den ersten Grund zur manierten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens dem Siebenten den großen Saal des Constantin vollendet hatte, ging er nicht, wie man wohl geglaubt hat, um dem Zorne des Papstes über die von ihm entworfenen und von Raimondi gestochenen unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn diese erschienen später; sondern auf die Einladung des Grafen Castiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung seines Geistes, sowohl in der Architektur als Malerei. Der Pallast del Té wurde ganz von ihm oder unter seiner Aufsicht von seinen Schülern verziert. Durch seine Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundsätze Rafaels in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode im J. 1546 ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er starb ebenfalls schon in demselben Jahre. So lange Julius Romanus seinen Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, lieblich und gefällig in seinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungestüm seiner Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit seines Styls, durch die Großartigkeit seiner Zeichnung, durch das Feuer seiner Compositionen, durch die Hoheit seiner poetischen Ideen, durch die Kraft seines Ausdrucks in Erstaunen. Man bewundert diese Eigenschaften in dem Sturz der Giganten (im Pallast del Té) und in den Schlachten Constantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachläßigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verstanden, daß in seinem Kopfe zu viel Einförmigkeit herrsche, daß sein Colorit zu sehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister mehr Geist und Kenntnisse in seine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Rafael dal Colle, Primaticcio und Giovanni Battista Mantovano.

Romantisch. Romantische Poesie. Romantische Dichtkunst ist, wie schon der Name andeutet, — denn er stammt von Romanzo her, einem Gemische der lateinischen und germanischen Sprache, in welches Mittelwesen zuerst die Ritterpoesie sich kleidete — eine Tochter der Ritterdichtkunst, oder besser, sie ist diese Ritterpoesie selbst, nur nach Völker und Zeiten und nach ihrem Geiste verschiedentlich umgestaltet. Das Ritterthum war die Wirkung eines hochbegeisterten ritterlichen Sinnes, der mit der frommen Sehnsucht nach wundersamer Großartigkeit einen kindlichen Glauben an das Außerordentliche und Geheimnißvolle verband. Die Seele der Chevalerie, ihr oberster, geistiger Grundsatz, die tiefe Betrachtung des Gemüths über das unaussprechlich Höhere, was in seinem Wesen und seinem Berufe geahnet wurde, veranschaulichte sich in Darstellung ritterlicher Abentheuer, wundervoller Erfahrungen, übermenschlicher Anstrengungen und Wirkungen, und war oft mit leisen mystisch-tief ergriffenen Andeutungen über das verschlei-

erte Grundgeheimniß solcher Erscheinungen begleitet. Religion, Ehre, Tapferkeit und Frauenliebe waren die Ideengeister, welche die Räder des Ritterthums und seiner Dichtkunst herumtrieben, und eine üppige südliche Phantasie erfand für sie eine Welt voll Wunder, Abentheuer, und voll von jenen Gestalten und Ungestalten, welche uns aus den Rittersagen entgegentreten. Der Ritter war kein griechischer Held, den Ruhm, Tapferkeit, Vaterlandsliebe in den Kampf führte; er war ein Christ, und hatte sein Leben und sein Schwert seinem Gotte und seiner Religion, der unterdrückten Unschuld und der holden Frauenschönheit geweiht; seine Poesie, so wie alle seine Gefühle mußten daher, weil Religion und Ehre ihm das Höchste waren, vorzugsweise einen religiösen Charakter annehmen; und Jean Paul Richter, den wir fortan in diesem Artikel wieder allein reden lassen wollen, weil doch kein Mensch leichter besser spricht als er, hat vollkommen Recht, wenn er in seiner Vorschule der Aesthetik sagt: „Ursprung und Charakter der ganzen neueren Poesie läßt sich so leicht aus dem Christenthume ableiten, daß man die romantische eben so gut die christliche nennen könnte. Das Christenthum vertilgte, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, sie drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammen und setze eine neue Geister-Welt an die Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt, und Teufel als Verführer zogen in Menschen und Götterstatuen; alle Erden-Gegenwart war zu Himmels-Zukunft verpflichtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußern Welt noch übrig? — Die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geistern alles unendlich ist oder ungeendigt: so blüthe in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Engel, Teufel, Heilige, Selige, und der Unendliche hatten keine Körper-Formen und Götter-Leiber; dafür öffnete das Ungeheure und Unermeßliche seine Tiefe; statt der griechischen heitern Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit — die zeit- und schrankenlose Verdammniß — die Geisterfurcht, welche vor sich selber schaudert — die schwärmerische beschauliche Liebe — die gränzenlose Mönchs-Entsagung — die platonische und neuplatonische Philosophie. Die erste Frage ist, worin unterscheidet sich denn der romantische Styl vom griechischen? Die griechischen Bilder, Reize, Motive, Empfindungen, Charaktere, selber technische Schranken sind leicht in ein romantisches Gedicht herüber zu pflanzen, ohne das dieses darum den weltseitigen Geist einbüßte; aber rückwärts fände die Verpflanzung romantischer Reize keine bequeme Stätte im griechischen Kunstwerk, höchstens das Erhabene aber nur darum, weil es als Gränzgott Antikes und Romantisches verknüpft. Sogar die sogenannte moderne Unregelmäßigkeit, z. B. der italienischen Oper, der spanischen Komödie ließe sich, — da bloße Technik nicht die Geisterwelt des Dichtens in eine alte und eine amerikanische neue entzwei zu schneiden vermag — mit antikem Geist erfüllen und bewegen; und dies wird durch Bouterweks Bemerkung schön bekräftigt, daß die italienische Poesie bei allem Mangel an Ideen-Fülle, durch Klarheit, Einfachheit und Grazie mehr als jede neuere dem Muster der griechischen nachfolge und nachkomme. Gleichwohl springen die italienischen Formen mehr als die deutschen und die englischen über die griechischen hinaus. Und mit dieser wahren Ansicht widerlegt Bouterwek seine andere, nach welcher er das Romantische sehr in einer ungriechischen Einkindschaft des Ernsten, ja Tragischen und Komischen findet. Denn diese ist so wenig ein nothwendiger Charakter des Romantischen, da er so oft fehlt, als sein Gegentheil ein Charakter des Antiken, wo er häufig da ist, z. B. in Aristophanes, welcher hart und schroff die Erha-

beuheit der Chöre in die Erniedrigung sogar der Götter einmischt, gleichsam die Anschauung des Gemüths in dessen komische Abspannung. Fragen wir doch lieber das Gefühl, warum es z. B. sogar eine Gegend romantisch nennt. Eine Statue schließt durch ihre enge und scharfe Umschreibung jedes Romantische aus; die Malerei nähert sich schon durch Menschen-Gruppirungen ihm mehr und erreicht es ohne Menschen in Landschaft, z. B. von Claude. Ein holländischer Garten erscheint nur als der Widerruf jedes Romantischen, aber ein englischer, der sich in die unbestimmte Landschaft ausdehnt, kann uns mit einer romantischen Gegend umspielen, d. h. mit dem Hintergrunde einer in das Schöne frei gelassenen Phantasie. Was ertheilt ferner den folgenden Beispielen aus der Dichtkunst das romantische Gepräge? In Cervantes Trauerspiel Numantia verschworen alle Einwohner, um nicht von dem Hunger und den Römern unterjocht zu werden, sich zu einem gemeinschaftlichen Sterben. Als es geschehen, und in der leeren Stadt nichts als Leichen und Scheiterhaufen lagen: so trat die Fama auf die Mauer, verkündigte den Feinden den Selbstmord der Stadt und Spaniens künftigen Glanz. — Oder: mitten im Homer die romantische Stelle: da Jupiter von seinem Olymp zugleich die kriegerische unruhige Ebene Troja's und die fernen arkadischen Auen voll stiller Menschen unter einerlei Sonnenlichte übersieht. Oder die obwohl schwächer glänzende Stelle in Schillers Tell, wo das Dichterauge von den gethürmten Gebirgsketten herumschweift in die langen lachenden Kornfluren der deutschen Ebene. Es ist in allen diesen Beispielen nicht das Erhabene, das, wie gedacht, so leicht in das Romantische verfließt, sondern das Weite, welches bezeichnet. Das Romantische ist das Schöne ohne Begränzung, oder das schöne Unendliche, so wie es ein Erhabenes gibt. Den scharf umgränzenden Griechen lag das Zweifellicht des Romantischen so fern und fremd, daß sogar Platon, so sehr Dichter und so nahe der christlichen Erhebung, den wahrhaft romantisch-unendlichen Stoff, das Verhältniß unserer dürftigen Endlichkeit zum Glanzsaale und Sternenhimmel der Unendlichkeit, bloß durch die eng und eckig abgeschnittene Allegorie einer Höhle ausspricht, aus welcher wir Angeketteten die Schattenreihe der wahren Wesen, die hinter uns ziehen, vorüber gehen sehen. Ist Dichten Weissagen: so ist romantisches das Ahnen einer größern Zukunft als hiernieden Raum hat; die romantischen Blüthen schwimmen um uns, wie nie gesehene Samenarten durch das allverbindende Meer aus der neuen Welt, noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Strand anschwammen. Wer ist nun die Mutter dieser Romantik? — Allerdings nicht in jedem Lande und Jahrhunderte die christliche Religion, aber jede andere steht mit dieser Gottes-Mutter in Verwandtschaft. Zwei romantische Gattungen ohne Christenthum, einander in Ausbildung wie in Klima fremd, sind die indische, und die der Edda. Die altnordische, mehr an das Erhabene gränzende, fand im Schattenreiche ihrer klimatischen versinsterten Schauernatur, in ihren Nächten und auf ihren Gebirgen, zum Gespensterorkus eine grenzenlose Geisterwelt, worin die enge Sinnenwelt zerfloß und versank; dahin gehört Ossian. Die indische Romantik bewegt sich in einer allbelebenden Religion, welche von der Sinnenwelt durch Vergeistigung die Schranken wegbrach; diese wurde so groß wie die Geisterwelt, aber nicht voll Polter-, sondern voll Schmeichelgeister, und Erde und Himmel sanken, wie auf einem Meere, einander zu. Dem Indier lebte die Blume mehr als dem Nordmann ein Mensch. Nun rechnet noch sein Klima dazu, diese üppige Brautnacht der Natur, und den Indier, den wie eine Biene, im honigvollen Tulpenkelche ruhend, laue Weste wiegen, und der im süßen Schwanken ausruht. Eben darum mußte die indische Romantik mehr in den Sinnenzauber zergehen; und wenn Mondschein und Ton-Verhall Charaktere und Sinnbilder anderer romantischer Arten sind: so

mag der dunkle Wohlduft die indische bezeichnen, zumal da er so oft ihr Leben wie ihre Gedichte durchspielt. Die orientalische Poesie ist weniger der griechischen, als der romantischen durch die Vorliebe für das Erhabene und das Lyrische, und durch ihr Unvermögen in Drama und Charakteristik und am meisten durch die orientalische Denk- und Fühlart verwandt. Nämlich ein Gefühl der irdischen Nichtigkeit des Schattengewimmels in unserer Nacht, Schatten, welche nicht unter einer Sonne, sondern wie unter Mond und Sternen geworfen werden, und denen das kärgliche Licht selber ähnlich ist, ein Gefühl, als würde der Lebenstag, unter einer ganzen Sonnenfinsterniß voll Schauer und Nachtgeflügel gelebt — ähnlich jenen Finsternissen, wo der Mond die ganze Sonne verschlingt, und nur er selber mit einem strahlenden Ringe vor ihr steht — diese Denk- und Fühlart, welche Herder, der größte Abzeichner des Orients, dem Norden so nahe vorgemalt, mußte sich der romantischen Dichtkunst auf einem Wege nähern, auf welchem das verschwisterte Christenthum sie ganz erreichte und ausformte. Wir gelangen nun zur christlichen Romantik; aber vor ihr ist zuerst zu zeigen, warum sie in Süden (Italien und Spanien vorzüglich) andere Gestalten annahm und erschuf als in Norden, wo; schon der Landes-Boden den heidnischen Vorhof zum christlichen romantischen Allerheiligsten machte. Der Süden zeigt sich schon von Natur und dann in seinen vielfachen historischen Verflechtungen so viel anders, daß man Bemerkungen, welche die Romantik aus ganz andernals christlichen Quellen fließen lassen, erwägen oder berichtigen muß. Der südlichen und frühesten gibt Bouterwek folgende Mütter: erstlich die höhere, von den alten Deutschen herüber gebrachte Achtung der Weiber, und also den geistigern Styl der Liebe. Aber nicht in den altdeutschen Wäldern, sondern in den christlichen Tempeln wohnte die romantische Liebe; und ein Petrarch, der kein Christ ist, wäre ein unmöglicher. Die einzige Maria adelt alle Weiber romantisch; daher eine Venus nur schön, aber eine Madonna romantisch seyn kann. Diese höhere Liebe war, oder ist eben Blüthe und Blume aus dem Christenthum, das mit seinem Feuereifer gegen das Irdische den schönen Körper in eine schöne Seele zerschmelzt, um ihn dann in ihr lieben zu lassen, also das Schöne im Unendlichen. Der Rittergeist — der ohnehin Liebe und Religion Dame, und Notre-dame, nebeneinander auf seine Fahnen stickte — und die Kreuzzüge, welche man zweitens zu Vätern der Romantik machte, sind Kinder der christlichen... In das gelobte Land ziehen, das von zwei Religionen auf einmal, und vom größten Wesen der Erde in ein dämmerndes Reich der heiligen Ahnung, und in einen Isthmus zwischen erster und zweiter Welt für die Phantasie erhoben war, hieß sich romantisch verklären, und sich die tiefe irdische prosaisch und poetisch mit zwei Kräften unterwerfen, mit Tapferkeit und Religion. Was konnten aber Aehnliches die Heroenzeiten, und Argonautenzüge gebären? — Uebrigens ergibt sich von selber, daß das Christenthum, obwohl gemeinschaftlicher Vater der romantischen Kinder, andere in Süden, andere in Norden erzeugen muß. Die südliche Romantik in dem, klimatisch Griechenlande verwandten, Italien muß in einem Ariosto heiterer wehen, und weniger von der antiken Form abfliegen und abfliehen, als die nordische in einem Shakespeare, so wie wieder dieselbe südliche sich anders, und orientalisch-kühner im glühenden Spanien gestaltet. Die nordische Poesie und Romantik, ist eine Aeolsharfe, durch welche der Sturm der Wirklichkeit in Melodien streicht, ein Geheul in Getön auflösend, aber Wehmuth zittert auf Saiten, ja zuweilen ein hinein gerissener Schmerz.

Romanze. Daß ursprünglich die aus der Verstümmelung der lateinischen Sprache entstandenen Volkssprachen der abendländischen und mittäglichen Völker diesen Namen hatten, und zum Theil noch haben, ist bekannt.

Noch jetzt heißt die kastellanische Sprache oder der kastellanische Dialekt der spanischen Sprache, Romanze Kastellan, und daß nicht bloß die Provenzal-, sondern auch die eigentliche französische Sprache diesen Namen geführt, davon sind Beweise zur Genüge vorhanden. Daß aber die italienische Volkssprache diesen Namen geführt habe, ist nicht erweislich. Die italienische Volkssprache scheint immer den Namen Volgare geführt zu haben. Die Benennung der Sprache ging auf die Dichtungen über, welche in ihr geschrieben wurden; allein, welches Volk zuerst Gedichte mit dem Namen Romanze bezeichnet hat, läßt sich schwerlich bestimmen: vielleicht ehe den Inhalt dieser Gedichte. Es ist nemlich wahrscheinlich, daß, da bei der eingeführten christlichen Religion die Religionsgesänge lateinisch, und bei dem damaligen Zustande der Cultur die erzählenden Gedichte die beliebtesten, verbreitetsten waren, diese vorzüglich mit jenem Namen belegt worden. Welche Gattung von erzählenden Gedichten aber, ob die poetisch oder prosaisch abgefaßten oder beide zugleich, und ob die zärtlichen oder heroischen Inhalts, zuerst den Titel Romanze geführt, scheint wieder eben so wenig mit Gewißheit auszumachen zu seyn; da nemlich bei mehr als einem Volke die allgemeine Landessprache Romanze hieß, da jedes Volk seine ihm eigene Cultur und dieser gemäß seine eigene Dichtungsarten hatte: so wäre es sehr leicht möglich, daß zu gleicher Zeit bei dem Einen die Erzählung von Liebeshändeln, und bei dem Andern Heldenthaten ursprünglich mit dem Namen Romanze wären bezeichnet worden. Denn in spätern Zeiten erst, und zwar in Frankreich, unterschied man Roman von Romanze. Unter der letztern Benennung hatte man dort lange Zeit wenig oder gar keine Gedichte; und unter der erstern verstand man prosaische, vorzüglich Liebesbegebenheiten darstellende Dichtungen; und bei dem Einfluß, welchen die französische Literatur vorzüglich auf die unsrige gehabt hat, sind hieraus mancherlei Irrungen über Ursprung alter Gedichte, und sogar in der Theorie der Romane entstanden. Aus dem angenommenen Titel, aus der Ueberschrift sind Gesetze für die Dichtart abstrahirt worden. Bei den Italienern erhielt sich das Wort Romanze, ist aber zu Bezeichnung großer epischer Dichtungsarten in Versen und vorzüglich solcher, welche Thaten aus der Ritterwelt, Abentheuer, darstellten, gebraucht; auch durch Uebersetzung der von solchen handelnden Werken wahrscheinlich zuerst in die italienische Sprache eingeführt worden. Denn Crescimbeni und Quadrio sagen, daß die von ihnen mit dem Namen Romanze belegte Dichtungsart aus Uebersetzung französ. Werke dieser Art entstanden sey; diesem gemäß führen die Gedichte des Pulci, Arioste und alle epischen Gedichte, welche nicht nach den Mustern der Alten abgefaßt sind, den Namen Romanze, und was die Franzosen und wir Roman nennen, vorzüglich den Namen Novelle; obgleich Quadrio diese unter der Benennung von Romanze mitbegriffen hat. Kein Volk ist reicher an Gedichten, welche den Namen Romanze führen, als die Spanier. Sie haben unter dieser Aufschrift zärtliche, historische, moralische, scherzhafte Trauer- und sogar geistliche Gedichte, welche größtentheils in achtsylbigen Versen und vierzeilichten Strophen abgefaßt, und deren Reime größtentheils Assonanzen sind. Ueber den Ursprung derselben bei ihnen ist viel geschrieben worden, und die Araber sind auch hier, so wie bei dem Reime, bei der scholastischen Philosophie u. a. m. das Lösungswort gewesen. Freilich ist nichts bequemer bei Untersuchungen, als so ein allgemeines Wort vorzuschreiben; denn es überhebt mancher Mühe: nur Schade, daß damit der eigentliche Untersucher nicht befriedigt wird. Und wie in aller Welt hätten denn die Spanier es erst an den Arabern lernen dürfen, Liebes- und Trauer- und heroische Begebenheiten in Versen zu erzählen? Von wem haben es denn diese oder die alten deutschen und nordischen Völker gehört? Führt denn die menschliche Natur nicht selbst

darauf? Wo sind denn die eigentlichen Beweise in dem Inhalte, dem Bau der Versart der spanischen Romanze für ihren arabischen Ursprung zu finden? Liegen sie etwa darin so zu Tage, wie z. B. in dem französischen regelmäßigen Drama die griechische Abkunft? — Man kann zugeben, daß bei dem Verkehr der Spanier mit den Arabern, es mehr Veranlassung zu wunderbaren, rührenden, heroischen Begebenheiten und Situationen und zu Besingung derselben gab; aber Veranlassungen zu Dichtungen können noch nicht Ursprung derselben heißen. Sollten die Araber so sehr viel Einfluß auf die spanische Literatur gehabt haben, so müßten sich noch viel mehr Spuren in der spanischen Sprache finden; selbst der Name Romanze stimmt nicht mit dieser Behauptung überein, eben so wenig wie Ton, und Gang und Darstellungsart derselben. Je älter sie sind, je simpler ist dieser Ton, dieser Gang dieser Darstellungsart. Aber man vergleiche nur die Coplas de Calainos, mit irgend einem ähnlichen arabischen Gedichte, z. B. aus dem Moallakat, und man hat die ältesten sogar zu Uebersetzungen aus dem Arabischen machen wollen. Eben so sehr widerspricht im Ganzen der Versbau der Romanzen ihrer arabischen Abkunft. Die ältesten sind zwar gereimt, und ein und derselbe Reim scheint, so wie in dem eben angeführten Moallakat, das Ganze mit einander zu verbinden. Aber die mehresten sind in Assonanzen geschrieben, und von dieser Versart scheint im Arabischen sich keine Spur zu finden, und im Spanischen ist sie sehr späten Ursprungs. Von den vielen spanischen Dichtern, die Romanzen geschrieben, sind besonders folgende zu erwähnen: Pedro de Pudilla, Bart de Fortes Naharro, Alonso de Fuemes, Juan de la Cueva, Lope de Vega Carpio, de Quevede, Ant. Hurtado de Mendoza u. A. Den Franzosen ist, wie gedacht, unter dem Titel Romanzen diese Dichtart nicht bekannt gewesen, nicht daß es an solchen erzählenden Liedern gefehlt hätte. Unstreitig gehört zu den heroischen derselben der so bekannte Gesang von Carl dem Großen und Roland, welchen Taillefer sang. In den folgenden Zeiten verlor sich die Dichtungsart. Zwar soll Voiture nach seiner Rückkunft aus Spanien dergleichen in Frankreich eingeführt haben, auch finden sich in seinen Werken allerdings Balladen; aber wenn solche gleich auch hier erzählende Lieder sind, so weichen sie doch von dem Ton der Romanze in mehreren Stücken ab. Die mehrsten haben Refrains, und weder Gedanke noch Ausdruck sind naiv und natürlich darin. Erst in neuern Zeiten lebte die Romanze wieder in Frankreich auf; die Operette scheint dazu die Veranlassung gegeben zu haben, und in vielen derselben sind dergleichen zu finden. Aber auch einzelne sind deren geschrieben worden, vorzüglich von Fr. Aug. Par. Moncrif, Berquin, Feutry, Fabre d'Eglantine, J. G. Ferrary, Al. de Tilly. — Was in frühern Zeiten bei den Engländern Romanze hieß, war auch, wie bei den Italienern, Erzählung von Ritterthaten. Die später hierher eigentlich gehörigen Gedichte führen den Namen von Balladen. Diese alten Gesänge sind indessen nicht älter, was auch über ihr hohes Alter gesagt worden ist, als aus den Zeiten der Königin Elisabeth. Aber in jenen Zeiten sind deren noch viel mehrere vom eigentlichen Volksdichtern geschrieben worden, wie es schon unter andern aus einer Stelle im ersten Theile von Shakspeare's Heinrich dem Vierten erhellen würde, wenn wir nicht aus einer Stelle in Percys Abhandl. über die Minnesänger wüßten, daß noch viele Sammlungen davon übrig sind. Auch gehört noch in diesen Zeitpunkt (1521) das bekannte Nutbrowne Maide, welches Prior paraphrasirte. In den Zeiten Carls des Zweiten erhielt die Ballade oder Romanze in England eine andere Gestalt. Der treuherzige Ton der alten Balladen-Dichter stach gegen den Geschmack, die Ueppigkeit, und Ton der Zeit zu sehr ab, als daß man ihn nicht lächerlich finden sollte; man schrieb also komische Mährchen, und nannte sie Balladen. In den neuern Zeiten hat man zu der schönen Einfach-

heit und Natur der alte Ballade zurückzukehren versucht, und hat sie wieder ernsthaft und rührend gemacht; und die Dichter, welche hierin am glücklichsten gewesen, sind: Rowe, Prior, Gay, Tickell, Shoustone, Mallet, Goldsmith, Percy, Cartwright, Teede, Hannah Moore, u. s. w. Dem Begriffe der Romanze steht jener der Ballade fast so ganz gleich, daß die Theorie der letztern auch für die erstere gelten kann. Man sehe daher zur weitern Erklärung den Art. Ballade nach.

Romberg (Andreas), einer der berühmtesten Tonsetzer und Violinisten der neuern Zeit, wurde 1767 geboren. Er war ein Sohn von Heinrich Romberg, der Musikdirektor zu Münster und ein Virtuos auf der Clarinette war. 1784 machte er mit seinem Vetter Bernhard, dem noch lebenden Virtuosen auf dem Violoncell, seine erste Kunstreise nach Paris, ward 1790 Mitglied der trefflichen churkölnischen Hofkapelle in Bonn, ging beim Ausbruch der franz. Revolution nach Hamburg, und ward daselbst beim Orchester des schröderischen Theaters angestellt. 1795 trat er in Gesellschaft seines Vetters eine Kunstreise über Deutschland nach Italien an, von der 1797 er nach Hamburg zurückkam. Hier ließ er sich 1801 häuslich nieder. Im J. 1815 ging er an Spohrs Stelle als Musikdirektor nach Gotha, wo er an den Folgen eines Schlagflusses nach längerer Krankheit am 10 Nov. 1821 starb. Romberg hat sich besonders als Instrumentalcomponist ausgezeichnet. Auch in seinen Symphonien, Quartetts und Quintette, voll des reizendsten Melodienflusses und der anziehendsten Modulation, nähert er sich am meisten unserm großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er sich erworben als Gesangscomponist, namentlich durch die Composition Schiller'schen Gedichte, z. B. der Glocke, der Macht des Gesanges u. a., mit Begleitung des Orchesters, und einer einzigen Oper, z. B. der Ruinen von Palnucci; hier hört man fast nur den Instrumentalcomponisten, und seine Deklamation ist mitunter sehr fehlerhaft. Auf mehreren seiner Reisen hat er sich als einen Violinisten von der gediegensten Ausbildung gezeigt.

Römer (Geschichte der). Die Lateiner (s. d. Art.) bildeten sich von Askanius bis Numitor unter 14 Reg. 382 J. lang ruhig fort. Numitor verlor seinen Thron durch seinen Bruder Amulius; aber seine Nachkommen durch die Rhea Sylvia (s. d. A.), die Zwillinge Romulus u. Remus (s. d. A.), bauten sich einen desto festern an die Tiber, wohin sie eine Colonie aus Alba Longa 753 v. Chr. führten und den ersten Grund zu Rom, der künftigen Königin der Erde, legten. Die Colonie von Alba Longa bestand aus 3300 Kriegern, die sich zwischen die Colonie von Evander auf dem palatinischen Hügel eindrängte, und die durch sie vergrößerte Stadt mit einem Graben und Erdwall umgab. Romulus und Remus, ihre beiden Anführer, standen ihr zuerst in Gesellschaft vor; nach seines Bruders Tode trat Romulus mit dem Königstitel und höchster Richter und Priester, und erster Anführer im Kriege, an die Spitze eines Staats, der von Norden nach Süden, von Fidenä bis zur Tibermündung, etwa drei deutsche Meilen lang war. Zum Zeichen seiner Königswürde umgab er sich mit 300 Reutern, einem militärischen Gefolge; in Gesellschaft mit einem Senat von 100 alten erfahrnen Männern, in welchem er Vorsitz und Vortrag hatte, überlegte er jedes Regierungsgeschäft, und führte dessen Beschlüsse entweder sogleich aus, oder wenn der Gegenstand so wichtig war, daß er dem übrigen Volk vorgelegt zu werden verdiente, so trug er ihn mit dem Gutachten des Senats seinen drei Tribus, die in 30 Curien stimmten, in Comitien vor. Aus den Nachkommen dieser Senatoren bildeten sich die Patricier, und aus den Nachkommen der 300 Reuter die Ritterstand in Rom. Demnach führt man schon auf Romulus eine griechisch geformte monarchische Verfassung, die durch einen aristokratischen Senat und den Miteinfluß des Volks gemäßigt war, den Ursprung

der Patricier und Plebejer, und deren enge Verbindung durch die Verhältnisse der Patronen und Clienten, zurück. S. d. Art. Romulus. Dem Numa Pompilius (J. d. St. 38 — 81) legt man während seiner friedlichen Regierung die Einführung der ersten Künstler, die Verbesserung des Calenders, und die Feststellung der Regierungsverfassung, wie die Einführung der Augurien, verschiedener Priesterklassen zur Handhabung der Religion, selbst des Kriegs- und Völkerrechts (meist nach dem Muster der Etrusker) bei; dem Tullus Hostilius (J. d. St. 82 — 113) die Verbesserung des Kriegswesens, und die Erweiterung des römischen Gebiets drei Meilen weit nach Südosten durch die Zerstörung von Alba Longa, deren Einwohner nach Rom auf den albanischen Hügel verpflanzt wurden; dem Ankus Martius (J. d. St. 114 — 137) die Besetzung des aventinischen Hügels und des Janikulum, den Bau der Tiberbrücke, die Anlegung des Hafens Ostia an der Tibermündung nebst einer kleinen Colonie, und die Wiederherstellung des von seinem Großvater eingerichteten Gottesdienstes. Tarquinius Priskus (J. d. St. 138 — 175), ein reicher Ausländer, durch seinen Vater Demaradus aus Korinth abstammend, der von Tarquinii in Etrurien, wohin sich sein Vater als Kaufmann mit seinen Leuten und Reichthümern geflüchtet hatte, nach Rom gezogen war, schien zur Verschönerung von Rom der schicklichste König zu seyn. Dem Servius Tullius (J. d. St. 176 — 219) eignet man die treffliche Vertheilung der gesetzgebenden Macht unter dem Volk, und die Organisation einer innern Polizei durch den Census zu. Er theilte alle römische Bürger in sechs Classen und 193 Centurien ein, und ließ die erste und reichste Classe aus 98, die vier folgenden aus 94, und die letzte zahlreichste und ärmste Classe aus 1 Centurie bestehen. So lange nun in Comitien nach Centurien gestimmt wurde, und die Mehrheit jeder Centurie nur Eine Stimme ausmachte, so war alles Uebergewicht in den Händen der reichen Bürger von Rom, welche die meisten Lasten des Staats trugen. Tarquinius II. (J. d. St. 220 — 244) setzte mit Glück die kleinen Kriege mit den italischen Völkerschaften fort, und vergrößerte das Gebiet von Rom durch die Eroberung der Stadt Gabii. Unter den letzten Regierungen geschahen manche Schritte von den Königen zur Vernichtung der bisherigen Verfassung. Lange gährte es deßhalb beim Volke im Stillen; bei Gelegenheit der Entehrung der Lukretia durch einen Tarquinier brach die Gährung aus, und endigte sich mit der Vertreibung der Könige aus Rom. Die Aristokratie hatte das Königthum in Rom vernichtet: aber nur zu ihrem Vortheil, nicht zur Gründung einer vernünftigen Freiheit. Denn die beiden Consuln traten bloß, ohne alle weitere Aenderung, an die Stelle des Königs; das Volk blieb ganz von allem Einfluß auf die Regierung ausgeschlossen, und stand unter dem Druck der Patricier. Zwar so lange der vertriebene König noch einen Anhang in Rom hatte, und darauf unter dem Beistande, besonders der Etrusker und Lateiner, mit der Rückkehr der Königswürde drohte, ging man schonend mit dem Volke um; kaum aber waren diese Gefahren überstanden, so fingen die Beleidigungen der Patricier, besonders seiner Schulden wegen, an. Das Volk, der Mißhandlungen überdrüssig, und von neuem durch die Patricier, die ihm Erleichterung versprachen, getäuscht, zog bewaffnet zum Mons Sacer (J. d. St. 261, v. Chr. G. 493), und der Senat sah sich gezwungen, mit den Unzufriedenen einen Vergleich zu schließen. Man verwilligte ihnen einen besondern Sachwalter, den heiligen Tribunus Plebis, mit fürchterlich großen Rechten. Nur die Ruhe war von kurzer Dauer. Die Armuth des Volks, zu dessen Ernährung das kleine Gebiet von Rom nicht hinreichte, und für das die öffentlichen Magazine immer gefüllt werden müßten, wenn es nicht Hunger leiden sollte; die partheiische Rechtspflege der Consuln, der damals einzigen Verwalter der Justiz; die Versuche des Adels, die

erzwungenen Verwilligungen entweder zu vernichten, oder doch zu schmälern, erhielten die Gemüther in beständiger Spannung. Die Armuth sollte durch die gleichere Vertheilung des den Feinden abgenommenen Landes, oder die Lex Agraria, die Spurius Cassius nach der Besiegung der Hernicier und Volsker gab, gemindert werden. Nur ihrer Ausführung standen solche Schwierigkeiten entgegen, daß sie der Gegenstand eines langwierigen Streits wurde. Die zweite Quelle der Klagen sollte ein Gesetzbuch versiopfen, zu dem man endlich, nach langem Widerspruch der Patricier, welche die unbeschränkte Verwaltung ihres Magistrats für ein heiliges und unveräußerliches Recht ihres Standes ansahen, Materialien aus Großgriechenland und Athen (J. d. St. 300) zusammentrug. Darauf setzte man eine eigene Gesetzcommission als höchste Obrigkeit, ohne daß ein Tribun oder ein Consul, so lange ihr Geschäft dauerte, neben ihnen stand, nieder; doch mit der Hoffnung, daß sie, nach römischer Sitte, nach Beendigung ihrer Arbeit von selbst wieder abdanken würde. Als die zwölf Tafeln, die Basis aller spätern römi. Legislationen, fertig waren, erwartete man, daß die Gesetzcommission nun von selbst abdanken würde; statt dessen verwirrte sie die Republik und setzte ihre höchste Würde fort, bis endlich ihre Tyrannei sie stürzte, und eine allgemeine Empörung beider Stände gegen sie das Consulat und die heilige Tribunenwürde, die ganze vorige Staatsverfassung, in allen ihren Theilen wieder herstellte. Noch fehlte den Plebejern die Theilnahme an dem Consulat und dem Priesterthum, und die Aufhebung alles Unterschieds zwischen ihnen und den Patriciern durch die Freigebung der Ehen zwischen beiden Ständen. Schon im J. d. St. 308 wurde die Erlaubniß der Wechselheirath und der Zutritt der Plebejer zu dem Consulat und den damit verbundenen Priesterverrichtungen in Anregung gebracht. Die erste wurde zugestanden; dem letzten wurde (J. d. St. 309) dadurch ausgewichen, daß man 6 militärische Tribunen mit consularischer Gewalt zu den Kriegsgeschäften zu erschaffen versprach, an welcher Würde das Volk Theil nehmen könne; aber um dasselbe nicht zu der ganzen consularischen Gewalt gelangen zu lassen, trennte man davon alles, was die Consuln sonst noch seit den Zeiten des abgeschafften Königthums zu verwalten pflegten, nämlich die heiligen Priesterverrichtungen und die Censur, und behielt beide Rechte den Patriciern allein vor (J. d. St. 310). Während dieser innern Kämpfe ließ die neu entstandene Republik keine Schwäche gegen außen spüren; der Wechsel der Feldherren in den jährlich ab- und antretenden Consuln war ihren kriegerischen Unternehmungen nicht nur nicht schädlich, weil noch alle Kriege in der Nähe und gegen rohe Horden zu führen waren, sondern trieb vielmehr die Feldherren zu lebhafterer Betreibung ihrer Kriege an, um vom Consulat nicht ohne Triumph abzutreten. Hundert Jahre ohngefähr nach der Vertreibung der Könige (J. d. St. 344) war Rom bereits durch die wiederholte Besiegung der Sabiner, Herniker, Volsker und Etrusker der beträchtlichste Staat von Italien geworden, dessen Gebiet in der einen Richtung von Falerium bis Anxur, und in der andern von den Spitzen der Apenninen bis an das Meer hinlief. Ihre raschern Fortschritte in der Eroberung von Italien hielt nur eine Zeitlang der Einbruch der senonischen Gallier auf, die, durch die Römer selbst gereizt, von Clusium gegen Rom aufbrachen, und nach einer gewonnenen Schlacht bei Allia (J. d. St. 363) in Rom als Sieger einzogen und die ganze Stadt in einen Aschenhaufen umwandelten. Nach 7 Monaten gingen die Gallier wieder ab, man weiß nicht gewiß, ob durch Manlius gezwungen oder nach einer mit der Besatzung im Capitolium geschlossenen Capitulation. Seit dem die Plebejer nun (seit J. d. St. 353) aus ihrer Mitte consul. Tribunen sahen, erwachte auch aufs neue ihr Verlangen nach den übrigen vormaligen Würden des Consulats, und die Tribunen trugen nun auf die Verwandlung der consularischen Tribunen in die ehemaligen Consuln, auf

Erleichterung des Schuldenwesens und die Einschränkung liegender Gründe an, die bei keinem Privatmann 500 Jugern übersteigen sollten. Ein allgemeiner Partheienkampf, der fünf Jahre lang (J. d. St. 377 — 382) die Republik in eine Art von Anarchie versetzte, indem sie keinen Magistrat mit vollziehender Gewalt, sondern nur Tribunen und Aedilen hatte; zuletzt siegten die Plebejer wieder, und sahen (J. d. St. 387) ihren ersten Mitgenossen mit dem Consulat bekleidet. Um doch einen Theil ihrer bisherigen Macht zu retten, trennten die Patricier die Justiz vom Consulat, und eigneten ihrem Stande allein die Prätur zu. Nun fehlte nur noch, daß auch alle Plebiscita allgemeine Verbindlichkeit bekamen, so war die Demokratie gegründet. Und auch dieses ward bei einem Aufstande (J. d. St. 466) durchgesetzt. Selbst unter der Wiederaufbauung von Rom gingen die Kriege gegen Italien aufs neue fort, mit den Lateinern (bis J. d. St. 416), den römischen Colonien, die sich von ihren Verpflichtungen gegen ihren Mutterstaat los zu machen suchten, mit den Etruskern, Samnitern, Campaniern und Tarentinern. In jedes eroberte Land ward von Rom aus eine Colonie geschickt, um die Ueberwundenen schnell zu romanisiren; ferner ward denselben Tribut von Lebensmitteln und Kleidungsstücken für die römischen Heere, und die Verpflichtung auferlegt, denselben als Bundesgenossen in den Krieg zu folgen. Zum Besitz von ganz Italien, nach seinem Umfang in den alten Zeiten, fehlte nun den Römern nichts mehr als Tarent, das sie, von den Tarentinern selbst gereizt, gleich nach der Gründung der Demokratie (472) angriffen. Die Tarentiner riefen zur Vertheidigung ihrer Stadt den Pyrrhus (s. d. A.) von Epirus, der aber bald, des Kriegs mit den Römern überdrüssig, nach Sizilien zog, wohin man ihn verlangte. Die Erscheinung dieses Helden in Italien bewog die Römer und Carthager, ihre alten Bündnisse zu erneuern, und ihnen einen gegenseitigen Vertheidigungsbund auf den Fall des Angriffs von dem König Pyrrhus beizufügen. Noch eine kurze Zeit schlossen sie Tarent, wo Pyrrhus eine Besatzung zurückgelassen hatte, in Gemeinschaft ein; schon dieses erste Mal nicht ohne offenbare Spuren einer Eifersucht. Tarent ging an die Römer über (J. d. St. 482), und die Art, wie die Carthager von ihren Bundesgenossen schieden, ließ für die Zukunft keine lange Freundschaft ahnen. Schon Pyrrhus sah voraus, Sizilien werde der Kampfplatz dieser beiden Nebenbuhler werden. Die Carthager hatten auf der Insel mehrere Plätze inne; die Römer besaßen auf derselben bis jetzt nichts: aber durch die Stadt Rhegium beherrschten sie die eine Seite der Meerenge, die Sizilien und Italien trennt. Auf der andern Seite besaßen jetzt die Mamertiner, campanische Soldaten, die Stadt Messana durch die schrecklichste Mißhandlung ihrer vorigen Einwohner, zu deren Schutz sie von Hiero nach Messina geschickt worden waren. Hiero wollte diesen Frevel an ihnen bestrafen, und belagerte die Stadt. Die Mamertiner, bereit, sich der Macht zu unterwerfen, welche sie vertheidigen würde, aber noch unter sich uneins, ob sie Römer oder Carthager zur Vertheidigung rufen sollten, ließen endlich beiden durch ihre verschiedenen Partheien ihre Stadt anbieten. Die Römer zögerten, weil sie solchen Bösewichtern keinen Beistand leisten wollten; und die Carthager wurden daher von den Mamertinern nach Messana aufgenommen; eine wichtige Erwerbung für sie: denn im Besitz von Messana theilten sie mit den Römern die Herrschaft von der Meerenge. So forderte nun das eigene Interesse der Römer, die Carthager wieder zu vertreiben, und wie sie es wünschten, so gelang es auch. Aber dadurch ward zugleich der Grund zum ersten punischen Kriege gelegt. Bei dem Anfange desselben (J. d. St. 489) war es also bloß auf den Besitz von Messina und die Beherrschung der Meerenge von Sizilien abgesehen: aber im Fortgange war der Zweck desselben bis auf die Verdrängung der Carthager aus Sizilien ausgedehnt, die auch bei dem Friedensschluß

erfolgte. So traten die Römer mit vergrößertem Gebiet, durch einen Theil Siziliens, und angelernt zum Seekriege aus diesem ersten Kampf mit Carthago. Schifffahrt und Handlung gewannen von nun an schnellen Fortgang, und zu ihrer Herrschaft auf dem mittelländischen Meere fehlte ihnen nur noch Sardinien, das noch überdies ein reiches Kornmagazin für ihr armes Volk zu Rom versprach. Auch diese Insel preßten die Römer unter Androhung eines Kriegs wegen vorgeblich begangener Seeräubereien den Carthagern mitten in dem Frieden ab. Bei dieser Ausbreitung der römischen Schifffahrt und Handlung war den Römern seit dem Ende des ersten punischen Kriegs viel an der Sicherheit der Meere gelegen, weßhalb sie vor allem den Seeräubereien der Illyrier die am adriatischen Meer ostwärts bis Macedonien (in dem heutigen Dalmatien, auf Corfu und den umherliegenden Inseln) wohnten, steuern mußten, deren Häfen diesem Gewerbe so treffliche Zufluchtsörter anboten. Sie siegten auch hier, und durch einen vierjährigen Krieg gegen die Gallier sicherten sie Italien. Während jene Kriege mit Illyrien und Gallien geführt wurden, zogen die Eroberungen der Carthager in Spanien den zweiten punischen Krieg (536—552) herbei, der von Hannibal (s. Annibal) nach Italien getrieben wurde, mit der nicht unwahrscheinlichen Hoffnung, die, durch unzufriedene Bundesgenossen und Unterthanen, übel zusammenhängende Macht der Römer aufzulösen. Nach der Schlacht am Ticinus gingen schon 12.000 gallische Reuter zu Hannibal über: aber die übrigen italienischen Völkerschaften zauderten, und wollten erst abwarten, welche Wendung das Glück der Waffen nehmen würde. Hannibal drang daher immer auf entscheidende Schlachten. Nach der am Trebia und (im Frühling des zweiten Jahrs) am See Trasimenus wurden die östlichen und westlichen Theile von Italien, durch die Anwesenheit Hannibal's und seine Siege, von den Römern abgerissen; Hannibal eilte darauf in den südlichen nach Apulien, wo ihm aber Fabius mit seinem lauernden System im Wege stand, bis der Consul Varro durch seine völlige Niederlage in der Schlacht bei Cannä den griechischen Städten Muth zum Abfall gab. Jetzt besaßen die Carthager einen größern Theil von Italien, als selbst die Herren des Landes, die Römer. Kaum konnte Hannibal von nun an die Provinzen decken, welche zu ihm gefallen waren; mehrere mußte er verlassen, die ihn dann die Politik zu verheeren rieth, damit die Römer sie nicht nutzen möchten, — ein Schritt der Noth, durch den er selbst in denen, die er noch behauptete, verdächtig und verhaßt wurde. Auch von diesen gingen zuletzt die lange mit aller Kraft vertheidigten, Capua und Tarent, verloren, und andere wurden aufgegeben, weil Hannibal das kleine Heer, das Strapatzen, Wollüste, Schlachten und Scharmützel ihm gelassen hatten, nothwendig auf engem Raum zusammenhalten mußte. Nach 16 J. rief ihn endlich Scipio's (s. d. Art.) Landung in Afrika zur Rettung seiner Vaterstadt aus Italien, und die Schlacht bei Zama endigte den Kampf höchst glorreich für die Römer. Die Ueberwindung der Carthager vergrößerte die römische Herrschaft durch Sizilien und die carthagischen Besitzungen in Spanien. Gegen Macedonien trug es seit der Schlacht bei Cannä einen unversöhnlichen Haß in seinem Herzen, weil Philipp III. mit Hannibal in Unterhandlung zu einem Bündniß getreten war (s. d. St. 540). Demnach, um den römischen Staat zu rächen und Athen zu vertheidigen, mußte die carthagische Armee, ohne Italien zu berühren, nach Epirus segeln. Sie fanden schon bei ihrer Ankunft den Attalus von Pergamus und die Rhodier, als römische Bundesgenossen, gegen Philipp in Waffen: doch ward er erst im dritten Jahre von Flaminius bei Cynoscephalä völlig überwunden (s. d. St. 557). Jetzt nützten die schlauen Römer diesen Sieg noch mit großer Mäßigung; und ohne vom ionischen Meer Besitz zu nehmen, begnügten sie sich, die Griechen unter dem

Titel römischer Freunde zu isoliren, und Philipp durch die Beraubung seiner Flotte und Landarmee, und durch 1000 Talente Kriegskosten, die er erlegen mußte, zu schwächen. Jetzt kam die Reihe an den syrischen König, Antiochus d. Gr. (s. d A.). Er konnte es nicht dulden, daß die Römer festen Fuß in Griechenland, der Vormauer Asiens, faßten; aus dem Grunde sandte er ein syrisches Heer nach Europa, um Griechenland dem römischen Einflusse zu entziehen; doch seine Landmacht ward nach Asien zurückgetrieben, seine Flotte von der römischen, die von den Carthagern, Rhodiern und dem Eumenes gebildet war, geschlagen. Die Römer unter den Scipionen folgen dem fliehenden Antiochus über den Hellespont, und brachten ihm bei Magnesia die zweite Niederlage bei, durch die er sich gezwungen sah, den Frieden zu verlangen. Er erkaufte ihn durch 15.000 Talente, die er in verschiedenen Terminen zu bezahlen versprach, und durch die Abtretung aller Länder diesseits des Taurus, mit denen die Römer ihre Bundesgenossen, die Rhodier und den Eumenes, belohnten. Auch in Italien war es noch nicht ruhig. Die Ligurier der Apenninen vertheidigten so lange ihre Freiheit, bis sie die Römer aus ihren Wäldern und Gebirgen in die vom zweiten punischen Kriege her noch verlassenen offenen Gegenden von Italien verpflanzten; die Gallier streiften über die Alpen, wohin sie seit Jahrhunderten ihre Menschenfülle entluden, bis sich eine Colonie von Lateinern, die letzte innerhalb der Alpen, in Aquileja zur Vertheidigung des Landes gegen solche Ueberschwemmungen angesiedelt hatte; die Gallier am Po waren immer in Bewegung, weil sie den Verlust ihrer Freiheit nicht verschmerzen konnten, und in Etrurien standen von Zeit zu Zeit die Sklaven auf, die das Kriegsglück aus tapfern Kriegern zu diesem harten Stande verdammt hatte, und beschäftigten öfters unter tapfern und kriegserfahrnen Anführern starke römische Heere. Unter diesen kleinern Kriegen rückte der schwere Kampf heran, den der römische Staat mit dem regenerirten Macedonien unter Perseus (s. d. Art.) zu bestehen hatte. Noch unter Philipp III. hatte das Reich an innerer Kraft wieder zugenommen, weil die Römer, zufrieden mit seinem Benehmen während des Kriegs mit Antiochus dem Großen, nicht so genau auf die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Friedens drangen. Perseus, selbst voll hohen Kriegesmuths, trat den Kampf an mit einem wohl disciplinirten und geübten, und nach dem Muster des macedonischen Phalanx gebildeten furchtbaren Heere, von kriegerischen Thraciern und Illyriern (in Verbindung mit Epirus) unterstützt, und im Besitz von allem, was zu einem Kriege gehört: mit gefüllten Klassen und Magazinen (s. d. St. 584). Immer geneigt zum Frieden, brachte er mit seinem unüberwindlichen Phalanx den römischen Feldherren zwei Jahre lang nichts als Niederlagen bei, daß endlich selbst die Rhodier hervortraten, und bei den Römern unter Androhung ihrer Feindschaft auf Frieden mit Perseus antrugen. Aber Rom schloß nie nach Niederlagen Frieden. Paul Aemil trat im dritten Jahre auf den Kampfplatz und endigte durch die schreckliche Schlacht bei Pydna (s. d. St. 586) mit der völligen Niederlage des macedonischen Phalanx den gefährlichen Krieg; und um den Sieg vollkommen zu machen, mußten ihm auch Perseus und Gentius in Illyrien als Gefangene in die Hände fallen. Wer hätte den glücklichen und stolz gewordenen Römern nun noch widerstehen mögen? In Syrien entschieden sie (s. d. St. 590) Kronstreitigkeiten, in Aegypten theilten sie (s. d. St. 595) das Reich. Allerwärts entschieden sie durch Machtgebote, und die Welt gehorchte. Carthago sank durch den dritten punischen Krieg (s. d. St. 604—608); ein schon vorher so tief gesunkener Staat konnte seiner Nebenbuhlerin nur ein größeres Gebiet, aber keine Erschütterung ihrer Tugend geben. In Macedonien stand ein falscher Perseus auf, der den Römern zwei Feldzüge, den Macedoniern dagegen ihre Freiheit, die sie noch bisher

behauptet hatten, kostete. Der achäische Staatenbund sträubte sich gegen den gebieterischen Ton der Römer, und ward durch Mummius gänzlich aufgelöst. Nach der Zerstörung von Corinth, die er vollzog, brach das ganze Sittenverderbniß los, das seit geraumer Zeit die römische Republik bedroht hatte. Die Römer hatten kein Hehl, daß nicht mehr Vertheidigung ihres Reichs, sondern Erweiterung seiner Grenzen ihre Absicht sey, daß sie Eroberer und Räuber werden wollten. Das westliche Spanien ward angefallen (J. d. St. 607) und durch Verrätherei, gebrochene Verträge, und jedes niedrige Mittel, das die Eroberung befördern kann, stückweise unterjocht: und da ein Kampf von 10 Jahren Viriath (s. d. A.) nicht überwinden konnte, so wurden Meuchelmörder gegen ihn gedungen, um den Weg zum nördlichen und östlichen Spanien zu öffnen. Mit der Ländersucht der Republik, von der sie einen neuen Beweis durch die Einziehung des Königreichs Pergamus und der attalischen Schätze (J. d. St. 620) gab, ob es gleich mit dem Testamente Attalus III. so richtig nicht seyn mochte, wetteiferte die Raubsucht ihrer Magistrate und die Habsucht der reichgewordenen Landeigenthümer. In Rom selbst hatte sich die Lage der Einwohner binnen einem Jahrhundert völlig umgekehrt. Man zählte noch vor 50 Jahren gewöhnlich 300.000 Bürger, jetzt aber durch die Freilassung so vieler Sklaven, die unter der Firma des Namens ihrer Herren, als ihre Klienten und ein Theil ihrer Familie, zu dem Range der Bürger gekommen waren, gegen 400.000: eine ungeheure Zahl. Doch bestand der größte Theil der Bürger aus einem armen Pöbel, dessen Hunger der Staat durch häufiges Austheilen von Getreide abzuhelfen suchen mußte. Schon Lälius ging damit um, der Noth des armen Volks zu steuern; gab aber bei den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstemmten, aus Mangel an Energie den Vorsatz wieder auf. Desto muthiger ging T. Gracchus (s. d. A.), der jetzt aus Verdruß über die Aufhebung eines von ihm in Spanien geschlossenen Traktats alle Kriegsdienste aufgegeben hatte, ein Bürger der mit Rechtschaffenheit Beredsamkeit und Unerschütterlichkeit verband, an die Ausführung dieses großen Plans. Als Tribunus Plebis erneuerte er (J. d. St. 620) das Gesetz, das Licinius schon vor 250 Jahren gegeben hatte, daß kein Hausvater mehr als 500 Jugern Feld besitzen sollte, doch wegen der großen Veränderung, die in dieser Zeit mit dem Vermögenszustand vorgegangen war, mit der Abänderung, daß jedem außer dieser Ackerzahl noch halb so viel für jedes seiner Kinder bleiben könne. Der Ueberschuß der Ackerzahl sollte jedem Eigenthümer aus dem öffentlichen Schatz abgekauft und unter die Armen unentgeldlich vertheilt werden. Doch der gesammte Adel hintertrieb dies Gesetz mit Gewalt: unter Scipio Nasika's Dolche fiel Gracchus, und 300 Bürger wurden mit ihm vom Adel ermordet. Mit demselben Zwecke im Auge theilte sein Bruder, C. Gracchus (s. d. A.), der (J. d. St. 628) Tribun war, dasselbe Schicksal. Der Consul Opimius griff die Parthei des Gracchus mit den Waffen in der Hand an, und Cajus blieb mit 3250 Bürgern auf dem Platze. Das römische Bürgerrecht, das man in früherer Zeit wenig achtete, hatte jetzt den größten Werth, da jeder einzelne römische Bürger frei von allen Abgaben war, seine Person, als unverletzlich und heilig, weder gegeißelt noch getödtet werden durfte, und jeder sich als Mitregent der eroberten Welt betrachten konnte. Die Bundesgenossen hatten durch ihr Blut die römische Welt mit erobern helfen, und es schien billig, daß sie dieselbe auch mit regierten. Mit Neid sahen sie, daß die Einwohner der Municipalstädte ohne Schwierigkeit auf die Bürgerlisten in Rom kamen, welches sie entweder gar nicht erlangen konnten, oder durch Kunstgriffe erschleichen mußten. Wegen des Bürgerrechts der Bundesgenossen kam es 34 Jahre lang zu keiner Entscheidung, obgleich die Ansprüche darauf bei jeder Gelegenheit erneuert wurden. Als nun M. Livius Dru-

is, als Tribun, den Vorschlag aufs neue feierlich aufstellte, und er wie-
er hintertrieben wurde, so brach den Bundesgenossen die Geduld, und
er größte Theil derselben trat unter der Anführung der Marser, Samni-
r und Lukanier in Aufstand, wodurch Rom in Italien wieder nur auf
in Gebiet von wenigen Meilen eingeschränkt wurde. Der Krieg zog sich mit
echselndem Glück bis in das Jahr 664 hinein, wo der röm. Senat den fried-
chen Bundesgenossen das Bürgerrecht einzeln verwilligte, um die im Aufstand
Begriffenen zu bewegen, die Waffen niederzulegen, um im Frieden auch dasselbe
u erlangen. In den gleich darauf folgenden Bürgerkriegen, durch welche
anze Völkerschaften ausgerottet und proscribirt und ihr Land an römische
Bürger vertheilt wurde, ward vom Rubikon bis an die Meerenge von Messina
lles römischer Bürger. Ein großes Unglück für den römischen Staat!
Die Bestechungen, durch welche schon seit einiger Zeit alle Volksversamm-
ungen geleitet wurden, regierten sie nun noch viel häufiger; die Faktionen
urden zahlreicher und heftiger, die Demagogen durch sie mächtiger, und
a man schon seit einiger Zeit bei den häufigen Unruhen bewaffnet auf den
omitien zu erscheinen pflegte, Mord und Blutvergießen gewöhnlicher.
Während dieser Bewegungen ward Marius (s. d. Art.) ein allgemein be-
ühmter, theils verabscheuter und gefürchteter Name. Er beendete den lang-
wierigen jugurthinischen Krieg zu seinem großen Ruhm. Während der letzten
kte dieses Kriegs kam die Botschaft nach Rom (J. d. St. 645), es wälze sich
in flinkes, lang gestrecktes, handfestes Volk in 300.000 bewaffneten Manns-
ersonen mit Weibern und Kindern auf Wägen, gegen die römische Grenze,
nd bedecke ganze weite Ebenen. Es waren die Cimbern und Teutonen.
Schon hatten sie verschiedene römische Heere, die Illyrikum und Gallien gegen
e vertheidigen sollten, unter Carbo, Silanus, Skaurus und Cassius zu-
ückgeschlagen; zuletzt an der Rhone den Cäpio und Manlius mit dem Ver-
ust von 80.000 Römern und 40.000 Menschen aus dem Troß des Heers,
nd unter der Erbeutung von zwei römischen Lagern überwunden. In der
Bestürzung darüber ward Marius auch für das folgende Jahr zum Consul
ewählt. Sein Consulat ward ihretwegen bis ins vierte Jahr verlängert,
eil er mit dem Angriff zauderte, bis sich die Horde theilte. Drei Tage
ang stürmten die Ambronen und Teutonen Marius Lager vergeblich. Nun
ollten sie es unerobert hinter sich lassen, und Marius ließ sie auch ruhig
or seinem Lager vorüberziehen; jetzt erst, nachdem er sie sicher gemacht hatte,
olgte er ihnen in schnellen Märschen nach, und brachte ihnen in ihrer
Sicherheit (J. d. St. 651) bei der römischen Colonie des Sextius (aquae Sex-
ae, Aix in Provence), fast ohne Widerstand eine völlige Niederlage
ei. Von dem Schlachtfelde zog er sich in die Gegend oberhalb Verona,
nd im folgenden Jahre (J. d. St. 652) rieb er in Vereinigung mit Catu-
us auch die Cimbern, den letzten Rest dieser fürchterlichen Horde, auf.
inem um sein Vaterland so vielfach verdienten Feldherrn, der auch als
nterbefehlshaber in dem Kriege mit den Bundesgenossen so manchen glück-
chen Streich ausgeführt hatte, schien die Feldherrnstelle gegen Mithri-
at (s. d. Art.) im Pontus nicht entgehen zu können, weil der Kampf
it ihm sehr ernsthaft war. Dennoch wurde Sulla (s. d. Art.) durch
en Senat zum Feldherrn gegen Mithridat ernannt (J. d. St. 666).
aum aber war Sulla mit dem Heere bis nach Campanien gekommen, als
er Tribun Sulpitius für den Marius den Oberbefehl vermittelte. Sogleich
hrte Sulla mit dem Heere nach Rom zurück, bewirkte den Sieg seiner
arthei und eine neue Consulwahl. Marius flüchtete nach Afrika. Doch
ährend Sulla Mithridats Heere in Griechenland besiegte, kehrte Marius
ach Rom zurück, und wüthete gegen die Parthei des Sulla. Marius starb
6 v. Chr.; Sulla landete mit 60.000 Mann bei Brundusium (83), und

Pompejus (s. d. Art.) führte ihm drei selbstgeworbene Legionen entgegen. Gegen diese Macht konnte die Gegenparthei nicht durchdringen, an deren Spitze Carbo und der jüngere Marius standen, nachdem Sertorius nach Spanien gegangen war. Vor den Thoren Roms ward eine mörderische Schlacht geliefert, wo Crassus den Sieg auf Sulla's Seite brachte. Ein fürchterliches Blutbad in Rom selbst, die allgemeine Proscription der Anhänger des Marius, und Sulla's Ernennung zum Diktator auf unbestimmte Zeit, waren die Folgen dieses Sieges. Nach zweijähriger Verwaltung legte (79) Sulla die Diktatorwürde nieder. Nach seinem Tode begann der Kampf im Innern von Neuem. In Spanien stand (bis 72) Sertorius (s. d. Art.) an der Spitze einer neuen Verfassung, welche der römischen nachgebildet war. Er schlug mit Hülfe der Spanier und Lusitanier, die ihm vertrauten, die gegen ihn gesandten römischen Feldherren; selbst Pompejus und Metellus kämpften zwei Jahre ohne Erfolg gegen ihn, bis ihn Perperna, der nach der Herrschaft über Lusitanien strebte, ermorden ließ (62). Doch Perperna selbst ward darauf vom Pompejus gefangen und auf dessen Befehl hingerichtet. Kaum hatte Pompejus den Kampf in Spanien vollendet: so beendigte er auch den Sklavenkrieg (61) bei seiner Landung in Italien, nachdem Crassus schon die Hauptschläge in demselben gegen den Spartakus (s. d. Art.) geführt hatte. Mit ungewöhnlichem Glücke und in einem Zeitraume von 30 Tagen beendigte Pompejus gleichfalls den Seeräuberkrieg. Eben so glücklich besiegte Pompejus den König von Pontus, Mithridat (s. d. Art.). In Syrien entthronte Pompejus den letzten Seleuciden; das Land ward, in Verbindung mit Phönizien, Pontus und der größte Theil von Paphlagonien, unter dem Namen Bithynien, — und frühzeitig Cilicien — römische Provinz. Noch vor seiner Rückkehr war Catilina's Verschwörung durch Cicero's (s. d. Art.) Sorgfalt vereitelt worden, in welche wahrscheinlich selbst Cäsar und Crassus (s. beide Art.) verwickelt gewesen waren (64 und 63). Der geächtete Catilina ward (62) mit seinem Heere bei Pistoja aufgerieben, und fiel als ein gerechtes Opfer seiner Verschuldung. Als Pompejus (61) siegreich aus Asien zurückkehrte, hielt er sich in jeder Hinsicht für den ersten Mann des Staates. Er fand aber bald, daß eine große Parthei des Senats nicht für ihn war, als Cato, Metellus und Lukullus die Bestätigung seiner in Asien gemachten Einrichtungen und die Belohnung seiner Armee verweigerten. Dadurch gekränkt, änderte er sein politisches System, und trat von der aristokratischen zur Volksparthei. Cäsar knüpfte eine genaue Verbindung mit dem Pompejus an, und söhnte diesen mit dem Crassus aus; die Verbindung hieß Triumvirat. Cäsar ließ sich von dem Volke als Proconsul, die beiden Provinzen Gallien nebst Illyrien, mit 4 Legionen auf 5 Jahre ertheilen, indeß Crassus ähnlichen Ruhm in Asien einernten wollte; allein unglücklich endigte sein Kampf gegen die Parther. Er selbst floh nach Armenien, und ward hier, bei einer Unterredung mit dem Oberfeldherrn der Parther, ermordet. Schon wogte in Rom, wo Pompejus sich aufhielt, und wo das Interesse des Cäsars von dem Tribun Curio mit Heftigkeit vertheidigt wurde, wiederholt der Partheigeist auf, als der Senat (7. Jan. 49) erklärte: daß, weil der gallische Krieg beendigt sey, Cäsar seine Armee entlassen, und vor dem 1. März aus Gallien gehen solle, widrigenfalls er für einen Feind der Republik erklärt werden würde. Dies war der Grund zum Bürgerkriege. In 60 Tagen war dem Cäsar Italien, mit Sardinien und Sizilien, unterworfen; darauf ging er nach Rom, und bemächtigte sich des öffentlichen Schatzes. Von da eilte er nach Spanien, wo sich ihm die Legionen des Pompejus unter Afrikanus und Petrejus ergaben; und nun erst folgte er, nachdem er sich in Rom zum Consul für das nächste Jahr hatte wählen lassen, dem Pompejus nach Griechenland.

In der Schlacht bei Pharsalus (20. Jul. 48) ward das Schicksal des Pompejus entschieden. Er mußte Griechenland verlassen und floh nach Aegypten, wo er (28. Sept. 48) an der Küste getödtet wurde. Drei Tage darauf landete auch Cäsar in Aegypten. Er wurde durch seine Siege, die ihm die Diktatorwürde auf 10 Jahre verschafften, unumschränkter Herr. Nur die königliche Krone schien ihm noch zu fehlen; eben wollte er seine Legionen gegen die Parther führen, als er (15. März 44) in der pompejanischen Curia in der Versammlung des Senats ermordet ward. Doch vermochten weder die Verschwornen noch die aristokratische Parthei die Republik zu retten, ihre Langsamkeit, Menschlichkeit oder Furchtsamkeit, mit der sie die der cäsarischen Anhang verfolgten, flößte diesem neuen Muth ein, und aus ihm traten drei Männer, Antonius, Oktavian und Augustus (s. diese Art.) zu einem neuen Triumvirate hervor. Sie verfolgten die republikanische Parthei unerbittlich; die Proscriptionsliste ging ihnen nach Rom voraus: noch nie hatte das Schreckenssystem in Rom so sehr gewüthet, als während dieses Triumvirats. Die edelsten und reichsten Männer wurden geopfert. Als sie Rom zu einer Oede gemacht, folgten sie den republikanischen Heeren und vernichteten sie im Jahre 42 v. Chr. in der zweitägigen furchtbaren Schlacht bei Philippi (s. d. Art.). Doch bald geriethen die Staatsräuber, die nach dem Fall der Republikaner sich in das Römerreich getheilt hatten, selbst in Zwietracht. Lepidus ward von Oktavian seiner Armee beraubt, sowie Antonius in der Seeschlacht (21) bei Aktium besiegt, und die Republik fiel unter der Alleinherrschaft desselben. War bis zu seiner Alleinherrschaft sein Charakter und sein Betragen nicht selten höchst zweideutig: so muß doch seine Staatsverwaltung, seit er Alleinherrscher war, als zweckmäßig und wohlthätig anerkannt werden. Vielleicht aus Besorgniß eines ähnlichen Schicksals, wie den Cäsar traf, nahm er die höchsten Würden des Staates nur einzeln, gewöhnlich nur auf fünf oder zehn Jahre, und jedesmal nach einigem Weigern auf dringendes Bitten des Senats an, der ihm (27) den Beinamen Augustus gab, weil Oktavian den Diktatortitel ablehnte. Unter ihm blieben alle ehemalige republikanische Aemter, doch nur dem Namen nach; er ließ die republikanischen Formen, und vereinigte dagegen die Kraft und Macht des ganzen Staates in seiner Person. Keine blutigen Thaten, keine Schreckensscenen bezeichneten die folgenden Zeiten seiner langen Regierung, die friedlich und den Wissenschaften und Künsten wohlthätig war, in der aber auch, da während derselben ein ganzes Geschlecht abstarb, der republikanische Geist allmählig verschwand. Für die Provinzen war diese Staatsveränderungen sehr vortheilhaft, indem die Macht der Präfekten beschnitten und dort für das öffentliche Wohl weit mehr als früher verwandt wurde. Unter August begann das goldene Zeitalter der römischen Literatur und Kunst: man ahmte die Griechen mit Geschmack und Glück nach; nicht nur gingen die vornehmen römischen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, sondern auch zahlreiche griech. Gelehrte strömten nach Rom, und besorgten dort die Erziehung. Die Sprache erreichte ihre höchste Ausbildung, die Bühne erhielt Meisterstücke; die Beredsamkeit stand auf ihrem höchsten Gipfel. Die philosophischen Systeme der Griechen, Epikur und Zeno, fanden großen Beifall. Griechische Künstler schmückten Rom mit prächtigen Gebäuden und Meisterstücken der Skulptur. Aber das Sittenverderbniß stieg mit dem Luxus bald ins Ungeheure. — Das Reich erhielt indeß unter August noch mehrere Erweiterungen. Das nördliche Spanien und das westliche Gallien wurden unter ihm völlig den Römern unterworfen; hartnäckiger waren aber die Kämpfe gegen die Deutschen. Ein Theil derselben fiel in Oberitalien ein. August schickte seine Stiefsöhne

(von seiner zweiten Gemahlin Livia), Tiberius und Drusus (s. d. A.) gegen sie, und Deutschland wurde bis an die Donau (15 v. Chr.) von Rom abhängig. Schon früher war Pannonien (35 v. Chr.) und Mösien (29 v. Chr.) bezwungen worden. Darauf trat Drusus in Gallien auf, und begann (seit 12 v. Chr.) seine Kämpfe mit den Deutschen auf dem rechten Rheinufer. Nach den Niederlagen, die er den Cheruskern, Tenkteren und Catten beibrachte, drang er (10 v. Chr.) bis an die Weser und (9 v. Chr.) bis an die Elbe vor. Nun ging Tiberius über den Rhein und stand nicht ohne Glück, aber nicht mit so glänzendem Erfolge, wie ehemals sein Bruder, den Deutschen gegenüber. Auf ihn folgte (2–9 n. Chr.) Quintilius Varus (s. d. Art.), dem der kühne junge Fürst der Cherusker, Hermann (s. d. A.), im Teutoburger Walde (9 v. Chr.) eine völlige Niederlage beibrachte. Tief fühlte August diesen Verlust; auch schickte er den Tiberius nebst dem Germanikus (s. d. Art.) nach Deutschland, die Schmach des römischen Namens zu rächen. Ihm gelang es (14—16 n. Chr.) bis in die Nähe der Weser vorzudringen und bei Idistavisus (bei Minden) zu siegen. Auf August, folgte sein Stiefsohn Tiberius (s. d. Art.) (14—37 n. Chr.), ein hinterlistiger, finsterer, blutdürstiger Charakter. Auch er ließ, wie sein Vorgänger, noch einen Schatten der republikanischen Form; allein Männer von Geist wurden aus den öffentlichen Aemtern verdrängt, damit seine Schmeichler sie erhalten konnten. Um, bei seinem grenzenlosen Mißtrauen, seine Person sicher zu stellen, dehnte er die von August gegebene lex julia majestatis gegen alle, welche die Majestät des römischen Volkes verletzen würden, auf die Majestät seiner Person aus, und elende Delatoren waren die Werkzeuge, den nicht nur die rechtschaffensten und thätigsten, sondern auch die reichsten Männer aufgeopfert wurden. Ihm folgte der von ihm adoptirte jüngste Sohn des Germanikus, Caj. Caligula (s. d. Art.) (47—31). Anfangs regierte er mit einer Menschlichkeit, die ihm allgemeine Liebe bewirkte. Dann fiel er aber in eine gefährliche Krankheit, von der er nur zu genesen schien, um die Folgezeit seiner Regierung mit den schändlichsten Thaten und mit den willkührlichsten Machtstreichen des Despotismus und der wildesten Grausamkeit zu bezeichnen. Er fiel als das gerechte Opfer einer Verschwörung. Die Garden erhoben nach ihm seinen bejahrten Oheim Claudius (s. d. Art.) (41—54) auf den Thron, der zwar selbst (43) einen Feldzug nach Britannien unternahm, bald aber bloß das Werkzeug seiner schändlichen Weiber, der Messaline und Agrippine, und der Freigelassenen, Narcissus und Pallas wurde, die unter seinem Namen mit der wildesten Grausamkeit wütheten. Agrippine bewirkte bei dem Kaiser die Adoption ihres, ihm von dem Domitius zugebrachten, Sohnes, des Domitius Nero, der auch, nach des Claudius Vergiftung mit Uebergehung des Sohnes, des Britannikus, von den Garden als Cäsar ausgerufen ward. Nero (s. d. Art.) (54—68), ein Zögling des Seneka, äußerte im Anfang seiner Regierung edle Grundsätze, und machte einige gute Anstalten. Bald aber überließ er sich eben so den kindischsten und zügellosesten Ausschweifungen, wie den wildesten Grausamkeiten. Die Empörungen in mehrern Provinzen zeigten die allgemeine Erbitterung über diesen letzten Sprößling des Cäsars, der, verlassen von seinen Anhängern, durch die Hand eines Freigelassenen fiel (11. Jun. 68), welchem er selbst den Dolch dazu reichte. Dem Nero folgten in 2 J. vier Imperatoren; zuerst der hochbejahrte Galba (s. d. A.) (Jun. 68), Anführer der spanischen Legionen. Von dem Senate bestätigt, ward er doch schon nach einer 6monatl. Reg. von seinem bisherigen Freunde Otho (s. d. A.) (Jan. 64) mit Hülfe der Garden gestürzt. Allein auch diesem stellte sich, an der Spitze der deutschen Legionen, Vitellius (s. d. A.) gegenüber, und Otho,

in Oberitalien von dem Vitellius besiegt, stürzte, nach einer kurzen Regierung von 90 Tagen, in sein eigenes Schwert. Der Schwelger Vitellius verwüstete darauf auf seinem Zuge nach Rom (April 69) die vorliegenden Provinzen, überließ die Regierungsgeschäfte seinen habsüchtigen Freigelassenen und bereicherte sich durch die Hinrichtung edler Römer. Gegen ihn empörten sich die syrischen Legionen, die (1. Jul. 68) ihren Feldherrn, den T. Fl. Vespasianus (s. d. A.), zum Imperator ausriefen, vor dessen Ankunft in Rom bereits (20. Dec. 69) Vitellius ermordet worden war. Vespasian (69—79), dessen Haus dem Staate drei Kaiser gab, brachte von neuem Ordnung und Ruhe in das Reich, indem er die Finanzen neu organisirte, die von Nero freigegebenen Länder wieder als Provinzen einzog, die verfallene Disciplin in dem Heere herstellte, den Senat und die Ritterschaft von unwürdigen Mitgliedern reinigte, beide durch bessere Individuen ergänzte, dem Senate einen Theil seines vorigen Einflusses zurückgab, die Delationen und judicia majestatis aufhob, und mehrere große Gebäude in Rom (z. B. das Coliseum) aufführte. Unter ihm ward in Palästina, welches (44) römische Provinz und zu Syrien geschlagen worden war, wegen der beständig erneuerten Empörungen der Juden, Jerusalem (2 Sept. 70) durch den Titus (s. d. A.) eingenommen und zerstört. Dieser Titus, der schon im J. 70 zum Cäsar (Nachfolger) ernannt worden war, folgte (79—81) seinem Vater, und gab das seltene Beispiel eines Fürsten, der auf dem Throne besser wurde, als er vorher gewesen war. Gerechtigkeitsliebe, Wohlthätigkeit und Sanftmuth bezeichneten seine kurze Regierung, und erwarben ihm allgemeine Liebe und Anhänglichkeit. Ihm folgte sein jüngerer Bruder Domitianus (s. d. A.) (81—96), der bald den Weg des Tibers, Caligula und Nero betrat. Er stützte seinen Despotismus auf das Militär, dessen Sold er erhöhte, und ward (96) in seinem Zimmer erwürgt. Der Senat ernannte, nach dem Erlöschen des flavischen Hauses, den bejahrten Nerva (s. d. A.) (96—98) zum Kaiser. Das vom Domitian erneuerte Schreckenssystem, und mit ihm die judicia majestatis und die Verfolgungen der Christen hörten wieder auf, die Abgaben wurden vermindert, und für die Armen, für die Erziehung der Kinder, für die Verbesserung der Gerichtspflege, für die Belebung des Gewerbfleißes und für die Verschönerung Roms ward zweckmäßig gesorgt. Vorzüglich groß war sein Verdienst, daß er den Spanier Trajan (s. d. Art.) (97) adoptirte und zum Nachfolger (98—117) bestimmte. Trajan behielt auf dem Throne die Einfachheit seines vorigen Lebens und die Anspruchlosigkeit seines Charakters. Er stellte die Freiheit Roms so weit wieder her, als sie mit der Monarchie vereinbar war. Mit Erfolg besiegte er (101—103) den König der Dacier, Decebal, und machte (106) Dacien (d. i. die Moldau, Walachei und Siebenbürgen) zur römischen Provinz. Selbst gegen die Parther war er (413) glücklich, und nach den Siegen seines Feldherrn Cornelius Palma, verband er (116) Arabien bis an das rothe Meer mit den orientalischen Provinzen des römischen Reiches. Er starb, vom Schlage getroffen, in Cilicien. Ein Anverwandter von ihm, Adrian (s. d. Art.) (117—138), folgte ihm, von den Truppen und dem Senate anerkannt. Den Anbau der Wissenschaften und Künste im ganzen Umfange des Reiches beförderte er. Friedlich war sein Regierungssystem; er gab die neuerlich eroberten Provinzen, Armenien, Assyrien und Mesopotamien wieder auf und verglich sich mit den Parthern. Ihm folgte der von ihm adoptirte Titus Aurelius Antoninus (vergl. d. Art.) 138—161), der wieder den Marcus Aurelius Antoninus und den Lucius Verus hatte adoptiren müssen. Während der gesegneten Regierung der beiden Antonine verflossen 42 glückliche Jahre. Gerechtigkeits- und Friedensliebe

war der unterscheidende Charakterzug beider Fürsten. Unter Antoninus Pius blieb die unter Adrian eingeführte treffliche Einrichtung des Ganzen; die Provinzen blühten zu neuem Wohlstande auf; einzelne Unruhen wurden bald gestillt, und die Deutschen an den Gränzen des Reiches von Angriffen auf dasselbe abgehalten, so wie die vom Don her sich nähernden Alanen zurückgeschlagen. Im Geiste des Antoninus Pius wirkte Mark Aurel (s. d. Art.) (161—180) fort, der den Beinamen des Philosophen auf dem Throne zu behaupten wußte. Mit seinem Tode (17. März 180) verschwand das goldene Zeitalter des röm. Reiches auf immer. Sein Sohn T. Commodus (s. d. A.) (180—192) entweihte nur zu bald durch Ausschweifungen und Mordlust den ehrwürdigen auf ihn vererbten Namen Antoninus, und trat in die Fußtapfen des Nero. Seine eigene Maitresse gab ihm, im Einverständnisse mit dem Präfektus Prätorio, Lätus, einen berauschenden Trank, und ein gedungener Gladiator mordete ihn während des Rausches. Die Mörder des Commodus erhoben den bejahrten Pertinax (192) auf den Thron und die Garden und der Senat erkannten ihn an. Die Festigkeit und Geradheit aber, mit welcher er die Mißbräuche der vorigen Regierung aufhob und besonders die völlig gesunkenen Finanzen durch Einschränkungen am Hofe und bei dem Heere wieder zu verbessern suchte, war dem verdorbenen Geiste der Garden zuwider. Er fiel, nach einer kurzen Regierung, durch einen Haufen derselben (28. März 193); darauf boten die Garden die Kaiserwürde feil. Didius Julianus erstand sie als der Meistbietende. Als aber Sept. Severus (s. d. Art.), an der Spitze der Legionen in Illyrien, sich Rom näherte, sprach der Senat über den Didius Julianus (1. Jun. 193) das Todesurtheil aus. Nach ihm bestieg mit großen Feldherrntalenten Septimus Severus (193—211) den Thron; auch brachte er mit Strenge neue Ordnung und Disciplin in das Reich; nur daß er ausschließend die Soldaten begünstigte. Seine beiden Söhne folgten ihm zugleich auf dem Throne; doch erstach der ältere, Bassianius (bekannter unter dem Namen Caracalla s. d. Art.), seinen jüngern Bruder Geta, und regierte 211—217 nach Grundsätzen des Caligula und Nero. Er fiel als Opfer der Verschwörung des Obersten der Leibwache, Macrin, der nach ihm (217) den Thron bestieg, aber schon 218 auf einem Heereszuge in Asien ermordet wurde. Ein Seitenverwandter des Sept. Severus, Bass. Heliogabalus (s. d. A.) (218—222), schwang sich durch Bestechung der Legionen auf den Thron. Die Regierung dieses unreifen Jünglings war ein Gemisch der kindischsten Thorheiten, der wildesten Verschwendung und der ausschweifendsten Wollüste. Er fiel durch die Garden. Sein von ihm, auf Verlangen des Senats, adoptirter Vetter, Alexander Severus (s. d. Art.) (222—235), brachte seltene Anlagen und eine hohe Empfänglichkeit für Rechtlichkeit und Tugend in einem Zeitalter auf den Thron, wo Laster und Sittenverderben allgemein herrschend geworden waren. Ein flüchtiger schöner Traum war die Regierung dieses edlen Kaisers. Seine Sparsamkeit aber und die beabsichtigte Reform des ausgearteten Soldatenstandes veranlaßten ein Aufstand der Legionen unter dem Thracier Maximin, in welchem er in seinem Zelte (235) in der Nähe von Mainz ermordet ward. Mit der Thronbesteigung des Maximin (235—238) erreichte der militärische Despotismus den höchsten Gipfel im römischen Reiche. In Afrika rief das Volk den achtzigjährigen Proconsul Gordian, nebst dessen Sohne gleiches Namens, zu Augustis aus. Der Senat erkannte sie an; allein Maximin befehligte gegen sie den Statthalter Capellian von Mauritanien. Der jüngere Gordian blieb in der Schlacht; der Greis entleibte sich selbst. Da nun Maximin gegen Rom aus Deutschland aufbrach, so wählte der Senat den Präfektus

Urbi, Maximus Pupienus, und den Clodius Balbinus zu Augustis, die, auf Verlangen des Volkes, den dritten Gordian (Enkel des Proconsuls) zum Cäsar ernannten. Bei der Belagerung von Aquileja fiel Maximin (238) durch seine eigenen Soldaten; die Garden aber ermordeten die beiden vom Senate ernannten Auguste (Jul. 237), und riefen den Cäsar Gordian zum Augustus aus. Unter der kurzen Regierung dieses Jünglings (238—244) wurden zwei Siege in Asien gegen das neuperssische Reich und in Mösien gegen die Gothen erkampft. Der Anführer der Garde, Philipp (ein geborner Araber), ließ (244) den Kaiser tödten, und folgte ihm (244—249) in einer Regierung, welche durch Grausamkeit, Habsucht und Strenge bezeichnet ward. Allgemein war die Unzufriedenheit mit seiner Regierung. Der Feldherr Decius besiegte ihn bei Verona, und ward auf kurze Zeit (249—251) sein Nachfolger; denn er blieb im Kampfe gegen die Gothen. An seiner Stelle riefen die Legionen (251) den Gallus zum Augustus aus: er und sein Sohn wurden aber nach einem mit den Gothen schimpflich abgeschlossenen Frieden (253) von dem Mauritanier Aemilian erschlagen, allein auch dieser, schon nach 3 Monaten, von den gall. Legionen unter dem Valerian gestürzt. Valerian (254—259) nahm seinen Sohn Gallienus (s. d. Art.) zum Mitregenten an, und machte manche zweckmäßige Einrichtungen. Doch das erschöpfte Reich litt von den Persern, Gothen und Deutschen heftige Angriffe, und obgleich der Feldherr Aurelian gegen die letztern mit glücklichem Erfolge kämpfte, so ward doch der Kaiser selbst von den Persern gefangen. Unter seinem ausschweifenden Sohne Gallienus (259—263) schien sich das römische Reich in einzelne kleine Staaten auflösen zu wollen, wie sich die Statthalter in den meisten Provinzen für unabhängig erklärten, und überall Usurpatoren auftraten, während die Franken Gallien verwüsteten, und die Alemannen und Gothen an dem Rheine und der Donau das römische Reich bedrohten. Gallienus ward (268) vor Mailand, wo er den Usurpator Aureolus belagerte, von seinen eigenen Leuten ermordet, und der Dalmacier Aurelius Claudius (268—270) von dem Heere zum Kaiser ausgerufen. Dieser besiegte die Alemannen und Gothen, starb aber im Lager bei Sirmium an der Pest. Er selbst hatte den Aurelian (s. d. A.) (270—275) zu seinem Nachfolger bestimmt, der auch dem Reiche auf kurze Zeit neue Haltung und Sicherheit gab, indem er die Alemannen, Vandalen und Gothen, und in Asien die Königin Zenobia von Palmyra besiegte. Freiwillig aber räumte er (274) Dacien, und versetzte die dortigen römischen Colonisten nach Mösien. Seine frühzeitige Ermordung in Illyrien (275) hinderte ihn in der Ausführung seiner wohlthätigen Entwürfe zur Wiederherstellung des Reiches. Nach einer halbjährigen Thronerledigung besetzte der Senat, auf Verlangen des Heeres, den Thron mit dem Greise Claudius Tacitus (275), der aber schon 276 auf einem Zuge gegen die Gothen starb. Probus, ein Illyrier, ward darauf von den syrischen Legionen (276—282) auf den Thron erhoben. Seine Siege gegen die Deutschen am Rheine und an der Donau und gegen die Perser verwischten in ihm jene Mäßigung selbst gegen seine Feinde nicht, die unter seine wesentlichsten Vorzüge gehörte. Seine Soldaten gewöhnte er an strenge Disciplin; allein eben diese wilde Masse ermordete ihn (Aug. 282) in einem plötzlich ausgebrochenen Aufstande. Da ward der Anführer der kaiserlichen Garde, Aurelius Carus (282—283), von dem Heere zum Kaiser erhoben, der seine beiden sehr ungleichen Söhne, den Aurelius Carinus, einer der verworfensten Menschen, und den sanften, durch Wissenschaften ausgebildeten Aurelius Numerianus zu Cäsaren ernannte. Der Vater schlug die Gothen und vertrieb die Neuperser aus Mesopotamien; er starb aber bereits 283 in Asien, und sein edler Sohn Nu-

Digitized by Google

merian ward von seinem eigenen Schwiegervater, dem Präfektus Prätorio, Aper, umgebracht. An seine Stelle ernannte das Heer den Dalmacier Diokletian (s. d. A.) zum Augustus (284—305). Er besiegte den Carin in Mösien (285), der von seinen eigenen Soldaten getödtet ward. Darauf nahm er seinen bisherigen Mitfeldherrn, Valerius Maximian, zum Mitregenten an, der eben so glücklich die Alemannen und Burgunder, wie Diokletian selbst die Neuperser besiegte. Als sich aber die Feinde des Reiches vermehrten, beschlossen die beiden Regenten, Cäsaren zu erwählen, und das Reich so zu theilen, daß jeder der vier Regenten gewisse Provinzen zu regieren und zu vertheidigen übernahm; doch sollte die Einheit des Reiches im Ganzen erhalten werden. In dieser Theilung (292) behielt Diokletian die orientalischen Provinzen, und sein Cäsar, dem Constantius Chlorus, Britannien, Gallien, Spanien und Mauritanien. Die Usurpatoren wurden, nach diesen Maßregeln, in der That besiegt, und die römischen Grenzen in Asien durch den Galerius (297) bis zum Tigris erweitert; allein dieser Galerius nöthigte auch (305) die beiden Auguste, ihre Würden niederzulegen. Die beiden neuen Auguste, Galerius u. Constantius (s. d. A.), waren in ihren politischen Ansichten und in ihren Charakteren sehr von einander verschieden. Galerius behielt den größten Theil des Reiches bei der Theilung; er ließ dem sanftern Constantius, der zu York (Eboracum) regierte, bloß einen Theil der abendländischen Provinzen, und ernannte (305) den Severus und Maximin zu Cäsaren, indem er dem Erstern Italien und Afrika, und dem Letztern die asiatischen Provinzen zur Verwaltung übergab. Nach des Constantius Tode (306) rief dessen Heer seinen Sohn Constantin (s. d. Art.) in Britannien zum Augustus aus. Nach langen Kämpfen mit seinen Gegenkaisern, als Gallerius schon 311 an den Folgen seiner Ausschweifungen gestorben war, gelang es dem Constantin, Alleinherrscher des großen römischen Reiches (323) zu werden. Er theilte, obgleich immer mit Beibehaltung der Idee der Einheit des Reiches, dasselbe unter seine drei Söhne, Constantin (337—340), Constantinus (337—361), und Constans (337—350). Die Entzweiung der Brüder unter sich und der Aufstand des Usurpators Magnentius in Gallien führten die Ermordung des Constantinus und Constans herbei. Constantius war nun Alleinherrscher. Weil aber Magnentius sich Italiens, Afrika's und aller westlichen Provinzen bemächtigte: so ernannte Constantius seinen Vetter Constantin Gallus (351) zum Cäsar, und sandte ihn gegen die Parther. Während dieser Zeit wurde Magnentius besiegt, und stürzte sich in sein eigenes Schwert. Da nahm Gallus den Titel Augustus an. Constantius wagte es nicht, öffentlich gegen ihn zu verfahren; allein durch Hinterlist lockte er ihn nach Italien, wo er ermordet ward. An seiner Stelle ernannte er dessen jüngern Bruder Julianus (s. d. A.) (355), der bisher zum geistl. Stande bestimmt gewesen war, sich aber mit den neuplaton. Philosophemen seines Zeitalters bekannt gemacht hatte, zum Cäsar. Ihm übertrug er die Vertheidigung der Rheingränze gegen die deutschen Völkerschaften. Die Siege des Julianus erregten bald die Eifersucht des Kaisers, der von ihm die Absendung mehrerer Legionen gegen die Perser verlangte. Da nahm Julian in Gallien das ihm von den Legionen angebotene Diadem (360—363), erhielt aber, als er eben an der Donau hinzog, um seinen Vetter zu bekämpfen, die Nachricht von seinem Tode (361). Bei allen Talenten und Verdiensten um die Staatsverwaltung, die Julian besaß, war es allerdings, schon in politischer Hinsicht, ein bedeutender Fehler, daß er die herrschend gewordene christliche Religion wieder verließ (Apostata). In dem Kriege gegen die Perser erhielt er eine tödtliche Wunde, und starb am 25. Jun.

363. Nur acht Monate dauerte die Regierung seines von dem Heere ernannten Nachfolgers Jovian (363—364), worauf das Heer den Präfektus Prätorio, Valentinian I. (s. d. A.) (364—375), zum Augustus erhob, der seinen Bruder Valens (364—378) zum Mitregenten annahm, und ihm den Orient überließ, während er die Abendländer für sich behielt. In der Zeit seiner Regierung mußte Valentinian ununterbrochen gegen die andringenden germanischen Völker (Alemannen, Franken, Burgunder, Sachsen) kämpfen, und Valens hatte seit dem Aufbruche der Hunnen nach Europa (375) (von welchem Ereignisse man gewöhnlich die große Völkerwanderung ableitet; wiewohl von den ältesten Zeiten her ein Wandern und Ziehen der nomadischen Horden von Osten nach Westen Statt fand) die Donaugränze gegen neue Feinde zu vertheidigen. Denn die Hunnen (ein kalmückischer Volksstamm) hatten auf die Alanen, und diese auf die Ostgothen sich geworfen, die, nach der Theilung des Gothenreichs (367), am schwarzen Meere, so wie die Westgothen in Dacien wohnten. Diese Westgothen baten um die Aufnahme ins byzantinische Reich, und erhielten sie bewilligt. Die Ostgothen folgten ihnen. Je schlimmer diese neuen Ankömmlinge sich betrugen, desto mehr sah Valens sich genöthigt, eine Schlacht bei Adrianopel (378) gegen sie zu wagen, in welcher er selbst das Leben verlor. Zwar zog ihm Valentinians I. Sohn und Nachfolger, Gratian I. (375—383), der seinen Bruder Valentinian II. (375—392) zum Mitregenten annahm, zu Hülfe; als er aber die Nachricht von dem Tode seines Oheims erhielt, ernannte er den durch militärische Verdienste ausgezeichneten Theodosius (s. d. Art.) (378—395) zum Augustus, und überließ ihm die oriental. und illyr. Präfektur. Theodosius bändigte sogleich die Gothen, und wies den Westgothen feste Wohnsitze in Thracien, den Ostgothen in Phrygien und Lydien an. Kaum war dieser Sturm im Oriente etwas beruhigt, als Gratian, im Kampfe gegen den Usurpator Maximus (387) in Gallien getödtet ward. Theodosius erkannte den Maximus als Augustus in Gallien unter der Bedingung an, daß er den Valentinian II. in Italien nicht beunruhigen sollte. Da aber Maximus dennoch in Italien einfiel, so besiegte ihn Theodosius (388), und ließ ihn hinrichten. Doch auch Valentinian II. fiel durch Verrätherei seines Ministers Arbogast, der seinen Freund Eugenius zum Kaiser des Occidents erhob. Allein diesen erkannte Theodosius nicht an, bekriegte ihn, und nahm ihn (394) gefangen. So gelangte Theodosius zur Alleinherrschaft im ganzen römischen Reiche, starb aber schon im folgenden Jahre (405) mit Hinterlassung zweier Söhne, unter welche das Reich getheilt und nie wieder verbunden ward. S. d. Art. Occidentalisches und Orientalisches Kaiserreich.

Römer heißt das Rathhaus in der Bundesstadt Frankfurt (von den ehemaligen Besitzern dieses Gebäudes, einer Familie Römer, die es im J. 1405 an den Stadtmagistrat verkaufte), wo nicht nur der Rath seine Sitzungen und verschiedene Expeditionen hat, sondern auch ehemals die Abgeordneten des oberrheinischen Kreises sich versammelten. Auch wurden in einem großen Zimmer, Conferenz-Kammer genannt, die feierlichen Conferenzen oder Vorbereitungen zur Wahl eines römischen Kaisers oder Königs gehalten, und nach der, in der Bartholomäus-Kirche vollzogenen, Krönung, begab sich der Kaiser nach einem daselbst befindlichen großen Saale, wo er die Huldigung der Stadt Frankfurt annahm, und das gewöhnliche Krönungsmahl hielt. 2) Ein bauchiges Weinglas (vom Worte Raum).

Römermonat, eine gewisse Abgabe, welche ein römischer Kaiser, bei gewissen Vorfällen und außerordentlichen Gelegenheiten, von den Ständen des Reiches zu fordern berechtigt war. Der Name kommt von den Römerzügen her, oder den Reisen, welche sonst die deutschen Kaiser nach Ita-

Digitized by Google

lien machten, um sich von den Päpsten die Krone des longobardischen Reiches aufsetzen zu lassen. Bei diesen Zügen, welche gewöhnlich einen Monat dauerten, wurden die Kaiser von den Ständen mit einem Heere zu Rosse und zu Fuße begleitet; und von Carl dem Großen an unternahmen solche alle seine Nachfolger, bis auf Maximilian I. Dieser hielt die Krönung des Papstes nicht für wesentlich, sondern erklärte sich, nach vollzogener Krönung in Deutschland, sogleich zum römischen Kaiser, und die Stände erkannten ihn als solchen um so lieber an, weil sie dadurch von den, mit einem Römerzuge verbundenen, Beschwerden und Kosten befreiet wurden. Der Enkel und Nachfolger Maximilians, Carl V., machte wieder, um sich von dem Papste krönen zu lassen, einen Römerzug, nahm aber sein eigenes Militär mit und verlangte nach der Rückkehr die Verpflegungskosten desselben auf einen Monat von den Ständen, wobei er einen Reiter mit 12, einen Infanteristen mit 4 Gulden anschlug. Da er von den ersten 4000, von den letzten 20.000 bei sich gehabt hatte, so betrug die ganze Summe 128.000 fl., welche auf sämmtliche Stände verhältnißmäßig vertheilt wurden. Diese Summe kam in der Folge durch Milderungen auf ungefähr 83 bis 84.000 fl. herab, und man nahm sie, weil jeder einzelne Stand einen festbestimmten Beitrag dazu zu geben hatte, als Norm an, wenn die Kaiser, in Verbindung mit dem Reichstage, in Reichskriegen Geldbeiträge von den Ständen zu erheben beschlossen, wo dann diese mit einer den Bedürfnissen angemessenen Anzahl von Römermonaten belegt wurden. Zur Einforderung dieser Abgaben wurden besondere Pfennig-Meister oder Kassirer bestellt und die eingekommenen Summen in besondern Städten niedergelegt, welche deshalb Lege-Städte hießen. Solche waren Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Frankfurt am Main, Leipzig und Speier.

Römerzinszahl (Indiktionscyklus) heißt in der Chronologie eine Reihe von 15 Jahren, in dessen drittes Jahr Christi Geburt gesetzt wird. Wann und zu welchem Zwecke dieser chronologische Cyklus zuerst eingeführt worden ist, ist unbekannt. Man findet ihn, wenn man zu einem gegebenen Jahre der christlichen Zeitrechnung 3 addirt, und die Summe mit 15 dividirt. Der Ueberrest ist das Jahr der Römerzinszahl. Bleibt nichts übrig: so ist sie 15. Z. B.

$$1712 + 3 = 1715 : 15 = 114\frac{1}{15}$$

Hier ist 5 die Römerzinszahl. Dahingegen

$$1812 + 3 = 1815 : 15 = 120.$$

Hier ist die Römerzinszahl 15.

Römerzug, s. Römermonat.

Romilly (Samuel), einer der ausgezeichnetsten Redner und gründlichsten Kenner der brittischen Verfassung, so wie einer der muthigsten und uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheit des Volks. Er war 1757 in London geboren, aus einer ursprünglich franz. Familie, die nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach England geflohen war. Er widmete sich der Juristen-Laufbahn, in der er sich in einem solchen Grade auszeichnete, daß sein Einkommen in den spätern Jahren 100.000 Thlr. betrug. Durch den Marquis von Landsdown, ehemaligen Lord Shelburne, kam er nach Pitts Tode in das Fox-Grenvillesche Ministerium. Als er aber seine Stelle in demselben nach Fox Tode verlor, trat er auf die Seite der Opposition und ward deren vorzüglicher Führer. Sein Ansehn stieg noch höher, als er bei der neuen Parlaments-Wahl für Westminster gewählt wurde. Romilly trug eine solche Anhänglichkeit zu seiner Gattin, einer Tochter des Herrn Francis Garbett, daß er, als sie starb, den Schmerz ihres Verlustes nicht zu ertragen vermochte. Er versank in eine tiefe Melancholie, worin er endlich seinem Leben freiwillig ein Ende machte, indem er sich mit einem Messer in die Gurgel schnitt.

Digitized by Google

(2. Nov. 1818.) Sein unglückliches Ende erregte nicht nur in England, sondern auch sogar im Auslande eine innige Theilnahme. Romilly erwarb sich die ausgezeichnetsten Verdienste durch seine Bemühungen um die Verbesserung des peinlichen Rechts in England, und seine darüber 1810 erschienene Schrift: Observations on the criminal Law of England as it relates to capital punishments, and on the mode in which it is administered (London 1818, 8.), ist zur Kenntniß der englischen Rechtspflege höchst wichtig, und für den philosophischen Rechtsgelehrten überhaupt schätzbar. Seine Beredsamkeit war zwar nicht hinreißend durch Kraft der Phantasie und des Gefühles; dagegen hatten aber alle seine Rede das Verdienst einer lichtvollen Anordnung, einer ruhigen deutlichen Darlegung der Gründe und einer klassischen Sprache.

Römisch-katholische Kirche. Alle christlichen Religionen kommen in den Punkt überein, und müssen in denselben übereinkommen, wenn sie christliche Religionen bleiben wollen, daß sie ihre Lehren auf die Geschichte Jesu als historische Grundlage stützen; sie unterscheiden sich aber hauptsächlich in der Bestimmung, was sie für historische Grundlage oder für das Erkenntnißprinzip ihrer Religionslehren gelten lassen. Alle christlichen Confessionen ohne Ausnahme betrachten die Bibel, oder die Geschichte der Lehren und Thaten Jesu, als die erste Quelle ihres religiösen Glaubens, und dürfen als Christen nichts glauben, was sich nicht auf die Bibel, als die Geschichte ihrer übernatürlich geoffenbarten Religion, zurückführen ließe, oder das ihr widerspräche. Hierin sind sie alle einig, nur erkennt die evangelische Kirche das neue Testament als die einzig gültige Quelle ihrer religiösen Dogmen, und hierdurch trennt sie sich von den andern, die, außer dieser Grundlage, das System ihrer religiösen Lehren noch auf zwei andere Fundamente bauen. Die Mehrzahl der Christen hat außer den Büchern des neuen Testaments noch eine mündliche Uebergabe (Tradition) als ein Erkenntnißprinzip der christlichen Theologie angenommen. Sie verstehen unter diesem Worte eine in den Büchern des neuen Testaments nicht enthaltene, doch auch nicht mit ihnen in Widerspruch stehende, sondern außer denselben befindliche, anfangs bloß mündlich, nachher aber auch durch Schriften fortgepflanzte Nachricht von der Lehre Jesu. Die katholische und griechische Religion gründen sich zum Theil auf dieses Erkenntnißprinzip, und gewähren der Tradition ohne Anstand ihren Glauben, sobald es durch sichere, historische Daten bewiesen ist, daß diese oder jene Ueberlieferung sich aus den ersten Zeiten der Kirche herschreibe, und das Ansehen einer Bibeldogme genossen habe. Nebst diesen beiden, von den frühesten Zeiten des Christenthums her geglaubten Quellen ihrer religiösen Lehren, nahmen die katholischen Christen allezeit noch ein drittes an, das immerwährende mündliche Lehramt in ihrer Kirche. Dieses soll, nach ihrem Glauben, keine Quelle neuer, in den beiden vorigen noch nicht enthaltenen, Lehren Jesu seyn, was das Verhältniß der mündlichen Uebergabe zu den Büchern des neuen Testaments war; sondern es soll die Lehren der geoffenbarten Religion Jesu, welche die beiden ersten Erkenntnißprinzipien etwa nicht leicht oder deutlich genug, oder nicht gewiß genug geben, für Jedermann verständlich und zuverlässig lehren. Dies mündliche Lehramt hat zwar nicht an sich den Charakter eines Erkenntnißprinzipes, sondern den eines erkennenden; es erhält aber den erstern durch den Glauben der Katholiken, daß die Kirche, in ihren Häuptern versammelt, unter einem höhern göttlichen Einflusse die erklärenden, erläuternden und ergänzenden Lehren erlassen habe und noch erlassen könne. In so fern die christlichen religiösen Lehren aus dieser Quelle mit geschöpft worden, sind sie christkatholische. Dies ist der Unterscheidungscharakter der christkatholischen Kirche, und nicht ihre Abhängigkeit vom Papste, wie viele Andersdenkende dafür halten,

welche Papstthum, d. h. die päpstliche regulative Gewalt in der Kirche, mit der christkathol. Kirche verwechseln. S. d. A. Catholicismus u. Papst.

Römische Kunst, s. Baukunst (Geschichte der), Bildhauerkunst (Geschichte der), Malerkunst und Musik (Geschichte der).

Römische Literatur. Bis zum J. 238 v. Christus gab es keine Literaturwerke in römischer Sprache. Denn die Hymnen, die man für die Knaben- und Mädchenchöre an den Supplikationen verfertigte, die Gesänge der Salier bei den feierlichen Prozessionen mit den Ancilien und die Verse der Wahrsager verdienen eben so wenig als die regellosen Gesänge der Wilden wie eigentliche Anfänge einer Literatur betrachtet werden. Die rohe und barbarische Colonie von Nomaden und Ackerleuten an der Tiber, durch welche Rom entstanden ist, brauchte fünfthalb hundert Jahre Zeit zu ihrer ersten Entwilderung, bis sie sich nur mit etwas anderm als Krieg beschäftigen mochte, ob gleich der Einfluß mehrerer bereits auf einer höhern Stufe der Cultur befindlichen Völker, anfangs der Etrusker, darauf der Großgriechen, und zuletzt der Einwohner vom eigentlichen Griechenland, früher auf sie hätte wirken können. Aber sie waren so weit entfernt vom Lernen, daß sie selbst zu allen etwas beträchtlichen Bauwerken Ausländer brauchten. Unter ihrer Aristokratie nahmen ihre ersten schriftlichen Versuche ihren Anfang, aus denen nachher literarische Werke hervorgingen. Die ältesten waren Tafeln mit den Namen der obrigkeitlichen Personen nebst einer kurzen Anzeige der merkwürdigsten Vorfälle während ihrer Magistratur. Auf sie folgten (452 vor Chr.) die ersten schriftlichen Gesetze, zu denen sie die Materialien von Großgriechenland und Athen erborgten, die leges XII tabularum. Etwas über 200 Jahre nachher, erst 238 v. Chr., erschien durch Livius Andronikus das erste eigentliche Werk der Literatur, eine Tragödie, die er aus dem Griechischen übersetzt und nur, wie es scheint, hier und da lokalisirt hat. Die darauf erfolgte nähere Verbindung mit Griechenland, die Anwesenheit gebildeter Griechen in Rom, die Ankunft einer Menge gelehrter Sklaven aus Griechenland seit der Zerstörung von Corinth, welchen die edelsten Geschlechter die Erziehung ihrer Jugend anvertrauten — eine lange Reihe zusammentreffender Umstände gab nach und nach den Römern literarische Bildung, aber machte auch die römische Literatur zu einer völligen Copie der griechischen; die denn auch, wie Copien gewöhnlich, in den meisten Fächern (die Jurisprudenz ausgenommen) hinter ihrem Original zurückblieb. Bald nach der Eroberung von Tarent kommen die ersten Spuren von gelehrter Erziehung und einer förmlichen literarischen Bildung durch griechische Gelehrten (die das Unglück im Krieg zu Sklaven gemacht hatte) vor. Sie lasen nach den vorausgeschickten Elementarkenntnissen mit den jungen Römern den Homer, späterhin auch einzelne Tragiker und Comiker und erläuterten sie nach Art der alexandrinischen Grammatiker durch kurze grammatische, kritische und ästhetische Bemerkungen, und gaben darneben die ersten allgemeinen Anleitungen zum Styl. Kurz vor dem Zeitalter des Cicero ward es gewöhnlich, den jungen Römer, der eine völlige Ausbildung erlangen sollte, in die Fremde, in Städte zu schicken, die als der Sitz berühmter Philosophen, Rhetoren und anderer Gelehrten bekannt waren, besonders nach Athen, Rhodus, Mitylene, Massilia und Corduba. Bis auf die Kaiser gab es keine öffentlichen Schulen, in welchen man einen encyklopädischen Unterricht in den Vorbereitungskenntnissen zu einem künftigen Gelehrten oder Geschäftsmann erhalten konnte; der Staat ehrte bloß seit Julius Cäsars Zeiten die Grammatiker und Lehrer der freien Künste, indem Cäsar ihnen (so wie den Aerzten) das römische Bürgerrecht auswirkte. Darauf befreite August, der es sich (so wie sein Minister Mäcen) recht zum Geschäfte machte, Künste und Wissenschaften unter den Römern zu befördern, die Lehrer der

freien Künste von der Verwaltung der Aemter und Geschäfte, welcher sich sonst kein römischer Bürger entziehen durfte. Man überließ aber dem Zufall, wer zu Rom und in den Provinzen Schulen eröffnen, und jedem Privatmann, was er für Lehrer zur Bildung seiner Jugend wählen wollte. Erst Vespasian besoldete aus dem kaiserlichen Fiskus eine Anzahl von Sprachlehrern und Rhetoren, und Hadrian eröffnete auf dem Capitolium ein Athenäum, in welchem Rhetoren, Philosophen und Dichter lehrten. Bald darauf wurden durch alle Provinzen des römischen Reichs in den Hauptstädten ähnliche Schulanstalten gestiftet, die bis auf den Einbruch der germanischen Völker fortdauerten und ihren Unterricht bald über alle sieben freien Künste, bald nur über einige derselben ausdehnten. — Poesie. Ueber 500 Jahre sang das römische Volk bloß seine saturnische Verse, von weissagendem, religiösem und kriegerischem Inhalt, lauter rohe Poesien ohne Wohlklang, ohne regelmäßiges Sylbenmaß, in rauhen undisciplinirten Worten, und seine Gesellschaftslieder bei Schmäusen, an Weinlesen, Erntefesten, an Hochzeittagen und bei andern fröhlichen und traurigen Gelegenheiten. Endlich machte es Livius Andronikus (283 J. v. Chr.) mit der Poesie der Griechen bekannt, und sang ihnen einige ihrer poetischen Meisterwerke in römischer Sprache und saturnischer Versart nach. Sein Beispiel weckte einige andere Ausländer, die der römischen Sprache kundig waren, zu ähnlichen Versuchen, unter denen Ennius, als Schöpfer der römischen Prosodie und Bereicherer der römischen Sprache überhaupt, für den wahren Vater der römischen Dichtkunst gelten kann. Es war aber ein fremdes Feuer, daß die Römer zwar erwärmte, aber nicht zu Geisteswerken entzündete, welche den griechischen an Vortrefflichkeit und Originalität je gleich gekommen wären. — Lustspiel. Die ältern dramatischen Vorstellungen, — wenn man die aus Fescenna in Etrurien aufgenommene dialogisirte Possen des Landvolks auf Erntefesten, Weinlesen, Hochzeiten und an andern festlichen Tagen (die Carmina Fescennina) als kunst- und regellos und als bloße Ausbrüche der Fröhligkeit und des Muthwillens nicht in Anschlag bringt, — kamen (390 v. Chr.) bei Gelegenheit einer Pest aus Etrurien, das sich unter andern der Schauspiele als Versöhnungsmittel bediene, nach Rom, und bestanden in Pantomimen, oder eine Art von Ballet, welches die aus Etrurien gerufenen Histrionen nach dem Schall der Flöte aufführten. Im Fortgang der Zeit aber thaten diese Possenspiele der Gesellschaft nur dann Genüge, wenn Vorbereitung und Kunst für Vers und Ausdruck und das Passende der Mimik gesorgt hatte. Und so ausgebildet nannte man sie Satyras. An die Stelle solcher oft geschmackloser Farcen suchte Livius Andronikus, ein gelehrter Grieche aus Tarent, ums J. 240 v. Chr. regelmäßige Lustspiele zu setzen. Er übersetzte griechische Lustspiele mit den Abänderungen, welche der Ort, wo sie gegeben werden sollten, nöthig machte, und hatte darin schon fünf Jahre später an Cn. Nävius einen talentvollen Nachahmer, der sich, um auf den Jahrmarkt zu Rom desto mehr Eindruck zu machen, ganz an die ältere Comödie der Griechen hielt und seiner komischen Laune grobe persönliche Satyren auf dem Theater erlaubte. Durch ihn und einige andere Comiker, die auf ihn folgten, verfeinerte sich die rauhe, und zu Cicero's Zeit kaum mehr verständliche römische Sprache so schnell, daß 50 Jahre nach der Einführung des regelmäßigen Lustspiels in Rom M. Accius Plautus in einer völlig für das Theater ausgebildeten Sprache die griechischen Lustspiele eines Philemon, Diphilus u. A. in einem reinen und fließenden Ausdruck für das römische Theater umarbeiten konnte. Unbekümmert um die Harmonie seiner Jamben befleißigte er sich mehr eines muntern, markigten Dialogs, und einer rasch fortgehenden Handlung, worin er auch Meister war; aber eben so unbekümmert um die Schätzung des edlern Theils der Nation, um geschickte

Anlegung des Plans und seiner Ausführung, um geschickte Knüpfung und Auflösung des Knotens, buhlte er bloß um den Beifall des Pöbels, und gefiel sich daher in lustigen Theaterstreichen und Ueberraschungen, in geschmacklosen Wortspielen, Zweideutigkeiten, niedrigen Possen und verworfenen Sitten, und liebte mehr das Uebertrieben-Komische als eine philosophische Auffassung der Charaktere mit der ihm wirklich eigenen echt-komischen Laune. In Regelmäßigkeit und echter dramatischer Kunst, so wie in der Eleganz und Harmonie der Sprache steht daher P. Terentius Afer weit über ihm. Wie seine griechischen Muster, Menander und Apollodor, ging er mit großer Sorgfalt in Anlegung und Ausführung seiner Pläne, in Schürzung und Lösung seiner Knoten zu Werke; mit philosophischem Geiste faßte er jeden Charakter auf und stellte ihn dann auf das Feinste dar; und blieb bei aller Nachahmung der Griechen, doch noch selbstständig, und an eigenen Erfindungen reich. — Trauerspiel. Das römische Trauerspiel theilte mit dem Lustspiel gleiches Schicksal. Livius Andronikus sang den griechischen Tragikern in einer rauhen, unpolirten Sprache und unprosodischen Versen nach; Ennius erschuf für sie die Prosodie, und rang mit der ungefügen Sprache seines Vaterlandes, um den spruchreichen Euripides, so weit es gehen wollte, wörtlich auszudrücken; nun konnte Pakuvius (180 vor Chr.), in dem Besitz einer reichen Dichtersprache, den Griechen in einer freiern Nachahmung und prosodischer als seine Vorgänger folgen, und Lucius Attius, sein Nebenbuhler, sich bis zur tragischen Erhabenheit erheben. Hätten nun (wie der Fall bei den Griechen gewesen war) römische Epiker die einheimische Fabeln oder die alten Sagen von Italien behandelt, und dadurch den römischen Tragikern im Zeichnen der Charaktere, im Ausdruck der Leidenschaften und Gesinnungen vorgearbeitet, so würde sich hinter solchen Vorgängern auch die tragische Muse mit einheimischen Gegenständen haben beschäftigen können: nun aber hielt sie sich fortgehend an die den meisten Zuschauern fremde mythische Welt der Griechen: wie konnte sie dem großen Haufen Interesse geben? Dennoch erhielt L. Varius, der Freund Virgils, durch seinen Thyest eine große Genanntheit, und Ovid erntete für seine Medea vielen Beifall: nie aber strengten sich die ersten Köpfe für das Trauerspiel an, weil es nie zur einer allgemeinen Schätzung kam. Sollten die unter Seneka's, des Philosophen, Namen noch vorhandenen Trauerspiele unser Urtheil über die Vollkommenheit, zu der sich die Tragödie zu Rom erhoben hat, bestimmen müssen; so würde es für sie nachtheilig ausfallen. — Aesopische Fabel. Die äsopische Fabel ist erst sehr spät von Phädrus (ums J. Chr. 31) unter die Römer verpflanzt worden, ohne daß sie selbst dadurch vollkommner geworden wäre. So wie Phädrus den Aesop in Jamben übersetzte, so hat ihn Flavius Avianus (ums J. Chr. 160) in elegische Verse gebracht; beide hatten daher kein Verdienst in der Erfindung, sondern bloß in der Einkleidung. — Idylle. Die wahre Natur der Idylle haben die römischen Dichter nie getroffen. Virgil hat sich mit ihr nur in seiner Jugend beschäftigt; Theokrit hat ihm zu seinen Versuchen die Ideen geliehen, die er für die Stadt, in der er sang, zu verfeinern suchte; und dadurch das Wesen der Idylle verfehlt. So wie seine Nachahmung des Theokrit zu fein und üppig für die einfältige und unschuldige Schäfer- und Bauernwelt ist, so tragen dagegen seine Nachfolger Nemesianus (ums J. Chr. 284), Calpurnius (n. J. Chr. 284), Claudius Claudianus (ums J. Chr. 395) und Magnus Ausonius (n. Chr. 394) zu starke Spuren des sinkenden Geschmacks und der verfehlten reinen Natur an sich und stehen selbst hinter Virgils Versuchen weit zurück, die bei allen ihren Fehlern doch das Beste und Vollkommenste sind, was die Römer in der bukolischen Poesie haben. — Epigramme. Bis auf Martial herab verstand man unter Epigramm ein kurzes Lied, das

in wenigen Zeilen nur einen einfachen Gedanken oder eine einzelne Empfindung ausdrückte: und in diesem Begriff das Wort genommen, waren fast alle römische Dichter zugleich Epigrammatisten. Erst der witzige und beißende Martial (ums J. Chr. 100) gab dem Epigramm die Eigenschaft einer witzigen oder frappanten Wendung am Ende, worin er Magnus Ausonius zum Nachfolger hatte: nur daß es Letzterem an Martial's Witz gebrach. — Lehrgedicht. Die ersten Versuche im römischen Lehrgedicht machte Ennius (150 J. v. Chr.), die wahrscheinlich meist in Uebersetzungen aus dem Griechischen bestanden. Origineller und als Meister in Erfindung, Anlage und Ausführung dichtete der geistvolle Lukretius (65 v. Chr.) in einer beinahe schon klassischen Sprache, auf der nur hier und da noch der Rost der früheren Jahrh. liegt, über die Physik oder das Wesen der Dinge. Die Materie zu seinem Lehrgedicht borgte er zwar aus den griechischen Weltweisen; aber die feurige, wahre und originale Einkleidung und Darstellung ist sein Werk. Virgil streifte nun (30 v. Chr.) in seinem Gedicht von der Landwirthschaft den Rest der alten Zeiten von der Sprache vollends ab, und lieferte ein in Plan und Darstellung meisterhaftes, bis auf den letzten Zug durch die Feile, die er ihm durch sein ganzes Leben übergab, vollendetes, im Versebau und in der Correktheit der Sprache unübertreffliches Lehrgedicht, in welchem sich zugleich sein Geist am eigenthümlichsten zeigt. Wie Virgil hat nach der Zeit kein römischer Lehrdichter mehr gesungen. Doch ist auch Horazen's Epistel an die Pisonen über die Dichtkunst an treffenden Urtheilen, Vorschriften und Warnungen reich und an Inhalt und im Vortrag vortrefflich. Die fünf Lehrgedichte, welche von Ovid (10 vor Chr.) die Zeit überlebt haben, sind wenigstens merkwürdig wegen ihres methodischen Gangs, der Einfachheit ihrer Plane, und der Leichtigkeit ihrer Versifikation, wenn gleich dem Dichter Tiefe und Gründlichkeit des Verstandes fehlte, um etwas ganz Vollendetes zu liefern. Cäsar Germanikus (20 v. Chr.) gab fast nichts als eine Uebersetzung des Lehrgedichts des Aratus von den Sternbildern, in Hexametern, die nur hier und da in eine Nachahmung überging. Die übrigen römischen Lehrdichter waren entweder nicht glücklich in der Wahl des Gegenstandes, wie Gratius Faliskus (10 J. v. Chr.) Aemilius Macer (20 J. v. Chr.) und Markus Manilius (9 J. n. Chr.), indem der erstere von der Jagd, der zweite über Vögel, Schlangen und Pflanzen, der dritte über den Einfluß der Sternbilder auf menschliche Schicksale, alle nach griechischen Mustern und nicht ohne Proben eines echt poetischen Geistes, aber im Ganzen doch matt und ohne Interesse und großes Dichterkolorit arbeiteten; oder sie lebten außerdem noch im Zeitalter des bereits gesunkenen Geschmacks, wie M. Aurelius Nemesianus (n. Chr. 284), Q. Serenus Sammonikus (212) und Julius Firmikus Maternus (340), und erhuben sich kaum in einzelnen Stellen über den niedern Rang bloßer Versifikatoren. — Satyre. Auch die Satyre der Römer gehörte zum Lehrgedicht. Wie ihr Name (Satura) sagt, so war sie ursprünglich, in Ennius (150 v. Chr.) und Pakuvius (150 v. Chr.) ersten Versuchen eine Sammlung vermischter Betrachtungen über Vorfälle und Gegenstände des gewöhnlichen Menschenlebens in Prosa, mit eingemischter Poesie, ohne fest bestimmten Charakter. Lucilius (150 v. Chr), in den griechischen Komikern sehr belesen, gab ihr die spottende und beißende Wendung, indem er seine Betrachtungen besonders auf menschliche Thorheiten richtete; so wie hingegen M. Terentius Varro (60 J. v. Chr.) wieder einen mehr klagenden Ton, indem er über die menschlichen Thorheiten im Geiste des Cynikers Menippus bald klagte, bald räsonnirte; daher er auch seine Satyren fabulas Menippeas benannte. In wechselnder Prosa und Poesie spottete Seneka der Philosoph (50 v. Chr.) über den einfältigen Kaiser Claudius mit unerschöpflichem Witz, und räson-

nirte Petronius Arbiter (50 n. Chr.) unter der Person des Trimalchio über die Thorheiten und Ausschweifungen desselben Kaisers nach dem feinsten Beobachtungsgeist, mit neuem und lebendigem Witze, in einer unnachahmlich schönen Sprache und in einem wahren Welt- und Hofton, daß man es bedauert, daß sich nur Auszüge oder Episoden aus seinen Satyren erhalten haben, und solche meisterhafte Darstellungen der Vorwurf allzu unsittlicher Züge in den Schilderungen trifft. In demselben Wechsel des Vortrags trug Marcianus Capella (470 n. Chr.) das Lob der sieben freien Künste, und Boethius (525 n. Chr.) die philosophischen Trostgründe im Leiden, mit einer Eindringlichkeit, wie sie die Sprache des Herzens begleitet. Horaz verfeinerte diese Dichtart (30 J. v. Chr.). Lucils Galle und republikanische Form würde der Sittenverfeinerung in der Stadt und an dem Hof eines Alleinherrn anstößig gewesen seyn, und darum tauschte er sie mit seinem heitern Spotte um, und brachte seine moralische Satyren in durchaus versificirte Diskurse nach stoischen Grundsätzen über die Widersprüche der Menschen im Denken und Handeln, deren Ernst er durch epikurische Heiterkeit mäßigte. In dem bloß poetischen Vortrag folgten ihm Persius (62 J. n. Chr.) und Juvenal (100 J. n. Chr.): aber in welcher Entfernung, wenn man auf die zum Grunde liegende Kenntniß der Welt, auf Inhalt, Ton und Darstellung achtet! Die Verwünschungen (dirae) des in der sullanischen Proskription aller seiner Güter beraubten Valerius Cato, können am ersten unter diesen Artikel gebracht werden. — Poetische Briefe. Man hatte poetische Briefe von Helden und Heldinnen an einander, oder Heroiden, voll leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht, von Ovid (geb. 44 v. Chr.) und Aulus Sabinus, seinem Zeitgenossen; elegische Briefe von Ovid, geschwätzig und eintönig; didaktische Briefe von Horaz, von lehrreichem Inhalt und in schöner Dichtersprache; poetische Briefe vermischten Inhalts von Claudius Claudianus (395 n. Chr.) verfertigt in einem bereits verdorbenen Geschmack. — Elegie. Die Elegie war nicht für den frühern rauhen und männlichen Charakter der Römer, und fing daher erst da an unter ihnen Wurzel zu schlagen, als griechische Weichlichkeit dem römischen Charakter mehr Weichheit gegeben hatte, kurz vor Augusts Zeitalter. Catull wagte es (60 J. v. Chr.) zuerst, dem alexandrinischen Callimachus Elegien nachzubilden; seinem Muster verdankte er griechische Gelehrsamkeit, seinem eigenen Genie die Wahrheit der Empfindungen. Selbstständiger ist Tibull (30 J. v. Chr.) und vom griechischen Firniß in der Sprache völlig frei. Seine Empfindungen, seine Zärtlichkeit und Schwärmereien, seine geistige, oft überzärtliche Liebe trägt er wie sein Eigenthum in einer ihm völlig eigenthümlichen, der natürlichsten, schönsten und edelsten Sprache der Weichheit vor, untermischt mit Zeichnungen der stillen ländlichen Ruhe. In diesem echten elegischen Ton, mit Wehmuth und inniger Empfindung, sang auch C. Pedo Albinovanus (9 J. n. Chr.) den Tod des großen Drusus. Properz (20 J. v. Chr.) übertraf Tibull an Geist und Talenten, und er hätte ihm unstreitig in der Elegie vorgehen können, wenn er, ohne Rücksicht auf fremde Muster, seinen eigenen Empfindungen hätte folgen wollen. Ovid endlich (10 J. vor Chr.), bei aller seiner niedlichen Erudition, seiner fruchtbaren Einbildungskraft, seiner beispiellos leichten Versifikation, treibt auch in seinen Elegien entweder blos ein Spiel seiner Phantasie, ohne wahre wirkliche Empfindung; oder klagt, wo ihm die Selbstempfindung nicht fehlt, mit einem unter Widerwärtigkeiten verwelktem Genie, zu eintönig, wässericht und ermüdend. — Heroide. Briefe getrennter Helden und Heldinnen aus der Fabelzeit, feierliche Monologe in entscheidenden Lagen ihres Lebens, in leidenschaftlicher Sehnsucht, sind eine von den Römern erst erfundene Dichtart. Ovid (10 J. v. Chr.) hat sie zuerst versucht und die Blüthe seiner Poesie in

solche mit Schwung und Anstrengung geschriebene Briefe niedergelegt, die von lauter Helden der Fabelzeit geschrieben sind; Aulus Sabinus, sein Zeitgenosse, faßte diese Idee auf und verfertigte Antworten der Heldinnen auf die Briefe der Helden, die aber an Werth unter den ovidischen Versuchen stehen. — Lyrische Poesie. Die lyrische Poesie ward bei den Römern nie ganz einheimisch. Catull sang (60 J. v. Chr.) nur wenige unbedeutende Madrigale als unabhängiger Dichter; seine übrigen leichten Oden und naiven Lieder sind alle sammt aus dem Griechischen übersetzt, oder griechischen Originalen, aber mit Geist und Geschmack, nachgeahmt. Noch geistreicher bildete Horaz (30 J. v. Chr.) die lyrischen Gesänge eines Archilochus, Alkäus, Alkman und Stesichorus nach, und erwarb sich dabei den Rang des ersten und einzigen Lyrikers der Römer. Er lieferte nicht nur in jeder Gattung des lyrischen Gesangs die ersten Meisterstücke dieser Nation, sondern bildete dabei auch zuerst die römische Sprache zum Gebrauch dieser Dichtart aus. Doch ging auch er bloß an der Hand der Griechen. So wie er, genau genommen, ohne bedeutenden Vorgänger in der lyrischen Poesie war, so blieb er auch ohne lyrischen Nachfolger. Denn Statius Wälder enthalten weder unter den Gelegenheitsgedichten noch unter den gelungensten Einfällen und Spielen der Phantasie des Dichters wahre horazische Muster. — Epopöe. In der Epopöe, die eine Handlung aus der Fabelgeschichte, um Bewunderung und Erstaunen zu erregen, darstellt, brach unter den Römern Catull (60 J. v. Chr.) durch einen kleinen epischen Versuch die Bahn; der zwar zur Bildung der epischen Sprache nützlich war, aber sie noch zu ängstlich an die alexandrinischen Ziereien hielt. Darauf erhob diese Dichtart schon sein nächster Nachfolger, Virgil (30 J. v. Chr.), in der Aeneide in Erfindung, Plan und Ausführung und besonders durch die Erschaffung einer ihm eigenen herrlichen Dichtersprache zu der Vollkommenheit, über welche die Römer nicht hinausgekommen sind. Ob gleich der Nachhall des Homer und der cyklischen Dichter, gab ihr doch sein tiefer Verstand durch eine weise Entfernung von jenen, wo sie nicht zu übertreffen waren, und durch den römischen Geist, den er der griechischen Geschichte und Fabel einhauchte, eine selbstständige Originalität. Virgil's Nachfolger waren zugleich seine Nachahmer: aber wie weit blieben sie hinter seinem Vorbilde in der epischen Poesie zurück. Valerius Flakkus sang (80 n. Chr.) bloß in virgilischer Sprache dem Apollonius von Rhodus die Abentheuer der Argonauten, ohne eigene Erfindung, und hier und da in einem zu studirten und daher dunkeln Ausdruck, nach. Statius setzte wahrscheinlich (90. n. Chr.) aus Antimachus und andern griechischen Dichtern über den Krieg des Theseus vor Theben seine Thebaide zusammen. In dem erstern epischen Versuch vermißt man Erfindungsgeist und alles Hervorstechende in Anlage und Ausführung; in dem letztern, der statt einer Haupthandlung bloß ein Leben des Achill darstellt, beleidigt gar ein fehlerhafter Plan. Und wie hätte noch Claudius Claudianus in seinem späten Zeitalter (395), so vortheilhaft er sich auch vor seinen dichterischen Zeitgenossen auszeichnet, seinen Mustern, Virgil und Statius, im Raub der Proserpina und der Gigantomachie, nahe kommen können? Die Natur hatte ihn nicht mit Erfindungsgabe und Dichtergeist zu unsterblichen Werken ausgerüstet; und angesteckt von Fehlern seines Zeitalters und des sinkenden Geschmacks, in die rhetorische und deklamatorische Weise verliebt, künstelt er bloß die Sprache seiner epischen Vorgänger nach. — Historisch-Epische Poesie. Wirkliche Begebenheiten bearbeiteten zuerst mit einem epischen Schwung Ennius (190 v. Chr.) in seinen Annalen, und En. Nävius (150 vor Chr.) in seinem ersten punischen Krieg, als Anfänger; Lukanus (60 n. Chr.) hingegen in den Pharsalien und Cajus Silius Italikus (80 n. Chr.) im punischen Krieg als Meister, ob

gleich beiden die historische Wahrheit, die sie nicht verlassen durften, schwere Fesseln anlegte, und beide oft ins Unnatürliche verfielen, weil sie alle epische Würde im Schwung der Sprache und der Charaktere suchen mußten. So glücklich zuweilen Lukan in Charakterschilderung und Reden, und so originell und schöpferisch er in Gleichnissen ist, daß er in einer andern Lage selbst einem Virgil in Erfindungen hätte vorgehen mögen; und so gelungen im Silius manche Episoden sind: so blickt doch hinter solchen Stellen, ja zuweilen selbst in ihnen der Rhetor hindurch. — Erzählende und beschreibende Poesie. In dieser Gattung hat Ovid zwei merkwürdige Stücke hinterlassen: eine Beschreibung aller römischen Feste während der ersten 6 Monate des Jahres; und eine Beschreibung der mythischen Verwandlungen: jene ist fast bloß historisch, aber belebt und unterhaltend dargestellt; diese wiederholt zwar bloß einen aus Griechen geborgten Stoff, aber mit der ganzen Kunst und Ueppigkeit des ovidischen Genies gebunden, mit wahrem und tändelndem Witz durchwebt, reich an echtem Glanz und falschem Schimmer. Cornelius Severus beschrieb (14 v. Chr.) den Aetna als Versifikator mit untermischten einzelnen feurigen und Dichtergeist verrathenden Stellen, und Claudius Rutilius Numantinus (416 n. Chr.) seine Reise von Rom nach Gallien noch mit mehr einzelnen Schönheiten, als man in seinen spätern Zeiten hätte erwarten mögen. Noch unbedeutender ist der die Geographie skandirende Avienus (400 n. Chr.). — Roman. Für dieses Fach hat nur L. Apulejus (160 n. Chr.) seinen künstlich und geziert geschriebenen Asinus aureus hinterlassen, bei welchem eine ähnliche Dichtung des Lucius von Patris zum Grunde lag. — Beredsamkeit. Lange übten die Römer ihre Beredsamkeit kunstlos, und unter den beredten Männern, welche die Republik von ihrem ersten Ursprung an hatte, zeichnete sich zuerst C. Cornelius Cethegus (204 v. Chr.) aus; darauf Cajus Lälius und L. Cornelius Scipio Afrikanus u. s. w. Die bessere Beredsamkeit der Römer fängt daher gerade in dem Zeitpunkt an, da sie mit der griechischen Literatur bekannter werden, und nachdem der Zufall (155 v. Chr.) gerade drei große griechische Redner, Carneades, einen Akademiker, Diogenes, einen Stoiker, Critolaus, einen Peripatetiker, als Gesandte von Athen nach Rom gebracht hatte. Auf diese Weise wird selbst aus der Geschichte klar, daß die Römer von den Griechen zur künstlichen Beredsamkeit angeführt worden sind. Dennoch dauerte es bis auf Cicero (geb. 108 st. 44 v. Chr.), bis sie den Gipfel der Vollkommenheit erreichte. Er vereinigte erst die Eigenschaften der größten griechischen Redner, die Stärke des Demosthenes, die Fülle des Plato und die Anmuth des Isokrates. Gleich nach Cicero änderte sich die Verfassung in Rom, und die Redner verloren die großen Gegenstände und Veranlassungen zur Beredsamkeit, indem ihnen bloß Lobreden auf meist schwache Kaiser und gerichtliche Reden in Privatprozessen übrig blieben. Zu gleicher Zeit änderte sich auch der Geschmack in Rom, und man zog (nach dem Vorgang des Seneka) einen witzigen, sentenzenreichen und spirituellen Vortrag der Natur und Einfalt des Cicero vor. In diesem Geist hat der jüngere Plinius (107 v. Chr.) seinen Panegyrikus auf Trajan abgefaßt; ein Meisterstück in seiner Art, nach allen Regeln der Rhetorik ausgearbeitet, durchfeilt und bis auf den letzten Zug vollendet; aber auch von den modigen Künsteleien seines Zeitalters nicht frei. Gleich nach seiner Zeit verfiel gute Schreibart, Geschmack und wahre Beredsamkeit, und die 12 Lobreden auf die Kaiser sind nichts als mißlungene Nachahmungen der früheren Redner. — Epistolographie. Briefe. Die Anzahl der römischen Briefsteller, von denen wir dergleichen übrig haben, ist zwar nicht groß; aber sie sind desto wichtiger. Die verschiedenen Briefsammlungen von Cicero (44 v. Chr.) haben außer den Vorzügen des Styls ein besonderes Interesse für die Geschichte seiner Zeit;

Digitized by Google

die Briefe des jüngeren Plinius (100 n. Chr.) interessiren Verstand und Herz. Die Briefe des Philosophen Seneka (65 n. Chr.) sind, wenn gleich kein Muster einer guten Prosa, doch eine wichtige Quelle für die Geschichte der stoischen Philosophie. Bald nach ihm sank der gute Geschmack, und die spätern Epistolographen dienen wenigstens der Geschichte, entweder zur Darstellung des verdorbenen Geschmacks, wie Magnus Ausonius (geb. 309 st. 394), oder der kirchlichen und politischen Begebenheiten, wie Symmachus (der sklavische Nachahmer des Plinius) (380) und Sidonius Apollinaris (geb. 430). — Redekünste. Poetik. Rhetorik. Für die Poetik hat Horaz in der Epistel an die Pisonen (Ars poetica) einen lehrreichen Beitrag geliefert. Die Redekunst brachten griechische Rhetoren nach Rom. Neben theoretischen Unterweisungen stellten sie mit den jungen Römern Uebungen in Ausarbeiten und in der Deklamation an. Da nun ihr Unterricht darauf berechnet war, gewandte Advokaten zu bilden, so ließen sie ihre Schüler über jeden Gegenstand die Gründe für und dawider vortragen, wodurch sie sich gleich anfangs den Haß der römischen Patrioten zuzogen, die eine solche Bildung für verderblich für den biedern römischen Charakter hielten. Sie wurden daher durch ein Senatskonsult schon (161 v. Chr.) aus der Stadt verwiesen, welche Verordnung (91 v. Chr.) wiederholt ward. Doch kehrten sie jedesmal kurz darauf wieder nach Rom zurück. Bis Cicero bediente man sich in den Schulen der Rhetoren lauter griechischer Lehrbücher und Muster; darauf wurden die Werke des Cicero allgemein dazu gebraucht: aber da bald darauf die großen Gelegenheiten zur Anwendung der Beredsamkeit aufhörten, so konnten die Wirkungen dieser Abänderung im Unterricht nicht mehr sichtbar werden. Daher die spätern Rhetoren, wie M. Portius Latro (30 J. v. Chr.), Markus Seneka, der Vater (14 n. Chr.), Quintilian (80 n. Chr.) nur matte Schulübungen (declamationes, controversias) und keine Muster der Beredsamkeit geliefert haben. Der erste rhetorische Schriftsteller über die Beredsamkeit war Cicero, dessen Schriften durch Inhalt und Sprache zu den vortrefflichsten Schriften in diesem Fach gehören. In Cicero's Zeitalter schrieb auch L. Cornificius (Vater oder Sohn), eine Anweisung zur Beredsamkeit (libri quatuor rhetoricorum ad Herennium), die man lange für eine Arbeit des Cicero und seines großen Namens würdig gehalten hat. Doch übertraf Quintilian (geb. 62, st. 96 n. Chr.) alle frühern Schriftsteller in der Vollkommenheit der Theorie. Außerdem hat noch der jüngere Plinius, oder Tacitus (der Verfasser des schönen Dialogs de causis corruptae eloquentiae), treffliche Bemerkungen für die Theorie der Redekunst gegeben. — Römische Historiographie. Die römische Historiographie fängt an mit magern Namenverzeichnissen der obrigkeitlichen Personen, welche die Pontifices hielten, die bis in die spätesten Zeiten herab fortgesetzt worden. Die ersten etwas ausführlichern historischen Werke waren versificirt; die Annalen des Ennius (200 v. Chr., und die Geschichte des zweiten punischen Kriegs v. Cn. Nävius, Ennius Zeitgenossen. Der erste prosaische Geschichtschreiber war Q. Fabius Piktor (220 v. Chr.). Unmittelbar auf ihn folgte L. Cincius Alimentus, welcher schon der Dürftigkeit seiner Nachrichten durch die Vergleichung der griechischen Geschichte mit der römischen abzuhelfen suchte. Hierauf machten der ältere Cato (200 v. Chr.) und Markus Terentius Varro (60 v. Chr.) nicht nur durch gelehrte Forschungen über die römische Geschichte, sondern auch durch die Feststellung der römischen Zeitrechnung Epoche. — Denkwürdigkeiten. Einzig in ihrer Art sind die Memoiren über den gallischen und bürgerlichen Krieg, in welchen Julius Cäsar (seit 57 v. Chr.) seine eigene Thaten beschrieb. Als Fortsetzung dieser Commentarien lassen sich die Memoiren des Aulus Hirtius oder Cajus Oppius über den alexandrinischen

und afrikanischen Krieg betrachten: aber der spanische Krieg hat wohl keinen von ihnen, sondern einen jüngern Schriftsteller zum Verfasser. — Pragmatische Werke. Mit Cornelius Nepos fing (40 J. v. Chr.) der schöne Vortrag der Geschichte nach dem Vorbild der Griechen durch die Anwendung der Staatsberedsamkeit auf dieselbe an. Sallustius, sein Zeitgenosse, ob gleich nur Trümmer von der ausführlichen Geschichte seiner Zeit im katilinarischen und jugurtinischen Krieg übrig geblieben sind, wandte alle Kunst auf die Stellung der Begebenheiten, und ward dadurch Meister der Rapidität des Vortrags, die sich noch gefälliger ausnehmen würde, wenn er nicht im Styl manche Eigenthümlichkeit des Thukydides, die nichts weniger als Schönheit, sondern Folge der noch mangelhaften Ausbildung der griechischen Sprache war, nachgeahmt, und seinem Ausdruck durch die Aufnahme seltener und veralteter Wörter etwas Auffallendes zu geben versucht hätte. Nach ihm bildete sich Tacitus (90 n. Chr.): er kommt ihm in der meisterhaften Stellung der Begebenheiten wenigstens gleich, wofern er ihn nicht noch übertrifft; aber behielt dabei doch Selbstständigkeit genug, um in der Behandlung und Schreibart originell zu bleiben. Seine Gedrängtheit in der Sprache ist nicht Härte und Ersparen unentbehrlicher Worte; sie ist Folge seiner meisterhaften Anordnung der Ideen, und der ihm eigen gewordenen Kraftsprache. Gleich nach Sallust (etwa 20 J. v. Chr.) hat Livius, in einer ihm eigenen, nicht minder originellen Manier, die römische Geschichte bis auf die Zeit des ersten Cäsars herab geführt, aber ohne in seiner Manier einen so großen Nachfolger zu finden, wie Sallust an Tacitus gehabt hatte. Da nun gleich nach ihm schon wieder die erst entstandene classische Historiographie verfiel, so haben sich die Römer nie zu einer ganzen Vollkommenheit in derselben erhoben, und Livius Dekaden blieben einzig in ihrer Art. Man muß daher bedauern, daß Ammianus Marcellinus (390) in kein besseres Zeitalter gefallen ist: welche Zierde der römischen Historiographie würde er nicht bei der Wahrheitsliebe, der Unparteilichkeit der Genauigkeit in der Darstellung, den richtigen, tiefen Einsichten in die Begebenheiten, die er in seiner Kaisergeschichte von Domitian bis Valens an den Tag legt, geworden seyn. — Lebensbeschreibungen. Im Fache der Lebensbeschreibungen besitzt die römische Literatur an dem Agrikola des Tacitus ein Meisterstück der Darstellung, das überdies an echter Lebensweisheit reich, und für die Geographie und Geschichte von Britannien lehrreich ist: dagegen sind die übrigen biographischen Versuche in lateinischer Sprache, bald nach Inhalt, bald in Sprache und Darstellung, mangelhafter. Denn Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen griechischer Feldherren (40 J. n. Chr.) verleugnen zwar die Eleganz des Ausdrucks nicht, welche schon das Alterthum an den historischen Werken ihres Verfassers geschätzt hat; aber sie sind so kurz und dürftig an Inhalt, daß man in Versuchung kommt, sie wirklich (wie die Sage geht) für einen Auszug aus einem größern Werke zu halten, den ein gewisser Aemilius Probus (340 n. Chr.) gemacht haben soll. Reicher an wichtigem Inhalt, und klassisch für die römischen Alterthümer sind zwar die Leben der zwölf ersten römischen Kaiser von Sueton; in denen er ihr öffentliches, noch mehr aber ihr Privatleben nach einer Sachordnung (100 J. n. Chr.) darstellte; auch seine Sprache befleißigt sich der Eleganz, ohne in die Affektation seiner Zeitgenossen zu fallen: aber ihnen fehlt doch die historische Kunst in der Anordnung und in manchen Theilen, obgleich Sueton Zugang zu dem kaiserlichen Archiv hatte, das Gepräge der Glaubwürdigkeit. Der schwülstige Curtius überlädt sein, an geographischen und historischen Fehlern reiches Leben Alexanders des Großen mit rhetorischen Blumen. Die 38 zum Theil geschmacklos, zum Theil barbarisch geschriebenen Leben der römischen Kaiser von den scriptoribus historiae Augustae sind bloß als Quellen der Ge-

schichte schätzbar. — Weltgeschichte. Die Weltgeschichte umfaßten Vellejus Paterkulus (A. Chr. 20), Justin (160) und Paulus Orosius (417). Justin ersetzt der historischen Literatur die Weltgeschichte des Trogus Pompejus, die er in Auszug gebracht hat, so weit ein Epitomator ohne historische Genauigkeit ein ausführliches Geschichtswerk ersetzen kann. Orosius endlich ward mit seiner schlecht geschriebenen Vertheidigung des Christenthums gegen den Vorwurf, daß es den Umsturz des römischen Reichs befördert habe, dem Geschichtsstudium gar schädlich. — Auszüge aus historischen Werken. Mit dem schwülstigen Panegyrikus des Florus auf das römische Volk fangen (117 n. Chr.) die Auszüge aus der römischen Geschichte an. Seinem Beispiel folgten die meisten spätern römischen Geschichtschreiber; Sextus Aurelius Viktor epitomirte (ums J. Chr. 360), eine Kaisergeschichte in einer noch ganz angenehmen Sprache, Eutropius (ums J. 370) eine kurze, alle Zeitalter umfassende römische Geschichte, in einem zwar leichten, aber unkritischen und historisch nachläßigen Vortrag, und Sextus Rufus (ums J. 396) gab gar nur Summarien. Ein historisch moralisches Excerptenbuch hinterließ Valerius Maximus (31 n. Chr.). Ein anderes mehr räsonnirendes, das sich nicht bloß auf eine Art historischer Gegenstände und nicht auf einen Gesichtspunkt allein einschränkte, und an Nachrichten für Geschichte, Alterthümer, Rechtsgelehrsamkeit und Sprachkunde sehr reich ist, sammelte Aulus Gellius in seinen attischen Nächten (165 n. Chr.); von ähnlichem, obgleich minder lehrreichem Inhalt sind auch Makrobius Tischgespräche (422 n. Chr.). Solinus sammelte (250) in seinem Polyhistor für die Geographie, und Censorinus de die natali (238) über Geburt und Leben der Menschen nach physiologisch-astrologischen Gesichtspunkten. — Mythologie. Die italische Fabel hat sich in Ovid's fastis einigermaßen erhalten. Vermischt mit der griechischen hat sie Hyginus (29 v. Chr.) in zwei besondern Schriften in einer schon unreinen Sprache gesammelt: auf welchen erst spät Fabius Planciades Fulgentius (J. Chr. 530), Laktantius Placidus (sec. 6.) und Albrikus Philosophus (sec. 13) mit ihren abentheuerlichen Werken gefolgt sind. — Geographie. Die Weltkunde haben die Römer durch ihre weit ausgedehnte Eroberungen ausnehmend erweitert; aber wissenschaftlich haben sie dieselbe nie behandelt. Das größte Verdienst um die Geographie erwarb sich vielleicht Markus Vipsanius Agrippa, August's Schwiegersohn, der alle Provinzen des römischen Reichs ausmessen, nach den Resultaten der Ausmessungen Charten entwerfen, und für deren öffentlichen Gebrauch einen eigenen Portikus einrichten ließ. Zu den Zeichnungen schrieb er einen Commentar, der in das öffentliche Archiv kam, und den noch Plinius gebraucht hat. Die übrigen geographischen Schriftsteller der Römer erheben sich nicht über Compilationen. Selbst die merkwürdige Germania von Tacitus ist (90 n. Chr.) nur zusammengetragen, aber aus keinen ganz schlechten Schriften. Pomponius Mela zog sein geographisches Compendium (41 n. Chr.) nach Eratosthen's System hauptsächlich aus Griechen aus; auch der ältere Plinius (60 n. Chr.) folgte höchstens beim nördlichen Europa und bei Indien eigenen Forschungen; Solinus schrieb (250 n. Chr.) bloß den Plinius in der Geographie ab. Vibius Sequester stoppelte (im 5. Jahrh. n. Chr.) nichts als ein mageres Namenverzeichniß zusammen; und Orosius Vertheidigung des Christenthums ist erst durch die Bearbeitung des angelsächsischen Königs Alfred ein wichtiges geographisches Werk geworden. — Chronologie. M. Verrius Flakkus entwarf nach der Zeitordnung gestellte Jahrbücher der römischen Geschichte (Fastos), welche zu Präneste in Stein gehauen aufgestellt wurden. — Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Baukunst und Taktik. Um die mathematischen Wissenschaften haben sich die Römer keine bedeutende Verdienste er-

worden. Die vielen Ländervermessungen bei der Austheilung eroberter oder eingezogener Provinzen, beim Abstecken der Lager u. s. w. haben einige römische Schriftsteller (wie Frontin, Sikulus, Flakkus u. A.) veranlaßt, das Feldmessen zum Gegenstand eigener Aufsätze zu machen. Die bürgerliche Baukunst hat Vitruvius (ums J. 29) in einem Werk erläutert, das als Auszug aus vielen früheren architektonischen Werken ihren Verlust einigermaßen ersetzen kann. Außer ihm hat noch Frontinus (106 n. Chr.) über einen architektonischen Gegenstand, den vom Wasserbau, geschrieben. Für den Dilettanten schrieb Frontinus (106 n. Chr.) über die Kriegsränke; mehr für den Kriegsmann und Kenner Vegetius (383 n. Chr.) eine Anweisung zum Kriegswesen. — Philosophie. Gleich nach der Ankunft griechischer Gelehrten in Rom wurden die Römer auch mit der rhetorischen Philosophie bekannt; aber sie zeigte sich gleich anfangs (593 und 599) im sophistischen Gewande, welches sie bei ernsthaften Patrioten nicht sehr beliebt machte. Erst seit der Unterjochung von Griechenland (670, v. Chr. 84) wurden die Römer mit der griechischen Philosophie völlig ausgesöhnt; sie wünschten wenigstens seitdem auch allgemein Philosophen zu scheinen, und hießen daher die philosophische Bibliothek, welche Lukull als Beute nach Rom brachte, willkommen. Lange studirte man griechische Philosophie bloß in den Werken der Griechen selbst. Lukretius versuchte zuerst (70 v. Chr.) epikurische Lehrsätze in einem Lehrgedicht zu versinnlichen, welches weniger schwierig war, als ein wissenschaftlicher Vortrag. Den letztern wagte erst Cicero (60 v. Chr.), nicht immer auf eine glückliche Weise, weil er sich erst die nöthigen Ausdrücke zum philosophischen Vortrag erschaffen mußte. Außer Cicero kennt die römische Literatur nur noch einen philosophischen Schriftsteller von Bedeutung, dem es aber doch auch an der Eigenschaft eines echt-philosophischen Vortrags fehlt, der mehr den Deklamator über philosophische Materien macht, den L. Annäus Seneka (geb. n. Chr. 2, gest. 65). Was nach ihm über philosophische Materien von Lucius Apulejus (n. Chr. 160), Chalcidius (v. 325), Makrobius (422) und Boethius (geb. 455, gest. 525) in lateinischer Sprache erschienen ist, das ist unbedeutend. — Politik. Ackerbau. Kurz vor dem Ende der Republik philosophirte Cicero über die Staatsverfassung und Verwaltung; über jene meist nach griechischen Schriften, über diese nach eigenen Erfahrungen. Allen Spekulationen abgeneigt, brachten die Römer selbst ihre Erfahrungen in der Staatswirthschaft nie auf allgemeine Grundsätze zurück. Nur Ackerbau und Landwirthschaft beschäftigten die edelsten Römer theoretisch und praktisch, wie die noch vorhandenen Schriften des ältern Cato Varro, des Columella und Palladius beweisen. — Pädagogik. Welche Wege die Römer in der Erziehung ihrer Jugend einschlugen, ist schon oben ausgeführt worden. Die Regeln der Erziehungskunst hat Quintilian aufgestellt; wie wenig sie aber in den spätern Zeiten befolgt wurden, das zeigen die Klagen eines Juvenal und des jüngern Plinius über die Vernachlässigung der Erziehung. — Physik. Der Anbau der Naturwissenschaften erhielt durch die Römer keinen Zuwachs, so günstig auch ihre ausgebreitete Herrschaft der Erforschung der Natur gewesen wäre. Einzig bleibt in diesem Fache der Philosoph Seneka. Er bearbeitete die Naturlehre wie sonst kein Römer, als einen Theil der Philosophie, nicht bloß aus Vorgängern, sondern mit Zuziehung der Natur selbst. Der ältere Plinius bleibt mehr bei dem stehen, was er als Dilettant aus den Griechen ausziehen konnte. Unbedeutender ist Censorinus de die natali, sammt den Schriftstellern, welche in der Bearbeitung der Mathesis (der Astrologie und des Nativitätsstellens) zufällig auf physikalische Materien kommen, wie der Dichter Manilius (n. Chr. 30) und Julius Firmikus Maternus (n. 340). — Naturgeschichte. In der Naturgeschichte war der ältere Plinius

der einzige Hauptschriftsteller der Römer, dessen Historia naturalis hinter einer mathematischen, physischen und historischen Geographie, vom 7. Buch an, eine Geschichte der drei Naturreiche aufstellt, und ihre Produkte, häufig auch nach technologischen Gesichtspunkten beschreibt. Doch zeigt er sich nirgends als Forscher, sondern nur als Liebhaber der Naturgeschichte, der über sie viel Nützliches gelesen und in sein Excerptenbuch eingetragen hatte. — Praktische und theoretische Medizin. Mit der praktischen Medizin hatte sich zu Plinius Zeit noch kein freigeborner Römer beschäftiget, sondern bloß Leibeigene und Freigelassene, oder ausländische Aerzte, die der einträglichen Praxis wegen sich in Rom niederließen. Celsus (14 n. Chr.) und Plinius (60 n. Chr.) schrieben bloß als Dilettanten über die Medizin. Q. Serenus Sammonikus (st. 212 n. Chr.) versificirte über medizinische Materien; und erst Skribonius Largus (50 v. Chr.) und Cälius Aurelianus (200 v. Chr.) schrieben über sie als Aerzte von Erfahrung, aber doch noch mehr nach dem Inhalt griechischer Aerzte, die sie vor Augen hatten. Theodorus Priscianus (370) ist schon voll Aberglauben und ein barbarischer Stylist. Ueber die Viehartzneikunst schrieb ein Vegetius; wäre es derselbe, der über das Kriegswesen geschrieben hat, so müßte er nach Chr 383 gelebt haben: aber wahrscheinlich ist diese Schrift erst aus dem 12. oder 13. Jahrh.

Römische Schule, s. Italienische Kunst.

Römische Sprache und Grammatik. Die erste Grundlage der römischen Sprache war die ausonische, die älteste Landessprache Italiens (die lingua Osca), durch die etruskische, und griechische der Pelasger bereichert. Einen Dialekt von diesen Bestandtheilen redete die Colonie, die sich aus Alba Longa an die Tiber zog. Die griechischen Bestandtheile der römischen Sprache mehrten sich, seitdem sich die Römer einen Staat von Großgriechenland nach dem andern unterwarfen, und ihren rohen Dialekt durch Uebersetzung aus dem Griechischen zur Büchersprache auszubilden anfingen. Livius Andronikus gehört daher zu ihren ersten Bildnern und nach ihm Ennius, der mit der Ungelenktheit der römischen Sprache wie ein Meister rang und sie seinen Gedanken zu weichen recht glücklich zwang. Erst nach einem 150 Jahre lang (von 217 — 70 v. Chr.) fortgesetzten Disziplíniren, unter beständiger Mitwirkung und Beihülfe der griechischen Sprache, kam die römische Büchersprache im Zeitalter des Cicero auf die Stufe der Vollkommenheit, die sie je erreicht hat. Grammatische und etymologische Untersuchungen über die römische Sprache versuchte zuerst der ältere Cato (150 vor Chr.) und Varro (st. 27 vor Chr.); selbst Julius Cäsar (st. 44 vor Chr.) hatte ein jetzt verlornes Buch grammatischen Inhalts verfaßt. Doch schrieb erst M. Verrius Flakkus (14 v. Chr.) das erste grammatische Werk von dauerndem Werth, das Festus (bl. 350 n. Chr.) epitomirt hat. Darauf machte Aelius Donatus (254 n. Chr.) Epoche durch die erste methodische Grammatik; und er sammt Priscianus (524 n. Chr.) wurden von nun an die Hauptlehrer der lateinischen Grammatik, bis neuere bessere Versuche ihre Grammatiken außer Umlauf gesetzt haben. Ueber die Sylbenmaße ist noch ein kleines Buch von Flavius Mallius Theodorus (bl. 400 n. Chr.), vorhanden. Die Bemerkungen, welche die Grammatiker über die römischen Schriftsteller machten, die sie (nach dem Zeitalter des Cicero) mit ihren Schülern lasen, gaben frühe Veranlassung zu Commentarien kritischen und exegetischen Inhalts. So schrieb Askonius Pedianus (60 n. Chr.) Commentarien über einige Reden des Cicero, und Aelius Donatus (354) über den Terenz: M. Valerius Probus (70 n. Chr.) unterzog sich einer kritischen Bearbeitung mehrerer früheren Schriftsteller, namentlich des Terenz und Virgil's.

Römischer Kaiser, s. Deutsches Reich.

Römischer König hieß sonst 1) das erwählte, auch schon in Deutschland gekrönte Oberhaupt des deutschen Reiches, so lange es noch nicht in Italien von dem Papste zum römischen Kaiser gekrönt worden war; 2) der Titel des Reichsoberhauptes von der Wahl bis zur Krönung; 3) des noch bei Lebzeiten eines römischen Kaisers erwählten und gekrönten Nachfolgers desselben. Die Wahl eines römischen Königs geschah, wie bei einem Kaiser, durch die versammelten Churfürsten oder deren Abgesandte, auch waren die Feierlichkeiten bei der Krönung, bei einem wie bei dem andern, gleich (s. Römer und Reichs-Kleinodien). Wie ein Kaiser, mußte auch ein römischer König eine Wahlkapitulation beschwören, hatte aber keinen Theil an der Regierung, wenn ihm jener nicht selbst dieselbe überließ, oder sie ihm, bei einer langen Abwesenheit aus dem deutschen Reiche, von den Ständen übertragen wurde, wovon jedoch die neuere Geschichte kein Beispiel hat. Nicht nur bei der erwähnten Entfernung des Kaisers aus dem Reiche, sondern auch bei hohem Alter, oder mißlichen Gesundheitsumständen und Geisteskräften des Kaisers, wurde ein römischer König gewählt, wie auch in bedenklichen Zeitumständen, welche besorgen ließen, daß der Tod des Reichsoberhauptes Schwierigkeiten und Unordnungen veranlassen mochte. Unmittelbar nach dem Tode oder nach der Regierungsentsagung eines Kaisers trat ein römischer König ohne weiteres in alle Rechte desselben, daher in solchen Fällen das Vikariat der Churfürsten von Sachsen und von der Pfalz nicht statt fand, bis dahin aber hatte er bloß den Titel und den Rang in und außerhalb Deutschland nebst dem Prädikate: Semper Augustus. Das Wappen eines römischen Königs unterschied sich von dem Wappen des Kaisers dadurch, daß dieser einen doppelten, jener nur einen einfachen Adler führte. Nachdem sich Napoleon zum Nachfolger Carls des Großen erklärt hatte, bekam dessen Sohn (nachheriger Herzog vom Reichstadt) auch diesen Namen.

Römisches Recht. Schon in der republikanischen Zeit, und bevor die übrigen Wissenschaften in Aufnahme kamen, ward zu Rom die Jurisprudenz mit Eifer und Erfolg gepflegt. Die hohe Achtung, welcher die Rechtsgelehrten immerdar, auch unter dem Waffengetümmel der sturmbewegten Republik und unter dem bleiernen Scepter der kaiserlichen Despotie, sich erfreuten, ermunterte die edelsten Geister zum Rechtsstudium, und es ist die Jurisprudenz die vorzüglichste, ja die einzige Wissenschaft (denn in den übrigen wurde bloß den Griechen nachgebetet), worin die Römer selbstständigen Ruhm, oder das Verdienst eigener Schöpfung erworben haben. In allmähligen Fortschritten, unaufhörlich bereichert durch neue Erfahrungen und durch die Studien jedes nachfolgendes Geschlechtes, mußte wohl die Rechtswissenschaft im Laufe der Jahrhunderte zu einem hohen Grad der Vollendung gelangen, und, wie überhaupt die Realwissenschaften solche Prärogative besitzen, sie erhielt sich auf ihrer Höhe, als die Künste des Geschmacks und die rein philosophischen Disciplinen durch die Unbild der Zeiten schon längstens gesunken waren. Selbst vor dem Thron der wildesten Despoten fand sie Gnade, weil ihre Aussprüche den, über jedes Gesetz erhabenen, Kaiser nicht banden, und weil auch der Despot sein Interesse dabei findet, daß außer ihm Niemand Unrecht übe. Auf solche Weise blieb, in den Privatsachen wenigstens, denn das öffentliche oder Staatsrecht mußte freilich vor den Imperatoren verstummen, die Freiheit der Forschung und des Urtheils ungekränkt, und es häufte sich in den Schriften der Rechtslehrer ein herrlicher Schatz von Aussprüchen einer reifen, durch Erfahrung geleiteten, von reinen Rechtsbegriffen ausgehenden Vernunft über die unzähligen, zumal über die auf das „Mein und Dein" sich beziehenden Verhältnisse des privat-

bürgerlichen und häuslichen Lebens, und zwar, daß deren Summe, selbst in der mangelhaften und vielfältig unlautern Sammlung Justinians, größtentheils als wahres, blos näher bestimmtes, ergänztes, sanktionirtes Naturrecht mag betrachtet werden. Bei so ausgezeichneten Vorzügen sind doch dem römischen Recht auch manche wichtige, theils ursprünglich, theils später hinzugekommene, Gebrechen eigen. Die unzählbaren, fast immer ins Kleinliche und oft ins Lächerliche gehenden Förmlichkeiten (welche schon aus den ältesten Zeiten, wo solches Formenspiel den Mangel an Schrift ersetzte, herrühren, später aber den Mangel an Treue ersetzen sollten), spitzfindige Unterscheidungen, Fiktionen, künstliche Nothbehelfe, um den nachtheiligen Folgen früherer, durch alte Ueberlieferung geheiligter Irrthümer, oder auch in der Verfassung verwebter Grundsätze auszuweichen, Begünstigung häuslicher Tyrannei gegen Frauen, Kinder und Sklaven freilich im neuen (justinianeischen) Recht gegen das alte gar sehr gemildert) verschiedene einzelne Härten (als gegen uneheliche Kinder), Langwierigkeit und Kostspieligkeit der Prozesse, dann die übergroßen fiskalischen Vorrechte, überhaupt die, über den Trümmern der Freiheit sich erhebenden Anmaßungen des Alleinherrschers; vor Allem aber ein mangelndes Criminalrecht, zumal in der Kaiserzeit, wo die republikanischen (vielfältig wohl allzu großen) Vorrechte der Bürger aufhörten, die heilsamen Formen der Prozedur aufgehoben oder kraftlos gemacht, despotische Willkühr zur Stellvertreterin bestimmter Gesetze erhoben, die Majestätsverbrechen unendlich vervielfältigt, und unerbittlich, selbst an Kindern der Verurtheilten noch gerächt, auch andere, selbst politisch unwichtige Vergehungen je nach der Laune des Despoten oft grausam bestraft wurden. Vor der Abfassung der Gesetze auf zwölf Tafeln behalf man sich bloß mit den wenigen Gesetzen aus der Periode der Könige (dem jus civile Papirianum, wie man sie von ihrem späten Sammler, Publius Papirius, genannt haben soll) und in Religionssachen mit den rescriptis Pontificum. Gleich nach der Abfassung der zwölf Tafeln entwarf man auch Formeln zur Einleitung und Führung der Prozesse (formulas actionum), die vom Appius Claudius gesammelt und darauf von seinem Schreiber Cneius Flavius (449 J. R., 305 v. Chr.) herausgegeben wurden, man nannte sie jus civile flavianum. Die Patrizier, welche bisher die einzigen Interpretatoren des Rechts gewesen waren, sahen sich durch die Bekanntmachung ihrer Rechtsformeln um diese Eigenschaft gebracht, und erfanden neue Formeln, die aber auch Sextus Aelius Catus (552 J. R., 202 v. Chr.) verrieth, dem zu Ehren sie Jus civile Aelianum genannt wurden. Von nun an hätten die Plebejer mit den Patriziern die interpretatio Juris theilen können, wenn die Uebersicht der geltenden Gesetze, bei den häufigen Variationen der Edikte, welche die Prätoren und andere Magistrate gaben, ohne besondern Unterricht (in dem aus den Edikten abgeleiteten Recht) nicht zu schwer, und wegen des Gebrauchs der Formeln nicht zu delikat gewesen wäre. Erst seitdem Tiberius Coruncanius (500 J. R.) Pontifex ex plebe den Einfall hatte, Unterricht in der Jurisprudenz zu geben, gelangten auch die Plebejer hierzu. Unter den Rechtsgelehrten ragten vor den übrigen Q. Mucius Scävola und Servius Sulpitius hervor; jener, weil er das römische Recht in bessere Ordnung gebracht; dieser, weil er auf dasselbe zuerst die Dialektik übergetragen hat. Mit dem Untergang der römischen Freiheit fing das goldene Zeitalter der Rechtsgelehrten an, weil sie dadurch eine Stütze des entstandenen Despotismus waren, daß sie blinden Gehorsam gegen die Gesetze lehrten: und diese gaben jetzt die Kaiser. Noch unter August theilte man sich über die Grundsätze, die man bei rechtlichen Gutachten zu befolgen habe; Labeo war für die Strenge, und Capito für die Billigkeit. Masurius Sabinus und der etwas jüngere Cajus Cas-

sius Longinus traten auf Capito's Seite und stifteten die juristische Sekte der Sabinianer und Cassianer, die sich in ihren Gutachten bloß an die Aussprüche der alten Juristen hielten und übrigens Billigkeit empfahlen; hingegen Licinius Proculus, mit dem bloßen Schlendrian nicht zufrieden, drang auf eine freiere philosophisch-historische Behandlung der Jurisprudenz, eine schärfere Bestimmung der Begriffe, und auf allgemeine Grundsätze der Interpretation der Gesetze, wie schon Labeo vor ihm that, und ward dadurch auf Labeo's Strenge geführt. Mit Hadrian's Regierung geht eine neue Epoche für das römische Civilrecht an. Die juristischen Schriften erhielten eine für alle Zeiten bestimmtes Fundament, an dem edictum perpetuum (einem neuen Gesetzbuch in 100 Büchern), das Hadrian durch Salvius Julianus (131 n. Chr.) verfertigen ließ. Man hatte eine fest bestimmte Norm für Richter und eine allgemeine Form für juristische Schriften; denn an die Ordnung des edicti perpetui hielten sich von nun an alle juristische Schriftsteller, wie Cajus, der berühmte Verfasser des ersten, in einem guten Vortrag abgefaßten Lehrbuch des Civilrechts, Aemilius Papinianus, Domitius Ulpianus, Sextus Pomponius und Julius Paulus u. A. Nach Alexander Severus Zeit rissen die Kaiser die Entscheidung aller Privatprozesse, zur Vergrößerung ihres Despotismus, an sich, wodurch das Ansehn der Rechtsgelehrten verfiel. Seitdem erschienen Constitutiones imperatorum zur Ergänzung und Berichtigung des edicti perpetui, die zuerst (um die Uebersicht derselben zu erleichtern) Gregorius (oder Gregorianus) und Hermogenes unter dem Titel Codex nach der Ordnung des edicti perpetui bis auf die Zeiten Constantins des Großen herab sammelten. Von diesen Privatarbeiten (Codex Gregorianus und Hermogenianus) sind nur Bruchstücke übrig geblieben. Theodosius der Jüngere ließ darauf durch eine Gesellschaft von acht Rechtsgelehrten die Constitutionen von Constantin dem Großen an, nach der Ordnung des edicti perpetui, sammeln, zwar, wegen der gewählten Ordnung nur stellenweis und zerstückelt; aber ohne daß an dem Inhalt der Constitutionen etwas geändert werden durfte. So entstand der Codex Theodosianus. Doch wurden darauf die nach seiner Sammlung bekannt gemachten Constitutionen Theodosius des Jüngern und Valentinians d. Dritten ohne genaue Ordnung unter dem Titel Novellae (constitutiones) nachgetragen. Noch immer waren die Variationen in den Gesetzen ohne Zahl. Um mehr Einheit in die Gesetzgebung und mehr Ordnung in die Rechtspflege zu bringen, ließ Kaiser Justinian alle kaiserlichen Constitutionen von Hadrian an nach der Ordnung des edicti perpetui sammeln und promulgirte den Codex Justinianeus im April 529 n. Chr. S. Justinianus. Nach Justinian promulgirten die griechischen Kaiser neue Constitutionen, welche die alten aufhoben; die Rechtsgelehrten schrieben über das justinianische Recht weitläuftige Commentare, in welchen sie sich häufig widersprachen, zur großen Verwirrung der Richter, weil wieder die Meinungen der Rechtsgelehrten vor Gericht Ansehn erhielten; von den lat. Gesetzbüchern kamen mehrere von verschiedenen Verfassern verfertigte und sich widersprechende Uebersetzungen in Umlauf, welche die Verwirrung vermehrten. Um diesen Uebeln abzuhelfen, ließ der Kaiser Basilius Macedo (870 n. Chr.) zuerst durch eine kurze Uebersicht seine Idee von seinem Vorhaben, das bürgerliche Recht in bessere Ordnung zu bringen, bekannt machen, welche darauf unter ihm und seinen Sohn, Leo dem Philosophen, hauptsächlich durch Sabbathius Protospatarius unter dem Titel βασιλικαὶ διατάξεις ausgeführt wurde. Mit der ersten Ausgabe dieses Werks nicht zufrieden, ließ Constantinus Porphyrogentinus 912 n. Chr. eine verbesserte Ausgabe veranstalten. Endlich wurden noch auf Leo's Befehl aus den ältern Verordnungen unter August, Trajan und Hadrian Constitutionen für das Kriegs-

Digitized by Google

und Seewesen zusammengetragen; und seine Nachfolger auf dem griechischen Thron promulgirten noch bis zur Eroberung von Constantinopel eine Menge Constitutionen, die aber nie in besondere Sammlungen gebracht worden sind.

Romulus, der Zwillingsbruder des Remus. Ihre Mutter war Rhea Sylvia, eine Tochter des Königs Numitor von Alba-Longa, welchen aber sein Bruder Amulius des Thrones beraubt hatte. Damit nicht vielleicht Numitors Enkel Rächer dieser That würden, verdammte er die Rhea zur Ehelosigkeit, und nöthigte sie, eine vestalische Jungfrau zu werden, erreichte aber hierdurch seinen Zweck nicht, denn Rhea wurde Mutter jener beiden Knaben, als deren Vater die Fabel den Mars nennt. Kaum hatte Amulius ihre Geburt erfahren, als er sie in die Tiber zu werfen befahl; doch das Glück war den Kindern hold. Sie wurden an das Ufer getrieben und hier von einer Wölfin gesäugt, statt welcher die Erklärer der Fabel eine ehelose Amme annehmen, weil die Lateiner beide mit einem Namen benennen. Faustulus, des Königs Schäfer, fand die Kinder und zog sie groß. Bei einer Heerde aufwachsend, versuchten sie zuerst ihren Muth und ihre Kräfte gegen Wölfe, dann wurden sie das Schrecken der Räuber in der ganzen umliegenden Gegend. Von einem dieser Räuber wurde einst Remus gefangen genommen und an den König Amulius ausgeliefert, welcher aus der Geschichte des Findlings vermuthete, daß er sein Neffe seyn möchte, weßhalb er ihn gefangen setzen ließ. Romulus machte ihn wieder frei, beide Brüder, welche jetzt ihre Abkunft von ihrem Pflegevater erfuhren, entthronten Amulius und setzten ihren Großvater wieder auf den Thron. Romulus fand für seinen unternehmenden Geist in dem kleinen Lande seines Großvaters zu wenig Spielraum, weßhalb er den großen Entschluß faßte, selbst ein neues Reich zu errichten. Begleitet von seinem Bruder und einer Schaar muthiger Abentheurer, gründete er Rom, befleckte sich aber bald durch eine Unthat, indem er seinen Bruder, in einem zwischen ihnen entstandenen Streite, ermordete. Der junge Staat wuchs schnell empor. Zuerst bevölkerte ihn Romulus dadurch, daß er nahe bei der Stadt einen Tempel anbaute, in welchem jeder Flüchtling aus einem der benachbarten Länder eine Freistätte und hierauf willige Aufnahme als neuer Bürger dieser Stadt fand. Den wilden Kriegern seines Staates mildere Sitten zu geben, und zugleich für die sichrere Fortdauer desselben zu sorgen, suchte Romulus dessen Bürgern Weiber zu verschaffen. Er ordnete daher Spiele an, zu deren Feier er seine Nachbarn, die Sabiner, einlud. Diese wurden von den Römern überfallen, deren sich jeder eines Weibes bemächtigte, und es mit Gewalt nöthigte, das Seinige zu werden. Dieser sabinische Frauenraub hatte einen Krieg zur Folge, bei welchem jedoch die Geraubten den Frieden bald wieder herstellten. Anhänglichkeit gegen ihre Männer und Liebe für ihre Verwandten ließ sie Mittel suchen, beide zu versöhnen. Es gelang ihnen; die Sabiner und Römer wurden Ein Volk, und Tatius, der König der erstern, regierte bis an seinen Tod gemeinschaftlich mit Romulus. Diese Vereinigung verstärkte den neugeschaffenen Staat so ansehnlich, daß er sich nun um so leichter auf Kosten der vielen kleinen benachbarten Länder vergrößern konnte. Glück begleitete die Tapferkeit der Römer, und Romulus, welcher mit einer kleinen Rotte krieglustiger Männer angefangen hatte, sahe sich kurz vor seinem Tode im Stande, ein Heer von 46.000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde in das Feld zu stellen. Romulus war indessen nicht nur ein glücklicher Krieger, sondern auch ein weiser Regent. Er gab seinem Staate eine Verfassung, welche für jene Zeiten musterhaft genannt zu werden verdient. Seinen Gesetzen in bürgerlichen und kirchlichen Dingen leichter Eingang zu verschaffen, gab er vor, mit dem Göttern Umgang zu haben. Indeß herrschte er sehr despotisch. Hierdurch, und weil er sich besonders um die Gunst des Volks

bewarb, machte er sich bei den, von ihm selbst eingesetzten, Senatoren verhaßt, welche ihn, nachdem er 37 Jahre regiert hatte, bei einem entstandenen Gewitter heimlich ermordeten, und gegen das Volk vorgaben, sein Vater Mars habe ihn lebendig in den Himmel entrückt. Das Andenken des abgeschiedenen Fürsten war dem Volk so heilig, daß es ihm göttliche Verehrung widmete, welches aber mehr unter dem Namen Quirinus (s. d. A.) geschah. (Vergl. Rom.)

Roncesvalles, französ. Reucevaux, Villa in der spanischen Provinz Navarra, mit einer schönen Augustinerabtei, in deren Kirche man fabelhafte Alterthümer von Roland aufbewahrt. Hier ist der Hauptort eines Pyrenäenthals, durch den die Rolandspforte über das Gebirge nach Frankreich führt, und in dem die durch Rolands Tod bekannte Schlacht geliefert worden seyn soll. Auch erfochten hier die Engländer am 28. und 29. Juli 1813 einen Sieg über die Franzosen.

Rondeau. In der Poesie ist das Rondeau ein Lied von Doppelstrophen, die so gesungen werden, daß nach der zweiten Hälfte die erste wiederholt, so wie es in den meisten Opernarien gewöhnlich. Wenn diese Wiederholung natürlich seyn soll, so muß nothwendig in der zweiten Hälfte der Strophe etwas seyn, das die Wiederholung der ersten natürlich macht. Sie findet, wie Rousseau sehr richtig anmerkt, nur in folgenden Fällen statt. So oft eine im ersten Theil ausgedrückte Empfindung einen überlegten Gedanken veranlasset, der im zweiten Theil sie verstärkt und unterstützt; wenn die Beschreibung eines Zustandes, die den ersten Theil ausmacht, eine im zweiten vorkommende Vergleichung aufklärt; wenn ein Gedanke im ersten Theil, in dem zweiten bewiesen oder bestätigt wird; wenn endlich im ersten Theil in Versen geäußert wird, wovon im zweiten der Grund angegeben ist; in allen diesen Fällen ist die Wiederholung natürlich und alsdann kann das Rondeau ein sehr angenehmes kleines Gedicht seyn. Der Tonsetzer wählt nach dem Inhalt eine gerade oder ungerade Taktart, von geschwinder oder langsamer Bewegung für den ersten Theil der Strophen. Für den zweiten Theil macht er nach Beschaffenheit des Rondeau eine oder mehrere Melodien in verschiedenen mit dem Tone des ersten Theils verwandten Tonarten. In beiden Theilen muß die Modulation so beschaffen seyn, daß der Schluß des ersten Theiles auf den Anfang jedes andern, und der Schluß jedes zweiten Theiles auf den Anfang des ersten immer passe.

Ronsard (Pierre de), Dichter, geb. 1524 auf dem Schlosse Poissonniere in Vandomois, war in seiner Jugend Page beim Herzog von Orleans, einem Sohne König Franz d. Ersten, und wurde von demselben an König Jakob d. Vierten von Schottland überlassen, als sich derselbe mit der Prinzessin Magdalena von Frankreich vermählte. Nach seiner Rückkehr aus Schottland bediente sich seiner der Herzog von Orleans zu verschiedenen Unterhandlungen. So begleitete er Lazarus Baif auf den Reichstag nach Speier. Dabei legte er sich mit großem Fleiß auf die Dichtkunst, und erlangte bald den ehrenden Beinamen: Fürst der Dichter. Heinrich d. Zweite, Franz d. Zweite, Karl d. Neunte und Heinrich d. Dritte überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen und Wohlthaten. Er starb 1585 zu St. Cosme les Tours. Er schrieb: Hymnen, Oden, die Franciade, ein episches Gedicht, Eklogen, Epigramme, Sonette. Man kann seinen Werken keineswegs Erfindung und Genie absprechen, aber durch die Bemühung, überall Gelehrsamkeit anzubringen und Wörter zu machen, die aus dem Griechischen und Lateinischen entnommen sind, wurde seine Versifikation hart und oft unverständlich. Seine Werke erschienen 1567 in 6 Quartbänden, und 1604 in 10 Duodezbänden zu Paris.

Roquelaure (Antoine de, Baron von), aus einem angesehenen Hause in Armagnac, wurde zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber Kriegsdienste, nachdem sein ältester Bruder gestorben, unter Johanna von Albret und ihrem Sohne Heinrich d. Vierten, der als König von Frankreich seine treuen Dienste durch das Gouvernement von Guienne und andere angesehene Aemter belohnte. Ludwig d. Dreizehnte ernannte ihn zum Marschall von Frankreich. Er starb 1625 im 82. Jahre. Sully hat einige von den Scherzen, durch die er sich bei Hofe beliebt machte, der Nachwelt aufbewahrt. — 2) Gaston Jean Baptiste (Marquis und Herzog von), des Vorigen Sohn, nahm früh Kriegsdienste und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus. In dem Treffen von Marfée 1641, so wie bei der Schlacht von Honnecourt das Jahr darauf, wurde er verwundet und gefangen. Später wurde er zum Generallieutenant der königlichen Armeen ernannt, 1652 zum Herzog und Pair, und 1676 zum Gouverneur von Guienne. Er starb 1683 im 58. Jahre. Er war sehr witzig und geistreich; doch schreibt man ihm außer den Scherzen, die wirklich von ihm seyn mögen, eine Menge Plattheiten und grober Späße zu, die, ob sie gleich unter dem Titel: Momus français ou le aventures du Duc de Roquelaure erscheinen, wohl den Hofnarren Franz d. Ersten und Heinrichs d. Zweiten, Triboulet und Brusquaz, zuzuschreiben sind.

Rosa (Salvator), einer der berühmtesten italienischen Maler und Kupferstecher, zugleich auch ein geachteter satyrischer Dichter, war zu Renella bei Neapel 1615 geboren. Seine Jugend verlebte er in großer Noth, und er sah sich anfangs genöthigt, seine Gemälde auf öffentlichen Plätzen auszustellen. Lanfranc, welcher in seinen Werken Talent bemerkte, kaufte mehrere und munterte ihn auf. Salvator, durch das Lob dieses großen Meisters geschmeichelt, ergab sich mit mehr Feuer dem Studium seiner Kunst. Es gelangen ihm vorzüglich Schlachten, Seestücke, Landschaften, Phantasien, Thiere, Figuren von Soldaten, Gegenstände des Schreckens; diese letztere Gattung ist es, worin er sich am meisten ausgezeichnet hat. Ihm sprach überhaupt nicht das Liebliche und Sanftrührende in der Natur an; er sah in ihr nur das schauerlich Wilde, das Schreckliche. Der Anblick seiner Werke erregt eine finstere melancholische Gemüthsstimmung. Man hat mehrere radirte Arbeiten von seiner Hand, die sehr hoch geschätzt werden. Salvator vereinigte das Talent der Poesie mit dem der Malerei. Er hat Satyren geschrieben, in denen man feinen und treffenden Witz findet, wodurch er sich aber eine große Anzahl von Feinden zuzog. Indeß erwarben ihm seine geselligen Talente und liebenswürdigen Eigenschaften auch die Freunde, und sein Haus war der Versammlungsort der Leute von Geschmack und Geist. Ungeachtet des melancholischen Charakters seiner Werke war Rosa ein fröhlicher Mensch, reich an Witz und einer lustigen Laune, die er bis zu seinen letzten Augenblicken behielt. Er hatte nämlich mit seiner Aufwärterin bis an sein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müßte sie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wollte. „Meinethalben, antwortete Rosa, wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf.“ Er starb, 57 Jahr alt, zu Rom 1673, und erhielt ein Denkmal in der Karthaus. Fiorillo hat eine der Satyren nebst einer Biographie dieses Künstlers (Göttingen 1735) herausgegeben.

Rosalia, in der Musik ein kleiner Satz von wenigen Takten, der, ohne mit andern Gängen abzuwechseln, unmittelbar auf eine höhere oder tiefere Stufe gesetzt wird. Die Wiederholung in der Oktave ist keine Rosalie, indem bei ihr keine wahre Transposition in andere Intervallen Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz dieselben bleiben. Zu deutsch nennt man die Rosalien Schusterflecke; sie sind wenig beliebt, indem sie die Armuth an

Erfindung bezeugen, unangenehme einförmig werden, und ihr Sprung in andere Tonarten zu grell absticht; doch können sie in der komischen Musik, oder da, wo der Contrast geschärft oder die Empfindung erhöht werden sollen, ihre seltene Anwendung finden.

Rosamunda, Königin der Longobarden, eine Tochter des Königs der Gepiden, Gunimund, welchen Alboin 572 umbringen ließ. Sie lebte seit ihres Vaters Tode an Alboins Hofe, der, von ihren Reizen geblendet, sie später heirathete und als Königin krönen ließ. Als aber bei einem öffentlichen Gastmale zu Verona der Longobardenkönig den zum Pokal umgewandelten Schädel ihres Vaters als Trinkgeschirr an der Tafel herumgehen ließ, und selbst Rosamunden zwang, daraus zu trinken, faßte sie den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Alboin wurde von einigen gedungenen Meuchelmördern erstochen. Rosamunda entfloh nach Ravenna mit ihrem neuen Ehegemahl Helmigis, dem sie jedoch, als der griechische Exarch Longinus ihr seine Hand reichen wollte, einen Gifttrank beibrachte. Kaum fing derselbe an zu wirken, so ergriff Helmigis Rosamunden und nöthigte sie, den übrigen Theil des Trankes zu sich zu nehmen, woran beide (573) starben.

Roscellinus, s. Nominalisten.

Roscius (Quintus), ein berühmter Schauspieler Roms, von Geburt ein Gallier, war Zeitgenosse Cicero's und dessen Freund. Auch Sulla und Piso schätzten ihn sehr, und der Senat gewährte ihm ein Jahrgehalt von 20.000 Thalern, der ihm indeß 19 Jahre lang nicht ausgezahlt wurde, ob er gleich fortfuhr, die Bühne zu betreten. Er war im Tragischen und Komischen gleich groß; doch ist es falsch, daß er den Gebrauch der Masken auf dem Theater angegeben haben soll, die schon lange vor ihm gewesen waren. Er starb ungefähr 61 Jahre v. Chr. Man muß ihn nicht mit Sextus Roscius verwechseln, für den Cicero ebenfalls eine Rede hielt, und der aus Ameria, im Herzogthum Spoleto, gebürtig war.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein Dichter, geboren 1633 aus einem alten irländischen Hause, studirte zu Caen unter Bochart, reiste hierauf nach Italien, wo er die Kunstwerke des Alterthums studirte, und sich besonders auf die Münzkunde legte. Nach England zurückgekehrt, wurde er am Hofe Karls d. Zweiten mit Auszeichnung aufgenommen, und späterhin Stallmeister der Herzogin von York. Er lebte in freundschaftlicher Verbindung mit Dryden und andern bedeutenden Männern seiner Zeit, und starb 1684. Die bekannteste und neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Glasgow 1753 unter dem Titel: Earl of Roscommons poetical Works. 8. Sein bestes Werk ist: Essay on translating verses.

Rose, ein Blumengeschlecht, welches zur fünften Ordnung der 12ten Klasse gehört. Die Hauptgattungen sind: Die gemeine wilde Rose (Hundsrose), die man in ganz Europa an Zäunen, in Gebüschen ꝛc. antrifft. Im Junius erscheinen an den Enden der Zweige blaßrothe, süßlich riechende Blüthen, welche eirundlängliche Früchte hinterlassen. Diese werden im September und Oktober reif, sind ganz glatt und scharlachroth und unter dem Namen Hanebuten (Wiepken) bekannt. Ihren ökonomischen Gebrauch weiß Jedermann. Denselben Namen führen auch die etwas größern, runden und mit feinen Stacheln besetzten Früchte der weichhaarigen Rose, die zwar ebenfalls wild wächst, jedoch auch in Gärten gezogen wird, wo sie schönere Früchte trägt. Man benutzt diese, wie die vorigen, macht sie in Zucker ein, trocknet sie ꝛc. Die hundertblättrige, oder gemeine Gartenrose, die schönste von allen, ist schon seit undenklichen Zeiten in Gärten gezogen worden, und hat daher mancherlei Veränderungen erlitten. Sie wird leicht, so wie andere Gattungen und Spielarten der Rosen, durch die Wurzel fort-

gepflanzt. Auch kann man sie okuliren und zu kleinen Bäumchen erziehen. Von den Blättern der gemeinen Gartenrose destillirt man Rosenwasser, welches an einigen Speisen, an Backwerk und in der Medizin gebraucht wird. Uebrigens zählt man schon an hundert, theils Gattungen, theils Spielarten von Rosen.

Rose (Geschichte der rothen und weißen). Während der Regierung Heinrich's des Sechsten hatten zwar die Engländer auf Frankreich's Boden muthig gekämpft; demungeachtet vermochte Heinrich seine Ansprüche auf Frankreich nicht mit den Waffen durchzusetzen. Er, ein schwacher Mann, der sich gänzlich durch seine Gattin, Margaretha von Anjou, leiten ließ, verlor nicht allein sein Ansehn im Auslande, sondern gefährdete durch Mangel an Energie und Kraft seinen eignen Thron, indem ein mächtiger Nebenbuhler gegen ihn aufstand. Dies war Heinrichs des Sechsten Vetter, der Herzog Richard von York. Schon hatte er sich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letzten Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit so viel Geschicklichkeit gestillt, daß er auch hoffen konnte, eine andere mit eben so vielem Glück zu erregen. Doch auch das Gehässige dieser Idee milderten Rechtsansprüche der Abstammung. Zwar stammte er nur von dem vierten, und der König von dem dritten Sohne König Eduards des Dritten her, und in so fern war allerdings sein Anspruch auf die Krone nicht so nahe, als der des Königs; allein auch Heinrichs eigner Großvater hatte seiner Linie (die seitdem die Lankasterische hieß, weil er vorher Herzog von Lankaster genannt worden war) nur durch gewaltsame Ermordung seines Vorgängers den Weg zur Herrschaft gebahnt, und dieses Verbrechen erschien jetzt auch dem Volke aufs neue strafbar, da es die Regierung eines so elenden Enkels zur Folge hatte. Viele Herren vom höchsten Adel wandten daher dem tapfern Richard von York ihre Wünsche zu, und versprachen ihm unter der Hand allen Beistand zur Ueberwältigung der jetzt herrschenden Lankasterschen Parthei. Die Faktionen fingen an, sich allmählig sichtbarer zu theilen, und die Wappen der beiden Fürsten gaben ihnen zuerst unterscheidende Namen. Yorks Parthei hieß die weiße, und die königliche oder lankasterische, die rothe Rose. Richard wollte zuerst bloß als Sprecher des Volks auftreten, und die Abschaffung vieler Mißbräuche in der Regierung und die Absetzung des wenig beliebten Ministers Sommerset fordern. Er that dies an der Spitze von 10.000 Mann, mit denen er 1452 vor London rückte. Der König zog ihm entgegen, hatte eine Unterredung mit ihm, und bewilligte alle seine Forderungen, worauf der Herzog sich an die Gränze von Wales zurückzog. Im folgenden Jahre ward der König krank, und die Königin glaubte am sichersten zu gehen, wenn sie jetzt dem Herzog von York mit Vertrauen entgegen käme, und ihm freiwillig die Führung der Geschäfte übergäbe. Richard kam nach London, und wurde vom Parlamente selbst als Protektor des Reichs anerkannt. Diesen entscheidenden Moment wagte er nicht zu benutzen, und von dem Augenblicke an, da die Lankasterschen ihn unentschlossen sahen, wuchs ihnen der Muth wieder, und sie beschlossen ihn zu stürzen. Der König wurde beredet, die Regierung selbst wieder zu übernehmen und den Herzog von Sommerset wieder ins Ministerium einzusetzen. Richard sah sich beschimpft, verließ schnell den Hof, warb Truppen, schlug das königliche Heer bei St. Albans (22. Mai 1455), und bekam den König selbst in die Hände. Auch diesmal galt seine Mäßigung seinen Feinden für Furcht. Während einer Reise, die er im folgenden Jahre machte, führte die Königin Margaretha ihren Gemahl vor das Oberhaus, und er erklärte demselben zum zweiten Male seinen Wunsch, allein zu regieren. Ihm wurde nicht widersprochen, und Richard fand bei seiner Rückkehr die Umstände so, daß er nichts Gewaltsames zu unternehmen

wagte. Aber die Reibung zwischen beiden Partheien ward doch ganz allmählig so stark, daß bei der ersten Annäherung irgend eines Zunders die Flamme sogleich ausbrechen mußte. Der Graf von Warwik, ein Freund und Verwandter Richards von York, und damals Gouverneur von Calais, war durch Klugheit und Reichthum der einflußreichste Genosse der Yorkschen Parthei. Einer von seinen Leuten insultirte einen Diener des Königs, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei, in welche selbst viele Vornehme verflochten wurden. Man vermuthete dahinter tiefer liegende Plane, der Hof zog Truppen zusammen, Warwik eilte in sein Gouvernement zurück, sein Freund Salisbury brachte in der Eil eine Mannschaft auf, ging damit den Königlichen entgegen, und schlug sie bei Bloreheath an der Gränze von Staffordshire (23. Sept. 1459). Im folgenden Jahre kam Warwik von Calais herüber, vereinigte sich mit Richard, und schlug den König wiederum bei Nordhamton (10 Jul. 1460), ja er bekam ihn selbst gefangen. Die Königin, welche gleich nach der Schlacht bei Nordhamton zu den nördlich wohnenden Baronen geflohen war, hatte dort durch ihre Beredsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie unversehens mit 20.000 Mann auftreten, und den Feind ihres Hauses im offenem Felde herausfordern konnte. York konnte in der Eil nicht mehr als 5000 Mann zusammenbringen, aber um nicht in dem entscheidensten Momente verzagt zu erscheinen, und in der Hoffnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagte er auch damit einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Die Schlacht fiel vor bei dem Städtchen Wakefield, am 24. Dez. 1460. Aber damit war die Yorksche Parthei noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ außer einem zahlreichen Anhang im Adel noch sechs eigne Kinder, unter denen Herzog Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, und in größter Eile eine Menge tüchtiger Krieger unter seine Fahnen sammelte. Er kam damit eher nach London als die Königin, und das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, seiner Jugendfülle und seiner Freundlichkeit, hieß ihn mit lautem Jubelgeschrei willkommen. Der kluge Gebrauch, den er von seinen unermeßlichen Reichthümern machte, setzten ihn in der Volksgunst noch fester. Graf Warwik, seines Vaters alter Freund, und selbst ein Liebling der Engländer, versammelte die Bürger der Hauptstadt unter einer militärischen Bedeckung in St. Johns Fields, hielt eine Rede an sie, worin er die Erbärmlichkeit der bisherigen Regierung und die herrlichen Eigenschaften des jungen Herzogs von York ins Licht stellte, und fragte dann, ob sie noch länger Heinrich den Sechsten zum Könige haben wollten. Ein allgemeines Nein erfolgte, und auf die Frage, wen sie dann begehrten, rief Alles: Eduard von York! So wurde denn dieser am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard der Vierte zum Könige proklamirt. Der wüthende Kampf der beiden Partheien dauerte noch während der Regierung des wollüstigen Eduard des Vierten (s. d. Art.) und des grausamen Richard des Dritten (s. d. Art.) fort, und endigte sich erst, als Heinrich von Richmond das Ungeheuer Richard in der Schlacht bei Bosworth (1485) erschlug. Er bestieg den Thron unter dem Namen Heinrich der Siebente und hob die blutige Spaltung zwischen den Häusern Lankaster und York durch eine Heirath mit der Elisabeth von York auf.

Rosenplüt (Hans), der Schnepperer genannt, ein Meistersänger, aus Nürnberg gebürtig, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Er reiste an verschiedenen deutschen Fürstenhöfen herum, beschäftigte sich mit Heraldik und malte Wappen. Wie lange er gelebt, ob er reich oder arm

gewesen und dergleichen mehr, ist unbekannt. Nur davon sind Beweise vorhanden daß er schon 1431 und noch 1460 dichtete. Sonderbar ist der Bename Schnepperer, dessen er sich zuweilen selbst bedient, der so viel als Schwätzer heißt. Ob übrigens dieser Beiname ihm wegen seines Schnatterns im Sprechen, wegen seiner Geschwätzigkeit im gemeinen Leben, oder wegen seiner Fruchtbarkeit als Schriftsteller gegeben worden, darüber läßt sich Nichts mit Gewißheit bestimmen. Rosenplüt ist, wie schon Gottsched gesagt hat, der Thespis unserer Bühne, oder gilt wenigstens dafür, indem er der Erste ist, wovon wir ordentlich dialogisirte Fastnachtsspiele besitzen. Doch hat er dieselbe sicherlich nicht zuerst erfunden, denn er spricht von ihnen als längst bekannte Sachen, da er sonst sich wahrscheinlich als den Erfinder selbst gepriesen haben würde. Der Ton in diesen Fastnachtsspielen ist übrigens äußerst roh und ungezogen. Es sind plumpe Schilderungen der Sitten seiner Zeit. Außerdem hat er noch historische, moralische, scherzhafte und religiöse Gedichte verfertigt. Es gibt wohl 40 Handschriften von diesem Dichter (die vollständigste besitzt die königl. Bibliothek zu Dresden). Es ist nur noch wenig durch den Druck mitgetheilt worden, z. B. in Canzler und Meißners Quartalschrift.

Rosenkranz, das Rosarium oder Paternoster, welches in einigen Gegenden auch der Beter oder der Marianische Psalter heißt, ist eine Art zu beten in der katholischen Kirche, die nach der Zahl der 150 Psalmen, 15mal 10 Ave Maria in sich enthält, jedes Zehnte ist mit einem Vaterneoster unterschieden. Es bedeutet das Gedächtniß der 5 freudenreichen (Verkündigung und Heimsuchung Mariä, Geburt Christi, Reinigung Mariä, Lehre Jesu im Tempel, wo ihn seine Eltern wiederfanden), 5 schmerzlichen (Todesangst Christi im Oelgarten, seine Geißelung, Krönung mit Dornen, Last des Kreuzes, Kreuzigung), und 5 glorwürdigen (Auferstehung und Himmelfahrt Christi, Sendung des heil. Geistes, Auffahrt Mariens und ihre Krönung im Himmel) Geheimnisse. Der Papst Gregor XIII. stiftete 1573 das Rosenkranzfest, zum Andenken des bei Lepanto über die Türken erhaltenen Sieges. Auch die Bekenner der lamaischen Religion und die Muhamedaner bedienen sich einer ähnlichen, mit Kugeln versehenen Schnur, zu Abzählung ihrer Gebeter.

Rosenkreuzer ist ein Name, der eine geheime Gesellschaft bezeichnen soll: der Zeitpunkt, wann sie entstand, so wie ihr Stifter, ist zweifelhaft. Im Anfange des 17. Jahrh. erschienen plötzlich eine Menge Schriften, die in einer mysteriösen Sprache die sonderbarsten und wundersamsten Behauptungen an den Tag legten, und deckten das Daseyn eines geheimen Bundes auf, der sich eine Verbesserung der Kirche an Kopf und Gliedern und die Sicherstellung der politischen Wohlfahrt der Völker zum Ziele gesteckt hatte. Dieses prunkende Vorgeben war aber im Grunde nur der purpurne Lappen, der die gleichg äubige Menge anziehen sollte, und versteckte die alchymistische Narrheit der Glieder, welche sich damit herumtrugen, Gold zu machen und den Stein der Weisen, von dem man die Regeneration der Welt hoffte, zu finden. Ein gewisser Christian Rosenkreuz galt für den Stifter des Bundes; er soll lange sich im Oriente aufgehalten und von Bramanen in Indien in ihrer geheimen Lehre Unterricht genossen haben: mit göttlicher Weisheit und geheimnißvoller Kunst ausgestattet, habe er nun in seinem Vaterlande um das 14. Jahrh. einen Kreis von Auserwählten um sich versammelt und ihnen seine Schätze mitgetheilt. Wahrscheinlicher hält man Valentin Andreä (s. d. Art.) für den Gründer des Rosenkreuzer-Bundes; er war ein würtembergischer Gelehrter, der im 16. Jahrhundert lebte: schon früher hatte Agrippa v. Nettesheim (s. d. Art.) einen geheimen Bund gestiftet, und Andreä suchte wahrscheinlich diesem, der damals in Verfall gerathen war, durch seine Schrif-

ten, worin er auf die Reinigung der Religion von allen Spitzfündigkeiten der Scholastik mit Wärme drang, neues Leben einzuflößen. Das Geschrei, welches das Bekanntwerden des Bundes so plötzlich erregte, legte sich bald wieder, und die Rosenkreuzer geriethen in Vergessenheit; ausgenommen, daß von Zeit zu Zeit ein Adept auftrat, der sich mit den chimärischen Träumen wiegte, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu finden. Die Aufhebung des Jesuitenordens, von dem man nicht glauben konnte, daß er sein Schicksal so ruhig ertrage, sondern dem man den leeren Vorwurf machte, daß er allerhand geheime Umtriebe spinne, und sich deswegen unter den Bund der Rosenkreuzer verkappt habe — besonders war es der Buchhändler Nikolai, der überall solche dunkle jesuitische Machinationen in seiner Hypochondrie sah — und die mystischen Betrügereien des Cagliostro (s. d. Art.), der bei der Stiftung eines geheimen Ordens bloß die Beutel seiner Anhänger im Auge hatte, machten den Lärm von dem Daseyn eines Rosenkreuzer-Bundes von Neuem rege. Es dauerte aber nicht lange; die leere und lächerliche Furcht vor den Jesuiten verschwand, Cagliostro ward entlarvt und die Rosenkreuzer sanken in ihr Nichts zurück.

Rosenöl. Unter den höchst prächtigen und mannigfaltigen Blumen, womit die Fluren von Hindustan und Kaschmir prangen, zeichnet sich vor allen die Rose aus, welche hier erst ihren herrlichen Duft entfaltet, daher auch diese beiden Länder und zuerst auch wohl Kaschmir das Vaterland des köstlichen wohlriechenden Rosenöls ist, welches indeß in so geringer Menge erzeugt wird, daß 4000 Pfd. Rosen kaum ½ Pfd. Rosenöl liefern. Die Natur selbst scheidet es aus dem concentrirten Rosenwasser an freier Luft ab.

Rosette, eine Stadt in der ägyptischen Provinz Bahri, am Nil, kaum 2 Meil. von dessen Mündung, doch können wegen der vielen Sandbänke nur kleine Schiffe bis an die Stadt kommen; mit 40.000 Einw., worunter viele Griechen und Kopten; Moscheen, griechischen und koptischen Kirchen, Sitz eines französischen und englischen Konsuls, Reisbau; Baumwoll- und Leinwand- (mit 200 Stühlen), Leinsamen- und Sesamöl-, Seidenzeug-, Salmiakfabriken, 50 Fabriken zur Reinigung des Reises, Baumwollspinnereien, Handel mit Getreide, Reis, Hanf, Flachs ꝛc. Stapelstadt zwischen Cairo und Alexandrien, da alle Waaren, die den Nil aufwärts gehen, hierher gebracht werden müssen. Die Stadt liegt in einer sehr angenehmen Gegend und ist angenehm gebaut; sie hat mehrere Gärten und geschmackvoll gebaute Häuser. Am schönsten ist der Marktplatz. Die Lebensmittel sind wohlfeil, und in Ueberfluß vorhanden; doch leidet die Stadt an Wassermangel, und im Sommer hat man nur Cisternenwasser. In der Gegend lebt eine merkwürdige Ziegenart, die so lange Ohren hat, daß sie auf die Erde fallen. Die Franzosen landeten unter Napoleon bei Rosette.

Rosette oder Rosenstein. Alle Steine, besonders aber Diamanten (s. d. Art.), welche in Form einer Rose geschliffen sind, so wie die goldnen und silbernen Verzierungen, welche diese Form haben, heißt man Rosetten, d. h. Röschen.

Rosinen, getrocknete Weinbeeren, werden entweder an der Sonne oder im Ofen gedörret; die ersten besitzen einen süßen, die letzten einen etwas säuerlichen Geschmack; jene nennt man auch Zibeben, diese Corinthen. Es gibt mehrere Sorten Zibeben; unter ihnen sind die kalabreser Rosinen ausgezeichnet durch einen guten Geschmack; von Belvedere aus wird mit denselben einen bedeutenden Handel getrieben; auch in Spanien ist der Handel mit Rosinen stark; die schönsten und meisten liefern die Weinberge bei Velez Malaga, sie heißen Muskatellerrosinen; eine geringere Sorte kommt aus Valencia; Granada versendet die bekannten Passerillas de Sol. Die Passerillas de Lexia gehen stark nach Norden, und werden zur Erhaltung vorher

in eine Lauge von Weinrebenasche getaucht. Eine andere Sorte heißt Tropfrosinen; sie werden in der heißen Mittagssonne gedörrt, und gleich nach der Abnahme in verkalkten Töpfen verkittet. Unter den spanischen sind die Pickrosinen oder Pickzibeben, oder auch lange Rosinen die vorzüglichsten; sie besitzen ein schönes Fleisch, eine bläuliche Farbe und einen süßen, lieblichen Geschmack. In Frankreich liefern Languedoc und Provence die besten, als die Jubis-, Muskat- und Piccardenrosinen. Geringere Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas ꝛc. Aus der Levante werden eine Menge Zibeben bezogen, unter den die smyrnischen die ausgezeichnetsten sind; weniger Werth haben die von Lipari. Aus Syrien und vorzugsweise aus der Gegend von Damaskus erhalten wir die Raisins de Damas, sie sind platt und lang, und werden in den Apotheken gebraucht.

Roskolniken, s. Griechische Kirche.

Roßbach, die Schlacht bei, am 5. November 1757 (im siebenjährigen Kriege). Friedrich der Große, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf, um die Franzosen von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22.000 Mann, der Feinde waren 60.000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen dieses Mal nicht entgehen solle. Er war auf einem Hügel gelagert, und die Franzosen zogen in eiligen Schritten, mit klingendem Spiele, an den Seiten des Hügels vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschließen und dem Kriege mit Einem Male durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelassener gleichgültiger Miene mit seinen Feldherren an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, erging sein Befehl und schnell, als hätte ein Sturmwind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel, und vor Allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reuterschaar in die Haufen der erschrockenen Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Deutschen gekannt; es war ihnen unmöglich, nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken ohne Beispiel über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 91 Todte und 274 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte; vor Allen aber der sturmschnellen Tapferkeit des Generals Seidlitz mit seinen Reutern.

Roßschweif ist ein Kriegs- und Ehrenzeichen bei den Osmanen und Tartaren, welches theils als Standarte, theils als Unterscheidungszeichen gebraucht wird. Von der Entstehung desselben erzählt man, daß einst ein türkischer Heerführer, welcher in einem Gefechte die Fahne verloren hatte, seinem Rosse den Schweif abschnitt, ihn an eine Stange befestigte, dadurch sein flüchtig gewordenes Heer wieder sammelte und die Schlacht, in

welcher ſich das Glück ſchon wider ihn erklärt hatte, gewann. Jetzt hängen die Roßſchweife, gewöhnlich von weißer Farbe, von einer ungefähr 6 Fuß langen Stange herab, welche oben einen vergoldeten oder verſilberten Knopf hat, und darunter mancherlei Verzierungen von Büſcheln gefärbter Pferdehaare. Die türkiſche Befehlshaber laſſen die Roßſchweife vor ſich hertragen, und im Felde vor ihrem Zelte aufſtecken. Der Sultan ſelbſt führt 7, der Großvezier 5, die Beglerbegs und vornehmſten Paſchen 3, die geringern 2 und 1. Noch iſt es bei den Türken gewöhnlich, wenn ſie Krieg ankündigen, unter Trompeten- und Paukenſchall, einen Roßſchweif auszuſtecken.

Roßtrappe, ſ. Harz.

Röſſelſprung iſt ein Kunſtſtück auf dem Schachbrette, und beſteht darin, daß man mit dem Springer ſo die Züge macht, daß er alle Felder des Brettes, aber nur einmal berührt. Der Röſſelſprung iſt ſehr ſchwierig, ſo daß ſelbſt der große Euler ſich damit beſchäftigte, um das Spiel herauszubekommen. Im Reichsanzeiger der Jahre 1797 — 98 ſtehn mehrere Anleitungen zur Löſung dieſes Spiels.

Roſt nennt man gewöhnlich das kohlenſtoffſaure Eiſenoxyd, welches gebildet wird, wenn das metalliſche Eiſen der gemeinſchaftlichen Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit ausgeſetzt wird. Es überzieht das metalliſche Eiſen als eine Rinde, die mit der Zeit an Dicke zunimmt, und wenn das Eiſen nicht zu dick iſt, ſo verwandelt es ſich allmählig durch und durch in dieſes Oxyd. — Das kohlenſtoffſaure Kupferoxyd, welches ſich auf den kupfernen Geräthſchaften bildet, nennt man Kupferroſt.

Roſt (Joh. Chriſtoph), ein bekannter deutſcher Dichter, wurde 1717 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Küſter an der Thomaskirche war. Anfangs ſtudirte er die Rechte, bald aber überließ er ſich ganz ſeinem Hange zu den ſchönen Wiſſenſchaften. Von Leipzig ging Roſt nach Berlin und ließ dort zum erſten Mal ſeine Schäfererzählungen drucken. Nach Leipzig zurückgekehrt, wendete er ſich von nun an zur Satyre, und der erſte Gegenſtand derſelben war ſein ehemaliger Lehrer Gottſched, den er zuerſt in ſeinem Vorſpiel, einem ſatyriſch-epiſchen Gedichte in fünf Geſängen, angriff. Die Neigung zu reiſen, und die vereitelte Ausſicht zu einer Beförderung in ſeinem Vaterlande, bewogen Roſten, abermals nach Berlin zu gehen. Hier ſchrieb er jetzt die ſogenannte Haude- Spenerſche Zeitung. Nach einem Jahre kehrte er aber ſchon wieder zurück, worauf ihn der Graf Brühl 1744 zu ſeinem Sekretär und Bibliothekar annahm. Als 1752 die Aufführung von Weiße's komiſcher Oper: Der Teufel iſt los, Gottſcheds ganzen kunſtrichterlichen Ingrimm erregte, ſchrieb Roſt ſeine bekannte witzige Epiſtel des Teufels an Gottſched. 1760 erhielt Roſt endlich das einträgliche Amt eines Oberſteuerſekretärs in Dresden und erwarb ſich durch Einſicht und Treue, Fleiß und Ordnung allgemeine Achtung. Er ſtarb 1765 im 48. Jahre ſeines Alters. Außer den vorgenannten beſitzen wir von ihm Briefe nebſt einer Abhandlung von deutſchen Briefen und vermiſchte Gedichte. Roſt's Schäfermuſe, ſagt Küttner, iſt voller Muthwillen und Leichtſinn. Seine Schäfer ſind luſtige zufriedene Kinder der Natur, die den Reizungen der ſinnlichen Liebe bei jedem Anlaß folgen. In den Erzählungen ſelbſt herrſcht mehr Witz als Einbildungskraft; die Erfindungen ſind neu und dem Dichter eigen; die naiven Scherze, die munteren und ſchalkhaften Einfälle, die natürliche Sprache und in fließender Verſifikation, geben ihm Vorzüge, deren Größe nur durch die Menge leichtfertiger Bilder und lockerer Gemälde der Wolluſt gemindert wird. Sein Vorſpiel, voll von feinem, beißenden Witze, könnte das Meiſterwerk des Dichters ſeyn, wenn die Satyre nicht ſo ganz perſönlich und weniger boshaft wäre.

Rostock, die größte und gewerbfleißigste Stadt im Großherzogthum Meklenburg-Schwerin, und der Mittelpunkt seines Handels, an der Warnow, welche sich hier zu einem Meerbusen erweitert. Sie besteht aus der Altstadt, mittlern Stadt und der Neustadt, und hat 2132 versteuerte Häuser, 124 bewohnte Keller und 20 Säle, eine 1419 gestiftete Universität mit einer 40.000 Bd. starken Bibliothek, einem Medaillen- und Münzkabinet, einem Museum, einem botanischen Garten, anatomischem Theater; eine Veterinärschule; meklenburgische naturforschende Gesellschaft, ein pädagogisch-theologisches Seminarium, ein Jungfrauenkloster zum heiligen Kreuz, 9 Kirchen, worunter die Marienkirche mit den Gebeinen des Hugo Grotius sich auszeichnet, und 14.300 Einw., welche 2 Zuckersiedereien, eine Stärke-, eine Seifen-, eine Cichorien- und 3 Tabaksfabriken, ferner mehrere Manufakturen in Leinewand, Segeltuch ꝛc., Obstbau, Oelmühlen u. s. w. unterhalten. Rostock war schon 1161 eine wendische Stadt und wurde 1218 vom Fürsten Heinrich Borwin I. zu Meklenburg mit der Stadtgerechtigkeit versehen. Sie war 1257—1301 die Residenz der Herren zu Rostock, 1352—1471 den schwerin. Herzogen, in den folgenden Landestheilungen aber 1555—1621 beiden reg. Linien Schwerin und Güstrow gemeinschaftlich, und nach Erlöschung der letzten 1695 der schwerin. Linie wieder allein zugehörig. Auch war sie eine von den wendischen Hansestädten, hatte große Freiheiten und besitzt noch jetzt viele besondere Vorrechte, z. B. eine ganz freie Verfassung, das Münzrecht ꝛc., und treibt einen ansehnlichen Handel mit 150 eigenen Fahrzeugen. Wolle, Getreide, Vieh machen die vorzüglichsten Gegenstände ihres Handels aus. Der Hafen der Stadt ist bei dem Flusse Warnemünde, wo jährlich gegen 700 Schiffe aus- und einlaufen. Hier ward Held Blücher geboren, dessen eherne Statue den Blücherplatz ziert.

Rostopschin (Fedor, Graf), geb. 1760, stammt von einer alten russischen Familie, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, wurde durch die beiden Grafen Romanzow begünstigt, auch von Paul d. Ersten sehr hervorgezogen und mit Orden überhäuft, in der Folge aber in Ungnade entlassen. Kaiser Alexander vertraute ihm das Gouvernement von Moskau an, auf welchem Posten ihn das verhängnißvolle Jahr 1812 fand, wo er durch seine getroffenen Maßregeln zur Besiegung der Franzosen kräftig mitwirkte. Obgleich ihm fast allgemein die Verbrennung Moskau's Schuld gegeben wird, lehnte er doch später diese Anschuldigung von sich ab, und machte dadurch den Schleier noch undurchdringlicher, der auf dieser Begebenheit ruht. 1814 begleitete er den Kaiser Alexander zum Congreß nach Wien, durchreiste dann einige Länder Europens, und ließ sich 1818 in Paris nieder, wo er 1825 starb. Die ihn näher kannten, schilderten ihn als einen liebenswürdigen, gebildeten und geistreichen Mann. Vergl. d. Art. Russisch-deutscher Krieg.

Rostra, eigentlich Schiffsschnäbel, wurden in Rom die öffentlichen Rednerbühnen genannt, weil man sie mit den Schnäbeln der eroberten Schiffe verzierte. Sie befanden sich an Tempeln und auf einigen der vorzüglichsten Plätze. Von denselben wurden Reden an das Volk gehalten und Angeklagte vertheidigt. Auch hielt jeder antretende oder abgehende Consul jederzeit eine Rede pro rostris.

Roswitha, eigentlich Helena von Rossow, war Nonne des Benediktinerklosters zu Gandersheim bei Hildesheim, und lebte um 980. Sie zeichnete sich durch eine in der damaligen Zeit sehr seltene Gelehrsamkeit aus. Von ihren Lebensumständen weiß man nur sehr wenig. Kaiser Otto II. und die Aebtissin Gerberge von Gandersheim forderten sie auf, die Thaten Otto's des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heil.

Agnes in Versen, eine Umarbeitung der Lustspiele des Terenz in Klostermanier, und mehrere andere, auch historische Schriften (de constructione coenobii Gandersheimensis, aber auch in gebundener Rede). Conrad Celtes gab zuerst ihre Werke, die alle in Latein geschrieben sind, gesammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueste Sammlung besorgte Heinr. Leonhard Schurzfleisch zu Wittenberg 1705. Meibom, Bustemann, Hamberger und besonders Schröckh haben das Leben der Roswitha beschrieben.

Rota oder Routa Romana, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom, welches in Appellationssachen über alle, geistliche Pfründen über 500 Scudi betreffende, Prozesse der gesammten katholischen Christenheit, und im Lande selbst auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Es besteht aus 12 Prälaten, welche sich wöchentlich zwei Mal im Pallaste des Papstes versammeln, und ist aus Geistlichen von mehreren Völkerschaften zusammengesetzt. Außer den Römern sitzt darin: ein Toskaner oder nach der Willkühr des Papstes ein Peruginer, ein Mailänder, Bolegneser, Ferrarenser, Venezianer, Franzose, Deutscher und zwei Spanier. Sie führen alle den Titel Auditores de la Rota. Die 4 letzten werden von ihren Souverains, die übrigen von dem Papste ernannt. Sie tragen einen Rock von violetter Farbe, und ein gleiches Band um den Hut, und haben nahe Anwartschaft zur Cardinalswürde. Den Namen hat dieses Gericht von dem Saale, worin es seine Sitzung hält, und welcher mit radförmigen Figuren von Marmor ausgelegt ist.

Röthel kommt in der Natur von blutrother, ziegelrother, bräunlichrother u. s. w. Farbe vor. Man findet ihn derb, auf dem Hauptbruche schimmernd, auf dem Querbruche erdig. Er giebt einen blutrothen, ans Bräunlichrothe gränzenden Strich, färbt stark ab, und schreibt, ist weich, leicht zersprengbar, hängt stark an der Zunge und ist nicht sonderlich schwer. In den ältern Zeiten brauchte man den gepülverten Röthel innerlich in Blutflüssen und Durchfällen, und äußerlich in fließende Geschwüre gestreuet. Man rechnete dieses Fossil sonst zum Thongeschlecht, es gehört aber wohl mit mehrerem Rechte unter die Eisenerze. Man findet den Röthel in Böhmen, in Hessen, Oberlausitz, Thüringen und in Sibirien. Jetzt wird der Röthel vorzüglich zum Zeichnen benutzt, nämlich zu Rothstiften. Man schneidet und faßt ihn wie den Graphit. Da jedoch der Röthel oft steinig ist, so hat Lemot ein anderes Verfahren angegeben, die Rothstifte zu bereiten. Der Röthel wird fein gerieben, geschlämmt, dann mit einer Auflösung von arabischem Gummi zu einem Teige gemacht, dieser wird dann in ein Stängelchen gepreßt, die man langsam im Schatten austrocknet.

Rothgießerei. Der Rothgießer oder Rothschmidt arbeitet in Kupfer, Messing und zusammengesetzten Metallen, macht meistens nur gegossene und gedrehte Arbeit, wozu er sich die Form aus Lehm verfertigt. Bei kleinen Sachen bedient er sich der Formflaschen und des Formsandes, wie der Goldschmidt. Viele seiner Arbeiten erfordern eine Doppelform, den Kern und den darüber befindlichen Mantel, welche beide so weit von einander abstehen, als das metallene Geräth, welches dazwischen gegossen wird, stark werden soll. Bei großen Stücken, besonders Glocken und hohlgegossenen Kanonen und Mörsern, worauf Genauigkeit des Gusses sehr viel ankömmt, ist noch die Schablone nöthig, ein hölzernes Geräth, welches als Muster der Form dient, wie auch dazu, sowohl dem Kerne als dem Mantel die möglichste Genauigkeit zu geben. Glockengießer und Stückgießer gehören zwar zu den Rothgießern, beschäftigen sich aber zuweilen allein mit jenen größern Arbeiten, wogegen letztere mancherlei kleine machen. Runde Sachen drehen sie auf einer Art Drechselbank (Drehlade, Drehrad), auch wohl auf einer vom Wasser getriebenen Maschine, der Rothschmidtsmühle, an welcher 20 bis 30 Personen

zu gleicher Zeit in besondern Kammern arbeiten können. Das Metall, woraus die Glocken gegossen werden (Glockengut, Glockenspeise, Bronze), besteht aus Kupfer, Zinn und Messing, erhält auch wohl einen Zusatz von Silber, um den Klang zu verschönern. Häufig werden die Glocken im Freien gegossen, wo der Ofen halb in der Erde steht, und die Form sich vor demselben in einer Grube befindet, der Dammgrube, welche durch die Gießrinne in Verbindung mit dem Ofen steht, so daß das ausfließende Metall aus demselben gleich in die Form laufen kann. Auf gleiche Art verfährt der Bildgießer bei dem Schmelzen und Gießen, nur ist seine Form leicht begreiflich weit künstlicher und schwieriger. Da in den Artikeln Artillerie und Kanonen nicht die Verfertigung der Geschütze angegeben ist, die Stückgießerei aber eine Art von Rothgießerei ist, und überhaupt zugleich die Verfahrungsart und die Handgriffe, welche dieser Kunst gebräuchlich sind, zeigt; so wollen wir sie hier in Kurzem angeben. Soll ein Geschütz gegossen werden, so verfertigt der Stückgießer nach einer erhaltenen Zeichnung zuerst das Modell, und alsdann mit Hülfe des Modells, die Form. Um das Modell, oder in der Kunstsprache die Gestalt zu erhalten, wird ein langer kegelförmiger Baum, die Formspindel, gebraucht, dessen beide Enden auf ein Paar untermauerten Bohlen, in den dazu eingeschnittenen Pfannen ruhn, so daß die Spindel einige Fuß über der Erde zu liegen kommt. Die Spindel hat an ihrem dickeren Ende vier Handspeichen, um sie umdrehen zu können. Die Formspindel wird so lang, als die Form werden soll, mit schwarzer Seife beschmiert und hierauf mit Lunte bewickelt, unter welche, damit sich die Spindel desto leichter aus der Form herausziehen läßt, etwas Stroh gelegt werden kann. Beim Bewickeln wird die Spindel beständig herumgedreht, und die Lunte mit einem hölzernen Hammer angetrieben, und das Bewickeln wird so lange fortgesetzt, bis etwa noch $\frac{1}{2}$ Zoll zur Dicke der Kanone fehlt, welches für den Auftrag von Lehm bleibt. Der vorher mit Kuhhaare und Mist vermischte ordinäre Lehm wird nun aufgetragen, und demselben, vermittelst eines, in der gehörigen Entfernung angebrachten Formbrettes, durch Umdrehen der Spindel über gelindem Kohlenfeuer die Gestalt gegeben. Wenn die Gestalt recht glatt und trocken ist, so werden bei den Friesen Einschnitte bis auf die Lunte gemacht, und selbige wieder mit geschmolzenem Talg ausgefüllt, damit sich nachmals die Gestalt leichter von der Spindel ablösen lasse. Die Modelle der Schildzapfen werden von Holz gemacht und an der gehörigen Stelle der Gestalt angenagelt, so daß der Nagel bis in die Lunte hineingeht. Die Delphinen werden von Wachs in einer Form von Gyps gegossen, und ebenfalls mit Nägeln gehörig befestigt. Hierauf überzieht man die Gestalt mit geschmolzenem Talg, um das nachmalige Absondern derselben zu befördern. Ueber die so weit fertige Gestalt wird nun die Form aufgetragen; die erste Lage ist $\frac{1}{2}$ Zoll dick, und besteht aus sogenanntem feuerbeständigem Lehm (Zierlehm). Wenn dieser in der Luft getrocknet ist, wird wieder gewöhnlicher Lehm bis zur Kugelstärke aufgetragen, welches man bemanteln nennt. Hierauf wird die Form mit eisernen Schienen belegt, welche an eiserne Ringe durch geglühten Draht befestigt werden, und abermals mit ordinärem Formlehm überzogen. Ist nun die Form ganz trocken, so wird der Theil, wo die Delphinen stecken, nach unten gekehrt, durchlöchert, und so erwärmt, daß das Wachs herausschmilzt, und dieser Theil der Form frei wird; nunmehr werden einige Schläge gegen das dünne Ende der Spindel gegeben, wodurch das dicke Ende so weit heraustritt, daß die Spindel vollends herausgezogen werden kann. Die Lunte wird so viel als möglich herausgenommen; um aber alles, was zur Gestalt, gehört gänzlich herauszuschaffen, macht man Feuer in dieselbe. Der Talg, mit welchem das Modell bestrichen war, ehe die Form heraus kam, schmilzt, die übrige Lunte verbrennt, und es wird so locker, daß

man die Form ganz rein machen kann. Wenn die Form völlig gereinigt worden, so wird sie inwendig mit einer Mischung (Schlichte) aus Kreide, Ziegelmehl und Asche, die mit Bier und Milch zu einem Brei gemacht worden, vermittelst eines Pinsels überstrichen, und nachdem die Schlichte recht ausgetrocknet ist, wird die Form gebrannt. Das Schlichten und Brennen geschieht einestheils, damit die innere Fläche eine Art von Glasur bekomme und sich keine Feuchtigkeit daselbst sammlen könne. Während dieser Zeit ist das Metall bereits in den Ofen gesetzt worden. Die Menge desselben richtet sich nach der Anzahl und Größe der Geschütze, welche gegossen werden sollen. Das hinzusetzende Metall ist entweder Kupfer oder altes Stückgut, oder beides zugleich. Hiernach muß der Zusatz von Zinn bestimmt werden. Wird Kupfer eingeschmolzen, so werden die runden Scheiben, in denen es geliefert wird, auf die hohe Kante, mit gehörigen Zwischenräumen in den Ofen gesetzt, Ist das Kupfer völlig im Fluß (im vollen Triebe), welches sich durch die spiegelartige Oberfläche, und durch den weißglühenden Schein an den Seiten des Ofens zu erkennen giebt, so wird das Zinn in Stücken von 4 — 5 Pfund rasch eingetragen. Da dieses leicht schmilzt, so wird die Masse mit einer Rührstange tüchtig umgerührt, und um das Verkalken des Zinns zu verhüten, werden die Zusätze von Kohlenstaub, Talg, Pech ꝛc. hinzu gethan. Wenn nun der Guß geschehen soll, so wird der Zapfen mit einer Stange, woran das sogenannte Loseisen befindlich, mehr oder weniger zurückgestoßen, je nachdem das Metall in größerer oder geringerer Menge ausfließen soll. Zwei bis drei Tage nach dem Guß werden die Formen aus der Dammgrube herausgenommen, und auseinander geschlagen. Der verlorne Kopf, d. h. ein Ueberschuß am Metalle, der daher entsteht, weil die Form immer etwas länger als das Geschütz gemacht wird, wird mit einer gut gehärteten Säge abgesägt; und das gegossene Stück auf die Bohrmaschine gebracht. Ueber die Kunst, Statuen in Bronze zu gießen, s. d. Art. Statue.

Rothes Meer, ein fast 300 deutsche Meilen langer Meerbusen in der Richtung von Süden nach Südosten zwischen Arabien und Ostafrika bis zur Landenge von Suez, nimmt keinen bedeutenden Strom auf und hat viele sandige und klippenhaftige Bänke und Ufer, daher ist auf solchem die Schifffahrt sehr gefährlich, und die Dampfschifffahrt sehr anwendbar, welche auch die ostindische Handelsgesellschaft zur rascheren Verbindung des Mutterlandes mit Bombay einzuleiten vorgeschlagen hat. Den Eingang bildet die nur 5 Meilen breite Einfahrt Bab el Mandeb (d. h. Pforte der Gefahr). Die englische Regierung bändigte bisher die Seeräuberei der Araber und schickte dahin mehr Schiffe, als alle übrigen Nationen zusammen. Der Gütertransport mit arabischen Küstenschiffen geht äußerst langsam, weil die Araber des Abends irgendwo bei einer Insel oder in einem Küstenhafen einlaufen, und bei starkem entgegenstehendem Winde gar nicht segeln.

Rothwälsch nennt man die Diebessprache, welche Gauner, Spitzbuben und anderes Gesindel unter sich reden, um nicht von Leuten, welche nicht vom Handwerke sind, verstanden zu werden. Es war natürlich, daß eine Menschenklasse, die von Verbrechen lebt, und sich so der bürgerlichen Gesellschaft als Feind gegenüberstellt, bald das Bedürfniß fühlen mußte, eine Sprache zu erfinden, die nur den Eingeweihten verständlich sey, um ein sicheres Mittel zu haben, ohne Gefahr sich einander mittheilen zu können. Die Diebessprache ist ein Gemisch von gemeinen oberdeutschen, jüdischen und ganz fremd gebildeten Wörtern; überdies enthält sie eine Menge Ausdrücke aus dem gewöhnlichen Leben, welche die Gauner in einem andern figürlichen Sinne nehmen, gewöhnlich sind diese, in Beziehung auf das ehrlose Handwerk und die gestohlenen Sachen, Euphemismen und Antiphrasen, d. h. figürliche Redensarten, die einen Schurkenstreich oder einen Diebs-

kniff in ein dem Anscheine nach ehrliches Gewand kleiden. Ihr größter Wortbestand ist aus der gemeinen verdorbenen jüdischen Sprache genommen; ein Umstand, der ziemlich gewiß vermuthen läßt, daß Juden die ursprünglichen Erfinder der Gaunersprache waren, und nicht, daß, wie man geglaubt hat, die Zigeuner sie zuerst bildeten, indem nur wenige Wörter aus der eigentlichen Zigeunersprache in ihr enthalten sind. Bei vielen Wörtern hält es zwar schwer, ihre ursprüngliche jüdische Aussprache anzugeben, da sie so sehr entstellt sind; bei mehreren jedoch ist ihr Ursprung unverkennbar. Die Diebessprache nennt man auch die jenische Sprache. Für den Polizeibeamten und den praktischen Juristen ist ihre Kenntniß von Wichtigkeit, um eine Bande aufzuspüren, hinter ihre Geheimnisse zu kommen, und ihre ganze Oekonomie einzusehen. Aus diesem Grunde hat man die Bruchstücke der Diebessprache, welche von Zeit zu Zeit eingezogenen Gaunern entlockt wurden, gesammelt und herausgegeben, selbst eine Sprachlehre der jenischen Sprache darauf gebaut; so erschien 1601 eine Grammatik derselben, der 1755 eine andere vollständigere, zu Frankfurt gedruckt, folgte, und 1791 wurden die Beiträge, welche der zu Sulz am Neckar eingezogene Gauner Hans aus Constanz lieferte, dem Publikum übergeben. Später hat man sich mehr Mühe gegeben, die Kenntniß der jenischen Sprache zu vervollkommnen. Im Jahre 1807 ließ der Amtsschreiber Meyer in das hannövrische Magazin einen Aufsatz über Diebe und Diebesbanden rücken, der interessante Bemerkungen über den Diebesjargon, welche Meyer bei der Einziehung des Spitzbuben Brade und seiner Bande zu machen die Gelegenheit hatte, enthält. — Vollständiger in dieser Hinsicht, als alle frühern Beiträge, ist die 1812 von Dr. Pfiffer herausgegebene aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde, nebst einer Sammlung und Verdolmetschung jenischer Wörter. In diesem Verzeichnisse sind aber viele aus dem Hebräischen enthaltene Ausdrücke und Phrasen so sehr entstellt, daß sie sehr schwer auf ihren Ursprung zurückzuführen sind; diese suchte ein Unbekannter in dem Jahrgang 1812 Nro. 174 — 175 des allgemeinen Anzeigers der Deutschen zu berichtigen, indem er sie, so viel als möglich, bis auf ihre Quellen verfolgte: zwar hat Pfiffer, in einem Nachtrage zu jener aktenmäßigen Geschichte, diese Zurückführung jenisch-hebräischer Wörter auf ihre ursprüngliche Gestalt und Bedeutung für überflüssig erklärt; der praktische Jurist, und vor allen der Criminal-Requisitor aber wird dergleichen Unternehmungen mit Dank empfangen, da in jedem Lande die Gauner eines von den andern abweichenden Dialekts der jenischen Sprache sich bedienen, und aus diesem Grunde auch die problematische Nachweisung der Gauner-Ausdrücke, welche aus dem Jüdisch-Hebräischen entlehnt sind, einen Fingerzeig abgeben, um ihrem wahren Sinne auf die Spur zu kommen. Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jenischen Sprache hat geliefert Christensen (Justizrath zu Kiel) in seinem alphabetischen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In diesem Buche liefert derselbe S. 34-54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum interessant sind, weil diese Beiträge, die aus Aussagen von in Norddeutschland, vorzüglich in Holstein und Meklenburg, eingezogenen Gaunern geschöpft sind, beweisen, daß jede Diebsprovinz ihren eignen Jargon habe, und der norddeutsche sich von dem süddeutschen wesentlich unterscheide. So historisch ungewiß die ersten Erfinder der jenischen Sprache sind, eben so dunkel ist der Zeitpunkt, in dem sie entstand. Die ersten Nachrichten findet man von ihr im Zeitalter Carls V. Die häufigen Kriege, welche damals in Deutschland

und den Nachbarländern geführt wurden, stürzten eine Menge Menschen in Armuth; hiezu gesellten sich viele entlassene oder verabschiedete Soldaten; die Noth zwang die Unglücklichen, das Diebes- und Bettlerhandwerk zu ergreifen, und es bildeten sich mehrere Banden, von den eine, die sogenanten Gordenbrüder, eines solchen Jargons sich bediente. Die Etymologie des Namens, Rothwälsch, ist nicht weniger unsicher. Gottsched, der gern etymologisirte, aber nicht häufig glücklich, meint, es stamme von Rothweil her, wo das kaiserliche Kammergericht sich aufhielt, und das ein erbärmliches Deutsch schrieb; Andere leiten es vom ital. Worte rotto, gebrochen, her, und nach ihnen bedeutet es so viel als kauderwälsche Sprache; noch Andere, und die Etymologie scheint die richtigere zu seyn, führen seine Abstammung aus der jenischen Sprache selbst her, in der Rot einen Bettler, und wälsch ausländisch, fremd, bezeichnet; rothwälsch sey demnach die Sprache der Bettler und Vagabonden. Die Gauner nennen ihre Sprache selbst Kokumloschen, von den hebräischen Wörtern hanam (klug, weise) und laschon (Sprache).

Rotrou (Jean) gehört unter die bekanntesten franz. Schauspiel-Dichter, die unmittelbar vor Corneille und Moliere, auch noch mit diesen in Ansehen standen. Er war 1609 zu Dreux geboren; wo er als städtischer Beamte lebte. Er wurde im J. 1650, wo eine pestartige Seuche in seiner Vaterstadt ausbrach, das Opfer seiner guten Gesinnungen, als er sich durch nichts bewegen ließ, seine Mitbürger, deren Wohlfahrt zu befördern seine Amtspflicht gebot, zu verlassen. Er schrieb 36 Stücke, Trauerspiele, Tanzkomödien, Lustspiele, von denen sich aber nur das von Marmontel umgearbeitete Trauerspiel Wenceslas auf der Bühne erhalten hat. Er suchte die Tragödie- und Tanzkomödien im Styl der Zeit besonders durch moralische Tendenz zu veredeln, und seine Helden und Heldinnen christliche Empfindungen vortragen zu lassen.

Rotten-Borough heißt in England ein verödeter Marktflecken, der allmählig so in Verfall gerathen, daß das ursprünglich darauf haftende Recht, Abgeordnete in das Unterhaus zu schicken, in die Hände weniger Eigenthümer gekommen ist. Borough wird jeder Ort genannt, der das Recht hat, Mitglieder des Unterhauses zu erwählen. Seit der Einführung von dieser Stellvertretung sind von manchen wahlfähigen Orten kaum noch ein Paar Häuser übrig, so daß oft nur einige abhängige Eigenthümer hier das alte Stimmrecht ausführen, dagegen Städte von 80 bis 90.000 Einw., z. B. Birmingham und Manchester, kein Wahlrecht haben. Jener Orte zählt man ungefähr 20 bis 30, die zusammen 50 bis 60 Abgeordnete zum Parlamente wählen. Bisher hat man vergebens auf Abschaffung dieses Mißbrauchs gedrungen, der durch angesehene Gutsbesitzer, unter deren Einfluß solche Orte stehen, so wie durch die Minister, die durch eigene Betriebsamkeit, die man Flecken-mäkelei (Borough-jobbing) nennt, die Wahlen zu ihren Absichten zu leiten wissen, aufrecht gehalten wird. Die Regierung unterhandelt zu diesem Zwecke mit einem an solchen Orten sich niederlassenden betriebsamen Mäkler, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter ist, und sich entweder Geld oder Einfluß auf Amtsverleihung in seinem Bezirke bedingt, und dagegen sich verpflichtet, den vorgeschlagenen Bewerber wählen zu lassen, der auf diese Art gar nicht unter das Strafgesetz gegen Bestechung der Wähler fällt.

Rotterdam, wohlgebaute und wichtigste Handelsstadt nach Amsterdam, im Königreich der Niederlande, Prov. Südholland, am Einflusse der Rotte in die Merwe, mit 6700 Häusern und 60.000 Einw.; einem Hafen und mehreren Kanälen, auf welchen die größten Schiffe mitten in die Stadt kommen können; 5 bis 6 Stockwerk hohen Häusern; schönen Straßen, worunter die Herrenstraat und der Kay längs der Maas, Bompjes genannt, die vorzüglichsten sind; 9 Kirchen, worunter die St. Laurenzkirche mit den

Gräbern der Admirale Brakel, Witt ꝛc.; einer Börse, größer und schöner als die in Amsterdam; einem Admiralitätsgebäude mit den Werften und Magazinen; der Statue des hier gebornen großen Philologen Erasmus; dem prächtigen Gemeene Landshuys, worin die Versammlungen der Direktion des Deich- und Wasserbauwesens gehalten werden; dem ostindischen Hause u. s. w. Sitz des Marinedepartements von der Maas, eines Handelsgerichts und 4 Friedensgerichte; einer Akademie der Wissenschaften (1767 errichtet), einem Theil der amsterd. Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften; holländische Missionsgesellschaft zur Beförderung des Christenthums, Gesellschaft der Verschiedenheit und Uebereinstimmung, Gesellschaft der Experimentalphilosophie oder der Erfahrungswissenschaften, Zeichengesellschaft, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, naturhistorische Gesellschaft, lateinische Schule, Seecadettenschule, anatomisches Theater, Nationalbühne; Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleiweiß-, Bleizucker-, Scheidewasser-, Lackmus- und Tabaksfabriken, wichtige Kattundruckereien, 14 Zuckersiedereien, Salzraffinerien u. s. f.; beträchtlicher See- und Speditionshandel. Durch die Flußversandungen hat jedoch in neuern Zeiten der Handel etwas abgenommen. Noch ist aber Rotterdam der Hauptmarkt für Flachs, Krapp, Canariensamen und Bordeauxweine. In Rotterdam oder auf der Maas, Goeree und zu Maassluis kamen 1817 außer den Heringsfahrzeugen und den Schiffen über die Watten von Hamburg, Bremen ꝛc. 1731 Schiffe an, und 1771 segelten ab. — Die Stadt erhielt 1272 unter Floris V. Regierung Stadtrechte, brannte 1563 größtentheils ab, wurde 1572 von den Spaniern durch Verrath eingenommen und geplündert, und erhielt 1580 durch Wilhelm I., als die erste der sogenannten kleinen Städte, Sitz und Stimme in den Staaten von Holland.

Rotunda, jedes von innen und außen runde Gebäude. Man wählte bisher diese runde Form selten bei Wohngebäuden irgend einer Art, obgleich der verstorbene Baumeister Tappe solche zur Bequemlichkeit kleiner Landhaushaltungen empfahl, dagegen häufig bei Tempeln und bloßen Ziergebäuden. Das römische Pantheon und dessen häufige Nachahmungen mit niedrigem Gewölbe haben diese Form. S. Pantheon und Rom.

Rottweil, Rothweil, der Sitz eines Oberamtes im würtemb. Schwarzwaldkreise, auf einer Anhöhe, am Neckar, altmodisch gebaute Stadt mit hohen Mauern und starken Thürmen umgeben, hat 3200 Einw., 5 kath. Pfarrkirchen, ein vormaliges Jesuitercollegium, ein kath. Gymnasium, Hospital für 300 Kranke, Rathhaus, schönes Kaufhaus, Papier- und Sägemühlen, Seiden- und Baumwollspinnerei, Bleichen, beträchtlichen Korn- und Viehhandel nach der Schweiz ꝛc. In der Nähe ist das Bad der Jungbrunnen. Die Stadt war ehemals eine freie Reichsstadt, stand im Schweizerbunde, und hatte ein Gebiet von 4 Q. M. und 10.800 Einw. Durch die Ausgleichung 1802 kam sie an Würtemberg. Das rottweilische kaiserliche Hofgericht soll 1146 von Kaiser Conrad III. in dieser Stadt angelegt worden seyn. Die Fürsten von Schwarzenberg waren seit 1687 durch Vermählung mit einer Gräfin v. Sulz, deren Familie schon seit Friedrich III. dieses Amt als ein Erbmannlehn besaßen, Erbhofrichter, und konnten einen Vicerichter setzen, der aus dem Grafen- oder Herrenstande seyn mußte. Die sieben Beisitzer wurden aus dem Adel und den Rathspersonen zu Rottweil gewählt. Unter seiner Gerichtsbarkeit standen einige Stände des fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Kreises, und alle Rechtssachen, ausgenommen geistliche und Ehesachen, konnten vor demselben abgehandelt werden. Die Appellationen von demselben gingen an die Kammer oder an den Reichshofrath. Schon bei den westphälischen Friedensunterhandlungen kam wegen verschiedener Klagen einiger Stände über Mißbräuche desselben die

Aufhebung desselben in Vorschlag, und in den folgenden Wahlkapitulationen wurde auch erinnert, daß die Mißbräuche, besonders in Ansehung der Fälle, die das Hofgericht als sich vorbehalten betrachtete, abgestellt werden sollten. Die würtembergische Besitznahme von Rottweil setzte endlich dieses Gericht außer Thätigkeit.

Roucher (J. A.), ein bekannter französ. Dichter, geb. zu Montpellier 22. Febr. 1745. Schon in früher Jugend entwickelten sich seine dichterischen Anlagen. Anfangs war er ein Anhänger der Revolution; aber unwillig über die Abscheulichkeiten, welche sie begleiteten, hatte er den Muth, sich durch mißbilligende Aeußerungen den Haß derer aufzuladen, welche die Urheber davon waren. Nachdem er mehrere Male den Nachstellungen seiner Feinde glücklich entgangen war, ward er eingezogen und vor das Revolutionstribunal gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Dies Urtheil wurde an ihm zu Ende Julius 1794 vollzogen. Seine Hauptschriften sind: 1) Die Monate in zwölf Gesängen, 1780. 2. Vol. in 4, ein Gedicht, das ungeachtet der ungünstigen Kritiken mancher franz. Kritiker wegen der Zartheit seiner Sprache und Empfindungen Anerkennung verdient; 2) Uebersetzung von Smiths Untersuchungen der Art und Ursachen des Reichthums der Völker; 3 Kleine Poesien und Briefe, nach dem Tode des Verfassers in 2 Bd. herausgekommen. Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich auch ein angefangenes Epos, dessen Sujet Gustav Wasa war.

Roué, wörtlich ein Geräderter. Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich während Ludwig des Fünfzehnten Minderjährigkeit, gab diesen Namen den nichtswürdigen Genossen seiner Ausschweifungen; er wollte damit andeuten, daß sie nichts Besseres werth wären, als gerädert zu werden. Daher nennt man so überhaupt am franz. Hofe die jungen Genossen von zügelloser ausschweifender Lebensart.

Rouen, die große, aber nicht gut gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Niederseine, sonst der Normandie, in einer sehr schönen, mit Anhöhen begrenzten Ebene, an der Seine, worüber eine 272 Fuß lange Schiffbrücke in die Vorstadt St. Sever führt, mit 11.000 Häusern und 87.000 Einw., worunter viele Reformirte; Kathedrale mit 3 hohen Thürmen, unter denen der 472 Stufen hohe neue oder Butterthurm von Geldern; 37 Kirchen, worunter die von St. Ouen mit einem hohen Thurme, St. Maclou, St. Johann und der 11.000 Jungfrauen; 3 Hospitäler, 3 Gefängnisse; 7 öffentliche Plätze, unter denen der aux Vaux, mit der Bildsäule der Jungfrau von Orleans, die von den Engländern am 30. Mai 1430 hier verbrannt worden ist; 4 Promenaden, als der Cours de la Reine, Mouribondet, de l'Hopital und Boulevard Cauchois, ein Schauspielhaus, Hallen, Münze, Börse, 36 Springbrunnen. Sitz des Stabs der 15ten Militairdivision, eines Erzbischofs, dessen bischöflicher Sprengel sich über das Departement der Niederseine erstreckt, und unter dem die Bischöfe von Coutances, Bayeux, Seez und Evreux stehen; des Präfekten, eines königl. Gerichtshofs, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts; Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste, 1744 gestiftet, mit 46 Mitgliedern; Gesellschaft für die Fortschritte des Handels und Kunstfleißes; öffentliche Bibliothek mit 70.000 Bänden und 400 Handschriften, Gemäldegallerie, naturhistorisches Kabinet, botanischer Garten, Schule für den Unterricht, anatomische Präparate in Wachs zu modelliren. Rouen hat viele wichtige und zahlreiche Fabriken, besonders in Baumwolle, unter dem Namen Rouennerie bekannt, und sehr bedeutenden Propre-, Colonial- und Speditionshandel. Mit der Fluth können schwer beladene Schiffe bis in die Stadt gelangen. Rouen ist der Geburtsort vieler berühmter Männer, als: der Dichter du Boccage, Bern. le Bouvier, Bernh. de Fontenelle, Peter

und Thom. Corneille, des Architekten Blondel († 1686), des Geschichtschreibers Gabr. Daniel († 1728), des Reisenden Paul Lukas († 1737), der Gelehrten Jac. Basnage, Sam. Bochart, Ludw. le Gendre und Natalis Steph. Sanadon. In der Nähe sind die Mineralquellen von St. Pol

Rouladen, s. Passagen.

Rousseau (Jean Baptiste), geboren zu Paris den 6. April 1671, war der Sohn eines Schuhmachers, der ihm aber eine treffliche Erziehung in den vorzüglichsten Unterrichtsanstalten der Hauptstadt ertheilen ließ. Der junge Rousseau machte sich dort durch kleine Dichtungen, die von vielem Geiste und einer lebhaften Phantasie zeugten, bekannt. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er sich seiner dichterischen Talente wegen schon von Personen, die mit einem hohen Range zugleich einen feinen Geschmack verbanden, gesucht sah. 1688 kam er bei den französischen Gesandten in Dänemark, Bonrepeaux, als Page. Später nahm ihn der Marschall von Tallard als Sekretär mit nach England. In London knüpfte er mit Saint-Evremont eine genaue Bekanntschaft an. Rouillé, Direktor der Finanzen, nahm ihn hierauf zu sich. Der Dichter begleitete ihn überall, mitten im bewegten Leben eines prachtvollen Hofes den Musen seine Tage weihend, und im Schooße der Finanzen sein Glück vernachlässigend; vergebens bot ihm Chamillart die Direktion einer Provinzial-Generalpachtung an. Er war auf der Höhe seines Rufes, als ihn ein verdrießlicher Zufall in große Unruhen versetzte. 1708 erschien die Oper Hesione. Rousseau sollte nach der Melodie einer Arie in der Ouverture ein Gedicht gegen den Verfasser und Compositeur geschrieben haben. Diesem folgten von Unbekannten eine Menge anderer, die alles, was Haß, Rache und Verdorbenheit nur Gemeines diktiren können, enthielten. Die Gerichtshöfe, bestürmt und ermüdet durch die Klagen verletzter Personen, spürten emsig dem ersten Urheber dieser Libellen nach. Man bemerkte, daß Rousseau die darin angegriffenen Personen am meisten haßte: doch war es unmöglich, ihn zu überführen, und wahrscheinlich würde er nicht verurtheilt worden seyn, wenn er sich bloß am Leugnen gehalten hätte; aber nicht zufrieden, für unschuldig gehalten zu werden, wollte er auf den Geometer Saurin die Schuld wälzen. Hierzu bediente er sich eines Schuhmachers, Namens Wilhelm Arnold, eines schwachsinnigen Kopfes: dieser sagte vorm Gerichte aus, daß Saurin ihm das Gedicht mitgetheilt, und es auch einem Schuhputzer, um es weiter zu verbreiten, gegeben habe. Vom Chatelet ging der Prozeß zum Parlamente, und der Schlag, der Saurin niederwerfen sollte, fiel auf Rousseau's Haupt zurück. Saurin berief sich bei seiner Vertheitigung auf den Contrast, der bekanntlich zwischen seinem Charakter und seinen Sitten und den des Rousseau herrsche, und klagte denselben des betrügerischen Zeugenunterschleifs an. Die Beweise der Zeugenbestechung schienen evident, und Rousseau ward für immer aus dem Königreiche verbannt. Das Urtheil ward am 7. April 1712 gesprochen. Rousseau hatte sich schon früher nach der Schweiz entfernt, wo der Graf du Luc, französischer Gesandte bei der Schweizer-Regierung, ihn gastfreundlich aufnahm. Hier gab er zu Saleure zuerst seine Werke heraus. Als der Graf du Luc 1714 als Bevollmächtigter zum Friedenscongresse nach Baden ging, begleitete ihn Rousseau: hier lernte ihn der Prinz Eugen, dem Rousseau's Ode auf das Glück ungemein angesprochen hatte, kennen; er zog ihn an sich und nahm ihn mit nach Wien. Drei Jahre erhielt er sich die Gunst des Prinzen, als er sie durch den Antheil, den er an den satyrischen Gedichten des Grafen von Bonneval auf eine der Maitressen des Prinzen hatte, verlor. Rousseau ging nach Brüssel, um dort in einen neuen Streit mit Voltaire zu fallen. Rousseau hatte ihn im College Louis-le-Grand gekannt,

und sein dichterisches Talent bewundert. Der junge Arouet pflegte sorgsam die für ihn nützliche Bekanntschaft und unterwarf Rousseau's Urtheile alle seinen Arbeiten. Rousseau, hierdurch geschmeichelt, kündigte ihn als einen jungen Menschen an, der einst der Ruhm seines Vaterlandes seyn würde. Voltaire lobte ihn eben so stark, und Beider Freundschaft schien für immer befestigt zu seyn, als sie sich unglücklicher Weise zu Brüssel sahen, und als die grimmigsten Feinde von einander schieden. Die Ursache ihres Zwiespalts ist zweifelhaft; Rousseau behauptet: Voltaire habe ihm die Epistel an Julie, jetzt an Uranie, vorgelesen; das Gedicht habe ihn empört, und er habe dem Verfasser seinen Unwillen nicht verborgen. Voltaire habe sich hierdurch beleidigt gefühlt, und so sey die Feindschaft entstanden. Voltaire dagegen meinte: Rousseau sey eifersüchtig auf ihn, und beneide ihn um den Ruhm, der den seinigen zu verdunkeln drohe. Selten haben sich zwei Schriftsteller in einer Fehde größere Grobheiten gesagt. Obgleich Rousseau zu Brüssel in großer Achtung lebte, so wünschte er doch sich sehnlichst nach Paris zurück: der Großprior von Vendome und der Baron von Breteuil wirkten ihm auch bei dem Herzog Regent von Orleans die Zurückberufung aus; Rousseau verlangte aber die Revision seines Prozesses und feierliche Anullirung seines Verbannungsurtheils: dieses wurde ihm verweigert, und aus Verdruß reiste er 1721 nach England, wo er zu London das Jahr darauf eine Sammlung seiner Werke in 2 Bden. herausgab, die ihm 10.000 Thlr. einbrachte. Er legte das Geld bei der Compagnie von Ostende an; die Geschäfte der Compagnie geriethen aber bald in Verfall und Rousseau verlor sein Geld. In seiner bedrängten Lage fand er in der großmüthigen Freundschaft des Notars Boutet zu Paris Unterstützung; auch fand er am Herzog von Aremberg einen theilnehmenden Gönner, der ihm zu Brüssel die Tafel gab, und ihm auch später eine jährliche Pension von 1500 L. v. auswarf. Rousseau's Unglück, sich immer mit seinen Gönnern und Freunden zu entzweien, verfolgte ihn auch hier: der Herzog nahm ihm Tisch und Wohnung, wollte jedoch die Pension ihm fortzahlen; dies litt aber Rousseau's Ehrgefühl nicht. Brüssel ward ihm von nun an verhaßt, und immer größer die Sehnsucht nach Paris. Der Graf du Luc und Herr von Senozan, von seiner Lage unterrichtet, ließen ihn im Geheim nach Paris kommen, in der Hoffnung, seine Verbannung aufzuheben. Dies gelang ihnen aber nicht, und seine Feinde wußten es dahin zu bringen, daß er Paris nach einem 3monatlichen Aufenthalt wieder verlassen mußte. Er kehrte 1740 nach Brüssel zurück und starb dort den 23. Febr. 1741. — Auf seinem Todesbette betheuerte er noch, daß er nicht der Verfasser des berüchtigten Gedichtes sey, das sein Leben vergiftet habe. Einige schildern ihn als einen unruhigen, unreligiösen, launigten, unverschämten, rachsüchtigen, neidischen, boshaftsatyrischen Menschen; Andere als einen Mann voll Offenheit und reines Sinnes, als einen treuen und dankbaren Freund, und einen warmen Anhänger der Religion. Eine schöne Ausgabe seiner Werke gab Seguy 1745 zu Paris in 3 Bänden heraus, sie enthält nur das, was der berühmte Dichter selbst für das Seine erkannte, als: I. Vier Bücher Oden, deren erstes Buch die Oden aus den Psalmen enthält. Hierin ist er unstreitig der erste französische Dichter; wenn gleich ihm manchmal Bombast für lyrischen Aufflug gelten soll, so ist doch meist ihr Styl rein und elegant, der Versbau edel und schön, und die Gedanken voll reiner Religiosität. II. Zwei Bücher Episteln: wenn gleich im Allgemeinen schön, herrscht doch in ihnen ein misanthropischer Geist, der ihren Werth vergringert: er spricht darin zu viel von seinen Feinden und seinem Unglücke. III. Cantaten, er ist eigentlich Schöpfer dieser Dichtgattung in Frankreich, in welcher er keinen Nebenbuhler hat; die seinigen hauchen jene ausdrucksvolle Poesie, jenen malerischen Styl, jene leichten Wendungen und jene

leichten Grazien, die den wahren Charakter dieser Dichtart bilden. IV. Allegorien; einige derselben sind glücklich erfunden, andre aber gezwungen und kalt. V. Epigramme; er übertrifft an Witz Martial und Marot. VI. Ein Buch verschiedener Dichtungen: ihnen mangelt oft Delikatesse und Würde. VII. Vier Lustspiele in Versen; als der Schmeichler, dessen Charakter gut gehalten ist; die chimärischen Bekenntnisse erhielten weniger Beifall, als sie verdienten; der Eigensinnige und der Betrogene seiner selbst, zwei Stücke, die sich nur durch Langweiligkeit auszeichnen. VIII. Drei Lustspiele in Prosa, der Kaffee, der magische Gürtel und die Mandragore, sie haben keinen größern Werth, als die frühern. Ueberhaupt besaß Rousseau für das Lustspiel kein Talent, mehr für die Satyre. IX. Eine Sammlung freundschaftlicher Briefe; man hat nur die interessantesten aufgenommen.

Rousseau (Jean Jacques), Sohn eines Genfer Uhrmachers, wurde 1712 zu Genf geboren. Er hatte von Kindheit auf einen schwachen und kränklichen Körper, aber in dieser hinfälligen Hülle regte sich früh ein Geist voll Kraft und Feuer. Sein Vater, ein Mann von Bildung, hatte eine auserlesene Bibliothek, in der sich unter andern viele Uebersetzungen alter Schriftsteller befanden. Die Lektüre dieser Werke, besonders der Biographien des Plutarch, war es hauptsächlich, die unserm Rousseau jenen unbiegsamen, gegen jede Art von Joch ankämpfenden Republikanersinn einflößte, der den Hauptzug seines Charakters ausmachte und eine reichhaltige Quelle von Widerwärtigkeiten für ihn wurde. Seine frühere Jugend war ein Gewebe von Unbesonnenheiten, wie sie sich bei seiner vernachlässigten Erziehung von der Lebhaftigkeit seines Temperaments erwarten ließen. Die Furcht vor den Folgen einer jugendlichen Vergehung verleitete ihn, in seinem 16ten Jahre heimlich seine Vaterstadt zu verlassen. Er gerieth an einen Landgeistlichen in Savoyen, der ihn der Frau von Warens zu Annecy, einer zur katholischen Kirche übergetretenen Schweizerin, empfahl. Diese liebenswürdige und geistreiche Dame nahm ihn gütig auf, und er lebte mit wenig Unterbrechungen 13 Jahre in ihrem Hause. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, aus den frühern Confessions, der umständlichen Erzählung seiner Jugendgeschichte, zu ersehen, wie er auf des Bischofs von Annecy Veranlassung nach Turin ging und daselbst, durch die Vorspiegelungen einer glänzenden Zukunft verleitet, die katholische Religion annahm; wie er, in seinen überspannten Erwartungen getäuscht, eine Zeitlang als Bedienter in Turin sein Fortkommen suchte; wie er zu seiner Mutter (so nannte er die Frau von Warens) zurückkehrte, und ihr, da sie eine Reise nach Paris machte, zu Fuße folgte, und auf welche abenteuerliche Art der unerfahrne Jüngling in Lausanne, Neufchatel, Paris und Lyon seinen Unterhalt suchte. 1732 ließ er sich mit der Frau von Warens in Chambery nieder, und hier nahm sein Charakter eine bestimmtere Richtung. Die würdige Frau ließ sich seine moralische Bildung eifrig angelegen seyn, und gab ihm Gelegenheit, sich gelehrte Kenntnisse, woran es ihm bis dahin gänzlich gemangelt hatte, zu erwerben. Hauptsächlich beschäftigte ihn Musik, zu der er viel Neigung hatte; er erlangte indessen nie eine Fertigkeit auf irgend einem Instrument. Die häufigen Excursionen, die er von Chambery aus nach dem südlichen Frankreich und nach der Schweiz machte, gaben ihm zur Bekanntschaft mit vielen Gelehrten Veranlassung, und wurden dadurch für seine künftige Bestimmung entscheidend. 1741 verließ er seine Pflegmutter, um ihr bei ihren zerrütteten Vermögensumständen nicht zur Last zu fallen, und ging nach Paris, wo er sich einige Zeit mit Notenschreiben ernährte. 1743 verschafften ihm seine Freunde einen Posten bei der französischen Gesandtschaft in Venedig, und er war jetzt auf dem Wege, sein Glück zu machen. Allein es lag in seinem Charakter eine Abneigung gegen die Reichen und Glückli-

chen der Erde, daher er bald mit dem Gesandten zerfiel, nach Paris zurückkehrte und sich, wie vorhin, seinen dürftigen Unterhalt zu erwerben suchte. Er war volle 38 Jahr alt, da er als Schriftsteller auftrat. Die Akademie zu Dijon hatte die Preisfrage aufgeworfen: „Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen?" Rousseau beantwortete sie negativ und seine Abhandlung erhielt, da sie am besten geschrieben und am reiflichsten durchdacht war, den Preis. Nie ist wohl ein Paradoxon mit mehr Beredsamkeit verfochten worden. Es fehlte, wie sich erwarten ließ, nicht an Widerlegungsschriften; Rousseau vertheidigte sich siegreich, und so entstand allmählig jene unmäßige Ruhmsucht, die ihn in der Folge veranlaßte, so manchen auffallenden, ja gefährlichen Satz in seinen Schriften zu behaupten. Was er jedoch an Celebrität gewann, verlor er, wie er versichert, an innerer Ruhe. 1752 schrieb er den Devin du village, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst komponirte. Sie athmet durchaus ländliche Unschuld und Einfalt, und wurde mit so allgemeinem Beifall aufgeführt, daß die meisten Arien Vaudevillen wurden, und sich als solche lange in dem Munde des Volks erhielten. Der Enthusiasmus der Franzosen für den Verfasser dieses Stücks verminderte sich indessen sehr, als er sie bald nachher in seinen Lettres sur la Musique française von ihrer empfindlichen Seite angriff, indem er zeigte, daß sie keine Musik hätten, auch ihrer Sprache wegen nicht haben könnten, und rieth, der ungleich natürlichen italienischen Musik den Vorzug zu geben. Diese dreiste Behauptung zog ihm so viele Kränkungen, ja Verfolgungen zu, daß er sich genöthigt sah, 1764 Frankreich zu verlassen. Er ging nach seiner Vaterstadt und trat hier feierlich zur reformirten Kirche zurück, wodurch er den Genuß des Genfer Bürgerrechts wieder erhielt, das er durch seine Religionsveränderung verscherzt hatte. Von jetzt an nannte er sich auf dem Titel aller seiner Werke: Citoyen de Genève. Um diese Zeit schrieb er einen Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, eine Abhandlung, die, wie fast alle seine Schriften, voll gewagter und paradoxer Meinungen ist. Er zeigt darin, daß die Menschen ursprünglich gleich, und geboren sind, isolirt zu leben, folglich durch ihre Vereinigung der Ordnung der Natur zuwider handeln. So viel sich gegen dies System mit Grund einwenden läßt, so hinreißend ist die Sprache, in der es vorgetragen wird. Besonders hält man die Zueignung an die Genfer Republik für ein Meisterstück einer kraftvollen Beredsamkeit, dergleichen man nur bei den Alten findet. Unterdessen hatte sich der Haß der Pariser gegen ihn gelegt. Er ging daher nach Frankreich zurück, ließ sich aber nicht in der Hauptstadt, sondern auf einem Landhause bei Montmorency nieder, einem Sitze, den er der Großmuth eines Generalpächters verdankte. Hier lebte er mehrere Jahre in einer glücklichen Einsamkeit, von der seine vortrefflichsten Schriften Früchte waren. 1758 erschien seine Abhandlung über die Schädlichkeit der Schauspiele, an d'Alembert gerichtet, über dessen Art. Genf in der Encyclopädie, wo dieser es getadelt hatte, daß diese Stadt kein Theater besäße. Diese für die Sitten höchst interessante Schrift zog ihm Voltaire's Feindschaft zu, der ihn von dieser Zeit an als einen überspannten Kopf mit Schmähungen überhäufte. 1761 gab Rousseau seinen berühmten in Briefen abgefaßten Roman: Julie ou la nouvelle Héloise heraus, der neben manchen Unvollkommenheiten die größten Schönheiten enthält. Er scheint eigentlich nur Vehikel zu seyn, um der Erörterung gewisser Gegenstände, als Lektüre, Freuden des Landlebens, Selbstmord, Zweikampf u. s. w. mehr Interesse zu geben. Einige Briefe sind von Seiten der Stärke und Wärme des Ausdrucks und jener Unordnung der Ideen, durch die sich der höchste Grad von Leidenschaft äußert, unübertreffbar; nur Schade, daß auf

so manche anziehende, tief erschütternde Stelle eine kalte Digression oder ein empörendes Paradoxon folgt. Bald darauf erschienen seine berühmtesten Werke, sein Contrat sociat und sein Emile, eine in Form eines Romans geschriebene Abhandlung über die Erziehung. Er will, daß man bei der Erziehung überall der Natur folge. So excentrisch auch oft seine dahin abzweckenden Vorschläge sind, so sehr verdienen sie beherzigt und mit den nöthigen Einschränkungen befolgt zu werden. Was er im Emile über den Luxus, über die Schauspiele und manche Vorurtheile seines Zeitalters sagt, ist vortrefflich. Dies Werk wurde indessen für ihn Veranlassung zu einer Reihe schnell auf einander so gender Unglücksfälle. Kaum war es erschienen, als es auf Antrieb der ihn hassenden katholischen Geistlichkeit von dem Pariser Parlament verboten und durch Henkers Hand verbrannt wurde. Rousseau mußte schleunig Frankreich verlassen. Er floh nach seiner Vaterstadt; aber hier drohte ihm dieselbe Gefahr. Der Genfer Magistrat, der ihn für einen geheimen Anhänger der damals aufrührerischen Bürgerschaft hielt, ließ den Emile, eben so wie in Paris, verbrennen und den Verfasser verfolgen. Der unglückliche Mann wandte sich an den Kanton Bern, und da ihn auch dieser nicht aufnehmen wollte, so rettete er sich in die Grafschaft Neufchatel, wo er sich im Julius 1762 zu Moitiers-Travers, einem kleinen Gebirgsdorfe, niederließ. Hier war sein erstes Geschäft, seinen Emile gegen den Erzbischof von Paris, der ihn in einem Hirtenbriefe verketzert hatte, zu vertheidigen. Es geschah 1753. Um sich gegen den Verdacht, als habe er an den Genfer Unruhen Theil, zu rechtfertigen, schrieb er seine Lettres écrites de la Montagne, worin er die im Emile enthaltenen Glaubensmeinungen weitläuftiger entwickelt und das ungerechte Verfahren seiner Vaterstadt gegen ihn ins Licht setzt. Auch in Moitiers-Travers fand er die gewünschte Ruhe nicht; neue und grausame Verfolgungen erwarten ihn. Der fanatistische Pfarrer des Dorfes, der in ihm einen Feind der Religion zu sehen glaubte, wiegelte seine Gemeine gegen ihn auf, und wußte es dahin zu bringen, daß der Pöbel dem unglücklichen Rousseau in der Nacht vom 7ten zum 8ten September 1765 die Fenster einwarf, und ihn durch seine Mißhandlungen aufs Neue flüchtig zu werden nöthigte. Er verbarg sich auf der zum Kanton Bern gehörigen und durch ihn so berühmt gewordenen Petersinsel im Bieler See, und glaubte nun endlich den Verfolgungen seiner Feinde entgangen zu seyn, als der Befehl kam, daß er das Gebiet der Republik räumen sollte. Er bat, daß man ihn nur in ein Gefängniß einschließen möchte, aber umsonst. In dieser Noth floh er nach Straßburg, wo er an dem Gouverneur, Marschall von Contades, einen großmüthigen Beschützer fand. Der berühmte Hume, der sich damals in Paris befand, lud ihn ein, ihm nach seinem Vaterlande zu folgen, und wirkte ihm zu dem Ende einen Paß aus. Rousseau nahm dies Anerbieten an, und ließ sich 1766 in England nieder. Die Philosophen entzweiten sich aber bald, und Rousseau kehrte im J. 1767 nach Frankreich zurück. Er ging nach Paris, wozu ihm seine Freunde unter der Bedingung, daß er nichts über Religion und Regierung schriebe, die Erlaubniß verschafft hatten. Er versprach es und hielt Wort; denn sein 1768 erschienenes Dictionnaire de Musique war das letzte Werk, welches er herausgab. Er lebte nun noch 10 Jahre und nährte sich dürftig mit Notenschreiben. Die Kräuterkunde war seit seinem Aufenthalt auf der Petersinsel sein Lieblingsstudium, und er machte in seinen Erholungsstunden häufig botanische Spaziergänge in Begleitung des berühmten Kräuterkenners Jussieu. 1769 verheirathete er sich mit Therese Levasseur, seiner Haushälterin, wie man sagt aus Dankbarkeit für die treuen Dienste, die sie ihm seit vielen Jahren geleistet hatte: und wirk-

lich konnte er wohl keinen andern Beweggrund dazu haben, da sie weder Reize noch Talente hatte. Kurz vor seinem Tode wählte er das Landgut des Marquis von Gerardin zu Ermenonville (jetzt Emile) 9 Stunden von Paris, zu seinem Aufenthalt. Er ging im Mai 1778 dahin, und fing endlich an, die Ruhe und Zufriedenheit, die er sein ganzes Leben hindurch vergebens gesucht hatte, zu genießen, als ihn ein Schlagfluß wegraffte. Er starb den 1sten Julius desselben Jahres. Der Herr von Gerardin ließ ihm auf einer mit Pappeln bewachsenen Insel in dem Garten, in welchem der Philosoph ein einfaches Haus bewohnt hatte, ein Denkmal in Form eines antiken Altars mit der Aufschrift errichten.

Ici repose
L'Homme de la nature
et de la vérité.

Auf der andern Seite ist eine Mutter dargestellt, welche einen Band des Emile in der Hand hält und von Kindern umringt ist. Darüber steht Rousseau's Denkspruch

Vitam impendere vero,

und auf dem bleiernen Sarge liest man:

Hic jacent ossa J. J. Rousseau.

Die merkwürdigen Bekenntnisse (Confessions) des Philosophen, die man nach seinem Tode in seiner Brieftasche fand, entwickeln die geheimsten Falten seines Herzens und stellen ihn als einen in seiner Art einzigen Mann dar. Nur scheint es, als wenn sein an Menschenfeindlichkeit gränzender Trübsinn ihm oft den Gesichtspunkt verrückt habe, aus welchem er sich selbst und Andere hätte beurtheilen müssen. Unter seinen übrigen Schriften verdienen besonders bemerkt zu werden: Les rèveries du Promeneur solitaire, ein Tagebuch seiner Gedanken und Empfindungen bei verschiedenen wichtigen Vorfällen seines Lebens; eine Fortsetzung der neuen Heloise; Emile et Sophie, ou et solitaires; Considérations sur le gouvernement de la Pologne, und eine beträchtliche Anzahl Briefe, die, so wie alles, was aus des großen Mannes Feder geflossen ist, Muster eines eindrucksvollen Vortrags sind. Besonders erregen die vier Briefe, worin er dem Präsidenten Malesherbes seinen Charakter schildert, das höchste Interesse. Unter den Ausgaben von seinen sämmtlichen Werken ist die seit 1788 zu Paris in 39 Bänden in 8 mit vielen Kupfern erschienene und nach den Materien geordnete die vollständigste. Eine Prachtausgabe der Werke Rousseau's ist die, welche 1800 in 18 Bänden in 4 mit vortrefflichen Kupfern erschienen ist; sie kostet an 350 Rthlr. Von seinen hinterlassenen eigenhändigen Manuscripten findet man in Nro. 149. des Intelligenzblatts der Allgemeinen Literaturzeitung von 1794 eine Notiz. Der Graf d'Antraigues, Rousseau's vertrauter Freund in dessen letzten sieben Lebensjahren, besitzt über hundert eigenhändige, höchst interessante Briefe des unsterblichen Genfer Bürgers, und einem, von diesem Philosophen übersetzten und mit vielen Anmerkungen bereicherten Sallust, Werke, zu deren Bekanntmachung er durch Hrn. Malosse, welchem einige jener Briefe bekannt geworden waren, dringend aufgefordert wurde. Der Graf aber hat in einem, Dresden den 6ten August 1802 datirten, Briefe geantwortet, daß er in das Verlangen des Herrn Malosse nicht willigen könne, da er gewisse Verbindlichkeiten gegen Rousseau dieserhalb eingegangen sey. — Rousseaus Correspondence originale avec Madame Latour de Franqueville et M. du Peyron ist vor Kurzem erschienen. Unter den vielen über J. J. Rousseau erschienenen Schriften zeichnen sich vorzüglich die Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau par M. de Stael née. 1789 in 12., aus.

Roussillonweine sind Weine aus dem südlichsten Festlande Frankreichs, und besonders die rothen und dicken Arten, zwar reinen und angenehmen Geschmacks, aber doch zum Verschneiden geeignet, um zugleich dem hie und da sehr scharfen Wein der Garonne mehr Stärke zu geben.

Routiniers. So nennt man diejenigen Aerzte, die ihre Wissenschaft nicht systematisch erlernt, sondern bald aus der rohesten Empirie, bald aus irgend einem medizinischen System einige Regeln entlehnt haben, die sie bei der Praxis in Anwendung bringen. Gewöhnlich ist der Routinier auch ein Charlatan, und dann um so widriger und schädlicher. Ein Routinier aber, der sich dafür erkennt und nichts weiter seyn will, kann in Ermangelung ausgebildeter Aerzte einen ähnlichen Landarzt, wie z. B. in Baiern, abgeben. Er wird seiner fragmentarischen Bildung sich bewußt, in denjenigen Fällen, wo seine Regel nicht ausreicht, einen gebildetern Arzt zu Rathe ziehen, was der Charlatan in seinem Dunkel und frechem Uebermuthe unterlassen wird.

Rowe (Elisabeth), eine berühmte englische Dichterin, Tochter eines dissentirenden Geistlichen, Walter Singer, war zu Ilchester in der Provinz Sommerset 1674 geboren und starb 1737 zu Frome, wohin sie sich nach dem Tode ihres Gemahls zurückgezogen hatte. Ihre schöne Geistes- und Körperbildung zogen ihr in ihrer Jugend eine große Anzahl Verehrer zu, unter denen auch der Dichter Prior gehörte; aber der Himmel hatte sie bestimmt, ihr Schicksal zu vereinen mit dem Thomas Rowe, einem durch seine Kenntnisse und einiges Talent für die Poesie ausgezeichneten englischen Schriftsteller, der sie im J. 1709 heirathete. Das Glück dieser Verbindung war nicht von langer Dauer; sie verlor ihren Gatten schon nach 5 Jahren, und dichtete bei dieser Gelegenheit eine Elegie, die man für eine ihrer gelungeneren Arbeiten hält. Sie übte auch Musik und Malerei, aber das Studium der Sprachen, besonders die Poesie, hatte für sie den meisten Reiz und war ihre Hauptbeschäftigung. Man bewundert in ihren Werken einen erhabenen Geist, starke Bilder, edle Gefühle, eine glänzende Einbildungskraft, und endlich eine große Liebe zur Tugend. Man hat von ihr: 1) Die Geschichte Josephs in korrekten, melodischen Versen und in melodischer Sprache; 2) Freundschaft im Tode, in 25 Briefen von Todten an Lebende, voll blühender Phantasie, tiefen Empfindungen und frommen Betrachtungen; 3) Moralische und unterhaltende Briefe in 3 Theilen, in Versen und Prosa. Ihre Schriften sind gesammelt worden im J. 1759, in 2 Fol. Bd. in 8.

Rowe (Nikolas), ein vorzüglicher englischer Dichter, geb. zu Bedfordshire 1670. Er war bestimmt zum Studium der Rechte, das er mit Erfolg betrieb; aber seine Liebe zur Poesie siegte über jede andere Beschäftigung, und er widmete sich ihr gänzlich. In einem Alter von 25 Jahren machte er seine erste Tragödie: die ehrgeizige Stiefmutter, bekannt; der außerordentliche Beifall, mit dem dieser erste Versuch ungeachtet seiner Mängel aufgenommen wurde, bestimmte ihn, nun ohne Umkehr die Laufbahn zu verfolgen, die er anfangs betreten hatte. Dieser Tragödie folgte 1702 sein Tamerlan, in welcher er durch den Tyrann Bajazeth Ludwig XIV. als den größten Feind der bürgerl. und kirchl. Freiheit, und durch Tamerlan, den vom Dichter in einen musterhaften Fürsten umgewandelten Wilhelm III. andeuten wollte. 1703 erschien seine schöne Büßende, eins seiner vortrefflichsten Stücke. Unter seinen übrigen dramatischen Werken, die hierauf folgten, muß besonders sein Johann Shore erwähnt werden, die zu den schönsten dramatischen Dichtungen der engl. Literatur gehört. Rowe war ein aufrichtiger Bewunderer Shakespears, und seine bescheidene Verehrung dieses überlegenen Geistes ward ihm durch Rückkehr zur Natur und Wahrheit belohnt. Die Spuren der Nachahmung sind unverkennbar; im Johann Shore ist sogar die Rolle des Gloster geradezu aus Richard dem Dritten entlehnt. Ein

kühner und kräftiger Geist war Rowe nicht; aber er war liebenswürdig, gefühlvoll, und wußte die sanfteren Rührungen zu erregen. Man verdankt ihm auch eine Herausgabe der Werke Shakespears und eine Lebensbeschreibung dieses großen Dichters. Rowe hat sich auch als ein achtungswürdiger Geschäftsmann ausgezeichnet. Der Herzog von Queensbury bekleidete ihn mit der Würde eines Unterstaatssekretärs, während er Staatssekretär war. Nach dem Tode des Herzogs blieb er eine Zeitlang ohne Amt, bis er unter Anna's Regierung wieder angestellt wurde. Georg I. ertheilte ihm bei seiner Thronbesteigung mehrere einträgliche Aemter. Er starb zu London 1718. Seine Werke, die in dramatischen Werken und vermischten Gedichten bestehen, sind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe 3 Vol. Lond. 1719. 12 mit einem beigefügten Leben des Verfassers erschienen.

Roxane, s. Alexander.

Roxburghe (John, Herzog von), einer der leidenschaftlichsten Büchersammler der neueren Zeit, dessen größte Lust darin bestand, seltene Werke aufzukaufen. Vorzüglich viel hat er für die altenglische Literatur und die Literatur der Ritterromane gethan. Seine Bibliothek, die sich bei seinem Tode auf 9353 Werke belief, zeichnete sich durch planmäßige Anordnung und durch einen ungemeinen Reichthum an Seltenheiten aus. Sie wurde 1812 öffentlich zu London versteigert; einzelne Werke kamen zu einem unglaublich hohen Preis: so wurde die erste Ausgabe des Boccaccio (Venedig bei Valdarfer 1471, in Folio gedruckt und um 1740 für 100 Guinnen erkauft) vom Marquis v. Blandford (jetzt Herzog v. Marlbourgh) für 2250 Pfd. St. erstanden; das erste von dem frühesten engl. Buchdrucker Caxton mit Angabe des Jahrs gedruckte und zugleich das erste in englischer Sprache erschienene Buch: Recuyell of the Historyes of Troye (1471, Fol.) für 1000 Guineen u. s. w.. Zum Andenken an dieses merkwürdige bibliographische Ereigniß wurde der Roxburghe Club gestiftet, welcher auf 31 Mitglieder beschränkt ist, und jährlich ein Mal am 17. Juni (dem Jahrestage der Versteigerung des Boccaccio) zusammenkommt. Jährlich muß ein Mitglied ums andere (in alphabetischer Ordnung) auf seine Kosten einen Abdruck einer seltenen alten Schrift, vorzüglich poetischen Inhalts, veranstalten, wovon nur so viel Exemplare abgezogen werden, als der Club Mitglieder zählt. Ein frohes Mahl mit bibliographischen Toasts, gewürzt mit bibliographischer Unterhaltung, und die Vorlesung und Vertheilung der neuen Abdrücke unter die Mitglieder, machen das Fest aus, welches 1818 zum ersten Mal gefeiert ward. In Paris ist ein ähnlicher Club gestiftet worden.

Roxolane, s. Soliman.

Rozier (Pilatre de), einer der Kühnsten unter den Luftschiffern, der mit dem Leben die gefährlichen Versuche, in einem Luftballon sich zu erheben, büßte. Er war Vorsteher des königlichen Museums, als Montgolfier nach Paris kam, um der Hauptstadt das Schauspiel eines aufsteigenden Aerostaten zu geben. Rozier gesellte sich zu ihm als warmer Theilnehmer, und beide verfertigten im Okt. 1783 einen Luftballon von 74 Fuß Höhe und 98 Fuß Breite. Beide wagten es zum ersten Male in Gesellschaft eines Arbeiters aufzusteigen; sie stiegen aber nur 50 Fuß, und ließen obendrein die Maschine durch Stricke halten, an den man sie wieder herabziehen konnte. Montgolfier und Rozier wiederholten die Versuche, und ließen in der Folge den Ballon sich frei bewegen. Aus den Resultaten der häufigen Versuche zogen die beiden Physiker den Schluß, daß bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und günstiger Witterung man sich der Aerostaten zu einer Luftreise bedienen könne. Rozier verband sich mit dem Marquis d'Arlandes zu diesem verwegenen Waagstücke: am 21. Nov. 1783 stiegen sie mit einem Ballon von 6000 Cubikfuß Inhalt vor einer unzähligen Volksmenge im Schlosse

a Muette auf. Nach 25 Minuten senkte sich die Maschine von einer beheu-enden Höhe wieder in der Gegend von La Muette zur Erde. Unbeschädigt amen zwar die beiden Luftschiffer herunter; aber nicht so der Ballon; er var einige Mal heftig erschüttert worden, das Feuer hatte Löcher hinein ebrannt, die Gallerie war beschädigt worden, und einige Schnüre waren errissen. Durch eine solche Gefahr ließ sich aber Rozier nicht abhalten, noch ein kühneres Unternehmen zu wagen. Als Blanchard am 7. Januar 1785 in Gesellschaft des Amerikaners Jeffries in einem mit brennbarer Luft gefüllten Aerostat den Canal zwischen England und Frankreich in 2½ Stunde glücklich zurücklegte: beschloß Rozier sich zu demselben Versuche, und iezu die beiden Arten von Luftbällen zugleich anzuwenden. Am 14. Juni 1785 estieg er mit Romains einen mit brennbarer Luft angefüllten Ball, dessen icht hinlängliche Hebekraft durch einen andern, den ein Kohlenfeuer hob, nterstützt wurde, um über den Canal nach England zu schiffen. Kaum hatten sie aber eine bedeutende Höhe erreicht, als die Maschine in Brand erieth und beide Luftschiffer zerschmettert auf die Erde herabstürzten. Wahrcheinlich hatte die Explosion des brennbaren Gases sie schon früher getödtet; dies ließ zum wenigsten die Art ihrer Wunden und Zerschmetterung vermuthen. Eben so wird vermuthet, daß die in der untern dichten Luft nur glimmenden Kohlen in der obern feinern Luft sich plötzlich zu einer hellen Flamme ntzündet, und den untern Ball in Brand gesetzt haben, von wo aus das Feuer en obern Ball ergriff.

Rubato tempo, in der Tonkunst, kommt von dem Italienischen rubare, rauben, und bedeutet eine eigene Art des affektvollen Vortrags, vorüglich langsamer Stücke, bei welchen man in der Oberstimme der Geltung nancher Noten etwas raubt oder entzieht, und sich also nicht streng an den Takt bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet.

Rubel, s. Rußland.

Rubens (Peter Paul). Dieser deutsche Apelles stammte aus einem vornehmen Geschlechte Antwerpens. Sein Vater, Johann Rubens, einer er städtischen Scheffen und Doktor der Rechte, ließ sich während den niederändischen Religions-Unruhen in Köln nieder. Hier wurde der große Künstler am 28sten Juni 1577 geboren. Die Natur hatte ihn mit ihren chönsten Gaben auf das Reichlichste ausgestattet, und er genoß im elterlichen Hause eine Erziehung, die denselben vollkommen würdig war. Die Musterchriftsteller des alten Roms zogen ihn vorzüglich an, und ihrem Studium ich mit dem feurigsten Eifer hingebend, scheint er ihren Meisterwerken die Natur abgelernt zu haben, die das Charakteristische seiner Arbeiten ausmacht. Dabei zeigte er von frühester Jugend an einen unwiderstehlichen Hang zum Zeichnen und Malen. Nach dem Tode seines Vaters wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lolaing, in deren Dienste er aber nicht lange blieb, theils weil ihm das üppige Hofleben nicht gefiel, theils um sich ganz seiner Lieblingskunst zu widmen. Sein erster Meister war Ad. van Oort, trefflich n Erfindung und Zeichnung, aber Natur ermangelnd. Rubens verließ hn nach einiger Zeit, seinen ungebildeten und ausschweifenden Charakter assend, und kam in die Schule des Tobias Verhaegt; hierauf bildete er ich unter dem trefflichen und gelehrten Otto van Veen. Dieser liebte den dlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen seiner Tugenden, als wegen eines Fleißes und seines bewunderungswürdigen Talentes, und weihete ihn n die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens größer als sein Meister, nd auf des Letztern Rath, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albert an en regierenden Herzog Vincenz Gonzaga versehen, betrat er in seinem 23sten Jahre die klassischen Gefilde des kunstberühmten Italiens, um seine Stu-

dien fortzusetzen. Da ihm seine feine Lebensart an den Höfen der Großen leichten Zutritt verschaffte und seine guten Eigenschaften ihn bei Fürsten beliebt machten; so hatte er bald das Glück, daß der Herzog ihn als Edelknabe in seine Dienste nahm, worin er 8 Jahre blieb. Hier bot sich ihm die erwünschte Gelegenheit dar, die in dem herzoglichen Palais aufgestellten Gemälde des berühmten Giulio Romano zu studiren. Nach einiger Zeit ging er nach Rom, wo sein Talent einen neuen Schwung nahm. Hier malte er einige Kopien und Kirchenstücke eigener Komposition, reisete dann nach Venedig, wo er in den Werken des Titian und Paul Veronese die Regeln des Kolorits und des Helldunkels lernte. Gebildet durch diese Muster, und mit Hülfe des Studiums der Natur, erschuf er sich eine eigenthümliche Manier. Er ging hierauf wieder nach Rom, und von da begab er sich nach Genua, vorzüglich Architektur studirend. Wohin er kam, verewigte er sich durch seine schöpferische Meisterhand. Dabei wußte er sich in der Gunst seines Fürsten immer mehr zu befestigen, und richtete verschiedene Aufträge zu dessen größter Zufriedenheit aus. In Spanien, wohin ihn der Herzog mit einem prächtigen Geschenke an den König Philipp IV. gesandt hatte, malte er diesen Monarchen und mehrere seiner Großen, studirte die dortigen Kunstschätze, und kehrte, mit Ehren und königlichen Geschenken überhäuft, nach Mantua an den herzoglichen Hof zurück. Indeß erhielt er die traurige Nachricht von der Krankheit seiner ihm theuern Mutter. Schnell war der Entschluß zur Reise nach Antwerpen gefaßt; er verließ nach sieben Jahren Italien; von der Liebe beflügelt, langte er bald daselbst an, fand aber die Mutter schon im Sarge. Dieser schreckliche Fall schlug seinem zartfühlenden Herzen, das mit der innigsten Liebe an der Mutter hing, eine lang unheilbare Wunde. Er zog sich in die Einsamkeit der Abtei St. Michael zurück, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Nachdem er vier Monate hier verlebt, beschloß er Antwerpen wieder zu verlassen und nach Mantua zurückzureisen; indeß brachten ihn die glänzenden Versprechungen des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin, der Infantin Isabella, von diesem Entschlusse ab; auch bewirkte die Liebe zu Elisabeth Brantes, welche 1609 seine Gattin wurde, daß er seinen beständigen Aufenthalt in Antwerpen nahm. Er baute sich dort ein prächtiges Haus, welches er selbst von außen al Fresco malte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden, geschnittenen Steinen, Medaillen und andern Kunstwerken aus, die er sich meistens aus Italien verschrieben hatte, und diesen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich sehr große Reichthümer besitzend, später an den Herzog von Buckingham für 60.000 Gulden. — Der Erzherzog setzte ihm indeß aus Erkenntlichkeit eine ansehnliche Pension aus. Die vielen herrlichen Werke, welche Rubens um diese Zeit malte, vermehrten seinen Ruhm mit jedem Tage. Am Ende des Jahres 1620 erhielt er den ehrenvollen Ruf an den königlichen Hof nach Paris. Die Königin Maria von Medicis ertheilte ihm den Auftrag, eine der Gallerien in dem von ihr erbauten Pallaste von Luxembourg zu malen. Rubens unternahm das große allgemein bewunderte Werk; er verfertigte diese Gemälde zu Antwerpen, und kam im Jahr 1623 wieder nach Paris, um sie im Palais aufzustellen. Auf 21 großen Tafeln enthalten sie das Epos des Lebens und der Schicksale dieser Fürstin im allegorischen Styl. Nur zwei verfertigte Rubens allein, die übrigen sind nach seinen Skizzen entworfen und von ihm nach Gewohnheit übermalt. 1626 raubte ihm der Tod seine geliebte Gemahlin, welches ihn in die tiefste Trauer versetzte. Theils sich zu zerstreuen, theils auch die damaligen Merkwürdigkeiten Hollands zu sehen, und dessen Künstler zu besuchen, unternahm er eine Reise dorthin. Nach seiner Rück-

Kunst beschloß er sich wieder zu verehligen: seine Wahl traf die schöne und reiche Helena Fourmont. — Daß Rubens, dieser mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Aeußern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich begabte Mann, auch auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielen und nützlich seyn könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf seinem Todbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabella, sich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen: besonders da es eine seiner herrschenden Neigungen war, eine genaue Kenntniß der wichtigsten politischen Geschäfte des damaligen ziemlich verwirrten Europa's zu besitzen. Wirklich ward er seit 1627, wo er mit Carls I. v. England Gesandten (gleichfalls einem Maler, Namens Nik. Gerbier) eine Friedensunterhandlung zwischen Spanien und England anknüpfen sollte, zu mehreren politischen Verhandlungen gebraucht. 1628 schickte ihn die Regentin der Niederlande, die Infantin Isabella, nach Spanien, um dem König die Vorfälle in Flandern zu berichten und ihm die nöthigen Maßregeln vorzuschlag n. Der Monarch, die Richtigkeit seiner Vorschläge anerkennend, überreichte ihm das Diplom eines Secretärs des Geheimen Raths nebst einem Geschenke von großem Werth, und schickte ihn mit geheimen Aufträgen wieder nach den Niederlanden zurück. 1630 schloß er mit dem englischen Kanzler Cottington einen Frieden zwischen Spanien und England ab, der von beiden Mächten genehmigt wurde. Carl I. von England, der ihn als Mensch, als Künstler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, zeigte unserm Rubens seine besondere Zufriedenheit dadurch, daß er ihm, nebst vielen andern Geschenken, bei sitzendem Parlament den Degen von der Seite nahm, und ihn auf diese ehrenvolle Weise zum Ritter schlug, in welcher neuen Würde der König Philipp IV. von Spanien den gefeierten Kölner in den huldvollsten Ausdrücken bestätigte und ihn nebstdem mit Gnaden überhäufte. Seine diplomatische Gewandtheit zeigte er nicht minder in der Unterhandlung wegen der Unruhen in den Niederlanden, wobei er durch seine Klugheit eine Unterredung mit den Generalstaaten einleitete. Rubens führte unter den vielfachen Geschäften ein sehr einfaches, regelmäßiges Leben. Er hatte ein starkes Temperament und war in seinen Arbeiten unermüdet. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst — ein Menschenfreund im eigentlichsten Sinne des Worts — besuchte bloß Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften. Sehr oft ließ er sich, während dem er malte, Poesien, historische und philosophische Schriften vorlesen, welche seinen Geist mit den schönsten Begriffen bereicherten. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn es das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend, wie sie war. Für die Kathedrale zu Antwerpen malte er die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz und für die St. Peters-Kirche in Köln die Kreuzigung des h. Petrus: beide die größten Werke seiner Kraft. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns seiner Hand keine Werke von Wichtigkeit malen, und beschränkte sich deßhalb auf bloße Staffeleigemälde. Wahrscheinlich war die Kreuzigung Petri die letzte Hauptarbeit seiner Hand. Am 30sten Mai 1640 entfloh sein großer Geist zur Gottheit, nachdem er 64 Jahre, Künsten und Wissenschaften, dem öffentlichen Wohle und der Menschheit zum Ruhme, auf Erden verlebt hatte. Seine irdische Hülle ward in der St. Jakobs-Pfarrkirche zu Antwerpen unter großen Feierlich-

keiten eingesenkt; ein einfaches Denkmal bezeichnet die Stätte seiner Ruhe. Rubens ist einer der größten Maler seines und aller Jahrhunderte. Er hat eine Menge der bewunderungswürdigsten Werke hinterlassen. Aber nicht alle Gemälde, die für die seinigen gelten, schuf dieser ausgezeichnete Künstler selbst. Von vielen ließ er durch seine Schüler Figuren, Thiere, Landschaften und Blumen malen und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Es hat sich unter den Descendenten Rubens, von Seiten seiner Gattin, der Familie van Parys, die Tradition erhalten, daß er seit seiner Rückkehr aus Italien höchstens 300 Bilder selbst gemalt habe; unter diesen sind auch viele Skizzen seiner Hand begriffen. Seine berühmtesten Schüler waren Van Dyk, Dievenbeck, Jakob Jordans, David Teniers der Vater, Just, Peter van Moll, van Thulden, Cornelius Schütt, Guellinus, Gerhard Seghers, und mehrere Andere. Frankreichs Eroberungen hatten das Museum zu Paris mit den geschätztesten Gemälden dieses Meisters bereichert, die aber seit 1815 fast alle ihren alten Eigenthümern zurückgegeben worden. Es gibt wenige ansehnliche Kirchen in den Niederlanden, die nicht mit einem Gemälde aus seinem Atelier prangen. Die Dresdener Sammlung besitzt über 30 Gemälde von ihm, worunter die Löwenjagd; Neptun, den stürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild seiner beiden Söhne; Proserpina's Raub; Clelia, aus dem Etrusker-Lager fliehend; Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satyriskenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Unter den 46 Gemälden der Düsseldorfer Gallerie, jetzt in München, zählte man, nach dem Urtheil von Kennern, ein Drittel derselben von Rubens eigner Hand, die übrigen waren aus seiner Schule, mehrere waren von Martin Pepin, van Thulden ꝛc. Alle seine Werke vor seiner Abwesenheit in Italien sind sehr leicht von den spätern zu unterscheiden und erinnern noch sehr an die Schule von seinem Lehrer Otto van Veen. Ueberhaupt gibt es kein nur irgend beträchtliches Kabinet in Europa, das nicht Etwas von seiner Hand zu besitzen glaubt. Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit malte Rubens Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschichten. Seine Jagden übertreffen unstreitig Alles, was man in dieser Art hat. Man sieht mehr Erfindung und größere Gedanken darin, als bei irgend einem andern Thiermaler. Nur selten fehlte er gegen das Costüme und die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen, Sprachen (er redete sieben mit großer Fertigkeit) und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und der neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Denn er hatte bemerkt, daß die Figuren derjenigen Maler, die sich knechtisch an die Antiken halten, wie Marmor oder Stein aussehen; daß sie sich in ihren Umrissen, Stellungen, selbst in den Kompositionen oft wiederholen. Wenn er sich aus Furcht, in diesen Fehler zu verfallen, von den kostbaren Ueberresten des Alterthums, diesen eigentlichen Mustern schöner Ideale, allzuweit entfernt hielt, so zeigte er wenigstens, daß die immer reiche, immer mannichfaltige große Natur für sein Genie kein zu weites Feld sey; und indem er sich über die Schranken einer kalten Nachahmung muthig erhob, bewies er dadurch, daß man manchmal, um dem Geiste der Regeln zu folgen, sich vom Buchstaben derselben loszumachen wissen müsse. Vielleicht hat kein Maler ihn in der Fertigkeit, die menschliche Leidenschaft darzustellen, erreicht: gewiß ihn Keiner übertroffen. Genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er Alter, Geschlecht und Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer sern, ihren eigenthümlichen Charakter kraftvoll und wahr zu geben. Weniger, als in den Gemälden Raphaels, herrscht in den seinigen das Sanfte und Liebliche;

aber die Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Bewunderung. Allein dies Feuer, das ihn bei seinen Kompositionen begeisterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung seiner Werke, riß ihn manchmal allmächtig hin, daß er mehr auf Schimmer, als auf Schönheit der Formen sah und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Kolorits, das ihn neben Titian, Tintoreto und Correggio stellt, aufopferte. Doch wird Rubens einer der größten, prachtvollsten Maler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deßhalb gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname des Fürsten der niederländischen Schule, welchen man ihm einstimmig und allgemein beigelegt hat. Man hat von Rubens Kupferstiche nach seiner Erfindung und nach Titian. Eine große Menge Graveurs haben nach ihm gearbeitet. Kein Maler ist jemals glücklicher in Kupfer nachgebildet worden, als Rubens. Die Schriften, worin der große Mann seine Ansichten und Erfahrungen über seine Kunst niedergelegt hat, sind Manuskript geblieben. An dem Hause, wo Rubens in Köln geboren wurde, und Maria v. Medizis starb, hat Wallraf zwei große Denksteine mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern lassen. Am 29. Juni 1827 fand zu Antwerpen die 250jährige Jubelfeier von Rubens Geburt statt. Artilleriesalven und das Geläute der großen Glocke kündigten das Fest an. Im Saale des Museums wurde ein großes Harmoniekonzert vor den Meisterwerken des unsterblichen Meisters der flamländischen Schule aufgeführt. Seine Büste ward von den Zöglingen der Akademie mit Immortellen bekränzt.

Rübezahl, ein Berggeist, welcher der Sage nach ehemals im Riesengebirge hauste. Er war ein ungemein launenhafter Geist, und verfuhr gegen Menschen, welche sein Reich betraten, nach der Laune, welche ihm grade anwandelte; bald neckte er sie, bald that er ihnen Gutes. Musäus hat in seinen Volksmährchen der Deutschen auch die Sage vom Rübezahl mit seinem gewohnten heitern Sinne und seiner Anmuth, so wie auch mit seiner etwas breiten Redseligkeit behandelt.

Rubicon, ein Flüßchen, das bei den alten Römern die Grenze zwischen dem eigentlichen Italien und dem cisalpinischen Gallien machte, und der jetzige Luso seyn soll, der unweit Rimini (s. d. A.) in die See fällt; ein römischer Feldherr, der ihn mit den Waffen überschritt, kündigte sich als Feind der Republik an.

Rubin, der, ist ein Edelstein von schönrother Farbe; eigentlich eine Farbenabänderung des blauen Saphirs. Er findet sich vorzüglich in Ceylan und Pegu; aber auch bei Bilin in Böhmen, in Sachsen, Frankreich und Portugal. Rubine von 1 Karat und rein bezahlt man mit 15 Thlr., die gewöhnlichen Rubine aber, von denen 6 — 8 auf das Karat gehen, im Karat mit 4 Thlr. Durch das Glühen wird der Rubin noch schöner und glänzender. Aber die meisten Rubine sind eigentlich keine Saphire, sondern rothe Spinelle, die, obschon schön, doch nicht jenes Feuer und jene Härte des rothen Saphirs oder eigentlichen Rubins besitzen. Dessen ungeachtet stehen sie in einem hohen Werthe. Der schöne hochrothe Spinel wird Rubin-Spinel, der blaßrothe Ballas-Rubin, der bläulichrothe Alamandin und der gelblichrothe Rubicel genannt. Der Spinel kommt aus Ceylan. Die böhmischen, sächsischen, schlesischen und ungarischen sogenannten Rubine sind Granat oder Pirop.

Ruccellai (Giovanni), ein ausgezeichneter italienischer Dichter, geb. zu Florenz 1475, trat früh in den geistlichen Stand, erschien mit Auszeichnung an dem römischen Hofe und ward von Leo dem Zehnten, seinem Vetter,

in der Eigenschaft als Nuntius nach Frankreich geschickt. Franz der Erste erzeigte ihm viel Wohlwollen; allein da der Papst sich mit Karl dem Fünften gegen diesen Fürsten verband, ward Ruccellai genöthigt, nach Italien zurückzukehren. Grade zur Zeit seiner Abreise erfuhr er den Tod Leo's, und diese Nachricht vernichtete ihm die Hoffnung zum Kardinalshute. Clemens der Siebente ernannte ihn zum Gouverneur der Engelsburg, und er starb an einem hitzigen Fieber 1526. Man hat von ihm 1) Rosamunde, eine Tragödie, die vor dem Papst Leo dem Zehnten aufgeführt ward, als er 1517 nach Florenz kam. Sie ist, so wie sein Trauerspiel Orestes, dem Euripides nachgeahmt: beide werden immer noch jetzt von den Italienern geschätzt; ihr Hauptverdienst besteht aber nur in der Schönheit der Sprache und der Versifikation; 2) Le Api, ein Gedicht über die Bienenzucht, in reimlosen Versen.

Rüchel (Ernst Friedr. Wilh. Phil. v.), königl. preuß. General-Lieutenant, geb. 1754 zu Zizenow in Hinterpommern. Früh trieb ihn seine Neigung zum Kriegsdienste, und er betrat in seinem 18. Jahr die militärische Laufbahn. Er ward Adjutant des Feldmarschalls von Knobelsdorf, und zeichnete sich im baierischen Erbfolgekrieg in den Gefechten bei Grumbach und Gebel aus. Bald erregten seine Fähigkeiten und seine Thätigkeit die Aufmerksamkeit Friedrichs II., der ihn als Hauptmann zum Generalstabe versetzte und ihn sogar seines vertrautern Umgangs würdigte. Auch erfreute er sich der Huld Friedrich Wilhelms II.; er wurde zum Major befördert und erhielt 1789 die Aufsicht über die militärischen Erziehungsanstalten. Während der preußischen Theilnahme an dem französischen Revolutionskriege zeichnete er sich besonders durch persönliche Tapferkeit aus und erwarb sich die Zufriedenheit seines Königs in solchem Grade, daß er schon 1793 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach Abschluß des Baseler Friedens zum General-Lieutenant befördert wurde. Bei der Eröffnung des Feldzugs vom Jahr 1806 befehligte Rüchel ein Heer von 50.000 Mann, das aber vor der Schlacht bei Jena auf 12.000 geschmolzen war. Am Tage der Schlacht bei Jena, deren unglücklicher Ausgang er durch seine verspätete Ankunft mitverursacht zu haben mit Unrecht beschuldigt ward, wurde er von einer Kartätschenkugel gefährlich verwundet und entging nur durch ein Wunder dem Tod oder der Gefangenschaft. Nach seiner Genesung 1807 erhielt er als General-Gouverneur von Preußen den Auftrag zur Errichtung von Reserven, und nach dem Tilsiter Frieden ward ihm der verlangte Abschied und eine bedeutende Pension ertheilt. Seitdem lebte er, zurückgezogen von den öffentlichen Angelegenheiten, in Pommern auf seinen Gütern bis an seinen Tod, der im Januar 1823 erfolgte.

Rückenmark ist eine hirnähnliche Masse, die sich durch den knöchernen Canal der Wirbelsäule zieht. Die frühern Anatomen waren der Meinung, daß das Rückenmark eine Fortsetzung des Gehirns sey; doch spätere Untersuchungen und eine umfassendere Kunde in der vergleichenden Anatomie haben bewiesen, daß das Gehirn eigentlich eine Fortsetzung des Rückenmarkes, oder besser eine höhere Entwicklung desselben sey. Das Rückenmark ist wie das Gehirn in Häuten eingeschlossen, es geht durch das Hinterhauptloch, und erstreckt sich bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es sich in ein stumpfabgerundetes Knötchen endigt, das in ein anderes spitzigeres übergeht. Das Rückenmark besteht aus einer Mark- und Rindensubstanz, wie das Gehirn, und durch dasselbe läuft ein seiner Kanal. Die Rückenmarksnerven machen 30 Paare, ohne den sympatischen Nerven, welcher ein für sich bestehendes Nervenpaar auszumachen scheint. Die Rückenmarksnerven entstehen mit einer hintern und einer vordern mehrfädigen Wurzel, davon die erstere einen Nervenknoten in den Seitenlöchern des Rückgrades

bildet. Ein ähnliches machen die zwei Portionen des fünften Hirnnervens, davon nur die größere den halbmondförmigen Knoten bildet. Die dreißig Paare Rückennerven werden in acht Halsnerven-, zwölf Rückennerven-, fünf Lendennerven- und fünf Kreuzbeinnervenpaare eingetheilt. Sie haben vorzüglich die willkührliche Bewegung des Kopfes, des Halses, des Rumpfes, wie auch der obern und untern Gliedmaßen zu besorgen. Verletzungen des Rückenmarkes sind sehr gefährlich und desto gefährlicher, je näher dem Kopfe. Der geringste Druck am Halse hat den Tod zur Folge, und tiefere Stellen nach dem Bauche und Lenden zu, Lähmung.

Rücklaufig ist die scheinbare rückgängige Bewegung der Planeten und Kometen von Morgen gegen Abend. Bei den oberen Planeten nehmen wir den Rücklauf zur Zeit ihrer Opposition mit der Sonne, bei den unteren zur Zeit ihrer unteren Conjunktion mit derselben wahr. Beobachtete man die Gestirnbewegungen von dem Mittelpunkt der Bewegung unseres Sonnensystems aus: so würde uns die Bewegung wohl immer rechtläufig erscheinen.

Rückung, in der Tonkunst, mit dem Ausdrucke Syncopation (Syncope) gleichbedeutend, um dadurch eine gewisse Stockung in der Bewegung des Taktes anzuzeigen, am gewöhnlichsten diejenige Stockung im Flusse des Taktgewichtes, welche entsteht, wenn in einer Stimme zwei Noten von gleicher Dauer, von welchen die erste im Nachschlage, die zweite aber in dem unmittelbar darauf folgenden Anschlage stehet, zusammengebunden werden. — Rückungen, enharmonische, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Uebergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den sogenannten enharmonischen Tonwechsel geschehen, wobei Töne in doppelter Beziehung und Bedeutung vorkommen.

Rudbeck (Claus), geb. zu Aarhausen in Westermannland 1630, aus einer alten angesehenen Familie, studirte Medizin, folgte aber zugleich seiner schon von früher Kindheit an gezeigten Neigung zur Mechanik, erlangte schon als 21jähriger Jüngling durch Entdeckung der lymphatischen Gefäße bedeutenden Ruhm, obwohl bald darauf zwischen ihm und Thomas Bartholin ein Streit über die Ehre dieser Entdeckung entstand, die jedoch Rudbecken blieb. Nachdem er, von der Königin Christine unterstützt, eine gelehrte Reise nach Holland angestellt hatte, legte er bei seiner Zurückkunft zu Upsala einen botanischen Garten an, wurde daselbst Professor der Botanik und Anatomie, dann Rektor und endlich Kurator der Universität, und st. 1702. Sein bekanntestes Werk ist: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria, Upsal 1675-98 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrem Atlantica erzählen, das wendet Rudbeck in diesem Werk auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquarischer und historischer Belesenheit unterstützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato sey, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andere Völker aus Schweden abstammen u. s. w. — 2) (Olaus), des Vorigen Sohn, geb. 1660, studirte zu Utrecht, ward der Nachfolger seines Vaters zu Upsala als Professor der Botanik und Anatomie, und starb 1740. Man hat von ihm Laponia illustrata cum Laponia hebraisante, 1701. 4. Ichthyologia biblica, 2 Vol. Specimen usus linguae gothicae etc. 1717. 4. u. a. m. — Ein dritter Rudbeck, der 1783 starb, schrieb zwei heroisch komische Gedichte, Borosiade (Stockholm 1776. 4.) und Neri (Ebds. 1784).

Rüdesheimer, s. Rheinweine.

Rudolf der Erste, Stammvater vieler deutschen Kaiser und des noch regierenden östreichischen Hauses, geb. 1. Mai 1218. Sein Vater war Albrecht der Fünfte, Graf von Habsburg, dessen Besitzungen in der Schweiz lagen. Rudolf erbte 1240 als ältester Sohn das unbedeutende Gebiet des Vaters,

und suchte es nach der damaligen Sitte durch Kriege mit den Nachbarn zu vergrößern. Er unterhielt ein kleines Heer von Abenteuern, vertheidigte sich gegen seine gewaltthätigen Nachbarn mit Tapferkeit und vergrößerte sich auf ihre Kosten. 1245 vermählte er sich mit der Tochter Burchards, Grafen von Homberg oder Homburg in der Schweiz, und vergrößerte so sein Gebiet und seine Macht. Bald darauf ward er ein Bundsgenosse des Königs Ottakar von Böhmen gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth, Gerechtigkeitsliebe und den Schutz, den er ruhigen, gewerbtreibenden Bürgern gegen die Raubsucht des Adels angedeihen ließ, hatte er sich in Deutschland einen schönen Namen erworben, und war bei Hohen und Niedern geachtet. Eben belagerte er 1273 den Bischof von Basel, als er die unerwartete Nachricht erhielt, daß er einstimmig zu Frankfurt zum Kaiser der Deutschen erwählt sey. Nach Richards von Cornwall Tod 1272 blieb der Thron des Reichs geraume Zeit erledigt, da Wenige unter den Großen waren, die einen König zu haben, oder auch es zu seyn begehrten. Die weltlichen Fürsten (d. h. die mächtigern, die auch hier vorzugsweis das Wort führen konnten: — die schwächern mußten freilich den Schirm eines Oberhauptes wünschen, aber man hörte sie nicht), diese mächtigen Fürsten also lockte die Aussicht der Selbstständigkeit. Also drohte Deutschland das Loos Italiens, Aufhebung der Nationalität, Trennung, Zerstücklung. Noch ward es aber abgewendet durch ein freundliches Gestirn. Die geistlichen Fürsten und der Papst — wie zur Vergütung des Unheils, das sie öfters über Deutschland gebracht — drangen auf die Wahl eines Kaisers. Aber die Wahl, zu welcher die Fürsten sich endlich verstunden, konnte auf keinen Gewaltigen fallen. Kaum hätte einer sie angenommen, und die Uebrigen hätten ihn gescheut. Dagegen sollte der Gewählte doch persönlich kräftig, ehrfurchtgebietend, weise seyn, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, Wiederhersteller der Ordnung und des Rechtes. Diese Eigenschaften erkannten oder erwarteten die Kurfürsten von Rudolf, Grafen von Habsburg, für welchen zumal jener von Mainz empfehlende Worte sprach, und einstimmig erkoren sie ihn zum König 1273. Rudolf empfing zu Aachen die Krönung als deutscher König; aber die italische und die Kaiserkrone empfing er nicht. Niemals gelüstete ihn nach dem Land, welches „der Hinziehenden so viel und der Heimkehrenden so wenig Fußtritte" zeige. Doch entsagte er den Reichsrechten nicht. Dem in Deutschland gewählten König gebührte als solchem die volle Gewalt des Königs von Italien und des römischen Kaisers; die Krönung war nur Schaugepränge, nicht Wesenheit. Indessen gab seine Entfernung den Ständen Italiens und dem Papst willkommene Gelegenheit zur Erweiterung ihrer, dem Thron schädlichen, den Reichsverband schwächenden, Ansprüche; und Rudolf selbst, die nähere Verpflichtung erkennend, für Deutschlands Wohl zu sorgen, und die Schwierigkeit erwägend, veraltete Rechte zu behaupten, gab verschiedene derselben den lombardischen Städten um Geld dahin. Dem Papst aber, damit er dessen nützliche Freundschaft erhalte, gestattete er ansehnliche Vergrößerung des Kirchengebiets. Auch in Arelat begünstigte Rudolfs nur fürs Vaterland kräftige Regierung, die Schwächung oder die Vergessenheit der alten Reichsrechte. Dagegen wurden im Innern Deutschlands die Zerrüttungen, die seit Friedrichs des Zweiten letzter Zeit schrecklich zugenommen, die vielen Wunden, woran alle Länder durch einheimische Zwietracht, und trotziges Faustrecht bluteten, geordnet und geheilt. Rudolf, durch die persönliche Freundschaft der bessern Fürsten, zumal durch die Gunst der Kurfürsten, deren Mächtigern er seine Töchter vermählt hatte, den einzelnen Ruhestörern überlegen, verkündete auf seinem ersten Reichstag einen allgemeinen Landfrieden, und handhabte ihn mit Kraft und Strenge. Rastlos zog er in den Provinzen umher, zu schützen,

zu strafen, Ordnung und Gesetz zu handhaben, böse Feindseligkeiten zu schlichten. Da wurden unzählige Raubschlösser zerstört, und an der Stelle frecher Gewalt das Ansehen der Gerichte erhoben. Jetzt erhielt der Acker seine verscheuchten Pflüger wieder, der Kaufmann, welchen sonst die Wegelaurer geplündert, zog sicher seiner Straße, und in den Städten gedieh der Fleiß friedlicher Gewerbsleute. Also verdiente Rudolf den schönen Namen: „Wiederhersteller des Vaterlandes," als welches er von drohender Auflösung errettet, und auf den Grundsaulen bürgerlicher Ordnung von neuem befestiget hat. Seit dem Städteerbauer Heinrich hatte den heiligen Beruf des Königs Keiner so treu erkannt, wie Er, der da sich aufgestellt erklärte „Frieden und Recht zu schirmen, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels." — Aber die glänzendste und folgenreichste That dieses preiswürdigen Kaisers war die Besiegung Ottokars, des trotzigen Böhmenkönigs, des Gewaltsäubers von Oestreich und Steyermark, auch Herrn von Kärnthen und Krain. Derselbe, auf eine Belehnung König Richards, mehr noch auf sein Schwert pochend, hielt seinen Besitz für unantastbar. Zugleich verwarf er Rudolfs Wahl, zu welcher man ihn nicht beigezogen, und weigerte sich, die Lehen zu empfangen, oder auf des Königs Tagen zu erscheinen. Da erklärte ihn Rudolf in die Acht, besiegte 1276 den Stolzen und zwang ihn zum harten Frieden. Ottokar mußte Verzicht leisten auf Oestreich und alle deutschen Länder, wegen Böhmen und Mähren aber die Belehnung empfahen. Wechselheurathen zwischen Söhnen und Töchtern der beiden Feinde sollten die Aussöhnung befestigen. Aber bald erneuerte Ottokar den Krieg. Die Reichshülfe war meist heimgezogen, mit Rudolf waren nur noch die eigenen und die Schaaren einiger nähern Freunde. Gleichwohl errang er auf dem Marchfeld 1278, — mühevoll, doch um so glorreicher — den entscheidendsten Sieg. Ottokar selbst, nach dem verzweifeltsten Kampf, ward erschlagen, die Reste seines Heeres zerstreut. Dem Sohn des Getödteten gab Rudolf, mit weiser Mäßigung, denselben Frieden, welchen Ottokar treulos gebrochen, nur sollte Mähren zum Ersatz der Kriegskosten, fünf Jahre lang dem Kaiser verpfändet seyn. Hierauf, mit Rath und Einwilligung aller Kurfürsten — er selbst hatte zur Gültigkeit wichtiger Reichsgeschäfte solche Genehmigung für nöthig erklärt — verlieh er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die herrlichen Länder, deren Wiederbringung ans Reich sein eigenes, schweres Werk gewesen, Oestreich, Steyermark, Krain und die windische Mark (1282); Kärnthen ward dem Grafen Mainhard von Tyrol gegeben. Also ward die Macht Habsburgs befestigt, und der Grund zu ganz neuen, unermeßlichen wichtigen Verhältnissen gelegt. Nach der damaligen Lage Deutschlands und der Welt hätte die Erblichkeit der Kaiserkrone in dem nunmehr starken, doch nicht übermächtigen Hause Habsburg wünschenswerth scheinen mögen. Natürlich war, daß Rudolf selbst darnach strebte. Aber die Kurfürsten, der freien Wahl sich freuend, gewährten ihm die Ernennung Albrechts, seines Sohnes, zum römischen König nicht. Diese Fehlschlagung that ihm wehe. Er starb kurz darauf 1291, von den Vaterländisch-Gesinnten tief betrauert, ein Vorbild aller Guten seines Hauses, fromm, mild, rechtliebend wie die Besten aus ihnen, aber kräftiger, weiser, mäßiger als die Meisten.

Rudolf II., deutscher Kaiser, Sohn Maximilian's II., war 1552 geboren. Nach Maximilians Tode 1576 ward er zum römischen König erwählt. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, und man hatte große Erwartungen von ihm; allein er entsprach auf dem Throne keiner einzigen. Geleitet von Jesuiten und im Interesse des spanischen Hofes, in dessen Nähe er seine Jugend verlebt hatte, verstrich seine Regierung ohne bedeutende Merkwürdigkeiten, außer daß die Spannung unter den christli-

chen Partheien immer mehr Nahrung erhielt, und in der Errichtung zweier öffentlichen Bündnisse, der Union von protestantischer, und der Ligue von katholischer Seite, jenen traurigen Ausbruch ahnen ließ, welcher im dreißigjährigen Kriege erfolgte. Rudolf nahm an den Angelegenheiten seines Reichs fast gar keinen Antheil; er beschäftigte sich bloß mit Astrologie, Chemie, Alterthumskunde und mit Pferden. Dies brachte eine höchst nachtheilige Erschlaffung und Stockung in die Regierungsgeschäfte, und es traten in verschiedenen Theilen des Reiches bedeutende Unruhen ein. Besonders entstand in Ungarn ein gefährlicher Aufruhr unter der Anführung eines Edelmannes, Botschkai, der sich mit den Türken in Verbindung einließ und sich eines großen Theiles des Landes bemächtigte. Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit des Kaisers, die Zerrüttung Ungarns, und die Unordnung der übrigen östreichischen Länder bewogen endlich die Brüder und Vetter des kinderlosen Monarchen, einen Vertrag zu schließen, durch welchen des Kaisers Bruder Mathias die Anordnung der Regierung in Oestreich und Ungarn übertragen wurde. Der Kaiser ward nun durch Waffengewalt gezwungen, dem Mathias Oestreich und Ungarn abzutreten, so daß ihm außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich Böhmen blieb. Auch diese Krone ward er bald gezwungen, seinem Bruder Mathias abzutreten, als er die Absicht durchblicken ließ, diesem die Nachfolge in Böhmen und Schlesien zu entziehen, und sie dem Erzherzoge Leopold zuzuwenden. So war Rudolf aller seiner Länder beraubt und in die Nothwendigkeit versetzt, die Stände des Reichs um Unterstützung in seinem Alter zu bitten. Er starb aber zur rechten Zeit (12. Jan. 1612), um manche Demüthigung und manches Elend der Zeit nicht zu erleben. Vergl. d. Art. Reformation.

Rügen, die größte deutsche Insel mit dem Titel eines Fürstenthums, zum preuß. Reg. Bez. Stralsund gehörend, enthält auf 8 M. 32.000 Einwohner von kräftigem Körperbau und eigener Tracht. Sie gehört zu den interessantesten Puhkten Norddeutschlands, liegt in der Ostsee, von dem festen Lande Pommerns etwas über ¼ M. entfernt. Das Meer dringt allenthalben in das Land hinein und bildet eine Menge Busen, wodurch die Halbinseln Jasmund, Mönchgut, Wittow u. v. a. entstehen. Viehzucht, Fischerei u. Getreidebau sind die vorzüglichsten Nahrungsquellen Es giebt hier die größten Gänse in ganz Europa, oft von 25 Pf. Schwere. Die Insel kam mit den umliegenden Eilanden 1648 an Schweden, 1715 an Dänemark, 1720 wieder an ersteres und 1815 an Preußen. — Der Hauptort ist das niedliche Städtchen Bergen mit 2800 Einw., in der Mitte Rügens gelegen. Dabei die bedeutende Anhöhe Rugard, worauf ehemals die Burg der Rügen gestanden, mit einer schönen Aussicht. Auf der Halbinsel Jasmund, welche durch die steile Bergreihe Prora, und durch einen langen, schmalen und hohen Wall, von Feuersteinen und Granit, mit Rügen zusammenhängt, liegt der 2 M. lange Buchwald Stubbenitz mit einem senkrecht abgeschnittenen Kreidegebirge, die Stubbenkammer, und einem merkwürdigen Denkmal des heidnischen Herthadienstes, so wie das alte Schloß Spiker, am Ufer des Meeres, das eine herrliche Felsengruppe bildet und einen imposanten Anblick gewährt. Der höchste Gipfel ist 543 F. hoch, und es führt innen eine Treppe von 600 Stufen zu demselben. — Putbus, das Stammhaus und Eigenthum der Fürsten von Putbus, beinah ganz vom Walde umgeben, in einer höchst angenehmen Gegend dicht am Meere, südlich in dem mittlern Theile Rügens. Nächst Doberan ist das dasige Seebad unstreitig das besuchteste der Ostsee, und hinsichts der romantischen Lage dürfte es den ersten Rang unter den Seebädern der Ostsee einnehmen. Der prachtvolle Kursaal liegt im fürstlichen Garten, nicht weit vom Schlosse, mit der Aussicht auf die in dem See gelegene romantische Insel Vilm. Das Bade-

haus ist etwa ¼ Meile von Putbus entfernt, und eben daselbst befinden sich auch die Badekarren und Badezelte in der See. Putbus ist übrigens ein aus lauter neuen und zum Theil herrlichen Gebäuden, zu welchen vorzüglich das Schauspielhaus zu nehmen ist, bestehender Marktflecken. Auf der fruchtbaren Halbinsel Wittow ist das 200 F. hohe Vorgebirge Arkona mit Ueberresten der gleichnamigen slavischen Festung, die den Rugiern gehörte, und mit dem Haupttempel des von allen norddeutschen Slaven hochverehrten Gottes Swantewith, dessen Dienste König Woldemar I. von Dänemark durch Eroberung der Burg im J. 1168 ein Ende machte. Es ist der nördlichste Punkt in Deutschland in einer der reizendsten und fruchtbarsten Gegenden, wo jetzt ein Seebad angelegt werden soll. Die Ufer sind schroff abgeschnitten. Auf der Westseite ist ein hoher, aufgeworfener Erdwall, dessen Kamm Einschnitte hat und an der Nordseite eine Einfahrt. Er diente zum Schutz der Burg Arkon. In der Nähe ist noch der tiefe See, der zu Abluitionen und heimlichen Opfern diente. Dichter und Reisende wallfahren häufig dahin und kehren begeistert von der wilden Gegend, in der Nähe der üppigsten Vegetation, zurück.

Rugendas (George Philipp), berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, geboren zu Augsburg d. 27. Nov. 1666, ist einer der ausgezeichnetsten Schlachtenmaler, die je gelebt haben, und hatte seine kriegerischen Darstellungen vorzüglich nach Bourguignon studirt. Er hat sehr viel gemalt und radirt; seine Gemälde sind überall zerstreut. Während der Belagerung und des Bombardements seiner Vaterstadt setzte er sich den größten Gefahren aus, um die Wirkung des Artillerie- und Musketenfeuers, und um die Schrecken der Bestürmung und des Blutbades genau zu beobachten. Diese Belagerung stellte er in sechs großen radirten Blättern, die sich unter seinen radirten Arbeiten vorzüglich auszeichnen, dar. Nachdem er nach Wien, Rom, Venedig, wo er sich lange aufhielt, gereiset war, starb er in seiner Vaterstadt 1742, in einem Alter von 76 Jahren.

Rugiewith, Rugewith, eine Gottheit des Krieges, welche von den alten Norddeutschen verehrt wurde. Sie ward unter verschiedenen fürchterlichen und scheuslichen Gestalten dargestellt. Vorzüglich sollen die Obotriter, die jetzigen Meklenburger, und die ehemaligen Bewohner der Insel Rügen diese Gottheit verehrt haben, vorausgesetzt, daß man Swantewith, den Kriegsgott der Letztern, für eins mit Rugewith hält, welche Annahme sehr wahrscheinlich ist.

Ruhnkenius (David). Sein eigentlicher Name ist Ruhnken; er ward den 3. Jan. 1723 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine Eltern, welche des Knaben glückliche Anlagen für die Wissenschaften auszubilden beschlossen, schickten ihn auf das Friedrichscollegium nach Königsberg; hier machte er sich mit den classischen Alterthümern vertraut, und legte sich zugleich auf Musik und andere schönen Künste. 18 Jahr alt, bezog er die Universität. An dem theologischen Studium, dem er nach dem Willen seiner Eltern sich widmen sollte, fand er wenig Behagen; desto größeres aber an den humanistischen Wissenschaften. Auf seiner Reise nach Göttingen lernte er den berühmten Literator Berger und Ritter, den gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus, kennen. Diese Männer zogen den Jüngling so sehr an, daß er zu Wittenberg zu bleiben beschloß; nachdem er zwei Jahre hindurch ihren Unterricht genossen und fleißig die Wolfische Philosophie studirt hatte, lockte ihn der Ruf des großen Tiberius Hemsterhuys nach Leyden, um unter seiner Leitung sich dem Studium der alten Griechen zu widmen; doch ehe er Wittenberg verließ, schrieb er 1743 seine Magisterdisputation de Galla Placidia; so gründlich und elegant diese auch geschrieben war, mißglückte ihm doch ihre mündliche Vertheidigung, weil er sich nie fließend und ge-

wandt in der lateinischen Sprache ausdrücken konnte, weßwegen er auch später in den Vorlesungen seine Hefte ablesen mußte. Hemsterhuys, der bald Ruhnken's Talent und Gelehrsamkeit erkannte und hochachtete, nahm ihn auf das Freundschaftlichste auf, und bewies sich ihm als Führer und Freund. Sechs Jahre brachte Ruhnkenius darauf zu, unter Hemsterhuys Augen sich den Reichthum der Griechen auf jegliche Art eigen zu machen: die Resultate seines Fleißes legte er 1749 und 1751 in zwei Epistolas criticas, von denen die eine die homerischen Hymnen, den Hesiod und die griechische Anthologie, und die andere den Callimachus, Apollonius und Orpheus betraf, nieder. Ruhnken's Wunsch war es, auf der Universität zu Leyden eine Professur seiner Lieblingswissenschaft zu erhalten. Da aber keine Aussicht sich darbot, so rieth ihm Hemsterhuys, das unter Ritter begonnene Studium des römischen Rechts wieder aufzunehmen, um später ein akademisches Lehramt desselben bekleiden zu können. Dieses neue wissenschaftliche Studium entzog ihn dennoch nicht der griechischen Literatur, sondern er unternahm sogar ein großes Werk, die Bearbeitung des Plato. Zu diesem Zwecke verschaffte ihm Gally, dessen Bekanntschaft er zu Spaa gemacht hatte, eine Abschrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato aus der Bibliothek Saint-Germain-des-Prés. Ruhnkenius gab es 1754 mit einem Commentar zu Leyden heraus. Eine ungemeine kritische und grammatische Gelehrsamkeit drängte er hier in einen engen Raum zusammen. Dies Werk allein würde ihn in den Rang der ersten Philologen seiner Zeit gehoben haben. 1755 trat er eine literärische Reise an, um die besten und größten Bibliotheken Europa's zu besuchen und zu benutzen; zunächst ging er nach Paris und verweilte dort ein Jahr, um die Schätze der königlichen Bibliotheken kennen zu lernen, und mit rastlosem Eifer Handschriften abzuschreiben, auszuziehen und zu vergleichen. Er war eben im Begriffe nach Spanien abzureisen, als Hemsterhuys ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud; dieser hatte es ausgewirkt, daß Ruhnkenius ihm als Lektor beigesellt wurde. 1757 trat er diese Stelle an, und vier Jahre darauf ward er nach Oudendorp's Tode zum wirklichen Professor der Geschichte und Beredsamkeit ernannt. Ruhnkenius starb den 14. Mai 1798, nachdem er schon seit einigen Jahren an Engbrüstigkeit gelitten hatte. Außer den angeführten Werken verdanken wir seiner unermüdeten Thätigkeit: 1) eine Abhandlung de Graecia artium ac doctrinarum in ventrice. 1757; 2) errichtete er seinem großen Freunde Hemsterhuys ein Beiden würdiges Denkmal in seinem Elogium Tiberii Hemsterhusii, ein Meisterwerk in Ausführung und Classicität der Sprache; 3) Historia critica oratorum graecorum. 1r Thl.; 4) Noten zum Callimachus. Leyden 1792; 5) Homeri Hymnus in Cererem. Leyden 1792. Matthäi hatte diese Hymne in Moskau aufgefunden und sie ihm in Abschrift mitgetheilt. 6) De vita et scriptis Longini; 7) eine treffliche Ausgabe des Paterculus; 8) die vollständige Ausgabe der Werke des Muretus. Lyon 1789. 4. Der Tod überraschte ihn bei der beabsichtigten Ausgabe des Plato, zu der er nur die Scholien beendigt hatte. Wyttenbach hat in einem wahrhaft ciceronianischen Latein eine schöne Biographie dieses gelehrtesten Humanisten der neuern Zeit herausgegeben.

Rührend, Rührung. Rührend ist überhaupt das, was leidenschaftliche Empfindung zu erwecken vermag, besonders die sanftern Empfindungen der Zärtlichkeit, der stillen Freude oder Traurigkeit. Kant erklärt die Rührung physiologisch für die Empfindung, da Annehmlichkeit nur vermittelst augenblicklicher Hemmung und darauf erfolgender stärkerer Ergießung der Lebenskraft gewirkt wird. In den schönen Künsten bezweckt der Künstler entweder nur das gemeine Rührende, d. i. die Erweckung sanfter, leiden-

haftlicher Gefühle, oder das höhere, darin sich Bewunderung mischt, und welches sich daher für die tragische Bühne schickt, z. B. große Geduld bei schweren, unverschuldeten Leiden; Großmuth gegen Feinde, uneigennützige Erfüllung mühe- und gefahrvoller Pflichten ꝛc.

Rulhières (Claude Carloman), Mitglied der franz. Akademie und Ritter des heil. Ludwig, hat sich in mehrern historischen Werken rühmlich bekannt gemacht. Er hatte viel Geist und Ehrgeiz. Im Gefolge des Ministers Breteuil, des franz. Gesandten am russischen Hofe, war er Zeuge einer Revolution, die Catharina II. auf den Thron hob, und dem Czar das Leben kostete. Er schrieb auf wenig Blättern die Geschichte dieser blutigen Katastrophe; aber diese wenigen Blätter sind eines Sallust würdig. Nachdem er mit dem Baron von Breteuil an verschiedene Höfe Europa's gereiset war, folgte er dem Marschall von Richelieu in seinem Gouvernement. In dieser Zeit begann er seine literärische Laufbahn mit seiner Epitre sur les disputes, die sich auszeichnet durch Harmonie des Styls und durch Fülle der Ideen. Rulhières hatte noch kein bedeutendes Werk herausgegeben, als er 1787 in die franz. Akademie aufgenommen ward. Seine bei der Aufnahme gehaltene Rede rechtfertigte die Wahl der Akademie; noch mehr that dies sein seit 1788 in 2 Bdn. herausgegebenes Werk: Eclaircissemens historiques sur les causes de la revocation de l'edit de Nantes, et sur l'etat des protestans en France, depuis le commencement du regne de Louis XIV. Paris. Dieses Werk ist eben so ausgezeichnet durch gelehrte Untersuchungen, als durch vortreffliche Darstellung; dies sind die literärischen Arbeiten, die zu Rulhières Lebzeiten herausgekommen sind; die Werke, welche nach seinem Tode herausgegeben worden, sind: 1) Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république, suivie des anecdotes sur la révolution de Russie en 1762, Paris 1808 Vol. in 8. Diese Geschichte bleibt bei der ersten Theilung von Polen stehen; der Tod verhinderte den Verfasser, die letzte und schreckliche Katastrophe zu schildern und selbst zu sehen, die auf jene Begebenheit folgte, die er beschrieben hat. 2) Les Jeux de mains, ein Gedicht in drei Gesängen, worin der Gedanke durch den Zwang, den das Versmaß dem Verfasser angethan, nur zu oft gelitten hat. Rulhières starb den 30 Januar 1791 zu Paris.

Rum, Rumbillion, Ram, ein geistiges Getränk, welches aus den übriggebliebenen Unreinigkeiten des Zuckers und Zuckerrohres gemacht wird, stärker als gewöhnlicher Branntwein, aber weniger stark als Rak ist. Der Rum von Jamaika ist der beste, und bildet einen nicht unbedeutenden Handelszweig der Engländer.

Rumelien, Rum-Ili, s. Romanien.

Rumfort (Sir Benjamin Thomson, Graf von), geb. 1752 auf der kleinen Insel Rumfort in Amerika, trat beim Ausbruch des Krieges zwischen England und Amerika in englische Dienste, ward bald Major, und zeichnete sich überall durch Muth und genaue Lokalkenntnisse aus, die den Engländern sehr zu statten kamen. Der König Georg d. Dritte ernannte ihn deßhalb beim Frieden zum Ritter; dennoch trat er aber kurz darauf in die Dienste des Churfürsten von Baiern, Carl Theodor. Die Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufakturen zur Versorgung der Armen, Einführung der Kartoffeln und der Sparöfen, so wie besonders die ökonomischen, nach ihm benannten Suppen, machten ihn zum Wohlthäter Baierns. Der Churfürst erhob ihn zum Grafen von Rumfort, ernannte ihn zum Generallieutenant und verlieh ihm den Hubertusorden. Als er endlich nach England zurückkehrte, schenkte er als Vicepräsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, derselben große Summen zu Preisvertheilungen für die wichtigsten Erfindungen, legte 1808 unter dem Namen Royal-

Institute zu London eine Lehranstalt für Oekonomen, Künstler und Handwerker an, und ließ sich 1802 in Frankreich nieder. Er wurde bald darauf Mitglied des Instituts, und starb zu Auteuil bei Paris 1814. Das Resultat seiner Arbeiten und Untersuchungen legte er in einem Werke unter dem Titel: Essais et expériences politiques, économiques et philosophiques nieder, welches weit verbreitet ist.

Rundgesang heißt ein zum Gesange bestimmtes Gedicht, in welchem am Schluße jeder Strophe einige Verse entweder ungeändert, oder doch nur unbedeutend verändert, oder auch mit einem kleinen Zusatze vom Chore gesungen werden. Gewöhnlich bilden diese Verse den Schluß der Strophe; doch auch häufig den Anfang, und manchmal sind es besondere Verse, die immer wiederkehren. Ein solches Gedicht gleicht dem Rondo in der Musik, wo das Thema nach einem kleinen Zwischenspiele stets wiederkehrt, oder im Tutti wiederholt wird.

Runen sind die den nordischen Völkern (Germanen und Scandinaviern) eigenen 16 Buchstaben, die nach F. v. Schlegel durch die Phönicier den Anwohnern der Ostsee bekannt wurden, aus denen die ziemlich in sich geschlossene Priesterkaste die Runen bildete, und sie zu mancherlei magischen Künsten verwendete. Die Schrift geht bisweilen von unten nach oben, bisweilen in die Runde, einfach und doppelt; bisweilen zog man einen halben Kreis von der Rechten zur Linken und umgewendet; manchmal ward ein Drei- oder Viereck, Kreuz dadurch gebildet, oder auch der Raum, in dem die Charaktere stehen, so durch einander gezogen, daß Figuren von Schlangen, Löwen ꝛc. herauskamen. Der Name kommt wahrscheinlich von Ryne, Rune d. i. Heimlichkeit, wovon das alte Wort raunen, heimlich reden, gebildet ist. Runen- oder Signatstäbe waren daher die aus Weidenholz verfertigten Stäbe, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in sich tragende Charaktere eingeschnitten waren, und mit denen die Priester und andre von den Göttern begünstigte Personen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben. Auch brauchten die ältern Bewohner Schwedens und Norwegens dergleichen Runen oder Schriftstäbe zur Bezeichnung der Zeitfolge, und noch jetzt herrscht unter den Landleuten jener Gegend der Gebrauch, sich bezeichneter Stäbe statt der Kalender zu bedienen. Die Runensteine, mit Runenschrift bezeichnete Steine, dienten zu Grabdenkmälern, Markbezeichnungen ꝛc. Unweit der brandenburgischen Stadt Fürstenwalde sind kleine Berge, die raunischen Berge genannt, auf denen 2 ungeheure große Steine, die raunischen Steine, stehen. S. Riesenbetten.

Runkelrübenzucker, s. Zucker.

Runzeln nennt man Hautfalten im Gesichte. Ninon de Lenclos sagt, daß, wenn man sie bei der Erschaffung der Welt gefragt hätte, sie die Runzeln an die Fußsohle hin verbannt haben würde, weil hier der einzige Ort am ganzen Körper sey, wo man in Gottes Namen Runzeln haben könne. Verschiedene Ursachen geben zu den Runzeln Gelegenheit und einige Constitutionen sind dazu leichter geneigt, als andere. Die Jugend ist die Zeit des Wachsthums, darum mußte hier die Haut noch Elasticität besitzen, um sich den rundenden Formen nachgeben zu können, und darum sind schwellende, runde Formen, eine schön gespannte Haut nothwendiges Attribut der Jugend. Hieraus folgt aber, daß, da das Alter die Zeit der Abnahme ist, die Haut sich runzeln muß, weil sie zu breit wird gegen den Umfang des Körpers. Alles, was den Körper abmagert und seinen Umfang mindert, erschlafft auch daher die Haut, und verursacht Runzeln. Daher machen Gram, Sorgen und viele Anstrengungen des Geistes oft schon früh bei Menschen Runzeln. Man hat behauptet, viele Runzeln deuteten auf List, Bosheit und Betrug, weil man bei der unschuldigen Jugend keine Hautfalten sieht, aber man hat hier wohl

Ursache und Wirkung verwechselt. Heiteres, lebenslustiges Temperament, sanguinische Leute werden also weniger Runzeln haben, als grämliche, griesgramigte, melancholische, schwarzgalligte Menschen, die immer Ursache zu haben glauben, mit der Welt und ihrem Benehmen zu zürnen. Die Frauen, die eine weichere Textur als der Mann haben, sind den Runzeln leichter ausgesetzt, als dieser. Ueberdies macht die Schwangerschaft, die Unterleib und Brüste so ausdehnt, nach der Entbindung und Stillung große Runzeln in diesen Theilen. Warme Bäder erschlaffen den ganzen Körper und so auch die Haut. Daher zum Theil kommt es auch, daß das Reich der Frau in den Morgenländern so rasch vorübergehend ist. Kälte dagegen wirkt zusammenziehend wie die sogenannten adstringirenden Mittel, und daher sind auch adstringirende Schönheitsmittel, was die Verhütung der Falten betrifft, für die Haut viel zuträglicher, als erweichende, fettige Cosmetika.

Rupie, eine indische Münze; man hat a) Goldrupien, von indischen Fürsten ausgeprägt, sie haben den Werth von etwa zwei Louisd'or; b) Silber-Rupien, man unterscheidet jedoch mehrere Arten: die gewöhnlichsten sind die Sicca-Rupie zu 16 Groschen und die Current-Rupie zu nicht ganz 4 Groschen. Im Großen rechnet man nach Lacks und Crores. Ein Lack Rupien ist gleich 100.000 R. und ein Crore hält 100 Lacks.

Rußland (Geschichte von). Die große Ländermasse, die gegenwärtig das europäische Rußland bildet, wurde vor und um Christi Geburt von mehrern Völkern bewohnt, über deren Namen und Verhältnisse gegen einander nur wenige und höchst schwankende Nachrichten auf uns gekommen sind. Herodot nennt die Skythen (440 v. Chr. Geb.) als Bewohner des südöstlichen Rußlands. Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit werden die Finnen und Aestbier im Besitz des nördlichen Rußlands vermuthet. Bei der Völkerwanderung wurden besonders die südlichen Theile von Rußland von den Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren durchzogen und auch mitunter zu Wohnsitzen eingenommen. Nachdem die großen Völkerzüge aus Asien ein Ende genommen hatten, zogen die an der Donau wohnenden Slaven (500 n. Chr. Geb.), von den Walachen gedrängt, nach dem Dnipr und ein Theil derselben ließ sich daselbst nieder und erbauete Kiew. Diese Stadt soll nach ihrem Erbauer Kij genannt worden seyn, der ein Stammhaupt der Poljanen war. Ein anderer Theil der Slaven rückte weiter nach Norden vor, bemächtigte sich des Landes und baute Nowgorod. Nach diesem wurden die Slaven das alleinherrschende Volk in Rußland. Die Slaven, die in Kiew einen Staat begründet hatten, wurden von den Chazaren (700), einem in der Krimm wohnenden Volke, mit Krieg überzogen und zinsbar gemacht. Zu gleicher Zeit überzogen die Waräger (800) das nördliche Rußland, plünderten es, drangen dann immer weiter darin vor, erstritten sich Wohnsitze darin und machten die Nowgoroder sich zinsbar. Bald aber wurde diesen die ausländische Herrschaft lästig, sie entzogen sich ihr und bildeten einen Freistaat, der durch eine von dem Volke gewählte Obrigkeit regieret wurde. Diese Verfassung brachte den gehofften Vortheil nicht, denn der Staat wurde von Parteien zerrüttet und dadurch so geschwächt, daß er auswärtigen Feinden zur Beute geworden wäre, wenn solche ihn angegriffen hätten. In dieser gefährlichen Lage machte ein angesehener Bürger von Nowgorod, Gostomysl, den Vorschlag, einen ausländischen Regenten zu wählen, und dadurch der inneren Zwietracht ein Ende zu machen. Sein Antrag fand Beifall und es wurden drei Helden aus den Stamme der Waräger gewählt (862), die mit einer zahlreichen Begleitung erschienen und drei Staaten in Rußland errichteten, deren Herrscher sie wurden. Sie hießen Rurik, Sineus und Truwor und waren drei Brüder, die sich in ihrem Vaterlande Skandinavien durch ihre Tapferkeit und Weisheit einen großen Ruhm erworben hatten. Ein

skandinavischer Volksstamm, der den drei Brüdern folgte, scheint den Namen Russen geführt und ihn allen Völkern, die unter dem Zepter Ruriks und dessen Nachkommen standen, mitgetheilt zu haben. Rurik, der älteste, erhielt sein Gebiet am Ladoga; dem Si[illegible]eus wurde das Land zunächst am weißen Meere und als Wohnsitz Belosero zu Theil, das Gebiet Pleskow mit der Hauptstadt Isborsk nahm Truwor in Besitz. Die beiden jüngern Brüder lebten und regierten nur noch zwei Jahre, und da sie kinderlos starben, so erbte Rurik ihre Länder, die er mit seinem Staat vereinigte und dadurch der Stifter eines mächtigen Reiches wurde, welches in der nordischen Geschichte unter dem Namen Gardreichs, oder des holmgardischen Königreichs, bekannt geworden ist. Rurik wählte nach dem Tode seiner Brüder Nowgorod zu seiner Residenz. Er starb 879. Olech, Ruriks Nachfolger, da dessen Sohn Igor noch minderjährig war, unterwarf sich mehrere Völker, und eroberte auch Kiew (892), wohin er den Sitz der Regierung verlegte. Igor, Ruriks Sohn, der auf Olech folgte, besiegte die Drewier, die bereits von Olech unterworfen, sich wieder frei machen wollten. Die Drewier, die von ihm hart mit Abgaben bedrückt wurden, erschlugen ihn (945). Olgha, Igors Wittwe, rächte den Tod ihres Gemahls an den Drewiern auf eine furchtbare Weise, verbesserte die Verfassung, belebte den Handel, bauete Pleskow, und bekannte sich, nachdem sie ihren Prinzen Swätoslaw zum Mitregenten angenommen, zum Christenthum (955). Swätoslaw war ein kriegerischer Fürst; er sammelte ein großes Heer, besiegte damit die Wätizen, Cosaren, Jassener, Kosaken und Bulgaren (966), drang bis an die Donau vor, eroberte dort ein großes Landgebiet und machte Pereslaw an der Donau zu seiner Residenz. Er theilte das Reich unter seine drei Söhne (970), so daß Jarapolk, Kiew, Olech das Land der Drewier und Wladimir Nowgorod erhielt. Doch hatte er sich die Oberherrschaft vorbehalten und setzte seine Kriege fort. Nach Swätoslaws Tode (972) fingen dessen Söhne Feindseligkeiten gegen einander an. Jaropolk ließ sich von dem Feldherrn Swenald gegen seinen Bruder Olech verhetzen, den er bekriegte und überwand. Olech verlor auf der Flucht das Leben und Jaropolk nahm sein Land in Besitz. Wladimir, ein gleiches Schicksal fürchtend, ging zu den Warägern, und brachte von ihnen ein Heer zurück, womit er den Fürsten von Rogwald Polozk, der ein Bündniß mit ihm ausgeschlagen hatte, bekriegte, seine Hauptstadt zerstörte und sich seines ganzen Landes bemächtigte, welches alles das in sich begriff, was später zum Großherzogthum Litthauen gehörte. Darauf wandte er sich gegen Kiew und raubte seinem Bruder Jaropolk Land und Leben. Wlademir (st. 1015) regierte mit Einsicht und Milde und war eifrig bemüht, seine Völker zu einer höhere Stufe der Civilisation zu erheben. Er führte das Christenthum ein, stiftete zahlreiche Kirchen und Schulen, ermunterte den Handel, zog Gelehrte und Künstler in sein Reich. Wladimirs Regierung ist auch durch die allgemeine Einführung der slavonischen Buchstaben in Rußland merkwürdig. Er vernichtete aber alles Gute, was er während seiner thatenreichen Regierung gestiftet, durch die Theilung des Reichs unter seine zwölf Söhne. Swätopolk der Erste, Wladimirs des Großen Sohn, ließ gleich nach seines Vaters Tode drei seiner Brüder, Boris, Glebs und Swätoslaw, umbringen, bemächtigte sich ihrer Länder und nahm seinen Sitz in Kiew. Er wurde von Jaroslaw vertrieben, kehrte zwar mit einem polnischen Heere zurück, wurde aber, als die Polen ihn verließen, nach einer blutigen Schlacht zum zweiten Mal verjagt und kam nicht wieder zur Regierung. Jaroslaw besaß nun den größten Theil von Rußland und regierte mit Klugheit und Glück, bis sein jüngerer Bruder Mstislaw ihn bekriegte und zur Theilung zwang (1026). Er begnügte sich indessen mit einem mäßigen Antheile und als er unbeerbt starb (1036), blieb Jaroslaw Herr von

ganz Rußland. Jaroslaw überwand darauf die Liefländer, gründete Dorpat und schlug die Petschenegen, die Kiew belagert hatten. Jaroslaw theilte das Reich unter mehrere Söhne, doch behielt der älteste, Isaslaw der Erste, eine Art von Oberherrschaft über die andern. Er regierte zu Kiew, doch scheinen seine Brüder Swätoslaw und Wsewolod Mitregenten gewesen zu seyn. Diese drei zogen gegen die Türken und schlugen sie in die Flucht, 1060. Im Jahr darauf wurde Wsewolod von den Polowzern geschlagen. Nun überzogen die drei Brüder den Fürsten Wseslaw von Polock, einen Urenkel des großen Wladimirs, überwanden ihn und setzten ihn, ihrem Versprechen entgegen, in Kiew gefangen. Die Kiewer empörten sich gegen Isaslaw, befreiten den Gefangenen und machten ihn zu ihrem Großfürsten und Isaslaw mußte nach Polen entfliehen. Mit Hilfe der Polen vertrieb er den Wseslaw und gelangte wieder zum Besitz der Herrschaft, die er aufs Neue verlor, als er mit seinen Brüdern Zwistigkeiten anfing. Vergebens suchte er nun in Polen und dann in Deutschland Hilfe, doch als Swätoslaw II. gestorben war (1076), söhnte Isaslaw sich mit seinem Bruder Wsewolod aus, der ihm die Regierung von Kiew wiederum abtrat. Dieser wurde von den Polowzern geschlagen und rief Isaslow zu Hilfe. Der kam, besiegte die Feinde, erhielt aber in der Schlacht eine tödtliche Wunde. Er wird von Nestor, seinem Zeitgenosse, als ein Fürst von redlichem Charakter geschildert. Wsewolod, der nun alleiniger Großfürst war, hatte viele Angriffe und Empörungen zu bestehen, die er jedoch alle glücklich überwand. Wsewolod hinterließ das Großfürstenthum seinem Sohne Wladimir. Dieser besaß Edelmuth genug, seinem Vetter Swätopolk II., dem Sohne Isaslaws, die Regierung zu überlassen und sich mit seinem Fürstenthum Czernigow zu begnügen, um einen innern Krieg zu vermeiden. Swätoslaw wurde von den Polowzern, deren Gesandten er unkluger Weise beleidigt hatte, mit Krieg überzogen und verlor an der Stugna eine Hauptschlacht gegen sie (1094). Unter Schwätopolks des Zweiten Regierung wurde der erste Fürstentag gehalten (1097), dessen Zweck es seyn sollte, allen innern Kriegen zwischen russischen Fürsten vorzubeugen. Wladimir der Zweite, Monomach, dieser edle Fürst wurde in feierlicher Wahl auf den Thron erhoben, auf den er früher des Friedens wegen verzichtet hatte. Er regierte, obgleich schon hoch bejahrt, mit Ansehn und Glück, und brachte den Staat auf eine bedeutende Stufe von Kraft und Wohlstand. Er eroberte von den Genuesern Kaffa und demüthigte die Griechen. Mstislaw (st. 1132) war ein würdiger Nachfolger seines großen Vaters, der tapfer, gerecht und großmüthig, so weise als glücklich regierte. Jaropolk der Zweite (st. 1138), des Vorigen Bruder, führte eine kurze, von innern Unruhen und Angriffen auswärtiger Feinde getrübte Regierung. Sein Nachfolger Wätscheslaw mußte schon einige Wochen nach dem Antritt seiner Regierung dieselbe an Wsewolod den Zweiten (st. 1146) abtreten. Jagor der Zweite wurde schon nach 13 Tagen von dem Throne gedrängt, den nun Isaslaw der Zweite einnahm, der eine blutige, unruhevolle Regierung führte. Er hatte viele Empörungen zu bestehen und wurden häufig in einheimische Kriege verwickelt, woran auch die benachbarten Völker Theil nahmen. Auch hatte Isaslaw einen langen und blutigen Kampf mit Wladimirko, Fürsten von Ghalitsch, zu bestehen, der theils allein, theils in Verbindung mit Jurje ihm Kiew streitig machte und mehrmals den geschlossenen Frieden brach. Isaslaw blieb Sieger, doch durfte er bis an seinen Tod (1154) die Waffen nicht aus der Hand legen. Rostislaw, ein Bruder des Vorigen, führte die Regierung unter vielen Unruhen, und ohne Ansehen und Glück. Er wurde von Isaslaw dem Dritten, Fürsten Czernigow, vertrieben, und dieser mußte wieder dem Jurje weichen, der nun zum Großfürstenthum gelangte. Andreas, der Gottliebende, Jurje's Sohn, ein Fürst von glänzenden Eigenschaften, be-

hauptete nun den großfürstl. Rang u. brachte ihn auf seine Nachkommen, die in Wladimir residirten. Andreas wurde von Meuchelmördern getödtet (1175). Wsewolod der Dritte, Demetri, der dem ermordeten Andreas als Großfürst von Wlodimir und Nowgorod folgte, machte sich durch seine glücklichen Kriege mit dem rasanischen Fürsten Gleb und den Polowzern bekannt. Er starb 1213. Konstantin regierte nur kurze Zeit und ihm folgte in Wlodimir sein Bruder Jurje der Zweite (1218), in Nowgorod aber Jaroslaw, der dritte Bruder. Jurje erbaute Nischnej-Nowgorod, doch bekannter, wie hierdurch, ist seine Regierung durch den Einbruch der Tartarn geworden, die unter ihm Rußland verheerten u. unterjochten. Tschutschi, ein Sohn Dschingis-Chans, brach zuerst in Rußland ein und erfocht einen großen Sieg an der Kalka. Darauf überzog Batu, Tschutschi's Sohn, die russ. Staaten mit einem ungeheuern Heere; Jurje II. verlor in einer Schlacht bei Sita das Leben und Rußland kam (1233) unter tartarischer Oberherrschaft, unter der es bis 1462 blieb. — Jaroslaw der Zweite, Fürst zu Nowgorod, erhielt auch Wladimir als ein Lehn von Batu-Chan und trat darauf Nowgorod seinem Sohne Alexander Newskoj ab. Dieser kämpfte rühmlich gegen die Schweden und die deutschen Ritter in Liefland. Um diese Zeit versuchte Papst Innocenz IV., Rußland für die römische Kirche zu gewinnen. Jaroslaw der Dritte, Fürst v. Twer, wurde nach Alexanders Tode auch Fürst von Nowgorod (1263). Er hat gegen die Liefländer (1266 — 68) viele glänzende Waffenthaten vollbracht. Die Regierung seiner drei nächsten Nachfolger Wasiliei (st. 1276), Dmitriei; (st. 1281), Andriei (st. 1296) waren von innern Unruhen erfüllt, die den Staat immer mehr schwächten und ihn unvermögend machten, seinen streitbaren Feinden, den liefl. Rittern, zu widerstehen. 1276 wurde das Comptoir der Hansa zu Nowgorod errichtet. Daniel (1296 — 1304) vergrößerte und befestigte Moskau, und nahm zuerst den Titel Großfürst wieder an. Eine Reihe von Großfürsten und russ. Fürsten (Michel, 1304 — 17; Alexander der Zweite, st. 1326; Iwan Danielowitsch der Erste, st. 1340; Simeon der Stolze, st. 1355; Iwan der Zweite, st. 1358; Demetrius der Zweite, st. 1362), die nun folgen, zeichnen sich nur durch Unglück und Kabale aus, die die Schwäche der russ. Staaten vergrößerten und die Selbstständigkeit vollends unmöglich machten. Die Großfürsten wurden von den Tartarn mit der schmähligsten Verachtung behandelt, mußten gleich andern Unterthanen vor dem Richterstuhl der Chane erscheinen und wurden nicht selten mit entehrenden Strafen belegt, ja sogar, wie z. B. Michel, hingerichtet. Eine Ausnahme unter so vielen schwachen und machtlosen Fürsten macht Demetrius der Dritte, der Donische (1362 — 89), der mit vielem Muthe und nicht ohne Glück sich den Tartarn widersetzte u. sie in manchen Schlachten besiegte. Dennoch wurde er unvermuthet von Toktamisch-Chan überfallen, und seine Hauptstadt und sein Land aufs Schrecklichste verwüstet. Demetrius war der Erbauer des Kreml in Moskau. Wasiliei der Zweite (1389 — 1425) war auch ein streitbarer Fürst; er demüthigte die stolzen Nowgoroder und besiegte die Tartarn. Wasiliei der Dritte (st. 1462) hatte viele Streitigkeiten mit seinem Oheim Jurje Schemäka und dessen Sohn Wasiliei zu bestehen, ehe er zum ruhigen Besitz der Regierung gelangte. Er wurde in der Schlacht bei Susdal (1445) von den Tartarn gefangen und mußte ein starkes Lösegeld für seine Freilassung zahlen. Dieser Fürst besaß die Liebe seiner Unterthanen und regierte mit vielem Ansehn; doch den Tartarn Einhalt zu thun, vermochte er nicht; diese verwüsteten unter seiner Regierung mehrmals das Gebiet des Großfürstenthums und verbrannten sogar zwei Mal die Vorstädte von Moskau. — Mit seinem Sohne und Nachfolger, Iwan dem Großen (1462 — 1505), beginnt ein neuer Abschnitt in der russ. Geschichte. Er hat das Verdienst, Rußland von dem Joche der Tartarn befreit und die russ. Monarchie gegründet zu

aben, zu der vor ihm durch das Supremat der moskauischen Großfürsten och ein unbedeutender Anfang gemacht worden war. Er war kühn, tapfer, rgeizig, ein Feind aller Ruhe und Weichlichkeit, standhaft, hart, grausam, ach gewissenlos, aber geistreich und einsichtsvoll und mit einem gesunden örper begabt, der spielend alle Beschwerlichkeiten ertrug. Nachdem er sich uf den Krieg vorbereitet hatte, verweigerte er den Tartarn den Tribut, und ls sie mit Waffengewalt ihn zur Unterwerfung zwingen wollten, da schlug sie am Ugerfluß (1477), vernichtete ihr Heer, schwächte die goldene Horde, ie bald darauf von den nogaischen Tartarn völlig aufgerieben wurde; nd nun wagten die Tartarn es nicht mehr, Tribut von Rußland zu for= ern. Hierauf eroberte er Kassan, Permien, einen Theil von Lappland, die siatischen Bulgarei, sowie das reiche Nowgorod mit seinen unermeßlichen Schätzen. Sewerien mußte die russ. Oberhoheit anerkennen und alle russ. ürsten wurden Vasallen von Moskau. Iwan hat eine große Menge guter esetze gegeben, den Gebrauch des Geschützes und die Stückgießereien einge= ührt. — Sein Sohn Wasiliei (1505 — 33) war anfangs sehr unglücklich; och erholte sich der Staat bald wieder von mehrern schweren Drangsalen und ar am Ende der Regierung dieses Großfürsten mächtiger, wie bei dem Tode es großen Iwan. Sein Heer wurde bei Orsowa (1514) von dem polnischen eldherrn geschlagen, doch später gewann er wieder die Oberhand und eroberte Smolensk. Den Freistaat Pleskow unterwarf er völlig (1519) und Sewe= ien vereinte er mit seinem Reich. Er breitete seine Herrschaft weit hinter rchangel aus. — Iwan der Dritte war drei Jahr alt, als sein Vater starb. Das Reich gerieth durch die Streitigkeiten wegen der Vormundschaft in roße Verwirrung, die sowohl die Polen als die Tartarn benutzen wollten, m ihre früheren an Rußland erlittenen Verluste zu ersetzen. Erstere er= eichten aber ihre Absicht nicht und die Russen rächten sich durch die Ver= wüstung Litthauens. Als Iwan der Zweite volljährig geworden war, beschloß r, das Königreich Kassan völlig zu unterwerfen. Der erste Feldzug wurde urch die Meuterei seiner Truppen vereitelt, in dem zweiten aber eroberte er ieses Land und vereinigte es auf immer mit Rußland (1552). Jetzt nahm r den Titel Czaar an, der bis 1721 von den russ. Monarchen geführt worden st. 1554 wurde au das tartarische Königreich Astrakan und darauf die anze Kabardei bis an den Kaukasus erobert. 1555 erschien der Sudebnik Civilgesetzbuch). 1557 richtete der kriegslustige Iwan seine Waffen gegen Liefland, von dessen Einwohnern er sich beleidigt glaubte; durch seine Ver= heerungen verbreitete er Schrecken und Angst in diesem Lande; der Hoch= meister des deutschen Ordens suchte umsonst in Deutschland Schutz und chloß endlich mit dem König von Polen einen Vertrag, worin derselbe sich egen bedeutende Abtretungen in Liefland zur Hilfe gegen die Russen verstand. Um sich Schutz gegen die Russen zu verschaffen, rissen sich die Esthländer vom Orden los und unterwarfen sich Schweden. Iwan hatte durch diese Theilung nerwartet zwei Mächte zu Feinden erhalten. Nachdem er mit Schweden ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, eroberte er Polock, ver= heerte Litthauen und ließ dann zwei Heere gegen Polen ziehen, die aber beide geschlagen wurden; auch eine dritte Heeresabtheilung wurde in die Flucht getrieben. Diese Unfälle ereigneten sich gleichzeitig mit gefährlichen Unruhen, die theils bei den Truppen, theils bei dem Adel, theils bei dem Volke entstanden, und die ihren Grund in dem Bestreben des Czaar hatten, sein Volk zu civilisiren (1568 ward die erste Buchdruckerei in Moskau an= gelegt). Iwan fand die Gährung zu groß, um sie mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterdrücken zu können; er erklärte daher plötzlich, daß er die Regierung niederlege, und mit einem so verrätherischen Volke nichts mehr zu schaffen haben wolle. Nun zeigte sich aber eine große Betrübniß unter

allen Russen, denen das Wohl ihres Vaterlandes am Herzen lag, er wurde dringend gebeten, die Regierung zu behalten, und er behielt sie gern, da er nun um so rücksichtsloser die Unruhstifter strafen und künftigen Empörungen vorbeugen konnte. Der Angriff der Türken im Verein mit den Tartarn der Krimm auf Astrakan, nöthigte indeß den Czaar, seine Aufmerksamkeit von Liefland abzulenken und sie dem östlichen Theile seines Reiches zuzuwenden. Die Tapferkeit seines Feldherrn Tzerebrinski erhielt Astrakan und das große feindliche Heer ging durch Hunger und Krankheit zu Grunde. Hierauf wollte der Czaar an die Ausführung seines Plans gegen Liefland gehen, doch nun hinderte ihn die Pest und der Einfall der von Polen aufgewiegelten krimmischen Tartarn daran. Der russ. Feldherr unterließ es, den Tartarn den Einfall über die Okka und Wolga zu verwehren, zog sich zurück und setzte sich 18 Meilen vor Moskau. Er wurde daselbst geschlagen, der Czaar floh mit seinen Schätzen in ein befestigtes Kloster und die Feinde nahmen Moskau ein, das sie, rein geplündert und eingeäschert, nach Ermordung der meisten Einwohner wieder verließen. Iwan kehrte hierauf in seine Hauptstadt zurück, traf sogleich Anstalten zu deren Wiederaufbau, wüthete aber gegen die Truppen, gegen Gefangene und Staatsbeamte mit Grausamkeit. Seine Unternehmungen auf Liefland setzte er unterdessen fort, und verwüstete dieses unglückliche Land, welches er nicht überwältigen konnte, mit grenzenloser Barbarei. Liefland begab sich in poln. Schutz und der tapfere König Stephan Bathori ging mit einem Heere nach Liefland, und war in drei Feldzügen beinahe ununterbrochen siegreich gegen die Russen. Iwan mußte im Frieden zu Kiverowahorka (oder Sapolia) mit Polen alle liefl. Eroberungen wiedergeben, Polen dagegen gab alle von Rußland eroberten Plätze zurück. Iwan d. Zweite, auch der Schreckliche genannt, besaß ungeachtet seiner Grausamkeiten, zu welchen er sich oft durch seinen heftigen Charakter hinreißen ließ, große Regenten-Talente und ungewöhnliche Einsichten, und Rußland verdankt ihm unendlich viel. Er zog Handwerker, Künstler und Gelehrte in sein Reich, ließ Manufakturen anlegen, ordnete die Justiz, verbesserte das Kriegswesen, gründete das Strelitzen-Corps und gab viele heilsamen Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten. Unter ihm ward Sibirien entdeckt. Sein Sohn Feodor d. Erste (1584 — 89) war ein gutmüthiger, doch ein schwacher Fürst, der einer selbstständigen Führung der Regierung nicht fähig war, daher sein Vater ihm drei erfahrene Minister zur Seite gestellt hatte. Boris Godunow, Feodors Schwager, ein ehrgeiziger, staatskluger Mann, verdrängte die Minister, und führte die Regierung unter Feodors Namen mit Glanz und Glück. Gegen Jermak Timofiejew, der unter russ. Schutz in Sibirien regierte, trat der von ihm vertriebene Kutschum-Chan auf und gab dadurch den Russen Gelegenheit, dieses unermeßliche Land zu erobern. Es wurden darin die Städte Tobolsk, Loswa, Berisow u. a. angelegt und die einzelnen Volksstämme nach und nach überwältigt. Mit Schweden wurden, nachdem der früher abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen war, der Krieg mehrere Jahre hindurch mit wechselhaftem Glück fortgeführt, bis er endlich durch den Frieden zu Teusina geendigt wurde. Rußland trat Esthland an Schweden, dieses Ingermannland an Rußland ab. Feodor starb unbeerbt und nicht ohne daß Boris in Verdacht gerathen wäre, ihn ermordet zu haben. Das alte Regentenhaus Ruriks war mit Feodor erloschen und Boris, der die Gewalt bereits in Händen hatte, wurde mit der Würde des Czaaren bekleidet. Boris (reg. von 1598-1605) war ein staatskluger, einsichtvoller Mann; aber seine große Verdienste um den Staat, den er im Auslande geehrt und im Inlande stark und blühend machte, wurden leider von dem Volke verkannt. Er schloß noch im ersten Jahre seiner Thronbesteigung ein Vertheidigungsbündniß mit Schweden

egen Polen, wodurch er seinem Reiche den Frieden sicherte. Doch weder seine Milde gegen seine Unterthanen, noch die Strenge, mit welcher er gegen die nächtigen, mit seiner Regierung mißvergnügten Familien, verfuhr, waren hinreichend, ihn auf dem Thron zu erhalten, als ein elender Betrüger es unternahm (1604), ihn von demselben zu stürzen. Ein entlaufener Mönch, Gregori (Griska) Otrepiew, der sich nach Polen geflüchtet hatte, gab sich für den Prinzen Demetrius, den Sohn Iwans d. Zweiten, aus, fand bei dem Woiwoden Georg Mniszek von Sendomir Unterstützung, ging mit etwa 1000 Polen und forderte durch ein Manifest die Russen auf, ihn als den rechtmäßigen Beherrscher anzuerkennen. Sein Vorgeben fand Glauben, ein Anhang vermehrte sich, da die donischen Kosaken sich für ihn erklärten, unerwartet schnell, und er war in Kurzem so stark, daß er den Czaar Boris schlug; dieser siegte zwar wieder über ihn, doch von den Seinen treulos verlassen, vergiftete er sich selbst, um dem Betrüger nicht lebendig in die Hände zu fallen. Feodor, Boris Sohn, wurde zwar vom Patriarch zum Czaar gekrönt (1505); aber da Alles, selbst Moskau, auf des Pseudo-Demetrius Seite sich schlug, so nahm dieser Besitz vom Throne und ließ den Czaar nebst einer ganzen Familie hinrichten. Er vermählte sich nun mit der Tochter des Woiwoden von Sendomir, beging viele Grausamkeiten, verschwendete die Einkünfte des Reichs, gedachte die kathol. Religion einzuführen, ward aber deßhalb von den gegen ihn verschwornen russ. Großen, den Fürsten Wasilikei Schuiskoi an ihrer Spitze, ermordet (1505 den 17. Mai) und dieser auf den Thron erhoben. (Vgl. d. Art. Demetrius Griska.) In der kurzen und unglücklichen Regierung Wasilikei's unterlag Rußland einer gänzlichen Zerrüttung. Der Polenkönig Siegmund belagerte Smolensk, sein Feldherr Zolkowski aber drang bis Moskwa vor, setzte daselbst den Czaar ab, und nöthigte die Einw., Sigismunds Sohn Wladislaw zu ihrem Czaar zu wählen. Doch als die Polen fortfuhren, das Land als eine eroberte Provinz zu behandeln, bildete sich eine Verschwörung: schnell sammelte sich ein Heer unter der Leitung der Verschwornen, Moskwa ward eingenommen, die Polen geschlagen und auf diese Weise Rußland von dem poln. Joche befreit. Um dem Reiche die so nöthige feste Regierung wieder zu geben, ward Michael Romanow, ein Seitenverwandter des erlosch. Hauses Rurik, auf den Thron gehoben (1613). Mit ihm beginnt eine neue Epoche in Rußlands Geschichte. Er nahm nur mit großem Widerwillen die Krone eines Reiches an, welches einer so grenzenlosen Zerrüttung unterlag, daß keine Menschenmacht hinreichend schien, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Noch ehe Romanow gewählt worden war, hatten die Russen dem Bruder Gustav Adolphs von Schweden, dem Prinzen Karl Philipp, die Krone angetragen, doch keine befriedigende Antwort auf ihren Antrag erhalten, da Gustav Adolph Rußland lieber zu einer Provinz von Schweden machen, als seinen Bruder auf dem Throne von Moskwa sehen wollte. Michaels Friedensanträge wurden daher von ihm verworfen und auch Frankreichs und Englands Vermittelungen, die der Czaar erbeten hatte, zurückgewiesen, denn er stand zu sehr im Vortheil, um billige Vorschläge annehmbar zu finden. Er belagerte Pleskow und brachte bei dieser Stadt den Russen eine völlige Niederlage bei. Michael unterhandelte aufs Neue um den Frieden, der endlich zu Stalbowa durch die Abtretung von Karelien und Ingermannland und der Ansprüche auf Liefland erkauft wurde. Auch der Friede mit Polen kostete große Opfer. Sobald die Ruhe gänzlich hergestellt war, ließ sich der Czaar die Herstellung des Wohlstandes seiner Unterthanen angelegen seyn und besonders suchte er den Handel zu beleben. Alexiej's Regierung war nicht weniger zuträglich zum Wiederaufblühen des Staats, wie die seines Vaters, aber durch glückliche Kriegesthaten ausgezeichneter. Die ersten zehn Jahre konnte er, von keinen Kriegen unterbrochen,

ganz dem Wohle seines Volkes widmen, den Rest seines Lebens theilte er zwischen kriegerischen Unternehmungen und der Sorge für das Beste des Staats. Die Manufakturen, den Handel und die Schifffahrt brachte er in Schwung. Er zog ausländische Fabrikanten, besonders in Leinen- und Seidenwaaren ins Reich; ließ neue Eisen- und Kupferbergwerke eröffnen, durch holländische Schiffsbaumeister den Schiffsbau verbessern und mit diesen bessern Schiffen zuerst auf dem nördlichen Ocean das östliche Ende Asiens umschiffen. Die Rechtspflege verbesserte er durch eine neue Sammlung russischer Gesetze, Uloschenije, die zum Theil noch geltend ist. Die Regierung vervollkommnete er durch die Errichtung einer geheimen Kanzelei und eines geheimen Raths. Die Kirchensachen wurden durch eine allgemeine Kirchenversammlung, die er zu dem Zwecke hatte zusammenberufen lassen, geordnet. Auch das Kriegswesen erhielt eine Vervollkommnung durch eine Menge ausländischer Offiziere, die er in seine Dienste nahm, und diese Maßregel erwies ihre Zweckmäßigkeit in dem Kriege, den er mit Polen zu führen hatte. Die unter polnischem Schutz stehenden Kosaken in Kleinrußland, die von Polen an ihren Gerechtsamen gekränkt worden waren, entzogen sich ihrer bisherigen Lehnsherrschaft und begaben sich in russischen Schutz. Der Czaar ergriff zur Vertheidigung ihrer Rechte die Waffen und erklärte der Republik den Krieg. Er fand nur schwachen Widerstand, und eroberte in einem Feldzuge Kiew, Smolensk, Czernigow und Nord-Nowogrod und nahm sogleich den Titel Czaar von Klein- und Weißrußland an. In den nächstfolgenden Feldzügen verheerte er Litthauen und Polen und da diese Macht, die auch mit Schweden zu kämpfen hatte, nicht hoffen durfte, Rußland jetzt die Waage halten zu können, so mußte sie sich zu dem Stillstande zu Niemecz, und später zu dem Frieden von Andrussow entschließen, der vorläufig 13 Jahre währen sollte und wodurch Rußland in Besitz aller seiner Eroberungen blieb. Nach dem Stillstande von Niemecz wollte Alexiej auch die Provinzen, die Rußland einst an Schweden verloren hatte, zurückerobern und fiel in Karelen und Ingermannland ein. Der Anfang des Krieges war glänzend, der Fortgang dem Beginnen aber nicht entsprechend. Der Anspruch der Türken auf die Ukraine hatte einen Krieg zwischen ihnen und Polen zur Folge, worin auch Rußland verwickelt wurde, da es nicht gleichgültig zusehen durfte, daß die Türken Herren der Ukraine wurden. Der Czaar forderte bei dem Anlaß Asow von den Türken zurück. Er verband sich mit den Polen und führte den Krieg mit Nachdruck und Erfolg. Doch als Polen mit den Türken Frieden machte, da wurde von Seiten Rußlands nicht mehr so viel Eifer auf den Kampf mit den Türken verwendet, der aber gleichwohl bei Lebzeiten dieses Czaar sein Ende nicht erreichte. Feodor d. Dritte hatte den größten Theil seiner kurzen, aber weisen und glücklichen Regierung mit den Türken zu kämpfen, da diese es nicht dulden wollten, daß die von ihnen abgehaltenen zaporogischen Kosaken sich unter den russischen Schutz begeben hatten. Die Anstrengungen der Türken konnten die Russen aus ihren Vortheilen nicht verdrängen und nach mehreren Feldzügen kam unter Vermittelung des Chans der Krimm ein 20jähriger Waffenstillstand zu Stande, nach welchem die zaporger Kosaken bei Rußland blieben, die Pforte ihren Ansprüchen auf die Ukraine entsagte, die Tartarn ein Gebiet, als zu Kiew gehörig, an Rußland abtraten und die zwischen dem Dnipr und Dniester gelegene Steppe als unabhängige Wüste anerkannten, in der keine Tartarn sich je ansiedeln sollten. Der Czaar Feodor d. Dritte war ein trefflicher Fürst, in dessen kränklichem Körper eine erhabene Seele wohnte. Seine Regierung war kraftvoll und weise. Er stiftete in Moskwa eine Schule zur Verbesserung der Erziehung, verschönerte die Residenz durch viele prachtvolle Gebäude, ließ neue Bergwerke eröffnen, die Pferdezucht verbessern und vervollkommnete alle

Zweige der Verwaltung. Er sorgte noch sterbend für das Beste des Reichs, da er seinen ältern schwachsinnigen Bruder Iwan von dem Throne ausschloß und den jüngeren hoffnungsvollen Peter zu seinem Nachfolger ernannte. Peter war noch unmündig, als Feodor d. Dritte starb; und die herrschsüchtige Schwester desselben, Sophia, die selbst die Regierung zu führen wünschte, stiftete einen Aufstand der Strelitzen, der nur dadurch gedämpft werden konnte, daß Iwan zugleich mit Peter zum Czaar erklärt und Sophien die Mitregentschaft zugestanden wurde. Die Geschäfte wurden von dem talentvollen Lieblinge Sophiens, Golizin, geleitet. Da Iwan blödsinnig und Peter noch im ersten Jünglingsalter war, so regierte Sophie in der That allein. Während der Zeit, da Sophie am Ruder saß, wurde der Friede mit Schweden durch einen neuen Traktat bestätiget, der Stillstand mit Polen aber in einen ewigen Frieden verwandelt, worin Polen alle Ansprüche auf Smolensk und die Ukraine aufgab, Rußland dagegen 200.000 Rubel zahlte und an dem Kriege der christlichen Mächte gegen die Türken Theil zu nehmen verhieß. Nun begannen die Feindseligkeiten mit der Pforte und den Tartaren. Zu dem Kriege mit den erstern hatte Rußland sich durch Traktate verbindlich gemacht, die letztern hatten durch ihre Streifereien auf das russische Gebiet und durch die Forderung eines Tributs Veranlassung dazu gegeben. Golizin rückte selbst ins Feld, richtete aber nichts aus, weil im ersten Feldzuge der Kosakenhettmann Iwan Samielowitsch im Einverständnisse mit den Tartarn gestanden haben soll, im zweiten aber durch die unvorsichtige Anzündung einer Steppe ein Theil des russischen Heeres zu Grunde ging. Peter äußerte seine Unzufriedenheit über die Art, wie dieser Krieg geführt wurde und erregte dadurch den Haß Golizins gegen sich. Auch mischte er sich mehr in die Regierungsgeschäfte, als der Prinzessin Sophie lieb war, und darum wurde seine Ermordung beschlossen, die durch die Strelitzen vollzogen werden sollte. Die Frevelthat war der Ausführung nahe, als Peter durch vier Mitverschworene Nachricht davon erhielt. Er flüchtete in das Troizschekloster, sammelte seine Getreuen um sich und vernichtete die Anschläge der Verräther. Die Verschwornen wurden bestraft, Golizin verbannt und Sophie in ein Kloster gesteckt. Iwan begab sich seines Antheils an der Regierung freiwillig, obwohl sein Name bis an seinen Tod allen öffentlichen Verordnungen vorgesetzt wurde, und der 17jährige Peter übernahm nun die Regierung allein, die er mit so großem Ruhme, wie keiner seiner Vorfahren führte. (S. Peter I.) Die Civilisation seines Volkes war das große Ziel, welches Peter sich gesteckt hatte, zu dessen Erreichung er mit einer Kraft und Umsicht zu Werke ging, wodurch er die Bewunderung und Verehrung der Mit- und Nachwelt erworben, wenn er gleich in mancher Hinsicht zu rasch verfuhr und eine nachtheilige Frühreife bewirkte, die manche Grundzüge in dem Charakter der Russen verdarb. Zuvörderst sorgte er für die Sicherheit seines Thrones und für günstige Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten und dann ging er mit dem ganzen Eifer seines lebhaften Geistes an die eigne Ausbildung und an die Bildung seines Volkes. Seemacht, Schifffahrt und Seehandel waren die unerläßlichen Erfordernisse zur Festigkeit, Dauer und schnelleren Civilisation des russischen Reichs und Peter trachtete dahin, sie ihm zu erstreben. Das weiße Meer lag, so wie das schwarze, zu weit von dem Mittelpunkte des Reichs entfernt, als daß die Schifffahrt und der Handel darauf von großem Einfluß auf den Staat hätte seyn können und eine Kriegsflotte in diesen Gewässern gewährte auch nur einen eingeschränkten Nutzen, da sie nur einen Theil der Schifffahrt und der Küsten zu schützen im Stande war. Darum trachtete Peter nach dem Besitz von Ingermannland, Esthland und Liefland, um Häfen und Handelsplätze an der Ostsee zu gewinnen und so bald er die Umstände günstig dazu glaubte, machte er Anstalten, sich in Besitz der-

selben zu setzen. Das einst so furchtbare Schweden schien jetzt durchaus nicht gefährlich, da ein wilder, erfahrungsloser Jüngling auf dem Throne dieses Reiches saß, der auf keine Weise geeignet schien, ernsthaften Angriffen auf seine Provinzen kräftig und einsichtsvoll begegnen zu können. Der Czaar erklärte Schweden den Krieg, fiel in Ingermannland ein, und belagerte Narva (s. d. Art.) mit großer Heeresmacht; doch Karl, der zur Vertheidigung des von August angegriffenen Liflands in Pernau gelandet war, eilte zum Entsatz herbei und brachte mit 9000 Mann dem fünfmal stärkern russischen Heere eine so völlige Niederlage bei, daß es für gänzlich vernichtet zu betrachten war. Indeß Karl aber in Polen nutzlose Siege errang, setzte Peter sich in den Besitz von Ingermannland, Karelen, Esthland und eines Theils von Liefland und gründete die weltberühmte Residenz Petersburg. Karl sah endlich seinen Fehler, Rußland zu gering geschätzt zu haben, ein, und wollte ihn durch eine abermalige Vernichtung des russischen Heeres gut machen; doch das Schicksal, welches er seinem Gegner zugedacht hatte, traf ihn selbst bei Pultava (s. d. A.) und dieser Sieg erhob Rußland zur ersten Macht des Nordens. Peter brach hierauf in die Moldau ein, wurde aber plötzlich von dem türkischen Heere eingeschlossen, mußte um Frieden bitten, der freilich die Abtretung Asows und die Schleifung aller in jener Gegend neu angelegten Festungen nach sich zog, aber doch den Czaar, das Heer und das Reich rettete. Der Krieg mit Schweden wurde noch mehrere Jahre hindurch und stets mit Glück geführt. Der Friede, der bereits einmal dem Abschluß nahe war, wurde durch Karls d. Zwölften Tod nur verzögert, um Rußland noch größere Vortheile zu verschaffen. Zu Nystadt wurde er endlich geschlossen. Rußland erhielt durch ihn Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil von Karelen, einen Theil von Finnland nebst allen von Kurland bis Wiburg an der Ostseite gelegenen Inseln. Die übrigen Eroberungen gab Rußland zurück und zahlte an Schweden 2 Millionen Thaler. Nach diesem Frieden rief der Senat, die Synode und das Volk den Czaar zum Kaiser von ganz Rußland aus, welchen Titel Preußen, Schweden und die Niederlande sogleich, die übrigen europäischen Mächte aber erst später anerkannten. Durch den langen nordischen Krieg ließ Peter sich nicht abhalten, die Organisation seines Reiches zu vollenden, die Cultur des Volkes zu befördern, den Handel und die Schifffahrt zu erweitern und die Künste und Wissenschaften aufzumuntern. Er machte sich von der Einwilligung der Senatoren zu seinen Ukasen frei, stiftete aber den dirigirenden Senat, der allein von seinen Befehlen abhing, wodurch eine reine Despotie wurde. Er gab ein Land- und ein Seekriegsreglement, richtete die Regierung und die Polizei auf europäische Weise ein, vollendete die Einrichtung des Postwesens, errichtete die heilige dirigirende Synode, ließ Seminarien, Akademien, Schulen anlegen, Kanäle graben, Manufakturen und Fabriken gründen oder verbessern und erhob den Staat aus dem Zustande einer noch großen Barbarei auf eine bedeutende Stufe der Civilisation. Die Absicht, seinen Unterthanen einen vortheilhaften Handel auf dem kaspischen Meere zu verschaffen, veranlaßte den Kaiser zu einem Eroberungskriege, zu welchem die Plünderung und Ermordung einer russischen Handelsgesellschaft zu Skamachia durch die Lesgier die nächste Veranlassung gab. Er rüstete ein Heer, führte es, der unermeßlichen Schwierigkeiten ungeachtet, bis zu den Ufern des kaspischen Meeres und zog nach einigen siegreichen Gefechten in Derbend ein. Bald darauf suchte ihn der Schach Thamasp um Beistand gegen die Rebellen an und trat ihm dafür die Provinzen Daghestan, Schirwan, Ghilan, Mazanderan und Asterabad nebst den Städten Baku und Derbend ab. Die Türken, eifersüchtig auf diesen Ländererwerb, kündigten deßhalb Rußland zweimal den Krieg an, dessen wirklichen Ausbruch aber die Vermittelungen des

französischen Gesandten verhinderten. Peter selbst hatte unterlassen, einen Nachfolger zu ernennen, doch folgte ihm seine Gemahlin Catharina, weil sie bereits bei seinen Lebzeiten gekrönt war, und weil der Fürst Menschikow ihr zur Behauptung des Thrones behülflich war. Catharina die Erste (s. d. Art.) errichtete ein geheimes Oberkonseil, mit dessen Beistand sie die Regierung ganz im Geiste ihres verstorbenen Gemahls führte und mehrere von ihm begonnene oder beschlossene Einrichtungen zur Ausführung brachte. Sie schloß mit Oestreich und Spanien ein Off- und Devensivbündniß, und nahm Theil an den Verhandlungen, die damals alle Kabinette in große Thätigkeit setzten. Sie starb nach einer zweijährigen Regierung. Zu Folge des Testaments der Kaiserin Catharina erbte ihre Krone der Sohn des unglücklichen Alexiej, Peter d. Zweite, während der mächtige Fürst Menschikow (s. d. Art.), Herzog von Ingermannland, die Regierung führen sollte. Menschikow, zwar ein talentvoller und in den Staatsgeschäften erfahrner Mann, hatte sich durch seinen Stolz viele Feinde, durch sein Glück viele Neider zugezogen, die sich alle mit dem Hause Dolgorucki vereinigten und ihn stürzten, als er seine Tochter mit dem jungen Kaiser verlobt hatte. Er wurde nebst der Kaiserbraut nach Sibirien verwiesen. Dolgorucki nahm seine Stelle ein und verlobte seine Tochter ebenfalls mit dem Kaiser; doch er führte die Staatsgeschäfte unglücklich, und sein Glück war von kurzer Dauer, da der Kaiser unvermuthet an den Blattern starb. Da Peter d. Zweite ohne Testament gestorben war, wurde die Thronfolge zweifelhaft und die Großen des Reichs kamen überein, einen von den Nachkommen Iwans d. Dritten, des schwachsinnigen Bruders Peter des Großen, auf den Thron zu erheben, doch die kaiserliche Macht durch eine Wahlkapitulation einzuschränken. Der geheime Staatsrath rief daher Anna, verwittwete Herzogin von Kurland, Tochter Iwans d. Dritten, die sich die Kapitulation gefallen ließ, auf den Thron. Bald nach dem Antritt ihrer Regierung verstand die Kaiserin Anna sich zur Rückgabe aller von Persien erworbenen Provinzen jenseits des Flusses Kur. Bei Gelegenheit der Erledigung des polnischen Thrones nahm Rußland Anlaß, seinen Einfluß auf Polen fest zu begründen und spielte dabei, und zwar mit vielem Glück, die Hauptrolle in den europäischen Angelegenheiten. Nach Augusts d. Zweiten Tode war dessen ehemaliger Gegenkönig Stanislaus Lescynski gewiß der würdigste zur polnischen Krone, die er auch jetzt, ohne allen Widerspruch erhalten und behauptet haben würde, wenn Rußland es zugegeben hätte. Diese Macht widersetzte sich der Wahl des tugendhaften Stanislaus aus keinem andern Grunde, als weil sie doch einer Ursache bedurfte, um in Polen Truppen einrücken zu lassen und in diesem Staate eigenmächtig zu verfahren. Sehr glücklich hatte das russische Kabinet — seit Ostermanns Eintritt in dasselbe das gewandteste und listigste in Europa — Oestreichs Eifersucht gegen Frankreichs Einfluß auf Polen rege zu machen gewußt und sich mit dem Kaiser zur Unterstützung der Wahl Augusts d. Dritten vereinigt. Oestreich opferte sich in diesem Kriege auf und verlor wichtige Länder, während Rußland mit leichter Mühe seinen Zweck erreichte und den Krieg in Deutschland durch Stellung eines mäßigen Hülfsheers endigte, welches keine Gelegenheit erhielt, sich durch Waffenthaten auszuzeichnen. Diese wurde dem russischen Heere aber, als es gleich nach dem Abschluß der Wiener Friedenspräliminarien gegen die Türken ins Feld rückte, die aus Eifersucht gegen den russischen Einfluß in Polen schon während des östreichisch-französischen Krieges die krimmschen Tartarn zu Einfällen in das südliche Rußland gereizt hatten. Der Krieg wurde von russischer Seite mit dem glänzendsten Erfolge geführt. Münich belagerte Asow, welches Lascy eroberte und darauf die Krimm mehrmals verheerte. Münich eroberte Oczakow, Choczim und die ganze Moldau und schlug die Türken mehr-

mals, wenn sie die belagerten Festungen entsetzen wollten. Doch diese glücklichen Fortschritte wurden für Rußland mehr ruhmvoll als gewinnreich; denn da Oestreich aus Mangel an guten Generalen stets unglücklich in diesem Kriege war, und deßhalb einen Separatfrieden schloß, so sah sich die Kaiserin genöthigt, mit Aufopferung beinahe aller Eroberungen gleichfalls Frieden zu schließen. Vor ihrem Tode hatte die Kaiserin Anna den Sohn ihrer Schwestertochter, Iwan, zu ihrem Nachfolger ernannt und dabei sowohl Peters des Großen Tochter Elisabeth, als auch ihre eigenen Schwiegertöchter übergangen und dieses schwerlich aus einer andern Ursache, als ihrem Günstlinge Johann Ernst Biron, Herzog von Kurland, eine lange Regierung des russischen Reichs zuzuwenden, denn Iwan war noch in den Windeln und Biron zum Vormunde und Reichsverweser ernannt worden. Die Macht des verdienstlosen Emporkömmlings war sowohl den Eltern des Kaisers, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und dessen Gemahlin Anna, als auch den Großen zuwider, daher es denn auch nicht schwer werden konnte, ihn zu stürzen. Die Prinzessin Anna bewirkte dieses mit Münichs Hülfe, verwies dann den gestürzten Herzog von Kurland nach Sibirien und ließ sich zur Großfürstin und Reichsregentin erklären. Auch sie behielt die Herrschaft nicht lange, denn die Großfürstin Elisabeth, Peters d. Gr. Tochter, stiftete mit Hülfe ihres Leibarztes Lestocq eine Verschwörung und raubte dem kaiserl. Kinde Iwan den Thron, den sie nun selbst bestieg. Die Verwirrungen, die in Rußland der Thronfolge wegen nach dem Tode der Kaiserin Anna statt fanden, dünkten Schweden vortheilhaft, um seine verlornen Provinzen wieder zurück zu gewinnen, und deßhalb griff es Rußland an. Aber der russische Feldherr Lascy erfocht Sieg auf Sieg und noch ehe Elisabeth den Thron bestieg, hatte das russische Heer die glänzende Schlacht bei Wilmanstrand gewonnen. Elisabeth (s. d. A.) schloß mit M. Theresia ein Vertheidigungsbündniß, dann erstere mit den Seemächten einen Subsidientraktat und nun bewirkte eine in den Marsch nach Deutschland gesetzte russische Armee den schnellen Abschluß des Aachner Friedens. Dieses Ansehen, worin Rußland bei den europäischen Mächten stand, hatte es mehr den stattfindenden Umständen und einer wohlunterhaltenden Armee, als der Weisheit seiner Herscherin zu danken, die in jedem Betracht eine schwache Fürstin war, die ihre großen weiblichen Mängel durch keine Regententugend gut machte oder bedeckte, daher denn auch die innere Verwaltung des Reichs in eine vollendete Verwirrung gerieth. Sie war der Sinnlichkeit zur Ungebühr ergeben und überließ sich der Leitung ihrer Günstlinge, denen das Wohl des Staats völlig gleichgültig war. Die Verkäuflichkeit der Justiz, die damals ihren Anfang nahm, ist seitdem ein daurendes Uebel geblieben. Die Finanzen wurden erschöpft, und selbst durch die drückendsten Auflagen konnte ihnen nicht wieder aufgeholfen werden; die öffentlichen gemeinnützigen Anstalten gingen aus Mangel an Unterstützung zu Grunde. Aus bloßer Rachsucht gegen Friedrich d. Zweiten von Preußen, der sie durch einige witzige Einfälle beleidigt hatte, nahm sie, ungeachtet ihrer zerrütteten Finanzen, einen lebhaften Antheil an dem siebenjährigen Kriege, wobei ihre großen doch schlecht angeführten Heere zwar wenig Lorbeern brachen. Peter d. Dritte (s. d. Art.) (Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein-Gottorp), ein Schwestersohn der Kaiserin Elisabeth, war von derselben schon frühe zum Nachfolger ernannt und an ihrem Hofe erzogen worden. Er beleidigte den Adel, die Geistlichkeit und das Volk durch rasch und tumultuarisch eingeführte Neuerungen, durch seine Vorliebe für die Deutschen und durch seine Anhänglichkeit an den protestantischen Gottesdienst. Eine Verschwörung stürzte ihn vom Throne und hob seine Gemahlin Catharina darauf. Er mußte der Regierung entsagen und endete dann dunkel und blutig im Kerker. Catharina d. Zweite (s. d. A.), eine geistvolle Fürstin, hat eine lange, glänzende, thatenvolle Regierung geführt, doch

darf bei allem Glanz und Ansehen, in welchem das russische Reich während ihrer Herrschaft stand, nicht der Schatten übersehen werden, den die hunderttausende in Eroberungskriegen gefallener Menschen, den die vielen, ihrem Prunke und Günstlingen geopferten Millionen auf einen Zeitraum werfen, der häufig wohl Rußlands goldnes Zeitalter genannt worden ist. Catharina bestätigte bei ihrer Thronbesteigung den Frieden, nicht aber das Bündniß mit Preußen, welches letztere erst ein Jahr später zu Stande kam; auch mit Dänemark wurde sogleich Frieden gemacht. Gleichzeitig schaffte sie alle von Peter d. Dritten eingeführten Neuerungen ab, und ging bei den nöthiggewordenen Verbesserungen mit so großer Klugheit und Mäßigung zu Werke, daß sie das Zutrauen der Nation auf eine dauernde Weise gewann. Sie schaffte die geheime Kanzlei ab, ordnete eine Kommission zur bestern Verwaltung der geistlichen Güter an, rief eine Menge Kolonisten ins Reichs, zu deren Schutz sie eine Tutelkanzlei anordnete, stiftete ein großes Findelhaus in Moskwa und gab dem Senat, so wie den übrigen Reichskollegien, bessere Einrichtungen. Dieses alles geschah in dem Laufe eines Jahres und erwarb ihr allgemeinen Beifall. Nun wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Auslande zu und erhob durch ihren Einfluß den Grafen von Poniatowski auf den polnischen Thron. Sie machte dadurch Polen gänzlich abhängig von Rußland und vergrößerte das Ansehen ihres Reiches. Nach diesem beförderte sie den Handel, zog Gelehrte und Künstler ins Reich, ließ mehrere gute Erziehungsanstalten errichten und verordnete eine Kommission zur Abfassung eines neuen Gesetzbuchs, die, wenn sie auch ihren Zweck nicht erreichte, doch den guten Willen der Kaiserin bewies, den Rechtszustand in ihrem Reiche zu verbessern. Unter dem Vorwande, sich der schwer gedrückten Dissidenten in Polen annehmen zu müssen, mischte die Kaiserin sich in die inneren Angelegenheiten dieses Landes und veranlaßte eine bedeutende Veränderung in der Verfassung der Republik. Rußlands Benehmen gegen Polen hatte die Conföderation zu Bar und mehrere andere zur Folge und ein verheerender Krieg entstand, der einer unsäglichen Menge Menschen das Leben kostete. Die mißvergnügten Polen, die ihr Vaterland von den Russen verwüstet sahen, und der Uebermacht nicht zu widerstehen vermochten, riefen die Türken zur Hülfe, die unzufrieden mit der Abhängigkeit, worin Rußland Polen hielt, und die wachsende Uebermacht dieses stets feindlich gesinnten Nachbarn fürchtend, nicht zögerten, die Waffen zu ergreifen. Sie kündigten den Russen den Krieg an und die Tartarn brachen in Neuservien ein. Zwei russische Heere unter dem Fürsten Galliczin und Grafen Romanzow rückten gegen die Türkei vor. Anfangs machte Galliczin am Dniester nicht große Fortschritte, dann aber vernichtete er ein durch Anschwellen der Donau abgeschnittenes türkisches Corps und darauf eroberte er Choczim. Romanzow, der nun in Galliczins Stelle trat, eroberte die Moldau und die Walachei und trieb die Türken bis Jsaccia. Auch an Kaukasus erlitten die durch Empörungen in Aegypten und Morea geschwächten Türken große Niederlagen. Die russische Flotte ging aus der Ostsee nach dem mittelländischen Meere, schlug die türkische Flotte bei Scio und vernichtete sie völlig bei Tschesme. Eine andere türkische Flotte wurde bei Andros geschlagen und bei Napoli di Romania aufgerieben. Obgleich die romanzowsche Armee durch die Pest und wegen Mangel an Lebensmittel großen Verlust erlitt, so schlug sie doch die Türken an dem Starga und erhielt einen glänzenden Sieg über den Großvezier am Kagul. Bender wurde genommen, Bessarabien besetzt, und endlich die Krimm erobert. Rußlands Fortschritte gegen die Türken hatten Oestreichs Eifersucht erregt, welches mit den Türken ein Bündniß schloß und ein Heer an die moldauische Grenze rücken ließ. Dadurch ließ Catharina sich aber nicht von der Fortsetzung des Krieges abhalten, denn ihr Bundesgenosse

Preußen hielt Oestreich im Schach. Die versuchten Friedensvermittelungen dieser beiden Mächte blieben vergebens, und nachdem Essen bei Giurgewo geschlagen worden war, eroberte Weismann das türkische Lager bei Babadagh und Essen erhielt einen Sieg bei Bucharest. Die Pforte kam nun in eine gefährliche Lage, aus der sie einigermaßen durch die Theilung Polens und durch den Aufruhr Pugatschews gezogen wurde. Später ward sie zu dem nachtheiligen Frieden von Kutschuk Kainardschi, worin die Unabhängigkeit der Krimm zugestanden, die Städte und Gebiete Kinburn, Kertsch, Jenikale und Asow an Rußland abgetreten und dieser Macht noch fünftehalb Millionen Rubel bezahlt wurden, gezwungen. Pugatschew, der sich während der Zeit gegen eine starke Truppenmacht mit großem Muthe vertheidigt hatte, und bis in die Nähe von Moskwa gekommen war, wurde endlich von dem Obersten Michelson besiegt und hingerichtet. Während Catharinens Regierung zeichnete sich das russische Kabinet durch eine feine, wohlberechnete Politik aus, und erwarb sich einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der europäischen Staaten. So trat Rußland im baierschen Erbfolgestreit auf Preußens Seite und beschleunigte dadurch den Abschluß des teschner Friedens. Die bewaffnete Neutralität, die Rußlands Handel und Schifffahrt zu einem hohen Flore brachte, machte der russischen Staatskunst nicht weniger Ehre und wurde dem Reiche wohlthätiger, als die Eroberung einer Provinz. Den durch ihre Waffen unabhängig gewordenen Chan der Krimm wußte sie zur Abtretung dieses Landes gegen ein lebenslängliches Jahrgeld zu verleiten, und setzte sich ohne Schwertstreich in den Besitz der Halbinsel. Die Pforte konnte aus Furcht vor Rußlands Uebermacht die Genehmigung dazu nicht versagen und mußte es auch geschehen lassen, daß der georgische Czaar Heraklius sich der Lehnspflichtigkeit der Türken entzog und sich unter Rußlands Schutz begab. Als diese Mäßigung der Pforte ihr dennoch keinen sichern Friedenszustand bewirken konnte, und die Zusammenkunft Catharinens mit Joseph d. Zweiten sie um ihre Existenz besorgt machen mußte, da erklärte sie Rußland den Krieg und kam darin dem Wunsche der Kaiserin zuvor, die nun im Bunde mit Oestreich auf den Kampfplatz trat, und durch Oczakow und den ganzen Landstrich längs der Dnipr, zu dessen Abtretung die Pforte im Frieden zu Gallaz sich verstehen mußte, abermals eine bedeutende Vergrößerung zum Reiche brachte. Während dieses Krieges hatte Schweden einen Angriff auf Rußland gemacht, der gefährlich geworden wäre, und wahrscheinlich Petersburg in schwedische Hände gebracht haben würde, wenn nicht eine Meuterei der schwedischen Offiziere die Fortschritte Gustavs d. Dritten plötzlich gehemmt hätte. Der Krieg mit Schweden wurde bald und ohne Ländererwerb geschlossen. Kaum waren diese Feindseligkeiten beendigt, als Catharina ihre Macht gegen Polen wandte, welches vermittelst einer neuen zeitgemäßen Konstitution sich ihrer Vormundschaft zu entziehen strebte. Mit Preußen einverstanden, unterstützte sie die Gegner der neuen Ordnung und nahm dann eine abermalige Theilung des unglücklichen Landes vor, wodurch Rußland von der Ukraine und von Litthauen ein Gebiet von 4553 Q. M. erhielt. Die Polen wollten ihre Freiheit wieder erkämpfen, sie unterlagen aber, und bezweckten nur die unabwendbare Vernichtung ihres Vaterlandes um desto blutiger zu machen und das gräßliche Blutbad v. Praga herbeizuführen. Polen wurde zwischen Preußen, Oestreich und Rußland getheilt, und letzteres Reich dehnte nun sein Gebiet bis zur Weichsel aus. Außer dieser Vergrößerung erhielt Rußland noch auf eine friedliche Weise das Herzogthum Kurland durch eine freiwillige Unterwerfung des Adels und Abfindung des Herzogs mit einer Geldsumme; ferner fiel die Herrschaft Jewer durch den Tod ihres Bruders der Kaiserin zu. An dem Revolutionskriege nahm Catharina d. Zweite aus einer sehr richtigen Politik keinen thätigen Antheil, sondern beschränkte sich

darauf, alle Verbindung mit Frankreich aufzuheben, die der revolutionairen Grundsätze verdächtigen Franzosen aus ihrem Reiche zu verbannen und durch eine öffentliche Erklärung ihre Mißbilligung der Revolution an Tag zu legen. Einige Kriegesschiffe, die sie endlich zu Folge eines Bündnisses Großbritannien zum Beistande gab, waren eine mehr scheinbare als wirkliche Hilfe. Dagegen führte sie einen Krieg mit Persien zur Vertheidigung des Fürsten Heraklius von Georgien, dessen Beendigung sie aber nicht mehr erlebte. Paul d. Erste (s. d. Art.) war der rechtmäßige Nachfolger Peters d. Dritten, daher hatte seine Mutter während ihrer langen Regierung ihn von allem Antheil an den Staatsgeschäften fern gehalten. Er hatte während seiner unfreiwilligen Ruhe als Großfürst eine Menge Pläne zu Veränderungen in der Organisation der öffentlichen Institute und der Verwaltung gemacht, die er nach seiner Thronbesteigung mit einer Hast zur Ausführung brachte, die so befremdend war, als verletzend wirkte. Seine Veränderungen folgten unaufhaltsam auf einander; sie betrafen Großes wie Unerhebliches, und schonten weder Stand noch Verhältniß, und alle Stände ohne Ausnahme waren unzufrieden damit. Die Zahl der Statthalterschaften wurde vermindert, und mit ihnen die Zahl der Staatsbeamten, von denen eine große Menge brotlos wurde und die Masse der Unzufriedenen vermehrte. Von Haß gegen die Revolution in Frankreich erfüllt, trat Paul d. Erste der Koalition gegen Frankreich bei, und unterstützte zu gleicher Zeit Großbritannien, Neapel, Portugal und die Pforte mit seiner ganzen Macht, obgleich er traktatenmäßig nur 45.000 Mann zu stellen hatte. Das bis dahin Unerhörte geschah; die russische Flotte vereinigte sich mit der türkischen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen; die russische Flotte landete in Neapel und befreiete darauf in Gemeinschaft mit der türkischen die päpstlichen Staaten von den Franzosen, eroberte darauf Korfu, und um seine Uneigennützigkeit zu beweisen, trat der Kaiser die ionischen Inseln an die Türken ab. Der Krieg gegen Frankreich wurde mit großer Anstrengung aber auch mit vielem Glück geführt. Gegen Spanien, den Verbündeten Frankreichs, erklärte Paul den Krieg, dagegen schloß er mit Portugal ein Vertheidigungsbündniß. Die Maltheserritter nahm er in seinen Schutz, errichtete eine russische Zunge und ein griechisches Großpriorat des Ordens, und nahm die großmeisterliche Würde an. In Verbindung mit den östreichischen Truppen erfochten die russischen Heere glänzende Siege in Italien und befreieten dieses Land gänzlich von den Franzosen. Doch durch die Unfälle in der Schweiz und in Holland, die Paul dem Mangel an Unterstützung von Seiten Oestreichs und Großbritanniens zuschrieb, wurde sein Eifer für die Sache der Koalition erkaltet und Buonaparte wußte ihm auf eine so kluge Weise zu schmeicheln, daß er nahe daran war, ein Bündniß mit ihm gegen die koalisirten Mächte zu schließen. England hatte nämlich Malta den Franzosen entrissen und Paul forderte, als Großmeister der Johanniter, den Besitz dieser Insel. Da England diese Forderung zurückwies, so errichtete der Kaiser eine nordische Konvention, der Dänemark, Schweden, Preußen und Portugal beitraten, und deren Zweck es seyn sollte, der Uebermacht Englands zur See die Spitze zu bieten. Zugleich legte er ein Embargo auf alle englischen Schiffe in seinen Häfen, welches England mit der Beschlagnahme aller russischen Schiffe in englischen Häfen erwiederte. Schon war der völlige Bruch mit England und die Verbindung mit der französischen Republik nahe, da endigte eine Verschwörung, von einer Anzahl Mißvergnügten angezettelt, sein Leben gewaltsam. Alexander d. Erste stellte, um sein Volk zu beruhigen, die Verfassung vorläufig in allen ihren Theilen, so wieder her, wie sie unter Catharinen d. Zweiten gewesen war und schaffte alle Einrichtungen seines Vater ab, die sich als drückend und ungeeignet bewiesen hatten; vor allen Dingen aber eilte er, das frie-

liche Verhältniß mit Großbritannien wieder anzuknüpfen und löste durch eine neue See- und Schifffahrtskonvention die nordische Konvention auf, wodurch die feindselige Stellung Rußlands gegen England entstanden war. Die Ordnung der inneren Angelegenheiten seines großen Reiches nahm zuerst Alexanders ganze Thätigkeit in Anspruch, daher war er bemühet, mit den auswärtigen Mächten dauerhafte friedliche Verhältnisse zu begründen, schloß zu dem Ende mit Schweden einen Freundschafts- und Handelsvertrag, mit Spanien Frieden, und mit Frankreich gleichfalls einen Friedens- und Freundschaftsvertrag. Darauf errichtete er ein Conseil und ein Ministerium von 8 Mitgliedern, deren Verhältnisse gegen einander, und gegen sich und gegen den Senat er genau festsetzte. Dem Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstande gab er die ihnen von seinem Vater entrissenen Rechte zurück, so wie dem Senat das bereits unter früheren Regierungen verlorne Ansehen, wodurch er selbst seiner Macht Schranken setzte, die er aber späterhin wieder zu erweitern sich gedrungen fühlte. Zur Verbesserung der Rechtspflege stellte er die Gesetzkommission wieder her, und ließ damit eine Rechtsschule in Verbindung setzen. Er ließ sich die Ermunterung der Industrie und des Handels angelegen seyn, löste, wenigstens einigermaßen, die Bande der Leibeigenschaft in Liefland, gestattete dem Adel das Recht, Groß- und Seehandel zu treiben, vermehrte und besserte die Schulen und Gymnasien, verbesserte die vorhandenen und stiftete neue Universitäten und Kunstakademien, milderte den Preßzwang, und errichtete Wohlthätigkeitsanstalten für die Wittwen und Waisen der Militärpersonen. Nachdem Alexander den innern Zustand seines Reiches neu geordnet und die Einverleibung Georgiens als Provinz von Rußland beendigt hatte, wurde seine Thätigkeit von den auswärtigen Angelegenheiten in Anspruch genommen, da Frankreich täglich weiter um sich griff und sich bei jeder Gelegenheit als vorherrschende Macht von Europa zeigte. Der Kaiser ließ kein Mittel unversucht, den Frieden auf dem Kontinent zu erhalten; als er sich aber überzeugt hatte, daß Frankreich, alle Grundsätze der Billigkeit verschmähend, täglich weiter in seinen Anmaßungen ging, da trat er endlich einer Koalition von England, Oestreich, Schweden und Neapel bei, um jene, allen europäischen Staaten gefährliche Macht in die Grenzen der Mäßigung zurück zu zwingen. Er ließ zu dem Ende drei große Heere gegen Frankreich in den Marsch setzen; eines, welches im Verein mit den Engländern in Neapel operiren sollte, ein zweites war zur Befreiung Nord-Deutschlands von den Franzosen bestimmt, mit dem dritten, dem bei weitem zahlreichsten, zog er zu Oestreichs Hilfe herbei. Die Neutralität, die Preußen gegen alle Erwartung behauptete, verhinderte die Anwendung des für Nord-Deutschland bestimmten Heeres; das in Neapel gelandete erreichte seinen Zweck gleichfalls nicht, da dessen Wirksamkeit von den Fortschritten des in Oestreich aufgestellten Hauptheeres abhängig war, die nur zu bald gehemmt wurden. Die Schlacht bei Austerlitz ging nämlich für die Verbündeten verloren und wie wenig entscheidend sie auch für das Uebergewicht im Felde seyn mochte, so fand sich doch der Kaiser von Oestreich zum Frieden mit Napoleon veranlaßt, worauf denn das russische Hauptheer sich von dem Oestreichischen trennte und den Rückzug antrat, ohne jedoch Frieden mit Frankreich zu schließen. Der Krieg zwischen Rußland und Frankreich wurde indeß nur in Dalmatien fortgesetzt, da ersteres Cataro nicht verlassen wollte, und Alexander gab gern dem Antrage Englands zu einem allgemeinen Frieden Gehör. Der russische Staatsrath von Dubril schloß wirklich in Paris einen Friedensvertrag, dem aber sein Kaiser die Genehmigung versagte. Unmittelbar darauf brach ein neuer Krieg aus, da Preußen, der mannichfachen Beleidigungen Napoleons müde, endlich zu den Waffen griff. Rußland verbündete sich mit dieser Macht gegen Frankreich und machte

sogleich kraftvolle Anstalten zum Kriege; doch ehe die russ. Heere noch auf dem Kampfplatze erscheinen konnten, war durch die Schlachten von Jena und Auerstädt und den Fall der wichtigsten Festungen der preußische Staat bereits zertrümmert. Rußland führte nun den Krieg in Preußen mit großer Anstrengung und seine Heere gaben einzelne Beweise von großer Tapferkeit; doch waren die russischen Heerführer den französischen nicht an Kriegeskunde, die russischen Krieger ihren Gegnern nicht an Zahl gewachsen und das Uebergewicht neigte sich entschieden auf Frankreichs Seite. Wie tapfer die Russen auch in der Schlacht bei preußisch Eilau fochten, so konnten sie doch die Franzosen aus Preußen nicht verdrängen, wurden aber nach der verlornen Schlacht bei Friedland bis an ihre Grenzen zurückgedrückt, und Kaiser Alexander dadurch zu dem Frieden von Tilsit veranlaßt. Durch diesen Frieden trat Rußland die ionischen Inseln an Frankreich und die Herrschaft Jewer an Holland ab, erhielt aber dagegen den biallystoker Kreis als eine willkommne Entschädigung; auch trat Kaiser Alexander dem Kontinentalsystem bei und machte sich verbindlich, den englischen Schiffen seine Häfen zu verschließen. Die Feindseligkeiten mit Frankreich hätten einen Krieg zwischen Rußland und der Pforte veranlaßt, da es Napoleon gelungen war, die Türken zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Noch ehe die türkische Kriegeserklärung erschien, ging ein russisches Heer über den Dniester, drang in die Moldau und Walachei und eroberte ohne große Mühe die Festungen Choczim, Bender, Jassy und Bucharest. Frankreich übernahm die Friedensvermittelung, die aber nur zu einem zweijährigen Waffenstillstande führte, da Rußland nicht geneigt war, die Moldau und Walachei zurück zu geben. Der Beitritt Alexanders zum Kontinentalsystem verwickelte ihn in einen Krieg mit England und Schweden. Gegen ersteres konnte Rußland keine Vortheile erhalten, die Verschließung der russischen Häfen für englische Schiffe fügte Großbritannien nur einen geringen Nachtheil zu, dagegen lag Rußlands Handel völlig darnieder, und eine ganze russische Flotte von 9 Kriegesschiffen und 1 Fregatte, die von Admiral Siniavin befehligte Flotte, die nach der Vernichtung der türkischen Flotte bei Lemnos in den Hafen von Lissabon eingelaufen war, mußte sich den Engländern ergeben. In der Ostsee wurde die russische Flotte von der englischen in Baltischport eingesperrt, und 1 Kriegsschiff von 78 Kanonen genommen. Mit Schweden lief der Kampf glücklicher ab. Rußland begehrte von dieser Macht die Verschließung der Häfen für englische Schiffe und erklärte, als Gustav der Vierte sich nicht dazu verstand, Schweden den Krieg. Die russische Armee ging unter Buxhövden über den Kymmene, besetzte Finnland, schlug die schwedischen Truppen, ihrer bewiesenen Tapferkeit ungeachtet, in mehreren Land- und Seetreffen und eroberte ganz Finnland nebst West-Bothnien, welches alles bis an Torneo und die Hälfte der Alandsinseln in der Konvention zu Olkjoki an Rußland abgetreten wurde. Dieser Staat erhielt dadurch eine Vergrößerung von 5472 Q. M. an Flächeninhalt und eine Vermehrung der Volksmenge um 898.463 Seelen. Im nächsten Jahre trat Alexander, als Bundesgenoss. Napoleons gegen Oestreich auf und gewannn dadurch, obwohl die russischen Truppen keinen Antheil an dem Kriege nahmen, von Westgalizien den tarnopoler Kreis mit einer Bevölkerung von 400.000 Seelen. Diese Begünstigung ließ Napoleon seinem Bundesgenossen nur deßhalb widerfahren, weil er ihn desto fester an die Beobachtung des Kontinentalsystems ketten wollte; doch Alexander hatte bereits den großen Nachtheil erkannt, der seinem Reiche durch die Handelssperre erwuchs, und war darauf bedacht gewesen, ihn zu mildern. Er hatte das Einbringen der Kolonialwaaren, die Rußland nicht entbehren konnte, auf russischen Schiffen erlaubt und dadurch Napoleon zur Beschwerdeführung veranlaßt, wogegen dieser durch seine Einverleibungen in Nord-

Deutschland Gelegenheit zur Klage gab. Als endlich der Herzog von Oldenburg, ein naher Anverwandter des Kaisers Alexander, seines Landes beraubt wurde, da wurden alle Verbindungen zwischen Rußland und Frankreich abgebrochen und beide Staaten rüsteten sich zum Kampfe. Der Krieg mit der Pforte, der auch hauptsächlich wegen des Kontinentalsystems wieder erneuert worden war, wurde nunmehr durch Englands Vermittelung geendigt. Rußland gab die Moldau und Walachei zurück, behielt aber den Distrikt von Akirman bis an die Mündung des Pruth mit den Festungen Choczim, Bender, Kilia und Ismail. Der Friede zu Bucharest kam schnell zu Stande, da Rußland großen Eroberungen entsagte, um ihn zu beschleunigen. Der Krieg mit Persien, der gleichzeitig mit dem türkischen begonnen hatte, und von dem persischen Schach wegen der Rußland einverleibten, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gelegenen Provinzen geführt worden war, wurde nun auch geendigt, und Rußland blieb im Besitz der strittigen Provinzen. So von zwei, wenn gleich nicht gefährlichen, Feinden befreit, konnte Rußland seine ganze Macht gegen Frankreich wenden, welches über die Streitkräfte aller Staaten des europäischen Kontinents gebietend, seinen Gegner mit einem Heere von 500.000 Mann überzog. Rußland schloß mit England, und darauf auch mit Schweden ein Bündniß, — mit letzterer Macht mehr, um gegen einen Angriff gesichert zu seyn, als das es wesentliche Unterstützung erwartet hätte — und erwartete kühn den Kampf, der über sein Existenz als Staat erster Größe entscheiden sollte. S. über denselben d. A. Russisch-Deutscher Krieg. Rußland ging aus dem großen Freiheitskampfe stärker und mehr vergrößert, als alle andere Staaten hervor. Es hatte, indeß Frankreich während der Revolution nach und nach alle europäischen Reiche schwächte und verkleinerte, einen Theil von Neuostpreußen, einen Theil von Westgalizien, Finnland, Bessarabien und einige Provinzen von Persien gewonnen, und nun erhielt es noch Polen, freilich unter einen besondern Verfassung, als ein für sich bestehendes Königreich; doch nichts desto weniger gänzlich von Rußland abhängig. Der Einfluß des russischen Kabinets auf die Angelegenheiten von Europa ist nunmehr vorherrschend geworden und der Staat macht den Rang geltend, worauf er, wenn auch nicht durch den Bildungsgrad seiner Bewohner, doch seiner Größe und Volksmenge wegen, Anspruch hat. In der innern Verwaltung des Reiches herrscht eine große Thätigkeit und vorzüglich sind der Handel und die Manufakturen Gegenstände ihrer Sorgfalt. Zur Erweiterung des ersteren ist die Handelsbank zu Petersburg errichtet, und die Anlegung von Kolonien in Amerika versucht, und zu dem Ende die Nordwestküste von Amerika von der Beringsstraße bis zum 57 Grad N. B. in Besitz genommen worden. Zur schnelleren Emporbringung der Manufakturen ist ein neuer Zolltarif gegeben worden, der die einkommenden Manufakturwaaren hohen Abgaben unterwirft. In wie fern durch diese Maßregel der beabsichtigte Zweck erreicht wird, kann hier nicht erörtert werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, wozu die nöthigen Einleitungen getroffen worden, wird vortheilhaft auf die Bodenkultur wirken, und zugleich die große Masse des Volks schnell einer höheren Bildungsstufe entgegen führen. Die Finanzen des russischen Reichs sind geordnet, und der Staatskredit durch die Errichtung der Tilgungskommission begründet worden, obgleich die Staatsschuld sehr groß ist. — Mit der Pforte sind seit 1819 die diplomatischen Verhältnisse gespannt, weil die Pforte irrig annimmt, daß die russische Regierung die Griechensache indirekt begünstige; daher hielt sie Retorsionsweise die beiden Fürstenthümer jenseits der Donau besetzt, bis Rußland gewisse Kasteele jenseits des Flusses Kuban, nach dem Inhalt des 1812 geschlossenen Friedens, verlassen haben würde. Solche Forts sind zwar Rußland ohne Werth wider die Türken, aber von sehr großem Werth, um

ie kaukasischen Wilden zu bestrafen, wenn sie Streiferien ins russische Gebiet wagen, oder die russische Straße durch den Kaukasus unsicher machen, was häufig geschieht. Zwar ist jetzt wieder ein russischer Gesandter in Konstantinopel, aber wegen der Christenverfolgung in Konstantinopel, wo sie nicht residirten, ist keine Genugthuung und keine Garantie von der Pforte gegeben worden. Nachdem der Kaiser Alexander im Dezemb. 1825 zu Taganrock gestorben war, lehnte der Großfürst Konstantin die Annahme des Thrones ab und der Großfürst Nikolaus bestieg solchen; aber es zeigte sich sofort in St. Petersburg und im Heere die Spur einer großen Verschwörung vieler Militärpersonen und anderer Vornehmen, ohne Theilnahme der vormals schwedischen Provinzen, um Rußland eine den Monarchen oder wenigstens sein Ministerium beschränkende Staatsverwaltung zu geben. Die Strenge der Zollgesetze scheint gemildert worden zu seyn, und die Militärkolonien wurden wenigstens nicht erweitert. — Die jetzige Dynastie besteht, außer dem Monarchen, geb. den 2. Julius 1796, und vermählt mit Alexandra Feodorowna, vorher Charlotte, Kronprinzessin von Preußen, geb. den 13. Julius 1798, seinem Sohn Alexander und drei Töchtern, aus seinen Brüdern, den Großfürsten Konstantin Cäsarowitsch, geb. am 8. Mai 1779, und Michael, geb. am 8. Febr. 1798. Ersterer ist vermählt mit der Gräfin Johanna Grudzynska, Fürstin von Lowicz, und Letzterer mit Prinzessin Helena von Würtemberg, vormals Charlotte. Die ältere Schwester, Marie, ist Erbgroßherzogin von Weimar, geb. am 16. Febr. 1786: die jüngere, Anne, geb. am 18. Januar 1795, ist Kronprinzessin der Niederlande. Die verwittwete Kaiserin Mutter Marie lebt noch.

Rußland, in geographischer und statistischer Hinsicht. Das russische Reich breitet sich in einem ungeheuern Bogen über einen großen Theil des nördlichen Europa und Asien, und berührt noch die gegenüber liegende Küste von Amerika, wo sich russ. Etablissements befinden. Es umfaßt, wenn man alle, zum Theil in loser Abhängigkeit von Rußland begriffenen Gränzdistrikte mit rechnet, über 375.000 Q. M., also $^1/_9$ des festen Landes der Erde überhaupt und $^1/_{28}$ der ganzen Erdoberfläche. Freilich aber machen auch unermeßliche, jeder Cultur unzugängliche Gegenden einen sehr großen Theil dieser Ländermasse aus, welche sich zwischen dem 37° und 208° O. L. und dem 40° und dem 78° N. Br. ausdehnt. Von diesem ganzen Umfange gehören über 72.000 Q. M. dem europäischen und über 276.500 Q. M. dem asiatischen und 24.000 Q. M. dem amerikanischen Rußland an. Das russische Reich gränzt im Norden an das Eismeer und zum Theil an die Ostsee; im Osten an das östliche Weltmeer; im Süden an das chinesische Reich, die freie Tartarei, das kaspische Meer, Persien und das schwarze Meer; im Westen an Schweden und Norwegen, die Ostsee, Preußen, Oestreich und die Türkei. Als Gränze zwischen Europa und Asien wird gewöhnlich das uralische Gebirge mit seinen südlichen Verzweigungen bis an das kaspische Meer angenommen. — Bei der ungeheuern Ausdehnung des Reichs vom 40sten Grad nördlicher Breite bis über den 78sten hinaus, unterscheidet man 4 verschiedene Landstriche in Hinsicht auf das Klima. Der arktische oder hyperboräische Landstrich vom 67° bis 73° ist jeder europäischen Cultur unempfänglich. Er breitet sich als eine nur im äußersten Osten und Westen gebirgige, und dann in der Mitte, vom Ural durchschnittene ungeheure Ebene aus. Kein Baum, kaum einige verkrüppelte Sträucher, zeigen sich auf der unwirthbaren Fläche. Der Boden besteht aus Sumpf und mit Moosen bewachsenen, beinahe immer gefrornen, Morästen. Auch im höchsten Sommer thaut die Erdrinde nur auf wenige Zolle auf, und selbst dann ist die Atmosphäre mit Nebel und Dünsten erfüllt. Einige wenige Familien von Lappen, Samojeden und Tschutschken fristen ihr kümmerliches Daseyn mit ihren Rennthieren in diesen

traurigen Einöden; sie leben in unterirdischen Hütten, meistens von der Jagd und dem Fischfange. Der größere asiatische Theil dieses Landstriches dringt noch tiefer nach Süden ein und beginnt hier schon mit dem 62°; wie denn überhaupt das asiatische Rußland ungleich kälter ist, als das europäische unter gleicher Breite. Der nördliche Landstrich, in Europa vom 57°—67°, in Asien noch weiter südlich, ist ebenfalls mit wenigen Ausnahmen eine große etwas nach Norden gesenkte und daher den Nordwinden offene Ebene. Dies ist in Rußland die Region der unendlichen Wälder, mit Seen und Morästen gemischt; doch gedeiht der Ackerbau noch mit ziemlicher Sicherheit in Europa bis zum 60. Grad. Der größere Theil dieses Landstrichs aber in Asien gleicht noch beinahe völlig dem arktischen und wird beinahe nur von Fischern und Jägern bewohnt. Mit dem 64° hört selbst die in Europa gewöhnliche Viehzucht auf. Der gemäßigte Landstrich, zwischen 50°—57°, enthält in Europa die fruchtbarsten und angebautesten Theile des Reichs, doch sind auch diese Gegenden hier beträchtlich rauher, als die unter gleicher Breite im westlichen Europa. In Asien ist dieser Landstrich noch rauher und meistens gebirgig, aber doch fruchtbar; in Europa besteht er aus beinahe ununterbrochenen Ebenen. Der warme Landstrich endlich zwischen 40° und 50° umfaßt den südlichen Theil des europäischen Rußlands. Obgleich das Klima hier mild, zum Theil selbst heiß zu nennen, gehören diese Gegenden, weil sie meist aus dürren, baumlosen Ebenen, dann aber wieder aus den wilden Berggegenden des Kaukasus bestehen, zu den am wenigsten angebauten des Reichs; nur in den südlichen Thälern der Krimm und des Kaukasus gedeiht der Wein und andere südliche Früchte, und das Klima ist im Ganzen genommen keineswegs mit dem entsprechenden Italiens und des südlichen Frankreichs zu vergleichen; die Sommer sind wohl heiß, aber die Winter unverhältnißmäßig strenge. Nur wenige Theile des äußern Randes des asiatischen Rußlands berühren diesen Landstrich, und auch diese sind meistens öde Steppen. Das Ganze des Reichs besteht also bei weitem überwiegend aus einer sich nach Norden senkenden Ebene, deren südlicher Rand von Gebirgen begränzt wird, so wie sie nordwestlich und nordöstlich ebenfalls gebirgig ist, und in der Mitte von Süden nach Norden von dem Ural durchschnitten wird. Nur die mittleren Gegenden in Europa sind wirklich kulturfähig und auch ziemlich benutzt; im Norden dagegen breiten sich überall gefrorne baumlose und morastige Wüsten, im Süden meist eben so baumlose Steppen aus. Die Steppenländer sind dem innern Asien und diesem Theile des südlichen Europa eigen. Man versteht darunter weit ausgedehnte, meist wasserlose, immer baumlose Ebenen, worin oft viele Meilen sich nicht die geringste Erhöhung zeigt, und die Reisenden, wie auf dem Meere, ihren Weg nach den Gestirnen und Weltgegenden bestimmen müssen. Einige Steppen, besonders solche, welche durch Ueberschwemmungen gewässert werden, haben den herrlichsten Graswuchs, prangen im Frühjahr mit der herrlichsten Blumenflur, und dienen zahlreichen Heerden zur Weide; andre werden nie überschwemmt und haben daher einen harten, meist mit Salz geschwängerten Boden und eine kümmerliche Vegetation. Nächst der Dürre scheint eben der dichte Graswuchs in den fruchtbareren Steppen das Aufkommen der Bäume zu hindern. Diese Steppengegenden erstrecken sich im südlichen Rußland von den Ufern der Donau, an den Küsten des schwarzen Meeres, an dem nördlichen Fuße des Kaukasus, an den Küsten des kaspischen Meeres entlang, durch das ganze südlich asiatische Rußland, bis an die Ufer des Ob, und haben oft eine Breite von mehr als 5 Breitegraden. — Rußland wird von bedeutenden Gebirgen theils durchschnitten, theils umgränzt. Die wichtigsten sind: 1) das nordische oder finnische Gebirge, eine Fortsetzung des skandinavischen, zwischen dem bothnischen Meerbusen und dem weißen Meer, es ist überaus see- und wasserreich; 2) das

waldaische Gebirge, kaum 1400 F. hoch, ist die bedeutendste Höhe im Innern des europäischen Rußlands, und giebt unter andern großen Flüssen der Wolga ihren Ursprung; 3) der unbedeutende Abhang der Karpathen, im südwestl. Rußland, am Dniester, 4) das taurische Gebirge, 5) der Caukasus, 6) der Ural (s. d. bes. Art.); 7) der Altai; unter diesem Namen versteht man zuweilen das ungeheure Gebirgssystem, welches die südliche Gränze des asiatischen Rußlands ausmacht; im engern und im eigentlichen Sinne ist der Altai das Gebirge zwischen dem Irtisch und dem Jenisey. Kein Land der Welt enthält in seinem Umfange eine so große Zahl bedeutender Ströme und genießt einer so ausgebreiteten, durch mehrere Kanäle vermittelten Wasserverbindung. Die russischen Meere mit den dazu gehörenden Flüssen sind: 1) das nördliche Eismeer, nur in seinem westlichen Theile schiffbar, über Asien aber des Eises wegen beinahe unzugänglich. Von den vielen Busen, welche es bildet, sind die bedeutendsten: das weiße Meer in Europa, und der karische, der obische, der jenisey'sche und der lenaische Busen in Asien. Es nimmt die bedeutendsten Ströme des Reichs auf; in Europa die Dwina und die Petschora; in Asien den Ob, welcher von der Linken noch durch den mächtigen Irtisch und dieser durch den Tobel verstärkt wird; den Jenisey, welcher von der rechten Seite noch die Tunguska und die aus dem Baikalsee strömende Angara aufnimmt, er ist vielleicht der größte Fluß der alten Welt; die Lena, welche links durch den Wilui, rechts durch den Aldan verstärkt wird; die Jana, die Indirka, die Kolyma. 2) Das östliche Meer, welches zwischen Kamschatka und dem festen Lande den großen Busen, das ochotzkische Meer und dessen nördlichsten Theil, den penschinskischen Meerbusen bildet; es empfängt in seinem nördlichsten Theile den Anadyr, südlich die Ochota, die Uda, und den Amur, wovon indeß nur der eine Quellfluß, die Ingoda, zu Rußland gehört. 3) Das schwarze Meer, mit seinem größten Meerbusen, dem asowschen Meere. Es empfängt den aus dem Kaukasus kommenden Kuban, den Don, den aus den alanischen Gebirgen kommenden, und durch die Beresina verstärkten Dnepr oder Dnieper (s. die bes. Art.), er hat viele berühmte Wasserfälle; an seiner Mündung in den Meerbusen Kiman vereinigt er sich noch mit dem Bog; den aus Galizien kommenden Dniester. Die Mündungen der Donau bilden die Grenze gegen die Türkei. 4) Die Ostsee mit dem bothnischen, dem rigaischen und dem finnischen Meerbusen. In diese ergießen sich: die Weichsel (s. d. Art. und Baltisches Meer), der Niemen, die Düna, die Newa (s. d. A.). Die Tornea-Elf ist Gränzfluß gegen Schweden. Unter den unzähligen Binnenseen sind die bedeutendsten: a) in Europa die finnischen Seen; die bedeutendsten sind der Pajanesee und die Saima. Im nördlichen Rußland: der Onega und der mit ihm in Verbindung stehende Ladoga, der Peipussee (s. bde. Art.), der Ilmensee bei Nowogrod hängt durch die Wolchow mit dem Ladoga zusammen, der Bolojesero oder weiße See, südlich vom Ilmensee. Im südlichen Rußland befinden sich keine so große Seen, aber viele Salzseen in den Steppen, der einzige Salzsee Jelton im Norden des caspischen Meeres liefert im Durchschnitt jährlich 2 Millionen Centner Salz. b) In Asien: das Caspische Meer (s. d. Art.). Es empfängt vom Norden die mächtige, äußerst fischreiche Wolga (s. die Art.), im Nordosten die Jemba. Der Aral (s. d. Art.) wird zwar gewöhnlich, aber sehr uneigentlich zu Rußland gerechnet, da nur ein kleiner Theil seiner nördlichen Ufer von abhängigen Kirgisenstämmen bewohnt wird. Der Baikalsee (s. d. Artikel) empfängt vom Süden die Selenga, vom Nordosten die untere Angara und fließt nördlich durch die Angara in den Jenisey. Viele andre, theils kleinere Seen, theils ungeheure Sümpfe im nördlichen Sibirien müssen hier übergangen werden. Außer diesen natürlichen Wasserstraßen besitzt Rußland noch viele künstliche Wasserverbindungen durch Kanäle, wovon

die wichtigsten schon von Peter dem Großen ausgeführt, oder doch entworfen, später von Catharina II., von Paul und unter der spätern Regierung vollbracht worden sind. Wir nennen hier ebenfalls nur die bedeutendsten. 1) Das Eismeer mit dem caspischen verbunden vermittelst der Dwina und Wolga durch den kubenskischen Kanal und viele Seen; er ward unter Paul angelegt; ferner durch den nördlichen Kanal, welcher schon von Catharina entworfen, aber Alexander ausgeführt hat. 2) Die Ostsee mit dem caspischen Meere verbunden a) durch den Kanal von Wischnei-Wolotschok, welcher die Schlina, die durch den Ilmensee, und die Wolchow, welche schon mit dem Ladoga verbunden ist, mit der Twerza vereinigt, welche in die Wolga fällt. Dieser äußerst wichtige Kanal ward schon 1704 angelegt, von Catharina aber zu seiner jetzigen Vollkommenheit gebracht. Die weitere Schifffahrt auf dem Ladoga ist wegen der Stürme und Sandbänke gefährlich; deßhalb legte auch schon Peter 1718 den Ladogakanal an, welcher 1732 vollendet ward, und aus der Wolchow in geringer Entfernung vom Ufer das Ladoga in die Newa führt. b) Durch den tischninischen Kanal, welche einige kleine in den Ladoga fallende Flüsse mit der Seminka und Mologa, welche der Wolga zufließen, verbindet. c) Durch den Marienkanal; dieser vereinigt die Wütegra, welche in den Onega fällt, mit der Koschwa, welche der Wolga zufließt; er ward 1799 begonnen und 1801 vollendet. 3) Die Ostsee ist mit dem schwarzen Meere verbunden, a) durch den Beresinakanal, welcher die Seen Plawia und Beretscha verbindet, wovon ersterer mit der Beresina und dem Dnieper, letzterer aber mit der Düna durch mehrere Bäche und Seen verbunden ist. Er wurde 1797 angefangen und vor einigen Jahren vollendet. b) Durch den Kanal, welchen der polnische Graf Oginski 1784 zwischen den Flüssen Schara und Jasolda, ersterer fällt der Düna, letzterer dem Dnieper zu, anlegen ließ; er ist seit 1799 bedeutend vervollkommnet worden. c) Durch den königlichen Kanal, welcher den Bug, der sich in die Weichsel ergießt, mit der Pina, die dem Dnieper angehört, verbindet. Er ward von dem letzten Könige von Polen angelegt, dient aber bis jetzt nur zur Entwässerung einer morastigen Gegend und liegt meistens trocken. Die Verbindung des schwarzen Meers mit dem caspischen war schon ein Lieblingsgedanke Peters d. Gr., und manche Versuche sind auch schon von ihm und von seinen Nachfolgern gemacht worden, um theils den Dnieper, theils den Don mit der Wolga zu verbinden; bis jetzt ist aber noch keiner ausgeführt. — Rußland steht im Ganzen genommen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung im Vergleich mit andern europäischen Ländern. Im Norden setzen das rauhe Klima und die morastige Beschaffenheit des Bodens, im Süden die unfruchtbare Dürre unermeßlicher Landstriche einem bessern Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegen. Vom asiatischen Rußland, jenseits des Ural, kann in dieser Hinsicht kaum die Rede seyn, da hier Klima, Mangel an Bevölkerung und Rohheit der Bewohner bis jetzt den Anbau auf unendlich wenige kleine Punkte, welche sich in der Unermeßlichkeit des Ganzen verlieren, zusammendrängen. Auch selbst die mittleren Gegenden des europäischen Rußland, südlich und westlich von Moskwa, obgleich sie den rechten Kern der russischen Macht bilden, sind nur schlecht und wenig angebaut zu nennen im Vergleich mit deutscher Cultur; kaum $^1/_{13}$ dieses fruchtbaren Landstrichs wird gehörig benutzt. Aus dem Mineralreiche findet sich Gold, Silber, vorzüglich in den kolywanschen Gruben, im Altai und in den nertschinskischen Gruben; Kupfer im Ural, Altai und dem olonezischen Gebirge; Eisen in sehr großer Menge, jährlich über 2.000.000 Ctn., und von vorzüglicher Güte in allen sibirischen Gebirgen, so wie auch im Kaukasus und in dem waldaischen Gebirge; Blei, vorzüglich in Finnland, in den nertschinskischen und altaischen Gruben. Etwas Quecksilber kommt ebenfalls bei Nertschinsk vor. Die übrigen Metalle werden bis jetzt noch wenig benutzt.

Auch der russische Bergbau, so wie vieles andre, verdankt Peter d. Gr. seine Entstehung. Bei genauer Untersuchung fand man mit Erstaunen Spuren eines alten Bergbaues in den dauriſchen Gebirgen, welche vermuthlich mongolischen Völkern zugehören. Unter Elisabeth und noch mehr unter Catharina hob sich der Bergbau theils durch Abschaffung früherer Mißbräuche, theils durch neue Entdeckungen zu seiner jetzigen Höhe. Die Bergwerke sind in Rußland theils Eigenthum der Krone, theils Privateigenthum, und der Besitzer kann sie gegen eine mäßige Abgabe ganz ohne Einmischung der Staatsbehörden (schwerlich zum Vortheil des Bergbaues) nach Gutdünken verwalten. In Sibirien werden auch die ärgsten Verbrecher unter den Verwiesenen zu solchen Arbeiten gebraucht. Der Krone gehören an neun Bergwerke und Hütten in Eisen, 51 Kupferbergwerke, eine Goldwäsche, ein Münzhof; von Privatbergwerken sind 81 in Gußeisen und 18 in Kupfer vorhanden. Die Zahl der Arbeiter in der Bergwerken des Ural beläuft sich auf mehr als 120.000. Seit Kurzem hat die Benutzung der Goldadern des Ural einen überaus reichen Ertrag gegeben. Den uralischen Goldsand kannte man schon seit 1774. Er bedeckt eine Fläche von 26.000 Quadratwerste. Man findet ihn sowohl in den Bergadern als in dem Ufersande. Das Gold aus den Sandbänken wird durch Waschen mittelst siebartiger Gefäße gewonnen. Zu diesem Erwerbszweige braucht man 14.000 Arbeiter, darunter 4380 Bauern der Regierung. Die Besitzer der Privatgoldwäschen geben von ihrem Gewinne zehn Prozent ab. Bis 1817 betrug die Ausbeute des Goldes auf den uralischen Gebirgen nicht über 18 Pud im Durchschnitte, jetzt ist sie auf 200 Pud jährlich gestiegen. 1824 wurden aus 200 Pud Gold 3 Millionen Goldrubel geprägt, die in Papier 10 Millionen Rubel werth sind. Von diesem Ertrage gehörte etwas mehr als der vierte Theil der Regierung. Im April 1825 fand man in den Bergwerken von Slatoust, im Gouvernement Orenburg, mehrere Stücke gediegenen Goldes von außerordentlicher Größe; das größte wog über 16 Pfund; die mittleren wegen alle zwischen 9, 7 und 5 Pfund. Die ganze Masse hatte ein Gewicht von 1 Pud, 18 Pf., 39 Solotniks. Vergl. noch über die Bergwerke im Ural d. Art. Asien. Nächst den Metallen macht das Salz ein Hauptprodukt Rußlands aus, welches davon noch bedeutende Quantitäten ausführen kann. Man gewinnt es theils als Steinsalz, vorzüglich am Iek, in der Gegend von Orenburg, sonst auch noch an der Wolga und am Wilui, in der Statthalterschaft Irkutsk und im Kaukasus; theils aus Salzseen, wo es durch die Sonnenhitze von selbst dicke Rinden bildet, welche man wegbricht und es nachher reinigt; theils endlich aus Salzquellen, deren es viele giebt: die wichtigsten sind die von Solikamsk, an der Kama, in der Statthalterschaft Perm, und die von Staja-Rusa am Ilmensee. Bei Archangel und in Kamtschatka wird auch Salz aus dem Seewasser gesotten. Die ganze jährliche Salzproduktion Rußlands beträgt an 8 Millionen Centner; wobei aber noch zu bemerken ist, daß viele der nomadischen Völker ihren Salzbedarf unentgeldlich aus den Salzseen nehmen dürfen und diese Quantitäten also nicht mit berechnet werden. Rußland hat zwar eine so große Zahl Heilquellen aller Art, aber bis jetzt noch keine von großer Berühmtheit, woran wohl die Entlegenheit und selbst die Unsicherheit der meisten Schuld ist. Der Kaukasus z. B. ist allein erstaunlich reich an Sauerbrunnen und Schwefelbädern, aber die räuberischen Bewohner machen die Benutzung unmöglich. Der berühmte Sauerbrunnen von Constantinogorsk unweit der Kuma am nördlichen Fuß des Kaukasus ist so unsicher, daß zum Schutz der Quelle ein kleines Fort dabei erbaut ist und kein Badegast sich ohne Bedeckung nur einigermaßen vom Orte entfernen darf. Der besuchteste Sauerbrunnen ist der von Lipezk, 54 Meilen südöstlich von Moskwa, welcher Peter dem Großen, der ihn zuerst entdeckt,

eine Berühmtheit verdankt. Die sibirischen Gebirge sind vorzüglich reich an edeln Steinarten, als: Marmor, Alabaster, Jaspis, Porphyr; auch findet man einige Edelsteine, vorzüglich Smaragden, Beryllе, Topasen, Granaten und so großblättrige Glimmer, daß man Fensterscheiben daraus machen kann Das schöne grüne Kupfererz, Malachit genannt, woraus man wohl selbst Tischplatten macht, kommt ebenfalls aus Sibirien. Steinkohlen sind an vielen Orten vorhanden, werden aber bei dem noch vorhandenen Ueberfluß an Holz wenig benutzt. Merkwürdig ist noch, daß man in verschiedenen nördlichen Gegenden Rußlands sowohl in Europa als vorzüglich in dem äußersten nordöstlichen Asien eine große Menge fossiler Knochen ungeheurer elephantenartiger Thiere findet, und zwar in so großer Menge, daß sie des Handels wegen häufig aufgesucht und als Elfenbein verkauft werden. Das Pflanzenreich liefert: a) Holz. Kein Reich der Welt hat davon einen so ungeheuern Vorrath, indem der ganze mittlere Theil des europäischen und der südliche Theil des asiatischen Rußlands mit Wäldern bedeckt ist. Aber das ganze nördliche Rußland ist baumlos und das südliche entbehrt in seinen Steppen der Wälder ganz. Birken in den nördlichen europäischen Provinzen, Fichten, Tannen, Eschen und Linden in den mittleren, und Lerchenbäume vorzüglich in Sibirien, sind die gewöhnlichsten Baumarten. Eichen und Buchen sind nicht so allgemein verbreitet, weil sie einem mildern Klima angehören. b) Getreide, nicht allein hinreichend, sondern selbst zur Ausfuhr, besonders aus den Häfen des schwarzen Meeres und der Ostsee; ungeheuer viel wird zu Branntwein benutzt; dennoch ist der Ackerbau im Ganzen genommen noch in der Kindheit, und nur da besser, wo Seehäfen oder große Städte einen sichern Absatz gewähren. c) Obst gehört zu den Seltenheiten Rußlands und wird meist aus Deutschland dahin geführt. Doch könnte das südliche Rußland bei besserem Anbau diesem Mangel überreichlich abhelfen. In der Gegend von Astrakan wachsen die herrlichsten Trauben, Melonen und Arbusen oder Wassermelonen; Mandeln, Feigen, Pfirschen u. s. w. in Taurien und im Kaukasus; eben daselbst fängt der Weinbau an sich zu heben und würde bei guter Pflege das edelste Gewächs liefern. d) Außer Gemüsen andre nützliche Gewächse: Hanf von vorzüglicher Güte und Flachs, Hauptgegenstände des Handels; Tabak, doch nicht zureichend, Hopfen in großen Menge, Rhabarber (s. d. Art.).— Das Thierreich liefert: a) an zahmen Thieren, vortreffliche Pferde im südlichen Rußland, besonders bei den nomadischen Völkern; eben daselbst sind auch Kameele gewöhnlich. Die Rindviehzucht wird meist sehr sorglos betrieben, und nur die südwestlichen, ehemals polnischen Gegenden, wo üppige Weide im Ueberfluß, liefern die bessern Arten. Die Schafzucht ist zwar sehr allgemein, vorzüglich bei den Nomaden, aber sie wird durchaus ohne Sorgfalt betrieben und liefert daher zwar Talg und grobe Wolle in Menge, aber an Veredlung ist nur in den sogenannten deutschen Provinzen gedacht worden. Merkwürdig sind die Lämmer mit feiner krauser Wolle, welche die Krimm erzeugt, und welche unter dem Namen Baranken in den Handel kommen, und die Schafe mit Fettschwänzen im südlichen Sibirien, in der Krimm und am Kaukasus. Das Rennthier ist wie in Skandinavien das einzige Hausthier der armen Bewohner des höchsten Nordens; im östlichen Asien, vorzüglich in Kamtschatka, vertritt eine starke aber bösartige Hundesrasse die Stelle der Zugthiere. b) An wilden Thieren und Fischen. Die Jagd, vorzüglich auf Pelzthiere, macht eine Hauptbeschäftigung der Bewohner Sibiriens aus. Sie liefert die edelsten Pelzwerke, als Zobel, das Fell zu 50 bis 100 Thlr.; Füchse, und zwar blaue, weiße, schwarze und rothe; die schwarzen sind die kostbarsten von allen und werden zuweilen mit 1000 Thlrn. bezahlt. Seeottern, vorzüglich an den Küsten von Amerika. Der bedeutendste Pelzhandel geht nach China, aber die häufigen Nachstellungen haben das Wild schon sehr vermindert. Ferner

Bären, Wölfe, Luchse, Biber, vorzüglich wegen des in einer Drüse befindlichen Bibergeils geschätzt, welches in der Medizin gebraucht wird. Hermeline, Moschusthiere und Bisamratten; Hirsche, Rehe, Hasen und viel wildes Geflügel. Höchst bedeutend ist für Rußland der Fischfang in seinen Meeren, Seen und Flüssen. Im nördlichen und östlichen Meere werden Wallfische, Seehunde, Wallrosse und andre thranreiche Thiere gefangen. Am wichtigsten indeß sind die Fischereien bei Astrachan im caspischen Meere und in der Wolga. Hier werden jährlich an 2 Millionen großer Fische gefangen; dies sind vorzüglich Lachse, Hausen, Störe und Sewrjugen; außer dem Fleische, welches eingesalzen und getrocknet wird, liefern sie noch 1400 Centner Fischleim, wozu die sogenannte Hausenblase gehört, und an 50.000 Centner Caviar (s. d. Art.). Die Fische werden mit Leinen und Netzen im Frühjahr, Herbst und Winter gefangen, wo sich dann viele tausend Menschen dort versammeln. Auf den Inseln des caspischen Meeres werden auch viele Seehunde geschlagen. Die Wichtigkeit dieses Fischfanges wird für Rußland noch dadurch erhöht, daß beinahe $\frac{1}{3}$ des Jahres einnehmende und streng beobachtete Fasten der griechischen Kirche während dieser ganzen Zeit keine Fleischspeise erlauben. Die Zahl der Einwohner wird auf 59.460.000 Seelen geschätzt, d. i. $\frac{1}{27}$ von der gesammten Menschenzahl der Erde und fast $\frac{1}{4}$ der Zahl der Europäer; davon leben im europäischen Rußland 44.118.600, in Polen 3.702.300, im asiatischen Rußland 11.663.200 und im amerikanischen 50.000; in den unmittelbaren Provinzen 57.681.700 und in den Schutzländern 1.532.000. Jährlich wächst die Bevölkerung um eine $\frac{1}{2}$ Million. Viele leben noch ohne feste Wohnungen. Diese Volksmenge ist aber, wie es die Beschaffenheit des Landes mit sich bringt, so ungleich vertheilt, daß in einigen Gegenden 2624, in andern, namentlich im östlichen Sibirien, nur $3\frac{1}{2}$ auf die Q. M. gerechnet werden können. Von allen diesen Menschen gehören etwa 524.000 zum Adel; 215.000 zur Geistlichkeit; 300.000 zum Kaufmannsstande; 2 Mill. zum freien Bürgerstande und etwa $2\frac{1}{2}$ Mill. sind steuerfreie nur halb unterworfene Nomaden; so daß also im Ganzen von 59 Mill. nur etwa 4 Mill. freie Leute und über 55 Mill. Leibeigne sind. Noch entsetzlicher wird das Verhältniß, wenn man bedenkt, daß die 55 Mill. eigentlich und gesetzlich nur das Eigenthum jener 524.000 Köpfe des Adels seyn dürfen, wozu nur unbedeutend wenige aus dem reichern Bürgerstande kommen. Man zählt 100 Nationen mit mehr als 40 (nach Pleschtschejef 70—80) ganz verschiedenen Sprachen, ohne die Eingewanderten zu rechnen; doch unterscheiden sich viele dieser Völker nur durch Namen und unbedeutende Nuancen. Den Sprachen nach kann man die Einw. des russischen Reichs in folgende Nationen eintheilen: 1) slavische, 51.678.000, nämlich Russen in allen Gouv. 30 Mill. Der Russe ist mehr untersetzt, als groß, von fester Gesundheit, selten schön. Das weibliche Geschlecht altert außerordentlich frühe, welches theils der allgemeinen Gewohnheit des heißen Badens, theils der eben so gewöhnlichen des Schminkens zugeschrieben wird. Harte Arbeit, rohe Behandlung und schlechte Lebensmittel tragen auch viel dazu bei. Der Russe in den innern Provinzen soll gutmüthig und hülfreich seyn; in denen, wo er viel mit Fremden in Berührung kommt, zeigt er sich unwillig, hinterlistig, schadenfroh, habsüchtig und schlau. Im Allgemeinen ist er gewandt, zum Nachahmen bestimmt, aber ohne eigne Erfindungsgabe und erlernt mit unglaublicher Leichtigkeit jedes Handwerk, jede Kunst und jede Sprache. Sein Hauptfehler ist der Trunk, dem er leidenschaftlich ergeben ist. Branntwein ist sein Lieblingsgetränk und seine Hauptmedizin. Das Baden ist ihm unentbehrlich. Bei jedem Hause, auch auf den Dörfern, ist dazu ein eigenes Gebäude, in welchem ein großer Ofen glühend geheizt wird, dann gießt man Wasser auf die erhitzten Steine und badet so in diesem erstickend heißen Was-

ferdunst; unmittelbar nach diesem Bade wälzt sich der Russe im Schnee, oder stürzt sich ins kalte Wasser. Dies Vergnügen wird wöchentlich wenigstens einmal genossen. S. Russisches Bad. Kleinrussen oder Kosaken, nach Klaproth ursprünglich Tscherkessen mit russischer Sprache, auch in allen Gouv. — 800.000 Mann von 13—50 J., wovon 84.100 in kaiserl. Dienstverpflichtung sind. S. Kosaken. Ferner: Polen (5½ Mill.), Litthauer (in den Gouv. Wilna, Grodno, Balystok), Serbier (Raizen im Gouv. Jekaterinoslaw), Letten und Kuren (jene im eigentlichen Lettland d. i. 4 Kreisen des Gouv. Riga, diese in Kurland); Rußniaken in den vormals polnischen Provinzen seßhaft und eingebürgert, die theils das echte Kleinrussisch mit vielen Idiotismen und polnischen Wörtern vermischt, theils polnisch reden. 2) Finnische Nationen, 2.901.700. S. Finnen. 3) Tartarische, 2.168.620, am zahlreichsten vom Dniester bis zum Kaukasus, in den Gouv. Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien, meistens Nomaden, aber auch ansässige. S. Baschkiren, Kirgisen, Turkomanen, Kalmücken u. a. 4) Kaukasier 926.500, die Taschkenter, Turkestaner, Araler, Karakalpaken, Bassianer, Awchasen Zichen, Lesghier, Osseten, Midzhegen (wozu die Inguschen, Karabulakaen, Tuschen und Tschetschenzen gerechnet werden), Kistenzen, die Georgier oder Grusinier in Grusinien und im Astrachanischen, und die Tscherkessier. S. d. Art. u. Caukasus, Georgien, Grusinien und Circassier. 5) Samojedische 57.000 bis zur Lena, s. Samojeden. 6) Mandschurische 50.000, s. Tungusen. 7) Mongolische 306.500: die russischen Mongolen von 122—125° L. 50—53° B. in Daurien, unter den Burâten, im südlichen Theil des selenginskischen Gebiets, um die Selenga, auch südwärts von Chilok, um die Fl. Temnik, Dschida, Tschikoi; 1772. 5713 männliche Köpfe (s. Kalmücken und Burâten). 8) Ungewisser und vermischter Abkunft sind: die sibirischen oder jenisepischen Ostjaken, Arinzer, Assanen, Kotowzen, alle in Sibirien. 9) Oestlichste sibirische Völker und Insulaner, Nomaden, 1½ Mill.: Jukagiren oder Yukagen; Tschutschken gegen das Eis- und Ostmeer, Korjâken, im N. Kamtschatkas, Kamtschadalen, s. Kamtschatka, Kurilen, s. Kurilische Inseln, Aleuten, Eskimoer, 80.750, Indier 20.000. 10) Juden über 452.500, besonders in den ehemals polnischen Provinzen, in den Gouv. Witebsk, Mohilew, Wilna, Grodno, Minks, Kiew, Volhynien, mit erblichen Besitzungen in den Städten und dem Recht zu obrigkeitlichen Aemtern, als: Bürgermeisterstellen ꝛc.; auch in den Gouv. Curland, Smolensk, Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien (wo sie in Rücksicht der Sprache ganz Tartarn sind), Georgien, Liefland. 11) Ausländer aus europäischen und asiatischen Ländern 742.800; Deutsche (in den Gouv. Riga, Reval, Mitau, St. Petersburg, Moskau, auch im Innern als Kaufleute, Beamte, Gelehrte ꝛc.), Schweizer (1802 wanderten aus Deutschland, Schweiz und Preußen 3000 Kolonisten ein), Schottländer (am Caukasus zur Anlegung von Fabriken und Gewerben), Dänen, Schweden, Servier, Engländer, Franzosen, Italiener, Albaneser oder Arnauten, die vom Caukasus abstammen, Moldauer, Walachen, Bulgaren, Griechen, Bucharen, Indier (in Astrachan, deren Bramin am Stiftungsfeste ihrer Religion, den 4. Oktober, hinter dem Vorhange sitzend consultirt wird), Tadschiks (Perser in Astrachan), Japaner im Gouv. Irkutzk, Türken, Armenier (in den Gouv. Astrachan, Kaukasien und Orenburg), Zigeuner (gegen deren Herumziehen von einem Orte zum andern ein strenger Ukas am 20. April 1809 erlassen worden ist). Besonders findet man in den Gouv. Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien die meisten Kolonisten, Tartaren, Klein- und Großrussen, Polen, Deutsche, Schweden, Moldauer, Bulgaren, Servier, Griechen, Juden, Armenier. Sie bestehn aus etwa über 4000 Familien, die etwa 240.000 Desjâtinen, d. i ungefähr eine Mill. magdeburger Morgen Land inne haben. Der größte

Theil davon sind Deutsche aus Würtemberg, Baden, Elsaß, Preußen, Siebenbürgen. Von den 1817 in die südlichen Gouvernements eingewanderten Kolonisten aus Würtemberg sind gegen 500 Familien auf ihr Verlangen in Georgien angesiedelt worden. Doch wird nach neuen Verordnungen vom J. 1817 kein Kolonist eingelassen, und hat auf Reisegeld oder andern Vorschuß zu rechnen, der nicht einen Erlaubnißschein von seiner Obrigkeit zur Auswanderung und einen Paß vom russischen Gesandten vorzeigen und nachweisen kann, daß er 300 Fl. mitbringe. Der Zustand der verschiedenen Volksklassen ist sehr verschieden. Der russische Landmann (ungefähr 24. Mill. Seelen, wovon die Zahl der Kronbauern 1785. 4.674.600 betrug) lebt noch in den rohen Verhältnissen, in die ihn die Barbarei früherer Jahrhunderte versetzte. In der Regel ist er leibeigen, ohne Grundeigenthum, und wird nach dem Belieben des Besitzers entweder zugleich mit dem verarbeiteten Hofe, oder auch einzeln verkauft; daher die große Sorglosigkeit dieser Klasse, und ihr Streben selbst gegen wohlthätige Neuerungen; daher ihr Schmutz, ihre Vernachlässigung des Hauswesens und ihre Vorliebe zu geistigen Getränken, die sie ihren traurigen Zustand vergessen machen, und bald Bedürfniß werden. Gelegenheit zur Bildung fehlt ganz. Ihr Loos würde sehr hart seyn, wenn nicht die Regierung durch möglichste Festsetzung des Verhältnisses zwischen Herrscher und Beherrschten es etwas zu mildern suchte. Doch ist der Herr bis auf das Recht über Leben und Tod und die Rekrutenaushebung durch keine gesetzliche Anordnung auf irgend eine Weise beschränkt. Am 6 (18.) Januar 1820 wurde die Freiheit der liefländischen Leibeigenen in Riga proklamirt. Die Krone und die Städte ertheilten auch den zu ihren Gütern gehörigen Bauern die persönliche Freiheit. In Kurland ist man mit der Einführung der Bauernfreiheit beschäftigt. Der Leibeigenschaft sind nicht unterworfen die Tartaren, Baschkiren, finnische Bauern (theils Eigenthümer, theils feste Bauern), Soldaten (die nach Ablauf ihrer Dienstzeit im südlichen Rußland Ländereien erhielten), fremde Kolonisten und viele nomadische Völker; alle leben für ihre Person frei unter dem Schutze des Staats, und sind Eigenthümer ihrer Felder. Auch unter den russischen Landleuten haben sich die Odnodworzii bei dem Besitz ihrer Person und ihres Guts erhalten; sie können sich neue Güter erwerben, die übrigen verkaufen, und unterscheiden sich von den Edelleuten nur durch die Pflicht, Rekruten zu stellen. Noch andere Bauern haben von ihren Herren die Freiheit erkauft oder geschenkt erhalten. Auch gestatten die Ukasen vom 20. Febr. 1808 und 9. Nov. 1809 allen Gutsbesitzern im Reiche, ihren Leibeigenen, wenn sie es für gut finden, durch einen gegenseitigen Contrakt persönliche Freiheit für sich und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten nebst Grundeigenthum und den völligen rechtskräftigen und unabhängigen Besitz desselben zu ertheilen. Befreiung von der Leibeigenschaft ertheilen die Reichsgesetze jedem einzelnen Krieger. Die Leibeigenen sind: 1) die Kronbauern, 1782. 4.675.000 männliche, und in Land-, Berg-, Hütten- und Fabrikleute getheilt sind. 2) Sklaven 1782. 6.678.000 männl. Seelen. Recht, sie zu halten, besitzen nur der Adel und die mit dem Offizierrang versehenen Beamten. Sie theilen sich in Landleute, die Obrok oder Dienste leisten; Berg- und Fabrikarbeiter, die der Adel dazu von seinen Gütern nimmt, oder die Fabriken nach einem Ukas von Peter dem Großen kaufen; Haussklaven, die unter den Gutssklaven gewählt werden, in großen Häusern auch sich selbst ergänzen, und alle Geschäfte verrichten, selbst als Sekretäre, Tonkünstler, Schauspieler ꝛc. Das Recht, Landgüter mit Leibeigenen zu besitzen, ist noch immer Vorrecht des Adels. Nach dem Ukas vom Juni 1822 steht es den Kronbauern der nicht fruchtbaren Gouvernements frei, sich in dem fruchtbaren Theil des südlichen Sibiriens niederzulassen. Der Ukas vom 6. Sept. 1817 bestimmt die gegenseitigen Pflichten

und Rechte der Gutsherren und Kolonisten. Nach der von der Ministercomité erlassenen Verfügung vom Februar 1825 genießen alle Kolonisten 10 Freijahre, während welcher die auf Kron- und Privatgütern angesiedelten keine Abgaben erlegen; sie sind auf immer von Rekrutenstellungen befreit, und zahlen auch nicht die dafür bestimmte Summe von 500 Rubeln. Die russ. Ortschaften haben verschiedene Benennungen. Gorod ist eine Stadt; Kammenoi-Gorod eine nicht mit Mauern umschlossene Stadt; Gorodeck ein Städtchen; Krepost ein regelmäßig befestigter, Ostrog ein bloß mit Palisaden umgebener Ort; Slobode eine Vorstadt; Selo ein Flecken oder Dorf; Pogost Sitz der Geistlichkeit, z. B. ein Kloster mit seinen Umgebungen: Java, Postrelais; Jamskaja, ein Ort, der vorzüglich von Fuhrleuten bewohnt wird, die zum Fortschaffen der Reisenden bestimmt sind. Rußland zählt jetzt 1840 Städte, von denen 1607 in Europa und 552 Gouvernements- und Kreisstädte sind, mit einer Bevölkerung von $5\frac{1}{2}$ Mill. Menschen, also $\frac{1}{9}$ der Volksmenge des russischen Reichs. Die Zahl der Bürger und Handwerker war, mit Ausnahme der Gouv. Wilna und Grodno, 1810. 621.400, von denen 501.616 Christen, 113.068 Juden und 6636 Griechen und Armenier waren. Es gibt unter den Bürgern 6 Klassen mit auffallender Auszeichnung der einzelnen. Außer den Städten hat Rußland 1210 Sloboden und Festungen, wovon in Europa 823; 227.400 Dörfer und Weiler, wovon in Europa 167.000. Unter dem sehr zahlreichen Adel, der an 500.000 Familien zählt, findet man Fürsten, Grafen, Freiherren; aber dieser Titel bringt keinen gesetzlichen Unterschied. Alle Stände sind seit 1722 in Rücksicht des Ranges nach dem Maßstabe der militärischen Rangstufen in 14 Klassen getheilt; wer sich zu einer der 8 ersten hinaufschwingt, erhält den Adel für sich und seine Familie. Haupt- und Hofreligion ist die griechische; zu ihr bekennen sich alle Russen, Kosaken und alle übrige von alten Zeiten her dem russischen Scepter unterworfenen christlichen Völker, 45.781.000. Doch haben auch andere Religionsbekenner gottesdienstliche Freiheiten, und Christen von fast allen Bekenntnissen werden in Hof-, Civil- und Militärdienste befördert, und Ehen zwischen Christen und Juden oder Muhamedanern finden keinen besondern Anstoß. Die Oberleitung der geistlichen Angelegenheiten der griechischen Kirche hat der heiligste dirigirende Synod, der seinen Sitz zu St. Petersburg, einen Zweig aber auch zu Moskau hat; er besteht aus einzelnen Gliedern der höhern Geistlichkeit und aus weltlichen Personen ꝛc. Die höhere Geistlichkeit besteht aus 4 Metropoliten, 11 Erzbischöfen und 19 Bischöfen, die unter dem heiligsten dirigirenden Synod stehen, im Range verschieden und alle unverheirathet sind. Die beiden ersten Würden sind an keinen bestimmten Sitz gebunden, sondern der Kaiser ertheilt sie nach Belieben. Jetzt sind ihrer 4 zu St. Petersburg, Kiew, Kasan und Tobolsk. Der Eparchien oder geistlichen Sprengel sind 36; in Großrußland gibt es 156 Mönchsklöster und 39 Nonnenklöster; in Kleinrußland 29 Mönchs- und 10 Nonnenklöster; in Weißrußland 31 Mönchs- und 4 Nonnenklöster; ferner 483 Kathedral- und 26.698 Pfarrkirchen und 98.726 Weltgeistliche. Der geistliche Schulfonds beträgt 338.863 Rubel. Zur zweckmäßigen Bildung der Geistlichkeit in den ihr gewidmeten Schulen ist 1808 eine eigene Kommission der geistlichen Schulen errichtet worden. Alle Kinder gemischter Ehen müssen nach der Verordnung Peters des Großen, sobald ein Glied derselben zur russischen Kirche gehört, in dieser erzogen werden. Eine besondere Sekte der russisch-griechischen Kirche sind seit 1652 die Roskolniken und die Duchoborzen (sie heißen seit dem März 1817 von dem taurischen Kreise Melitopolitaner). Vergl. Griech. Kirche., Katholiken und unirte Griechen (die aber in Westrußland sich alle wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigt haben) und Armenier 6.100.000 mit Erz- und Bischöfen. Die Jesuiten (s. d.

Art.) sind in der neuesten Zeit aus dem Reiche verwiesen worden. Nach dem Ukas vom 17. Jan. 1782 sind alle katholische religiösen Orden dem Erzbischof von Mohilew und seinem Consistorium unterworfen. Das höchste geistliche Gericht der katholischen Kirche ist das römisch-katholische geistliche Consistorium in St. Petersburg. Ihre vornehmsten Geistlichen stehen 6 Eparchien vor: Mohilew, Wilna, Schamachi, Minsk, Luzk, Kaminiezk; die vereinten griechischen Eparchien sind Luzk, Polozk, Brzesk. Dann Armenier (77.900; ebenfalls mit Erz- [im armenischen Kloster zu Astrachan] und Bischofen; so wie die nicht unirten auch einen Patriarchen haben). Außerdem findet man Lutheraner (2.550.000) und Reformirte (83.000). Auf Befehl des Kaisers vom 8. Jan. 1818 werden die verschiedenen protestantischen Confessionen, welche am Reformationsfest durch die gemeinschaftliche Abendmahlsfeier ihre Vereinigung aussprachen, die evangelische Kirche genannt. Unterm 20. Juli 1819 hat der Kaiser für die evangelische Confession die Bischofswürde eingesetzt, zu welcher er einen Geistlichen ernennt, der in St. Petersburg wohnt, und dessen Aufsicht alle evangelischen Kirchen und Geistlichen unterworfen sind. Für die Verhandlung der geistlichen Angelegenheiten dieser Confession (luther. und reform.), zur Aufsicht über die kirchlichen Verordnungen, die Uebereinstimmung der kirchlichen Bücher und der Lehre mit den Grundsätzen der Kirche, über den Wandel und das Verhalten der Geistlichen ward eine besonders waltende Behörde unter der Benennung evangelisches Reichs-Generalconsistorium errichtet, in dem außer dem Präsidenten, Vicepräsidenten und 2 weltlichen auch der Bischof (als geistlicher Vorsitzer) und 2 geistliche Mitglieder (als Oberconsistorialräthe) sitzen. Nach dem vom Kaiser bestätigten Ministeria abschluß vom 22. Dec. 1823 genießt die evangelische Kirche dieselben Vorrechte, welche die Kirchenordnung vom 24. Dec. 1801 der katholischen bewilligt hatte. Ihr Vermögen muß wie das der Krone unverletzt erhalten werden. Ferner Herrnhuter, in Sarepta und in den Gouv. Lefland, Esthland und Kurland; die in den 3 letzten Gouv. befindlichen Herrnhuter haben durch das Manifest vom 27. Okt. 1817 bedeutende Vorrechte erhalten, als für sich und ihre Nachkommen Befreiung vom Civil- und Militärdienst ꝛc., im Gouv. Riga unter den Letten und Esthen 1824. 34.751 mit 215 Bethäusern; Juden (453.500 mit Synagogen, Rabbinen und einer hohen Schule in Littewsk). Zum Besten der zum Christenthum tretenden Hebräer ist am 6. Apr. 1817 eine merkwürdige Verordnung erschienen, nach welcher in den südlichen und nördlichen Gegenden Rußlands ihnen zur Ansiedelung Ländereien unentgeltlich verliehen werden, wo sie auf eigene Kosten sich niederlassen können, und unter der Benennung: Gesellschaft der israelitischen Christen, eine Gemeinheit bilden, die außer in Criminalfällen allein von der Comität der Fürsorge für die israelitischen Christen in St. Petersburg unter dem Präsidium des stellvertretenden Ministers der Nationalbildung abhängt. Die Gesellschaft kann jede Art von Gewerben treiben, Städtchen, Dörfer oder einzelne Wohnungen anlegen ꝛc. Die israelitischen Christen erhalten völlige Religionsfreiheit in ihrer christlichen Confession, und können Kirchen und Schulen anlegen. Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten das Bürgerrecht im russischen Reich, können innern und auswärtigen Handel treiben, Fabriken anlegen ꝛc. Alle in die Gesellschaft tretenden israelitischen Christen sind frei vom Militär- und Civildienst, außer wenn sie freiwillig in denselben treten. Zur Ansiedelung der das Christenthum annehmenden Hebräer sollen nach einer Verordnung vom Mai 1820 im südlichen Rußland 26.000 Dessätinen (1 — Q. Faden Land) angewiesen werden; auch ist ein eigener Curator dieser Kolonisten ernannt. Die im Reiche ansässigen Juden, die zum katholischen Bekenntniß übergehen, haben im Dec. 1823 die Erlaubniß erhalten, auch in die geistlichen Orden desselben zu treten.

Nach der Ukase vom J. 1824 ist es allen Juden, insofern sie nicht Aerzte oder angesehene Kaufleute sind, zur Pflicht gemacht, bis 1825 den russischen Antheil von Polen zu räumen, dem schädlichen Gewerbe des Wuchers und Betrugs zu entsagen und in den Stand ihrer Urväter zurückzukehren, d. i. Landleute zu werden. Zu diesem Behuf sollen ihnen in der gemäßigten Zone des europäischen Rußlands Ländereien angewiesen, sie mit allem Nothwendigen zum Anbau unterstützt und ihnen Freijahre bewilligt werden, wenn sie dem kais. Willen sich fügen; im Gegentheil bleibt ihnen nur eine gänzliche Entfernung aus Rußland übrig. Muhamedaner (3.300.000), mit 2 Muftis zu Ufa und Baktschisarai. Dann Lamaiten (206.000; unter einem Kutuchten, vornehmen Prälaten, mit dem Tempel zu Darsan), Bramanen (300, mit einem Bethaus zu Astrachan), Fetischanbeter (700.000), Feueranbeter; alle mit Ansprüchen auf Beförderung im Militär- und Civildienst. Die fremden christlichen Religionsparteien sind dem Reichsjustizcollegium unterworfen. Wichtig ist die Stiftung einer Hauptbibelgesellschaft in St. Petersburg für die Verbreitung der Bibel unter allen Völkern dieses Reichs, die mit der londner Gesellschaft in Verbindung steht, 58 Sections- und 289 Hülfsgesellschaften in Moskau, Jaroslaw, Dorpat, Mitau, Reval, Riga, Orenburg, Tobolsk, Irkutzk ꝛc. hat. Seit der Errichtung der Ges. 1813 bis Juni 1823 hat sie in 41 Sprachen und Dialekten drucken lassen oder angekauft 184.851 Bibeln, 315.928 N. T. und 204.052 einzelne biblische Bücher. Die Gesammteinnahme betrug 1823. 289.338 und die Ausgabe 230.378 Rub. 81 Kop. Für wissenschaftliche Bildung sind seit Peter dem Großen viele Anstalten zur Beförderung gemeinnütziger, weltbürgerlicher und höherer wissenschaftlicher Kenntnisse auf das freigebigste errichtet worden. Die vorzüglichsten sind in den beiden Hauptstädten, s. Petersburg und Moskau. Der literar. praktische Bürgerverein in Riga, gestiftet 1802 zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse aus der Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Oekonomie ꝛc., die freie ökon. Ges. in Riga, die Ges. für russ. Sprache und Literatur zu Shitomir gestiftet 1811, die Haushaltungsges. zu Abo seit 1797. Ohne die zahlreichen Wohlthätigkeitsvereine, unter dem Namen philantropische, philantropisch-mediz., philantropisch jurist., philharmonische, patriotische, Frauenvereine, u. s. w. haben sich in wissenschaftlicher Hinsicht ohne Einfluß der Regierung in den übrigen Städten des Reichs gebildet; in Riga: die liefländische freie ökon. Ges., literarisch prakt Ges.; in Kasan die Ges. der Verehrer der vaterländischen Literatur; in Charkow die philotechnische Ges. (zur Verbreitung der Vervollkommnung landwirthschaftlicher und technologischer Kenntnisse), Ges. der Liebhaber der Wissenschaften. Alle diese geben Schriften heraus. Außer diesen: die mediz. Ges. in Wilna, Ges. der Liebhaber der russischen Sprache in Jaroslaw ꝛc. Aller Lehranstalten waren 1818. 503 mit 1505 Lehrern und 42.712 Schülern. Auf den 7 Universitäten Dorpat, Wilna, Charkow, Kasan, Moskau, Abo und St. Petersburg waren 1821. 2000 Studenten; 55 Gymnasien, 302 Kreis- und 2509 Pfarr- und Kirchspielschulen. Die Pfarr- oder Kirchspielschulen werden von den Gemeinden oder Gutsherren, auf deren Grund und Boden sie liegen, unterhalten, und stehen unter der Aufsicht des Pfarrers und eines Gemeindegliedes, in adlichen Orten unter dem Gutsherrn. Die Kosten der Universitäten und Schulen (die Kirchspielschulen ausgenommen) betragen außer den Privatbeiträgen und den Summen, welche die katholischen geistlichen Conföderationen für 35 Institute in Polen und Litthauen ausgeben, auf Rechnung der Krone jährlich 1.727.700 Rubel, nämlich die Universitäten 605.000 und Gouvernementsgymnasien und Kreisschulen 1.077.700 Rubel. Die Kosten des Departements der Volksaufklärung und der sämmtlichen etatmäßigen Lehranstalten betrugen 1820 nach dem festgesetzten Etat 2.500.000, die wirklich be

stehenden und schon eröffneten aber nur 1.433.300 Rubel. Denn nach den neuen Statuen der Lehranstalten soll in jeder Gouvernementsstadt wenigstens ein Gymnasium, in jedem Kreise wenigstens eine Kreisschule (in der Unterricht in der Grammatik, Geographie, Naturgeschichte, Geometrie und Geschichte ertheilt wird) und außerdem Kirchspielschulen seyn. Außer andern nicht im Generalplan begriffenen Lehrinstituten sind zu nennen die Bildungsanstalten für die griechische Geistlichkeit, für welche jetzt die geistliche Alexander-Newskysche Akademie zu St. Petersburg zur Bildung von Professoren für die geistlichen Akademien zu Kiew, Moskau und Kasan, 38 Seminarien und 118 kleinere geistliche Lehranstalten bestimmt sind, in denen jedoch auch solche gebildet werden können, die sich dem Staatsdienst widmen. Die Akademie der Künste, die medizinisch-chirurgische Akademie, die Kadettenkorps, die weiblichen Erziehungsanstalten ꝛc. kosten dem Staat jährlich 1.025.700 Rubel. In den Ostseeprovinzen werden nach dem kais. Befehl vom Mai 1824 Landschullehrerseminare errichtet; zwei sind schon eröffnet in Dorpat und Pernau. Außerdem bestehen 58 Klosterschulen, die junge Männer zum Priesterstand erziehen, und deren Unterhalt dem Staat eine Mill. Rubel Bankassignaten kostet; darunter 4 Akademien mit 4000 Schülern und 50 Lehrern, 36 Seminarien mit 20.000 Schülern und 200 Lehrern, und 13 niedre Schulen, in denen die russische Sprache, Arithmetik und christliche Religion die Hauptaufgaben des Unterrichtes sind, mit 2000 Schülern und 80 Lehrern; zusammen 26.000 Zöglinge. Für die katholische Geistlichkeit besteht ein Oberseminar zu Wilna; ein Collegiatstift, Priesterseminar und Lyceum zu Dyrka in Volhynien (mit dem Titel einer Universität). Die armenischen Geistlichen studiren im Kloster zu Nachitschewan im Gouv. Jekaterinoslaw; die protestantischen auf den Gymnasien und in Dorpat. Die zahlreichen Juden haben Zutritt zu allen russischen Schulen; in ihren eignen Schulen muß wenigstens eine der 3 Sprachen, russisch, polnisch oder deutsch, gelehrt werden, und seit 1807 muß jede jüdische Verschreibung in einer dieser Sprachen abgefaßt seyn. Ihr Nationalinstitut ist zu Brzesk in Polen. Tartarische Hauptschulen sind in Kasan, Tobolsk und Orenburg. Die Muhamedaner haben in jedem Dorfe, wo sie wohnen, Schulen, und in den Städten auch Schulanstalten für die Töchter. Noch leben aber mehrere russische Völker ohne Schriftkenntniß und ohne alle Lehranstalten. In den beiden Hauptstädten werden auch alle Kunstzweige der kultivirtesten europäischen Nationen von In- und Ausländern gepflegt; mit der Kunstakademie von St. Petersburg sind reiche Sammlungen von Gemälden, alten und neuen Kunstsachen und eine Bildungsanstalt in allen Kunstfächern für 300 junge Leute verbunden. Besonders blüht die Kupferstecherkunst, und die russische Jagdmusik (seit 1757) mit 37 Hörnern für 3, 49 für 4 und 60 für 5 Oktaven ist noch immer ausschließlich russisches Nationalkunsteigenthum. Unter Peter I. wurde der Grund zu Fabriken und Manufakturen gelegt, aber mit Katharina II. begannen sie erst emporzukommen. Die vorzüglichsten russischen Fabriken arbeiten in Leder, worin ihnen bisher keine europäische Nation gleichgekommen ist; in Leinwand, worin sie nur mittelmäßig feine Waaren liefern; ferner in Seide, in Wolle (ein sehr bedeutender Gegenstand der russischen Industrie), in Hanf (worin die Segeltuch- und Taufabriken sehr wichtig sind) und in Eisen Talg, Lichtern, Seife, Salpeter ꝛc. 1815 zählte man 3258 Fabriken und Manufakturanlagen; darunter 23 verpflichtete und 183 Privat-Tuch- und Wollzeugfabriken, 1349 Gerbereien, 150 Seifenfabriken, 295 Baumwollfabriken, 184 Leinwand-, 37 Hut- und 247 Seifenfabriken, Lichtziehereien und Wachsschmelzen, 67 Papiermühlen, 80 Taufabriken und Spinnereien, 14 Potaschsiedereien, 5 Tabaks-, 2 Lakir- und 6 Tabaksdosenfabriken, 48 Zuckersiedereien, 64 Talgschmelzereien, 30 Essig- und Scheidewasserfabriken, 25 Posa-

mentirfabriken, Plattmühlen und Drahtziehereien, 199 Stahl-, Nadel-, Eisenwaaren- und Gußeisenfabriken, 138 Krystall und Glasfabriken, 16 Porzellan- und Faiencefabriken, 43 Messing- und Knopffabriken, 25 Farbefabriken, 5 Siegellak-, 14 Vitriol- und Schwefelfabriken, 3 Pfeifenfabriken, ohne diejenigen, welche sich in den entfernten Gouvernements befinden. Diese Fabriken hatten sich im J. 1822 schon bis zu 3724 vermehrt. Um die Fabrikation feiner Tücher zu befördern, ist 1823 in Moskau eine Anstalt errichtet worden, in der das Färben, Appretiren und Anfertigen der zur Tuchfabrikation erforderlichen Webestühle ꝛc. gelehrt wird. Es wird auch viel Safian, Chagrin u. a. Lederarten, Segeltuch und Tauwerk (jährlich für 9 Mill. Rub.) verfertigt. Die Einfuhr des gesponnenen baumwollnen Garns beträgt jährlich 22½ Mill. Rub. an Werth, so wie die aus demselben im Reiche verfertigten Fabrikate 105 Mill. Rub.; 1824 wurden 336.232 Pud Zwist verbraucht. Die Branntweinconsumtion ist jährlich 6 Mill. Eimer; der Handel mit Branntwein und geistigen Getränken, ein Regale, wird alle 4 Jahre verpachtet; man unterhält Bierbrauereien (227 Brauer- und 107 Malzdarren), starken Schiffbau, Steinschleifereien ꝛc. 1810 hatte Rußland 8 Goldwaschwerke, 12 Silber- und Bleihütten, 12 Silberglätt- und Stückösen. Ferner Gewehrfabriken (besonders zu Tula, wo 7000 Menschen jährlich über 17.000 Flinten, 6300 Pistolen, 15.800 Seitengewehre ꝛc. verfertigen), Stückgießereien (in St. Petersburg und Petrowsk) und andre Metallgießereien. Vielen Antheil an den Fabriken und Handwerken haben Deutsche; die meisten Bedürfnisse zur Kleidung und Hauswirthschaft verfertigen sich die Bauern ohne zunftmäßigen Unterricht. Ueber das gesammte Fabrikwesen hat das Manufakturkollegium zu Moskau und dessen Comptoir zu St. Petersburg die Aufsicht. Der Handel im Innern sowohl als auch nach außen ist von großer Wichtigkeit und wird durch 3 Meere, durch die vielen schiffbaren Flüsse und Canäle, Dampfschifffahrt, durch eine große Bank und mehrere Handelsgesellschaften sehr gehoben. Der Seehandel erstreckt sich über das Eismeer, die Ostsee und das schwarze Meer; der Landhandel über die Türkei und Polen. Nach China, Persien und der Bucharei geht ein bedeutender Karawanenhandel. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Pelzwerk, Juchten, Leder, Segeltuch, Leinwand, Schiffe, Getreide (nach einer vergleichenden Uebersicht der Kornausfuhr zu Wasser und zu Lande 1826 und im l. J. 1827 bis 23 Juli hat die Ausfuhr dieses Getreides in letzterm Zeitraume 21.214.332 Rubel betragen, wogegen sie 1826 nur 6.095.455 Rubel betragen hatte), Hanf, Flachs, Leinsamen, Tabak, Eisen, Kupfer, Marienglas, Talg, Honig, Wachs, Holz, Theer, Pech, Salpeter, Thran, Branntwein ꝛc. Die bedeutendsten Importen sind: Colonialwaaren, Wein, Reis, wollene, baumwollene und seidene Waaren, Spitzen, Tressen, Tabak, Obst, Steinkohlen, Zinn, Blei, Möbeln, musikalische, mathematische und physikalische Instrumente, Glas, Porzellan, Fische, Kanarienvögel, Spielkarten, Papier ꝛc. Was Petersburg für den auswärtigen Handel ist, ist Moskau für den innern Handel. Beide sind die wichtigsten Stapelplätze. Die vorzüglichsten Häfen und Seehandelsstädte sind: Kronstadt, Petersburg, Riga (nach Petersburg die wichtigste Handelsstadt), Reval, Libau, Narva, Pernau, Wieburg, Archangel, Odessa, Taganrock und Astrachan. Außer Moskau sind für den innern Handel vorzügliche Handelsplätze: Warschau, Lublin, Twer, Nischnei-Nowgorod, Tula, Kaluga, Jaroslaw, Orel, Kursk, Smolensk, Kasan, Saratow, Mohilew, Ghirtsk, Jakutzk, Irkutzk, Catharinenburg, Orenburg ꝛc. Die gesammte Einfuhr im russ. Reiche, sowohl durch den Land- als durch den Seehandel, betrug i. J. 1819 gegen 167.599.000 und die gesammte Ausfuhr in demselben Jahre 210.559.400 Rubel in Papiergeld, darunter allein die Einfuhr in Petersburg 110.607.300 und die Ausfuhr 84.993.542 Rubel

betrug. Nach einer jüngst in der Petersburger Handelszeitung enthaltenen Uebersicht der Ein- und Ausfuhr zu Wasser und zu Lande hat die Einfuhr in den ersten 6 Monaten d. J. 1826 77.878.559 Rubel an Waaren, und 2.253.184 Rubel an baarem Gelde und Barren betragen; die Ausfuhr hat in selbigem Zeitraum an russ. Produkten 69.495.395 Rubel, und 3.836.208 Rubel in baarem Gelde und Barren betragen. In den 6 ersten Monaten d. J. 1827 betrug dagegen die Einfuhr an Waaren 83.957.320 Rubel, und in baarem Gelde und Barren 5.894.783 Rubel; die Ausfuhr aber an Waaren 107.427.640 R. und in baarem Gelde und Barren 2.255.334 R. Der gesammte Handel im russischen Reiche wurde 1810 durch 28 Häfen und 41 Zollplätze der Landesgrenzen geführt, und es waren 95.227 Kaufleute, mit Ausnahme derjenigen, welche in den Gouv. Wilna und Volhynien wohnten, in Thätigkeit, welche ihr Handelskapital zu 303 Mill. Rubel angaben. Der angekommenen Schiffe waren 4809 und der abgegangenen 4796. Die größten Handelsstädte haben, nach dem Muster der orientalischen, Bazars oder eigene Kaufhöfe, worin alle Arten von Produkten ausgelegt werden; z. B. Petersburg, Moskau, Makariew, Astrachan, Ibit ꝛc. Der Schleichhandel hat sich mehr versteckt als vormals, und wird schlauer betrieben. Seitdem die Zollgesetze gestiegen sind, wird der Einfuhrhandel mehr Monopol weniger Häuser, die allein dann mit Glück ihr Geschäft betreiben. Die beiden Handelsgesellschaften des weißen Meeres und die amerikanische seit 1797 haben theure Actien, aber fürs Ganze einen unbedeutenden Verkehr. Nach dem zwischen Preußen und Rußland am 11. März 1825 auf 9 Jahre abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsvertrag sollen in Absicht der Handelsverhältnisse die preußischen Unterthanen in Rußland und Polen und eben so die russischen und polnischen Unterthanen in Preußen ganz wie die eigenen Unterthanen behandelt werden. Ihnen ist die Schifffahrt auf den Flüssen der beiderseitigen Staaten, die Flößerei, Benutzung der Leinpfade ꝛc. gestattet, und die Schifffahrt auf der Weichsel, dem Niemen und den in sich ergießenden Flüssen frei von Abgaben, ausschließlich der bei dem Durchgang durch Kanäle, Brücken, Schleusen zu entrichtenden Gefälle. Die Zollämter erster Klasse sind befugt, alle Gegenstände, deren Einfuhr nicht allgemein verboten ist, anzunehmen und schließlich abzufertigen. Den Handel leitet die Regierung durch das St. Petersburger Commerzkollegium. In Feodosia, Taganrock und Odessa sind Handelstribunale. 1824 waren im Auslande 27 russische Generalkonsuln, 22 Consuln, 15 Vicekonsuln. Die auf Kupfergeld seit 1770 gestellte Bank gibt statt solchem Zettel, welche den innern Verkehr erleichtern und viel Kupfer auszuführen erlaubten. Ihre Masse hat sich sehr vermindert. Die Zeitrechnung ist noch immer die julianische. Rußland hat gemünztes Geld und Papiergeld. Mit Uebergehung der kleineren im Auslande wenig bekannten Münzsorten sind die gangbarsten, in Golde: die Imperiale zu 10 Rubel und halbe zu 5; die Dukaten, welche den holländischen an Werth gleichkommen; in Silber: der Rubel, die älteste und Rußland eigenthümliche Münze; die ersten Rubel wurden 1654 geprägt; die alten Silber-Rubel sind etwa 4 Thlr. 8 Sgr., die neuern 1 Thlr. 3 Sgr. werth; in den deutschen Provinzen findet man viele Alberts-Thaler zu 2 Rubel: in Kupfer: die Kopeken, wovon 100 einen Rubel machen. Seit 1763 ist Papiergeld in Umlauf gesetzt worden, und zwar blaue Zettel zu 5, rothe zu 10, und weiße zu 25, 50 und 100 Rubel; ihr Werth steigt und fällt nach den Umständen; im letzten Kriege galten sie kaum ¼ ihres Nennwerthes. Ueber den russ. Münzfuß s. Münze. — Die bekanntesten Längenmaße sind: die Werst oder russische Meile, wovon 104¼ auf ein Grad des Aequators, oder beinahe 7 auf die deutsche Meile gehen; die Sasche oder Klafter etwa 7 Fuß; die Arschin oder Elle, 2 Fuß 2¼ Zoll, sie wird in 16 Werschok getheilt; 93¼

Arschinen sind — 600 Berl. Ellen. Der russische Fuß ist der englische: er wird in 10 Zolle und der Zoll in 10 Linien getheilt. Die Flächenmaße sind außer der Q. Werst sehr unbestimmt. Für den Ackerbau rechnet man in Rußland nach Desjätinen, welche 117.600 Quadratfuß enthalten sollen, aber in allen Provinzen ganz verschieden sind. — Reichsgrundgesetze sind: 1) die von Iwan 1676 ausgesprochene Untheilbarkeit des Reichs; 2) der Bestätigungsbrief über die Wahl Czars Michael Romanow vom J. 1613; 3) der Kaiserin Catharina I. Verordnung, daß der Kaiser der griechischen Kirche zugethan seyn müsse, von 1727; 4) Kaisers Paul Thronfolgegesetz von 1798, bestätigt von Alexander 1807; 5) Alexanders I. Ukase von 1820, daß nur Kinder aus einer vom Kaiser anerkannten standesmäßigen Ehe der Glieder der Dynastie thronfähig sind; 6) die Constitution von Polen vom J. 1815. — Die Thronfolge ist erblich in männlicher und weiblicher Linie. Dem Vater folgt der älteste Prinz und nach ihm dessen männlicher Stamm. Erst nach Abgang der ganzen männlichen Nachkommenschaft gelangt die weibliche zur Nachfolge. Die Geburt hebt den Monarchen auf den Thron. Krönung und Salbung zu Moskwa sind ein ehrwürdiges Herkommen, aber die Huldigung findet vor der Krönung Statt. Sechszehn Jahr alt ist der Monarch mündig. Die Kaiserin Mutter ist Vormünderin, wenn der Kaiser darüber nichts festgesetzt hat, oder der nächste Agnat, dem in der Regentschaft ein Rath beigeordnet ist, welcher sich jedoch in die persönliche Tutel nicht mischen darf. Die Kaiserin muß im Purpur geboren seyn, d. h. aus einem regierenden Hause stammen. Der Gemahl krönt die Kaiserin und der moskauische Prälat weihet sie. Nadelgelder, Hofstaat, Witthum, die Apanagen und die Aussteuer der Großfürstinnen bestimmt der Kaiser. — Der kaiserl. Titel ist: Von Gottes hülfreicher Gnade Wir N. N. Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Czar zu Moskwa, Czar von Kasan, Czar zu Astrachan, Czar zu Polen, Czar von Sibirien, Czar des taurischen Chersones ꝛc. — Der russische Hofstaat hat sieben Stäbe mit fast 4000 Hofangehörigen, dessen Unterhaltung 3½ Mill. Rubel kostet und der polnische drei Stäbe. Die polnische Civilliste ist 1.750.000 Gulden. Das Wappen von Rußland ist ein schwarzer zweiköpfiger und dreifach gekrönter Adler mit rothem Schnabel, rothen Füßen und ausgebreiteten Flügeln; in der rechten Klaue den goldnen Scepter, in der linken den goldnen Reichsapfel, als Emblee des griechischen Kaiserthums; auf seiner Brust, in rothem Schilde ein silberner St. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm sticht. — Die russischen Orden sind: 1) der 1698 von Peter I. gestiftete St. Andreasorden mit welchem der Alexander Newsky- und seit 1796 auch der Annen-Orden verbunden ist („für Glauben und Treue"); 2) der 1714 gestiftete Orden der heiligen Katharina („aequat munia comparis, für Liebe und Vaterland"); 3) der 1722 gestiftete Orden des heiligen Andreas Newsky („für Arbeit und für Vaterland"); 4) der von Katharina II. 1769 gestiftete Orden des heiligen Georg in vier Klassen für Land- und Seeoffiziere mit Pensionen („für Dienst und Tapferkeit"); 5) der 1782 von derselben gestiftete Orden des heiligen Wladimir („für Nutzen, Ehre und Ruhm"); 6) der Orden der heiligen Anna, gestiftet 1735 (ursprünglich ein holsteinscher), 1796 von Paul I. zu einem russischen Orden erklärt, hat seit 1815 vier Klassen (amantibus pietatem, justitiam, fidem). — An Ehrenzeichen hat Rußland: 1) goldene oder silberne Degen mit der Inschrift: „für Tapferkeit"; 1) eine goldene Medaille für Offiziere am Bande des Georgenordens; 3) ein Kreuz von Silber für Unteroffiziere, Soldaten und Matrosen seit 1807; 4) goldne und silberne Medaillen an demselben Bande für die im Sept. 1807 aufgelöste bewegliche Landwehr; 5) eine silberne Medaille für alle Krieger vom Feldzuge 1812 („Nicht uns, nicht uns, sondern deinem Namen") seit 1814 in Bronze für jeden Aeltesten jeder

adlichen Familie, seit 1816 auch dem ältesten weiblichen Gliede einer adlichen Familie am Wladimirbande, für Bürgerliche am Bande des Annenordens; 6) eine Medaille für die Soldaten vom Türkenkriege; 7) seit 1818 für die Prediger aller Confessionen im russischen Reiche ein silbernes Kreuz am Wladimirbande auf der Brust als Auszeichnung wegen ihrer Mitwirkung zur Vertheidigung des Vaterlandes im J. 1812. Die höchsten Reichskollegien sind: 1) der Reichsrath, welcher alle Reichsangelegenheiten untersucht, prüft, und den Kaiser, welcher den Vorsitz führt, als der ruhende Behörde unterstützt. 2) Das Staatsministerium, von welchem jede Abtheilung ein eigenes Collegium bildet, als: das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der innern Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, der Polizei, der Volksaufklärung, der Landmacht, der Seemacht, der Land- und Wasserbauten, der geistlichen Sachen fremder Glaubensgenossen. 3) Der dirigirende Senat als höchste Behörde für die inländischen Angelegenheiten, unter dem Vorsitz des Kaisers. 4) Der heiligste dirigirende Synod. In Justizsachen sprechen in erster Instanz die Magistrate in den Städten, das Landgericht im platten Lande und das adliche Pupillengericht über die ihm Zugehörigen; in den deutschen und polnischen Provinzen gibt es adliche, städtische und jüdische Grundgerichte; in zweiter Instanz das Oberlandgericht in den Kreisen, von dem die Appellationen an den Gerichtshof des Gouvernements gelangen, der, wenn er höhere Instruktionen nöthig hat, sich unmittelbar an den Reichsrath wendet, und die Entscheidung über peinliche und Civilangelegenheiten erhält. In den deutschen Provinzen geht die Appellation an das Justizkollegium der Ostseeprovinzen zu St. Petersburg, aus den beiden Hauptstädten an die in denselben bestehenden Hofgerichte. Die Kosaken haben ihre Tribunale zweiter Instanz. Der obere Gerichtshof ist der dirigirende Senat. Die Gerichtsverwaltung folgt unentgeldlich, gibt aber daher den Erpressungen der Richter und Advokaten freies Spiel; Prozesse sind unerhört kostbar und weitläufig. Das Grundübel der Justizpflege ist die schlechte Besoldung der Justizpfleger. Von den Pandekten und Institutionen des russischen Reichs sind 1818—23 22 Bände erschienen. Die Leibesstrafen bestehen in einer mehr oder weniger barbarischen Prügelei; die Stelle der Todesstrafe vertritt in der Regel die Knute mit 100—120 Hieben, die fast allemal mit Verweisung nach Sibirien oder in die Bleibergwerke zu Nertschinsk oder in die Salzwerke verbunden ist. Die Staatseinkünfte, welche in der letzten Zeit sehr gestiegen sind, betragen 280 Mill. Rubel Banko-Assignaten, d. i. 37 Mill. Thaler; die Staatsausgaben 220 Mill. Rubel in V. A.; die Staatsschulden (mit den 500 Mill. cirkulirenden Papiergeldes) an 1000 Mill. Rubel, d. i. 260 Mill. Thaler. Polen gibt außerdem noch 50 Mill. Gulden (à 4 Gr.) oder 8.750.000 Thlr. jährliche Einkünfte, und hat 200 Mill. Gulden, oder 34 Mill. Thlr. Schulden. Die vielen und großen Domänen, so wie die starken Zölle und die äußerst wichtigen Regalien, sind die Hauptquellen der Einkünfte. Eigentliche Steuern gibt es nur wenige; davon ist die Kopfsteuer die wichtigste. Die andern Abgaben und Gefälle sind unbedeutend. Das Capital des Reichs-Tilgungsfonds zum Einkauf der Renten beläuft sich auf 1.058.000 Rubel Silber, und 5.632.000 Rubel Assign. Die russische Landmacht übersteigt jetzt die gesammte Truppenzahl der drei Hauptlandmächte Europa's, Oestreichs, Preußens und Frankreichs: denn sie reicht über eine Million, ist aber der ungeheuern Ausdehnung des Reichs ganz angemessen. Sie besteht aus: a) Garden: 10 Infanterie- und 10 Kavallerie-Regimenter nebst 2 Artillerie-Brigaden, zusammen 49.000 Mann. b) Feldtruppen: 179 Infanterie-Regimenter 600.000 Mann, 65 Kavallerie-Regimenter 100.000 Mann, 30 Artillerie-Regimenter 47.000 Mann. c) Garnisontruppen: 19 Garnison-Regimenter 77.000 Mann. d) Außerordentl. Heer, Fußvolk und Reiterei

28.000 Mann. e) Irreguläre Truppen 106 000. f) Die polnische Armee 50.000 Mann. Zusammen 1.005.000 Mann. Dazu kommen noch die Generalstäbe, die Adjutanturen, die Ingenieure, die Trainsoldaten und die in den einzelnen Statthalterschaften als Reserve dienende Landwehr. Die Aushebung, welche blos Bürger und Bauern trifft (da der Adel, der geistliche Stand, die Gelehrten und fremden Kolonisten frei sind, und die Kaufleute sich mit Geld frei machen können), geschieht in der Regel so, daß von 500 Mann einer, auch wohl 1 und 3 ausgehoben werden, wobei das Loos unter den Dienstfähigen entscheidet. Die Dienstzeit dauert 25 Jahre, nach deren Verlauf der Entlassene zugleich von der Leibeigenschaft frei ist. Die Unterhaltung des Heeres ist weniger kostbar, als in andern Staaten; da theils der Sold geringer, theils in Naturalien besteht. Die irregulären Truppen (Kosaken, Kalmücken, Baschkiren) bekommen in Friedenszeiten gar keinen Sold und müssen sich auf eigene Kosten ausrüsten. Seit 1816 hat man auch angefangen, einige Regimenter auf die Dörfer zu vertheilen, wo sie vorläufig von den Bauern erhalten werden, in der Folge aber das ihnen angewiesene Land selbst bauen sollen. Man nennt diesen Versuch das Kolonisationssystem oder die Kolonisirung der Armee; vergl. Militärkolonien. Zu den Militärschulen gehören: das kais. Kadettenkorps in St. Petersburg, die Gouvernements-Militärschulen, die Ingenieur- und Artillerieschule in St. Petersburg, das Kadettenkorps, das Militärwaisenhaus in St. Petersburg und die Erziehungshäuser in den beträchtlichsten Garnisonstädten. Nach der lancasterschen Methode besteht seit 1819 eine Militärschule in St. Petersburg für 300 Soldaten und Unteroffiziere, nach deren Muster bei allen Garderegimentern ähnliche Schulen angelegt werden sollen. — Festungen hat der Staat sehr viel, wenn man alle hölzerne, gegen streifende Völker in langer Linie errichtete Krepost so nennen will; aber nur wenige in europäischer Bedeutung, z. B. Riga, Friedrichshamm, Narwa, Bender, Chocsim, Sweaborg ꝛc. Die Hauptsicherung ist die Schwierigkeit der Erhaltung für jeden weit ins Land eindringenden Feind. Wichtig sind die Gewehrfabriken zu Tula, Sestrabek, Briansk; die Kanonengießereien zu Lipesk, Petrosawodsk, St. Petersburg, Cherson, Moskau; die Pulvermühlen an der Ochta ꝛc. Die Seemacht, deren Schöpfer Peter der Große war, besteht in zwei Hauptflotten; die eine in der Ostsee, die zweite im schwarzen Meere. Eine Flottille stationirt auf dem kaspischen, eine andere im ochotzkischen Meere. Die beiden großen Flotten zählen jetzt 70 Linienschiffe, 20 Fregatten und 356 kleinere Fahrzeuge, 25 schwimmende Batterien, mit 33.500 Mann, 9000 Seesoldaten und 3000 Seeartilleristen und 5000 Kanonen. Das ganze weite Kaiserreich wird gegenwärtig (seit 1783) in Gouvernements oder Statthalterschaften eingetheilt, welche den Namen nach ihrer Hauptstadt führen. Sie haben wieder mehrere Kreise. Man hat aber bei dieser Eintheilung weniger auf den Flächenraum, als auf die Bevölkerung gesehen, und diese möglichst gleich zu machen gesucht; so daß einige Gouvernements eine sehr große Ausdehnung, andere dagegen einen geringen Umfang haben. Im europäischen Rußland sind 40, im asiatischen 13 Gouvernements. Mehrere Länder gehören aber unter gar kein Gouvernement, als: das Land der donischen Kosaken am schwarzen Meere, der Kosaken am Bug, die Inseln im östlichen Ocean und die Kolonien an der N. W. Küste von Amerika, und das Königreich Polen. Auch haben die 1812 von den Türken abgetretenen Provinzen Bessarabien und ein Theil der Moldau, so wie der größte Theil der Länder am Kaukasus, nebst den 1813 von Persien abgetretenen Stücken, noch keine Gouvernements-Verfassung.

Russisch-deutscher Krieg von 1812 bis 1815. Napoleons ungemessener, durch jeden Erfolg auf eine immer schwindelndere Höhe gehobener Ehrgeiz strebte mit brennender Ungeduld nach dem Augenblicke, wo

alle Länder Europa's besiegt und zertreten unter seinen Füßen liegen würden. Vor allem aber peinigte ihn der Anblick des in stolzer kriegerischer Haltung ihm gegenüberstehenden Englands. In gleichem Maße wie Napoleon dem Phantome der Ausschließung des englischen Handels aus allen Häfen des festen Landes mit blinder Leidenschaftlichkeit nachjagte, hatte man in Rußland eingesehen, daß das ungeheure, an rohen Produkten reiche, an Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes aber so wie an allen Mitteln eines verfeinerten Lebensgenusses arme Land des Handels mit England durchaus nicht entbehren könne. Der Kaiser Alexander gehorchte daher nur dem Gesetze der Nothwendigkeit, als er im Dezember 1810 die Fesseln abwarf, die seinem arglosen Vertrauen zu Tilsit angelegt worden waren, und die Häfen seines Reichs dem englischen Handel unter neutraler Flagge öffnete. Als zur nemlichen Zeit Napoleon den ihm befreundeten Herzog von Oldenburg gewaltsam aus dem Erbe seiner Väter stieß, als die Polen die Hoffnungen, die ihre Herzen lange nährten, in immer lautern Drohungen, immer unverstellteren Herausforderungen kund werden ließen, da erkannte Alexander das Herannahen des großen Kampfes. Der Kraft und Treue seiner Völker fest vertrauend, versammelte er zu Anfang des Jahres 1811 ein Heer in seinen polnischen Provinzen, wozu er einen beträchtlichen Theil der Streitkräfte berief, welche an den Ufern der Donau im Kampfe mit den Türken begriffen waren. Ueber diese seinem Ziel ihn näher führenden Schritte Rußlands im innersten Herzen erfreut, befahl Napoleon, als ob von dem noch ungerüsteten Gegner ein plötzlicher Ueberfall zu besorgen stehe, der Regierung des Herzogthums Warschau, alle polnischen Truppen von dem rechten Ufer der Weichsel auf das linke zurückzuziehen, hinter dem Strome sich auf einen Angriff gefaßt zu halten, und alle Kräfte zu dem bevorstehenden Kampfe aufzubieten. Dem König von Sachsen befahl Napoleon, sein Heer schnell auf den Kriegsfuß zu setzen, und es an der Gränze Preußens in drohenden Lagern zu vereinigen. Das französische Heer in Norddeutschland unter den Befehlen des wilden Davoust endlich, welches in der letzten Zeit nicht über 40.000 Streiter gezählt hatte, wurde um ein Drittel vermehrt. Während die schwarzen Gewitterwolken sich langsam über die entgegengesetzten Ränder des Horizontes von Europa erheben, begann er daher trügerische diplomatische Verhandlungen. Sie wurden durch einen Theil des Jahres 1811 fortgesetzt, konnten aber zu keiner Versöhnung führen, wenn sie auch von den Parteien im Ernste gewünscht worden wäre. Denn die Ursachen des Bruchs lagen nicht in einzelnen Beschwerden, sondern in der ganzen unnatürlich gespannten Gestalt der Dinge, die mit der unaufhaltsamen Kraft einer Naturnothwendigkeit sich zu einer Aenderung hinneigte. Endlich erklärte der russische Botschafter in Paris, Fürst Kurakin, als Ultimat: „Das Kabinet von Potsdam müsse unabhängig bleiben von jedweder gegen Rußland gerichteten politischen Verbindung, daher müsse Preußen und seine Festungen endlich einmal geräumt, der Krone Schweden ihr Pommern zurückgegeben, die Besatzung von Danzig dahin vermindert werden, wie sie vor dem Anbeginne des Jahres 1811 gewesen. Dagegen wolle Rußland, ohne dadurch den Verfall des eigenen Handels noch zu vermehren, den französischen möglichst begünstigen, sich zu einem, dem französischen ähnlichen Systeme von Licenzen, herablassen und beim Continentalsystem beharren, jedoch unbeschadet der, über den Handel des Reichs und über die Zulassung der Neutralen in seine Häfen, angenommenen Grundsätze, welche fest zu behaupten, es seiner Ehre und seiner Würde schuldig sey. Auch sey es bereit, einem angemessenen Tausch- und Entschädigungsvertrage, für den Herzog von Oldenburg, seine Beistimmung zu geben.“ Diese Vorschläge wurden gar keiner Antwort gewürdigt, und Napoleon, eilte die

große Frage über die Herrschaft Europa's mit dem Schwerte zu entscheiden. Seit den Völkerwanderungen hatte die abendländische Welt ein solches Heer nimmermehr angestaunt, wie jenes, womit Napoleon am 23. Juni 1812, über den Niemen auf die russische Erde vordrang, nachdem Narbonne's Versuche, Rußlands Beherrscher über Napoleons Gesinnungen irre zu führen, erfolglos geblieben, nachdem der Botschafter Lauriston in Wilna abgewiesen, nachdem das Vorhaben mißlungen war, den Kaiser Alexander zu einer Unterredung nach Warschau zu laden und sich seiner (wie zu Bayonne, des Königs von Spanien) zu versichern. — 400.000 Mann zu Fuß, 70.000 zu Pferde und 1700 Kanonen bildeten Napoleons, in elf Heerhaufen getheilte Macht; auf dem linken Flügel die Preußen unter Macdonald, im Mittelpunkt eine ungeheure Masse Reiterei unter dem Könige von Neapel, die Garden unter Lefevre und Mortier, die Corps von Davoust, Oudinot, Junot und Saint Cyr, die Baiern, — auf dem rechten Flügel, unter dem König Hieronymus die Westphalen, und die Würtemberger unter Vandamme, die Sachsen unter Reynier, dann unter dem Fürsten Joseph Poniatowsky, die durch alle möglichen Künste angefeuerten Polen, das unabhängige östreichische Hülfskorps unter dem Fürsten Carl Schwarzenberg: nicht freudig in dieser ungewohnten Verbindung, aber fest entschlossen, auch in dem unerwünschten Kampfe, den alten Waffenruhm zu erneuern, — die Küsten bewacht durch den Marschall Augereau, — die Heersäule des Marschalls Viktor, der Fuß der, von allen Seiten herbeiströmenden Ergänzungen und Reserven. — Im Innern ward, auf einen Bericht des Kriegsministers Clarke, die Nationalgarde in drei Heerbanne getheilt. Schon der erste sollte die waffenfähige Mannschaft von 20 bis 26 Jahren, in der Stärke von 600.000 Mann, unter seine Fahnen sammeln. Kaiser Alexanders und seiner Garden Heerlager war um Wilna, Essen an der Ostsee, die erste Westarmee längst dem Niemen, unterstand den Befehlen des Kriegsministers, Grafen Barclai de Tolly, die zweite zwischen Grodno und Slonim, des Fürsten Bagration, — um Bialystock der Kosakenhetmann Platow, — das dritte Heer unter Markow, sammelte sich so eben in Volhynien. — Zwei zahlreiche Reserven zogen sich unter Ertel und Paulucci bei Smolensk und Novgorod zusammen. — Der Russen gesammte Macht, zum Theile auch, aus noch ungeübten, nicht völlig gerüsteten Truppen bestehend, mochte wohl um ein volles Drittheil schwächer seyn, als der Gegner. Erst nachdem Napoleons Heer ohne Widerstand bei Kowno den Niemen überschritten, Macdonald in Tilsit, König Hieronymus gegen Novgorod im Anzuge war (25. Juni), erklärte Kaiser Alexander an Frankreich den Krieg, und daß er sein, zu gerechter Gegenwehre erhobenes Schwert nicht in die Scheide senken werde, so lange noch ein einziger bewaffneter Feind den russischen Boden entweihe. An demselben Tage, als Napoleon zu Wilna einzog (28 Juni 1812), erklärte der nach Warschau berufene, außerordentliche Reichstag, die Wiederherstellung des Königreichs Polen Am 30. Juni hatte sich Doktorow unter beständigen Gefechten an der Düna, Bagration am 6. August bei Kazany, nach einem langen gefahrvollen Rückzug, nach vielen blutigen Treffen gegen Davoust und gegen den König von Westphalen, vorzüglich geschwächt durch das haufenweise Ausreißen der Polen, mit Barclai de Tolly wieder vereiniget. — Der König von Westphalen, durch dessen falsche Bewegungen hauptsächlich der Plan gescheitert war, die Wiedervereinigung beider Westarmeen gänzlich zu hindern, wurde vom Oberbefehl entfernt und nach Cassel zurückgewiesen. General Tormassow bedrohte indeß aus Volhynien das Warschau'sche, und überwältigte (27. Juli) den wichtigen Posten von Kobryn. Fürst Schwarzenberg eilte nun mit Reynier herbei, erfocht am 12. August bei Podubnie, auf äußerst

ungünstigem Boden, zwischen Dämmen, Sumpf und Wald einen entscheidenden Sieg, der das Warschau'sche sicherte und machte sich sogleich gefaßt, der vom geendigten Türkenkriege heimkehrenden Moldauarmee, unter Admiral Tschitschagow, das weitere Vordringen zu wehren. Tormassow wich tief in Volhynien zurück. Die Russen zerstörten und vertilgten, was immer dem Feinde Mittel des Angriffes, des Widerstandes, des Aufenthaltes, der Verbindung, darbieten konnte. Die Dörfer und Flecken boten nur den trostlosen Anblick rauchender Schutthaufen dar. Auf dem linken Flügel hatte Grawert mit den Preußen, die Russen nach Riga hineingedrängt. Der Franzosen Uebermuth hatte jetzt schon übles Blut unter ihnen erregt, Macdonald verlangte und erhielt Grawerts Abberufung. Daß General York an seine Stelle trat, war folgenreicher, als manches in denselben Tagen gelieferte Treffen. Während Napoleon unaufhaltsam gegen das heilige Smolensk und in das Herz des Reichs, nach der alten Czarenstadt Moskau vordrang, bedrohten Oudinot und Macdonald Petersburg, die zweite Hauptstadt desselben. — Wüthend und blutig, aber unentscheidend waren die Treffen an der Drissa und bei Polozk (31. Juli, 1. 17. 18. 22. August), Oudinot und Gouvion St. Cyr waren selbst verwundet. Ein zweitägiges Gefecht (17. 18. August) lieferte das brennende Smolensk und den Uebergang über den Dnieper, in Napoleons Gewalt. Die Gefahr wurde immer dringender. Jenes erbitterte Würgen bey Witepsk, Ostrowno, Krasnoy, Minsk, Mohilew, Polozk und Smolensk, mochte für eben so viel blutige Hauptschlachten gelten. Das Russenheer wich, vom Geschicke des Vaterlandes tief bewegt, von düsterm Rachegeist getrieben, immer weiter, aber immer langsamern Schrittes, auf Moskau zu. Im Lager von Zarewo-Solomieczi, trat der Greis Kutusow an die Spitze des Heeres, welches, gleich dem Volke, einen Russen an die Spitze des Entscheidungskampfes begehrte. An den Höhen hinter dem Dorfe Kologha, unferne der Moskwa, vor der Mitte das Dorf Borodino, durch welches die große Heerstraße zieht, wurde die Schlacht um Moskau erwartet, die Blöße des linken Flügels durch Schanzen gedeckt, die nahen Wälder verhaut, die Saaten der vorliegenden weiten Ebene niedergemähet, und so das grause Feld des Todes eingerichtet. Am 7. September Morgens begannen die Polen durch einen muthigen Sturm auf die russische linke Flügelschanze, der Stellung schwächsten Punkt, die Schlacht. Ein fürchterliches Morden auf diesem, bald eroberten, bald wieder verlornen Platze, ist die ganze Geschichte derselben. 50.000 Todte und Verwundete deckten den Platz, unter diesen 20 französische Generale und 1700 russische Offiziere. Es war auch des Helden Bagration letzter Tag. Kein Theil hatte Trophäen aufzuweisen. Selbst die ungeübte Landwehre hatte mit unbeschreiblichem Grimme gefochten. Mit Anbruche der Nacht zogen sich die Franzosen gegen Mosaisk zurück, in die Stellung, aus welcher sie am Morgen hervorgerückt waren, desgleichen die Russen. Diese entschlossen sich für den fernern Rückzug entschieden, und es geschahen jene entscheidenden Flankenmärsche gegen Tula und Kaluga. Erst am fünften Tage nach der Schlacht, brach Napoleon auf. Am 14. September breitete sich sein Heer im Angesichte der unermeßlichen Czarenstadt aus. Von 350.000 Einwohnern waren höchstens 30.000, meist Ausländer zurückgeblieben. Die Uebrigen flohen mit dem Gouverneur Grafen Rostopschin. Lange vergeblich harrte Napoleon mit seinen Marschällen in der smolenskischen Vorstadt auf den feierlichen Empfang der Behörden, der Bürgerschaft und einer neugierig oder tief erstaunt, oder wohl gar jubelnd heranwogenden Menge. Endlich zog er (15. September) ein, in den offenen Grabschlund der weiten, öden, verlassenen Stadt, nach dem Kreml. Schon standen die Börse, der Marktplatz und mehrere Waa-

renlager in Flammen. Die Franzosen achteten dessen wenig. S. d. Art. Moskau (Brand von). Manche schürten noch die Gluth in zerstörendem Unwillen, Räubern war die Verwirrung des Brandes willkommen. Jeder Tag steigerte die Gräuel, aber auch jeder Tag die Noth und den gänzlichen Verfall der Kriegszucht, die selbst dem Statthalter, Marschall Mortier, gewaltsam zu trotzen wagte. „Wird sind verloren! die Armee hat keinen Rückzug mehr," rief weissagend Berthier. Absichtlich zu einer Täuschung preisgegebene Berichte Kutusows an den Kaiser Alexander, worin jener flehet, eilig Bevollmächtigte zum Abschluß eines Waffenstillstandes und Friedens abzuordnen, der allein Rußland zu retten vermöge, verlockten Napoleon gegen seiner treuesten Diener dringendste Vorstellung. Die stündlich wachsende Noth nöthigte endlich den Unüberwindlichen, selbst die ersten Schritte zu thun. Murat's Vorschläge an Miloradonich wurden spröde von der Hand gewiesen. Zweimal und sogar mit eigenhändigen Briefen Napoleons, kam Lauriston an Kutusow's Vorposten. „Jetzt (wurde ihm entgegnet) könne ja gar keine Rede von Unterhandlungen seyn. Jetzt fange der Krieg für die Russen erst eigentlich an." Bedeutende Verstärkungen erwartend, hielt ihn jetzt Kutusow von einem Tage zum andern hin, führte indeß glücklichen kleinen Krieg, und am 18. Oktober wurde Murat bei Tarutino geschlagen. Am 22. verließen die letzten Franzosen unter Mortier, Moskau. Sie sprengten den Kreml. Tschitschegow mit der Moldauarmee, Witgenstein von der Düna herab, suchten sich indeß im Rücken des zurückziehenden Napoleons, an der Berezina, zu vereinigen. Czernitschew vollbrachte mit gewohnter Kühnheit und treuem Glücke den gefahrlichen Auftrag, Witgenstein von Tschitschagows Anzuge zu benachrichtigen und in ihre Bewegungen Einklang zu bringen. — Das Treffen von Maloj Jaroslawez (25. Okt.), hatte Napoleon auf die Heerstraße von Smolensk zurückgeworfen. Am 17. und 18. November geriethen 21.000 Mann von Davoust's und Ney's Heerhaufen, mit einer unermeßlichen Beute, in die Hände der Sieger. Der Uebergang über die Berezina geschah in der wildesten Verwirrung und kostete gegen 30 000 Mann. Von der Berezina nach Wilna, bis an den Niemen und in Preußen hinein, war kein Rückzug mehr, auch keine Flucht, wie man sie sonst gesehen. Was sich nur einen Augenblick abseits des Weges entfernt hatte, war so glücklich, niedergemacht zu werden. Napoleon entfloh vermummt, über Warschau nach Dresden, nach Paris eilend (4—18. Dezember 1812). Der zum Oberbefehlshaber ernannte Murat und viele Generale folgten seinem Beispiele. Der letzte Rest der Ordnung, der Kriegszucht und jedes menschlichen Gefühles schwand aus den zerlumpten, der wandelnden Seuche ähnlichen Haufen. Lange war Macdonald um Riga in gänzlicher Unwissenheit über die Folge der Dinge gewesen. Schon waren Russen um Memel und Tilsit. Kaum fand noch Macdonald mit der Reiterei einen Ausweg. Die Preußen unter York, nun von allen Seiten umzingelt, hörten Witgenstein's ehrenvolle Vorschläge. Am vorletztern Tage des verhängnißvollen Jahres, schloß York mit den Russen eine Uebereinkunft, die dem preußischen Heerhaufen die Schmach der Gefangenschaft ersparte und ihn, mit den von ihm besetzten Bezirke Preußens, neutral erklärte. Der Fürst Schwarzenberg hatte bis auf den letzten Augenblick Warschau und die französischen Magazine in der Umgegend gesichert. In des Jahres letzten Tagen war sein Heereslager zu Pultusk, von wo er sich immer mehr Oestreichs Gränzen näherte. Das vom hohen Rathe der polnischen Conföderation anbefohlene Aufgebot von 60.000 Mann zu Fuß und 25.000 polnischer Kosaken, zerstreute sich bald, und am 8. Februar gab Warschau seine Schlüssel an die Russen. Am 13. zersprengte Winzingerode die Sachsen bei Kalisch, Czernitschew bei Zieke die Polen; der Russen Hauptheer überschritt die Oder und der Vicekönig Eugen, nun an Murat's

Stelle Oberbefehlshaber, floh von Posen nach Berlin und von dort an die Elbe. Er hielt Magdeburg, Davoust Dresden besetzt. In der Russen Hand waren 50 Generale und 120.000 Mann, das meiste Geschütz, alles Gepäck, alle Beute, welche die unersättliche Raubsucht aus allen Städten, vorzüglich aus Moskau mitgeschleppt. Am Ende des Winters wurden, kraft der öffentlich bekannt gemachten Verzeichnisse, noch gegen 300.000 Leichname und über 130.000 todte Pferde von den russischen Bauern verbrannt. Der knechtische Senat bewilligte mehr, als selbst Napoleon gefordert, 350.000 Mann, und wegen des sogenannten Abfalles des Generals York und des Uebertrittes Preußens, nochmals 180.000 Mann. — Mehr als ein anderer deutscher Staat hatte Preußen durch Napoleons Eroberungskriege gelitten, aber tiefer als irgendwo war auch hier im Volk und im Heere, bei Hohen und Niedrigen der Unwille gegen die Fremdenherrschaft gewurzelt, und durch das Zusammentreffen von vielen Umständen so tief, glühend und unauslöschlich geworden, daß der laute und einmüthige Ausbruch desselben, selbst zu der Zeit, als Napoleon noch auf dem Gipfel seiner Macht stand, nur mit Mühe hatte zurückgehalten werden können. Jetzt brannte er zu einer großen allgemeinen Flamme empor. Der Staat hatte seine Macht und seinen Glanz, der Staatsbürger seinen Wohlstand eingebüßt; alle Interessen waren durch den gewaltigen Sieger verletzt, der Druck und die Mißhandlungen nahmen kein Ende, und Napoleon und seine Helfer schienen ihre ganze Erfindungskraft erschöpft zu haben, um Preußen durch immer neue Forderungen völlig zu Grunde zu richten. Unter diesen verzweiflungsvollen Umständen verlor der König seinen Muth nicht; er trug mit Würde und Ergebung, was er nicht ändern konnte, und gab seinem Volke ein Beispiel von Muth und von Geduld. Doch das, was die Preußen wie ihren König, in den Tagen der Drangsal mit Muth und Trost erfüllt hatte, jener ruhige feste Sinn, der auf die Gefühle innern Werths beruht und bei unverschuldetem Unglück nie verzagen läßt, der erfüllte König und Volk nun auch mit Hoffnung, als die Macht des stolzen Völkerüberwinders gebrochen war und sich eine Möglichkeit zeigte, sein schmachvolles Joch zu zerbrechen. So eitel war die Hoffnung aber nicht, dieses für eine leichte Mühe zu halten; denn welche unermeßliche Kräfte standen jenem noch immer zu Gebote, und wie geringe war das, was Preußen dagegen aufbieten konnte. Doch Vertrauen auf die gute Sache, Einigkeit und der feste Vorsatz, das höchste Gut eines Volkes, die Selbstständigkeit, zu erringen oder im rühmlichen Kampfe darin unterzugehen, machte das Volk stark, und der Welt unerwartet stand Preußen, kaum noch in der Reihe der Staaten mitgezählt, groß und herrlich, den Riesenkampf wagend, da. Als die Preußen in dem unglücklichen Kriege mit Frankreich Glanz, Größe, Wohlstand und das Mehrste von dem verloren hatten, was dem Menschen das Leben verschönert und theuer macht, da zeigte sich bei dem wackern Volke entschieden seine edle Natur: denn es wurde durch die ungeheuren Drangsale nicht verwildert und verschlechtert, sondern es fand darin nur eine Anregung seiner geistigen Kräfte, den Beruf zu größerer Thätigkeit und die Verpflichtung, wo nicht ein besseres Geschick zu erringen, doch wenigstens sich desselben werth zu zeigen. Von dieser Gesinnung waren alle Stände, vom Throne herab bis zur Hütte, durchdrungen; ihr allein dankt der preußische Staat seine Erhaltung in den Tagen der Noth; ihr dankt er seine kräftige Erhebung und die Zurückgewinnung seiner Macht. Der König hatte die Kostbarkeiten seines Pallastes, der Vornehme seine Kleinodien, der wohlhabende Bürger sein Silbergeschirr willig hingegeben, um die Forderungen des nimmersatten Feindes zu befriedigen und die allgemeine Noth zu mindern. Von dem Beispiele ihrer tugendhaften Königin ermuntert,

hatten die Frauen allen werthvollen Schmuck abgelegt, damit er zu dringenden Bedürfnissen verwendet werde und trugen Putzsachen nur von Eisen. Gewohnte Genüsse waren willig entbehrt oder beschränkt worden, Sparsamkeit, Häuslichkeit und Thätigkeit galten wieder wie einst in der guten Väter Zeit für Haupttugenden, und der Mangel daran wurde für eine Schande geachtet; und was vor Allem achtungs- und rühmenswerth war, die nie lau gewesene Liebe des Volks für König und Vaterland war durch die gemeinsame Noth erhöhet und zu einem wahrhaft heiligen Feuer entflammt worden. So war der Sinn und das Wesen des preußischen Volks nach dem schmähligen Frieden von Tilsit, und daher war wohl die Hoffnung der Regierung, dieses Volk durch eigene Kraft einst wieder in seiner Größe und Selbstständigkeit zu sehen, so eitel nicht, und die von dem Könige und seinen weisen Räthen dazu genommenen Maßregeln verhießen und hatten den glücklichsten Erfolg. Eine Hauptsorge war die Vorbereitung hinreichender Streitkräfte, die, ungeachtet der lästigen Bedingungen des Friedens zu Tilsit, nicht mehr als 42.000 Mann auf den Beinen zu erhalten, unter Scharnhorsts Leitung so gut und zweckmäßig erfolgte, daß nach und nach alle junge Mannschaft im Kriegsdienst geübt und die Waffen zu führen fähig war. Dabei ward der kriegerische Geist, der die Preußen vor allen andern Völkern auszeichnet, unterhalten, vor Allem aber der Bürger mit dem Kriegsstande befreundet und in beiden der Sinn zu einem gemeinsamen Wirken zum gleichen Zweck geweckt und unterhalten. Die Verwaltung des Staats erhielt in allen Theilen eine durchgreifende Verbesserung, wie es die Zeit und das Bedürfniß erforderten. Alle Bande und Beschränkung des bürgerlichen Verkehres wurden gelöset und aufgehoben, jeder Kraft wurde hinreichender Spielraum, jeder Thätigkeit ein passender Wirkungskreis gestattet, mit liebender Sorgfalt bemühte sich die Regierung, die vielen Wunden zu heilen, das Geknickte und Zertretene zu erheben, das bescheidene Verdienst aufzumuntern, und jedem, dem Hohen wie dem Geringen, Gelegenheit zu geben, zum Besten des Vaterlandes wirksam zu seyn. So wurde den Bürgerlichen gestattet, adliche Güter zu kaufen, die Leibeigenschaft, obwohl nicht mehr drückend, nahm ein Ende, die Bannrechte hörten auf, eine allgemeine Gewerbefreiheit verdrängte die Zünfte und Gilden, eine Städteordnung ward eingeführt, wodurch die Verwaltung des Gemeindevermögens den Bürgern selbst anvertraut wurde, ein Theil der Krongüter kam zur bessern Benutzung zum Verkauf, aller Geldnoth ungeachtet, wurden die Unterrichtsanstalten auf das Musterhafteste verbessert, und durch die Stiftung der Hochschulen zu Berlin (d. 3. August 1810) und Breslau der deutschen Wissenschaft neues Gedeihen gesichert. Bei diesem Bestreben fand die Regierung unter allen Volksklassen den willigsten Gehorsam, das vollste Vertrauen, bereites Entgegenkommen, und, so oft es verlangt wurde, eine Mitwirkung, die keine Opfer scheute. So war der Zustand und die Stimmung des preußischen Volks, als es die traurigen Ueberbleibsel des französischen Heeres zurückkehren sah. Der Gedanke, in Masse aufzustehen, die Rückkehrenden zu vertilgen, die noch in Deutschland stehenden französischen Heerhaufen über den Rhein zu treiben und so die deutschen Brüder von der Fremdenherrschaft zu befreien, wurde mehrmals in Preußen laut; doch die Behörden, der Stimme der Klugheit Gehör gebend, beschwichtigten das Volk und bewogen es, vertrauensvoll auf seinen König zu sehen, da dieser den rechten Augenblick, die Kraft seiner treuen Preußen zur Wiedererlangung der Freiheit in Thätigkeit zu setzen, wohl zu benutzen wissen würde, und willig bezähmte das so schwer von seinen Drängern gereizte Volk seinen Zorn, und wartete, wiewohl mit Ungeduld, auf den Entschluß des Königs. Ehe dieser noch erfolgen konnte, hatte der Befehlshaber des preußischen, mit den Franzosen vereinigten Heer-

haufens, der General York, mit dem russischen General Dibitsch am 30. Dezember 1812 in der Mühle zu Poscherung einen Neutralitätsvertrag geschlossen, in Folge dessen er sich von den Franzosen trennte und auf preußischem Boden von den Russen unangefochten blieb. Der König, dessen Hauptstadt von den Franzosen besetzt war, durfte seiner Sicherheit wegen den Vertrag nicht genehmigen, sondern ließ vielmehr York zur Verantwortung ziehen. Da begab er sich (den 23. Januar 1813) von Berlin nach Breslau, schloß (den 28. Februar) mit Rußland einen Vertrag zu Kalisch, worin Krieg gegen Frankreich und die Wiederherstellung des preuß. Reichs mit der Größe, wie vor dem Jahre 1806, festgesetzt wurde, sprach (d. 11. März) den General York frei, erklärte (d. 16. März) Frankreich den Krieg und erließ dann (d. 17. März) einen Aufruhr an sein Volk und an sein Heer. Mit Sehnsucht war diesem Aufruf entgegen gesehen worden. Seine Wirkung übertraf alle Erwartung. Wer die Waffen tragen konnte, eilte herbei, um sich unter die Fahnen des Vaterlandes zu stellen, Provinzen und Städte brachten freiwillig die Kosten zur Ausrüstung ganzer Regimenter auf, Einzelne und Vereine stellten einzelne oder mehrere ausgerüstete Krieger; auch Greise und Jünglinge, ja selbst Knaben und Frauen, die Schwäche ihres Alters und Geschlechts vergessend, drängten sich in die Reihen der Krieger, und wer unfähig war, selbst die Waffen zu führen, der brachte freiwillige Gaben, oft das nothwendigen Bedürfnissen Abgedarbte, der Wohlhabende viel, aber auch das sauer erworbene Scherflein; keiner blieb zurück, jeder wollte dem Vaterlande helfen, jeder gab, was ihm das Liebste war; und da, bei dieser einmüthigen Begeisterung des ganzen Volkes, da wurde offenbar, daß Preußen wieder entstehen müsse in seiner ganzen Größe. Es ist ein großer, herrlicher, unaussprechlicher Anblick, wenn ein tugendhaftes Volk, das nicht durch eigne Schuld, sondern vom Verhängniß überwältigt, dem Drucke fremder Willkühr erliegen mußte, um mit dem festen Willen, frei zu seyn, ersteht und in den Kampf für seine Freiheit geht. Nicht die wilde Gluth des Aufruhrs, nicht der Leidenschaften tobendes Geschrei bewegt die thätige Menge, sie ist von dem heiligen Feuer der Begeisterung durchglüht, eine fromme Sehnsucht, ein tugendhaftes Verlangen nach dem Höchsten der menschlichen Güter beseelt alle, der Einzelne fühlt sich im Ganzen gehoben, die kleinlichen Bedürfnisse und Sorgen der Individuen schweigen, aufgelöst in einem großen Wunsche, der jede Brust bewegt, und dieser Wunsch, das gemeinsame Vaterland, den gemeinsamen Namen, die gemeinsame Volkslehre zu retten, macht alle zu Brüdern, veredelt und verklärt Alle, und ein schöner Wetteifer beginnt, wer es dem Andern zuvorthue an Pflichterfüllung und Aufopferung. Heil Preußen, Heil Deutschland, euch! Eure edlen Völker haben in unsern Tagen diesen herrlichen Anblick gewährt, um den uns noch die späte Nachwelt bedauern wird! Ihr habt euerm Namen die Unsterblichkeit errungen. Die fliehenden Reste des französischen Heeres verfolgend, drangen die Russen in Preußen und Warschau ein, besetzten diese Länder, doch mit Ausnahme der Festungen, die noch von den Franzosen besetzt gehalten wurden, und drangen dann in Deutschland vor. Die Franzosen wagten nur in den Festungen Stand zu halten; doch diese zu erobern fehlte es den Russen an Mannschaft und Geschütz, da auf dem weiten Wege, den sie durch verwüstete Landschaften zu machen hatten, die Verstärkungen nur langsam eintreffen konnten. Bei diesen Umständen gewährte den Russen Preußen einen sichern Stützpunkt, da dieses neu gebildete Heer sich täglich vermehrte, mit ihnen vereint die von den Franzosen besetzten Festungen einschloß, und sie auch außerdem in dem befreundeten Lande Hülfsmittel aller Art fanden. Bei ihrem raschen Vordringen in Deutschland erwarteten die Russen nichts gewisser, als daß

alle deutsche Fürsten von ihrem sogenannten Beschützer abfallen und sich mit ihnen vereinigen würden, und besonders sollte des Oberfeldherrn Kutusows Aufruf von Kalisch (d. 25. März) dazu hinwirken. Doch die Furcht vor dem Mächtigen war noch zu groß, der Glaube an seine unerschöpflichen Hülfsmittel zu stark, als daß sie es gewagt hätten, sich von ihm loszusagen; nur allein die Herzoge von Meklenburg traten zu den Verbündeten über. Doch blieb dieser Aufruf, blieben die Aufforderungen anderer russischer Feldherren nicht ohne Wirkung; denn wenn gleich eine Erhebung des Volks im Ganzen oder auch nur in einem Staate allgemein erfolgte, so fanden sich doch schon so viele Freiwillige bei den preußischen und russischen Heeren ein, um für die Sache des Vaterlandes zu fechten, auch offenbarte sich die Stimmung in Deutschland gegen den allgemeinen Feind immer mehr; der Gedanke, sich von seinen lästigen Fesseln zu befreien, faßte Wurzel und gedieh. Gemäß seiner Lage wurde das Land des Königs von Sachsen unter allen Rheinbundstaaten am ersten von den Russen und Preußen besetzt und dieser Fürst von Alexander und Friedrich Wilhelm eingeladen, ihrem Bunde gegen Frankreich beizutreten. Er verweigerte dies, begab sich nach Prag und unterhandelte mit Oestreich, um eine Herstellung des Friedens zu bewirken. Degegen nahm General Blücher den im Frieden zu Tilsit an Sachsen abgetretenen kottbusser Kreis für Preußen in Besitz. Die russische Vorhut unter Tettenborn, Czernitschew und Dörberg drang im Norden in Deutschland weiter vor, besetzte (den 8. März) Hamburg und Lübeck und veranlaßte, daß sich diese Städte für frei und der Sache der Verbündeten beigetreten erklärten, und darauf erstürmte Dörnberg (d. 2. April) Lüneburg, und vernichtete die Schaar des General Morand von 2000 Mann. Unterdessen hatte der Vicekönig Eugen bei Magdeburg an 30.000 Mann zusammen gebracht, und versuchte damit Berlin zu nehmen. Bei Möckern stellten sich ihm Bülow, York und Witgenstein entgegen, und schlugen ihn (d. 5. April) entscheidend. Er erlitt einen großen Verlust und mußte sich eilig nach Magdeburg zurückziehen. Die Preußen hatten mit dieser ersten glänzenden Waffenthat das Unterpfand künftiger Siege empfangen. Während nun Spandau den 15. April von dem General Thümen genommen, Wittenberg aber (d. 17. April) vergeblich von den Preußen beschossen wurde, hatte auch Napoleon alle seine Kräfte angestrengt, um schnell wieder gerüstet im Felde erscheinen zu können, und schon den 25. April langte er in Erfurt an. Ansehnliche Heeresmassen waren vor ihm aus Frankreich gekommen; auch die Bundesfürsten hatten beträchtliche Schaaren gestellt, und so stand er wieder an der Spitze eine Heeres von 120.000 Mann, welchem die Verbündeten zu der Zeit nur 69.000 entgegen stellen konnten, über die Wittgenstein den Oberbefehl führte; unter ihm befehligten Blücher, York und Kleist. Diese Heere geriethen bei Lützen und Großgörschen, unfern Leipzig, an einander, und es kam daselbst am 2. Mai zu einer Schlacht. Ungeachtet der Mehrzahl seines Heeres, konnte doch Napoleon nur mit Mühe der großen Tapferkeit der Preußen und Russen widerstehen, und wirklich sah er mehrere seiner Heeresabtheilungen vor ihrem heldenmüthigen Feinde fliehen. Nur durch die Ueberlegenheit seines Geschützes und der Ankunft des Vicekönigs mit 30.000 Mann Verstärkung gelang es ihm endlich, das verbündete Heer zum Rückzuge zu bringen, aber derselbe war so wohl geordnet, daß der Sieger die Rückziehenden nicht zu verfolgen wagte, und die Fortsetzung des Kampfes am folgenden Tage fürchtete. Doch wollten Alexander und Friedrich Wilhelm Deutschlands und ihrer Heere Loos nicht von dem Schicksal eines einzigen Tages abhängig machen, daher entschlossen sie sich, an die rechte Seite der Elbe zu gehen. Auch Bülow, der an demselben Tage Halle genommen hatte, ging über die Elbe zurück. Das

verbündete Heer hatte weder Geschütz noch Feldzeichen verloren und der Heldenmuth der Streiter die höchste Bewunderung erregt. In der Schlacht waren von beiden Theilen 30.000 Mann geblieben. Napoleon zog den 8. März in Dresden ein und forderte den König von Sachsen zur Rückkehr auf, wodurch dieser denn genöthigt wurde, entschieden auf Frankreichs Seite zu treten. Der sächsische General Thieleman ging zu den Verbündeten über, die Festung Torgau aber, worin er befehligt hatte, wurde von dem Könige von Sachsen den Franzosen übergeben, und das sächsische Heer schloß sich dem französischen an. Das Heer der Verbündeten hatte unterdeß eine Stellung bei Bautzen und Würschen genommen, und sich bis auf 100.000 Mann verstärkt. Napoleon konnte ihnen über 140.000 Mann entgegen stellen, und mit diesen griff er sie am 20. Mai an. Obgleich die Verbündeten in einer unvortheilhaften Stellung sich befanden, da ihre rechte Seite beinahe umgangen war, so vermieden sie den Kampf dennoch nicht, der am 21. Mai unter gräulichem Blutvergießen geführt wurde. Doch ohne überwunden zu seyn, brachen die Verbündeten den Kampf ab und überließen Napoleon das Schlachtfeld, um ihre Heere zu schonen, da hier noch keine Entscheidung erkämpft werden konnte. Auch jetzt hatten die Franzosen kein Stück Geschütz erobert, dagegen betrug ihr Verlust 20.000 Mann, der der Verbündeten aber nur 12.000 Mann. Die Verbündeten zogen sich nach Schlesien zurück und Napoleon folgte ihnen. Es kam zu mehrern blutigen Gefechten, die nicht immer glücklich für die Franzosen ausfielen, und die dem Kaiser Achtung vor der Tapferkeit seiner Feinde abnöthigten. Daher nahm er den Antrag zu einem Waffenstillstande bereitwillig an, der zu Poischwitz den 4. Juni auf 6 Wochen geschlossen, nachmals aber bis zum 17. August verlängert wurde, und die billigen Bedingungen, die er machte, da er keine Einräumungen begehrte, sondern vielmehr einen Theil Schlesiens sogar zurückgab, bewiesen, daß er anfing, seinen Kräften zu mißtrauen und seine Gegner zu fürchten. Dieser Waffenstillstand, wiewohl er eine höchst weise Maßregel der verbündeten Monarchen und eine Hauptursache der späteren glücklichen Erfolge war, wurde im Preußischen nur mit Widerwillen angenommen, denn Volk und Heer wünschte die Fortsetzung des Kampfes, in welchem es siegen zu müssen glaubte. Deßhalb war die Verzögerung ihm unangenehm. Zwar schien Napoleon durch die Waffenruhe am meisten zu gewinnen, da er im Besitz aller festen Elbplätze blieb — auch Hamburg war seit dem 30. Mai wieder in französischen Händen — doch war in der That der größere Vortheil auf Seiten der Verbündeten. Denn Rußland bedurfte vor allem Zeit, um seine weit entfernten Streitkräfte an sich zu ziehen; Preußen bedurfte sie nicht weniger, um alle Hülfsmittel zu sammeln, und besonders thaten beide Verbündeten viele Kriegsbedürfnisse noth, die alle von England aus geschafft werden konnten. Auch mußten Rußlands und Preußens Verstärkungen verhältnißmäßig stärker ausfallen, als Napoleons und seiner Verbündeten; denn er war genöthigt, sie durch Zwangsmaßregeln herbeizuschaffen, bei jenen bedurfte es nur der einfachen Aufforderung, um alles, was nur möglich war, aufzubringen. Beide kriegführende Theile verstärkten sich während des Waffenstillstandes auch durch Bündnisse; Napoleon (den 10. Juli) mit Dänemark; Preußen und Rußland (den 14. u. 15. Juni) zu Reichenbach mit England, welches ersteren Mächten die nöthigen Geldmittel hergab. Mit Schweden hatte Alexander sich schon früher verbündet, und bereits (den 12. Mai) war ein schwedisches Heer in Stralsund, der Kronprinz Karl Johann den 18. daselbst, gelandet, um den Oberbefehl über einen Theil der Kriegsmacht der Verbündeten zu übernehmen. Noch stand Oestreich von dem Kampfe unberührt, und der Beitritt dieser Macht zu einer oder der andern Partei schien den Ausschlag geben zu müssen. Kaiser Franz kannte die Stimme sei-

ner Völker sehr wohl, die einmüthig für einen Krieg mit Frankreich war, welches auch das einzige Mittel blieb, die Selbstständigkeit seines Reiches wieder zu gewinnen; doch wollte er zuvor den ehrenvollen Beruf eines Friedensstifters versuchen, ehe er zu den Waffen griff. Sein Anerbieten, den Frieden zu vermitteln, wurde von allen Mächten angenommen, und Prag zum Versammlungsorte der Gesandten bestimmt. Daß es nicht zum Frieden kommen würde, davon war jede der unterhandelnden Mächte im Voraus überzeugt, und darum setzte auch Oestreich während des Waffenstillstandes die schon früher begonnenen Rüstungen eifrig fort; doch alle wollten den Schein retten; dies Mal am wenigsten Napoleon, denn sein Gesandter erschien erst kurz vor der Beendigung der Versammlung, und bestätigte dadurch die bei den Monarchen herrschende Meinung, daß es ihm um den Frieden nicht zu thun sey. Nun trat Oestreich auf die Seite der Verbündeten und erklärte (den 10. August) Napoleon den Krieg. Zugleich ließ es sein Heer unter dem Fürsten Schwarzenburg nach Sachsen aufbrechen, um die Feindseligkeiten zu beginnen. Dadurch kam das Uebergewicht entschieden für die Verbündeten, und Napoleons Pläne wurden durchkreuzt. Er wollte sich mit seiner ganzen Macht auf Blücher werfen, der in Schlesien bei Löwenberg ein Heer von 90.000 Mann befehligte. Er ging (den 21. August) auf ihn los, doch Blücher wich, über die Katzbach gehend, geschickt aus, und Napoleon mußte nach Dresden eilen, um sich dort den anrückenden Oestreichern entgegen zu stellen. Er ließ den Marschall Macdonald mit 80.000 Mann gegen das schlesische Heer zurück, welches zwischen Brechtelsdorf und Groirsch in einer vortheilhaften Stellung lagerte. In der Absicht, es anzugreifen, ging Macdonald über die Katzbach, was Blücher ruhig geschehen ließ; dann aber mit seiner ganzen Macht sich auf ihn warf und (d. 26. August) einen entscheidenden Sieg über ihn erfocht, wodurch ganz Schlesien von dem Feinde frei wurde. 100 Stück Geschütz und 18.000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Nicht so glücklich war das 130.000 Mann starke Heer, welches Schwarzenberg gegen Dresden führte. Napoleon erschien früh genug, um diese für ihn hochwichtige Stadt zu decken, schlug den 26. alle Angriffe tapfer zurück und gewann den 27. eine Schlacht, bei welcher 12.000 Oestreicher gefangen gemacht wurden. Bei dieser Schlacht wurde auch der berühmte Moreau, der von Alexander aus Amerika berufen worden, um die Verbündeten mit seinen Rath bei ihren Kriegsunternehmungen zu unterstützen, tödtlich verwundet. Noch ehe Napoleon den Sieg bei Dresden erfocht, wollte der Marschall Oudinot Berlin nehmen, woselbst der Kronprinz von Schweden mit einem aus Schweden, Russen und Preußen zusammengesetzten Heere stand. Seine Anstalten dazu waren so gut getroffen, daß dieses Unternehmen nicht mißlingen zu können schien. Er kam bis 2 Meilen vor Berlin, bis nach Großbeeren, wo ihn Bülow den 23. August mit seinen Preußen angriff, ihn zum Rückzuge zwang und ihm mehrere Tausend Mann gefangen nahm. Der Kronprinz von Schweden hatte mit den Russen und Schweden keinen Theil am Kampfe genommen. Dieser Sieg, der Berlin rettete, wog die verlorene Schlacht bei Dresden auf. Nun erfuhr Napoleon die Vereitelung aller seiner Pläne, und alle seine Unternehmungen mißlangen. Er ließ den General Vandamme mit 30.000 in Böhmen eindringen, um die Verbündeten von diesem Lande abzuschneiden und die reichen Hilfsquellen desselben für sich zu benutzen. 8000 Mann russischer Garden unter Ostermanns Anführung, und vom Könige von Preußen persönlich zur tapfern Gegenwehr ermuthigt, hielten mit einem Heldenmuth, der den Namen dieser Schaar unsterblich gemacht hat, den französischen Heerführer bei Kulm (den 29. August) einen Tag lang auf und erneuerten am 30. den Kampf. Schon waren die Kräfte der Heldenschaar der Erschöpfung

nahe, als Kleist erschien und bei Nollendorf einen großen Sieg erfocht, durch den Vandamme selbst mit 10.000 Mann in Gefangenschaft gerieth. 81 Kanonen und eine große Menge Feldzeichen und Kriegsvorräthe wurden den Siegern zur Beute; alle Früchte des Sieges bei Dresden waren für Napoleon verloren. Dem Siege bei Nollendorf folgte der bei Dennewitz, den am 6. September Bülow und Tauenzien über Ney erfochten, der noch einmal den Versuch machte, nach Berlin vorzudringen. Die Franzosen verloren 20.000 Mann an Todten und Verwundeten, und 80 Stück Geschütz. Die Preußen hatten mit der unwiderstehlichsten Tapferkeit gegen eine Zahl ihnen um das Doppelte überlegenen Feind einen ganzen Tag lang gefochten, dessen Niederlage die Ankunft der Russen und Schweden am Abende entscheidend machte. Napoleon fühlte nun, daß sein früheres Kriegsglück von ihm gewichen sey und er es mit Feinden zu thun habe, die ihm an Streitkräften überlegen, an Vorsicht und kriegerischer Gewandtheit wenigstens gleich waren. Die verbündeten Heere schlossen ihn immer enger ein, und alle seine Angriffe endigten zu seinem Nachtheile. Sein Versuch, in Böhmen einzudringen, wurde (d. 17. Sept.) bei Nollendorf mit großem Verlust auf seiner Seite vereitelt, mehrere seiner Angriffe wurden tapfer zurückgewiesen; Czernischef verjagte (d. 28. Sept.) den König Hieronymus aus Kassel. Bertrand wurde, seiner vortheilhaften Stellung ungeachtet, von York (d. 3. Oktober) bei Wartenberg geschlagen; Blücher ging am 5. Okt. auf das linke Elbufer über, und das böhmische Heer rückte in Sachsen ein. Napoleon verließ nun Dresden und eilte nach dem Schauplatze hin, auf welchem über die Freiheit Deutschlands und der Völker Europa's entschieden werden sollte. Daselbst traf ihn die Nachricht, daß das mächtigste Glied des Rheinbundes, der König von Baiern, durch den Vertrag bei Ried (d. 8. Oktober) dem Bunde entsagt habe und der Sache der Verbündeten beigetreten sey. Die großen Tage der Entscheidung naheten heran. Am 14. Oktober blieb ein Treffen bei Liebertwolkwitz zwischen dem Könige von Neapel und Wittgenstein und Kleinau unentschieden; am 16. errang Napoleon in Wachau sogar noch einige Vortheile, und der östreichische General Meerveld wurde von Bertrand gefangen genommen. Dagegen besiegte an diesem Tage Blücher bei Möckern den Marschall Marmont. Napoleon, sein Schicksal ahnend, erbot sich, Deutschland zu räumen; doch sein Antrag wurde zurückgewiesen, denn er konnte jetzt seinem Schicksale nicht entrinnen. Der 17. Oktober hatte ein Stillstand in dem Blutvergießen gemacht, welches am 18. mit doppelter Wuth erneuert wurde. Den verbündeten Heeren war der Kronprinz von Schweden und auch Benningsen mit ansehnlichen Herrhaufen zugezogen, und Napoleon stand umgarnt. Die Verbündeten waren 210.000, Napoleons Heer 180.000 Mann stark. Der Kampf begann des Morgens und wurde mit einer Anstrengung geführt, die mit der Wichtigkeit der Güter, um die hier gestritten wurde, im Verhältniß stand. Napoleon und seine Krieger fochten um ihre Erhaltung, seine Gegner um Europa's Freiheit, die jetzt oder nimmer zu erringen war. Die Blüthe der streitbarsten europäischen Völker war auf dem Kampfplatze; alle wetteiferten mit einander an Tapferkeit; freudig setzten sie ihr Leben an die Behauptung von Freiheit und Ehre, und der blutige Sieg entschied sich für die gute Sache. Der Abend des ewig denkwürdigen 18. Okt. begrüßte die Verbündeten als Sieger (s. Leipzig, Schlacht bei); Napoleon war nur noch auf die mögliche Rettung seines geschlagenen Heeres bedacht. Während der Schlacht waren 6000 Sachsen zu den Verbündeten übergegangen. Wenn gleich am 18. Oktober bereits der Sieg vollständig von den Verbündete errungen war, so blieb ihnen doch noch die völlige Vertreibung des Feindes übrig, und diese erfolgte den 19. Leipzig wurde erstürmt, und das franz.

Heer lösete sich in eine wilde Flucht auf, verlor aber eine ungeheure Zahl Gefangene, Geschütz und anderes Kriegsgeräthe, nachdem Napoleon zu seiner eignen Rettung die einzige Brücke hatte sprengen lassen, auf der das fliehende Heer über die Elster hätte gelangen können. Napoleon rettete von seinem Heere höchstens 60.000 Mann, mit denen er in unaufhaltsamer Flucht dem Rheine zuzog. Als die verbündeten Monarchen um Mittag in Leipzig einzogen, fanden sie daselbst den König von Sachsen, der zum Gefangenen erklärt wurde, und seinen Sitz im Schlosse zu Friedrichsfelde erhielt. Die Leipziger Schlacht hat an Wichtigkeit kaum ihres Gleichen in der Weltgeschichte; für Deutschland ist ihre Bedeutsamkeit nicht geringer, als die Schlacht im Teutoburger Walde, oder als Heinrichs Schlacht bei Merseburg, für Europa und die Menschheit ungleich größer; der gebildeten Völker größte, theuerste Güter wurden hier gerettet. Die nächste Folge der Leipziger Schlacht war die völlige Auflösung des Rheinbundes und der Beitritt der deutschen Fürsten zum Bunde gegen Frankreich. Nun erst wagte sich die Stimmung des deutschen Volkes gegen seinen Unterdrücker laut zu äußern; nun erst wagten es die Fürsten, sich dem schmachvollen Joche zu entziehen, welches sie so lange hatten tragen müssen, und freudig strengten nun, nach Preußens erhabenem Beispiele, die deutschen Länder ihre Kräfte an, um ihre Selbstständigkeit erringen zu helfen. Die Lage der Sachen in Deutschland nahm jetzt einen raschen Umschwung. Napoleon erlitt auf seinem Rückzuge (den 21. Oktober) durch einen Angriff Yorks bei Freiburg an der Unstrutt einen bedeutenden Verlust; bei Hanau wurde er am 30. 31. von Wrede aufgehalten, und konnte sich nur durch vieles Blutvergießen den Weg zum Rheine frei machen, den er am 2. November überschritt. Der König von Würtemberg war den 2, der Großherzog von Hessen-Darmstadt den 5, der Großherzog von Baden den 17. November dem Bunde beigetreten; Hieronymus nach Frankreich entwichen. Die Königreiche Sachsen und Westphalen, die Großherzogthümer Berg und Frankfurt, die Länder der Fürsten von Isenburg und von der Leyen wurden von einer schon früher errichteten Centralverwaltung im Namen der verbündeten drei großen Mächte regiert, und in ihnen Streitkräfte gegen Frankreich aufgebracht, Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig und Oldenburg ihren rechtmäßigen Fürsten zurückgegeben, und die noch von den Franzosen besetzten deutschen Festungen fielen nach und nach; Stettin den 29. Oktober, Dresden den 11. November, Danzig den 30. November, Torgau den 27. Dezember und Wittenberg den 14. Januar 1814, letztere mit Sturm, den Siegern in die Hände. In Deutschland war, mit Ausnahme der noch zu erobernden Festungen, die Arbeit der Krieger vollendet, und es wurden Anstalten getroffen, Frankreichs Gebieter im Innern des Landes heimzusuchen. Die Verbündeten erhielten durch den Beitritt der deutschen Fürsten einen Zuwachs zu ihren Heeren von 145.000 Mann. Während diese deutschen Krieger versammelt wurden, brach Bülow gegen Holland auf, verjagte daselbst die schwachen Reste französischer Krieger und begünstigte das Aufstehen des Volkes, welches sich für selbstständig und den Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien zum Fürsten der Niederlande erklärte (d. 11. Dezember). Der Kronprinz von Schweden warf sich auf die Dänen, nahm ihnen den 5. Dezember Lübeck und nöthigte Dänemark durch den Frieden von Kiel (d. 14. Januar 1814), die Sache Napoleons aufzugeben und sich den Verbündeten anzuschließen. Die Schweiz trug auf Neutralität an; da solche aber den Verbündeten keine, Napoleon wesentliche Vortheile gesichert haben würde, so nahmen erstere den Antrag nicht an, sondern Schwarzenberg ging den 21. und 22. Dezember auf mehreren Punkten über den Rhein, und drang durch die Schweiz in Frankreich vor. Napoleon hatte nach seinem

Rückzuge keine Zeit verloren, um neue Heere zu sammeln, und in Kurzem wirklich eine stärkere Kriegsmacht zusammen gebracht, als den Umständen nach erwartet werden konnte. Blücher ging den 1. Januar 1814 bei Kaub, Witgenstein den 2. bei Rastadt über den Rhein und beide Heere drangen ungehindert vor. Bei Bar sur Aube kam es den 24. Januar zum ernsten Treffen, welches die Franzosen verloren und sich auf Chalons und Troyes zurückzogen. Napoleon erschien nun selbst im Felde, und kämpfte gegen Blücher den 29. bei Brienne und den 1. Februar gegen Blücher und Wrede bei La Rothiere, wurde aber zum Rückzuge nach Troyes gezwungen. Nun ward das Waffenglück ihm wieder günstig. Den 10. Februar nahm er den russischen General Osusieff mit 6000 Mann gefangenn, den 11. siegte er bei Montmirail über das schlesische Heer, den 5. brachte er Blüchern bei Joinvillars einen beträchtlichen Verlust bei, den 17. drängte er Witgenstein von Rangisinach Rogent zurück und machte 6000 Gefangene, den 18. besiegte er den Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau und den 22. zog er in Bar sur Aube ein. Während nun das Kriegsglück hin und her schwankte, waren seit dem 4. Februar Friedensunterhandlungen zu Chatillon angeknüpft worden, und Napoleon hatte sich anfangs zum Frieden geneigt gezeigt. Doch als ihm das Glück wieder günstig wurde, ließ er merken, wie wenig es ihm Ernst damit sey; die Verhandlungen zerschlugen sich, und wurden den 19. März völlig aufgehoben. Dagegen schlossen die vier großen Mächte, Rußland, Oestreich, Preußen und England, den 1. März zu Chaumont einen Vertrag auf zwanzig Jahre nach dem Frieden, zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in Europa; jede von ihnen verpflichtete sich zu dem Zwecke, 150.000 Mann vollzählig zu halten, und England machte sich zur jährlichen Zahlung von 5 Millionen Pfund Sterling an die drei übrigen Mächte bis zum Ende des Krieges verbindlich. Der Sieg wechselte nun, bis Blücher sich mit Sacken und Winzingerode vereinigte. Darauf wurde Napoleon von Blücher den 9. und 10. März bei Laon, zu gleicher Zeit Marmont bei Athis von York, Ziethen und Kleist geschlagen, und mußte sich nach einem heftigen Kampfe (d. 20.—22 März) bei Arcis mit Schwarzenberg, von der Aube zurückziehen. Er wollte nun nach Lothringen durchbrechen und den verbündeten Heeren in den Rücken kommen, um sie von ihren Hülfsquellen abzuschneiden und das Land in einen allgemeinen Aufstand zu bringen. Sein Plan wurde aber verrathen und vereitelt. Blücher vereinigte sich mit Schwarzenberg, beide Feldherren schlugen die Marschälle Marmont und Mortier am 25. März bei Fere Champenoise, und gingen dann schnell auf Paris los, wo sie noch auf den Höhen von Mont-Martre einen blutigen Kampf zu bestehen hatten und dann den 31. März die Hauptstadt des französischen Reichs durch Kapitulation einnahmen. Als Napoleon die Einnahme von Paris erfuhr, begab er sich mit seinem Heere von St. Didier nach Fontainebleau, noch unentschlossen, was er nun beginnen sollte. In Paris hatten unterdessen Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug gehalten und mit dem Senat von Frankreich wegen einer Regierungsveränderung unterhandelt. Napoleons Entsetzung und die Wiedereinsetzung des alten Königsstammes der Bourbonen wurde beschlossen, und ihm dieser Beschluß bekannt gemacht. Obgleich er noch ein Heer von 70.000 Mann hatte, so überzeugte er sich doch, daß er den Verbündeten nicht gewachsen sey, und willigte den 1. April in seine Entsetzung ein. Ihm wurde die Insel Elba zum unumschränkten Besitz und außerdem ein Jahrgehalt von 2 Millionen Franken eingeräumt; seine Familie erhielt 4 Millionen Jahrgelder. Der Thron von Frankreich wurde von Ludwig d. Achtzehnten bestiegen. Als dieser den 2. Mai in Paris seinen Einzug gehalten hatte, unterhandelte er mit den verbündeten Mächten wegen des Friedens, der den 30.

Mai zu Paris geschlossen wurde. Er war billig und ehrenvoll für Frankreich, welches seine Grenzen, wie sie 1792 gewesen waren, behielt, auch außerdem im Besitz von Avignon und Venessain, von Landau, eines Landstrichs am Rhein und eines Theils von Savoyen blieb. Die Sieger ließen das besiegte Reich im Besitz des Raubes so vieler Länder; sie forderten keine Entschädigung für ihre unermeßlichen Kriegskosten; sie gaben dadurch einen in der Geschichte beinahe beispiellosen Beweis von Mäßigung und Großmuth, und hofften um so sicherer, den Frieden auf lange Zeit in Europa zu erhalten. Durch Napoleons Besiegung hatte Europa seine Selbstständigkeit wieder erhalten, und das durch ihn zerstörte Verhältniß der Staaten sollte nun wieder hergestellt werden. Zu dem Zweck war ein Kongreß in Wien veranstaltet worden, auf welchem der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern, Würtemberg und eine große Menge regierender Fürsten persönlich erschienen, die übrigen Mächte aber durch Botschafter ihre Angelegenheiten vertreten ließen. Den Besitzstand und die übrigen Verhältnisse der Staaten, wie solche vor der französischen Revolution bestanden hatten, wieder herzustellen, ging nicht wohl an, und das rechte Maß in den Ausgleichungen zu treffen, war eine so schwierige Sache, daß bei den mannigfach durchkreuzenden Forderungen und Ansprüchen kaum an ein feindliches Abkommen zu denken war. Besonders verwickelt waren die Angelegenheiten der deutschen Staaten, und gerade dabei berührten sich die verschiedenen Interessen am feindlichsten. Vor allen machten Preußens Entschädigungen einen Gegenstand weitläuftiger Unterhandlungen aus. Diese Macht hatte verhältnißmäßig mehr als jede andere für die Herstellung der Selbstständigkeit Deutschlands und Europa's gethan, und doch erhoben sich von allen Seiten Schwierigkeiten, ihr den alten Besitzstand wieder einzuräumen. Baiern durfte, zufolge seines Vertrages mit Oestreich, Anspach und Baireuth nicht abtreten, Rußland wollte Neuostpreußen und Südpreußen nicht wieder Preußen einverleiben lassen; und durch welche Länder sollte Preußen, welches auch Hannover nicht wieder erhalten konnte, entschädigt werden? Das Königreich Sachsen sollte hauptsächlich dazu dienen; doch Frankreich, England, Oestreich und viele deutsche Fürsten erklärten sich auf das Einstimmigste dagegen, auch protestirte der König von Sachsen feierlich gegen eine Abtretung seiner Staaten für anderweitige Entschädigung. Ein anderer Hauptgegenstand der Berathung war das künftige Verhältniß der deutschen Fürsten gegen einander und Deutschlands Stellung gegen die übrigen europäischen Mächte. Baierns Entschädigung für Tyrol und Salzburg, die Bestimmungen wegen der ständischen Verfassungen in den deutschen Staaten und die Ansprüche der mediatisirten ehemaligen Reichsstände auf Unmittelbarkeit, gaben außerdem noch Veranlassungen zu Verhandlungen und Weiterungen. Die Verhandlungen des Kongresses hatte den 1. November 1814 anfangen, und noch war kein Gegenstand beendigt, als den 5. März 1815 die Nachricht in Wien eintraf, daß Napoleon den 26. Februar Elba verlassen habe und den 1. März bei Cannes in Frankreich gelandet sey. Diese Nachricht brachte allen Zwist zum Stillstande, und alle Mächte vereinigten sich sogleich zu den kräftigsten Maßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe in Frankreich. Der erste gemeinschaftliche Schritt war die Achtserklärung über Napoleon Buonaparte (den 13. März); darauf wurde zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und England (den 25. März) der Vertrag von Chaumont erneuert; dann willigte endlich der König von Sachsen (den 6. April) in die Abtretung eines Theils seines Landes an Preußen, der Friede zwischen Preußen und Sachsen wurde den 18. Mai geschlossen, und endlich kam (den 8. Juni) die deutsche Bundesakte zu Stande. Der Kongreß lösete sich nun auf und die Fürsten eilten an ihre Hoflager oder zu

ihren Heeren, um die Anstalten gegen Napoleon zu beendigen. Der große Anhang, den Napoleon bei seiner Wiederkehr in Frankreich gefunden hatte, machte kräftige Maßregeln gegen ihn dringend nothwendig; daher eilten, ihn zu bekämpfen, die Heere aller Mächte herbei. Der Lage ihrer Staaten wegen, waren Preußens und Englands Heere, letzteres mit niederländischen, hannöverischen und braunschweigischen Truppen vereinigt, früher an Frankreichs Gränzen, als die übrigen, und nur ihnen dankt Europa die schleunige Beendigung eines Krieges, der, wenn dem Erkaiser Zeit gelassen wurde, sich zu stärken, langwierig zu werden drohte. Mit der ihm eigenen Schnelligkeit erschien Napoleon an der Spitze eines Heeres in Belgien und griff die Preußen mit einer Uebermacht (den 1. Juni) bei Ligny an. Blücher vertheidigte sich mit großer Tapferkeit, mußte aber, da die erwartete Unterstützung ausblieb, endlich doch, vom Feinde verfolgt, das Schlachtfeld räumen. Die Abtheilung von Wellingtons Heere, die zu seiner Unterstützung hatten kommen sollen, war bei Quatre Bras von Ney selbst angegriffen worden. Auch sie hatte einen harten Kampf zu bestehen, bei welchem der Herzog von Braunschweig den Heldentod fand. Napoleon zog nun seine Truppen zu einem Hauptschlage zusammen, und griff damit am 18. Juni Wellingtons Heer an. Der Feldherr hielt die heftigen Angriffe des französischen Heeres einen ganzen Tag lang aus, und behauptete sich gegen den zahlreichern Feind, denn er rechnete auf den Beistand der Preussen. Er hatte auch nicht vergebens gerechnet, denn gegen Abend langten sie an; zuerst Bülows Schaaren, dann auch die übrigen, und nun wurde mit verdoppelter Heftigkeit gekämpft. Napoleons Waffengefährten stritten nie tapferer als jetzt, wo alles für sie auf dem Spiele stand, doch der Preußen und Engländer und ihre Bundesgenossen Krieger Tapferkeit war größer, das französische Heer wurde aufs Haupt geschlagen und in völlig aufgelöstem Zustand von den Siegern verfolgt. Die Schlacht bei Belle Alliance (von den Engländern und Niederländern bei Waterloo, von den Franzosen bei Mont St. Jean genannt), wird als eine der ruhmvollsten Waffenthaten ewig in den Jahrbüchern der preußischen, deutschen und englischen Geschichte glänzen. Die Sieger folgten den Flüchtlinge auf dem Fuße nach, kamen unaufgehalten bis vor Paris und nahmen (den 3. Juli) diese Hauptstadt zum zweiten Mal durch Kapitulation. Der König Ludwig d. Achtzehnte, der nach Gent geflüchtet war, wurde schon am 9. Juli nach Paris zurückgeführt, am 10. trafen die Kaiser von Oestreich und Rußland und der König von Preußen daselbst ein, und nun wurde an einem Frieden mit Frankreich gearbeitet, der aber erst nach langen Verhandlungen den 20. Nov. 1815 zu Stande kam. Dieser Friede entschädigte die verbündeten Mächte und Deutschland wenigstens in Etwas für das früher von Frankreich erlittene Unrecht und für die zu dessen Beruhigung gemachten Anstrengungen. Deutschland erhielt die abgetretenen Bezirke an der Saar und Mosel mit Saarlouis und Saarbrück, dann die Lande an der Queich und Lauter, mit der wichtigen Festung Landau zurück. Von der baaren Entschädigung von 700 Millionen Franken, die Frankreich zahlen mußte, erhielten Oestreich 100 Millionen, Prußen 125, die deutschen Fürsten, mit Sardinien und den Niederlanden gemeinschaftlich, 110 Millionen, und 137½ Millionen wurden zu Anlegung neuer Festungen an Deutschlands Grenze bestimmt, und die von den Franzosen seit 20 Jahren geraubten Kunstwerke mußten ihren Besitzern zurück gegeben werden.

Russische Sprache und Literatur, s. d. Anhang dieses Werkes im letzten Bande.

Russisches Bad. Es besteht in einem einzigen Saale, aus Holz gebaut; in demselben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, mit Fluß-

kieseln bedeckt, welche die Hitze des Ofens glühend macht. Rings umher sind breite Bänke befindlich. Beim Eintritt fühlt man sich dergestalt von Glut befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande sind, einige Zeit darin zu dauern, entkleiden sich und strecken sich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, ein dicker heißer Dampf erhebt sich, der den Badenden einschließt, auch ihn dergestalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Von fünf zu fünf Minuten wird neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 50° Reaumur. Hat der Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wohl unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehme Russe genießt nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröstetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläser Branntwein, und geht wieder an seine Arbeit. Die Russen bedienen sich dieser Bäder sehr häufig; sie sind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Auch in Finnland findet man sie. Auch in Deutschland sind an mehrern Orten russische Bäder errichtet worden, bei den man aber mehr einen Heilzweck im Auge hatte, als daß sie zum diätetischen Mittel, wie in ihrem ursprünglichen Vaterlande, dienen sollten. Sie hatten aber trotz der Lobreden und Anpreisungen der Aerzte sich keiner starken Aufnahme beim Publikum zu erfreuen; wahrscheinlich schreckte das Heroische in der Cur dasselbe von dem Gebrauche. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die russischen Dampfbäder auf eine Körperkonstitution, die sich nicht an sie von Jugend auf gewohnt hat, einen mächtigen Einfluß haben müssen, und leicht durch das Gewaltsame ihrer Wirkungsart mehr schädlich als nützlich werden können: demungeachtet sind sie, mit Vorsicht und mit den nöthigen Modifikationen angewandt, ein kräftiges Heilmittel bei rheumatischen und herpetischen Krankheiten.

Russisches Glas, s. Frauenglas.

Rüstung, dasjenige, womit man rüstet, wie bei Zimmerleuten und Maurern, das Gerüst zu einem Baue; bei den Brunnenmachern, ein schweres Gerüst, durch welches die Senkung der Brunnenmauer bewerkstelligt, auch bei dem Bohren nach der Wasserquelle ein fester Standort verschafft wird; — jedes Werkzeug, Lasten zu heben; die Einfassung jedes bewaffneten Polsteines; ein Gerüst, z. B. das Floßbrett, welches auf dem Wasser vorwärts geschoben wird, eine Ramme darauf zu stellen; — alles zum Kriege nöthige Geräth; der Schaft eines stählernen Bogens nebst Zubehör und gewisse Arten von Armbrüsten, welche ganze und halbe Rüstungen heißen. — Rüstung nennt der Vogelsteller alles Geräth an Bälgen, Strecken ꝛc. zu einem Vogelheerde.

Rüstzeug, ein Werkzeug, etwas auszurüsten; — uneigentlich, Mittelsperson — in engerer Bedeutung, ein zusammengesetztes Werkzeug, um durch dasselbe eine Bewegung leichter und vortheilhafter zu bewirken; an der Armbrust der Theil, womit der stählerne Bogen gespannt wird.

Ruthe ist ein Längenmaß sehr verschiedener Größe, denn es gibt Ruthen von 10, 12, 14, 16 und 18 Fuß. Die königlich sächsische Ruthe hält 15 Fuß 2 Zoll und der Acker 300 solche Geviertruthen. Die Kubikruthe ist eine Ruthe lang, breit und hoch.

Rutilius, der Name einer plebejischen Familie zu Rom, von der sich besonders auszeichneten: 1) Publius Rutilius Rufus, als Redner, Rechtsgelehrter und Geschichtsschreiber berühmt, war 165 v. Chr. Consul, nachdem er zuvor als Tribunus militum gegen die Numantiner unter dem jüngern Scipio, und als Legat des Metellus im jugurthischen Kriege gefochten hatte. Er zog sich durch seine Gerechtigkeitsliebe die Feindschaft der röm. Ritter zu. Aus Rom verwiesen, begab er sich nach Asien, und hielt sich fast beständig in Smyrna auf. Sulla versuchte umsonst, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er schrieb die Geschichte Roms in griechischer, und die Geschichte seines Lebens u. a. Schriften in lateinischer Sprache; doch sind nur wenige Ueberbleibsel bis auf unsere Zeit gekommen. — 5) Claudius Rutilius Numantianus, Gallus, aus Gallien gebürtig, lebte 416 n. Chr., bekleidete mehrere öffentliche Aemter zu Rom, und eilte seinem bedrängten von Barbaren verwüsteten Vaterland zu Hülfe. Bruchstücke einer Beschreibung seiner Reise von Rom nach Gallien in 2 Büchern, zeigen sein poetisches Talent. Ausgabe von I. G. Graevii et T. I. ab Almeloveen etc. cur. I. S. Gruber, Norimb. 1804. 8.

Rutschberge (pariser). Ursprünglich sind sie ein Volksvergnügen der Russen, die im Sommer ihre Eisberge durch einfach gebaute hölzerne Rutschbahnen ersetzen. Sie brachten diese Art sich zu belustigen mit nach Paris, und die Pariser fanden an derselben so viel Geschmack, daß sie Rutschberge mit möglichster Kunst und Eleganz anlegten. Bald entstanden vier Arten von Rutschbergen, die russischen, schweizerischen, englischen und französischen; die russischen waren die ersten und einfachsten, und wurden außerhalb der Barriere du Roule in einem angenehmen Garten angelegt. Von einem etwa drei Stock hohen viereckigen Thurm, von dem man eine schöne Aussicht genießt, und zu dem auf der einen Seite eine bequeme Treppe hinaufführt, fährt man auf der andern in einem Lehnsessel, der auf einem kleinen dreirädrigen Gestelle ruht, die von der Höhe des Thurmes bis zur Erde schräg ablaufende Fläche mit der Schnelligkeit eines Pfeiles herunter. Die Räder des Gestells gehen fast bis an ihre Axe in hölzernen Gleisen, und verhüten so, daß der Rollwagen nicht durch irgend einen Stoß aus der Bahn geworfen werden kann. Bald nach den Montagnes Russes wurden in dem Faubourg St. Germain die Montagnes Suisses errichtet, wahrscheinlich erhielten sie diesen Namen von den theaterartigen Felsendekorationen, mit den die Seitenwände der Anhöhe geschmückt sind; sie hatten vor den Montagnes Russes den Vorzug, daß man von ihnen sich auf einem hölzern. Pferde, das auf Rädern ruht, eben so sicher und angenehmer, als in einem Lehnsessel, herunterrollen lassen konnte. Die größte Anstalt dieser Art, welche alle anderen, an Eleganz und Künstlichkeit des Mechanismus übertraf, sind die Montagnes Françoises, oder die Promenades Aeriennes. Sie wurden im August 1817 in dem schönen Garten Beaujon der Champs Elisées eröffnet. In einer der angenehmsten Gegend von Paris ist ein 100 Fuß hoher Thurm erbaut, auf dem man unter einem offnen Pavillon die herrlichste Aussicht auf Paris und seine Umgebungen hat. Die Fahrten vom Thurme geschehen in einem Halbzirkel nach unten, wo dann durch ein sehr künstliches mechanisches Getriebe der Rollwagen wieder in gerader Linie zum Pavillon hinauf gezogen wird, so das man die Lustbarkeit so lange als man will fortsetzen kann, ohne aussteigen zu brauchen. Von den beiden Seiten des offnen Pavillons laufen zwei Bahnen in wellenförmig geschwungenen Linien; jede Bahn ist für zwei neben einander fahrende Wagen, die in hölzernen Gleisen gehen, eingerichtet, und obendrein mit einem durch Barriere abgeschlossenem Trottoir für Fußgänger versehen. Die beiden Bahnen vereinigen sich unter in der Mitte, und die vier Wagen werden nebeneinander in gerader Richtung

schen Milchgefäßen, und erwarb sich auch durch Berichtigungen mehrerer von Andern gemachten Entdeckungen große Verdienste. Seine meist anatomischen Schriften geben ein sehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Rufe ihres Verfassers.

Ruyter (Michel Adrian), ein berühmter holländischer Seeheld, geb. 1607 zu Vließingen in Seeland. Seine Eltern hatten ihn zum Seilerhandwerk bestimmt; allein er entfloh und nahm Dienste auf einem Schiffe. Nachdem er Schiffsjunge gewesen, Matrose, und hierauf Steuermann, ward er Schiffskapitain. Er schlug die Irländer zurück, welche sich zu Herrn von Dublin machen, und die Engländer daraus verjagen wollten. Acht Reisen nach Westindien, und zwei nach Brasilien verdienten ihm 1641 die Stelle eines Contre-Admirals, und er befehligte als solcher die Hülfsmacht, womit Holland Portugal gegen Spanien unterstützte. Er gab hier so viele Proben von Tapferkeit, daß ihm der König von Portugal die größten Lobsprüche gab. Er erwarb noch größeren Ruhm auf seinen gegen die afrikanischen Raubstaaten unternommenen Zügen. Als im J. 1653 ein Geschwader von 70 Schiffen gegen die Engländer geschickt wurde, befahl er unter dem berühmten Admiral Tromp und unterstützte diesen Feldherrn sehr geschickt in dreien Gefechten, die den Feinden geliefert wurden. Gegen Ende des J. 1655 kriegte er gegen die Corsaren im Mittelmeer, nahm mehrere türkische Schiffe, unter welchen auf einem der berüchtigte Renegat Armand de Dias sich befand, den er hängen ließ. 1659 dem König von Dänemark gegen die Schweden zu Hülfe geschickt, fügte er zu dem alten Ruhme, neuen hinzu. Der dänische Monarch adelte ihn nebst seiner Familie, und gab ihm eine Pension; die Stellen eines Vice-Admirals und eines Lieutenant-Admiral-Generals waren die Belohnungen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste. Er verdiente die letztere Würde, die höchste die er erstreben konnte, um so mehr, da sein Genie und seine Tapferkeit seinem Vaterlande einen entscheidenden Sieg über die verbundene Flotte von Frankreich und England errungen hatte, während die Waffen der Republik zu Lande sehr unglücklich kämpften. Ruyter genoß jedoch nicht lange die ehrenvollen Früchte seiner Anstrengungen, er endete seine Laufbahn vor der Stadt Agouste in Sicilien, im J. 1626, in einer Schlacht, die er den Franzosen lieferte: er erhielt darin eine tödtliche Wunde, woran er nach einigen Tagen starb. Sein Leichnam ward nach Amsterdam gebracht, wo ihm auf Kosten des Staats ein würdiges Denkmal errichtet war.

Ryssel, Lille.

Ryswik, Dorf in der niederländ. Provinz Holland, eine Stunde von Haag, mit 1608 Einw. und dem Fort Nieuwburg. Der ryswick'sche Friede wurde im November 1697 geschlossen. Unter Schwedens Vermittelung wurde dadurch ein Krieg beendigt, welchen Ludwig XIV. König von Frankreich, seit 1688 mit Oestreich, Spanien, England, Holland, Baiern, Savoyen und den Ständen des schwäbischen, ober- und niederrheinischen Kreises geführt hatte. Im Besitze bedeutender Eroberungen, behielt Ludwig weiter nichts als Straßburg, nebst dem Elsaß auf dem linken Rheinufer, wobei er jedoch nicht aus Mäßigung handelte, sondern aus Rücksicht auf einen in Betreff Spaniens gemachten Plan. Bemerkenswerth ist noch die Ryswicksche Clausel, nach welcher, laut des IV. Artikels, die katholische Religion in denjenigen Orten des deutschen Reiches, wo sie nach dem westphälischen Frieden von Frankreich eingeführt worden, in unverändertem Zustande bleiben sollte. Alle Bemühungen der protestantischen Reichsstände haben in der Folge in dieser Clausel nichts abzuändern vermocht.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im neunten Bande enthaltenen Artikel.

Po. Seite 1
Pochwerke
Pocile
Pocken
Pockels 2
Pococke
Podagra
Poelenburg 3
Poesie
Poet 6
Poetik 7
Poetische Lizenzen
Poinsinet
Poitiers (Stadt) 8
Poitiers (Diana de)
Pol
Polhöhe 10
Polareis
Polarität
Polarkreis, s. Erdstrich
Polarstern, s. Nordstern
Polemik
Polen
Policinell s. Pulcinella 20
Polignac (Melchior de)
Polignac (G. C. M.)
Polirstahl 21
Politik
Politische Freiheit, s. Freiheit
Politische Verfassung, s. Verfassung
Polize
Polizei
Polizei (medizinische)
Poliziano 28
Pollux, s. Castor und Dioskuren
Polnische Sprache u. Lit.
Pölnitz 30
Polo
Polonoise 31
Polyandria
Polyarchie 31
Polybius
Polychord 33
Polycletes
Polydektus, s. Perseus
Polygamie
Polyglotte 34
Polygnotus 35
Polygon
Polygraph
Polyhistor
Polyhymnia 36
Polykarpus
Polykrates
Polynesien, s. Australien
Polyneces, s. Eteokles und Theben 37
Polypen
Polypen (naturh.) 38
Polyphem 39
Polyspast, s. Flaschenzug
Polytechnische Schule, s. Realinstitute
Polytheismus
Polyxena 40
Pombal 41
Pommern 43
Pomologie 44
Pomona 47
Pompadour 48
Pompeji
Pompejus
Pompejussäule, s. Alexandrien 54
Pompignon
Pondichery
Poniatowski (Fürsten) 55
Poniatowski (Fürst J.) 57
Pönitentiarius 59
Pönitens
Pontifex
Pontifikat
Pontinische Sümpfe
Pontons 60
Pontopidan 60
Pontus (Symbol) 61
Pontus (Stadt)
Pontus Euxinus 62
Pope
Popen
Popularität
Porcia 66
Poren
Porphyr
Porphyrius, s. Neuplatoniker
Purpora
Porsenna 67
Porson 68
Portamento
Portici, s. Neapel
Portiuncula, s. Franz v. Assisi
Portland-Vase
Porto, s. Oporto 69
Porto Ferrajo, s. Elba
Portorico
Portrait
Portsmouth
Portugal (Geschichte v.)
Portugal (in geograph. u. statist. Hinsicht) 81
Portug. Sprache, Literatur u. Theater 86
Portumnus 93
Porus 94
Porzellan
Posaune 96
Poseidon, s. Neptun
Pöschel u. Pöschelianer
Posen
Possippo, s. Neapel 97
Positiv
Posse
Posselt 98
Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage 99

Provinz 207
Prozeß 208
Pruth 210
Prytaneum 211
Psalmen
Psalmodie 213
Psalter
Psammitich, Psammetich, s. Aegypten und Labyrinth
Pseudo
Pseudo-Demetrier, siehe Rußland (Gesch. von)
Pseudo-Isidorius, siehe Isidorius, Dekretalen und Päpste
Psyche
Psychologie
Ptolemäer 216
Ptolemais, s. Acre 217
Ptolemäus
Pubertät
Publicität, s. Oeffentlichkeit 219
Publikum
Publicist 220
Pufendorf 221
Pugatschew 222
Pulci
Pulk, s. Kosaken 223
Puls
Pulsadergeschwulst, s. Anevrisma 224
Pultawa
Pulververschwörung 225
Pumpe 226
Pumpernikel 227
Punier
Punkt
Punktation
Punktirte Manier, siehe Kupferstecherkunst
Punt
Pupille, s. Auge
Puppe, s. Insekten
Purgatorium, s. Eid und Fegefeuer
Purismus
Puritaner, s. Dissenters 228
Purpur
Pütter 229
Puzzolana 230
Pygmäen 231
Pygmalion
Pylades 231
Pylos
Pyramide
Pyramiden
Pyramus, s. Thisbe 233
Pyrenäen
Pyrmont 234
Pyromantie 235
Pyrometer 236
Pyrophor
Pyrrha, s. Deukalion
Pyrrhichius, s. Rhythmus
Pyrrho
Pyrotechnie, s. Feuerwerkerkunst 237
Pyrrhus 238
Pyrrhus
Pythagoras 240
Pythagoräische Lyra, s. Pythagoras 251
Pythagoräische Rechentafel, s. Pythagoras
Pythagoräischer Lehrsatz, s. Pythagoras
Pythia oder Pythonissa, s. Delphi
Pythias, s. Dämon
Pythische Spiele
Python 252

Q 253
Quaden
Quadragesima, s. Fastnacht
Quadrant
Quadrat
Quadrivium, s. Schule
Quadrille
Quadriren, s. Quadrat
Quadro
Quadruple- u. Quintuple-Allianz
Quäker 256
Qualität und Quantität 258
Quanz 25
Quarantaine
Quarin 262
Quarré 263
Quart
Quarte
Quartett
Quartier 364
Quartierfreiheit, s. Freiheit
Quarze
Quästoren
Quatember 265
Quatuor, s. Quartett
Quatuordecimaner, s. Sekten
Quebek
Quecksilber 266
Quecksilbermittel
Quedlinburg 269
Querflöte, s. Flöte 270
Querpfeife
Quellen
Quellenwasser 271
Quetschung 272
Quevedo de Villages
Quiberon 273
Quick 274
Quietismus
Quin 275
Quinault 276
Quinquertium, s. Gymnasium 277
Quinquet, s. Argandische Lampe
Quinte
Quintenzirkel
Quinterne, s. Lotterie
Quintessenz
Quintett
Quintilianus
Quintole 278
Quintus Calaber
Quippos
Quirini
Quirinus 279
Quistorp
Quite 280
Quittung
Quodlibet
Quote 281
Quotient

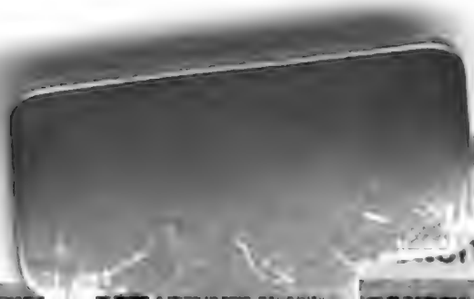
R
Raab
Rabanus od. Rhabanus Maurus, s. Maurus
Rabatt
Rabaut-Saint-Etienne
Rabbaniten 282
Rabbi
Rabinische Sprache

Reinecke (J. Fried.) 393
Reinhard (F.V.) 394
Reis 398
Reis-Effendi, s. Effendi
Reisen
Reiske 409
Reiten 411
Reitkunst
Reiz
Reizbarkeit
Relativ 415
Relegation
Relief
Religion
Religionsfriede 419
Religionsgeschichte, siehe Gesch. u. Religion 425
Religionsphilosophie
Religionsschwärmerei
Religionsunterricht 426
Religionsvereinigung, s. Union 430
Religiosen
Reliquien 431
Rembrandt v. Rhyn 432
Remedium 434
Remesse
Remonstranten
Remscheid 436
Remus, s. Romulus
Renegaten
Reni
Rennes
Rennie
Rens 440
Repertoire
Repräsentanten, Repräsentation und Repräsentativsystem s. Volksvertreter u. Stände 442
Repressalien
Reproduktion
Republik 447
Requetenmeister 448
Requiem
Requisition
Requisitoriales 449
Reservatio mentalis
Resewitz
Resident, s. Gesandte 450
Resonanz
Responsum
Restauration 451
Restitutio in integrum
Restitutionsedikt 452
Retardat 452
Retardation
Retentionsrecht
Retif de la Bretonne
Retorsion, s. Repressalien
Retouchiren 453
Retractrecht
Retz 454
Reuchlin 457
Reunionskammern, s. Ludwig XIV.
Reuß
Reuvertrag 462
Reval
Reventlau
Reverberation
Revers 463
Revolution
Revolutionstribunal 466
Reynolds 469
Rhabarber 470
Rhabdomantie
Rhachitis, s. Englische Krankheit 473
Rhadamanthus
Rhapsodien
Rhätien
Rhea
Rhea Sylvia 475
Rhede
Rheims
Rhein 476
Rheinbund 478
Rheinfälle 480
Rheingau 481
Rheingrafen, s. Raugrafen u. Wildgrafen 482
Rheinischer Fuß, s. Fuß
Rheinsberg
Rheinsberger
Rheinschifffahrt u. Handel, s. Schifffahrt u. Handel auf d. Rheine 483
Rheinschifffahrts-Oktroi
Rheinweine
Rhetoren
Rhetorik, s. Rhetoren, Redekunst und Redende Künste 489
Rhetorische Figuren
Rheuma 491
Rhodis
Rhombus
Rhone, Rhoneweine 492
Rhöngebirge
Rhythmus 482
Riccoboni
Richard der Erste 498
Richard der Zweite 500
Richard der Dritte 501
Richardson 503
Richelieu (Cardinal) 504
Richelieu (Herz. v.) 507
Richelieu (Herz. v.) 509
Richter 510
Richterliches Amt 514
Riedel
Riedinger 515
Rienzi
Riesen 520
Riesenbetten 521
Riesengebirge 522
Riesenweg
Riga 523
Rigas 424
Righini 525
Rigiberg 526
Rikoschettschuß, s. Rollschuß 527
Rimini
Rindviehzucht
Ringelgedicht, s. Rondeau 532
Ringelrennen
Rinteln
Rio de Janeiro
Ripineo 534
Ripperda 535
Risalit 536
Riß, s. Zeichenkunst
Ritornell
Rittenhouse
Ritter, s. Ritterwesen 537
Rittergut
Ritterorden 538
Ritterpferd 540
Ritterpoesie
Ritterschlag 550
Ritterspiele, s. Turniere
Rittersprung
Ritterwesen
Rituale 555
Rivarol
Rizzio
Robert der Erste 556
Robert von Abrissel, s. Fontevrauld
Robertson 558
Robespierre
Robinson 564

Digitized by Google

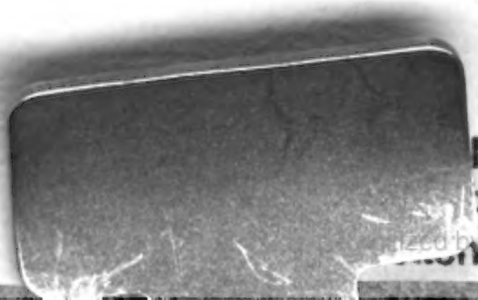
Digitized by Google

Digitized by Google



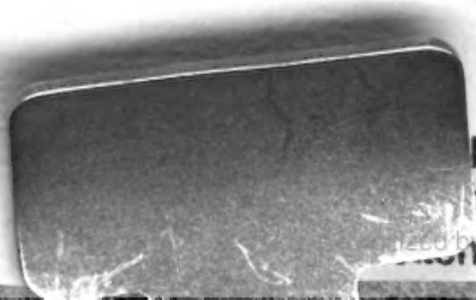
INRICH
inderei
burg/L

Digitized by Google



INRICH
kinderei
burg/L
Digitized by Google

Digitized by Google



INRICH
kinderei
burg/L
Digitized by Google

Digitized by Google